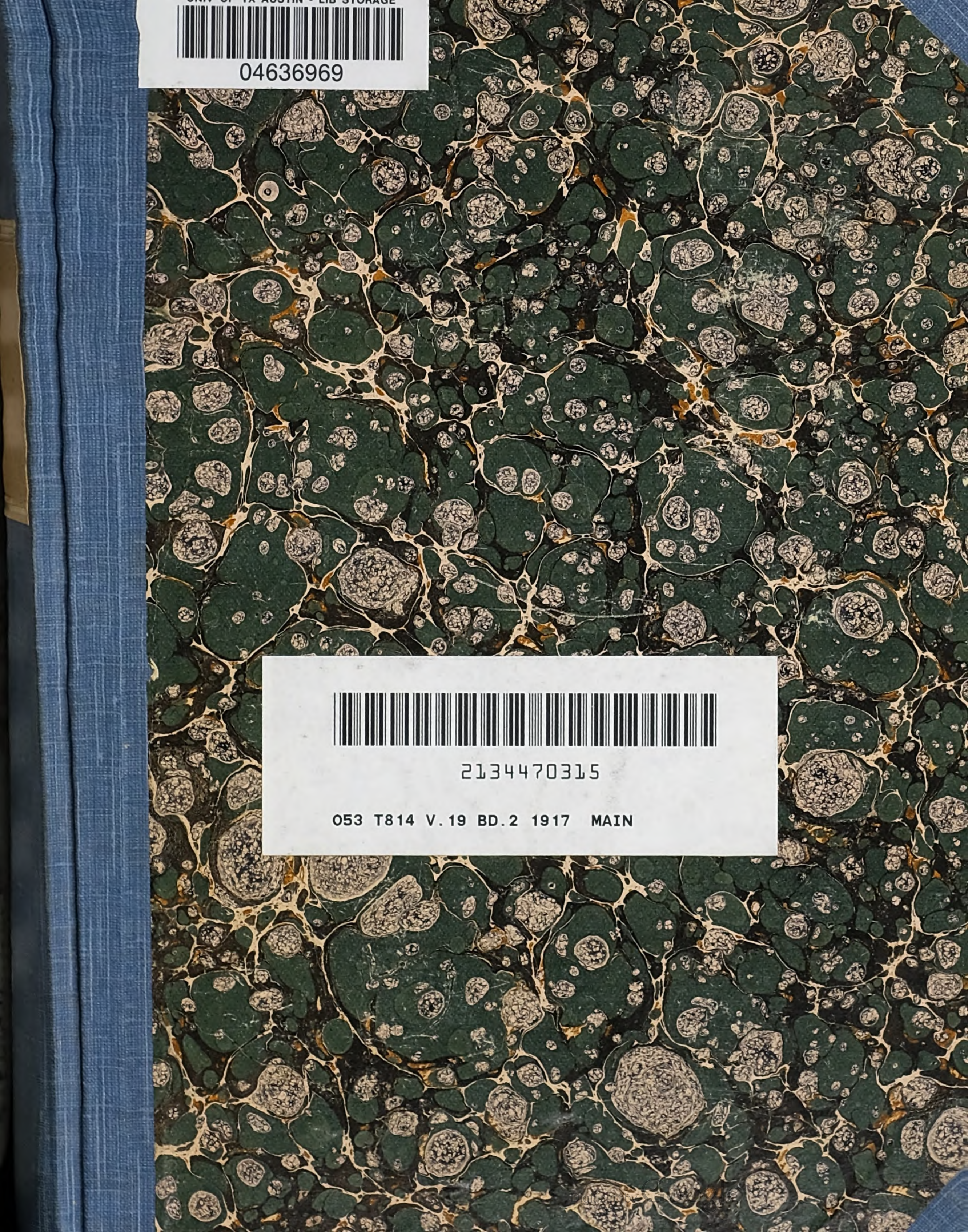
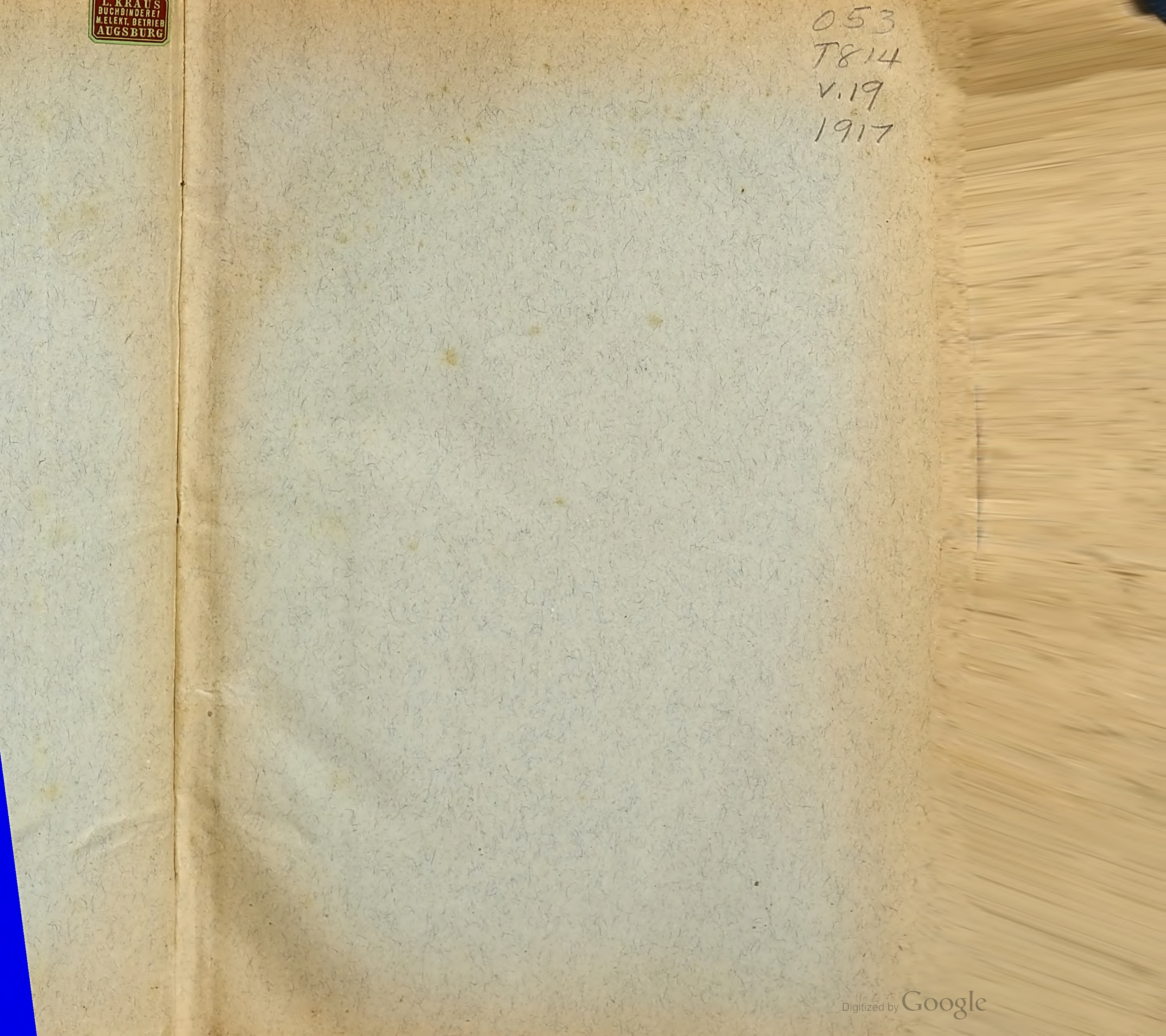


UNIV OF TX AUSTIN - LIB STORAGE
04636969
2134470315
053 T814 V.19 BD.2 1917 MAIN


L. KRAUS
BUCHBINDEREI
M. ELEKT. BETRIEB
AUGSBURG





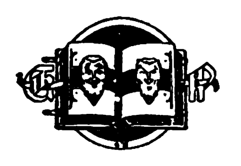
Der Türmer

Kriegsausgabe

Herausgeber: J. E. Freiherr von Grotthuß

Neunzehnter Jahrgang · Band II

(April bis September 1917)



Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen



Aufsätze

Besprochene Schriften

Türmers Tagebuch

Literatur

Bildende Kunst

Musik



Auf der Warte

Kunstbeilagen und Illustrationen



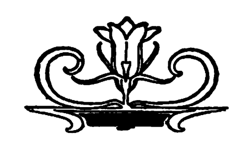
Notenbeilagen

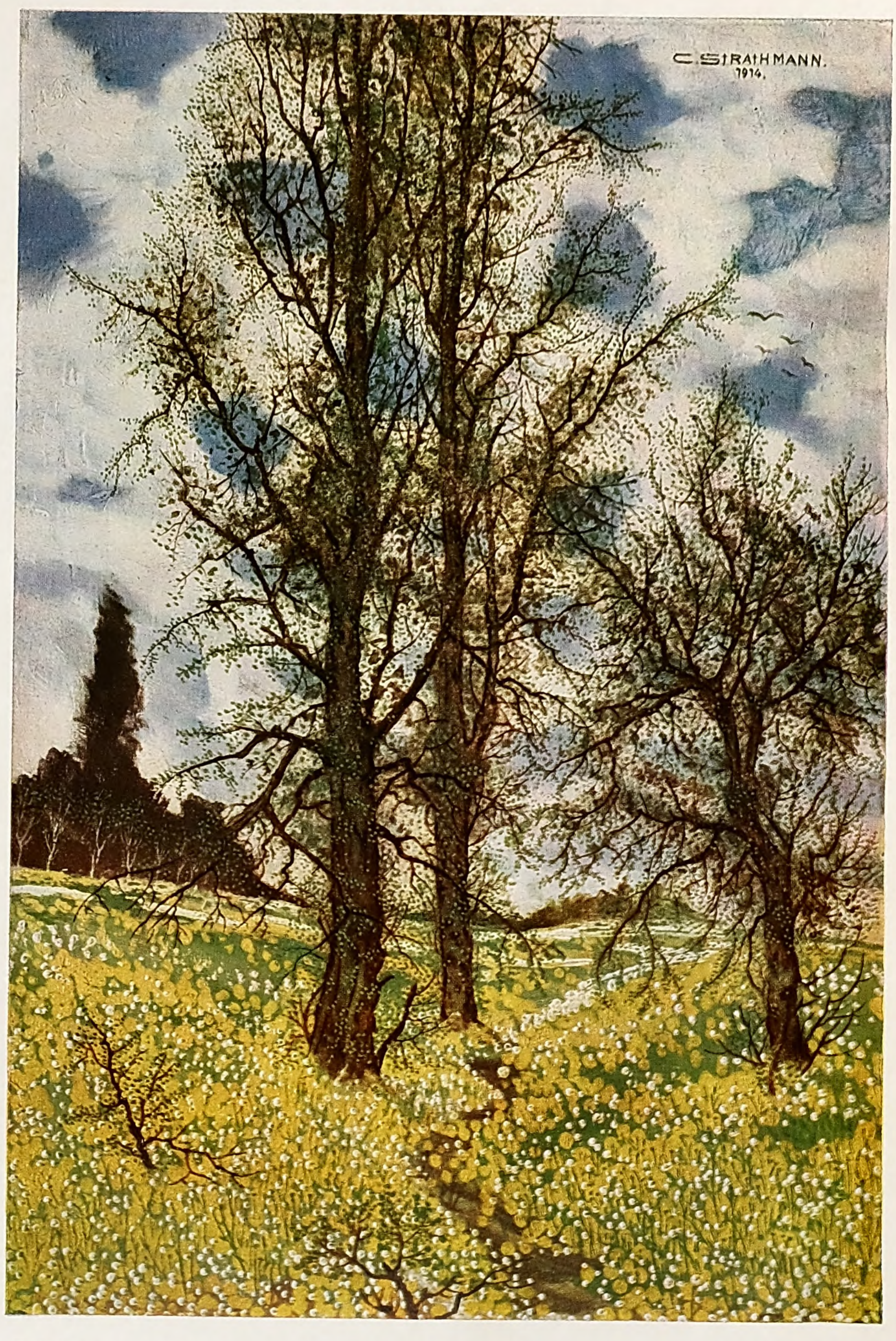
Briefe

Auf den Beilagen.

Eingesandte neue Schriftwerke

Auf den Beilagen.





Frühling

Karl Strathmann

Beilage zum Türmer



XIX. Jahrg. Erstes Aprilheft 1917 Heft 13

Englischer Sachsinn, deutscher Formelsinn

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Die Wurzel der englischen Politik ist eine gewohnt gewordene Befangenheit, die schon zu Friedrichs des Großen Zeit dieselbe war: England hat das Alleinrecht und ist auch daher zu jeglichem berechtigt. Aber hierdurch sind die Engländer untereinander einig. Ihre Minister mögen die alten und neuen Legenden reden — so wie wieder Lloyd George über Napoleon —, sie mögen mit Absicht in die Welt hinauslügen oder aus britischen Naivitäten die Wahrheit auf den Kopf stellen —, mit ihren Landsleuten sprechen sie als klare, denkwürdige Menschen, die sich unter ihresgleichen, unter Erwachsenen befinden. Das Gongschlagen, was die Kinder morgen für eine wunderbare Überraschung bekommen werden, und immer und immer sind's ungreifbare und unbegreifbare Orakelkünste, — ein bitterkeitsvolles Märchen der Weltgeschichte vom großherzigen Papa, der ein anvertrautes reiches Gut scheffelweise zu allen Fenstern hinausschenkt und doch nicht das Gesicht hat, seiner Familie, was ihr an Schulden und Untergang bevorsteht, offen zu bekennen —, sie sagt, daß es das in England nicht gibt. Die Jungfernrede Lloyd Georges als Premier hatte etwas, was an die Zeit der großen britischen Staatsmänner erinnern konnte, sie erwies deren Eigenschaft, den Dingen, wie sie für England liegen, ins Auge zu sehn und daraus Ziele und Entschlüsse zu bestimmen. [illegible] so mit viel abstraktem Überschuß an Geist, stets aber infolge von nüchterner Klarheit über die



Karl Strathmann



XIX. Jahrg. Erstes Aprilheft 1917 Heft 13

Englischer Sachsinn, deutscher Formelsinn

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Die Wurzel der englischen Politik ist eine gewohnt gewordene Befangenheit, die schon zu Friedrichs des Großen Zeit dieselbe war: England hat das Alleinrecht und ist auch daher zu jeglichem berechtigt. Aber hierdurch sind die Engländer untereinander einig. Ihre Minister mögen die alten und neuen Legenden reden — so wie wieder Lloyd George über Napoleon —, sie mögen mit Absicht in die Welt hinauslügen oder aus britischen Naivitäten die Wahrheit auf den Kopf stellen —, mit ihren Landsleuten sprechen sie als klare, denkwürdige Menschen, die sich unter ihresgleichen, unter Erwachsenen befinden. Das Gongschlagen, was die Kinder morgen für eine wunderbare Überraschung bekommen werden, und immer und immer sind's ungreifbare und unbegreifbare Orakelkünste, — ein bitterkeitsvolles Märchen der Weltgeschichte vom großherzigen Papa, der ein anvertrautes reiches Gut splendide zu allen Fenstern hinausschenkt und doch nicht das Gesicht hat, seiner Familie, was ihr an Schulden und Untergang bevorsteht, offen zu bekennen —, ich sage, daß es das in England nicht gibt. Die Jungfernrede Lloyd Georges als Premier hatte etwas, was an die Zeit der großen britischen Staatsmänner erinnern konnte, sie erwies deren Eigenschaft, den Dingen, wie sie für England liegen, ins Auge zu sehn und daraus Ziele und Entschlüsse zu bestimmen. Keineswegs mit viel abstraktem Überschuß an Geist, stets aber infolge von nüchterner Klarheit über die

Sachlagen blieb die britische Politik die siegreiche in jeder ihrer großen Krisen, seit mehr als 200 Jahren, als Ludwig XIV. die durch Frankreich erkämpfte Macht mit dem Weltbesitz Spaniens zu vereinigen dachte und sie durch die Waffen Österreichs, Deutschlands, Hollands die Weltführung in die Hand bekam.

Wenn unsere dreijährigen Kleinen zur Kunst im Leben des Kindes zu trachten beginnen, zeichnet die Mama oder die tugendhafte Gouvernante ihnen die Figuren so, die sie dann als Hieroglyphen sich gelehrig aneignen. Das ist der Mann, das ist die Frau, das das Haus, das Dampfschiff, die Kirche, der Apfelbaum, der Mond, die liebe Sonne. Es mag peinlich sein, ist jedoch nicht unwahr, daß bei uns diejenigen, die auch so in ihren Hieroglyphen leben, für höhere Politiker gehalten werden. Ich spreche ein andermal von unsern Gouvernanten, die auf die politische Wandtafel diese bewährten Stereotypen vormalen, heute nur von denen, welchen sie Denkinstrumente werden. Das ist der Nationalismus, das der Chauvinismus, das der Annexionismus, das der Militarismus, Rußland ist für Herrn Scheidemann der Zarismus, und wenn ein ehrlicher Deutscher ausdrücken will, in was für einer Art von Diplomatie wir regiert werden, so findet er wohl, daß es nach wie vor der Caprivismus sei. Tatsächlich ließen sich Worte Caprivis jetzt noch als die gedankenbildenden anführen, die aber niemals ein englischer Minister denken könnte, weil sie nicht gedacht sind. Caprivi gestand, er lasse sich bei jeder Regierungshandlung leiten von der Wirkung, die sie auf die Sozialdemokratie ausüben müsse. Als Überlegung ist das sehr angebracht in Fällen, wo da eine Beziehung ist (obwohl es gescheiter wäre, statt an die Herren von der Partei endlich mal an die volklichen Gesinnungen und die Fühlung mit ihnen direkt zu denken); als Ismus jedoch wird es vernichtend, da kann nur die stärkere Delila, der eingefleischte Ismus, den Simson, der in ihr politisches Zelt als freundlicher Schenker eintritt, bis in das Hirn und Mark verzehren.

Wenn die Philister im Zelt über Simson sind, bleibt keine Frist zu wohlabgestimmten Schalmeienklängen, da braucht es Posaunen und Trompeten, daß draußen die Mannschaften aufschrecken. Gewiß, es läßt sich auch nach allen feineren Kunstregeln über, für und wiederum gegen die Ismen akademisch-hochgewichtig reden. Vom „Nationalismus" sagt ein pseudonymes, als diplomatisches Offiziosum zu betrachtendes, aus sehr geschätzter Umgebung just vor dem Weltkrieg entflossenes Buch, betitelt „Grundzüge der Weltpolitik der Gegenwart": daß er „die extensive Komponente der nationalen Wachstumstendenz vertrete", und wenn wir dann anschließend lesen, daß der Nationalismus „seiner Natur nach nicht nur unersättlich, sondern auch ungeduldig" ist, „weder von den Kompromissen und Halbheiten etwas wissen will, mit denen die politische Aktion (!) sich in einer solchen Zeit immer vorläufig zufrieden zu geben scheinen (!) muß, noch von den leisen und stillen Allüren, die in einer solchen Zeit die erfolgreichen (!) sind" — siehe das Jahr 1914 —, so könnten wir zu den Halbheiten keinen herrlicheren Extraakzent bekommen, als die hälblich eingeflickten Wörtlein „vorläufig" und „zufrieden geben". „So laß mich scheinen, bis ich werde", — diese Mignonsklänge haben nun Jahr und Jahr bis zuletzt in die wildeste Sturmfahrt,

die Leben oder Untergang bedeutet, noch immer das Vertrauen auf die später zu enthüllende Weisheit am Steuerrad vertrösten müssen.

Englands Politik war weder unersättlich noch ungeduldig, nationalistisch wird sie der überlegenste Ismatiker bezeichnen müssen. Sie ist nicht anders, wie auch die römische mit Einschluß der Varusschlacht gewesen ist, die Geschichte kopierter jeweiliger Sachlagen, und in diesem Zeichen, in hoc signo, wird sie auch noch uns verholländern, trotz der Hindenburge und Tirpitze, wie heute die Tromp und de Ruyter hießen. Arminius opferte sich für keinen vertiftelten Segestes, er ließ ihn, wie bekannt ist, zu den Römern ziehn, er kämpfte für sein Volkstum, und der sein eigenes Herzensweib Thusnelda dafür hingab, ward so nach Tacitus der „zweifellose Erretter Germaniens“. Durch diesen Einen, der ein Mann und Überblicker war, der von den Römern gelernt und kapiert hatte, beginnt der Stillstand der sich fügenden stolzen Roma, während eine deutsche Zukunft und Geschichte ihren Anfang nimmt.

Schreibt ein Engländer über Weltpolitik, so denkt auch er nicht unersättlich. Aber er denkt als Engländer: wir und die foreigners, die andern. Nie trifft man in einem englischen Buche auf den Plural „Die Nationen“, wobei die Engländer mitgemeint und eingeschlossen sein könnten. Schreibt es der diplomatisch deutsche Denker, so wird sein Buch beherrscht durch die „Konstellation der Nationen“. Sie sind, so legt er dar, die ineinandergefügten Teile der politischen Weltkonstruktion, und für die Allüren der erwähnten Art von einer auswärtigen Politik ergibt sich aus dieser Konstruktion, daß die Aktion einer einzelnen Macht, die natürlich wir sind, nicht ausgeführt werden kann, ohne daß das ganze Gebäude in Bewegung geraten müßte. Quod erat demonstrandum, es geht auch ohne Patenschaft von Scheidemann. Der halbe Studierzimmer-Faust mit Wagner und Schüler steht in solchen Büchern, kathederhaft einkonstruiert, in die sich weigernde Welt der Wirklichkeiten, denn mit Worten läßt sich trefflich streiten, Systeme bereiten und mit der „geduldigen“ Bevölkerung zusammen auf höhere Art sich selber beschwichtigen. Wieviel Glauben zwar Lloyd George, Briand, Pokrowsky und selbst das Glöcklein Sonnino der Katheder-Politik nebst Säulenheiligen-Aszese schenken, haben sie in ihrer Antwort ja nicht vorenthalten.

Nur bei uns allein hat es gelingen können, die Gesamtkraft der Erkenntnisse aus dem Lebendigen hinauszumanövrieren auf die dürre Heide willensfremder Theoreme. Die da noch Widerstand leisten, müssen sich nun gefallen lassen, daß sie von Leuten, die nicht über den Rand eines Ismus sehn, nach dieser Marke sortiert werden, Nationalisten, Annexionisten usw., und von dem, was ist — von dem, was der einfachste Engländer zum politischen Objekt nimmt —, war mit konkretisierter Durchdenkung noch überhaupt nicht politisch die Rede.

Es war noch nie die Rede davon, wie wir für die Zeit nach dem Kriege versuchen müssen, die Staaten mit Hilfe des Krieges zu gruppieren. Der Ismus will sie versöhnen, er will sich begnügen, sie tüchtig durchgewalkt zu haben, und wenn er sie dann mit zerschlagenen Gliedern aus den Händen läßt, werden sie endlich ihm vertrauen und dankbar sein. Nach 26jähriger Ausprobierung, ob es derartige Psychologien gibt, und vollends noch, wenn drüben der Gegner,

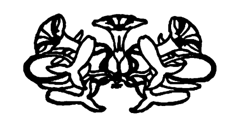
der Kluge, Gefürchtete steht, mit seinen großen Tonnen voll Lüge, Vergiftung, Bestechung, Erweckung von Illusionen à la Italien, und mit seinen Koppelleinen, an die er noch immer verstand und weiter verstehen wird, die Völker mit ihren Kritiklosigkeiten und bewundernden Führungsbedürftigkeiten anzulegen. Im Kriege glorreich, im Friedensschluß besiegt, wird Deutschland für den ganzen Rest seiner künftigen Existenz der große, schwer mit Recht bestrafte Friedensstörer heißen. Über wen wir keine dominierende Gewalt behalten, wo wir keine realen Garantien festhalten, da treten wir unausbleiblich diese territorialen, volklichen, militärischen, wirtschaftlichen Kräfte dem Feinde zur Verfügung ab, dessen ceterum censeo wir kennen und das wir ihm auch dann nicht entwinden, wenn wir ihm diesmal de Ruytersche Niederlagen noch beibringen sollten. Sämtliche Staatsgebilde, die wir nicht zu behandeln, aus der von uns freiwillig fingierten „Konstellation der Nationen" in die gleichen politischen Bedingungen und Frontstellungen mit uns selber einzureihen, wenn nötig einzuzwingen wissen, die sammeln wir um den Minotaurus des Deutschland verschlingenden Hasses, der uns, ob Siegern, ob Besiegten, in jedem Fall gewiß bleibt. Das gilt von Griechenland, Rumänien, die beide zu unseren natürlichsten Schicksalsverbündeten gehören, wovon sie nur die ans Verbrechen grenzende Dummheit abdrängen könnte oder konnte; das gilt von Serbien aus einem ganzen vielteiligen Fächer von Gründen; gilt vor allem von dem bösen Hunde, der da im nördlichen Westen uns am nächsten ist. Verlockend ist ja dies mühselige Erzieheramt an einem noch nie Erzogenen nicht, und schon darum überlassen wir es besser einer mittelbaren Gewalt, die froh um den Rückhalt ist, der ihr bisher noch nicht geboten war. Aber ob wir mögen, ob er, sie, es mag, das ist da nicht die Fragestellung; wir müssen, weil man so einen nach diesen Vorgängen nicht mehr sich selber überlassen darf, oder was dasselbe ist, dem andern, der ihn an seiner Leine dann schon weiter noch dressiert. Und so steht es um die ganze Politik nach dem Kriege. Ismen, verblendete, kindliche Ismen, stubengedachte Deduktionen sind es, nach dem Kriege müßten sich die Verführten gegen England wenden. Als ob es nach dem Kriege keinen Matin, Corriere, Nowoje Wremja mit Zahl-Empfangsstelle in London mehr gäbe.

Anderenteils brauchen wir Land. Nicht aus Nationalismen, noch aus Unersättlichkeit. Lediglich aus den realen Notwendigkeitsgründen, die höchste berufene Führer vom größeren Deutschland in geklärten Stunden sprechen ließen. Wir brauchen das Quantum Land, das ausreichend ist, um eine nicht mehr naturalwirtschaftlich ins Agrarische begrenzte Nation auch zu ernähren, eine solche, die nach dem Kriege angestrengter denn je durch Gewerblichkeit und Handel ihren Wohlstand wird halten und herstellen müssen, nicht für die Zunahme der Snobs, sondern weil das Geld nun einmal der nervus rerum ist. Wir brauchen Volksboden, damit unser Volkstum sich an Leben halten kann inmitten einer unbestrittenen „Konstellation" der Expansionen, die, wenn es sich um andere handelt, sehr berechtigt sind, und damit Deutschland nicht nur für seine Wehrkraft, sondern auch für die Hände, die an den Maschinen gebraucht werden, die Menschen zu produzieren die nötige Breite und Gesundheit jungbrunnenhaft behält. Nur

wer nichts weiß, stellt sich die wimmelnde Kinderzahl der Arbeiterkreise vor, und je kleinbürgerlicher diese aufsteigen, desto mehr wird sie noch sinken. Da dürfen Kolonien der Übersee erst in zweiter Linie stehn, und so nötig auch sie sind, müßten sie unter altportugiesischen oder holländischen Umständen auch uns nur zum Danaergeschenke werden. — „Ohne solchen Zuwachs an fruchtbaren Menschenleben wäre der Zuwachs an Naturschätzen nichts. — Umgekehrt: es ist todsicher, daß die Werte schaffende Arbeit von den toten Naturschätzen immer soviel an sich zieht, als sie braucht.“ Auch in diesem mittelbaren Sinne gilt die Binsenwahrheit: in Europa retten, ersiegen, begründen, sichern wir deutsche Kolonialländer. „Die wahre deutsche Kolonialpolitik ist daher nicht bloß eine Kolonialpolitik im Raume, sondern eine in der Zeit; eine Politik, welche dafür sorgt, daß jede Generation des deutschen Volks mit einer breiten Front in die Zukunft tritt.“ Die Zeit ist der Acker unserer Zukunft, und was ihn bestellt, ihn düngt und tragfähig hält, sind nicht die Dividenden derer, die ihn abzuernten oder die Ernte aufzukaufen scheinen, sondern sind lebensgesunde Volklichkeit, wurzelhafte Imponderabilien der Geschichtlichkeit, und mit ihnen im Einklang — nicht im Widerspruch, aber auch nicht im aufgedrängten Zwecksinn — Bildung, Unterricht und edlere Erziehung. „Das menschliche Leben ist vergleichbar . . . einer Pendelbewegung zwischen der idealen und materiellen Welt. Der Pendel schlägt tief hinein in das Materielle, um in dieser Bewegung lebendige Kraft aufzuspeichern. Mit dieser Kraft kehrt er zurück und taucht ebenso weit hinein in die ideale Welt: je tiefer er taucht, mit um so mehr Kraft und Ausdauer kehrt er zurück und gibt die gewonnene lebendige Energie wiederum in der Arbeit an die materielle Welt aus.“

Worte von Dr. Georg Wilhelm Schiele aus dem Büchlein (1,50 M) „Wenn die Waffen ruhn!“ Ein Katechismus, der die Gesamtheit unserer tausendteiligen Fragen, so auch vor allem die soziale nebst der sozialdemokratischen, aus der Räson der Gründe und des Herzens behandelt und sie den Lösungen damit näher als mit irgendwelchen Postulaten oder Angstmeiereien bringt. Für solche freilich, die die dem Leben selber sich entringenden Forderungen des Volkstums in das Wort von lästiger Ungeduld zu bringen suchen, ist beschämender nichts, als dieses Buch zu lesen.

Aber vielleicht kommt dem betreffenden Pseudonymus unserer Weltpolitik dabei sein eigenster Satz in den Sinn, den er bei der papierenen Behandlung eines konstruierten allzudeutschen Nationalismus schrieb: daß „das ältere und gebildetere England sich an die Sache hält“. Er wird, so ungeläufig ihm das sein mag, die Entdeckung machen, daß wir schon auch von England lernen und neben den Doktrintyrannen, die sich am Kotau Regierender ergötzen, wirkliche Politiker auch in Deutschland schon herangewachsen sind. — 21. Dezember 1916.



Die schwedische Margret

Eine Kriegs- und Hexengeschichte aus Nordschleswig

Von Erich Schlaikjer

Das uralte Städtchen lag an einer offenen Bucht der Ostsee. Man wollte wissen, daß es in der grauen Vorzeit aus einer Ansiedlung von Fischern entstanden sei. Jedenfalls war der Hang zur See seinen Bewohnern treu geblieben. Fischer gab es da auch heute noch genug. Wenn die Jungens bei der Konfirmation flügge wurden, gingen sie als Schiffsjungens aufs Meer. An größeren Geschäften waren einige Werften und Holzhandlungen vorhanden, die wiederum mit dem Meer zusammenhingen. Das Meer beherrschte das Städtchen. Es sang seinen grauen Zauber in die Träume des Knaben hinein. Es rief den werdenden Jüngling zu sich. Es war das gefahrvolle Kampffeld des Mannes und wurde die letzte Ruhestätte für allzuviele. Selbst die Greise vergaßen das Meer nicht. Wenn sie zu erzählen begannen, lebte in ihren Schilderungen das Meer auf, mit Sturm und Untergang und fremden, heißen Küsten ... so wie sie es in einem langen Leben an sich erfahren hatten.

Das Städtchen selber war auf Grund genauer Kenntnis dem Meer gegenüber offenbar mißtrauisch gewesen. Es hatte sich in den hintersten Winkel der Bucht zurückgezogen und sich warm in eine Bodensenkung hineingebettet. Von drei Seiten war es von waldbestandenen Hügeln umgeben. Nur die Seite aufs Meer hinaus war offen.

Wenn ein lachender Sommer im Land war, fehlte es den Bewohnern des Städtchens niemals an angenehmen Ausflugsorten. Der Wald trat von zwei Seiten fast unmittelbar an die Stadtgrenze heran und lud ganz von selber zu einem Aufenthalt in seinen grünen Schatten ein. Hier hatten sich denn auch die verschiedenen Gasthäuser angesiedelt, die den Ausflügler durch Küche und Keller zu erquicken trachteten. Nur im Südwesten der meilenweit gedehnte und dunkle Räuberwald hatte eine scheue Zurückgezogenheit bewahrt. Man mußte immerhin drei Viertelstunden wandern, bis man in seine Dämmerung eintreten konnte, und das war den bequemen Städtern zuviel. Nach einem kurzen Spaziergang vors Tor mußten auch gleich ein behaglicher Ruheplatz und der Nachmittagskaffee winken.

Vielleicht war das der Grund, warum der Räuberwald auf die Bewohner des Städtchens immer wie ein etwas unheimliches Gebiet wirkte. Die Räuber jedenfalls, die nach der Stadtchronik hier einmal vor zwei Jahrhunderten gehaust haben sollten, konnten es unmöglich sein. In einer fernen Vergangenheit, zu der nur noch dunkle, geheimnisvolle Sagen zurückführten, waren sie bereits durch die Hand des Henkers oder auf natürliche Weise gestorben. Nicht einmal das Gerücht wagte die Behauptung, daß es in dem gegenwärtigen wohlgehaltenen Königlich Preußischen Wald derartige lichtscheue Menschen gäbe. Nur der Name war zurückgeblieben, und die Bewohner des Städtchens waren viel zu aufgeklärt, um

sich vor so einem Namen aus uralten Zeiten zu fürchten. Sie kannten den Räuberwald nicht. Er lag ihnen zu fern, und darum trug die Phantasie allerhand dunkle Dinge hinein. Die Wälder, die sich fast bis an die Stadtgrenze herandehnten, waren die zivilisierten Wälder, mit denen man in einem geregelten Sonntagsverkehr stand. Der Räuberwald war wie ein finsterer Urwald, in dem noch die Schatten der Vergangenheit lagen.

Am Ende hatte daran auch das sogenannte Spukhaus teil, das mit seinem Gärtchen unmittelbar am Eingang des Waldes lag. Seit mehr als einem halben Jahrhundert lag es hier in Sturm und Regen und ward von keines Menschen Fuß betreten. Ohne Frage: es machte einen unheimlichen und verfallenen Eindruck und konnte selbst einen unerschrockenen Mann mit einem Gefühl des Unbehagens erfüllen. Hier und da saß noch eine halb erblindete Scheibe. An andern Stellen aber waren die verfaulten Fensterrahmen ganz von selber herausgefallen, und an dunklen Herbstabenden strich der Wind klagend durch die Räume.

Im Städtchen wußte man aber doch, wie das alles zusammenhing und geworden war. Die alten Leute hatten ja noch erlebt, daß hier eine redliche Waldarbeiterfamilie wohnte, die durch ihre Sauberkeit und ihre blitzblanken traulichen Fenster in der ganzen Umgegend berühmt gewesen war. Sie hatten das Haus noch gekannt, als es ein sonntäglich geputztes und ehrbares Ding war. Vor allem aber: was hatte der Räuberwald damit zu tun? Oder nahm man etwa an, daß der Mörder damals vom Räuberwald verschlungen worden war? Und hatte die Phantasie des Volkes den einsamen Wald instinktiv zu einem Mitschuldigen des furchtbaren Verbrechens gemacht? Aber was konnte der Räuberwald dafür, daß er einsam wurde, wenn alle Menschen ihn mieden. Das war doch gewiß nicht seine Schuld.

Die Sache war damals vor mehr als einem halben Jahrhundert zwar schlimm gewesen, aber schließlich doch einfach genug und ohne mystische Beimengung. Im Rathaus der Stadt residierte noch der dänische Amtmann. Das Unglück hatte sich bald nach achtundvierzig zugetragen und war in den Gerichtsakten der damaligen Zeit aufgezeichnet.

An einem heißen Julinachmittag waren der Waldarbeiter und seine Frau im Räuberwald mit ihrem Erwerb beschäftigt. Er hatte Bäume gefällt, und sie war auf die Beerensuche gegangen. Um die sechste Stunde des Nachmittags aber, als die Sonnenstrahlen bereits schräge fielen und die heiße Glut des Tages nachgelassen hatte, war vom Städtchen her ein fremder Mann des Wegs gekommen. Er hatte einen großen, schwarzen Vollbart getragen und hatte mit seiner braunen Haut und den dunklen Augen einen etwas südländischen Eindruck gemacht. Die Leute im Städtchen, die ihn gesehen und gesprochen hatten, wollten nachher behaupten, daß es ein Zigeuner gewesen sei. Darüber aber war niemals etwas bekanntgeworden. Jedenfalls hatte er durchaus nicht wie ein Zigeuner ausgesehen. Er war ganz im Gegenteil wie ein ehrbarer Mann der dortigen Gegend gekleidet und hatte einen fast wohlhabenden Eindruck gemacht.

Bei dem schmucken Häuschen der Arbeiterfamilie hatte er haltgemacht und hatte der siebzehnjährigen, stark entwickelten Tochter, die im Vorgärtchen mit den

Gemüsebeeten beschäftigt war, die Zeit geboten. Dabei hatte er einige Anmerkungen über das anheimelnde Äußere des Häuschens gemacht, und hatte auch dem jungen Mädchen allerhand schmeichelhafte Dinge gesagt, die ein junges Weib gern hört. Das wußte man, weil das fünfjährige Brüderchen bei der Schwester herumgespielt hatte und nachher darüber aussagen konnte. Schließlich hatte er ganz bescheiden um ein Glas Milch gebeten und Bezahlung angeboten. Das junge Mädchen erwiderte, daß sie nur Ziegenmilch hätten. Wenn er damit vorliebnehmen wolle, könne er gerne ein Glas haben, und Bezahlung pflegten sie für so etwas nicht zu nehmen. Er hatte dankbar zugestimmt, und da er einen so ordentlichen Eindruck machte, hatte sie ihn ins Haus gebeten. Nun war er in den Garten getreten und hatte dem kleinen Brüderchen fünf Hamburger Schilling gegeben, wofür er ihm im Wald einen großen schönen Blumenstrauß pflücken sollte. Im besonderen auf eine Blume, die in der Gegend selten war, hatte er Wert gelegt. Das junge Mädchen hatte zwar widersprochen. Da er aber seine Milch nicht bezahlen durfte, hatte er darauf bestanden, auf diese Weise ein Gegengeschenk zu machen. Dann waren sie lachend und scherzend ins Haus getreten, und das Brüderchen war in den Wald gegangen.

Als er nach stundenlangem Suchen zurückkam, fand er das Häuschen verschlossen, im übrigen aber unberührt. Abends um acht aber, als die Eltern kamen und die Zimmer öffneten, fanden sie in der Wohnstube auf dem Damastsofa, das ihr Stolz und ihre Wohlhabenheit war, die entkleidete Leiche ihrer Tochter, schändlich durch Schnitte und Stiche mit einem Messer zugerichtet. Es war ein Lustmord an ihr begangen worden. Von dem fremden Mann aber sah und hörte man niemals wieder etwas. Man nahm an, daß er in den Räuberwald hinein und durch ihn hindurchgegangen sei. In das Städtchen war er jedenfalls nicht zurückgekommen.

Das Gerücht von dem schweren Verbrechen verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Was die Polizei der damaligen Zeit an Hilfsmitteln besaß, wurde in Tätigkeit gesetzt. Von Nordschleswig bis Altona hinunter war der ganze behördliche Apparat in fieberhafter Bewegung. Bald wurde in Angeln, bald an der friesischen Westküste, bald unten in Holstein irgend jemand verhaftet. Aber immer war es der Verkehrte. Der fremde Mann schien vom Erdboden verschwunden zu sein.

Die Waldarbeitersleute aber begruben ihre Tochter und ihr Glück und verließen das Haus. Wenn sie jemand fragte, warum sie wegwollten, antworteten sie nur: „Es litte sie nicht mehr in den alten Räumen." Sowohl der Mann wie die Frau waren nach dem schrecklichen Vorfall sehr wortkarg geworden. Sie blieben noch eine Weile in dem kleinen Städtchen und gingen dann vier Meilen südlich nach Flensburg, wo sie plattdeutsche Verwandte besaßen. Seitdem war das Haus ein verrufener und verfemter Ort und verfiel im Wechsel der Jahre und des Wetters.

Der Förster erzählte, er habe an einem dunklen Herbstabend die Schreie des ermordeten Mädchens durch das Haus gellen hören. Alte Frauen, die im Räuberwald Beeren sammelten, brachten die wunderlichsten Dinge heim. Eine von ihnen hatte an einem hellen Julinachmittag, genau um die Stunde des Mordes, den

fremden Mann wie damals an dem verhängnisvollen Tag am Gartenzaun stehen sehen. Die Kleidung habe bis in die kleinsten Einzelheiten mit der Schilderung der Leute übereingestimmt, die ihn damals gesehen hatten. Er habe sich an den Zaun gelehnt und in den Garten hineingesehen. Dann habe er dreimal schwer geseufzt und sei in den Räuberwald gegangen. Die Beerenfrau aber war von einem so eiskalten Schreck gepackt worden, daß sie ihre Beeren von sich warf und ins Städtchen hineinlief, was die Beine sie nur tragen wollten. Sie meldete noch am selben Abend ihre Wahrnehmungen der Polizei und war bereit, sie zu beschwören. Ein Protokoll wurde auch aufgenommen, aber alle Nachforschungen blieben vergebens.

Eine andere Frau, die im Wald für ihren armen Haushalt Reiser und vom Sturm heruntergewehte Äste sammelte, hatte wieder etwas anderes erlebt. An einem Sommerabend habe sie mit ihrem schweren Bündel am Waldrand dem Häuschen gegenüber ausgeruht. Es sei genau acht Uhr gewesen, denn sie habe die schwachen Klänge vom Turm der fernen Stadt hören können. Im Vorgarten des Häuschens sei niemand gewesen. Als sie aber wieder hingeblickt habe, sei plötzlich mitten im Garten die Tochter der Waldarbeitersleute gestanden und habe zu ihr hinübergenickt und gelacht. Dann habe sie sich über die Beete hinabgebeugt und sei mit dem Gemüse beschäftigt gewesen. Auf einmal aber habe sie einen gellenden Schrei ausgestoßen und sei in wilder Flucht ins Haus hineingelaufen. Die Frau selber war vor Entsetzen in Ohnmacht gefallen und wurde eine Stunde später von einem Holzfäller gefunden und heimgebracht.

Seitdem stand in dem ganzen Städtchen fest, daß es in dem Haus nicht geheuer sei. Aus einem Wust von Geschichten, an dem die aufgescheuchte Phantasie einen nicht geringen Anteil hatte, schälte sich nach und nach ein sozusagen sachlicher Kern heraus, der allgemein geglaubt wurde. Der fremde Mann sei gestorben. Darum habe die Polizei ihn zwischen Nordschleswig und Altona nicht finden können. Es sei ihm aber die Ruhe im Grabe genommen, und er müsse zur Strafe ewig am Haus des Verbrechens vorübergehen und im Wald verschwinden. Das junge Mädchen wiederum könne nicht schlafen, weil die irdische Gerechtigkeit den Mord nicht gesühnt habe. Das Haus, in dem ihr ungerächtes Blut vergossen sei, solle verflucht sein. Darum zeige sie sich im Garten wie sonst, und darum höre man an dunklen Herbstabenden ihre gellen Schreie durch das Haus klingen. Es laste eine Blutschuld auf diesem Stück Erde, und diese Schuld solle im Bewußtsein der Menschen lebendig erhalten werden. Wohl jedem ehrlichen Christenmenschen, der nicht nötig habe, diese Stelle des Schreckens zu betreten! Man hätte selbst einem tapferen Mann des Städtchens einen hohen Lohn bieten können, wenn er auch nur eine Stunde zur Nachtzeit in dem Häuschen verbringen wollte: er hätte das Geld nicht verdient. Teils hätte er sich gefürchtet, teils aber wäre ihm der Handel auch als ein frivoles Spiel mit dunklen unheimlichen Mächten erschienen.

Das Geschlecht, das den Mord in der Fülle seiner Jahre erlebt hatte, war längst gestorben und begraben. Kleine Knaben von damals waren alte Leute und entsannen sich der Sache nur wie eines fernen, unheimlichen Traums, der durch

ihre unschuldigen Kinderjahre gegangen war. Nur die allerältesten Leute des Städtchens hatten die Zeit wirklich mit Bewußtsein erlebt und konnten von den Einzelheiten Kunde geben. Und sonderbar: je älter sie wurden, um so mehr trat grade diese Zeit in ihrem Bewußtsein hervor. Es war ihnen, als habe sich damals in dem Städtchen wirklich etwas ereignet und seitdem nie wieder. Für die Erlebnisse der jüngeren Welt hatten sie nur ein mitleidiges Achselzucken. Was war das alles gegen die gruselnde Aufregung, als man damals den fremden Mann suchte?

Mochten aber auch diese letzten Zeugen des schweren Verbrechens sterben und vergehen: das Haus am Waldrand blieb. Es verfiel in Regen und Sturm, aber die ungesühnte Blutschuld lastete noch immer auf ihm. Noch immer gellten die Schreie des bleichen jungen Mädchens durch die einsamen Räume, und noch immer wollten die Seeleute des Städtchens lieber mit einem wilden Sturm am Kap Horn anbinden, als eine Nacht im Spukhaus schlafen.

An einem Novembertag aber kam ein großes, starkes, bereits ergrautes Weib durch das Nordertor hinein. Es goß in Strömen, so daß man keinen Hund hätte hinausjagen mögen. Der gemütliche Bäckermeister Asmussen wollte grade mit einigen kühnen Sprüngen über die Straße wutschen, um in Madam Jensens Schenke auf der andern Seite sich mit einem heißen Grog über das nasse Elend zu trösten, als er von der Frau angerufen wurde.

„Teufel auch,“ dachte Asmussen, „bei dem Hundewetter soll man noch Auskunft geben.“

Er war entschlossen, verflucht kurz angebunden zu sein. Als er dann aber die bis auf die Haut durchnäßte Frau vor sich stehen sah, der lange graue Haarsträhnen um den Kopf herabhingen, wurde er doch weicher und setzte ihr vernünftig auseinander, wo sie eine billige Herberge für arme Leute finden könne. Leicht war die Unterhaltung keineswegs. Die Frau sprach schwedisch und mischte hochdänische Brocken hinein. Asmussen aber beherrschte nur den plattdänischen Volksdialekt Nordschleswigs.

„Eine Landstreicherin in den Jahren hat es nicht leicht“, ging es ihm durch den Sinn, als er zu Madam Jensen hineinschlüpfte. Und er freute sich, daß er ein solides Haus und eine gute Bäckerei geerbt hatte.

Die Frau pilgerte durch den dunklen Regen weiter und stand schließlich in einem schmalen Seitengäßchen vor der niedrigen Herberge der dicken, robusten Frau Bertelsen, wo Handwerksburschen und allerhand fahrendes Volk zuhielten. Einem ehrbaren Bürger schauderte immer ein wenig die Haut, wenn er hier vorüberging.

In dem schwach erhellten dunstigen Schenkzimmer saßen zwei liederliche vagabundierende Frauenzimmer, ein Handwerksbursche und ein kleiner Schlächtermeister aus der Stadt, von dem Frau Bertelsen Fleisch kaufte. Alle drei waren halb betrunken.

Die fremde Frau blieb mit ihrem großen Wachstuchbündel zunächst in der Tür stehen. Ihre Kleider trieften, und Frau Bertelsen sandte ihr darum einen wenig freundlichen Blick.

Sie möchte gern über Nacht bleiben, sagte sie dann.

Ob sie Geld habe, fragte Frau Bertelsen. Viele Umstände wurden in dem Lokal nicht gemacht.

Ja, das habe sie.

Sie möchte auch gern eine Tasse heißen Kaffee und trockenes Schwarzbrot haben.

Ob sie alles im voraus bezahlen könne?

Ja, das könne sie.

Ob sie in dem Bündel trockene Kleider habe?

Auch das war in Ordnung.

„Bring' sie hinauf, Emma", sagte Frau Bertelsen dann zu einem halbwüchsigen Mädchen, das in der Ofenecke saß. „Sie kann die Dachkammer nach dem Hof hinaus kriegen."

Als die fremde Frau in trockenen Kleidern wieder hinunterkam und den heißen Kaffee mit Schwarzbrot verzehrte, war das Gespräch am Nebentisch auf das Spukhaus gekommen. Die zwei Dirnen wollten an Geister nicht glauben, weil sie zu roh waren. Der Handwerksbursche nicht, weil er auf seinen Reisen zu aufgeklärt geworden war. Der Schlächtermeister und Frau Bertelsen aber tischten immer grausigere Spukgeschichten auf und schworen bei Gott und allen Heiligen, daß es die Wahrheit sei. Das Haus selber und die ganze Geschichte des Hauses wurden im Gespräch lebendig.

Schließlich stolperten die beiden Dirnen und der Handwerksbursche in ihre Kammer hinauf, wobei einige saftige Späße ihnen das Geleit gaben. Frau Bertelsen und der Schlächter aber blieben zurück und entrüsteten sich über die Zweifelsucht, die sie mit ihren solid beglaubigten Spukgeschichten gefunden hatten.

Wem das Haus gehöre, fragte dann auf einmal die Stimme der fremden Frau.

Wem das Haus gehöre? Frau Bertelsen und der Schlächter sahen sich plötzlich so erstaunt an, als ob sie von einer ganz andern Welt zurückkämen. Sie waren von Kind an so gewöhnt, das Spukhaus als einen verrufenen herrenlosen Geisterort zu betrachten, daß die Frage nach dem bürgerlichen Eigentümer sie ganz perplex machte.

Wem das Haus gehöre? Sie mußten sich ordentlich erst besinnen. Ja, die ursprünglichen Waldarbeitersleute waren in Flensburg gestorben. Die kamen also nicht in Frage. Die Tochter war ja ermordet. Die war also auch aus dem Spiel. Aber dann war ja noch das kleine Brüderchen da, das damals im Garten gespielt hatte. Was aus dem geworden war, wußte Frau Bertelsen nicht; aber das konnte der Schlächter berichten. Der sei erst ein Menschenalter als Matrose zur See gefahren und habe augenblicklich einen kleinen Kramladen für Seeleute in Flensburg.

„Aber warum fragen Sie im Grunde danach?" meinte jetzt plötzlich der Schlächter, dem es zum Bewußtsein kam, daß die ganze Untersuchung der Eigentumsverhältnisse ja vollkommen sinnlos sei.

„Ich möchte da wohnen."

„Gott sei uns gnädig!" rief Frau Bertelsen und hielt sich an der Stuhllehne fest. Sie hatte einen so starken Schreck bekommen, daß ihre Brust keuchte.

„Emma, geh zu Bett“, befahl sie dann der Tochter. Das war nichts für Kinder.

Emma ging.

„Wollen Sie mir erklären, wie Sie dazu kommen, derlei Reden zu führen?“ sagte nun der Schlächter mit der Bestimmtheit eines Mannes, der keinen Unfug mit seiner Person duldet.

„Ist es so sonderbar, daß eine Landstreicherin ein festes Dach über dem Kopf haben möchte?“

„Ich will mich zu Bett legen“, sagte Frau Bertelsen. „Gehen Sie auch schlafen, Meister. Es lohnt nicht, daß man sich mit so schrecklichen Dingen aufregt.“

„Suchen Sie sich für Ihren gotteslästerlichen Kram andere Leute aus und danken Sie dem Himmel, daß Sie die Nacht in einem ehrlichen Haus schlafen können“, sagte sie dann zu der Landstreicherin.

Eine halbe Stunde später lag die kleine Herberge in tiefem Dunkel.

Die fremde Landstreicherin kam am nächsten Morgen mit keiner Silbe auf die Sache zurück; aber sie behielt ihre Kammer und ließ unter der Hand nicht locker. Nach drei Tagen brachte ihr die Post aus Flensburg einen Brief von dem augenblicklichen Besitzer des Hauses. Er habe das Haus seit jenem Schreckenstag seiner Kinderjahre nicht mehr betreten, schrieb er. Wenn er das Haus hätte loswerden können, hätte er es längst verschenkt, aber jedermann habe sich vor diesem Geschenk wie vor der Pest gefürchtet. Mitunter sei er auf den Gedanken verfallen, es in Rauch und Flammen aufgehen zu lassen. Da die Leute aber sagten, daß der Geist seiner ermordeten Schwester dort umgehe, wäre ihm immer gewesen, als wenn er ihr damit etwas zuleide täte. Er habe darum einfach das Haus stehen lassen, bis es verfaulte und eines Tages von selber in sich zusammenfiele. Es sei ihm aber immer wie ein Schandfleck auf dem Namen seiner ehrenwerten Eltern gewesen, daß sie in ihrer Heimat ein so häßliches Denkmal hinterlassen sollten, und er habe in mancher stillen Stunde Gott gebeten, die schreckliche Last doch von ihm zu nehmen. Sie habe ihm darum mit ihrem Brief eine große Freude bereitet. Es sei ihm nicht anders, als habe nun die Stunde der Erlösung geschlagen — — — für das Andenken seiner toten Eltern, für den ruhelosen Geist der Schwester, für ihn selber, für das Haus, für sie alle. Er betrachte sie als eine von Gott selber Gesandte und wolle das Haus gern in ihre Hände legen. Er sei nicht wohlhabend genug, um ihr bei den notwendigen Reparaturen beizustehen. Aber ebensowenig wolle er einen Kaufpreis verlangen. Sie mache ganz im Gegenteil ihm ein Geschenk, und er werde ihr bis ans Ende seiner Tage unauslöschlichen Dank bewahren. Wenn nun wieder ein Mensch in die verfallenen Räume einzöge und eine menschliche Hand sich des verfaulten Elends annähme, würde vielleicht auch der alte Segen wiederkommen. Der Herr segne Sie und behüte Sie, schloß der Brief.

So kam die schwedische Landstreicherin unvermutet in den Besitz von Haus und Garten. Als Frau Bertelsen die Kunde in der Nachbarschaft verbreitete und wunder dachte, was für Sensation sie ernten würde, kam sie mit verhaltenen Tränen und Wut in der Stimme nach Hause. Sie war zum ersten Male in den Verdacht geraten, nicht ganz bei Trost zu sein. Ja man hatte sogar auf das Gerücht an-

gespielt, das ihr eine heimliche Vorliebe für geistige Getränke zuschrieb. Der Bäckermeister Asmussen, der sich als besonders sachverständig betrachtete, weil er als erster mit der schwedischen Landstreicherin gesprochen hatte, hatte ihr in diesem Zusammenhang sogar ein höhnisches „Prost" zugerufen, als er am Spätnachmittag an der Herberge vorüberging und sie grade im Zimmer damit beschäftigt war, sich einen kleinen unschuldigen Grog zu machen.

Nach dem tiefen Fall kamen aber dann die Tage der glorreichen Auferstehung. Sie hatte doch recht gehabt! Der Polizeisekretär hatte selber am Stammtisch erzählt, daß die Fremde sich als Besitzerin des Hauses gemeldet habe, und daß die Akten in Ordnung gebracht würden. Auf die erstaunte Frage der Bürger, wie eine solche Person Hausbesitzerin werden könne, hatte er nur mit einem gleichmütigen Achselzucken geantwortet. Warum nicht — wenn die Papiere in Ordnung waren? Das aber waren sie. Geradezu musterhaft. Margarete Hansdatter aus Sjöholm in Schweden. Daran war nicht zu rütteln. Geburtsschein und Taufschein waren vorhanden. Sogar einen ehelichen Mann hatte sie gehabt. Der war freilich lange tot; aber der Trauschein war noch da. Auch sonst hatte sie offenbar auf Ordnung gehalten. Die Listen konnten mit vollster Genauigkeit ausgefüllt werden. Damit war jeder Zweifel beseitigt. Die regelrechte Übernahme des Hauses war amtlich verbürgt. Außerdem war sie auch bereits eingezogen, und die berufsmäßigen Arbeiter des Räuberwaldes — Förster, Waldarbeiter und Arbeiterfrauen — hatten sie mit hellem Entsetzen an den Außenwänden des verfluchten Hauses herumhantieren sehen. Nun war also die Menschenhand da, die sich der verfaulenden Schande annahm, und nun sollte nach der Hoffnung des alten Matrosen der Segen kommen. Aber der Segen kam nicht. Der Fluch des Hauses ging auf die fremde Schwedin über.

Nachdem sich die wilden Gerüchte gelegt hatten, die das ungeheuerliche Ereignis zunächst hervorgerufen hatte, schien freilich alles gut gehen zu sollen. Die „schwedische Margret", wie sie genannt wurde, lebte völlig für sich. Sie richtete an niemand ein Wort, der sie nicht zu sich heranrief. Sie ging in kein Haus, in das sie nicht gebeten wurde. Sie kam in das Städtchen nur, wenn sie notwendig dort zu tun hatte. Sie blieb so gut wie immer im Spukhaus und im Räuberwald. Wer aber hätte ihr grade diesen Aufenthalt streitig machen mögen?

Auch ließ sich ja nicht leugnen, daß das Haus unter ihren nimmer rastenden Händen ein freundlicheres Aussehen gewann. Sie war offenbar eine Frau, die mancherlei Arbeit verstand und sich zu einem soliden, wurzelfesten Dasein entschlossen hatte. Handwerker gab es für sie ja nicht. Einmal hatte sie kein Geld, und selbst für Geld hätte sich niemand gefunden, der an dem unehrlichen Haus gearbeitet hätte. Sie mußte darum vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht allein tätig sein. Hatte sie für ein Fenster kein Glas, schlug sie ein Brett davor. Farbtopf und Pinsel halfen dem äußeren Ansehen auf. Was schief hing, wurde gerichtet und festgenagelt. Was schmutzig war, wurde gescheuert und sauber gemacht. Sogar auf dem Strohdach sah man sie herumklettern, um die schadhaften Stellen auszubessern. Allmählich würde das Haus schon menschliche Formen annehmen, und dann war immerhin ein Schandfleck am Eingang eines schönen

Waldes beseitigt. Man selber ging ja nicht in den Räuberwald — Gott bewahre! — aber fremde Touristen suchten den in seiner Art berühmten Wald auf, und dann machte das verfaulte Haus doch einen schlechten Eindruck.

Es kam hinzu, daß sie offenbar das Zeug hatte, eine sogenannte „kluge Frau" zu werden. Sie kannte heilende Kräuter, die sie zum Verkauf anbot, und die in der Tat vortrefflich sein sollten. Die Bauersfrauen der umliegenden Dörfer, die das Spukhaus nur vom Hörensagen kannten und ihr daher unbefangen entgegengekommen waren, lobten sie sehr. Sie sollte die Gicht „wegsetzen" können und mehr als einem leidenden Menschen geholfen haben. Wenn die Kühe nicht Milch genug gaben, verordnete sie ein bestimmtes Futter, und das half. Auch sonst sollte sie das Vieh weit besser als die studierten Ärzte kurieren können. Sie hatte wohl nicht umsonst die grauen klugen Augen, die jeden Menschen so unerschrocken anblickten. Ein scharfer Verstand war ihr offenbar angeboren, und auf ihrer Wanderschaft durch die weite Welt mochte sie viel gelernt haben. Freilich: ein dunkler Schatten fiel auch im Anfang über das an sich nicht unfreundliche Bild. Sie sollte den Tod von zwei Bauern genau auf den Tag vorhergesagt haben. Wie konnte sie das? Stand sie vielleicht mit dunklen Mächten im Bund, und war sie vielleicht grade im Spukhaus am rechten Ort?

Trotzdem ging im Anfang alles gut. Im besonderen ihre strenge Redlichkeit, die sich bald herumsprach, flößte Achtung ein. Dann aber kam die Sache mit Jasper Grobian und verdarb alles. (Fortsetzung folgt)



Frühlingsstimmen 1917 · Von Karl Frank

Frühling heißt glauben an Leben und Sieg:
Pflüg', Eisen, pflüg'!
Jeder, der sät, ist ein Kämpfer daheim,
Wie Schwerter entsprosse den Schollen der Keim,
Künftige Ernte, kein Feind soll sie rauben:
Frühling heißt glauben!

Frühling heißt wollen mit wogender Kraft:
Schafft, Hände, schafft!
Aus den Herzen schlag' es empor,
Flammendes Opfer, wie nie zuvor;
Mögen die Wetter uns nachtschwarz umgrollen:
Frühling heißt wollen!

Frühling heißt Sieg über Tod und Nacht —
Ruft's nicht zur Schlacht?
Wehe dem Feind, der den Frieden verschmäht,
Sturm soll er ernten, wie er gesät;
Machtlos soll er am Boden liegen:
Wir glauben, wir wollen,
Und Frühling heißt siegen!



Der Goldschmuck der Frauen oder der bargeldlose Zahlungsverkehr?

Von A. Zeiler

Zu den hohen Anspannungen, die die Durchführung des Krieges nach vieler Richtung bringt, zählt auch das Streben nach einer ausgiebigen Verbesserung der metallenen Unterlage unseres Geldwesens. Gold heißt die Losung. Alles gemünzte Gold zur Reichsbank! Aber auch, was an entbehrlichem Schmuck in Millionenwerten über das Volk hin zerstreut ist, soll gesammelt werden, um die Golddecke unseres Geldwesens zu vergrößern. Bekanntlich kann die Reichsbank für je 100 ℳ, die sie in gemünztem oder Barrengold in ihren Stahlkammern liegen hat, 300 ℳ in Noten in Verkehr setzen. Aber nicht mehr. Je mehr also das mächtig pulsende Verkehrsleben an Umlaufmitteln braucht und u. a. Reichsbanknoten ausgegeben werden müssen, um so größer muß ihr Goldvorrat sein. Und je mehr sich der Bargeldumlauf einschränken läßt, um so mehr Gold hat die Reichsbank für andre Zwecke zu freier Verfügung. Darum das Streben, den Bargeldumlauf einzuschränken und weiteres Gold zur Bank zu ziehen. Doch keine dieser Maßnahmen läßt sich ohne weiteres erzwingen. Gewaltsam dem Verkehr die Noten zu entziehen, brächte schwere wirtschaftliche Gefahren; die Erhöhung des Goldschatzes aber könnte nicht geschehen, ohne daß gewisse Zwangsmaßregeln ergriffen würden. Schon ist ja bekanntlich erwogen worden, ob nicht eine Beschlagnahme und Ablieferungspflicht für die Goldsachen kommen soll, so wie es mit Kupfer und Nickel geschehen ist.

Die schwere Zeit fordert schwere Opfer und Opferfreudigkeit aller Volksgenossen. Darum werden sich viele, wenn auch nicht leichten Herzens, zur Trennung von manchem liebgewordenen Schmuckstück entschließen, und schon haben die an vielen Orten vorgenommenen und noch im Gange befindlichen Sammlungen freiwilliger Goldabgabe erfreuliche Ergebnisse gebracht. Aber es ist zweierlei, ob dem einzelnen die Ablieferung überhaupt und die Auswahl der abzugebenden Stücke freigestellt ist, oder ob eine Zwangsablieferung eintreten soll. Das Herz unserer Frauen hängt nun einmal an ihrem Schmuck, und bei ungezählten Stücken ist der Gefühlswert weit höher als der Wert des Metalls, den die Einschmelzung ergäbe. Darum müßte es sehr bedauert werden, wenn die Verhältnisse zu einer kulturell so unerfreulichen Maßnahme der allgemeinen Goldbeschlagnahme führen sollten. Wenn sie vermieden werden kann, sollte sie nicht leichten Herzens angeordnet werden. Und wir haben ein Mittel, eine solche Maßnahme jedenfalls noch weit hinauszuschieben.

Es war vorhin von der Wechselbeziehung zwischen der Größe des Bargeldumlaufs und der Größe des Goldbestands die Rede. Steigt die eine, so muß die andere gesteigert werden. Aber wir brauchen nicht auf eine Vergrößerung des Goldbestandes bedacht zu sein, wenn es gelingt, den Notenbedarf erheblich unter

sein heutiges Maß herabzudrücken. Daher die seit Monaten kräftig durchgeführte Werbung für den bargeldlosen Zahlungsverkehr. Jede Zahlung, die ohne Bargeld geschieht (sei es nun in Hart- oder Papiergeld), spart Umlaufmittel und spart die Bereithaltung von Gold bei der Reichsbank. Darum ist es vaterländische Pflicht eines jeden, nach Möglichkeit statt der Barzahlung die bargeldlose zu wählen, d. h. den Weg der Geldüberweisung. Das wird uns, mit vollem Rechte, eindringlich an hundert Stellen gepredigt. Aber der Erfolg der Mahnung zeigt sich allzu langsam. Was ist das an sich ja erfreuliche Anwachsen des Postscheckverkehrs, gemessen an den Riesensummen, die noch täglich in Barzahlungen umgehen! Und die Zahl der Postscheckkunden und ihr monatliches Anwachsen haben wahrlich noch lange keine Höhe, die man als achtunggebietend bezeichnen dürfte. Gerade der Postscheckverkehr aber kommt als Zahlungsweg für die breite Menge des Volkes in erster Linie in Betracht, und gerade er hat den Vorzug, daß damit eine Einheitlichkeit der Zahlungen erreicht würde, während man, soferne der eine bei dieser, der andere bei jener Bank Scheckkunde ist, jeden wieder eigens zu behandeln hat.

Darum gilt es, gerade den Postscheckverkehr mächtig zu fördern. Aber es genügt nicht, bloß mit sanfter Mahnung, mit Zureden und Belehrung zu kommen. Wer ein Ziel erreichen will, darf sich vor den wirksamen Mitteln zum Ziele nicht scheuen. Und wer einen andern zur Mitwirkung an einem Unternehmen gewinnen will, muß vor allem die Hindernisse wegräumen, die die Mitwirkung erschweren, dann aber, wenn der andere zu schwerfällig ist zum freiwilligen Beitritt, zu sanftem Drucke greifen. Das gilt auch von der Förderung des Postscheckverkehrs.

Hier war für die Teilnahme zunächst eine unabhebbare Stammeinlage von 100 ℳ bestimmt. Man hat sie mittlerweile auf 50 ℳ ermäßigt. Aber auch so noch ist sie ein schweres Hemmnis für den Beitritt. Wer das bestätigt sehen will, versuche nur, in Bekanntenkreisen für den Postscheckverkehr zu werben und auf die volkswirtschaftliche und vaterländische Bedeutung dieses Beitritts hinzuweisen. Alle hören ihm willig zu, — aber sie lehnen ab, sobald man schüchtern auf die Stammeinlage zu sprechen kommt. Also weg damit! Die Stammeinlage soll der Postverwaltung eine Deckung gegen die Gefahr eines Gebührenausfalls bieten. Aber mag diese Gefahr auf 1000 anzuschlagen sein, so kann dafür die Postverwaltung 100000 an Zinsen mehr erzielen, wenn durch den Wegfall der Stammeinlage das Tor weit geöffnet würde.

Auch dann freilich noch blieben nicht wenige draußen stehen. Es gibt nun einmal viele Menschen, die Bargeld sehen wollen und lieber dieses im Kasten verwahren als die unscheinbaren Zettelchen des Scheckamts über die Ergebnisse des Überweisungsverkehrs. Aber die Zeit ist nicht dazu angetan, auf solch rückständige Menschen viel Rücksicht zu nehmen. Wer entschlußschwach ist oder widerwillig, muß geschoben werden. Wer möchte hierin in einer Zeit, die uns in so vielem unendlich schwereren Zwang auferlegt, etwas Besonderes sehen? Darum müssen wir als zweite Maßnahme fordern: Die Postschecküberweisung werde als gesetzliches Zahlungsmittel erklärt für alle Zahlungen von gewisser Höhe

an. Ich würde die Grenze bei 20 M, allenfalls erst bei 50 M ziehen. Im einzelnen mag folgendes zur Erläuterung dienen:

Wer auf Grund seiner Postscheckbeteiligung alle anfallenden Zahlungen von einiger Erheblichkeit bargeldlos erledigen will, stößt in einer leidig großen Zahl der Fälle auf Gläubiger, die kein Konto haben. Also muß doch wieder zum baren Geld gegriffen und es dem Gläubiger ins Haus getragen werden. Darum soll jedem, der über ein Postscheckkonto verfügt, sei es als eigener Inhaber eines solchen oder als Scheckkunde einer angeschlossenen Bank, freigestellt werden, seine Zahlungen durch Postschecküberweisung zu erledigen, auch wenn sein Gläubiger kein Konto hält. Durch die Überweisung werde die Schuld getilgt. Aber ich würde nicht so weit gehen, den Gläubiger gleich zum Zwangskunden des Postscheckverkehrs zu machen, und es würde nicht sofort beim Eingang der Überweisung ein förmliches Konto für ihn angelegt; vielmehr würde ihm durchaus freistehen, ob und wann er den für ihn überwiesenen Betrag bar abheben wollte. Das Amt würde ihm also den Eingang des Zahlbetrags mitteilen und ihn dabei einladen, dem Postscheckverkehr beizutreten, ihm meinetwegen auch gleich einen Vordruck für die Barabhebung beilegen, und die Barabhebung könnte kostenlos geschehen.

Aber, wird man sagen, wenn der Betrag doch abgehoben würde, ist das nicht eine töricht umständliche Zahlungsweise und das Scheckamt mit nutzloser Arbeit belastet? Mitnichten. Die Arbeit würde sich reichlich bezahlt machen. Denn abgesehen davon, daß die Abhebung sicher oft genug nicht sofort, sondern erst bei Bargeldbedarf geschehen würde, die Postverwaltung also den Zinsgewinn hätte, würde zwar vermutlich der Empfangsberechtigte das erste-, vielleicht auch das zweite- und drittemal den Betrag bar abheben, aber bis zum vierten und fünften Fall hätte er sich so an den Gedanken gewöhnt, daß er mit großer Wahrscheinlichkeit als Postscheckkunde gewonnen wäre. So mußte man es ja auch wiederholt schwarz auf weiß gesehen haben, bis alle Welt daran glaubte, daß Odol das Beste sei für die Zähne. Also damit würde der Postscheckverkehr eine starke Mehrung der Teilnehmer erreichen. Wie viele Arbeit läßt es sich nicht der Kaufmann kosten, wenn es gilt, seinen Kundenkreis zu erweitern; und die Arbeit lohnt!

Wir stehen vor der Entscheidung, ob wir den einen Weg gehen wollen oder den andern: die Golddecke vergrößern und zu dem Ende unsern Frauen ihre goldnen Ohrringe und Broschen und Ringe zu nehmen — oder den baren Zahlungsverkehr, die Ursache solcher Maßnahmen, wirksamst einzudämmen. Was aber wiegt schwerer: wertvolle, schutzwürdige Gefühle mit hartem Zugriff zu verstören oder den Schwerfälligen oder Widerwilligen durch einen Druck zu dem anzuhalten, was der einsichtige und pflichtbewußte Mann von selber tut — durch einen Druck zumal, über den sich wahrlich keiner beklagen dürfte, da er so sanft geschähe wie nur immer möglich?

Die vorgeschlagene Maßnahme würde nur eine von manchen geeigneten sein und zu solchen von allerdings weniger umfassenden Wirkungen hinzuzutreten haben. Hier würde sich namentlich die anderwärts angeregte Anordnung empfehlen, daß jedem Postscheckkunden, der ein Einkommen aus einer öffentlichen Kasse bezieht, seine Bezüge vierteljährlich auf das Konto zu überweisen wären, statt sie

ihm monatlich in barem auszuzahlen. Ein Zinsverlust der öffentlichen Kasse würde nicht entstehen oder sich bezahlt machen, die Maßnahme aber sicher erzieherisch wirken.

Inzwischen nimmt die freiwillige Goldablieferung ihren Fortgang. Man kann kaum sagen: mit achtunggebietendem Ergebnis, wenn man da und dort im Tagblatt liest, die Goldsammlung in X habe nun (nach zwei und drei Monaten fleißiger Arbeit einer Aufkaufsstelle!) „schon 17000 Mark erbracht". Mag sich das Ergebnis für das Reich auch auf einige Dutzend Millionen summen, wird uns das über den Berg helfen? Und wird das Ergebnis solcher Sammlung eine fühlbare Mehrung erfahren durch die Mahnung, die noch jüngst der Präsident an die Mitglieder des Zentralausschusses der Reichsbank richtete: in ihren Kreisen für die Gold- und Juwelensammlung nachdrücklich zu wirken?



Wiedersehen · Von Helene Brauer

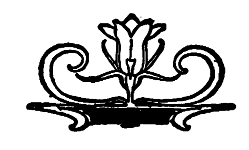
Mir ist, als ob wir nie gekannt uns haben,
So fremd bist in der Fremde du geworden,
Wo du erwarbst den herben Schmuck der Orden,
Wo ernste Männer werden aus den Knaben.

Nicht kennen deine frühgeprägten Züge
Die Träume mehr, die sich wie Lerchen schwangen,
Und nicht die Sehnsucht, die voll Glückverlangen
Durch alle Himmel nahm die stolzen Flüge.

Ich weiß: die Welt des Grauens und des Blutes
Ließ alle Sonne dir zu jach erblinden;
Wirst du denn nie dein Lachen wiederfinden
Des alten köstlichen Knabenübermutes?

Nach Märzenkühle gleich versengte Auen,
Dazwischen nicht das selige Blumenwallen,
Nach frühem Knospen gleich das Blätterfallen, —
Das ist für junge Augen schwer zu schauen . . .

Das liebe Leben wie ein Lied beginnen
Und, noch den Blick berauscht von Morgenrot,
So Aug' in Aug' hintreten vor den Tod —
Das grub in deine Stirn die frühen Rinnen.



Legende

Von Karl Röttger

Dies ist eine Geschichte von Jesus, dem Kind, da unter seinem Blick und unter seinen Händen etwas geschah, das manche ein Wunder nennen mögen, und das er gleichwohl doch nicht wußte, weil solches Geschehen ihm so selbstverständlich erschien. Oder da die Veränderung, die unter seinem Blick geschah, für ihn vielleicht gar nicht da war —: da in seinem Blick ja Welt, Menschen und Dinge in der Schönheit vorhanden sind, die Gott von Anfang an gemeint hat — und nicht in der krankhaften Veränderung oder Entartung, die Welt, Menschen und Dinge oft unter den Blicken und unter dem falschen Fühlen der Menschen annehmen . . .

Es saß ein Kind manchmal an der Straße in Nazareth, ein Mädchen, das war häßlich, hatte rote, ungekämmte Haare, schmutzige Hände, ein zerrissenes Kleid. Das Mädchen war die Tochter einer Frau, die von ihrem Manne geschieden war, und an der Stadtmauer in einem zerfallenden Häuschen wohnte. Und da der Sinn der Mutter nicht gut war, wurde des Kindes Sinn böse. Es saß oft mit rot entzündeten Augen an der Straße auf einem Stein und sah den Vorübergehenden zu; rief ihnen, wenn es sie gelüstete, böse Worte, Schimpfnamen zu oder warf mit Steinchen oder Erde nach den Kindern, die da gingen oder spielten. Manchmal auch saß sie still da und brütete, mit Striemen im Gesicht und auf den Händen, und lauschte wohl aufschreckend nach dem Hause der Mutter hinüber, ob sie die blecherne Stimme höre; und wenn es dann geschah, daß sie sie hörte und die Mutter ihr rief, winselte sie wohl wie ein Hund: Schlag mich nicht mehr; so will ich kommen und dir dienen. —

Jesus kam damals auch manchmal des Wegs. Denn sein Vater hatte zu der Zeit ein paar Ziegenlämmer gekauft, die führte Jesus des Morgens und des Nachmittags nach draußen auf eine Wiese und weidete die Tierchen da.

Und es geschah: da das Mädchen hinter ihm herrief, achtete er gar nicht darauf, wußte gar nicht einmal, daß er gemeint sei. — Aber an einem der Tage hielt ihn ein Junge, mit dem er ein paarmal gespielt hatte, an und sprach: „Hörst du, was die schreit?“

Jesus sprach: „Nein!“

„Dann will ich's dir sagen. Sieh, jetzt schweigt sie und möchte wissen, was wir reden.“

Jesus sprach: „Warum willst du es mir sagen? Es ist nicht not.“ Und er sah das Mädchen an, und es deuchte ihn, er habe sie noch nie gesehen. Das deuchte ihn aber nur, denn gesehen hatte er sie schon; nur nicht so. Denn der Blick, der ganz tief aus ihm und seinem Traum kam, vermochte nur Schönheit zu sehen; und so hatte er das Kind gesehen als das, was es vor Gott sein sollte: ein Kind, und das heißt: Jugend und Schönheit. Denn alle Kindheit ist Jugend und Schönheit (wenn nur nicht unvollkommene Menschenhände und -herzen über ihr sind). Er sah das Kind tief an und sah nun wohl: es hatte Striemen im Gesicht und

strähniges Haar, das wirr hing, und scheele Augen . . . Er wollte weitergehen, aber der Spielkamerad rief: „Es nennt dich den Zimmermannsschlingel; den Ziegenschinder, den Schleichbub . . .“

Aber Jesus ging schon mit seinen Tieren; er zuckte die Achseln, wie um zu sagen: was soll mir das? Er achtete es auch nicht, als auf einmal ein Stückchen feuchter Lehm, den das Kind ihm nachschmiß, an seiner Wange vorbeistreifte. Er kam nach draußen ins Grüne und hatte sogleich alles vergessen.

Denn es war da schon eins in ihm, das auch Gott als eine der schönsten und ersten Eigenschaften zu eigen ist: ganz große Gelassenheit!

Da er aber um Mittag heimkam, saß das Mädchen noch da und sah ihm entgegen und lachte hämisch. Jesus hielt mit seinen zwei Ziegen bei ihr still und sah sie an und sagte nichts. Das verdroß sie so, daß sie vor ihm niederspie und dann wegblickte.

Jesus sprach zu ihr: „Vielleicht habe ich dich schon ein paarmal gesehen, aber da hast du so nicht ausgesehen.“

Das Mädchen sprach: „Geh weg, du falscher Hund, du Schleicher; ich trag' meine Räude wenigstens außen, und jedermann mag sie sehen; ihr Wohlgefälligen tragt sie innen und scheint — schön. Aber ich glaub's nicht, daß ihr so seid.“ Und spie noch einmal vor ihm hin. —

Jesus aber ging noch nicht. Er sprach: „Ja, du trägst deine Häßlichkeit wie ein Kleid; aber darunter vermöchtest du schön zu sein. Ich will dir etwas sagen: Hier nimm meine Hand und geh mit mir.“

Das Mädchen sah ihn erstaunt an und sprach langsam: „Hier wiege ich einen Stein in der Hand, wenn ich ihn dir in das Gesicht werfe, quetscht er dir deine Nase platt.“

„Warum das?“ sprach Jesus.

„Weil ich mich von so 'nem Ziegenhannes nicht foppen lassen will.“

Jesus sprach: „Das lügst du. Denn du weißt wohl und siehst es wohl, wenn ich dir sage: geh mit mir, daß ich's dann so meine und dich mitnehmen will in unser Haus. — Aber ich will dir etwas sagen, ich sehe dein Herz an, das ist krank.“

Das Mädchen sprach: „Meine Mutter schlägt wohl manchmal; aber was schadet's? Ich bleibe bei meiner Mutter. Ehret Vater und Mutter!“ Dabei lachte sie häßlich.

Jesus sprach: „Ich will das nicht tadeln; bleibe bei deiner Mutter; aber dein Herz solltest du gesund machen. — Hier hab' ich etwas für dich“, und hielt ihr in seiner roten Hand hin: eine reife, duftende Pfirsichfrucht und eine blühende Wiesenblume.

Das Mädchen sah beides an und dann zu Jesus auf. Dann sah sie zur Seite und sagte: „Geh weg! oder ich werfe den Stein doch.“

Jesus sprach: „Das kannst du ja gar nicht“, und lächelte. Und neigte sich und legte ihr leise Frucht und Blume in ihren Schoß. Und ging dahin mit den Ziegen. Er wollte nicht umsehen; aber dann mußte er es doch tun, denn er hörte und fühlte, wie neben ihm die Frucht rollte und die Blume flog, die das

Kind in Gift und Zorn fortgeworfen hatte. Traurig ging er fort und verschwand um die Ecke. Und so sah er nicht, wie das Mädchen plötzlich aufstand, in der heißen Mittagssonne nach allen Seiten schaute und die fortgeworfene Blume und Frucht wieder holte, sie unter der Schürze barg und sie nach Hause trug und seiner Mutter auf den Tisch legte.

Dies war nicht das einzige Gespräch und die einzige Begegnung, die Jesus mit dem Mädchen hatte. Es geschah öfter, daß er bei ihr stehen blieb und mit ihr reden wollte. Manchmal duldete sie's, manchmal wendete sie sich ab oder ging fort. — Es geschah auch öfter, daß er ihr etwas bot, einige Datteln oder Feigen. Meist machte sie es so wie beim ersten Male, sie warf die Sachen auf die Straße und holte sie dann, wenn er gegangen war, eilig wieder und lief damit nach Hause. Das sah eines Tages ein Spielkamerad des Jesus und sagte es ihm. Darüber erschrak Jesus so sehr und schämte sich so tief, daß er die Hände auf sein Gesicht legen mußte. Und nahm den Spielkameraden beiseite und sagte ihm leise und eindringlich: „Sag' das niemand. Hörst du — niemand. Laß es das Kind nicht merken, daß du es weißt, noch, daß ich es weiß. Du weißt doch, daß das Mädchen krank ist?"

Davon wollte der Kamerad nichts wissen. — „Doch, doch," sprach Jesus, „sie ist krank." Und gab dem Kameraden Früchte, Hände voll, und versprach ihm mehr, daß er nur nichts sage. —

Das nächstemal blieb Jesus bei ihr stehen und sprach also: „Ich habe dir Früchte und Blumen gegeben und du hast sie fortgeworfen, das war recht von dir. Ich war ein rechter Protz, ja, daß ich dir was schenken wollte. Verzeihe mir das. Ich will dich nicht mehr belästigen. Ja?" Und tat, als müßte er gehen; stand aber noch so. Dann sprach er: „Ja, eines wollt' ich noch sagen: ich bin auch manchmal so allein; ähnlich wie du, vielleicht nur ein wenig anders; aber doch allein."

Hier antwortete das Mädchen zum ersten Male mit ruhiger Stimme: „Haut dich deine Mutter auch manchmal?"

Jesus senkte den Kopf und sagte leise: „Das tut sie grad' nicht."

Da sagte das Mädchen: „Na also, was willst du dann?"

Jesus sprach: „Ich dachte — ich dachte — Einsamkeit sei etwas, das weh tut, und darum solltest du dich vielleicht nicht damit an die Straße setzen. Wenn du etwa mit mir kämst auf die Wiese . . ."

Das Mädchen schaute trotzig auf und spie wieder: „Ich hab's ja gewußt; du bist ein Schleichfuchs, ein Leisetreter, ein Hinterlistiger, ein ganz Niederträchtiger. Geh weg . . . geh weg", sagte sie noch einmal, und in ihrer Stimme war heisere Wut. Da ging Jesus, und sie sah ihm nach. Jesus fühlte ihre Augen im Rücken stehn, sah sich aber nicht um. Er wiegte das Haupt und dachte, wie dem beizukommen sei. Aber noch fand er's nicht. Er dachte: Wenn ich am Abend heimziehe, werde ich schweigend vorbeigehn. — Als er dann aber heimzog, vermochte er es doch nicht; blieb bei ihr stehen und sah sie an. Sie hob eine Handvoll Erde auf und hob langsam den Arm, um ihn zu werfen. Jesus lächelte auf sie nieder. Und sprach leise: „Kind, jetzt schau' ich dich an. Weißt du, was das soll? Daß ich dich so sehen möchte, wie du wohl eigentlich aussehen könntest?"

„Was heißt das?“ fragte sie heiser und hielt den Arm mit dem Dreck steif in der Luft.

„Daß du auch wohl schön sein könntest, wie andere Kinder“, sprach Jesus.

Die Worte kamen aus ihrem Mund wie gespien: „Hund, du, mußt du mir meine Häßlichkeit vorhalten?“

„Eben nicht,“ sprach Jesus, „ich sagte ja, daß du schön sein könntest, wenn du wolltest . . .“

„Nun sagst du es nochmal, daß ich häßlich bin; dafür schmeiß’ ich dir das ins Gesicht.“ Sie schmiß aber doch nicht.

Jesus sprach: „Es ist wahr, Jähzorn und Wut und Gift entstellen den Menschen; aber das ist ja wie ein Kleid, das man abtun kann, wie ein häßliches Kleid; darunter aber ist jeder Mensch schön. — Und nun willst du mich werfen.“ Er neigte das Haupt ein wenig nieder, als er das sagte, er sah lächelnd in ihre roten, entzündeten Augen und sah, sie hatte wieder einmal Striemen im Gesicht. Und lächelte und sprach: „Du heißest Maria, das ist ein schöner Name; meine Mutter heißt auch so . . . Nun wirf, ich warte darauf, denn ich muß nun bald heim . . .“ Und das Mädchen hielt noch immer den Arm, um zu werfen, versuchte ihn noch höher zu heben und vermochte es nicht, und sah nur immer in Jesus’ schöne Augen und sah, die lächelten wie sein Mund, und hörte in ihrem brausenden, kreisenden Denken seine Worte: „Versuch’ einmal, wie du werfen kannst . . . Ah, du kannst nicht mehr?! Maria, du kannst ja gar nicht mehr! Sieh, dein Arm sinkt, sieh, der Kot fällt dahin — ah so . . .! Komm, ich will dir die Hand abwischen.“ Und er nahm wirklich ihre Hand und streichelte darüber hin und wischte sie ab. Dabei sah er noch immer in ihre Augen, die noch immer auf seine Augen gerichtet waren, und sagte leise: „Ja, Kind, Maria, wenn du nun nicht hast werfen können, so wirst du es nie mehr können; hörst du — nie mehr! Das ist nun vorbei! Du kannst das nie mehr . . . Sei nicht traurig deswegen, ich seh’ etwas an dir — hier ist’s, hier steht’s, ich lese es von deiner Stirn und deinem Gesicht; es kommt etwas aus dir, etwas Schönes; ich kann es noch nicht nennen. Es steht im Blick und auf der Stirn.“ Und er streichelte über ihre Stirn und über ihre Augen. — Dann nickte er, ließ sie los und ging. Und da geschah es, daß das Kind zum ersten Male ihr Gesicht in die Hände legte und weinte.

* * *

Hier könnte ich die Geschichte schließen, obwohl sie noch lange nicht zu Ende ist. —

Jesus kam noch oft an dem Mädchen vorbei, wenn es an der Straße auf dem Stein saß, und redete noch oft mit ihr. Es geschah auch noch, daß sie im Zorn schwieg; aber sie spie nicht mehr, sie warf nicht mehr, sie schrie keinen Schimpf mehr. Es war eine Kraft von ihr gewichen. Und das machte sie manchmal noch im Zorn leidend, ohne daß sie doch vermocht hätte, wie früher zu tun. Eines Tages sprach Jesus zu ihr: „Ich glaube, deine Mutter schlägt dich kaum noch.“ —

Das Mädchen sprach: „Das ist wahr.“

Jesus sprach: „Sie hat das auch verlernt wie du.“

Das Mädchen sprach: „Ja, ich hab' mich zuviel mit dir eingelassen. Wenn ich von vornherein immer auf dich geworfen und dich verjagt hätte, wäre das nicht geschehen."

Da sagte Jesus ganz leise und traurig und sah zur Erde: „Muß dir das denn so weh tun? Ich seh' doch, wie du schöner geworden bist. — Außerdem hab' ich dich doch nicht gehindert, wie früher zu sein, sondern du selbst. In dir ist etwas, das will das so."

„Was ist das?"

„Eine Kraft. Du hast eine große Sehnsucht, ganz zu genesen! Ich habe dich einmal gebeten, mit mir zu gehen, willst du es heute tun?"

Sie sah ihn scheu an. — Jesus sprach weiter: „Es ist nur, weil ich gern faulenzen möchte; weißt du, in den Himmel sehn und die blaue Ferne ansehn; aber wie kann ich das, wenn ich immer auf die Ziegen achten muß? Möchtest du mir etwas helfen?"

Das Mädchen sprach: „Das will ich tun." Und stand zum ersten Male auf und ging mit ihm.

Ehe aber Jesus mit den Ziegen heim wollte, sprach sie zu ihm: „Ich will jetzt gehen. Es ist mir hier zu still auf der Wiese. Auch sprichst du so wenig."

Jesus sprach: „Mir ist nicht langweilig."

„Warum nicht", sprach sie.

„Weil ich denke."

„Was denkst du?"

„Lauter Geschichten und Märchen."

Sie sah ihn argwöhnisch an und sagte dazu nichts. Dann ging sie. Kam aber nach ein paar Schritten noch einmal wieder und sagte leise und wurde ganz rot dabei: „Damals hast du mir die Blume geschenkt, die ich dann in den Staub warf; seit der Zeit hast du mir keine wieder geschenkt. Darum will ich mir nun selber ein paar suchen."

Da aber war Jesus mit einem Satz aufgesprungen, hatte ein paar schöne Blumen abgepflückt und ihr in die Hand gegeben. Streichelte ihr rotes Haar, das wie Gold in der Sonne glänzte, und sprach: „Wie schön du bist!" Darüber errötete das Mädchen und lief schnell fort.

Und hier ist die Geschichte nun wirklich zu Ende.

Das Mädchen saß noch manchmal an der Straße; als ob sie wartete, daß Jesus vorbeiginge. Und die Häßlichkeit war von ihr abgefallen wie ein Kleid, das mit dem wahren Wesen des Menschen nichts zu tun hat. Und manche Leute, die vorbeigingen, fragten leise: „Ist diese Stille und Schöne nicht die, so da schrie und mit Kot und Steinen warf?" Und bekamen zur Antwort: „Ja, die, aber auch eigentlich nicht die, denn jene war häßlich und widerwärtig, diese aber ist ein schönes Kind. Gott mag wissen, wie das zugeht."



Deutsch-Österreich

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Eine Schrift, die vielen Reichsdeutschen die Augen öffnen könnte und sollte, möchte ich den Türmerlesern an dieser Stelle empfehlen. Nicht nur für sie selbst, mehr noch zur weiteren Verbreitung: „Von der Schicksals- zur Lebensgemeinschaft. Deutschland, Österreich und Ungarn. Von Dr. Richard Bahr (Reichsverlag Hermann Kalkoff, Berlin)". Wenn auch manches darin einseitig gesehen sein mag, so ist es nur um so schärfer gesehen. Unbedingt müßten die folgenden Darlegungen Gemeinwissen aller Deutschen werden:

„Immer wieder erlebt man, wie selbst von den Gebildeten unsere Volksgenossen mit Slawen und Welschen in einen Topf geworfen werden und eine ‚österreichische Nation' konstruiert wird, die es doch nur in dem abgeleiteten Sinn der Staatsnation gibt und anders auch nie geben wird. Dabei pflegt dann regelmäßig noch eines, das Wichtigste, übersehen zu werden: daß das österreichische Heer in einer erheblich anderen Verfassung ins Feld zog als das unsrige. Bis zum Wehrgesetz von 1912 wurden in Österreich jährlich 135570 Mann ausgehoben; bei uns bis 1911 für Heer und Marine 292155. Österreich stellte, obschon es 77 % der Bevölkerung des Deutschen Reiches zählt, für den Bündniskrieg nicht einmal die Hälfte der ausgebildeten Mannschaften Deutschlands. Auf den ersten Ruf mußten im August 1914 dort die Ausgebildeten bis zum 42. Jahr zu den Waffen eilen. Zwei Drittel aller Männer bis zu diesem Alter — davon die Hälfte waffenfähige, blieben zunächst zu Hause. Das alles mußte — das neue Wehrgesetz von 1912, das nach neunjährigem Ringen der ungarischen Obstruktion abgetrotzt worden war, konnte erst im dritten Jahr seines Bestehens seine vollen Wirkungen zeigen — mitten im Weltkrieg nachgeholt werden und ist nachgeholt worden. Aber alle Versäumnisse waren wohl nicht wieder gutzumachen, der ganze Vorsprung kaum mehr auszugleichen. Wen trifft die Schuld? Zum ansehnlichen Teil, will mir scheinen, doch auch uns. Wir hatten bei der Natur unseres Bündnisses ganz einfach die Pflicht, um diese Dinge uns zu kümmern. Haben die Franzosen nicht auch ein gleiches unangefochten bei Rußland geübt? Gewiß, sie ließen ihre Goldströme ins Reich des weißen Zaren gleiten, und die russische Armee, die uns alle durch ihre Zähigkeit und den Stand ihrer Ausrüstung überrascht hat, ward so recht eigentlich Frankreichs Werk. Milliarden haben wir der Donaumonarchie nicht gespendet; unser Kapital, dem der nationale Tastsinn überhaupt fehlt, hat sich sogar in der Beziehung immer sehr zurückhaltend gezeigt und tut es noch. Dafür ward unsere auswärtige Politik seit langen Jahren im Sinn einer ausgesprochenen Gemeinbürgschaft geführt. Und auch das verlieh am Ende gewisse Rechte. Rechte und Pflichten, beides.

Nun hört man bei uns immer wieder die salbungsvolle Rede: die Deutschen Österreichs müßten zuvor sich selber helfen. Ihre sicher reichlich rückständige Verwaltung reformieren (neben der staatlichen, der sogenannten landesfürstlichen,

geht eine landständische einher, eine autonome Gemeindeverfassung, eine wirkliche Selbstverwaltung fehlt), ihr Aktienrecht, ihre Steuergesetzgebung, ihre Schule, ihr noch allzu tief in Zünftlerei und Kleinbetrieb steckendes Wirtschaftswesen. Wenn sie das alles und noch einiges dazu zuwege gebracht hätten und der Schwierigkeiten im eigenen Lager Herr geworden wären, wolle man weiter reden. Wobei dann noch, unausgesprochen oder nicht, dahinter die stete Bereitwilligkeit lauert, den österreichischen Deutschen, so sie das alles nicht bewältigten, den Vorwurf habitueller Schlappheit zu machen. Als bei der letzten Tagung des Ausschusses des Vereins für Sozialpolitik ähnliche Forderungen und Anregungen laut wurden, hat der Wiener Historiker Ludo Hartmann darauf geantwortet: ‚Es wäre sehr schön, wenn wir es leisten könnten. Das ist aber vollständig unmöglich ... Das ist nicht ein Mangel an Energie, das ist nicht ein Mangel an Wollen, sondern das ist ein Mangel an Möglichkeit.‘ An Möglichkeit: selbst wenn man Ungarn beiseite läßt, das sein Schwergewicht bisher doch nur sehr selten zugunsten der Deutschen in die Wagschale gelegt hat, und sich allein auf die westliche Reichshälfte beschränkt, bleiben sie 10 Millionen unter einer Bevölkerung von 28 Millionen. Kann man im Ernst diesen 10 Millionen Deutschen zumuten, einen Staat aus den Angeln zu heben, wenn zwei Drittel seiner Bürger, die andern Blutes sind, sich dem mit Hand und Fuß widersetzen? Wenn den slawischen dann noch allerhand andere Interessen und Kräfte sich gesellen, die durch das psychologisch überaus klug berechnete Spiel mit dem Begriff der Souveränität, der angeblich gefährdeten (in Wirklichkeit denkt kein Mensch sie anzutasten noch antasten zu lassen), immer neue Hemmungen und Widerstände aus dem Boden zu stampfen wissen? Und schließlich sind die österreichischen Dentschen doch auch nicht, ohne Schaden zu nehmen, durch das letzte volle Jahrhundert von Deutschland ausgeschlossen gewesen. Zuerst hatte Metternich, obschon er selber aus dem Reich stammte, sie vom Reich getrennt, hatte Universitäten und Presse geknebelt und jede freiere geistige Regung gemeuchelt. Die Sturmwoge von 1848 spülte ihn fort. Aber auch in Österreich folgte, nur noch engherziger und härter als in Preußen, auf die Revolution die Reaktion und in ihrem Geleit hernach das Konkordat. Und als dann die Lüfte lauer zu fächeln begannen, kam der Trennungsstrich von 1866. Derlei verträgt auch die beste völkische Konstitution nicht ohne Fährnisse. Die österreichischen Deutschen sind ein wenig anämisch geworden, es fehlt der Zustrom frischen Blutes von draußen, und die Gebreste, die sich allemal einzustellen pflegen, wenn ein Volksstamm auf sich allein angewiesen ist, sind nicht ausgeblieben. Es wird vielleicht die wichtigste Aufgabe deutscher Zukunftspolitik sein, hier, wenn man's so ausdrücken darf, kolonisatorisch vorzugehen. Deutsche Menschen und deutsches Kapital nach Österreich zu leiten, hinüber und herüber geistige, persönliche und wirtschaftliche Kräfte zu tauschen. ‚Wir wünschen, daß dieses Deutsch-Österreich von Ihnen endlich in Entreprise genommen wird,‘ rief auf der Ausschußsitzung des Vereins für Sozialpolitik der beiläufig sozialdemokratisch gerichtete Ludo Hartmann, ‚denn ohne dies geht die Sache nicht.‘ Der Sitzungsbericht verzeichnet dahinter: ‚Heiterkeit.‘ Das ist überhaupt die Art, wie dergleichen Hilferufe aus Deutsch-Österreich im großen Durchschnitt bei uns auf-

genommen werden. Die Wohlwollenden lächeln, ein wenig belustigt, ein wenig staatsmännisch überlegen. Die andern hören gar nicht erst hin oder sie türmen Einwände über Einwände auf, um jede Erörterung, jede Verständigung, jeden Erfolg von vornherein zu erschlagen ...

Artur Spiethoff, der Nationalökonom der Prager deutschen Universität, nebenbei selber ein geborener Reichsdeutscher, hat kürzlich scharf und schneidend herausgesagt: ‚Wollen die Reichsdeutschen die Deutschen Österreich-Ungarns dem Weg der Holländer, Vlamen und Schweizer aussetzen, oder soll ein Verhältnis wie zwischen Süd- und Norddeutschen herbeigeführt werden? Die Vollendung liegt im Schoße einer längeren Entwicklung, die Entscheidung fällt jetzt. Zu Beginn des Krieges erwartete man in Deutschland, der amerikanisch-japanische Gegensatz werde die Union auf Deutschlands Seite führen. Namentlich des Vorkämpfers der weißen Rasse, Roosevelts, glaubte man sicher zu sein. Die Amerikaner sind Engländer und fühlen englisch, und dem kann Deutschland schlechterdings nichts entgegenstellen. Die Welt bietet für Deutschland nur einen ähnlichen Stützpunkt: die Deutschen in Österreich-Ungarn. Die Verbindung mit der Nachbarmonarchie darf deshalb nicht ausschließlich mit Augen angesehen werden, denen die politischen Ausbeutungsfähigkeiten des Marktes als Wertmaßstab gelten. Ein völkischer Gewinn und eine weltgeschichtliche Entwicklung steht in Frage, für die selbst handelspolitische Gegenwartsopfer kein zu teurer Einsatz wären‘ ...

Ob wohl noch eine andere Nation, wenn ihr an einer langgestreckten Grenze zehn Millionen Volksgenossen lebten, es fertig bekäme, mit so erhabener Gleichgültigkeit an deren Geschicken vorüberzugehen? Es steht ja nicht so, daß, weil sie in Stürmen sich als treu erwiesen, die Deutschen Österreichs nun in alle Zukunft ungefährdet sein müßten. Selbst wenn Panslawismus und Neoslawismus im Krieg erschlagen worden wären, was sie nicht sind — ein anderer Hannibal steht vor den Toren: der ‚Austroslawismus‘, die friedliche Durchdringung Österreichs durch das Slawentum. Der Krieg, der die Deutschen vielfach zerrieb, hat zumal die Tschechen aus Gründen, über die erst im Frieden zu reden sein wird, ja nur leise gestreift. An Zahl kaum ernstlich geschwächt gehen die ohnehin volkreicheren aus ihm hervor, und es fehlt leider selbst unter den Deutschen nicht an Leuten, die gewillt scheinen, aus kurzsichtigem Parteiegoismus oder weltfremder Verliebtheit in staatsrechtlichen Theorien ihnen den Weg zu weiterem Vordringen zu bereiten. Die ganz ernstlich die Verstärkung des allgemeinen Wahlrechts durch den Proporz betreiben, was in der Übertragung auf die eigenartig gelagerten österreichischen Verhältnisse bedeuten würde, daß nun auch allenthalben in den deutschen oder vorwiegend deutschbesiedelten Kronländern die nationalen Minderheiten mit ihren Listen eindrängen und selbst Wien vor slawischer Überflutung nicht mehr sicher bliebe. Schon heute gibt es dort in einzelnen äußeren Bezirken an die 60 vom Hundert Tschechen ...

Hat man sich eigentlich in Deutschland einmal klarzumachen versucht, was eine solche friedliche Eroberung Österreichs durch das Slawentum uns bedeuten müßte? In welche harte Lebensnot auch unser eigenes stolzes Reich geriete, wenn in einer früheren oder späteren Zukunft in Ost wie Süd

die slawische Woge mit dem ganzen heißen Ungestüm jugendlicher, noch unverbrauchter Völker unsere Grenzen umbrandete? Und ist man sich nie bewußt geworden, welche Kräfte — und zwar nicht bloß ideelle, geistige, obschon auch die nicht zu verachten wären, sondern durchaus gegenständliche, politische — dem deutschen Wesen dadurch zuwuchsen, daß in der vielsprachigen Donaumonarchie und durch sie bis tief hinein in den Balkan, der zum großen Teil von ihr seine Bildung bezog, das Deutsche bislang die Kultursprache war, das einzige Verständigungsmittel, zu dem wohl oder übel auch die Hasser und Feinde greifen mußten, wenn sie miteinander in Verkehr und Austausch zu treten wünschten?" —

Dieser ganze furchtbare Krieg wäre Selbstmord für das Deutsche Reich, wenn aus ihm wieder ein geschwächtes Deutschtum in Österreich-Ungarn hervorginge. Denn warum traten wir für Österreich-Ungarn ein? Weil wir in der Monarchie eine Versicherung auch für unser eigenes Leben sahen. In dem Augenblicke aber, wo Österreich-Ungarn vom Slawentum „friedlich durchdrungen" wäre, würde der Fall umgekehrt liegen. Wenn das — „Deutsche Reich" und das deutsche Volk auch heute noch nicht begriffen haben sollte, worum es eigentlich geht, und worauf es ankommt, dann konnte es den Frieden ohne Krieg haben. Man scheint das an gewissen Stellen tatsächlich noch immer nicht ganz begriffen zu haben, denn ein bequemes Nichtbegreifenwollen ist doch wohl ausgeschlossen. Es ist auch nicht alles unwahr, was unsere Feinde über die Unmündigkeit des deutschen Volkes zu erzählen wissen. Eine „Neuorientierung" in dieser Richtung ist also unbedingt notwendig, und darin hat Herr von Bethmann ebenso unbedingt recht, daß auch im Inneren nicht alles beim alten bleiben kann. Es war leider nicht möglich, Herrn von Bethmann in seinen als berechtigt anzuerkennenden Bestrebungen zu unterstützen, nachdem er sich überhaupt jede Kritik — um es so auszudrücken — verbeten hatte. Aufrechter Männer Sache ist es nicht, Anerkennungen hinzugeben, wo die Möglichkeit, gegenteilige Meinungen zu äußern, unterbunden wird.

Herr von Bethmann könnte vieles gutmachen, wenn es ihm glückte, die deutschen Belänge in Österreich-Ungarn, Flandern, den baltischen Provinzen und Litauen zunächst zu sichern. Es gibt keine „realeren Garantien". Und dieses Kriegsziel ist zu erreichen. Es ergeben sich dafür nicht erst heute politische Möglichkeiten, die der Kanzler des Deutschen Reiches mindestens ebenso gut kennt, wie ein nicht eingeweihter „Journalist". Die amerikanischen Zeitungsschreiber hatten den politischen Rang „kommandierender Generale". Sie haben sich dieses Ruhmes in diesem Kriege — uns gegenüber — würdig erwiesen.

Nur aus Gründen persönlicher Ehrlichkeit: ich habe nun einmal nicht den felsenfesten Glauben, daß Herr von Bethmann der Staatsmann ist, der alle anderen politischen Köpfe im Deutschen Reiche in einem Maße überragt, das ihn und nur ihn allein befähigte, den Problemen dieses ungeheuren Weltgeschehens im deutschen Sinne gerecht zu werden. Es bleibt uns also nur noch die Hoffnung, daß der gordische Knoten mit dem Schwerte durchhauen wird.

Wenn wir jetzt noch als freies Volk dastehen, so verdanken wir das — neben dem Genie und dem Heldentum — unserem Überschuß an Blut. Der Aderlaß war bekanntlich früher ein Allheilmittel gegen jede Krankheit, was z. B. im „Gil Blas“ ergötzlich nachzulesen ist. Es gibt keine realere Garantie. Auch Deutsch-Österreich hat das Mittel wieder erprobt, dafür aber das unbestrittene Recht erworben, statistisch nachweisen zu dürfen, daß es — die größten Blutopfer für die Monarchie gebracht hat.



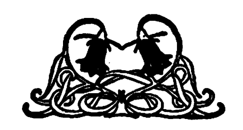
Deutschlands Saatgebet · Von Carl Robert Schmidt

Sonst, wenn der Frühlingswind über die Felder lief,
Schaffende Kraft der Söhne, Gott, deinen Segen rief.
Herr, nun stehen sie fern, von tausend Toden umgraust,
Statt des heiligen Pflugs die blutige Wehr in der Faust.
Weiber-, Kinder- und Greisenhand
Pflügte und säte das harrende Land.
Herr, wir rufen dich!

Stärke der Erde wirkende Kräfte,
Sende des Himmels befruchtende Säfte,
Wolken und Winden gib gnädig Gebot!
Banne die Not!
Herr, dein ist die Kraft!
Gib uns in Gnaden das tägliche Brot!

Stählerne Kiele, dräuende Heere
Sperren die Straßen und sperren die Meere.
Öffne du nun die himmlischen Grenzen,
Daß unsre Felder im Segen erglänzen:
Trutz dem Feinde, der mächtig uns droht!
Banne die Not!
Herr, dein ist die Kraft!
Gib uns in Gnaden das tägliche Brot!

Lenker der Welten! Herr, der die Würmlein speist!
Wenn das gereifte Land laut deine Güte preist,
Wollen wir dankbar knien: Dein ist Macht, Sieg und Ruhm!
Aber dein deutsches Volk bleibet dein Heiligtum.
Ehr' deinem Namen! Amen.





Der europäische Krieg, ein Plan von 1843

Während Friedrich von Gagern 1843 die Wintermonate auf dem Gute seines Vaters in Hornau bei Frankfurt a. M. zubrachte, vollendete er einige Denkschriften, unter denen eine gegenwärtig von besonderem Interesse ist. Sie ist betitelt: „Der Krieg Deutschlands gegen Rußland und Frankreich zugleich." („Das Leben des Generals Friedrich von Gagern." 3. Bd., S. 548. Dazu: „Ein Blick auf den politischen Zustand Europas im Jahre 1837." Ebd. S. 229.) Reiche Erfahrung, vorsichtiges Abwägen und politische Weitsicht sind für sie bezeichnend. Aus dem mannigfachen Inhalt heben wir nur einiges Wichtige hervor, das auf die gegenwärtige Lage paßt.

„Der russische Aristokrat wird es nicht verschmähen, dem französischen Bürgerkönig die Hand zu reichen. Der Charakter des Kaisers von Rußland, die Erfahrung, daß ihm die eigentlichen Feldherrntalente versagt sind, dies hat wahrscheinlich den Frieden so lange erhalten; aber seine Armee ist dieser militärischen Spielereien müde; eine Menge junger, ehrgeiziger Generale sehnt sich nach Krieg. Wird der Kaiser diesem Drang immer widerstehen? Besonders in einem Augenblick, wo es ihn erbittert, daß er bei den andern Mächten nicht mehr die Bereitwilligkeit, die Nachgiebigkeit findet, an die er früher gewöhnt war?" — Er setzt dann auseinander, wie der Besitz Konstantinopels für Rußland — alles ist; es wird in kein Teilungsprojekt der Türkei willigen, wobei ihm nicht Konstantinopel — der Anteil des Löwen — zugesichert wird.

Gagern erörtert dann, welche Gestalt ein Krieg annehmen würde, worin Österreich, Preußen, der Deutsche Bund — eventuell mit Anschluß Englands —, Frankreich und Rußland andererseits sich gegenüberstehen, und was die deutschen Mächte militärisch zu tun hätten, um diesen schweren Kampf mit Erfolg zu bestehen. Er bespricht also zuerst die Heereskräfte nach Bevölkerung und Einrichtung, ferner die moralischen Kräfte und die politischen Maßregeln in Deutschland. Hier heißt es: Das gute Einverständnis zwischen Österreich und Preußen wird am besten dadurch gewahrt bleiben, daß Österreich den Oberbefehl gegen Rußland, Preußen den Oberbefehl gegen Frankreich übernimmt. Doch ist es angemessen und politisch, daß bei dem österreichischen Heere preußische Armeekorps, bei dem preußischen österreichische Armeekorps als Bestandteile zugeteilt seien. — Hieran schließt sich die Erörterung, welche Rolle die übrigen europäischen Staaten in diesem Kriege spielen werden.

Italien ist der österreichischen Herrschaft abgeneigt; französischer Einfluß wird wahrscheinlich das Übergewicht haben. **Holland** darf es nicht wagen, eine England feindliche Stellung zu nehmen, weil der Verlust seiner wichtigen Kolonien die Folge davon wäre. Wenn ihm die Diplomatie in ihren Verlegenheiten **Belgien** neutral erklärt hat, so wird doch in

Belgien Frankreich und der revolutionäre Ursprung das Übergewicht behaupten. Von der Türkei nimmt er an, daß sie gegen Rußland kämpfen wird. Besonders in den transkaukasischen Provinzen, die zum größten Teil von Mohammedanern bewohnt sind, wird der Religionsfanatismus gären, so daß Rußland in keinem Falle wagen darf, eine Armee dort zu schwächen.

Die kräftigste Waffe gegen Rußland ist der Nationalhaß der Polen. Es wiederherzustellen, wäre nicht nur ein Akt der Gerechtigkeit, sondern auch der Klugheit, weil dadurch ein Quell sich stets erneuernder Unruhen verstopft und zugleich eine Schutzwehr gegen Rußland gewonnen würde. Von letzterem droht die größte Gefahr. Es, das abwechselnd List und Gewalt zu Hilfe nimmt und Europa mit seiner Diplomatie und mit seinem Heere wie mit zwei Polypenarmen umschlingt, ist ein gefährlicherer Feind für die Freiheit, als das alte Rom es jemals war. Rom verbreitete mit seiner Herrschaft zugleich seine hohe Bildung über rohe Barbaren; Rußland bringt dem freien und gebildeten Europa die Roheit und den Sklavensinn seines Volkes, die Verderbtheit und die kriechende Anmaßung seiner kernfaulen Großen und die Gewaltherrschaft seiner Autokraten. Deswegen sträubt sich Gagern auch gegen das enge Anschließen an Rußland, das, zum Teil durch Familienbande bedingt, ein Zeichen der Schwäche sei. Preußen aber prophezeit er, der Nichtpreuße, (schon 1837) eine große Zukunft: Bei der künftigen Umgestaltung Deutschlands scheint der preußische Staat berufen die wichtigste Rolle zu spielen; er vereinigt in sich ein Dritteil der ganzen Nation, und zwar ein Dritteil, das auf der höchsten Stufe der Kultur steht; es muß steigen oder es wird fallen, und es kann nur steigen, indem es sich an die Spitze von Deutschland stellt. —

Möchte unsern Diplomaten solch ein Weitblick beschieden sein! **C. Blümlein**



„Gefühlspolitik“ und „moralische Eroberungen“

Es gibt, schreibt Dr. Schmidt-Gibichenfels, der Herausgeber der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift“ (XV. Jahrg., Nr. 10), bei uns in Deutschland eine Meinung, die dahin geht, daß für staatsmännische „Geschäfte“, wie man sehr bezeichnenderweise sagt, am besten ganz nüchterne, ideenlose Köpfe, überhaupt mittelmäßige Begabungen geeignet wären. Diese Meinung ist grundfalsch. Es mag sein, daß nüchterner, kühler Verstand und leidenschaftsloses Gemüt, falls beides sich, was sehr selten ist, in einer Person mit starker und zäher Willenskraft verbindet, gut dazu sind, um eine allzu heftig und stürmisch verlaufende neue Bewegung zu hemmen, sie in ruhige Bahnen zu lenken; aber solche Eigenschaften sind völlig ungeeignet, um eine noch gar nicht vorhandene oder erst schwache Bewegung zu fördern, ihr den Weg in die Öffentlichkeit und staatsmännische Praxis zu bahnen. Man darf eben niemals und besonders in diesem Falle nicht vergessen, daß nun starke Gefühle und Gedanken unter allen Umständen zum festen Entschlusse und zur starken Tat drängen. Wer also z. B. gar kein oder nur ein schwaches Nationalgefühl hat, ist die denkbar ungeeignetste Persönlichkeit, um große nationale Forderungen und Bedürfnisse durchzusetzen. Freilich werden Persönlichkeiten, die, wie Bismarck, starke Leidenschaftlichkeit des Gefühls und stürmische Tatkraft mit kühlem, nüchternem Verstande vereinigen, immer sehr selten sein; aber darum braucht man im Falle des Mangels an solchen nicht gerade zu offenbaren Mittelmäßigkeiten seine Zuflucht zu nehmen. Und noch schlechter am Platze wären in solchem Falle Personen, die überhaupt keinen fest und klar bestimmten, geschweige denn starken, leidenschaftlichen Willen haben, die stets dem jeweils stärksten Drucke oder Zuge, von welcher Seite er auch kommen möge, nachgeben. Sind die Druck- oder Zugkräfte ungefähr gleich stark, und entgegengesetzt gerichtet, dann geschieht überhaupt nichts, und ist das nicht der Fall, dann erfolgte die Nachgiebigkeit in der Richtung der „Diago-

nale“. Solche unfreie, rein mechanische Wirksamkeit nennen dann die betreffenden „sogenannten Staatsmänner“ und ihre gleichgearteten Freunde „weise Mäßigung“, und die Feinde des Volkes außerhalb wie innerhalb der Landesgrenzen rühmen sie heuchlerisch als „Klugheit“, „Vernünftigkeit“. Derartige „Staatsmänner“ wären für den gedachten, ja überhaupt jeden Zweck die denkbar ungeeignetsten. Wenn irgendwo, dann gilt für diesen Platz die Forderung: „Den Tüchtigen freie Bahn.“ Als Maßstab für die Tüchtigkeit sollten dann aber tatsächliche Leistungen, und zwar positive — nicht etwa negative —, gelten.

Noch ein Wort über die sogenannte „Gefühlspolitik“ und die „moralischen Eroberungen“. Beides ist im Grunde ein und dasselbe, und im üblen Sinne gemeint, versteht man darunter bekanntlich das Werben eines Staatsmannes um den Beifall, die Dankbarkeit, die Anerkennung des Auslandes, der Neutralen, ja womöglich der offenen und heimlichen Feinde des Landes. Wenn ein solches Verhalten dem eignen Volke oder dessen Freunden und Verbündeten nichts kostet, wenn es für diese nicht irgendwelchen ohne dringendsten Zwang zugestandenen Verzicht auf reale Vorteile einschließt, dann mag es noch hingehen, ja unter Umständen ganz nützlich sein. Wenn das jedoch nicht der Fall ist oder gar die Humanität, die Großmut gegen Neutrale und Feinde einer Grausamkeit gegen das eigene Volk oder dessen Verbündete gleichkommt, dann ist die Gefühlspolitik ungefähr das Dümmste, Schädlichste und Verächtlichste, was ein Staatsmann überhaupt tun kann. Keine Gefühlspolitik in diesem übelsten Sinne ist es jedoch, wenn ein Staatsmann den berechtigten und natürlichen Gefühlen des eignen Volkes oder denen von dessen Freunden und Verbündeten Rechnung trägt; denn die Gefühle haben dann sicher auch irgendwelchen realen, mit den völkischen Lebensinteressen innig zusammenhängenden Untergrund. Ebenso dürfen moralische Eroberungen beim eignen Volke oder dessen Freunden einem Staatsmanne keineswegs gleichgültig sein; denn wie sollte er hier sonst das zu einer gedeihlichen Wirksamkeit unerläßliche Vertrauen gewinnen?

Der Haß der innern oder äußern Feinde braucht ihn dabei nicht zu kümmern; im Gegenteil, je mehr diese ihn hassen, desto sicherer kann er sein, daß er sich auf dem rechten Wege befindet. Kein Staatsmann ist von den Feinden des deutschen Volkes bei seinen Lebzeiten und solange er im Amte war, bitterer gehaßt worden, als Bismarck. Nach dem Tode aber haben ihn sogar seine Feinde anerkannt. Er hat das Wort von „Gefühlspolitik“ und von „moralischen Eroberungen“ selbst geprägt, und was er damit meinte, war in der Tat etwas für die Lebensinteressen des eigenen Volkes denkbar Schädliches; aber er hat auch das Wort von „Furor teutonicus“ und von den „Imponderabilien“ geprägt. Dieser echte und rechte Realpolitiker wußte also gelegentlich und an der rechten Stelle auch die Gefühle für seine Politik der Tat dienstbar zu machen. Die „Realpolitiker“ von heute aber reden von Realpolitik und machen doch nur zu oft — Moralpolitik im übelsten Sinne. Andererseits sprechen die Staatsmänner der Entente von „Humanität“, von „Schutz der kleinen Nationen“, von „Erhaltung der Zivilisation“, der „Freiheit Europas“, wenn sie ihre sehr realen Ziele und ihre unmenschliche Kriegführung vor den Augen der Neutralen verschleiern oder rechtfertigen wollen. Sie reden Moralpolitik, machen aber Realpolitik in des Wortes verwegenster Bedeutung.

Ich will damit nicht sagen, daß wir diese Art von Politik ohne weiteres nachmachen sollen. Eines schickt sich nicht für alle; der Händler und Räuber, der Gauner und Gaukler hat eine andere Welt- und Lebensanschauung, als die ehrenwerte und rechtschaffene Menschenart; aber deswegen brauchen wir unsere politischen Karten nicht immer offen auf den Tisch zu legen. Warum sollte nicht auch für uns gelten: „A gentilhomme — gentilhomme, à corsaire — corsaire et demi“?

Die Gefühle können für die politische Leitung der Völker von großem Wert oder Unwert sein, je nachdem sie bei der rechten oder unrechten Gelegenheit, zu hohen oder zu niederen

Zwecken in Erregung versetzt werden. Überschätzen soll man sie nicht, aber noch viel weniger unterschätzen. Das gilt für die Führer wie für die Völker, und nur Unwissenheit oder Heuchelei wird das zu leugnen suchen.

Unter den für die Politik in Betracht kommenden Gefühlen ist das heiligste die Volks- und Vaterlandsliebe. Lassen wir uns diese nicht durch internationalen Verbrüderungsrummel verkümmern und verleumden. Wir wissen ja jetzt, haben es durch diesen Krieg nur zu bitter erfahren, worauf diese Versuche letzten Endes hinauslaufen. Man will uns dadurch überreden, unsere starke Rüstung, unsere blanke, schimmernde Wehr abzulegen, damit man uns bei einer anderen Gelegenheit wieder und mit besserem Erfolg hinterrücks überfallen kann.

Englische Zensur in Deutschland von ehedem

Wie bekannt fühlte sich die deutsche Kronprinzessin Viktoria und spätere Kaiserin Friedrich in erster Reihe, wenn nicht unbedingt, als Engländerin und zeigte sich sogar bestrebt, was Bismarck in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ festgestellt hat, das Gewicht des preußisch-deutschen Einflusses in europäischen Gruppierungen in die Wagschale ihres Vaterlandes hinüberzuschieben und bei einem Bruch zwischen England und Rußland die deutsche Macht zugunsten Englands einzustellen.

Als deutsche Kronprinzessin wegen ihres englischen Liberalismus vom Berliner Freisinn viel gefeiert, ließ sie, wenn es sich um englische Gefühle handelte, gelegentlich eine höchst unfreisinnige Zensur walten. Ende der achtziger Jahre wurde die Aufführung des patriotischen Hohenzollerndramas „Der Generaloberst“ von Wildenbruch in Berlin ohne Angabe von Gründen verboten, obwohl Bismarck in einem amtlichen Bericht die Aufführung befürwortet hatte. Wildenbruch litt schwer darunter und wurde in seinem Schaffen bedrückt. Erst nach Jahren erfuhr er, wie Bertold Litzmann in dem kürzlich erschienenen zweiten Bande seines Wildenbruch-Werkes mitteilt, daß die Kronprinzessin das Verbot durchgesetzt hatte, weil sie als Engländerin wegen der Gestalt der Tochter König Jakobs von England sich beleidigt fühlte!

In London hätte sich ein deutscher Fürst derartige Eingriffe nicht erlauben dürfen. Dort mußte sich Albert, der Prinzgemahl, den äußersten Zwang auferlegen, um bei den Engländern, die ihn auch formell als König nicht anerkennen wollten, das unüberwindliche Mißtrauen gegen seine deutsche Herkunft zu bekämpfen. Die englische Volksseele würde ins Kochen geraten sein, hätte er es gewagt, in England als Deutscher so empfindlich zu sein wie seine Tochter, die deutsche Kronprinzessin, als Engländerin in Deutschland.



Warum Rasputin ermordet wurde

Falsche Gedanken über Rußland werden vor dem Frieden und nach dem Frieden noch gefährlicher für uns sein als anderwärts, weil die Wirkungen eines Fehlers im Verhältnis zu der Größe des Objekts wachsen. Um zu zeigen, wie anders, als nach unseren gewohnten Vorstellungen, die inneren und äußeren Maßstäbe des Geschehens in Rußland aussehen, gibt Dr. Paul Rohrbach in der Wochenschrift „Deutsche Politik“ einen Bericht aus der englischen Presse über die Ermordung Rasputins wieder, den er mit den folgenden Bemerkungen einleitet:

Der Verfasser ist ein bekannter Journalist, Hamilton Fyfe, Berichterstatter der „Daily Mail". Nicht daß die Äußerlichkeiten des merkwürdigen und charakteristischen Vorgangs richtig geschildert sind, ist die Hauptsache, sondern wir tun hier wie durch einen Riß in einer Decke einen Blick in die für unser Verständnis wesensfremd gearteten Kräfte des politischen Getriebes in Rußland. Der Engländer hat das auch gefühlt und bemüht sich, es auszudrücken, indem er sagt, hier rage noch ein Stück Mittelalter in unsere moderne Gegenwart hinein. Das ist nicht falsch, aber es ist nicht vollständig. Um vollständig zu sein, müßte jemand auch noch das Dunkle und Brutal-Triebhafte, das dem russischen Wesen anhaftet, und das weder aus dem Mittelalter noch der Neuzeit, sondern aus dem tatarisch-asiatischen Element der russischen Seele stammt, würdigen können.

Hier ist etwas, was überhaupt in keine aus unseren abendländischen Faktoren zu entwickelnde Formel der Völker-Psychologie hineingeht; etwas, das man nur durch Erfahrung und gefühlsmäßiges Begreifen zu erfassen imstande ist. Von hier aus kann man erst erkennen, daß in der russischen Politik für die Entscheidungen über Krieg und Frieden, für die Stellung zu anderen Völkern, für das Verfolgen nationaler Ziele Kräfte wirksam sind, die nur durch ein einziges Mittel gebändigt werden können: überlegene, niederschlagende Gewalt. Wenn ich mir vorstelle, daß ein deutscher und ein russischer Diplomat verhandeln, so ist es für mich immer ein beängstigendes Gefühl, zu wissen, daß der Deutsche vermutlich den Russen als eine in allen wesentlichen Stücken sich gleichgeartete Individualität betrachtet, mit der ganz auf dem Boden der allgemeinen europäischen Psychologie verkehrt werden kann. Für den Deutschen wird es schwierig, peinlich, ja unmöglich sein, sich vorzustellen, daß ein in allen Formen europäisch anmutender Partner sozusagen ein seelisches Organ mehr besitzt, als wir, ein Organ, dessen Unkenntnis jeden, der mit einem echten Russen zu tun hat, von vornherein in Nachteil versetzt, etwas Asiatisches: das Organ für Brutalität schlechthin. Der Russe besitzt es nicht nur in aktivem, sondern auch in passivem Sinne; so hochfahrend und anmaßend er sich zu gebärden weiß — vor der fraglos überlegenen Faust kapituliert er, äußerlich und innerlich überwunden, und solange er sie nicht gespürt hat, hält er sich nicht für besiegt, ja nicht einmal auf die Dauer für geschwächt.

Der englische Artikel über die Ermordung des russischen Abenteurers, einer Figur, wie sie eben nur in Rußland möglich ist, gibt uns aber auch unmittelbar wichtige politische Fingerzeige. Er zeigt uns das enge Einverständnis zwischen England, dem englischen Botschafter in Petersburg, der englischen Presse und den russischen Liberalen, die den Krieg tragen und durchhalten. Stürmer und Rasputin sind je ein Opfer der mit England verbündeten russischen Kriegspartei. Diese Partei und die Regierung stehen in einem ganz merkwürdigen Verhältnis zueinander. Man kann sagen: die Liberalen wollen den Krieg, und solange die Regierung zu ertragen ist, ohne daß der Krieg in Gefahr kommt, wagen sie es nicht, der Regierung gegenüber zum Äußersten zu greifen, obwohl sie über ihre Unfähigkeit aufs tiefste erbittert sind; die Regierung ihrerseits verfolgt das Ziel, sich zu halten und die auf innere Umgestaltung drängenden Kräfte abzuwehren, und solange es geht, dabei zugleich Krieg zu führen, will sie auch den Krieg fortsetzen. In dem Augenblick, wo die Liberalen sehen sollten, daß die Regierung zum direkten Kriegshindernis wird, können Nikolaus II. und seine „Kamarilla", wie Hamilton Fyfe sagt, das Schicksal Rasputins teilen — oder die Kamarilla sieht sich vor die Wahl gestellt, entweder die Weiterführung des Krieges damit zu bezahlen, daß sie vor den Forderungen der Liberalen kapituliert, oder — Frieden schließt, um die Hände zur Niederschlagung der Revolution frei zu bekommen.

Das eine wie das andere ist in Rußland zurzeit gleich möglich. Schon vor mehr als einem Jahre wurde von der Äußerung eines hochgestellten russischen Reaktionärs berichtet, revolutionäre Unruhen würden gar nicht so unerwünscht sein, weil sie für Rußland einen schicklichen Vorwand abgeben würden, aus der Entente auszuscheiden und Frieden zu schließen:

von Deutschland könne man doch haben, was man wolle. Rasputin ist ermordet worden, weil er den russischen Liberalen und aufrichtigen Patrioten eine Verkörperung der „finsteren Mächte“ war, die das Mark Rußlands verdarben; gleichzeitig aber auch, weil es denkbar erschien, daß er und seinesgleichen eines Tages England den russischen Krieg gegen die Mittelmächte verdarben. Daher die Wendungen in dem Aufsatz Hamilton Fyfes, die Getreuen des Zaren und die Getreuen der Entente hätten den Schädling beseitigt.

Zwischen dem russischen Liberalismus und der amtlichen englischen Politik besteht ein vollkommenes Einverständnis. Stürmer ist beseitigt worden, weil er in der Tat bereit war, Frieden zu schließen — Frieden auf Bedingungen, die so ungeheuerlich waren, daß niemand bei uns hätte daran denken können, sie anzunehmen, aber doch für einen Frieden, in dem Rußland England allein ließ. Darum mußte er fallen. Rasputin hätte den Anlaß zu einer innerrussischen Krisis großen Stils geben können, zum Schaden des Krieges und zum Schaden Englands, darum mußte er fallen.

Dr. Rohrbach läßt nun Hamilton Fyfe folgen.

(„Daily Mail“ vom 1. 2. 17.)

Rußlands Wiedergeburt

Warum Rasputin ermordet wurde
Der große Moment für den Zaren
Loyalität gegen Thron und Allianz

In der folgenden bemerkenswerten Darlegung gibt Mr. Hamilton Fyfe, unser Spezialkorrespondent, die Erklärung für gewisse Ereignisse, die sich jüngst in Rußland zugetragen haben, einschließlich der Beseitigung Rasputins durch eine Anzahl Männer, die die besten Elemente Rußlands repräsentieren und ihrem Lande, dem Zaren und der Allianz treu ergeben sind.

Am Sonnabendabend (den 30. Dezember) kam ich von Rumänien in Petrograd an. Statt der üblichen Zeit von 42 Stunden hatte ich eine Woche für die Reise gebraucht. Die russischen Eisenbahnen bedürfen einer gründlichen Reorganisation — „wie überhaupt alles in Rußland“, sagte ein Offizier bitter. „Aber“, fügte er hinzu, „wir haben nicht die Absicht, den jetzigen Zustand von Regierung, oder besser von Abwesenheit von Regierung viel länger zu ertragen. Jetzt ist es gerade die Armee, die unter dem schrecklichen Mangel an festem Zugreifen, Voraussicht und gesundem Menschenverstand, der unsere Führer kennzeichnet, leidet, und die Armee wird auf Änderungen bestehen. Der Zar muß die Wahrheit erfahren und zur Einsicht darüber gebracht werden, welche Schwäche und Unfähigkeit geduldet wird. Sie werden sehen: irgend etwas wird sich bald ereignen.“

... Eine halbe Stunde nach meiner Ankunft in Petrograd hörte ich von der Ermordung Gregory Rasputins, des sittenlosen Mönchs, dessen Einfluß an hoher Stelle ein so düsteres Kapitel in der russischen Geschichte der letzten fünf Jahre gebildet hat. Ich wurde durch einen Beamten im Ministerium des Äußern telephonisch davon verständigt. Allgemein bekannt wurde es durch eine zwei Zeilen lange Mitteilung in einer Abendzeitung, die einfach besagte, daß Rasputin tot sei. An jenem Abend und am nächsten Morgen sprach jeder, den ich traf, mit tiefster Befriedigung und Dankbarkeit von dem Ereignis. In den Sonntag-Morgenblättern stand kein Wort darüber, obwohl in einer Zeitung, die mehr Courage hatte als die anderen, in einer kurzen Mitteilung eine verschleierte Andeutung erschien ... Noch erscheinen die Blätter mit weißen Stellen und tasten zaghaft an den Dingen herum, die zu dem Ergebnis geführt haben, daß Rasputin beseitigt werden müsse. Aber sie sagen genug, um die Nation davon zu überzeugen, daß die „Beseitigung“ in der Tat erfolgt ist, und das einzige Gefühl, das ich konstatieren konnte, ist ein Gefühl der Erleichterung und der Freude.

Gerade eben habe ich mich mit einem hohen Beamten unterhalten, der bis vor wenigen Monaten allen „liberalen“ Tendenzen entschieden abgeneigt war. Ich entsinne mich, daß er mir noch im Juli versicherte, alles stünde aufs beste, die Reformparteiler seien Leute ohne Bedeutung, die Nation sei mit den bestehenden Zuständen zufrieden, und alle Bestrebungen, sie zu ändern, müßten fehlschlagen. Heute sagt er: „Ich bin sehr froh darüber, daß sich dieses Ereignis zugetragen hat, und ich bin ganz besonders froh, daß es das Werk hochgestellter Persönlichkeiten ist. Ich betrachte es als ein sehr gesundes Zeichen, daß Mitglieder der kaiserlichen Familie daran teilgenommen haben. Nun sieht die Welt, daß Rußland im Kern gesund ist.“

Nun muß die britische Nation notwendigerweise fragen: „Warum wurde Rasputin ermordet?“ Er wurde getötet, weil er das einflußreichste Mitglied einer kleinen Clique war (der „Kamarilla“, wie sie hier bezeichnet wird), die lange Zeit hindurch einen ungebührlichen Einfluß innerhalb der russischen Regierung ausgeübt hat. Einflußreich war er nicht etwa auf Grund seines Intellektes oder Charakters; er war ein Bauer, ohne Erziehung, ohne Manieren, ein Wüstling, ein Trinker, ein Verleumder. Sein Einfluß basierte auf einer gewissen hypnotischen Kraft, die ihn Frauen ganz besonders gefährlich machte. Er hatte eine neue Art von Religion erfunden. Ein Artikel darin besagte, daß Männer und Frauen gemeinsam baden sollten, „um das Fleisch zu prüfen“. Er behauptete eine wunderbare Heilkraft zu besitzen, und wie erzählt wird, hat er selbst die Kaiserin dahin gebracht, zu glauben, daß ihm die Wiederherstellung ihres Sohnes von seiner früheren Ungesundheit und Schwäche zu danken sei. Rasputin gab vor, über den Erben des Zaren zu „wachen“. Er hatte Zutritt beim Hofe. Wurden seine Gesuche abschlägig beschieden oder sein Rat mißachtet, so konnte er damit drohen, sich zurückzuziehen und den jungen Thronerben „unbeschützt“ zu lassen. All das klingt phantastisch; dennoch findet sich dergleichen in jeder geschichtlichen Periode. Aus der bloßen Tatsache, daß Rußland über Zeitungen und Eisenbahnen verfügt, daß es so etwas Ähnliches wie ein Parlament besitzt und gebildete Russen durchaus auf dem gleichen Niveau wie andere Europäer stehen, folgt noch keineswegs, daß Rußland sich auf derselben Stufe historischer Entwicklung befindet, wie England und Frankreich. Andere Länder haben alle Bande des Mittelalters abgestreift. In solchen Ländern sind die Rasputins eine Unmöglichkeit geworden. In Rußland wurde es notwendig befunden, mit diesem Schuft in einer Weise zu verfahren, die mit dem Hofe nichts zu tun hatte. Es gab keinen andren Weg, das Land von seinem unheilvollen Einfluß zu befreien, als die Pistole oder das Messer.

Man darf keineswegs annehmen, daß der Entschluß zur Beseitigung Rasputins von „Revolutionären“ gefaßt wurde. In der gegenwärtigen fortschrittlichen Bewegung ist nichts von dem alten revolutionären Geiste. Es ist eine Bewegung, die von Männern geleitet wird, welche die alten Methoden verabscheuen. Diejenigen, die die Tötung Rasputins beschlossen, gehören zu den vornehmsten Familien Rußlands, einige zur kaiserlichen Familie.

Seit einigen Wochen gehörte der Betrüger zu einer Gesellschaft von etwa einem Dutzend, die sich im Palaste des Fürsten Jusupow zu treffen pflegte. Ihre Zusammenkünfte fanden zur Nachtzeit statt. Sie setzten Rasputin unter Alkohol, erschlossen seinen bösen Mund und erfuhren so, was er in seinen Gedanken wälzte. Sie hatten anscheinend immer die Absicht, ihn zu töten, aber sie taten es nicht, bis die plötzliche Vertagung der Duma darüber entschied, wie bald seine Unterdrückung zum Wohle des Staates erforderlich sein würde. Rasputin wurde zu einem der üblichen Soupers eingeladen. Er mußte dazu überredet werden, die Einladung anzunehmen. Irgendeine Warnung war ihm zugekommen. Er hegte Mißtrauen, Furcht, aber eine Frau überwand sein Zögern. Er gab ihr nach und ging.

Bis zur Zeit zwischen zwei und drei Uhr morgens spielte sich alles in der üblichen Weise ab. Als die Verschwörer dann alles über die Machenschaften der Kamarilla, was sie irgend konnten, aus Rasputin „herausgepumpt“ hatten, änderten sie ihre Tonart. Sie sagten ihm

kurzerhand, daß er sterben müsse. Man ließ ihm die Wahl zwischen Selbstmord und Tötung. Ein Revolver wurde ihm in die Hand gedrückt, und man drängte ihn, ihn gegen sich zu gebrauchen. Er weigerte sich, schoß auf einen Großfürsten, fehlte und zertrümmerte ein Fenster. Im Moment wurde er gepackt, geknebelt, gebunden und nach einer kleinen Weile aus der Welt befördert. Man kennt in Petrograd die Namen derer sehr wohl, die als Richter und Vollstrecker fungierten, und man wird sie in der Geschichte Rußlands ebenso ehren, wie man die Namen Harmodios und Aristogeiton in der griechischen und den Namen Charlotte Corday in der französischen Geschichte ehrt. Seit Abfeuern des ersten Schusses, des Schusses, der das Fenster zerschmetterte, war die Polizei auf dem Posten. Eine Polizeistation befindet sich gegenüber vom Palast. Von hier aus wurden alle Vorgänge sorgfältig überwacht. Polizisten und Detektivs besuchten den Palast zu wiederholten Malen, was aber die Ausführung des im voraus beschlossenen Planes in keiner Weise hinderte. Um fünf Uhr früh fuhr ein Automobil vor. Vier Männer mit schwarzen Masken stiegen heraus. Das Automobil entfernte sich schnell. Nach einiger Zeit kam ein anderer Wagen, ein Körper wurde herausgebracht und hineingelegt. Dann setzte sich der Wagen in schnellem Tempo in der Richtung der Inseln in Bewegung. In der frühen Morgendämmerung wurde der Körper über eine Brücke geworfen. Er fiel nahe am Ufer der Petrowski-Insel aufs Eis. Die Stricke, mit denen die Arme festgebunden waren, waren beim Fall zerrissen, so daß sich die Arme ausbreiteten. Die Beine blieben fest gebunden. Dort blieb der Körper, zu grotesker Starrheit gefroren, bis zum Anbruch des Tages liegen, wo er von Arbeitern bemerkt wurde. Auf ihre Anzeige hin wurde er von der Polizei entfernt.

Daß irgendein Verfahren gegen die Täter eröffnet werden wird, ist unwahrscheinlich. Was jedermann fragt, ist: Wird die Kamarilla nun eingeschüchtert sein? Wird sie ihren Kampf gegen die besten Elemente der Nation, gegen die Freundschaft zwischen Rußland und England, gegen die Verwendung fähiger, unabhängiger Minister und gegen den Entschluß des russischen Volkes fortsetzen, den Krieg weiterzuführen, bis Deutschland geschlagen und gezwungen ist, sich den Bedingungen der Alliierten zu fügen? Oder werden andererseits die Germanophilen, die heimlich intrigiert und Drähte gezogen haben, auf den Gebrauch noch strengerer Unterdrückungsmaßregeln hinarbeiten, mit dem Zwecke, eine Revolution der üblichen Art hervorzurufen und sie mit Gewalt niederhalten zu lassen? Sollten sie mit dem letzteren Kurse Erfolg haben, so würde das Zarentum ernstlich kompromittiert, ja seine Position könnte geradezu schwierig werden. Die Kamarilla rechnet noch auf die Armee. Sie wird jedoch rauh aus ihren törichten Träumen gerissen werden, wenn sie die Armee an der Seite der Reformer findet. Alle ehrenhaften und patriotisch gesinnten Russen hoffen und beten, daß der Zar sein Gewicht kräftig gegen die Clique geltend machen möge, die sein Interesse wie das des Landes verraten hat. Er kann auf die Unterstützung der Nation rechnen. Die Nation ist entschlossen, den Krieg fortzuführen, und sie fordert, daß die Methoden der Fortführung wirksamer und sachgemäßer sind, als sie seither gewesen sind. Über die militärische Direktion der russischen Kräfte hört man wenig Klagen. Die Schwäche liegt im Rücken der Armee, wie es in England vor dem Regierungswechsel der Fall war. Das Land braucht Männer, die imstande und gewillt sind, ihm einen verbesserten Eisenbahndienst, bessere Methoden der Nahrungsmittelverteilung und eine innere Politik zu geben, die darauf abzielt, das Volk zu versöhnen und zu konsolidieren. Wenn der Zar sich bereitfinden läßt, solche Männer zur Teilnahme an den Staatsgeschäften zu berufen und den von ihnen vorgeschlagenen Maßnahmen zuzustimmen, so wird die Armee befriedigt sein, anders aber nicht. Das ist die Sachlage, und es ist besser, sie offen zu schildern. Deutschland weiß das sehr wohl und hofft, daß sich das Herz des Zaren verhärtet, wie das Herz Pharaos in Ägypten. Deutsche Agenten strengen sich hierfür aufs äußerste an.

Alle die besten Herzen und Köpfe Rußlands stehen auf seiten der Alliierten. Vorigen Abend saß beim Neujahrsdiner im Britischen Klub in Petrograd Sir George Buchanan zwischen M. Ssasonow und M. Rodzianko, dem Präsidenten der Duma, und sie hielten alle drei Reden, die die Sachlage klar beleuchteten. Der Wert der Arbeit Sir George Buchanans kann nicht hoch genug geschätzt werden. Er hat nie im entschiedenen Erfassen einer Situation versagt, nie gezögert, seine Meinung zu sagen, wenn es notwendig schien, und es doch nie an Takt oder an Korrektheit fehlen lassen. Er weiß — und alle, die Rußland studiert haben, teilen diese Erkenntnis —, daß es die Reformer sind (womit ich alle ehrlichen und intelligenten Männer in Rußland meine), die für Loyalität gegen die Alliierten und Fortsetzung des Krieges eintreten. Weil Rasputin für das eintrat, was alle echten Russen hassen, darum ist er hingerichtet worden. Er war der Vertreter der Kräfte der Dunkelheit und Unwissenheit. Seine Henker vertreten diejenigen, die das Licht zu verbreiten streben. —

So weit der sehr ehrenwerte Mr. Hamilton Fyfe. Haben wir aber ein Interesse, in die selbe Kerbe zu hauen? Weshalb, fragt Franz Taufkirchner im „Kunstwart", unterstützen wir eigentlich den sogenannten „geistigen" Feldzug unserer Feinde mit so viel Wärme? Deutlicher zu sprechen: es ist ja möglich, daß der Wundermönch Rasputin der vollendete Schurke war, als den ihn seine erbittertsten Feinde, die russischen [englischen usw. D. T.] Kriegshetzer, hinstellen. Aber wer von den deutschen Geistreichen, die sich durch seine Verhöhnung Lacher und Kopfschüttler so billig werben, weiß denn etwas von ihm? Ich meine: etwas Authentisches? Etwas, das aus anderen Quellen fließt, als aus denen, die interessierten russischen [englischen usw. D. T.] Tintenfässern entfließen?

Was wissen wir denn eigentlich wirklich von ihm? Zwei Dinge: 1. daß er großen Einfluß bei Hofe und insbesondere auf die Zarin hatte, 2. daß er für Friedensschluß eintrat. Die Zarin ist bekanntlich eine sehr unglückliche deutsche Prinzessin, die unseres Mitgefühls in besonderem Maße würdig ist. Sie hörte auf Rasputin. Jetzt denke man sich den sittenreinsten, ja heiligsten Mann in solcher Stellung in der „durch Meuchelmord gemilderten Despotie" Rußlands. Ein politischer Meuchelmord wird, wenn die Mörder irgend Zeit haben, stets durch ausgiebige Verleumdung vorbereitet. Auch Überfälle auf ein ganzes Land werden so vorbereitet. Die Ethik ist ja dem Mord nicht sehr günstig. Deshalb muß der Mord ein patriotisches oder gar streng sittliches Gewand anlegen. Er muß sozusagen als Rache der beleidigten Moral auftreten. Liegt irgend etwas vor, das sich aufbauschen läßt, so erleichtert das natürlich die Sache ungemein; nötig aber ist selbst das nicht. Jaurès wurde aus heiligem Patriotismus sans phrase ermordet, und dieser Mord machte sich durch die schleunige Bekehrung Hervés aus einem antimilitaristischen Agitator in einen Kriegshetzer mehr als bezahlt. Nur haben die Mörder Rasputins sehr viel mehr Zeit gehabt; sie haben ihr Opfer schon zu Friedenszeiten moralisch vorbereitet, damals vermutlich nur, um es unmöglich zu machen; wie gründlich, das haben wir aus unseren eigenen Zeitungen ersehen. — Nochmals: es ist ja möglich, daß Rasputin ein Schurke war. Wir wollen mit all diesem dem Urteil der Geschichte nicht vorgreifen, nur feststellen: Was wir von Rasputin wissen, spricht für ihn; das andere wissen wir nicht. Und wir haben kein Interesse daran, die Lücke des Wissens mit den üblen Reden unserer Feinde, von deren Skrupellosigkeit wir einige Proben erlebt haben, auszufüllen.



Was wird mit unseren Überseedeutschen?

Die Feindschaft Wilsons gegen das Deutsche Reich ist auf die verschiedensten — und auch sehr triftige — Beweggründe zurückgeführt worden: die starke finanzielle Verquickung der amerikanischen Geldherrschaft mit der englischen, die japanische Gefahr, nicht zuletzt die „Imponderabilien" der englisch-amerikanischen Seele — „zwei Herzen und ein Schlag". Aber sollten da nicht auch innerpolitische Beweggründe in die Wagschale fallen? Wenn sie schon deutsche Gemüter noch in diesem Daseinskampfe so schwer belasten, — um wieviel schwerer müssen sie für Amerika wiegen, das gewohnt war, sich als einen Erdteil sozusagen außer und oberhalb der übrigen Erde zu fühlen?

Emil Zimmermann erinnert (im „Deutschen Kurier") an die heftigen Reden Wilsons, an die Wutausbrüche eines Roosevelt gegen die Deutschamerikaner — beide waren unsere teuersten, hochgefeierten Freunde und Gönner: —

Der amerikanischen Regierung sind die Regungen der Deutschamerikaner mehr als unbequem, die infolge des Krieges ihre Liebe zur alten Heimat wieder stärker betonen und sich an ihre Abstammung erinnerten; das ist in der Tat für die Vereinigten Staaten und ihre Politik nicht ungefährlich. Es sind nicht die etwa 10—12 Millionen Deutschsprachigen, worunter sich etwa 3—4 Millionen deutsche Reichsgebürtige und Reichsangehörige befinden, die Gefahr: sie würden sich fügen müssen, wenn ihnen die übrigen 80—85 Millionen Bewohner der Vereinigten Staaten als geschlossene Masse gegenüberständen. Das ist aber nicht der Fall. Darunter befinden sich mehrere Millionen Polen, Irländer, Ungarn, russische Juden, und dem Deutschtum in den Vereinigten Staaten erwächst starker Zuwachs, wenn das Deutsche Reich in dem ihm aufgezwungenen Kampfe triumphiert und alles, was deutsch ist auf der ganzen Erde, sich stolz zum alten Vaterlande bekennen wird. Diese Aussichten machen Herrn Wilson Sorgen; solche Entwicklung will er verhindern. Und deshalb stärkt er Englands Stellung nach Kräften und fährt mit zornigen Worten gegen die Deutschamerikaner daher.

Den Deutschsprechenden drüben und namentlich allen aufrecht zur alten Heimat Stehenden ist es in den Vereinigten Staaten während des Krieges bis jetzt schon nicht gut gegangen; werden in der Folge aber amerikanische Schiffe torpediert, dann dürfte sich der anglo-amerikanische Pöbel Dinge leisten, gegen welche die Deutschenverfolgungen in England und Südafrika Kinderspiel bleiben werden. Und die Regierung des Herrn Wilson wird mit brutaler Vergewaltigung alles Deutschen beginnen und seine zwangsweise Amerikanisierung betreiben. Dabei wird Wilson die Unterstützung aller Anglo-Amerikaner finden; denn die Herrschaften wissen sehr wohl, was sie wollen.

Kein Zweifel, daß er Erfolg haben wird, wenn das Reich dem amerikanischen Deutschtum nicht mit einer großen Tat zu Hilfe kommt. Von den 10—12 Millionen Deutschsprachigen in den Vereinigten Staaten sind gut 7—8 Millionen drüben geborene Bürger, deren Eltern und Voreltern lange vor 1870 eingewandert sind; sie werden nur allzu leicht der Anglisierung anheimfallen. Aber auch für die 3—4 Millionen Reichsgebürtigen ist die Gefahr noch groß genug. Der weitaus größte Teil davon ist vor 1895 in die Union eingewandert (Einwanderung 1871—94 2224048 Deutsche, 1895—1914 aber nur 456444); Deutsche, die weniger als 20 Jahre in den Vereinigten Staaten ansässig sind, dürfte es nicht viel über ½ Million geben. Wer selbst von ihnen wird viel Neigung haben, Amerika zu verlassen und sich wieder in der Heimat anzusiedeln? Eine von der Wilsonschen Regierung gegen die Deutschamerikaner geförderte allgemeine Bewegung kann die übelsten Folgen für das Deutschtum drüben haben; die Aufrechten aber, die noch treu an ihrem Volkstum halten, würde sie vernichten. Dagegen hülfe nichts der deutsche Sieg, nichts eine Aufforderung an das amerikanische Deutschtum, in die Heimat zurückzukehren; wir können die Leute, die drüben geistig und

organisatorisch tätig waren, nicht an den Pflug und Schraubstock stellen; an geistigen Arbeitern aber wird Deutschland trotz des Krieges, trotz Belgien und Kurland, immer noch Überfluß haben.

Es gibt nur einen Weg, der nun auch dem amerikanischen Deutschtum drohenden Vernichtungsgefahr zu begegnen, das ist die von mir schon wiederholt geforderte Sammlung des Auslandsdeutschtums in einem großen afrikanischen Kolonialreich. Da nun auch der amerikanische Vernichtungswille klar zutage liegt, kann unser Afrikareich gar nicht groß genug sein, und es muß weit offen stehen als Stätte der Zuflucht und Feld neuer großer Zukunft für jeden Deutschen auf der weiten Erde, der irgendwo bedrückt und verfolgt wird. Eisern muß unser Wille sein, ein solches Reich als großes deutsches Rohstoffgebiet aufzubauen. Die Vereinigten Staaten und die englischen Kolonien müssen wissen, daß jeder fleißige deutsche Bürger, den sie verlieren, in Deutschafrika ein Stein wird zur Höherführung des großen Konkurrenzbaues gegen ihre Wirtschaft, daß er eine Tonne Baumwolle, einen Doppelzentner Öl mehr für das Deutsche Reich bedeutet, einen Schritt weiter zur Befreiung vom englischen und amerikanischen Rohstoffmonopol. Nur wenn ein großes Deutschafrika jedem deutschen Überseer als Zuflucht winkt, als Stätte der Verheißung und Freiheit, dann werden die Vereinigten Staaten und selbst die englischen Kolonien die deutschen Bürger wieder als ihre Besten schätzen, nur dann wird das Überseedeutschtum in der Welt eine starke Stellung haben und unserm Handel auch fernerhin starke Stütze sein.

Man komme nicht mit kleinlichen Bedenken, wo es sich um so Großes handelt wie die Zukunft unserer Überseer, und mit der Aufzählung aller möglichen Schwierigkeiten. Platz ist in Afrika genug, auch 500000 Deutsche unterzubringen, und jetzt, wo es aufs Ganze geht, darf gar nicht die Rede davon sein, daß wir uns in unseren kolonialen Forderungen beschränken sollen. Es muß eben gefordert werden, was wir zur Ansiedlung einer größeren Zahl von Überseern brauchen.

Diktatur der Verleumdung

Das Wort muß man sich merken. Ein bekannter Franzose hat es aus dem Archiv der Geschichte hervorgeholt, Caillaux, in einem offenen Brief gegen den Hauptfeind — Deutschlands: gegen Lord Northcliffe. Caillaux hatte sich neulich in Rom aufgehalten; der Ruhe halber unter einem angenommenen Namen; sofort setzte die Verleumdung ein: er hätte mit den neutralistischen Kreisen in Rom geheime Zusammenkünfte gehabt und für den deutschen Frieden gearbeitet. Caillaux wehrte sich seiner Haut, zwang die Pariser Blätter zu Berichtigungen und schrieb dem Manne, der auch hier dahinter stand, dem Presse-Großmächtigen Lord Northcliffe, ehedem Harmsworth, einen gesalzenen offenen Brief. Darin heißt es:

„Vor mehr als einem Jahrhundert, als eine unsrer großen gesetzgebenden Versammlungen den Wohlfahrtsausschuß schuf, rief ein Mitglied des Konvents unter dem Beifall seiner Kollegen aus, daß die schlimmste aller Diktaturen, vor der man sich ganz besonders hüten müsse, die Diktatur der Verleumdung sei. Diese Diktatur der Verleumdung wollen heute einige kleinere Oligarchien aufrichten, diejenigen, aus denen sie bestehen, haben es zuerst mit dem allgemeinen Stimmrecht versucht. Aber schändlich geschlagen, haben sie nun ein neues System erfunden, um zu herrschen. Sie steigen kaum noch in den Wahlkampf hinab. Sie lassen dem Volk die Freiheit, zu wählen, wer ihm paßt, aber sie machen diese Freiheit hinfällig, indem sie in den großen Nachrichtenblättern, zu deren Herren sie sich gemacht haben, die Erwählten des souveränen Volkes in den Staub ziehen. Diese oder jene Partei, diese

oder jene Politiker, haben in den Wahlen gesiegt. Ihre Programme haben die Zustimmung des Volkes gefunden. Aber diese Programme beunruhigen gewisse Pläne. Schnell die Verleumdung heran! Die Angegriffenen erheben Einspruch. Was liegt daran? Sie verfügen nicht über dieselben Mittel wie ihre Gegner. Sie haben zu ihrer Verteidigung nur einige Parteiblätter, die mangels geldlicher Hilfsmittel keine große Auflage haben. Die Verleumdung macht ihren Weg. Diejenigen, die davon betroffen werden, wehren sich! Schnell eine neue Verleumdung! Sie ist von oben bis unten erfunden. Was liegt daran? Sie macht ebenfalls ihren Weg. Das ist die Diktatur der Verleumdung, die zu den gefährlichsten vielleicht aller Regierungssysteme führt, zu einem System, worin die Macht dem gehört, der keine Verantwortung hat, worin eine Gruppe, die sich einiger großer Blätter bemächtigt hat, durch Zwischenmänner herrscht, die nach dem Vorteil, nach den Gelüsten, nach den privaten Begriffen einiger Oligarchien regiert ... Das ist das Regime, das unter Ihrer Führung und unter der Führung einiger weniger anderer Leute eingerichtet ist ... Es mag mir heute genügen, festzustellen, daß Ihr Vertrauen in die Kraft des Werkzeugs, das Sie geschmiedet haben, so groß ist, daß Ihre Herrschsucht derart geworden ist, um sogar in einem Pariser Blatt (dem ‚Figaro' vom 9. Januar 1917) Frankreich Angaben über die Männer, die es zur Regierung berufen kann, und über diejenigen, die es davon ausschließen muß, zu machen ... Sagen Sie mir dann, mit welchem Recht entledigen Sie sich, um zu Frankreich von seiner Regierung zu sprechen, der Zurückhaltung, die in einer solchen Sache jeder Fremde, selbst wenn er einer befreundeten und verbündeten Nation angehört, beobachten muß? Haben Sie vergessen, was in Ihrer Vergangenheit liegt? Haben Sie vergessen, was Sie schrieben, als Sie sich noch Herr Harmsworth nannten? Haben Sie vergessen, daß man in Ihrem Blatt, der ‚Daily Mail' vom 9. November 1899, lesen kann: ‚Den Franzosen ist es gelungen, John Bull gänzlich zu überzeugen, daß sie seine verbissensten Feinde sind. England hat lange zwischen Frankreich und Deutschland gezögert. Es hat jedoch immer den deutschen Charakter geachtet, während es schrittweise dahin gekommen ist, für Frankreich nur Verachtung zu fühlen. Genug mit dem Frankreich, das weder Mut noch politischen Sinn hat!' Haben Sie vergessen, wie viele solcher Zitate man sammeln könnte? Haben Sie auch noch vergessen, was ein belgischer Diplomat, indem er Ihre Gespräche jener Zeit mit denen der ganz entgegengesetzten verglich, die Sie dann hielten, geschrieben hat: ‚Das sind jene Zeitungsschreiber, die Herausgeber billiger Blätter, die nach Belieben den Geist eines ganzen Volkes fälschen. Es liegt offensichtliche Gefahr darin, so offen die öffentliche Meinung zu vergiften, wie es die unverantwortliche Presse tut, um die es sich handelt.'" ...

Soweit Caillaux gegen Northcliffe. Das Bild, das hier der Franzose von der Diktatur der Verleumdung zeichnet, gilt von der ganzen Verbandspresse. Es ist die fürchterlichste Erscheinung dieses fürchterlichen Krieges.

Und es paßt ins Bild, was wir soeben in der Zeitung finden (Tägliche Rundschau, 11. März 1917):

„Rotterdam, 10. März. Lord Northcliffes Zeitungstrust hat mit acht größeren Zeitungen in den Vereinigten Staaten ein Interessenverhältnis abgeschlossen, welches bei der englischen und amerikanischen Regierung Entgegenkommen findet. Unter dem Protektorat Morgans hat sich ein politischer Klub gebildet, der die von diesem Teile der englisch-amerikanischen Presse vertretene Politik in allen Staaten Amerikas verbreiten will. Von England sind vierzehn Journalisten zur Mitarbeit an dieser Propaganda nach Amerika abgereist. Lord Northcliffe will sich in nächster Zeit selbst nach Amerika begeben."

Hier steht man einer furchtbaren Organisation der Verleumdung gegenüber.





Fragment eines Totentanzes in der Nikolaikirche zu Reval

Baltische Kunst

II. Malerei, Plastik und Kunstgewerbe

(Mit 7 Abbildungen)

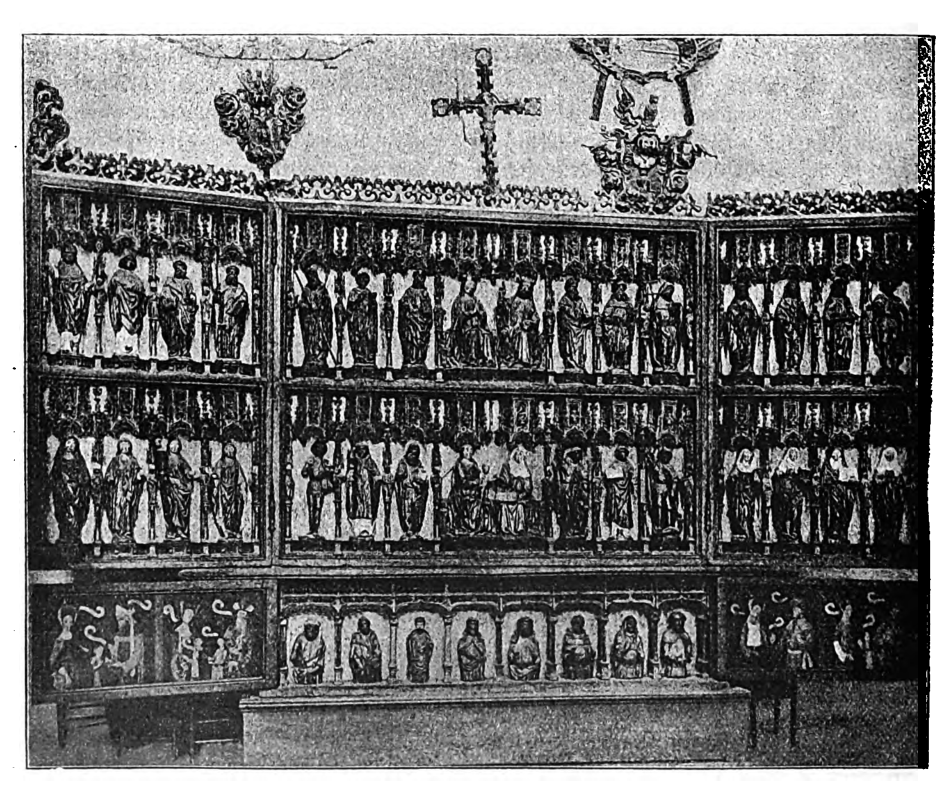
Es gibt Völker, die in politischer Beziehung gar keine Rolle spielen, die aber einen nicht geringen kulturellen Einfluß auf andere ausüben. Zu diesen gehören auch die Balten. Ein Volk kann man sie freilich kaum nennen, denn es fehlt ihnen jene Schicht, die den Hauptbestandteil eines Volkes bildet — das bodenständige Bauerntum. Sie repräsentieren fast ausschließlich Intelligenz und Adel, Großgrundbesitz und Kaufmannschaft. Doch weil sie gerade eine Oberschicht vertreten, so hat das Geistesleben bei ihnen auch eine besonders scharfe Prägung erhalten. Man darf sagen, daß die Balten, seit sie ihre staatliche Selbständigkeit einbüßten, ihr ganzes Bestreben auf den Ausbau und die Pflege ihrer ererbten nationalen Kultur richteten. So blieb, obgleich die Provinzen vom Deutschen Reiche politisch getrennt waren, immer noch ein geistiges Band übrig, das die älteste Kolonie mit ihrem Mutterlande zusammenhielt.

Wir haben bei Besprechung der baltischen Architektur bereits sehen können, in welcher innigen Abhängigkeit sie sich von der deutschen befand, und wie sie immer wieder von jener Anregungen übernahm und weiterbildete. Das gleiche läßt sich von der bildenden Kunst sagen. Sie kann keinen Anspruch auf Selbständigkeit erheben, aber sie darf es fordern, als Nebenzweig, wenn auch nur als bescheidener Nebenzweig der deutschen Kunst ernsthaft gewertet zu werden.

Was die Malerei anbetrifft, so ist die Ausbeute aus älterer Zeit sehr spärlich. Das Wertvollste an Gemälden, das die Kirchen enthielten, haben die Bilderstürmer vernichtet, die in Riga, Reval und Dorpat mit besonderem Eifer ihrem Zerstörungstrieb gefolgt sind. Spuren von Fresken aus dem vierzehnten Jahrhundert wurden in einer Vorhalle der Rigaer Domkirche, in den Resten der Katharinenkirche und in St. Jakob entdeckt. Das ist jedoch alles, was von mittelalterlicher Malerei Riga aufzuweisen hat. In Reval ist das Vermächtnis reicher. Hier erweckt das Fragment eines Totentanzes in der Nikolaikirche Interesse, nicht nur weil er eine tüchtige Hand verrät, sondern weil es sich überhaupt um eine der ältesten Totentanzdarstellungen handelt. Und zwar um eine Nachbildung des ehemaligen Totentanzes in der Marienkirche zu Lübeck. Die Nikolaikirche, die dieses Fragment aufbewahrt, scheint das einzige Gotteshaus gewesen zu sein, an dem sich die Wut des bilderstürmenden Pöbels nicht ausgelassen hat. Darum sind die Kunstschätze hier unverhältnismäßig besser als in den übrigen

Kirchen erhalten. Da haben wir vor allem einen Schnitzaltar von Hermann Rode aus Lübeck. Die inneren Flügelgemälde schildern in je vier Tafeln die Krönung des heiligen Nikolaus zum Bischof, Freilassung dreier Gefangener, die Besänftigung eines Sturmes durch den heiligen Nikolaus, seine Fürbitte für drei unschuldig zum Tode verurteilte heidnische Ritter beim Kaiser, seinen festlichen Empfang vor der Kathedrale und seinen Tod. Die gegenüberstehenden Tafeln sind wiederum von der Viktorlegende ausgefüllt. Da sieht man den heiligen Viktor lehrend unter dem Volke, sein Martyrium und seine Hinrichtung. Im Hintergrunde der letzten Tafel taucht ein Stadtbild von Lübeck auf, gewissermaßen um die Heimat des Meisters anzudeuten. Von den äußeren Flügelgemälden enthält das eine die Gestalten der heiligen Katharina, Maria und Barbara, während das andere den heiligen Viktor, Nikolaus und Georg darstellt. Aus dem ganzen Werk spricht die Seele eines fein empfindenden Künstlers. Am schönsten sind ihm die drei weiblichen Heiligen gelungen, um die der Zauber jener madonnenhaften Anmut schwebt, wie man sie aus den Bildern Memlings kennt. Daß der Schöpfer dieses Altars der Lübecker Maler und Bildschnitzer Hermen Rode war, steht heute mit Sicherheit fest. Eine Eintragung im Kirchenbuche der Nikolaikirche gibt uns auch Aufschluß über die Kosten des Werkes. Es heißt dort: „Wi leten de tafeln tom hogen altare maken unde von Lubecke holen, kostede to samen ume trent 1250 mrk.“

Es ist begreiflich, daß sich die Bürger von Riga und Reval, wenn ein Auftrag zur Ausschmückung eines Gotteshauses zu vergeben war, zunächst an die Mutterstädte Bremen und Lübeck wandten. An einheimischen Künstlern muß doch ein Mangel gewesen sein. Doch be-



Geschnitzter Flügelaltar in der Nikolaikirche zu Reval

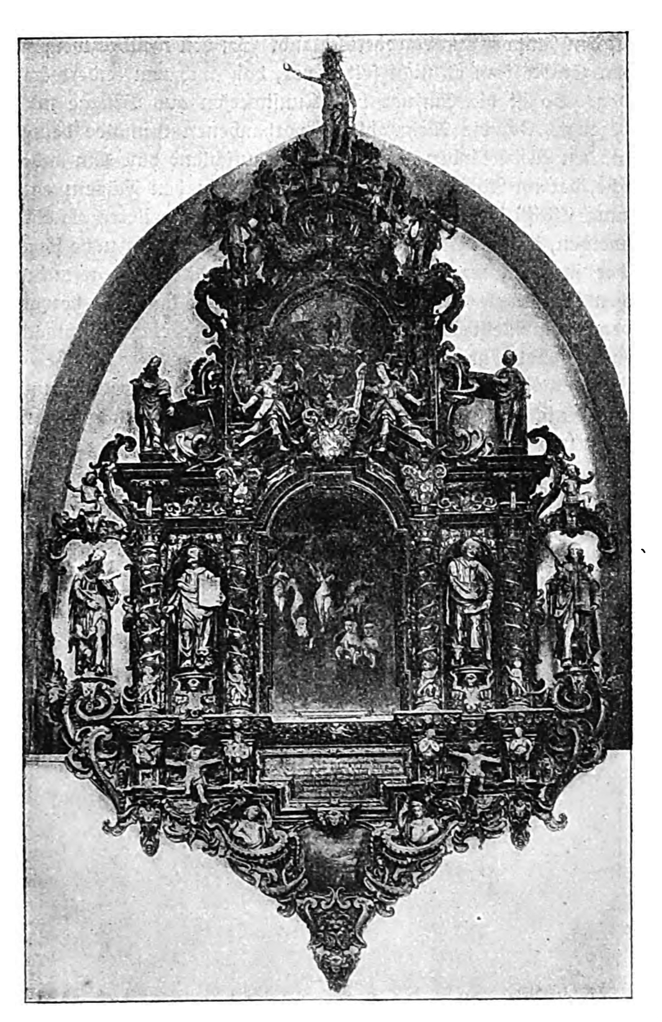
schränkte man sich keineswegs auf den Import aus Norddeutschland. Bei den weitverzweigten Handelsbeziehungen der baltischen Städte kam es nicht selten vor, daß auch von anderwärts Kunstgegenstände bezogen wurden. So ist die Einfuhr von Kunstwerken aus Brügge nach Livland wiederholt urkundlich bezeugt. Ja, die Mehrzahl der vorhandenen Gemälde deutet sogar auf engere Beziehungen mit den Niederlanden als mit Niederdeutschland hin. Ein anderer Flügelaltar in der Nikolaikirche, der im Mittelbilde eine Kreuzigung, in den Flügeln eine Kreuztragung und eine Beweinung Christi darstellt, darf zum Beispiel ohne weiteres als eine flandrische Arbeit angesprochen werden, da sie den Werken des Geraerd David sehr nahe steht. Ebenso trägt ein Flügelaltar, der im Schwarzhäupterhause zu Reval Unterkunft gefunden hat, unverkennbar die Kennzeichen der Schule Memlings. Alle diese Werke sind, wie hervorgehoben werden muß, keineswegs von Meisterhand, doch als Dokumente einer geschmackvollen Epigonenkunst entschieden der Beachtung zu empfehlen.

Die Frühplastik beschränkt sich hauptsächlich auf Grabdenkmäler einiger Bischöfe und Ordensritter und hat nur geringen künstlerischen Wert. Das Beste aus dem Bereich dieser angewandten Plastik ist im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert entstanden und befindet sich im Revaler Dom. Namentlich hervorgehoben zu werden verdient hier das Grabmal des schwedischen Feldherrn Pontus de la Gardie und seiner Gemahlin, das der Bildhauer Arnold Passer im Auftrage des Königs in den Jahren 1889 und 90 ausgeführt hat. Man sieht auf einem reich verzierten Sarkophag die Verstorbenen in Hochrelief dargestellt, an der Langseite des Sarkophags schildert ein Relief, zu dessen Seiten trauernde Genien stehen, ein Seegefecht, und Inschriften verherrlichen an den Stirnseiten die Taten des Entschlafenen, der im Jahre 1585 beim Übersetzen über die Narowa, um einen Waffenstillstand zwischen Schweden und Russen zu vereinbaren, seinen Tod fand. Es ist eine fein durchdachte und ausgeführte Arbeit, die geschickte Künstlerhand gemeißelt hat, und die weit alle andern in der Kirche errichteten Grabdenkmäler übertrifft.



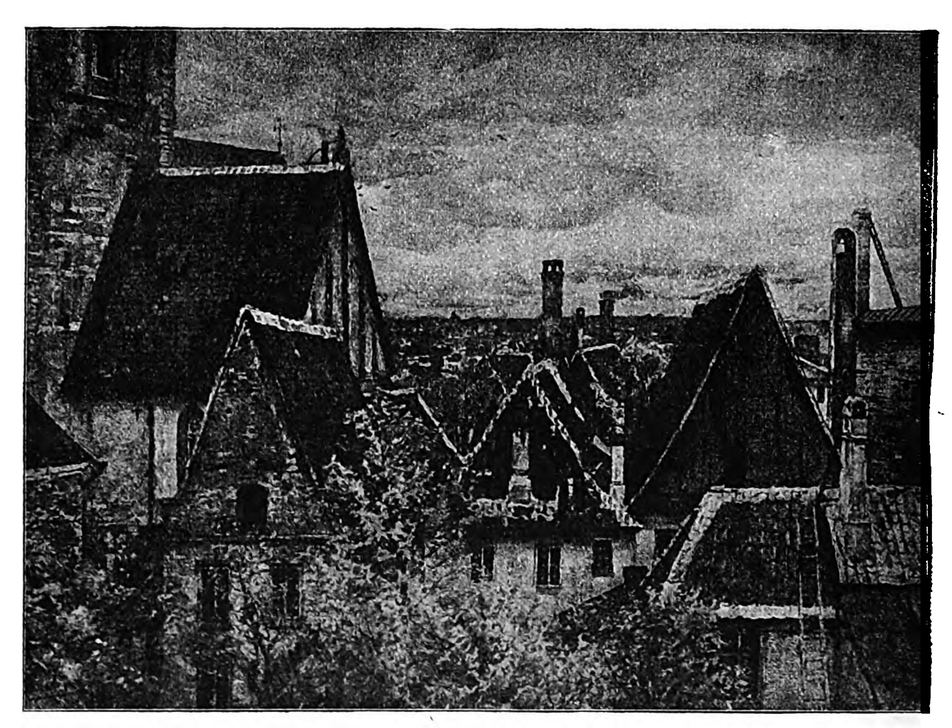
Grabmal des Grafen Pontus de la Gardie und seiner Gemahlin im Dom zu Reval

In einigen sehr schönen steinernen sowie hölzernen Epitaphen haben die Revaler Kirchen einen wertvollen Kunstbesitz. Die steinernen Epitaphe gehen auf die Formen der Portalarchitektur zurück. Die seitliche Einfassung der von einem farbigen


Das Epitaph des Bugislaus von Rosen in der Nikolaikirche zu Reval

Relief ausgefüllten Mittelfläche wird von Säulen oder Pilastern gebildet; darüber befindet sich ein Gebälk mit giebelartigem Aufbau, das mit reichem figürlichem Schmuck verziert ist und den Raum für eine Inschrift frei läßt. Das Ganze ruht auf einem Gesims, das sich in ähnliche architektonische Formen auflöst wie der Giebelaufbau und ebenfalls eine Inschrift trägt. Leider sind die meisten dieser Grabsteine im siebzehnten Jahrhundert gelegentlich von Kirchenumbauten zugrunde gegangen. Seitdem haben sich die hölzernen Epitaphe eingebürgert, die sich merkwürdigerweise in der Form ganz an ihre steinernen Vorläufer anlehnen, nur mit dem Unterschied, daß an die Stelle des Mittelreliefs ein farbenreiches Gemälde der Kreuzigung oder der Himmelfahrt tritt und die Verzierung, der Leichtigkeit und Fügsamkeit des Materials entsprechend, ein bunteres Gepräge erhält. Ein Kabinettstück dieser Art ist das wundervolle Barockepitaph des Bugislaus von Rosen in der Nikolaikirche. Die Arbeit wird auch einem Lübecker Meister, dem Maler Hans Hembsen zugeschrieben.

Wir werden durch dieses eigenartige Kunstwerk auf ein Gebiet hingewiesen, auf dem die baltischen Provinzen ihre kostbarsten Schätze zu verzeichnen haben: die Holzschnitzkunst. Diese hat hier im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert Leistungen hervorgebracht, die man getrost zu dem Besten rechnen kann, was je im Bereich dieser Fertigkeit geschaffen worden ist. Schon der Schnitzaltar, der den Tod der Maria darstellt und in der großen Gilde zu Riga aufgehoben wird, hat Anspruch auf höchste Wertung. Aber noch übertroffen wird er von dem schon oben eingehend behandelten Flügelaltar Hermen Rodes in der Nikolaikirche und vor allem von dem zierlichen Flügelaltar in der Heiligen-Geist-Kirche zu Reval, einer Schöpfung des Lübecker Bildschnitzers Berent Notken. Es wird hier die Ausgießung des Heiligen Geistes in einem kapellenartigen Raume dargestellt. Alle Figuren, von der sitzenden Maria auf erhöhtem Thron bis zu den Figuren der heiligen Katharina und Barbara in



Aus alter Zeit (Aquarell) Karl von Wintler

dings Ausländer, wie der Graf Pietro Rotari und Francesco Fontebasso Beschäftigung gefunden hatten, brach mit der Auflösung des Herzogtums im Jahre 1795 die Entwicklung jäh ab. Einheimische Künstler, wie z. B. der Maler und Radierer Karl Graß, zogen es darum vor, außerhalb der Grenzen ihrer Heimat Betätigung zu suchen.

Es hat dieser Zug, in die Fremde zu streben, viele baltische Künstler aus den baltischen Provinzen entführt, vielleicht weil ihnen hier die Anregung fehlte, vielleicht auch, weil ihr Schaffen keine rechte Beachtung fand. Auch Eduard von Gebhardt, der größte Maler, den das Baltikum hervorgebracht hat, wurde seiner Heimat untreu, obwohl die Gestalten seiner Kunst tief in dem Boden derselben wurzeln und auch der Geist seines Schaffens, die Verbindung von starkem religiösem Empfinden, geschichtlicher Ehrfurcht und idealem Schauen, baltisches Wesen verrät. Aber immer wieder trieb ihn die Sehnsucht zeitweilig nach dem Vaterhause zurück, auch als dieses lange nicht mehr bestand. Mit Gebhardt schließt die ältere baltische Künstlergeneration, die mit Otto Ignatius und Gustav Adolf Hippius begann, zwei Malern, die ihre Förderung noch August von Kotzebue zu verdanken hatten, und sich dann fortsetzte in Karl und Wilhelm von Kügelgen, Eugen Dücker, Robert Salemann und Gregor von Bochmann.

Die jüngere baltische Künstlergeneration ist bodenständiger. Wenn der eine oder der andere auch studienhalber einige Jahre im Ausland verbrachte, so ließen sich doch nur wenige zu dauerndem Aufenthalt in der Fremde nieder. Die meisten kehrten wieder zurück und fanden daheim genug Anregung zu ihrem Schaffen. So wurden erst sie die Entdecker der malerischen Reize ihrer Heimat. Der Führer und zugleich der Begabteste unter den Jüngern ist Wilhelm Purvit, in dessen zahlreichen Landschaftsbildern sich bald die Einsamkeit des Winters, bald die Schwermut des Herbstes, bald der leuchtende Glanz des Frühlings in baltischen Landen in

mannigfaltigsten Variationen spiegelt. Die Biedermeierstimmung Revals hat Karl von Winkler mit feinem Blick aufgespürt und wiederzugeben verstanden, ebenso wie Gerhard von Rosen die geheimnisvolle Stille des baltischen Waldes auf die Leinwand zu zaubern weiß. Im Porträt haben Paul Raud, Jan Rosenthal, Theodor Kraus und Sophie Dannenberg, verschiedenen Richtungen nachgehend, recht gute Proben ihres Könnens gezeigt. Als geschmackvoller Zeichner, Buchillustrator und Schwarz-weiß-Künstler hat Rolf von Hoerschelmann sich auch in Deutschland einen guten Namen erworben. Und auf dem Gebiet der Plastik dürfen Hans Lüttens und Karl Bernewitz mit Achtung genannt werden.



Silhouette — Rolf von Hoerschelmann

Nehmen wir aber zum Schluß alles zusammen, Architektur und bildende Kunst, so wird selbst der kritischste Beurteiler zugeben müssen, daß hier oben an der Ostsee, auf dem Boden des russischen Reiches sich durch Jahrhunderte bis auf die Gegenwart eine durchaus deutsche, von allem slawischen Einfluß freie Kunst behauptet hat, die im engsten Zusammenhang mit der des Mutterlandes steht. Sie ist ein Kind deutschen Geistes, das nur seine provinziellen Eigentümlichkeiten hat, nicht stärker ausgeprägt als in den verschiedenen Gauen Deutschlands. Trotz der Ungunst der Verhältnisse, unter denen sie dort gedeihen mußte, ließ sie sich ihr Dasein nicht verkümmern und wahrte, getreu der Kampfparole des baltischen Deutschtums: „Front nach Osten", ihr nationales Gepräge bis in die schicksalsschweren Tage von heute.

Valerian Tornius

Vlamische Abende

„Zingen wij den ‚Vlaamschen Leeuw'?
Ei, zoo ziet en hoort rond u:
Met verlof, waar staan wij nu?
Ligt het Waalsch getuig in spaandren
Spreekt men eindlijk ‚Vlaamsch in Vlaandren'?"

Singen wir den ‚Vlamschen Löwen'? Ei so schaut und horcht ringsum, mit Verlaub, wo stehn wir nun? Fliegt das walsche Zeug zum andern, spricht man endlich ‚Vlamsch' in Vlandern?" Schmerz, Scham und Ingrimm lösen sich ab, wenn man sich in die Geschichte der vlamischen Bewegung vertieft. Wie haben wir es so weit kommen lassen können, daß diese Leute uns heute als Feinde gegenüberstehen?! Gewiß gibt es zur Stunde manchen Vlamen, der fühlt, daß das jetzt vergossene Blut nicht verloren ist, sondern als Saat wirkt für eine künftige Ernte seines Volkstums, falls Deutschland siegt. Und ebensogut weiß er, daß das auf seiten der Franzosen und Engländer vergossene Blut dieses Volkstum

ertränken würde, wenn der Sieg ihnen zufiele. Wie tragisch, den Sieg des Gegners wünschen zu müssen, um selbst bestehen zu können.

Dennoch — sie haben unsere Feinde sein müssen. Es wird lange dauern, bis diese grausame Ironie der Weltgeschichte verwunden wird, und jene helle Freude wird kaum je wieder aufklingen, mit der 1871 die Vlamen den Sieg der deutschen Waffen über das Franzosentum begrüßt hatten. Damals jubelten Flanderns Dichter: Das ist auch die Erlösung für uns! Das ist auch der Sieg des Vlamentums! — Sie haben sich getäuscht, weil wir ihre natürlichste Erwartung enttäuscht haben. O, es wird einem weh ums Herz, doppelt weh, wenn man bedenkt, wie wir dem Fremden nachgelaufen sind, wie wir das Fernste einzufangen strebten. Aber ein Zorn zum Dreinschlagen faßt einen an, wenn man erleben muß, daß auch noch jetzt, selbst im Preußischen Abgeordnetenhause, dumm und blind die blöde Phrase von der „Internationalität" der Kunst immer und immer wiederholt wird, wo es keinem einzigen möglich wäre, auch nur ein großes internationales Kunstwerk zu nennen. Wer aber den Unterschied zwischen universal und international nicht begreift, der muß so boshaft verstockt oder so heillos dumm sein, daß man freilich den Kampf dagegen aufgeben möchte.

Und doch, es darf nicht sein. Wir dürfen nicht erlahmen. Wenn je, so muß in dieser Stunde jedem Deutschen klar werden, daß wir alle wesensverwandten Kräfte uns anschließen müssen, sollen wir nicht zum feigen Verräter der deutschen Sache werden. Und jene, die immer und immer wieder zetern: Gliedert euch keine fremden Nationalitäten an! Wahrt den deutschen Nationalstaat! — sie sollen doch auch einmal bejahend vorgehen: „Ja, wahrt den deutschen nationalen Staat, nehmt kein fremdes Volkstum. Aber laßt darum auch kein deutsches Volkstum in der Fremde! Schafft wenigstens das einigende geistige Band!"

Sind wir von Natur so reich, daß die Vergeudung ureigensten Volksgutes uns geradezu zum Naturbedürfnis wird? Oder sind wir so unerzogen töricht, daß wir in kindischer Gier immer nach dem glänzenden Flitter in fremder Hand verlangen und darob den kernhaften Besitz aus der eigenen Hand fallen lassen? Kein anderes Volkstum gibt so viele Rätsel auf, wie das deutsche. Stehen wir als Volk wirklich noch in tapsigen Kinderschuhen oder ist geistige Unreife oder Charakterlosigkeit etwa gar ein wesentliches Merkmal der deutschen Natur?

Es gibt ein elsässisches Liedchen, halb ein Kinderreim, das aber hinter seiner Neckerei eine herbe Tragik verbirgt:

„Der Hans im Schnakenloch hat alles, was er will,
Und was er will, das hat er nicht,
Und was er hat, das will er nicht;
Der Hans im Schnakenloch hat alles, was er will."

Man möchte in diesem Hans das deutsche Volk sehen, soweit sein geistiges Leben in Betracht kommt. Da sehen wir, wie die anderen, wie die in alter Kulturüberlieferung herangewachsenen Franzosen, aber auch die ganz jung, in der geistigen Kultur mitarbeitenden Slawen, überall ihr Augenmerk hinrichten, wo ihnen Verwandtes winkt, wie sie da sofort einhaken, um jedes kleine Plätzchen Erdreich auszunutzen, ihre Kultur hineinzupflanzen, fest zu verwurzeln, um so einerseits ihren eigenen Werken eine weitere Verbreitungsmöglichkeit zu geben, andererseits sich auch neue frische Kräfte zuzuführen.

Wir dagegen lassen altes Erbland unseres Vaterlandes unbebaut, halten fruchtbaren Boden für öde und fahren inzwischen in der weiten Welt umher, um von da und dort Pflanzen nach Hause zu bringen, die bei uns höchstens im Treibhaus gedeihen. Wir haben im eigenen Land jahrhundertelang das Niederdeutsche völlig vernachlässigt, als gäbe es gar keine niederdeutsche Kunst. Danach kann man sich eigentlich nicht wundern, daß man das Niederdeutsche, was außerhalb der politischen Grenzen lag, ganz als Fremdes ansah. Aber seltsamerweise hat es dann nicht die Lockung auf uns ausgeübt, die sonst das Fremde für uns hat. Es ist, als ob das Stammverwandte uns eher abstieße, als anzöge.

Seit dem Anfang dieses Jahrhunderts hat man bei uns häufig von vlamischer Literatur gelesen. Aber es war seltsamerweise die Dichtung der Coster, Rodenbach, Verhaeren, Maeterlink, die französisch geschrieben war. Daß es eine vlamische Dichtung in vlamischer Sprache gab, eine Dichtung, die einfach deutsch ist, das wußten nur vereinzelte. Jedenfalls wurde nichts dazu getan, sie bei uns bekannt zu machen, während für Verhaeren und die anderen französisch schreibenden Vlamen in zahlreichen Übersetzungen, durch Vorträge und Theateraufführungen geworben wurde.

Dabei bleibt diese Tatsache, daß einige der stärksten Talente, die das Vlamentum hervorgebracht hat, eine wesensfremde Sprache zu ihrem Ausdrucksmittel erkoren, eine der eigentümlichsten Erscheinungen der menschlichen Geistesgeschichte und eine der beschämendsten Tatsachen für unsere neudeutsche Kultur. Ja, wenn so etwas im 17. Jahrhundert geschehen wäre oder im Anfang des 18.! Aber die deutsche Dichtung ist doch seit dem Schaffen der Klassiker und Romantiker von einer Fülle und Größe, die von keinem anderen Schrifttum überboten wird. Und diese deutsche Literatur hat auch nach der Mitte des 19. Jahrhunderts, selbst wenn man keinem der Dichter eine überragende Weltstellung zuerkennen will, doch zum mindesten bewiesen, daß in ihr noch eine Fülle von Möglichkeiten sind, für die die französische Literatur, mag man sie noch so hoch bewundern, einfach zu alt geworden ist. Wenn es dann trotzdem möglich ist, daß bedeutsame Talente sich die Gewalt antun, nicht in den Lauten ihres Herzens, sondern in denen ihres Verstandes zu singen, so müssen derartigen unnatürlichen Erscheinungen Ursachen zugrunde liegen, die auch wider die Natur sind. Wenn seelisches Volkstum von Künstlern, für die eben dieses Volkstum eigentliches Lebenselement ist, verleugnet wird, nicht in schmerzlichem Zwang, sondern freiwillig in wonnigem Schaffen, so muß dieses unerhörte Geschehen Voraussetzungen von einer geradezu verzweifelten Tragik haben. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß ein bewußtes Nationalempfinden die Voraussetzung auch des geistigen Volkstums ist, er läge in diesem Schicksal der vlamischen Literatur. Wie umgekehrt diese selbe vlamische Literatur zeigt, daß ein Volk auch politisch nicht völlig untergehen kann, solange noch das Bewußtsein seines geistigen Volkstums lebt.

Ich kann mir darum gar keine Veranstaltung denken, die für den tiefer Fühlenden zur Stunde höhere politische Bedeutung haben könnte, als die Vlamischen Abende, wie ihrer drei innerhalb einer Woche in Berliner Konzertsälen stattgefunden haben. Und es war sehr bezeichnend, daß halb wider den Willen der Veranstalter die Konzerte ihren Schwerpunkt nicht im Musikalischen hatten, so bedeutsam dieses auch war, sondern in der zwischen allen Tönen sich hindurchdrängenden politischen Erkenntnis: Hier ist unendlich viel versäumt worden; hier ist noch mehr gutzumachen. Das heißt, ich hoffe, daß alle mit diesem Gefühl nach Hause gegangen sind. Ich hoffe, daß wir nicht so kunstversimpelt sind, um nicht als ganze Menschen diesen Veranstaltungen beigewohnt zu haben. In diesen Stunden mußte uns aus der Musik entgegenklingen: „Tua res agitur! Es handelt sich um dich, Deutscher, um dein Deutschtum, das heute so glänzend und groß dasteht. Wenn du es ferner über dich bringst, mich freizugeben, mich beiseite zu lassen, so droht dir dereinst dasselbe Schicksal, dem das kleine Vlamentum sicher nicht mehr lange entronnen wäre ohne diesen furchtbaren Krieg."

Jede Untreue rächt sich, und es ist Untreue am eigenen Volkstum, wenn man abgesprengte Teile im Stiche, wenn man sie verkümmern und versiechen läßt. Wir haben es in strafwürdiger Weise mit dem Vlamentum getan. Wir wollen da nichts beschönigen. Wir neigen so sehr zur Selbstzufriedenheit, daß es eine Pflicht ist, den Stachel ins faule Fleisch der Bequemlichkeit hineinzubohren. Ein jeder von uns ist schuldig; ein jeder von uns hat gutzumachen.

Es kommt noch eins hinzu. Es gibt überhaupt kein Volkstum, das einen seiner Teile entbehren kann. Und wäre der Rest scheinbar noch so groß und reich, es fehlt ihm etwas, wenn ein Glied des Volkes fern ist. Denken wir doch, was in der Vergangenheit auf diesem vlamischen Boden gewachsen ist. Gerade wir Musiker sehen hier die große kontrapunktische Poly-

phonie erstehen und heranwachsen. Wie klingt das fern, wenn wir von „niederländischen" Meistern sprechen, obwohl ja auch die geographischen Niederlande zu unserm geistigen Gemeinbezirk gehören. Wie anders gestaltet sich das Entwicklungsbild, wenn wir diese Kunst als „niederdeutsch" begreifen. Wie wächst dann auf eigenem Boden aus unserm Blut diese Kunst bis hinauf zum gewaltigen Joh. Seb. Bach. Und die Sinnesfreude des Rubensschen Kreises können wir ebensowenig entbehren, wie die ihren innersten Seelenreichtum in der Edelsteinfarbe ausstrahlende Prächtigkeit der van Eyck und ihrer Malergenossen. Und das Rätsel der Gotik löst sich, die wir als urdeutsch empfinden, ob sie auch auf französischem Boden erstand. Es ist nicht die Erde, die schafft, sondern das Volkstum, das auf ihr haust. Als das Elsaß wieder zu Deutschland kam, da erstaunten die Deutschen, wenn sie in die Dörfer zumal an der dem Wasgau entlangziehenden alten Kulturstraße kamen, über die Fülle unverfälschten deutschen Gutes, das sie hier antrafen. Es war ganz vergessen, daß hundert Jahre zuvor ein Herder, ein Goethe hier bereits das Stahlbad deutschen Kunstempfindens gefunden hatten. Lienhard griff jubelnd das französische Schimpfwort von der „tête carée" auf. Ja, wir sind Querköpfe, und hoffensfreudig sang er, der ausgeruhte Alemannenstamm werde dem deutschen Volkstum neue Kräfte zuführen. Unsere Politik hat ihr möglichstes getan, daß diese Hoffnung sich bis jetzt nicht hat verwirklichen können.

Ein ausgeruhter Stamm sind auch die Vlamen. Eine Fülle urdeutscher Kraft ist in ihnen gebunden geblieben bis zur Stunde. Allenthalben ist noch altes deutsches Gut gewahrt, das der Auferstehung harrt. Möge ein gütiges Geschick uns die rechten Männer bescheren, möge es vor allen Dingen unserm Volke endlich das Gewissen wecken für seine heiligste Pflicht. Auch hier brauchen wir nicht in die Ferne zu schweifen; nicht nur das Gute, auch das Notwendige liegt nahe. — — —

Das „Frisia non cantat", das für den deutschen Nordosten und auch für Holland zu Recht besteht, läßt sich auf die Vlamen nicht ausdehnen. Nicht einmal die kalvinistische Muckerei vermochte hier die Musikliebe zu ertöten. Darin zeigen sich die Blutsbeziehungen zum sangesfrohen rheinischen Gebiet, wie überhaupt die fränkische Blutsmischung im Verein mit der eigenartigen Natur diesem Stamme seine Sonderaufgaben im germanischen Lebenshaushalt zugewiesen hat. Die beiden Pole des vlamischen Lebens, die auch heute noch (nicht nur in Literatur und bildender Kunst) scharf hervortreten, sind von der ältesten Zeit an zu erkennen. Ein herzhaftes, fest auf der breiten Erde stehendes Daseinsgenießen mit ausgeprägt kräftiger und heftiger Sinnesfreude einerseits, und am andern Ende die Vergeistigung ins Mystische, das aber farbig bleibt und klingend, — nicht Abtötung der Kräfte, sondern ihre Ekstase aus den gewohnten Bahnen hinauf ins Jenseitige. Das breite Land unten, das in seiner Flachheit keine Geheimnisse, nicht einmal Heimlichkeiten birgt, das nur zur „satten Weide" bestimmt zu sein scheint, ist überwölbt von einem Himmel, in den nichts Irdisches eine abgrenzende Horizontlinie hineinschiebt, der darum ein dauerndes Mahnen ist an Unendliches und Unerforschliches. So entsprechen die Gegensätze im Volkstum denen in der Natur, und hier wie dort sind sie zur eigenartigen Einheit geworden.

Das Land war das große Völkertor, dadurch die große Handelsstraße, aber auch die Bahn für die Kriegsheere, das Schlachtfeld der Welt. Jahrhundertelang gönnte die Geschichte diesem Erdstrich kein Ausruhen. Nachher war es der schlimmste Gewaltstreich dieser Geschichte, der eine unnatürliche Ruhe erzwang, die beinah zum Grabe geworden wäre. Schon war man so weit, sich im eigenen Sterben selbstgefällig zu bespiegeln und es „literarisch" auszumünzen. Rodenbachs seltsam schöne Novelle „Das tote Brügge" ist dafür ein um so beredteres Zeugnis, als auch diese Dichtung französisch geschrieben ist und damit den Glauben an das eigene Volkstum aufgibt.

Die echten Vlamen dagegen haben nicht die Schönheit des Todes gesehen, sondern nur seinen Schmerz gefühlt. Sie wußten auch, wo die Kräfte der Auferstehung zu suchen sind.

Aus der großen Vergangenheit schöpften sie die Zuversicht auf die starke eigene Kraft ihres Volkstums. Diese Kräfte waren nicht erstorben, sie waren nur gefesselt. Wie des Riesen Simson Stärke im Haar lag, so erkannten sie als eigene Kraftquelle ihr bewußtes Vlamentum, und wie der gefangene Simson, nachdem ihm sein Haar wieder gewachsen, den prahlerischen Prachtbau der fremden Herrlichkeit zum Einsturz bringen konnte, so würde auch der vlamische Leu die Fesseln sprengen, sobald dieses Volkstum zu vollem Bewußtsein erstarkte:

„Dann soll der Beiaard klingen
Von euren Turmeschanzen,
Dann soll das Alter singen,
Dann soll die Jugend tanzen.

Dann blüht zu neuem Leben,
In Sitten, Kunst, — Befreiten!
Von Ruhmesglanz umgeben,
Wird aller Lieb' euch leiten!"

So verheißt Peter Benoits „Beiaardlied", sein Glockensang.

Mit diesem Liede schloß Professor Dr. Hermann Wirth den zweiten Abend der großen Veranstaltung, die er unter dem Titel „Flandern und sein Volk" dem gefüllten Konzertsaal der Königlichen Hochschule darbot. Nicht auf das einzelne kommt es an, was hier gezeigt wurde. Obwohl die beiden Veranstaltungen das übliche Konzertmaß weit überschritten, vermochte der Veranstalter doch nur einen Teil des von ihm dafür ausgewählten Stoffes darzubieten. Bild, Wort und Ton griffen ineinander, um eine Vorstellung vom Reichtum vlamischen Volkstums und vlamischen Kunstschaffens seit dem Mittelalter bis zur Gegenwart zu vermitteln. Viel Schönes haben wir gehört und gesehen, und wenn auch vor allem unter dem letzteren fast alles bekannt war, so gewann es doch ein neues Ansehen dadurch, daß es immer in Beziehung zu dem einen Volkstum erschien, dessen Zukunft jetzt aufs engste mit unserer eigenen verbunden erscheint.

Da war es ein beseligendes Gefühl, daß in all dem, was uns hier gezeigt und gesungen wurde, nichts Fremdes war. Die körperliche und seelische Verwandtschaft mußte sich jedem aufdrängen. Aber ein Neues war dabei, eine neue Seite im Buche deutscher Art. Nein, nicht eine neue, denn von alters her stand sie ja in dem Buche. Aber sie war herausgerissen, wir hatten sie verloren. Sorgt dafür, daß das Buch wieder vollständig werde!

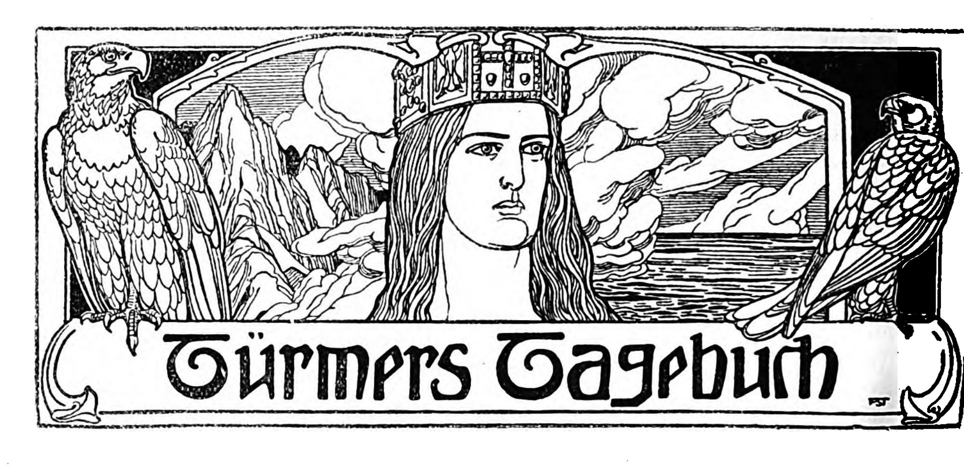
Von einzelnen der Darbietungen zu sprechen, erübrigt sich. Auch die zahlreichen Mitwirkenden waren nur Diener an einem Werke, und das Beste an ihrem Tun war, daß sie offensichtlich als solche sich fühlten. Die Hauptsache war und ist, daß der Grundgedanke, von dem diese Veranstaltungen gegeben und beseelt waren, sich dem Bewußtsein unseres Volkes einhämmert und das deutsche Volksgewissen aufrüttelt.

Als dritte Veranstaltung trat ergänzend zu diesen beiden der Abend „Das vlämische Volkslied", den Albert Friedenthal im Theatersaal der Königlichen Hochschule veranstaltete. Mit einer langen Reihe von Solisten, Chor- und Tanzvereinigungen wurde hier der Versuch gemacht, die klassische Volksliedzeit des Vlamentums, die wie bei uns ins 15. Jahrhundert fällt und noch in der ersten Hälfte des 16. anhält, wieder aufleben zu lassen.

Die Wirthschen Abende sollen, wie ich höre, an vielen Orten Deutschlands wiederholt werden. Der äußere Zuschnitt wird sich für diesen Zweck vereinfachen und damit verbessern lassen. Wir halten es für unsere Pflicht, auf diese Veranstaltungen empfehlend hinzuweisen und jeden, der noch an das Volkstum als stärkste Nährquelle lebendiger Kunst glaubt, zu kräftiger Werbearbeit aufzufordern. Die Kunst ist hier wieder einmal in der Lage, dem Volkstum etwas von dem zu vergelten, was sie ihm verdankt. Das Kind gibt in liebevoller Pflege der Mutter das Leben wieder, das es einst von ihr empfangen.

Karl Storck





Der Krieg

Wie die Dinge sich entwickelt haben, ist nicht anzunehmen, daß der gegenwärtige latente Kriegszustand zwischen uns und den Vereinigten Staaten sich noch lange wird aufrecht erhalten lassen. Wilson hat sich bereits ganz offen auf die Seite unserer Feinde gestellt und sich schon zu weit vorgewagt, zu sehr festgelegt, um noch einen geordneten Rückzug anzutreten. Nachdem es ihm immer wieder geglückt war, Deutschland seinen Forderungen gefügig zu machen, glaubte er, ihm alles bieten zu können; was nach der feierlich in alle Welt hinausposaunten Niederboxung Deutschlands ja auch nicht weiter verwunderlich war. Nachdem wir uns immer und ohne Ausnahme gehorsam erwiesen hatten, — wie sollten wir da auf den verwegenen Einfall kommen, ihm den Gehorsam plötzlich zu verweigern? Der Abbruch der diplomatischen Beziehungen, so meinte Herr Wilson, würde genügen, uns wieder ins Mausloch zu jagen. Aber der sonst so glückliche Rechner hatte einen wichtigen Posten übersehen; den Wandel, der sich bei uns in gewissen Dingen inzwischen vollzogen hat.

Nachdem wir uns einmal in eine Politik der Nachgiebigkeit hatten drängen lassen, durften wir uns nicht darüber täuschen, daß Amerika der Kamm immer mehr schwellen und der Tag nicht ausbleiben werde, wo wir — außerstande, noch weiter nachzugeben — in Streit mit Amerika geraten müßten. Das Mittel, einen solchen zu verhüten, konnte lediglich in grundsätzlicher und entschiedenster Zurückweisung aller Einmengungsversuche in unsere Kriegführung von Anfang an gefunden werden. Wie auch an dieser Stelle des öfteren eindringlich dargelegt worden ist, hat Wilson nichts weniger im Sinne gehabt, als einen Krieg mit uns. Viel bessere Dienste konnte er dem verbündeten England und nicht zuletzt seinen Hintermännern, den amerikanischen Großkapitalisten, leisten, wenn er deren gemeinsame Wünsche und Interessen auf dem kostenlosen, „trockenen“ Wege des Bluffs und der Drohung durchsetzte. In diesem Zusammenhange erinnert die „Deutsche Tagesztg.“ an die Tatsache, daß seit der zweiten Hälfte des Monats Januar eine Anzahl amerikanischer Staatsangehöriger auf See um-

gekommen sind, ohne daß die Regierung der Vereinigten Staaten Deutschland gegenüber auch nur davon Notiz genommen hätte; eine Haltung, die in völligem Gegensatze zu derjenigen steht, welche Wilson innerhalb der zwei Jahre davor einnahm, als er genau wußte, daß er durch drohende Vorstellungen erreichen konnte, was er wollte. Wäre Wilson also, wie man vielfach in Deutschland behauptet, von sich selbst aus voller Kriegslust, so hätte er Anlässe und Mittel genug gehabt, um die erforderliche Stimmung im Lande zu erzeugen.

Indessen — die Dinge sind nun einmal so weit gediehen, daß die deutsche Regierung nur pflichtgemäß gehandelt hat, wenn sie den Versuch unternahm, der Kriegsgefahr so wirksam, wie es unter den gegebenen Verhältnissen und in dem gegebenen Augenblicke nur noch möglich war, zu begegnen. Das tat sie durch den für den äußersten Fall vorgesehenen Bündnisantrag an Mexiko, das seinerseits wieder an Japan herantreten sollte. „Mexiko“, so schildert Prof. Dr. Otto Hoetzsch in der „Kreuzzeitung“ die Lage, „ist seit dem Sturze von Porfirio Diaz in ununterbrochener Revolution gewesen. Im Frühjahr 1916 entschloß sich Wilson, weil amerikanisches Grenzgebiet verletzt war, zu einer militärischen Expedition gegen den Präsidenten Villa. Wie erinnerlich, ist diese Expedition des Generals Pershing im Sande verlaufen. Vor kurzer Zeit hat Wilson befohlen, das Unternehmen zu liquidieren und die Truppen zurückzunehmen. Villa beherrscht nunmehr den größeren Teil von Nordmexiko. Wilson glaubte der Unordnung steuern zu können, indem er den anderen Präsidenten Carranza anerkannte. Carranza hat dafür aber kein Zugeständnis gemacht, sogar in diplomatisch sehr geschickter Weise es durchzusetzen verstanden, daß eben die Pershingsche Expedition von Wilson zurückgezogen wurde. Ordnung im Lande hat aber auch Carranza nicht geschaffen. Im Süden sucht Felix Diaz, der Neffe des Präsidenten, auf dem Wege der Revolution in die Höhe zu kommen, so daß man überhaupt nicht weiß, wer eigentlich Präsident ist. Kurz, in dem in jeder Beziehung aufgewühlten und ruinierten Lande herrschen nirgends Verhältnisse, die als stabil bezeichnet werden können. Vorläufig war die Politik Wilsons die, ‚Mexiko in seinem eigenen Fett schmoren zu lassen‘. (Times, 19. Februar.) Er beabsichtigte keine weitere Intervention und wurde auch aus seinem Lande nicht in diese Richtung gedrängt. Mit der Anerkennung Carranzas war das mexikanische Zwischenspiel einstweilen für die Vereinigten Staaten ruhm- und ergebnislos beendet.

In diese Verhältnisse schlug das Angebot Deutschlands an Mexiko, das ein Bündnis anregte, wie eine Bombe ein. Mit Rücksicht auf einen möglichen Konflikt mit den Vereinigten Staaten wurde der deutsche Gesandte in Mexiko Mitte Januar beauftragt, für den Fall, daß uns die Vereinigten Staaten den Krieg erklären sollten, der mexikanischen Regierung ein Bündnis anzubieten und das Nähere zu vereinbaren. Der Wortlaut des Briefes, in dem der Staatssekretär Zimmermann diese Anweisungen an den Grafen Bernstorff und an Herrn von Eckardt gab, enthält noch die weiteren Einzelheiten, daß Mexiko das von ihm verlorene Gebiet von Neu-Mexiko und Arizona angeboten und Carranza aufgefordert wurde, sich aus eigener Initiative mit Japan in Ver-

bindung zu setzen, dieses Land zum Anschluß aufzufordern und gleichzeitig seine Vermittlung zwischen Japan und Deutschland anzubieten. Der Brief ist vom 19. Januar datiert und angeblich schon länger in Wilsons Hand, der ihn jetzt im geeigneten Moment als Trumpf ausspielte. Wie die deutsche amtliche Meldung sagte, hat Wilson von dieser Weisung durch Verrat Kenntnis erhalten, vermutlich auf amerikanischem Gebiete; Daily Telegraph hat aus Neuyork gemeldet, daß der Brief des Grafen Bernstorff, der einem Kurier übergeben worden sei, durch einen Agenten des amerikanischen Geheimdienstes abgefangen worden sei.

Das Urteil über diesen Schritt ist von vornherein dadurch beeinflußt, daß er durch Verrat und dazu im ungünstigsten Augenblicke für uns den Gegnern bekannt und so um die Möglichkeit eines Erfolges gebracht wurde. Die Untersuchung wird ergeben, ob diese peinliche Bloßstellung der deutschen Politik irgendwie durch Ungeschicklichkeit oder Nachlässigkeit der Organe des deutschen auswärtigen Dienstes verschuldet worden ist. Grundsätzlich läßt sich gegen die Aktion, die wir auf die entschlossene Tatkraft des Staatssekretärs Zimmermann zurückführen, nichts sagen. Wir spüren in ihr politischen Entschluß und politischen Willen. Unsere Regierung hat darum auch durchaus keine Veranlassung, sich deswegen zu rechtfertigen und zu verteidigen. Der Staatssekretär des Auswärtigen Amts hat im Gegenteil nur seine Pflicht erfüllt, wenn er mit festem Entschluß Situationen zu schaffen sucht, die einem wahrscheinlichen Gegner große Schwierigkeiten bereiten können, und es ist nicht seine Schuld, wenn er den Boden dafür wenig vorbereitet fand. Von heute auf morgen lassen sich ja solche Umgestaltungen der weltpolitischen Gruppierung nicht durchführen. Unendlich oft ist hier und von anderer Seite auf die Notwendigkeit politischer Aktion neben der militärischen hingewiesen worden und auf Situationen, die über Nacht eintreten könnten, und auf die die deutsche politische Leitung gerüstet sein müsse. Im Januar 1917 schien sich eine solche Situation vorzubereiten, und als der neue Staatssekretär versuchte, ihr mit raschem Entschlusse gerecht zu werden, mußte er die gesamte Lage so unvorbereitet vorfinden, daß nach menschlichem Ermessen ein großer Erfolg schwerlich zu erwarten war, weil die politische Leitung unseres Reiches auf die weltpolitischen Konsequenzen, zu denen der deutsche U-Boot-Entschluß führen konnte, eben nicht schon längst gerüstet war.

Da aber dieser politische Plan außerdem gerade im ungünstigsten Augenblick verraten wurde, hat er leider überhaupt nur zu einer Niederlage der deutschen Politik geführt. Jetzt können Wilson und Lansing behaupten, daß sie die Beweise für die ‚deutsche Verschwörung' in Händen hätten, und Reuter fügt gleich hinzu, das Dokument beweise, daß Deutschland eine U-Boots-Basis auf mexikanischem Gebiet im Golf von Mexiko habe. Die Wirkung der Veröffentlichung wurde noch durch die Behauptung vergrößert, Wilson habe das Dokument schon in der Hand gehabt, als er die Beziehungen abbrach. Das scheint seinen Entschluß vor dem Lande nun völlig zu rechtfertigen und gewinnt ihm die Zustimmung sowohl der Südstaaten wie des mittleren und fernen Westens — die Deutschamerikaner können überhaupt nichts mehr sagen —, die vordem noch zweifelhaft sein mochte. Denn

mit diesem Vorschlag rührt Deutschland sowohl an die Monroedoktrin wie an das amerikanische Gebiet selbst.

Mexiko hat sich 1821 von Spanien losgerissen und selbständig gemacht. Dann ist von ihm wiederum sein nordöstlicher Teil Texas losgelöst worden, und als um die Westgrenze von Texas Streit zwischen Mexiko und der Union entstand, ging der Präsident Polk mit Gewalt vor. Hier hat die Union ihren ersten Eroberungskrieg geführt. Die Siege im Februar 1847 machten den General Zachary Taylor zum berühmten Manne und Präsidentschaftskandidaten, und im Vertrag von Guadeloupe-Hidalgo (2. Februar 1848) errangen die Vereinigten Staaten den Anspruch auf Texas bis zum Rio Grande, auf Kalifornien und auf Neu-Mexiko und Arizona, welch letztere jetzt Deutschland der mexikanischen Republik als Kriegspreis anbieten wollte. Denken wir daran, wit welcher Schärfe schon Polk die Idee einer französischen oder englischen Intervention in den mexikanischen Wirren zurückwies, wie die Monroedoktrin später gerade hier in der Zurückweisung des französischen Interventions-Versuchs und der Niederlage des Erzherzogs Maximilian gesiegt hat, so liegt auf der Hand, wie solche deutsche Gedanken heute auf die Union wirken müssen. Heute, da schon mit Rücksicht auf den Panamakanal Mexiko als Interessensphäre der Union betrachtet wird, da diese mittelamerikanischen Staaten durch Kapital und Eisenbahnnetz von selbst in die Machtsphäre der Union hineinwachsen sollen. Es wird nicht schwer sein, indem man auch die kubanische Revolution auf das deutsche Konto schreibt, mit diesem deutschen Plane eine Agitation in den Vereinigten Staaten, namentlich des Südens und des Westens zu entfesseln, die allen Wind in die Segel des Präsidenten Wilson führt. Andererseits aber bringt dieser deutsche Vorstoß doch auch den Vereinigten Staaten zum Bewußtsein, daß sie vor ihrer eigenen Tür Gegner haben und daß sie eine kriegerische Verwicklung mit Deutschland in der Flanke durch mexikanische Angriffe sehr unangenehm bedrohen kann. Die Amerikaner wissen aus zahlreichen Erfahrungen ihrer Geschichte und ihrer gegenwärtigen militärischen Lage besser als wir, wie wenig sie darauf eingerichtet und gerüstet sind, besonders dann, wenn sich daran eine Gefahr von Japan her erheben sollte.

Weder Rußland noch Japan ist es angenehm, wenn China auf die Seite unserer Gegner tritt. Gerade das, was China dazu veranlassen könnte, wünschen sie beide nicht: die Beteiligung Chinas an den Friedensverhandlungen. ‚China würde auf dem Friedenskongreß nicht geringe Ansprüche auf Regelung des Schicksals der fernöstlichen Kolonien stellen. Genau wie Amerika gewänne es durch sein Eintreten in den Krieg Stimmrecht auf dem Kongreß, und das würde es nicht zum Nutzen der deutschfeindlichen Koalition benutzen.‘ (‚Djen‘, 14. Februar.) Wenn also das chinesische Kabinett am 1. März wirklich beschlossen hat, die Beziehungen zu Deutschland abzubrechen, so sind die Treibenden dabei England und die Vereinigten Staaten, die auch hier das Geschäft gemeinsam machen und, indem sie China in den Krieg hineinpressen, auch ihren eigenen fernöstlichen Interessen zu dienen glauben, die denen von Rußland und Japan gerade entgegenlaufen. Auf unsere Freundschaft, die es mit seinem Entschluß verscherzte, braucht China heute leider keine Rücksicht zu nehmen, und der deutsche Gedanke eines

Bündnisses über Mexiko mit Japan nahm damit schon in unserem Verhältnis zu China bestimmt gegen dieses Stellung. Er entbehrt nicht politischer Kühnheit, und er entsprang nach unserer Auffassung unmittelbar dem Entschluß des uneingeschränkten U-Boot-Krieges gegen England, der zum Konflikt mit den Vereinigten Staaten führen mußte. Aber ein Bündnis mit Japan wäre ohne klare Stellungnahme Deutschlands zu Rußland nicht einmal in der ersten Vorbereitung denkbar."

Vom Gesichtspunkte unserer Zukunftsinteressen gesehen — diese Ansicht vertritt Dr. Karl Mehrmann auf Grund seiner Schrift „Das neue Gleichgewicht der Staaten" (Dresden, Verlag „Das Größere Deutschland") im „Deutschen Kurier" — enthält das Zimmermannsche Angebot einen Keim, der eine ersprießliche Entwicklung verspricht. „Es hat in Japan schon zu Kriegsbeginn eine nicht einflußlose Partei von Intellektuellen und Militärs gegeben, die den Kampf gegen Deutschland für eine falsche Politik hielt. Diese Partei ist, je mehr sich mit der Ausbreitung des japanischen Wirtschaftsbereichs an der ostasiatischen Küste und im Großen Ozean die Handelsgegnerschaft gegen Großbritannien und die Vereinigten Staaten herausbildete, je mehr sich auch die Ohnmacht der Bundesgenossen Japans zeigte, uns militärisch und wirtschaftlich niederzuringen, desto stärker geworden. Und wenn nun der öffentlichen Meinung im ostasiatischen Inselreich durch das Zimmermannsche Angebot zum Bewußtsein gebracht wird, daß Deutschland keineswegs unversöhnlich ist, so wird sich an dieser Erkenntnis der Gedanke einer deutsch-japanischen Annäherung emporranken. Bis sich dieser Gedanke zu dem Willen ausgewachsen hat, eine ‚Neuorientierung' der Bündnisverhältnisse vorzunehmen.

Ein bestehendes Freundschaftsverhältnis wie das englisch-japanische löst sich nicht von heute auf morgen; mag es auch schon einen kräftigen Stoß durch die Weigerung Englands erhalten haben, es im Interesse der Tokioter Politik gegen die Vereinigten Staaten aktiv werden zu lassen. Das Mißtrauen der japanischen Auslandspolitik gegen den britischen Freund wird sich steigern, je kräftiger sich die englischen und amerikanischen Interessen ineinander verwachsen. In London wird der Wunsch nach einer innigeren Verflechtung der britischen Bestrebungen und derjenigen der Vereinigten Staaten immer lebendiger werden, wenn der heutige Krieg die militärische und wirtschaftliche Unterlegenheit des englischen Reiches gegenüber dem Deutschen offenbart. Man kann heute schon den Zeitpunkt erkennen, in dem sich Amerika, durch Japans Handelsentwicklung aus dem Stillen Ozean nach dem Osten zurückgedrängt, mit dem britischen Interessenbereich, das der jetzige Weltkrieg vom europäischen Festland in den Atlantischen Ozean zurückscheucht, zu einem Angelsachsen-Block zwischen dem Großen Ozean und der Nordsee zusammenfindet. Im Augenblick dieses Ereignisses aber tritt die Notwendigkeit des deutsch-japanischen Zusammenschlusses auf den Plan der Weltpolitik.

Eine Verbindung mit Mexiko muß uns in Zukunft auch darum willkommen sein, weil uns in Mittelamerika sonst jeder Anhalt fehlt, von dem aus wir auf den Panamakanal als wichtigste Verbindung zwischen dem Atlantischen und dem

Großen Ozean Einfluß gewinnen können. Im Bunde mit Japan und Mexiko aber sichern wir uns unmittelbar auch eine, wenn nicht ausschlaggebende, so doch einflußreiche Stellung im Stillen Weltmeer, wo unsere bisherigen Stützpunkte in der Luft schwebten und beim ersten Zusammenprall weltpolitischer Gegensätze für uns verloren gingen.

Im Zusammenhang dieser Gedankengänge aber kommen wir zu einer besonderen Würdigung der ‚östlichen Orientierung'. Ein Ausgleich unserer Gegensätze zu Rußland ist möglich, wenn sich das Zarenreich zu einer Frontänderung gegen Südasien bequemt. Uns liegt nichts daran, dem Marsch Rußlands nach dem offenen Meer Steine in den Weg zu werfen, wenn die Petersburger Politik den offenen Hafen an der Südküste Asiens sucht. Im Gegenteil, uns muß ein solcher Marsch Rußlands eine Genugtuung sein, weil er die alte russische Gegnerschaft gegen England wieder ins Leben ruft, weil er Rußland in die Gegensätzlichkeit Deutschlands und Japans gegen das Gesamt-Angelsachsentum hineinführt. Der erste Schritt Rußlands zu dieser Gegensätzlichkeit war das Juliabkommen des vorigen Jahres mit Japan. Der deutsch-russisch-japanische Kontinentalbund schafft uns die unmittelbare Verbindung mit dem ostasiatischen Inselreich. Er ist die Ergänzung unseres heute schon bestehenden mitteleuropäisch-vorderasiatischen Bündnissystems, und in ihm sehe ich das Fundament eines Gleichgewichts der Weltstaaten. Aber dem Gewicht des gesamtangelsächsischen Blocks müssen wir das Gewicht eines anderen Bündnissystems entgegenstellen, um die Last des Weltfriedensschutzes auf breitere Schultern gleichmäßig und gerecht zu verteilen."

„Zukunftsmusik" — wird man vielleicht einwenden. Aber der Kardinalfehler unserer auswärtigen Politik war ja eben gerade, daß wir uns zu wenig um die Fragen der Zukunft gekümmert hatten und die Dinge an uns herantreten ließen, wie sie ohne unsere tätige Mit- und Gegenarbeit von anderen geschaffen wurden. Wird da nun ein Wandel eintreten? Werden wir schon die uns am nächsten liegenden Aufgaben zu meistern wissen? Daß die belgische Frage hier mit an erster Stelle steht, braucht den Türmerlesern nicht erst des weiteren begründet zu werden.

Herr von Bethmann hat jüngst eine Abordnung des Rates für Flandern empfangen und ihr im Namen des Kaisers Maßnahmen eröffnet, „die darauf hinzielen, dem vlamischen Volke die ihm bisher versagte Möglichkeit einer freien kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung zu geben und damit den Grundstein zu legen für diejenige Selbständigkeit, die es zu erringen hofft, aber aus eigener Kraft kaum wird erringen können". Damit, verzeichnet der „Deutsche Kurier", ist der vlamischen Bevölkerung ein seit langem erstrebtes Ziel zum Teil erfüllt und unsererseits ein Stück positiver politischer Arbeit geleistet. „Wir stehen nicht an, diese Aktion der deutschen Regierung freudig zu begrüßen, einmal, weil sie einem Volke zuteil wurde, mit dem, wie der Herr Reichskanzler bei Empfang der Deputation ausführte, ‚in den Zeiten der reichsten Blüte germanischer Kultur uns politisch, kulturell und wirtschaftlich enge Beziehungen einten', und dann auch um der politischen Tat als solcher willen, als Bekundung eines festen Entschlusses, eines unbeirrbaren Weges. Denn bis vor noch nicht allzu langer Zeit wußten nur — oder

glaubten wenigstens zu wissen — unsere Feinde, was wir eigentlich wollten, bei uns fand man im Dauerzustand des Schwankens schwerlich eine leitende Hand, die sich des rechten Weges wohl bewußt war. Die Zeiten sind vorüber, aber es ist gut, daran zu erinnern, auf daß die Spuren schrecken.

Man ist in manchen Kreisen geneigt, die Verkündung vom 3. März d. J. der Proklamation des Königreichs Polen an die Seite zu stellen. Allein die Parallele ist schief. Es handelte sich bei den von russischer Herrschaft befreiten polnischen Gebieten nicht um ein in sich geschlossenes Ganzes, man denke einmal an die preußischen Polen. Oder wollten wir unsere berühmte Objektivität und Selbstlosigkeit, für die wir noch niemals Dank geerntet haben, so weit treiben, daß uns die Herstellung der sogenannten Einheit der Völker mehr am Herzen läge als die Vertretung vitalster Interessen? Es dürfte doch wohl niemanden in deutschen Landen geben, der sich solcher Ideen vermißt — zum wenigsten dürfte er dann auf das Prädikat ‚deutsch' kein Anrecht haben. Zudem durfte man bei der polnischen Frage nicht vergessen, daß ein Teil der polnischen Bevölkerung, und zwar namentlich die bäuerliche Bevölkerung, nach Rußland neigte. Hätte man zu diesen Punkten verstanden, auch die psychologischen Momente, die gerade für das polnische Volk von ausschlaggebender Bedeutung sind, zu werten — und man hat es nicht verstanden, wie man überhaupt in gewissen Kreisen wenig Kenntnis psychologischer Wertung verrät —, so wäre eine, wie wir heute wohl sagen dürfen, ohne ein Geheimnis zu verraten, verfehlte Aktion, wie die Proklamation des polnischen Königreiches, kaum möglich gewesen. Man kann nicht demgegenüber darauf hinweisen, daß der Rat für Flandern nur einen bestimmten, nicht alle Kreise vlamischer Politiker vereine, daß also die Lage ähnlich sei wie in Polen. So sehr wie in Polen die politischen Parteien und Vereinigungen in ihren Zielen auseinandergehen, so einig ist die Bewegung der Vlamen in ihrem Ziel, das bedingt ist in dem Gegensatz zu den Wallonen. Man bedenke einmal, was es heißt, dem vlamischen Teil Brüssel als Verwaltungssitz anzuweisen, eine Stadt, die ein Zankapfel zwischen Vlamen und Wallonen seit langen Jahren ist. Von einem Analogon zwischen der polnischen Proklamation und der jetzigen Regierungsaktion kann in diesem Punkte keine Rede sein — der Erklärung der Selbständigkeit Polens lag eine Berechnung zugrunde, die von falschen und als falsch frühzeitig genug bezeichneten Voraussetzungen ausging, hier aber sind alle nur wünschenswerten Bedingungen gegeben, Volksverwandtschaft und gemeinsame Interessen.

In einem anderen Punkte weisen beide Fälle analoge Punkte auf. Unsere erste Tat trägt Folgen, die uns für die Friedensverhandlungen festlegen, unsere zweite Handlung legt uns Verpflichtungen auf, die wir tragen müssen und auch tragen wollen. Es ist nicht angängig, davon zu sprechen, die den Vlamen gemachten Zugeständnisse seien ‚lediglich Maßnahmen der inneren Verwaltung'. Wir beneiden solche Herren nicht um ihre politische Kurzsichtigkeit. Werde man sich doch endlich einmal darüber klar, daß es sich, auch in der Schaffung eines in sich geschlossenen vlamischen Landes, letzten Endes um die Frage handelt, wer die Hand auf Belgien hat — England oder wir. Daß unsere Interessen dabei mit den Interessen des vlamischen Volkes Hand in Hand gehen, begrüßen wir, und noch

mehr begrüßen wir, daß die deutsche Regierung entschlossen ist, aus dieser Interessenübereinstimmung die notwendige Konsequenz zu ziehen. Diese Tat verpflichtet, und es ist gut, daß sie verpflichtet. Denn es dürfte doch wohl einer deutschen Regierung, die sich ein offenes Auge bewahrt, nicht zuzumuten sein, nach dem Kriege mit jenem ‚Völker-Konglomerat', das sich Belgien nannte, einen Vertrag zu schließen. Darüber hinaus müssen wir uns einmal überlegen, daß ein neugebildetes Belgien, unter englischem Einfluß stehend, Vorherrschaft der Wallonen bedeutet und damit einen Rachefeldzug gegen jene Volksteile bedingt, die an Deutschland eine Stütze suchten und fanden. In diesem Sinne verpflichtet die Tat. Wir können nicht den Armen schuldig werden lassen, um ihn dann nach Friedensschluß seiner Pein zu überlassen. Und die deutsche Regierung ist sich dieses Momentes durchaus bewußt, wenn der Kanzler jener Deputation mitteilte: ‚Das Deutsche Reich wird bei den Friedensverhandlungen und über den Frieden hinaus alles tun, was dazu dienen kann, die freie Entwicklung des vlamischen Stammes zu fördern und sicherzustellen.' Diese Sicherstellung ist nur möglich, wenn wir den jetzt beschrittenen Weg folgerichtig bis zum Ende gehen, wenn wir uns stets bewußt sind, daß es eine belgische Frage als solche für uns nicht gibt, wohl aber eine vlamische und in bezug darauf — eine deutsche und eine englische."

Kaum aber hatte der Reichskanzler — wie er selbst hervorhob: in Ausführung eines Befehls Sr. Majestät des Kaisers — den vlamischen Abgeordneten die bekannten Zusicherungen, insbesondere die einer Verwaltungstrennung, gegeben, da ging allbereit eine Notiz durch die deutsche Presse, die im Auslande, zumal in den nordischen Reichen, eine für die Einschätzung der Festigkeit unserer Entschlüsse und Versicherungen nicht eben günstige Beachtung fand: die Verwaltungstrennung zwischen Flandern und Wallonien habe keinerlei prinzipielle Bedeutung, sondern sei lediglich eine innere Maßnahme, die mit der Zukunft des Ganzen nichts zu schaffen habe. „Es braucht", bemerkt die „Deutsche Tageszeitung", „kaum hinzugesetzt zu werden, daß diese Notiz von Blättern derjenigen Richtungen mit besonderer Befriedigung gebracht und besprochen wurde, welche eine Räumung und sogenannte Wiederherstellung des alten ‚Belgien' verlangen und behaupten, daß durch die Sicherstellung der Freiheit und nationalen Unabhängigkeit Flanderns der deutsche Nationalstaat gefährdet werde. Wir wissen nicht, woher jene Notiz von dem Fehlen einer prinzipiellen Bedeutung der Verwaltungstrennung in Belgien stammt, und müssen uns auf die bedauernde Feststellung beschränken, daß sie in Deutschland ebenso wie unter den Vlamen Unklarheit stiften kann und besonders geeignet ist, die Stimmung herabzudrücken.

Die prinzipielle Bedeutung der vom Reichskanzler behandelten Mittel und Ziele ist nicht nur vorhanden, sondern groß und über die Zukunft der Vlamen wie der Wallonen entscheidend. Der Kanzler sagte, das Deutsche Reich werde bei den Friedensverhandlungen und über den Frieden hinaus alles tun, was dazu dienen könne, die freie Entwickelung des vlamischen Stammes zu fördern und sicherzustellen. Solche Förderung und Sicherstellung kann nur eintreten, wenn das Deutsche Reich Flandern und Wallonien unter seinem Schutze be-

hält. Es gibt schlechterdings keine andere Möglichkeit, um das vom Reichskanzler bezeichnete Ziel zu erreichen. Jede auch nur ausdenkbare andere Kombination muß mit Notwendigkeit zur Unterdrückung und fortschreitenden Verkümmerung des vlamischen Volkes führen. Das würde andererseits ohne weiteres bedeuten, daß Flandern wie Wallonien, zum sogenannten belgischen Staat vereinigt, in engster Abhängigkeit von unseren westlichen Feinden auch fernerhin ihr Bollwerk, ihr Aufmarschgebiet und ihren Angriffswinkel gegen Deutschland bildeten. Die schönsten ‚Weltbünde' und Papierverträge können diese in der geographischen Gestaltung, in Gegensätzen der Rassen und der Interessen begründeten tatsächlichen Verhältnisse nicht ändern.

Wenn, wie der Kanzler versprochen hat, alles getan werden soll, so kann, um es noch einmal zu wiederholen, die Verwaltungstrennung nur ein Anfang und eine Vorstufe sein, wäre aber unter allen Umständen eben deshalb von entscheidender prinzipieller Bedeutung. Wer das in Abrede stellt oder das nicht wünscht, müßte die Verwaltungstrennung als einen Fehler, ja als ein Vergehen gegen die Vlamen betrachten, denn sie würde in Verbindung mit den Worten des Reichskanzlers bedeuten, daß das Deutsche Reich die Vlamen ein kleines Stück den Weg aufwärts führen wolle, sie dann aber im Stiche lassen werde, und zwar hilflos, da sie, wie der Reichskanzler ebenfalls sagt, aus eigener Kraft nicht imstande sind. Hätte die Verwaltungstrennung mithin keine prinzipielle Bedeutung, so würde sie nichts sein als die Vorbereitung einer ungeheuren, grausamen Enttäuschung für die Vlamen, welche hoffen und endlich glauben, sozusagen Land zu sichten. Wir sind einigermaßen neugierig, ob man uns hierauf entgegenhalten werde, daß die belgische Regierung nach einer Wiederherstellung Belgiens die Verwaltungstrennung in einem vlamische Entwickelungsfreiheit verbürgenden, ja auch nur fördernden Sinne belassen oder einführen werde. Das zu behaupten, könnte nur Vorwand sein, ganz abgesehen davon, daß überhaupt ein belgischer Staat nie etwas anderes sein kann als ein deutschfeindliches und vlamenfeindliches Wesen und ein Werkzeug in der Hand von Mächten, die so lange gefährliche Gegner für uns sein werden, wie wir ihnen nicht auf Grund des Sieges Belgien aus ihrem Kreise entfernt haben."

Wenn der Reichskanzler bei einer früheren Gelegenheit betonte, daß der künftige Frieden dem Reiche die notwendige Sicherheit bieten müsse, und es daher weder im Osten noch im Westen einen Status quo ante geben könne, so erklärte er doch auch andererseits, von einer Annexion Belgiens habe er nie gesprochen. „Beides", erklärt Professor Dr. Bornhak in den „Grenzboten", „ist sehr wohl miteinander vereinbar. Ebenso ist die Beherrschung der neuen Marken jenseits der bisherigen Reichsgrenzen nicht im Widerspruch mit dem Schutze der kleinen Völker, weil diese eben nicht im deutschen Nationalstaate aufgehen sollen.

Zunächst wird jene russische Zunge verschwinden, die sich zwischen Preußen und Galizien nach Posen vorstreckte. Die gemeinsame Eroberung von Kongreß-Polen durch Deutschland und Österreich brachte es mit sich, daß die polnische Frage nicht von Deutschland allein gelöst werden konnte. Angesichts der vollzogenen

Tatsache ist es müßig zu erörtern, ob die Errichtung des Königreichs Polen die beste Lösung war. Jedenfalls war sie besser als die von Österreich gewünschte Angliederung von Kongreß-Polen an Galizien, wodurch Deutschland von Eydtkuhnen bis Lindau an Österreich gegrenzt, und dieses Schlesien völlig umklammert hätte. Doch zwei Vorbehalte müssen dabei gemacht werden, ein geographischer und ein sachlicher.

Noch ist die Grenze des neuen Polenstaates nach Osten nicht bestimmt. Die Polen schwelgen dabei schon in überschwenglichen Hoffnungen, sprechen von Warschau und Wilna als den zwei Städten, die jedem polnischen Herzen teuer sind, und von den Ländern, die nach Polen gravitieren, d. h. nach denen Polen seine Hand ausstreckt. Davon kann keine Rede sein. Der polnischen Nationalität wird ihre staatliche Selbständigkeit zurückgegeben, aber nicht um, wie im alten Polenreiche, über andere Nationalitäten zu herrschen und sie zu unterdrücken. Die östliche Grenze des Polenstaates wird daher nicht weiter gehen können als die der polnischen Nationalität, d. h. ungefähr bis zu einer Linie, die Lyck und Lemberg verbindet.

Politisch ist der neue Polenstaat eine Schöpfung Deutschlands und Österreichs, muß also auch unter deren Einflusse bleiben. Dankbarkeit ist eine schöne Tugend, auf die man leider in der Politik nicht rechnen kann, am wenigsten nach den schon gemachten Erfahrungen bei den Polen. Ein selbständiger Polenstaat wird wirtschaftlich und politisch die Neigung haben, sich an Rußland anzuschließen, und zwar um so mehr, je weiter seine Grenzen nach Osten ausgedehnt werden, und er von Rußland nichts mehr zu erwerben hat — wirtschaftlich, weil die entwickelte polnische Industrie in Rußland ihr Absatzgebiet hat, politisch, weil nur im Anschlusse an Rußland die Befreiung der preußischen und österreichischen Polen und ihre Vereinigung mit dem Königreiche möglich ist. Ein selbständiges Polen müßte für Rußland sofort das werden, was Belgien für England und Frankreich war. Gegen die Gefahr, daß ein künftiger Krieg wieder mit der Überflutung Ostpreußens und mit dem Kampfe um die Weichsel- und Narewfestungen beginnt, bedarf es realer Sicherheiten. Diese Festungen dürfen also nicht dem neuen polnischen Heer überantwortet werden, sondern müssen von Deutschland und Österreich besetzt bleiben. Diesen steht auch als Schutzmächten die Vertretung des Landes nach außen zu.

Damit ergibt sich für Polen ganz naturgemäß die Stellung eines gemeinsam deutsch-österreichischen Schutzstaates mit eigener staatsrechtlicher Persönlichkeit, aber unter dem politischen und militärischen Schutze der beiden Mächte, deren maßgebender Einfluß unter Ausschaltung aller fremden Mächte auch durch die neue polnische Verfassung, welche die beiden Schutzmächte erlassen, gesichert und anerkannt werden muß. Ein solches Schutzverhältnis ist nicht ohne Vorgang. Stand doch die auf dem Wiener Kongreß 1815 begründete Republik Krakau unter der gemeinsamen Protektion der drei Ostmächte, bis sie 1846 Österreich einverleibt wurde, wie gleichermaßen

die Jonischen Inseln unter derjenigen Englands. Durch die gemeinsame Protektion zweier Mächte ergibt sich ganz von selbst eine selbständigere Stellung des Schutzgebietes, als wenn es nur einer einzigen Macht unterworfen wäre, wie denn für Polen ein staatlicher Charakter in Aussicht genommen ist. Staatlichkeit bedeutet aber noch keineswegs volle Freiheit der Bewegung auf dem Gebiete der auswärtigen Politik und völkerrechtliche Persönlichkeit. Innerhalb des ihnen gezogenen Rahmens werden die Polen dann erst den Beweis zu führen haben, daß sie wirklich in dem Jahrhundert der Fremdherrschaft die ihnen früher fehlende Fähigkeit zur Selbstregierung erworben haben. Und das können die Polen reichlich an sich selbst erproben, ohne daß man ihnen fremde Nationalitäten, die angeblich nach Polen gravitieren, als Versuchskaninchen preisgibt. Schon die polnischen Juden, durch Rußland gewiß nicht verwöhnt, sind von dem ihnen in Aussicht stehenden Schicksal keineswegs entzückt. Bei denen geht es aber eben nicht anders, da sie kein geschlossenes Gebiet bewohnen.

Dagegen sind Kurland und Litauen allein durch das deutsche Schwert erworben. Über sie braucht man sich daher auch nicht mit Österreich auseinanderzusetzen. Sie an Polen preiszugeben, weil sie zu dem Polenreiche von 1772 gehörten, liegt keinerlei Anlaß vor. Denn jenes Polenreich, das ebenso der Geschichte angehört wie das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, ist eben wesentlich am Gegensatze der unterdrückten Nationalitäten und Bekenntnisse zugrunde gegangen.

Kurland wie Litauen sind für Deutschland militärisch unentbehrlich zum Schutze Ostpreußens. Sie bilden ferner das notwendige neue Siedelungsland des deutschen Volkes. Im Gegensatze zu dem dicht besiedelten Weichselgebiete von Kongreß-Polen sind beide Länder dünn bevölkert, überdies ist ein großer Teil der Bevölkerung von den Russen fortgeschleppt und wird voraussichtlich nie zurückkehren. Die Krondomänen geben weiteres Siedelungsland. Die griechisch-katholischen Weißrussen sind auszusiedeln und von Rußland zu übernehmen, damit ihr Land als Entschädigung dient für die vertriebenen deutschen Kolonisten Rußlands.

Kurland und Litauen sollen also unbeschadet des friedlichen Fortbestandes der einheimischen lettischen und litauischen Bevölkerung deutsche Kolonialländer und Ackerbaukolonien werden. Dabei empfiehlt es sich, evangelische Ansiedler ausschließlich nach Kurland und in die von den Weißrussen zu räumenden menschenleeren Gebiete, katholische Ansiedler ausschließlich nach Litauen oder in menschenleeres Gebiet zu leiten. Damit wird jeder Anschein vermieden, als diene die deutsche Ansiedlungstätigkeit zur Protestantierung bisher katholischer Landesteile. Ebenso wird jeder konfessionelle Gegensatz zwischen den deutschen Einwanderern und der einheimischen Bevölkerung von vornherein unterbunden, sie fühlen sich beide gegenüber der bisherigen russischen Fremdherrschaft und dem Glaubensdrucke der Orthodoxie der russischen Kirche als Glaubensgenossen. Das fördert die innere Annäherung und schafft der höheren deutschen Kultur auch unter der einheimischen Bevölkerung der Litauer und Letten, die ja an sich schon den Germanen stammverwandt sind, freie Bahn. Von einem Gegen-

sätze gegen das deutsche Staatswesen wird man hoffentlich ebensowenig etwas verspüren, wie unter den stets staatstreuen Litauern Ostpreußens.

Mit der fortschreitenden deutschen Besiedelung von Litauen und Kurland können dann allmählich in den beiden Schutzgebieten Einrichtungen kommunaler und staatlicher Selbstverwaltung unter vollständiger Schonung der einheimischen Bevölkerung entwickelt werden. Damit reift das neue Deutschland im Osten allmählich zur vollen Einverleibung in den staatlichen Organismus des Reiches heran.

Ganz andere Wege sind hinwiederum in dem Gebiete einzuschlagen, das als unnatürliches staatliches Zwittergebilde bisher Belgien hieß . . .

Darüber kann kein Zweifel sein, daß die künftige Sicherheit Deutschlands an seiner Westgrenze die politische, militärische und wirtschaftliche Beherrschung Belgiens zur bitteren Notwendigkeit macht. Aber ebensowenig kann bei der Fremdartigkeit und Feindseligkeit der belgischen Bevölkerung von einer Einverleibung Belgiens nach Art derjenigen Elsaß-Lothringens die Rede sein. Zwischen beiden politischen Tatsachen gilt es also einen Weg zu finden, der auch nur in einer schutzgebietsähnlichen Organisation liegen kann.

Von den künftigen Schutzgebieten des Ostens unterscheidet sich aber das dicht bevölkerte belgische Land dadurch, daß es keinerlei Raum für eine deutsche Ansiedelung bietet. Abgesehen von den Deutschen, die durch Heer und Beamtentum und durch wirtschaftliche Unternehmungen nach Belgien gezogen werden, ist also nur mit der einheimischen Bevölkerung zu rechnen.

Diese ist aber an sich zwiespältig. Vlamen und Wallonen waren durch das englisch-französische Kunstgebilde des belgischen Staates zusammengeschweißt und hätten sich auch ohnehin über kurz oder lang getrennt [nein, die Vlamen wären „verfranscht" worden. D. T.], wenn das deutsche Schwert nicht dem belgischen Staate ein Ende bereitet hätte. Deutscherseits liegt kein Anlaß vor, die Kunstschöpfung weiter aufrecht zu erhalten, aus der beide Nationalitäten herausstreben.

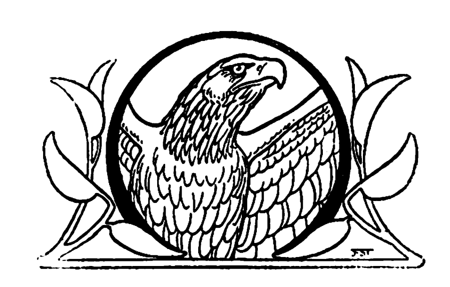
Damit ergeben sich zwei Schutzgebiete nach der Sprachgrenze, Vlamenland und Wallonei, innerhalb deren unter deutscher Herrschaft die Bevölkerung allmählich von der Gemeinde aufwärts zur Betätigung am öffentlichen Leben heranzuziehen ist. Versteht es dabei die deutsche Verwaltung namentlich, sich mit der katholischen Kirche in ein gedeihliches Verhältnis zu setzen, so wird zum mindesten das Vlamentum bei voller Wahrung seiner Sprache und Kultur auch den inneren Anschluß an das große deutsche Mutterland wieder gewinnen.

Ein Kranz von Fremdstämmigen umgürtete seit den Zeiten Peters des Großen, Katharinas der Zweiten und Alexanders des Ersten das russische Reich und gab ihm Schutz nach Westen. Wie weit wir auch in Rußland vorgedrungen sein mögen, die Grenzen großrussischen Volkstums sind noch lange nicht erreicht. In den mannigfachsten Formen hatte das alte, noch von deutscher Staatskunst beherrschte Rußland diese Angliederung vollzogen, als Realunion von Polen und Finnland, die beide eigenen staatlichen Charakter hatten, mit ausgedehnter Selbstverwaltung der deutschen Ostseeprovinzen. Erst das politisch un-

fähige Moskowitertum seit Nikolaus dem Ersten hat diese Bildungen im Interesse einer mechanischen Staatseinheit von Großrussentum und Orthodoxie zerstört und damit die Frage der Fremdstämmigen geschaffen. Aber noch immer bilden sie den schützenden Panzer nach Westen um den Riesenleib Rußlands.

Das Deutsche Reich, in der Mitte Europas durch Feinde von Ost und West und von Nordwest bedroht, bedarf ebenfalls des sicheren Panzers gegen künftige Überfälle. Den festgefügten Organismus des Reiches wollen wir uns nicht durch fremde Völkerschaften und deren Vertretung im deutschen Reichstage trüben lassen. Wir haben deren schon genug. Schaffen wir uns deshalb für die Zukunft Schutzgebiete nach Ost und West unter der politischen, militärischen und wirtschaftlichen Herrschaft des Reiches."

Daß die Voraussetzung dazu nur ein deutscher Sieg sein kann, ist selbstverständlich und sollte nicht erst in jedem einzelnen Falle gesagt zu werden brauchen. Die uns immer wieder mit unschönem Hohn, der manchmal schon an schlecht verhehlte Schadenfreude anklingt, darauf hinweisen, daß alle unsere vaterländischen Forderungen an den Ausgang des Krieges körperlose Phantasiegebilde seien und bleiben würden, können das nur tun, wenn sie einen deutschen Sieg überhaupt nicht in ihre Rechnung stellen. Wir anderen aber, mit unserem Kaiser und unseren großen Heerführern, wir glauben an einen deutschen Sieg und werden uns diesen Glauben weder durch die unvermeidlichen zeitweiligen Rückschläge des Kriegsglückes, noch — und das zu allerletzt — durch das kaltschnäuzige Gerede sich nur in ihrer geistigen Enge wohlfühlender, keines höheren Fluges fähiger Kleingeister rauben lassen.





Graf Zeppelin

Auch mit dem Heimgange dieses Großen mußten wir uns bei seinem hohen Alter nach und nach vertraut machen. Und doch, da er nun nicht mehr unter uns weilt, wie hart stößt uns diese Tatsache, wie bewegt sie unser Tiefstes und Bestes!

Das Lebenswerk des Verblichenen bedarf hier keiner weiteren Würdigung. Es gehört als eine der größten, schier sagenhaften Ruhmestaten der Unsterblichkeit an. Was aber den großen Sohn seines Volkes gleichermaßen ehrt, wie dieses Volk, das ist, daß sie einander die Treue gehalten haben; daß unser Volk mit untrüglichem Gefühl früh erkannte, was es an seinem Zeppelin hatte; daß es ungeteilt ihm eine ganz persönliche Liebe und Verehrung entgegenbrachte. Wie herrlich offenbarte sich dies sichere, warme Verstehen bei dem furchtbaren Schicksalsschlag von Echterdingen! Am 5. August 1908 war das Unglück geschehen. Schon am 6. August setzte die freiwillige Volkshilfe ein; binnen kurzem hatte sie eine nationale Opferspende von 6096555 *M* herbeigeschafft ...

Dann kam der Krieg.

„Nun brannte natürlich", so schreiben die „Berliner Neuesten Nachrichten" (Nr. 124), „der alte General vom Wunsch und Willen, seinem geliebten Vaterlande ein starkes Kriegswerkzeug zu formen aus seinen Seglern der Lüfte. Und hier setzte nun eine neue Tragik des Erfinders ein. Mangelnde Erkenntnis von dem Ernst und der Dauer des Krieges, Schwachheit im Geist und Willen verhinderten zum Kummer des Grafen, daß die Zeppelin-Luftschiffe und ihre nachgeborenen Vettern gegen England, gegen London so eingesetzt wurden, wie es erwünscht und möglich war. Wer die vier Zeppelin-Briefe kennt, von denen der dritte ein durch den Besuch des Unterstaatssekretärs Wahnschaffe und des Legationsrates Riezler dem alten Monarchisten abgelisteter Irrtumsblender war, kennt diese Tragik. Eilfertig ging der alte Graf von Tür zu Tür und bat für seine Luftwaffe. Schließlich wurde sie dann systematischer und wohl erfolgreich eingesetzt. Aber bald erwies sich nun, daß ganz England sich inzwischen gegen Luftangriffe wie ein Igel mit Stacheln bewehrt hatte. Risiko und Erfolg traten in neue und bisher nicht erwartete Verhältniszahlen. Man hatte die große Zeit für diese Waffe verpaßt.

Unsäglich hat der Verstorbene darunter gelitten. Sein Werk leuchtet natürlich trotzdem weithin durch die Zeitgeschichte und über allem deutschen Lande. Auch das Kriegswerkzeug der Zeppelin-Luftschiffe und ihrer Verwandten behält seinen großen Wert für überraschende Vernichtungsstreifen, für strategische Aufklärung zu Lande, für Fernaufklärung besonders über See. Der Verstorbene freilich hätte lieber noch den Vernichtungsangriff seiner Kinder der Lüfte in gleichzeitiger Wirkung mit einem vernichtenden Unterseebootkriege — und vor allem hätte er noch gern den deutschen Sieg gesehen.

Es hat nicht sollen sein. Deutschland trauert dem Soldaten, dem treuen Sohn des Vaterlandes, dem kühnen Reiteroffizier, dem weltgläubigen Erfinder und dem Wanderer nach, der im Reiche des Geistes weit kam, weil er in unerschütterlichem Vertrauen seinem Stern folgte. Deutschland möge aus dem

Leben und Sterben dieses Mannes die Lehre ziehen: Nutze, was du besitzest!"

Nicht nur an erzenen Waffen, nicht minder wahrlich an geistigen Kräften! Sind alle auf dem Platze, auf den sie gehören? Muß nicht mancher vielleicht abseits stehen, unfreiwillig feiern — in diesen Schicksalsstunden, da die Not des Vaterlandes keine Kraft entbehren kann noch darf? Gr.

*

Das politische Weltbild

umreißt Otto Hoetzsch mit scharfen Strichen in der „Kreuzzeitung". „Es zeigt uns heute mit erbarmungsloser Klarheit diese Züge: die unversöhnliche Feindschaft Frankreichs gegen uns und die Unmöglichkeit eines deutsch-englischen Friedensschlusses, die auch von sozialdemokratischer Seite jetzt immer mehr und mehr zugegeben wird, — die Führung der Entente durch England, das es verstanden hat, diese immer enger zu ziehen — die Verbindung der Vereinigten Staaten mit England und damit der Entente — die Spannung zwischen den Vereinigten Staaten und Japan — die Annäherung zwischen Japan und Rußland — die Spannung zwischen Rußland und England, die überall hervorleuchtet — die erbitterte Feindschaft Rußlands gegen die Bundesgenossen Deutschlands, Österreich-Ungarn und die Türkei, und damit gegen Deutschland selbst. Wird nun auch Mittel-Amerika, womöglich dazu der amerikanische Süden und China in den Krieg hereingezogen, so stellt unter allen Umständen die politische Liquidierung des Krieges, so siegreich er auch militärisch für uns verlaufe, unsere Diplomatie vor die allergrößten Schwierigkeiten. Die Rechnung ist ja zumeist die, daß der Erfolg des U-Boot-Krieges England zwingen solle, einzulenken und die Hand zum Frieden zu bieten. Tut es das dann im Namen und Auftrag aller seiner Bundesgenossen, so ist das für uns nicht der politisch vorteilhafteste des Krieges; das bedarf wohl keiner näheren Begründung. Wollen wir aus dem Kriege all das herausholen, was wir für die deutsche Zukunft und unsere neue weltpolitische Stellung in dieser Zukunft brauchen, so muß die deutsche Politik technisch unbedingt auf den Sonderfrieden mit den einzelnen Gegnern hinarbeiten. Das ist, je länger der Krieg gedauert hat, um so schwieriger geworden, das kann vor Entschlüsse stellen, die heute viel schwerer sein würden, als es z. B. im September 1915 oder im August 1916 gewesen wäre. Aber der Einsicht, daß die deutsche Politik gleichwohl so angelegt werden muß, wird sich in der weltpolitischen Lage, in der sich heute Deutschland mit seinen Bundesgenossen befindet, niemand mehr verschließen können. Der U-Boot-Krieg ist nicht nur ein Kampf gegen die englische Nahrungsmittelzufuhr, sondern er richtet sich ebenso gegen die Verbindung Englands mit seinen Bundesgenossen. Er bekämpft nicht nur England, sondern er soll zugleich zu der Veränderung der weltpolitischen Gruppierung vorbereitend hinführen, die wir für unsere Zukunft nötig haben. So wird der U-Boot-Krieg geradezu auch ein Kampf um die Bundesgenossen Englands, ist doch auch er, wie jede kriegerische Handlung, eine hochpolitische Aktion!"

*

Tirpitz — Amerika!

In einer Rede in Hamburg am 26. Februar sagte der Abgeordnete Herr v. Heydebrand u. a.:

„Wenn wir von dem Kampfmittel der U-Boote sprechen, das uns den Sieg bringen wird, da wollen wir und können wir eines Mannes nicht vergessen, auf dessen Schultern, auf dessen Voraussicht im großen und ganzen der Erfolg und die Schöpfung dieser Waffe beruhen. Das ist Großadmiral v. Tirpitz. (Brausender Beifall.) Ich habe es aus seinem eigenen Munde seinerzeit im Reichstage gehört, mit welcher weisen Voraussicht dieser große Organisator den ersten Anfängen des U-Bootwesens gegenüberstand. Er hat uns durch die kluge Vorsicht, durch die wägende Stellung, die er zu diesem Kriegsmittel von Anfang eingenommen hat, sehr viele trübe Erfahrungen erspart. Aber sowie er erkannt hatte, was an der Sache war, da ist er es gewesen, der den richtigen Typ, die rich-

tigen Einrichtungen und die richtige Entwicklung angebahnt hat, und wenn wir jetzt einen so wirksamen Gebrauch von dieser Waffe machen können, wie er uns gewährt ist, so muß dieses Mannes gedacht werden, denn sein Verdienst ist es, daß sich das jetzt vollziehen kann . . .

Wir wissen jetzt, daß Hunderttausende von Deutschen den amerikanischen Granaten zum Opfer gefallen sind, wir wissen es, daß die Kämpfe an der Somme in ihrer Furchtbarkeit bloß möglich gewesen sind, weil uns die Herren Amerikaner verhindert haben, schon zu früherer Zeit von der Waffe Gebrauch zu machen, die wir jetzt anwenden müssen. Man hätte sich das im Anfang nur klar machen sollen, dann würde vielleicht manches anders gekommen sein. Man muß es offen sagen, daß, wenn man die Beziehungen, die wir seit einer Reihe von Jahren mit Amerika gehabt haben, bis in die letzten Tage hinein durchmustert, es eine peinliche Empfindung ist, die uns überkommt. Mit dem Hute in der Hand kommt man durch das ganze Land. Das ist ein Wort. Das mag für den Geschäftsverkehr sehr nützlich sein; aber für den Verkehr unter den Nationen ist es weniger am Platze, und ich glaube, die Sprache, die man mit den Amerikanern hätte reden müssen, sie hätte von Anfang an eine andere sein müssen."

*

„Blindgänger"

Der Vertreter der Fortschrittlichen Volkspartei, Herr Konrad Haußmann, hat im Reichstag die Vorgänge in der bekannten „Adlon-Konferenz" einen „Blindgänger" genannt. Logischerweise war also auch Herrn Haußmanns mannesmutiger Angriff auf den „Blindgänger" — ein Blindgänger, der noch dazu von mancherlei Blindschleichen umschlüpft und umhüpft wurde. „Der Verlauf der Beratung", so würdigt der „Deutsche Kurier" (Nr. 62) Herrn Haußmanns „wilde, verwegene Jagd", „dürfte ihn darüber belehrt haben, daß er in der Hauptsache offene Türen eingerannt hat. Vielleicht hat er sich hinterher selbst die Frage vorgelegt, ob es angezeigt war, die Vorgänge bei der Konferenz und das Beiwerk in der von ihm beliebten Breite zu erörtern. Um was handelt es sich denn eigentlich? Ein Feuerkopf, an dessen vaterländischer Gesinnung kein Zweifel sein kann, ladet eine Anzahl von Männern der verschiedenen Parteien, bei denen er die gleichen Anschauungen voraussetzt, zu einer vertraulichen Besprechung über Dinge ein, die heute in aller Munde sind und aller Herzen bewegen. Ein Teil der Eingeladenen, denen die Gedankengänge und Vorschläge des Hauptveranstalters über das Ziel zu schießen scheinen, bleibt unter höflicher Entschuldigung der Veranstaltung fern. Den Erschienenen unterbreitet der Veranstalter seine Pläne, um erkennen zu müssen, daß auch bei ihnen wenig Boden für das von ihm empfohlene Vorgehen vorhanden ist. Selbst solche Herren, die mit ihm in der von ihm aufgeworfenen Hauptfrage, ob ein Kanzlerwechsel erwünscht sei oder nicht, einig gehen dürften, halten das von ihm empfohlene Vorgehen für wenig angebracht. Sie lehnen ab, mitzutun. Wozu nun der Lärm im Reichstage? Uns will scheinen, daß die Bedeutung der Konferenz in der Hauptsache eine symptomatische ist. Sie zeigt, wie tiefgreifend die Erschütterung nach gewisser Richtung hin ist, die durch die Politik der Unentschlossenheit und des Schwankens in der Vergangenheit hervorgerufen worden ist . . .

Diese Erwägung sollte unseres Erachtens gleichzeitig eine dringende Mahnung sein, an der neuerdings eingeschlagenen Richtung unbedingt — welche Zwischenfälle auch immer kommen mögen — festzuhalten, so wie es jetzt unter dem Beifall des ganzen Volkes zugesagt worden ist. Geschieht das unter Vermeidung von Seitensprüngen, so wird auch das ruhige Urteil wieder zu seinem Rechte kommen; geschieht es nicht, so wird allerdings die Konferenz keine Einzelerscheinung bleiben, denn darüber darf man sich nicht täuschen: wo heute in deutschen Landen drei oder vier versammelt sind, da wird das in der Konferenz behandelte

Thema auch ohne besondere Tagesordnung gründlich verhandelt."

Und ohne daß ein Abgeordneter Werner in die Lage kommt, einem Abgeordneten Haußmann zuzurufen (Reichstagsbericht): „Er denunziert weiter". Gr.

*

Die „Verschwörung im Hotel Adlon" oder die „Entlarvten"

Dieser, vom Abgeordneten Haußmann in den Reichstag kolportierte, in allen Gesindestuben verschlungene Hintertreppenroman von der großen Kanzlerverschwörung („Ha! zischte der Graf — Fortsetzung folgt") ist außerhalb besagter Stuben sehr nüchtern aufgenommen worden. So z. B. in der „Kreuzzeitung":

„Weder Herr Haußmann noch seine Freunde werden leugnen können, daß lange Zeit durch weite Kreise des Volkes Unmut und Sorge gegangen sind, und es ist doch wohl nicht angemessen, solche Stimmungen einfach mit Hinweisen auf eine angebliche Kanzlerfronde abzutun. So liegen und lagen die Dinge nicht, aber man kann um so freimütiger darüber sprechen, als ja seit dem 31. Januar 1917 durch das ganze deutsche Volk ein Gefühl der Befreiung geht und durch den Erlaß des Kaisers der Weg kraftvollster Politik gezeigt worden ist, den Deutschland nunmehr unbeirrt und unabänderlich geht . . . Es war nun aber gar nicht angebracht, darüber große Enthüllungen zu machen, denn man kann, wie man zu Art und Zweck der Besprechung auch stehen mag, doch nicht behaupten, daß der oder die Veranstalter heimlich zu Werke gegangen seien.

Wenn Herr Haußmann und die Seinen über den Wirkungsbereich ihrer Parteipresse hinaus auf die Stimme des Volkes hören wollten, so würden sie über ihr Verhalten doch recht eigenartige Meinungen zu hören bekommen. Auch die Einbildung, man habe auf der Linken des Hauses am 12. Dezember 1916 ein gutes Werk getan, als man die Vertreter der Konservativen und Nationalliberalen an einer Aussprache hinderte, ist nicht stichhaltig. Es ist ein sehr erheblicher Unterschied, wie man sich zu dem Friedensangebot an sich damals gestellt hat und wie man heute die Wirkungen beurteilt, denn die günstige Wendung, die das Friedensangebot genommen hat, ist doch nicht zum mindesten durch die Anmaßung und Verbohrtheit unserer Feinde herbeigeführt worden.

Daß es eine Zeit gegeben hat, in der man, wie Herr Haußmann ja eben wieder festgestellt hat, glaubte, ein nützliches Werk zu tun, wenn man Äußerungen kraftvoller Politik unterdrückte, ist eine Tatsache, die wir nicht rasch genug vergessen sollten, und Herr Haußmann hat seiner Sache keinen besonderen Dienst erwiesen, als er sie aufs neue vorbrachte."

Sagen wir: seinem Roman. Schade, jammerschade, daß die Spannung so schnell abflauen mußte! Wieviele Hefte („Fortsetzung folgt") hätten sonst noch ihren Weg über die Hintertreppe in die Gesindestube finden können. Bis der ruchlos zischende Graf, angesichts der siegenden Tugend und Unschuld, verzweifelt den vergifteten Dolch 6 cm tief in die eigene Brust senkte. Gr.

*

Die „Drecklinie des politischen Kampfes"

Das Treiben der Adlon-Deklaranten und ihrer Gesinnungsgenossen wird von der „Unabhängigen Nationalkorrespondenz" wie folgt gekennzeichnet:

„In diesem Treiben liegt System. Die Linke hat sich angesichts der drohenden Gefahr, durch die Entwicklung der kommenden Dinge ins Unrecht gesetzt zu werden, zu einem prophylaktischen Verfahren entschlossen und versucht nunmehr mit allen Mitteln, die Leute, die letzten Endes vielleicht recht behalten, vorher so weit in der öffentlichen Beurteilung herabzusetzen und anzuschwärzen, daß ihr Schaden wenigstens nicht zu deren Nutzen ausschlägt. Fürst Bülow hat einmal das Wort von der ‚Drecklinie des politischen Kampfes' geprägt und hat darauf hingewiesen, daß die Furcht vor ihr man-

chen unserer besten Köpfe dem politischen Leben fernhalte. Es ist seitdem nicht besser geworden in dieser Beziehung, sondern unendlich viel schlimmer. Man muß sagen, daß die Erfahrungen der letzten Wochen nach dieser Richtung hin so ziemlich einen Rekord darstellen. Die Lage ist doch so geworden, daß kaum jemand, der nicht den Schutz der demokratischen Presse in Deutschland genießt, auch nur die geringste Bewegungsfreiheit besitzt. Es mag noch so harmlos sein, was unternommen wird, die demokratische Presse versteht das Nötige hineinzuinterpretieren. Wenn rechtsstehende Leute ein Zeitungsunternehmen gründen, so ist das die Verhökerung der nationalen Begeisterung an die Kapitalsinteressen der Schwerindustrie, und wenn ein politischer Einspänner Zusammenkünfte veranstaltet, so ist das ‚alldeutscher Mauerschwamm'. Es ist wirklich an der Zeit, daß man sich gegen dieses perfide System der fortgesetzten Durchbrechung des Burgfriedens und der Vernichtung der inneren Einheit des deutschen Volkes mit Energie zur Wehr setzt. Das deutsche Volk kann es ertragen, daß über Kriegsziele und über die Beurteilung der Reichsregierung Meinungsverschiedenheiten in seinen Reihen bestehen; was es aber nicht ertragen kann, und was auf die Dauer gerade dem Auslande gegenüber verderblich wirken muß, das ist die Verdächtigung der Motive Andersdenkender, die nunmehr den Höhepunkt in der letztwöchigen Kampagne des Fortschritts in Presse und Parlament erreicht hat."

*

„Demokratie"

Nach den neuesten demokratischen Grundsätzen ist es ein öffentlich zu brandmarkendes Verbrechen, gegen einen jeweilig amtierenden Staatsmann, wenn auch mit gesetzlichen Mitteln, Stellung zu nehmen, ja es ist schon eine Art Hoch- und Landesverrat, Eingaben an den Reichstag in diesem Sinne vorzubereiten. Nichts anderes aber als der Beschluß einer solchen Eingabe war, wie die „Tägliche Rundschau" feststellt, das einzige positive Ergebnis der langen Beratung in der bierehrlich bespitzelten, dann restlos ausgedroschenen „Adlon-Konferenz", — kann doch auch leeres Stroh — von Liebhabern — gedroschen werden. „Ob nach dem demokratischen und freisinnigen politischen Sittengesetze, das sich im Kriege so seltsam gewandelt hat, auch das ein todeswürdiges Verbrechen ist, wissen wir nicht. Bei der U-Boot-Eingabe des Unabhängigen Ausschusses hat sich seinerzeit in der Budgetkommission des Reichstages ein freisinniger Abgeordneter dagegen ausgesprochen, daß auch Handlungsgehilfen und Kellner die Eingabe unterschrieben hätten, war also der Meinung, daß vom Petitionsrecht des deutschen Reichswählers gewisse Stände und Berufe ausgeschlossen sein müßten. Vielleicht hat sich, da mittlerweile wieder mehrere Kriegsmonate verstrichen sind, der freisinnige Begriff von den Rechten der Staatsbürger weiterhin dahin entwickelt, daß auch die Kreise von Bildung und Besitz, sofern sie nicht bei der Freisinnigen Volkspartei eingeschrieben sind, das Recht, ihre Wünsche dem Reichstag vorzutragen, verwirkt haben ...

Welche Tiefen der Entrüstung erzitterten früher, wenn die demokratische Presse von einem Agent provacateur, von Spitzeln und bezahlten Versammlungsschleichern sprach, und wie ehrenhaft erscheint ihr heute dieses Spitzelgewerbe, wie rühmlich der glatte Vertrauensbruch. Abgeordneter Haußmann findet nichts Tadelnswertes an ihm und macht sich zu seinem Mundwerk, verbreitet seine Unwahrheiten auf Treu und Glauben weiter, ohne sie nachzuprüfen oder nachprüfen zu können. Neuorientierung! ...

Wer ist es nun denn eigentlich, der den Burgfrieden bricht, die innere Geschlossenheit unseres Volkes stört und im Auslande eine falsche, schädliche Meinung über uns verbreitet: diejenigen, die ihre vom Kanzler abweichende Meinung nach Gewissenspflicht auf völlig gesetzlichem Wege zu vertreten suchen, oder diejenigen, die Spitzel in vertrauliche Beratungen Andersdenkender schicken und durch gefälschte Berichte und auf unwahrer Grundlage beruhende Reden Unruhe

im Lande und unberechtigte Hoffnungen im Auslande erwecken?

Wem soll das Treiben nützen? Etwa dem Kanzler? Sieht die Demokratie nicht ein, daß sie ihm einen schlechten Dienst erweist, wenn sie erklärt, daß seine Stellung so wacklig sei, daß sie gegen eine Zusammenkunft von 30 Männern, die keine Partei und keinen Verein vertreten, sich aber über seine Politik im ablehnenden Sinne unterhalten wollen, durch ein Geschrei von Kiel bis zum Bodensee geschützt werden muß? Die freisinnigen Grundsätze vom Recht des Staatsbürgers sind in den Kriegswirren längst zum Teufel gegangen; aber ihre Umbildung brauchte nicht so weit fortgeführt zu werden, daß die Verteidigung des neuen Parteidogmas vom über aller Kritik erhabenen Kanzler nur noch vom Gesichtspunkte der Kriegspsychose aus verstanden werden kann."

*

Die Herrlichkeit des Parlamentarismus

Die kriegseifrige „Idea nazionale" kritisiert (Ende Februar) die bevorstehende Wiedereröffnung der Kammer. Dem römischen Parlament sei das größte Mißtrauen entgegenzubringen. Denn in der Mehrheit sei es, um die Wahrheit zu sagen, noch gerade so neutralistisch und giolittianisch gesinnt, wie es vor der Kriegserklärung im Mai 1915 gewesen; „es waren lediglich jene erregten Tage, die das Parlament einschüchterten und herumzwangen". — Die „erregten Maitage von 1915" wurden bekanntlich, da sonst nichts vorlag, gemacht durch die aufpeitschenden Zeitungen, durch die an feuchtohrige Straßendemonstranten verteilten Fahnen und Soldi und die stets beim Aufruhr von selber zulaufenden Weiber.

Wie war's denn auch im Juli 1870 in Paris? „Die Erregung in Paris war künstlich und zum Teil mit Geld zustande gebracht. Der verworrene Lärm, welcher von der Straße ausgeht, verhinderte, daß ein anderes Wort gehört wurde; die Kammern fügten sich, nicht aus freier Wahl wurde der Krieg angenommen." Das schreibt kein deutscher Historiker, sondern der ehrlichste und größte, den das neuere Frankreich hatte, Taine.

Und diesen romanischen Ländern, so fordern die Listigen, und ihre Gläubigen reden es nach, sollen wir ähnlicher und dadurch freier werden? Das soll die „Neuorientierung" sein, wo schon das Wort verrät, daß sie aus Kreisen stammt, welche das Fremde, Undeutsche, und zu dessen sich wohlgefällig ausnehmender Erreichung das Ungeklärte lieben, das man dann auslegt, die Begriffe. Wir sind in Deutschland, weiß es der Himmel, „orientiert" genug. Okzidentierung brauchen wir; viel nötiger ist uns die Zurückdrehung zu den aufbauenden abendländischen Verhältnissen, auf denen die Größe und Schönheit unserer Volksgeschichte ruhte: die innere Richtung nach Deutschland, so wie einst bei unseren gesunden, selbstdenkenden, ordnungs- und rechtsschöpferischen Ahnen die Gemeinfreiheit und die Selbstmündigkeit volklicher Männer verstanden wurde. Ed. H.

*

Hört, hört!

Im offiziösen „Tag" behauptet Fritz Rechberg (?) mit bemerkenswerter Sicherheit, daß die englische Diplomatie, wenn sie auf das deutsche Friedensangebot in irgendeiner Form eingegangen wäre, den verschärften U-Boot-Krieg hätte verschieben oder sogar vermeiden und einen verhältnismäßig günstigen Frieden für sich erreichen können.

Gern bestätigt auch die „Deutsche Tageszeitung" (Nr. 125) die ja nicht erst seit gestern bekannte Geschicklichkeit der englischen Diplomatie, „aber", bemerkt sie, „diese Behauptung des seinem Tone nach subjektiv gut unterrichteten Verfassers verdient doch eine gewisse Beachtung, gerade weil er als deutsche Seite versichert, die englische Diplomatie habe das tatsächlich in der Hand gehabt, damit auch einen ‚für sie verhältnismäßig günstigen Frieden'. Wir bedauern, daß der Verfasser nicht auch die Kehrseite beleuchtet hat, nämlich, welches die Folgen — oder die Voraussetzungen — eines für England ver-

hältnismäßig günstigen Friedens auf der deutschen Seite, im besonderen für die Friedensbedingungen, welche Deutschland sich damit aufgelegt haben würde, gewesen wären! Vielleicht benutzt der Verfasser eine nächste Gelegenheit und ist dann auch zugleich in der Lage, unseren wiederholt der Regierung nahegelegten Wunsch zu erfüllen: der öffentlichen Mitteilung der Bedingungen, zu denen die deutsche Regierung im Dezember 1916 unseren Feinden ihr Friedensangebot machte."

*

Die verratene Staatsdepesche

„Wie konnte es geschehen," fragt die „Vossische Zeitung" (Nr. 116), „daß diese wichtige Urkunde zur Kenntnis der Amerikaner kam? Es entsteht die Vorfrage, ob es überhaupt ratsam war (wie man es anscheinend tat), die Anweisung an den Grafen Bernstorff auf drahtlosem Wege direkt nach Amerika zu geben. Gewisse Vorgänge, die sich kurz vor der Abreise des amerikanischen Botschafters Gerard abspielten, lassen uns vermuten, wie gut es uns bekannt war, daß die Amerikaner unseren Telegrammschlüssel kannten. Herr Gerard selbst hat es seinen Freunden hier erzählt. Man muß mithin annehmen, daß das Auswärtige Amt im vorliegenden Falle alle Vorsorge getroffen hat, den Amerikanern die Kenntnisnahme zu erschweren, wenn nicht gar unmöglich zu machen. Diese Annahme würde zu der Folgerung führen, daß infolge besonderer Vorsicht das Telegramm, von den amerikanischen Stationen ungelesen, an unseren Botschafter gelangte, und daß das Unglück in Amerika geschehen ist.

Es ist sehr viel Merkwürdiges während der Kriegszeit über die Sorglosigkeit nach Europa gelangt, mit der auf der deutschen Botschaft in Washington und in ihren Nebenstellen mit wichtigen Schriftstücken verfahren sein sollte. Wir haben uns lange dagegen gesträubt, diese Dinge zu glauben. Aber das, was sich jetzt abgespielt hat, zwingt uns nun doch dazu, solchen Vorwürfen etwas mehr Glauben zu schenken. Von dem Leiter der kleinsten Aktiengesellschaft in Deutschland wird verlangt, daß er bei seiner Geschäftsführung die Sorgfalt eines ordentlichen Kaufmanns wahrt. Und er setzt sich, wenn er diese Sorgfalt verletzt, schweren Unannehmlichkeiten aus. Wer aber im Direktorenrat oder draußen als Agent die Geschäfte des Deutschen Reiches führt und vertritt, sollte mehr noch als solche Sorgfalt walten lassen. Denn hier steht nicht nur Geld und Gut, sondern das Lebensschicksal des Reiches und das Blut seiner Bürger auf dem Spiele. Wir nehmen an, der Reichstag wird Bürgschaften dafür fordern, daß die Schuldigen zur Verantwortung gezogen werden. Aber damit allein ist noch nichts gewonnen. Denn dieser Fall spricht Bände gegen das System. Und deshalb ist das deutsche Volk berechtigt, über diese Angelegenheit Aufklärung bis ins einzelne zu fordern. Man stelle sich einmal vor, wohin wir gekommen wären, wenn unsere militärischen Behörden in ähnlicher Weise gearbeitet hätten! Keine Schlacht Hindenburgs würde je gewonnen worden sein."

„Daß ein Verrat des Geheimauftrags", bemerkt die „Deutsche Zeitung" (Nr. 115) „auf nordamerikanischem Boden noch möglich war, nachdem die Aktenmappe Alberts bereits gestohlen, Major von Papen, Kapitän Boy-Ed bereits ausspioniert, der Sekretär von Igel bereits von Detektivs überwältigt und der weiland österreichische Botschafter Dr. Dumba bereits um die Geheimpost seines nordamerikanischen Vertrauensmannes erleichtert und Sir Roger Casement von Berlin aus über einen nordamerikanischen Zwischenposten an England verraten worden ist, das ist ein unerhörtes Rätsel. Es gibt Dinge, die einem diplomatischen Betrieb nicht widerfahren dürfen."

*

Durchlöcherung unserer Seesperre?

Zu dem deutsch-dänischen Zwischenspiel, das so tiefgehende Beunruhigung erregt hat, grundsätzlich noch immer erregt, äußert sich die „Kreuzzeitung":

„Die Seesperre wird und darf nicht durchbrochen werden, und nichts darf geschehen, das auch nur von ferne die Aussicht darauf oder das Mißtrauen wachruft. Ganz ohne solche Besorgnis haben wir das deutsch-dänische Zwischenspiel nicht begleitet. Dergleichen Verhandlungen sind nicht unbedenklich, weil sie andere Neutrale zur Nachahmung anreizen, und der Standpunkt des Staatssekretärs Zimmermann, daß die Handelsverbindung zwischen Dänemark und Norwegen an sich unbedenklich sei, weil wir den Verkehr zwischen neutralen Staaten nicht unterbinden wollen, ist, gerade weil er formell so gut klingt, tatsächlich gefährlich. Denn was ist es anderes als eine Durchlöcherung der Sperre und eine Erschwerung der U-Boot-Tätigkeit, wenn von Dänemark nach Norwegen Nahrungsmitteltransporte gehen, von denen man genau weiß, daß sie dann nach England gebracht werden? Und was auf solche Weise von Dänemark über Norwegen nach England geht, verstärkt die Nahrungsmittelzufuhr des Gegners und wird der unsrigen entzogen, an die Dänemark ebenso gern verkaufen würde. Entgegenkommen, soweit es irgend geht, aber nicht der leiseste Zweifel, daß Deutschland seine U-Boot-Kriegführung modifizieren würde! Denn immer noch hören wir aus dem feindlichen Ausland, daß man uns den absoluten Ernst unseres Entschlusses nicht glaubt."

*

Wilsons wahres Gesicht

Mr. Wilson hat den Augenblick für gekommen erachtet, die Maske zu lüften. In einer Rede auf einem Festessen stellte er sich mit einer Selbstverständlichkeit, als ob er sich nie als neutral ausgegeben hätte, auf die Seite unserer Feinde. Zwar hatte er, wie die „Voss. Ztg." ihm den Spiegel vorhält, die Maske nie so fest vorgebunden, daß man sein wahres Gesicht nicht hätte erkennen können. Nun aber läßt er den letzten Rest politischer Zurückhaltung fallen und bekennt sich offen als den Freund Englands, der er immer war. Noch mehr: im schroffen Gegensatz zu seinem früheren Standpunkt, wonach die Vereinigten Staaten keine Veranlassung haben, nach den Ursachen des Krieges zu forschen, bezichtigt er jetzt in öffentlicher Rede die Regierungen der Mittelmächte, den Krieg angezettelt zu haben. Der taktische Zweck dieser Kundgebung liegt klar zutage. Sich sachlich mit ihr auseinanderzusetzen, Herrn Wilson etwa auf Irland und die unterdrückten russischen Völkerschaften hinzuweisen, wäre nutzlose Mühe. Mit bösem Willen, mit demagogischer Aufwiegelung ist eine sachliche Auseinandersetzung unmöglich ...

Der ‚Idealist' Wilson ist in Wirklichkeit der typische amerikanische ‚politician'. Neu an ihm ist nur die Variante, daß er eine Zeitlang sich mit einigem Erfolge als ‚Idealist' maskierte. Der amerikanische ‚politician' pflegt das sonst für überflüssig zu halten."

Wilson hat sich diese Maske aber auch für ein ganz erlesenes Publikum vorgebunden: für die bei uns in unbeirrbarer Herdeneintracht dahertrottenden politischen Blechtrompeter, die sich für die größten Schlauköpfe der Welt halten und auf die andern mit einer überlegenen Geringschätzuug herabsehen, die zum Malen oder zum Schreien ist —: „Ihr Schafe habt ja keine Ahnung, wie fein wir das wieder einmal gedeichselt haben. Woher solltet ihr Ärmsten auch, da ihr doch weder ‚berufen' noch ‚informiert' seid? Aber paßt nur auf, wie Wilson, wenn wir ihm jetzt den U-Boot-Krieg ausliefern und auch ein paar amerikanische Notenscherze ruhig mitnehmen, Schulter an Schulter mit uns gegen England vorgehen, die Freiheit der Meere erkämpfen wird"!

Wilson hat nur zu gut gewußt, warum und für wen er sich die Maske vorband. Und er hat ja seinen Zweck auch in einem Maße erreicht, den er sich im Anfang seiner Rolle als Idealist und unerbittlicher, vielleicht fanatischer, aber gerechter Völkerrechtsverteidiger wohl kaum selbst erwartet hatte. Und welche Reverenzen mußten seinem Hut von unserer Öffentlichkeit erwiesen werden! Es geht, wie der Berliner sagt, auf keine Kuhhaut, welche Kunststücke vollendeter Dressur da geleistet wurden. Heute — ja heute pfeift der Wind

aus der entgegengesetzten Ecke, und wo man ehedem vor dem Präsidenten der Vereinigten Staaten in tiefster Ehrerbietung das Knie beugte, sich mit hingebendem Eifer vor ihn stellte, um seine geheiligte Person vor irgendwelcher ihm etwa unliebsamen Kritik zu schützen, da kann man heute sonore Stimmen mit tragischer Pathetik das moralische Todesurteil über ihn sprechen hören. Ihr lieben Leute, fühlt ihr denn gar nicht, daß eure tragische Pathetik auf andere Leute keineswegs tragisch, aber überaus lächerlich wirkt? Für Wilson — und nicht nur für Wilson — bleibt ihr ja doch die blamierten Europäer.

Und wenn der Schaden nicht größer wäre — — Gr.

*

Was uns am meisten im Auslande schadete

war unser Mangel an entschlossener Stellungnahme in der Welt, der alsbald mit Caprivi einsetzte, unser heißes, nicht immer stolzes und würdiges Bemühen, mit allem und jedem gut Freund zu sein, unser Nachlaufen und spezifisch weiblich und gefühlsmäßig orientiertes politisches Verhalten, das dann naturgemäß auch zu gelegentlichen unfruchtbaren oder bedenklichen Ausfällen führte (wo gäbe es eine Frau ohne solche?!). Und da in allererster Linie dieses ganze Bestreben und Verhalten doch nur der wirtschaftlichen Expansion, dem freien Wettbewerb, der „offnen Tür", alles in allem der Bereicherung galt, so war es im Grunde höchst bedenklich und kulturwidrig. Man sehe dann auch, was allen gegensätzlichen Bemühungen zum Trotz an Kultur daraus entstand: Protzentum mit seinen Gegenpolen Leisetreterei und Kriecherei, Strebertum, Aufgeblasenheit und innere Leerheit.

Und dieses ganze derart orientierte System, das tatsächlich einen der wesentlichsten Gründe des Weltkrieges barg, da es zu Zersetzungszuständen, zu innerer Schwäche, Zerfahrenheit und Unsicherheit führte und den Feinden ein Volksbild vortäuschte, das freilich in Wirklichkeit immerhin gesunder und kraftvoller war, als es schien, ist auch heute noch keineswegs überwunden. Man liebäugelt mit einem „Geschäftsfrieden", schwankt dabei ganz naturgemäß in entscheidendsten Fragen hin und her, wagt keine messerscharfe Vergeltung, läßt sich einschüchtern und trägt mit alledem zu immer neuer Ermutigung und Reizung unserer Gegner und der kriegslüsternen Neutralen verhängnisvoll bei. Was aber diese Umstände für die Dauer des Krieges, für den Eintritt gewisser Neutraler und nicht zuletzt für das Kriegsergebnis bedeuten, liegt zu sehr auf der Hand, als daß man noch ein Wort darüber zu verlieren brauchte.

Niemand verletzt und übersieht ungestraft entscheidende Lebensgesetze. Was tue ich denn, wenn mein Haus brennt oder ich gegen einen Ring vernichtungstoller Gegner im Kampf stehe auf Leben und Tod? Ich lösche das Haus, ich schlage die Gegner nieder, so rasch, so bitter entschlossen und so gründlich, wie nur eben möglich, selbst mich einzusetzen und zu sterben bereit. Und je vollkommener ich Sieger bin, je stolzer, unantastbarer und geachteter ich vor mir selbst und der Welt dastehe (noch nie hat das Buhlen und Rücksichtnehmen auf der Welt Gunst zu etwas anderem als zu Mißachtung und Verachtung geführt — die Erfahrungen des Weltkrieges können es uns erneut lehren), um so weitherziger, freier und gütiger kann ich hernach in allem und jedem sein. Das ist, freilich wohl in weniger idealer Ausdeutung, auch der englische Standpunkt; und ich zweifle nicht, daß er lebenswirklicher und letzten Endes auch edler und fruchtbarer ist. —

Es ist bemerkenswert und erfreulich, diese nur zu wahren Einsichten in der „Tat", der Zeitschrift Eugen Diederichs', anzutreffen.

*

Ja, Bauer ...

Die „Nordd. Allg. Ztg." spritzt offiziös gegen den Dr. Wildgrube, der auf der Landwirtsversammlung die Scheidemannsreden des ungarischen Ministerpräsidenten — eines auch dortzulande sehr stark bekämpften Mannes — kritisierte.

Aber M. Philippe Scheidemann darf ungetadelt und ungehindert in Versammlungen

reden, daß wir Elsaß-Lothringen besser nicht besitzen sollten! Dasselbe volksdeutsche, uns jetzt beschützende Land, um dessen Verteidigung die deutschen Vaterlandskämpfer und sozusagen auch die Regierung mit Frankreich im schweren Kriege stehen!

*

„Lebe wohl, Europa!"

Romain Rolland schreibt im „Demain": Die europäische Zivilisation ist eine Zermalmungsmaschine. Unter dem Namen Patriotismus mißachtet sie das gegebene Wort, breitet sie schamlos ihre Lügennetze aus, richtet sie gewaltige Götzen im Tempel des Gewinns auf, welcher der Gott ist, den sie anbetet. Wir prophezeien ohne Zögern, daß das nicht ewig dauern wird. Das wird nicht ewig dauern, hört ihr wohl, Europäer? Fragen wir uns nur selbst! Welcher unter uns hat das Recht, seine Hände im Blute des meuchlings ermordeten Europa zu waschen? Jeder möge seine Schuld erkennen und versuchen, sie wieder gutzumachen! Was unter ihnen herrscht, ist antisozialer Egoismus, das Übel der Zeit. Sie sind ganz einfach die Repräsentanten einer gelddienerischen Epoche. Die Völker, die sich opfern, sterben für ein Ideal. Diejenigen aber, welche sie opfern, leben für Interessen. Wer kann heute den Krieg in vollem Laufe aufhalten? Wer kann die Wildheit bändigen? Sogar diejenigen nicht, welche ihn entfesselt haben, Dompteuren gleich, die wissen, daß sie verschlungen werden. Das Blut fließt, nun heißt es trinken! Sättige dich daran, Zivilisation! Lebe wohl, Europa, Königin des Denkens, Schützerin der Menschlichkeit! Du bist vom Wege abgeirrt, du schreitest über einen Kirchhof. Dort ist dein Platz, da lege dich nieder! — Und andere werden Führer der Welt sein!

*

Scheiden das bringt Grämen

Wilhelm Schwaner im „Volkserzieher": „Ist's nicht eine Schmach und Schande für uns, daß bei dem Empfangsbankett des englisch-amerikanischen Horchpostens in Berlin eben dieser Posten sich erdreistete, uns von den ‚verdienten' Blutmilliarden 37 000 ℳ anzubieten — die wir in hündischer Bedientenhaftigkeit annahmen!"

Unter den bekannten Freundschaftsbedingungen. Es war nicht Schuld der Freunde, daß sie die Freundschaft nicht weiter pflegen durften. „Küsset dir ein Lüftelein Wangen oder Hände, denke, daß es Seufzer sein, die ich zu dir sende." Gr.

*

Haben sie wirklich verlernt?

Die „Saale-Zeitung" berichtet aus Leopoldshall, daß anläßlich des russischen Weihnachtsfestes in der dortigen Kirche für die zahlreichen russischen Kriegsgefangenen ein Gottesdienst stattfand. Das mag ja noch angehen, obwohl sicher auf der Gegenseite die Kirchen unseren Gefangenen nicht zur Verfügung gestellt werden. Aber dann heißt es weiter: „Nach dem Orgelvorspiel ‚Stille Nacht, heilige Nacht' sangen die Russen stehend ein heimatliches Weihnachtslied. Mit Ansprachen des Geistlichen, Pastor Baumegger, wechselten alsdann Liedervorträge und Deklamationen der Angehörigen des Kindergottesdienstes, während der Kinderchor durch gesangliche Gaben die Feier verschönte."

Es ist denn doch ein starkes Stück, deutsche Kinder zur Feier des russischen Weihnachtsfestes aufzubieten. Nein, sie haben die Sentimentalität nicht verlernt. Zulernen tun sie allerdings aus allen Erfahrungen auch nichts. St.

*

Und grüß mich nicht unter den Linden

In Genf hat Gerard, der durchreisende amerikanische Botschafter, den Journalisten, die sich wegen der in Berlin verbliebenen Amerikaner besorgt zeigten, die Auskunft gegeben: „Man findet dort allerdings viele Inhaber amerikanischer Pässe, womit aber nicht gesagt ist, daß das auch authentische Amerikaner seien!"

Schade, daß man hierüber wohl nichts Näheres, außer dem, was man sich ja denken kann, wird erfahren dürfen!

*

Deutsches Kapital in den Vereinigten Staaten

Professor Dr. R. Jannasch schreibt im „Tag“:

„Zahlreiche Deutsche haben in der Union ausgedehnten Grundbesitz erworben. Es heißt auch, daß deutsche Fürsten durch Mittelspersonen dort einen Teil ihres Vermögens in solchem angelegt haben. Auch große deutsche Gesellschaften haben in Nordamerika ausgedehnte Landstrecken zu Kolonisationszwecken gekauft, insbesondere in der Nähe von Eisenbahnen, von denen sie eine mehr oder minder große Anzahl von Aktien besitzen. An Petroleum, Erz und anderen Vorkommen, sowie industriellen Werken ist deutsches Kapital beteiligt. Daß im Kriegsfalle derartig veranlagtes deutsches Eigentum der Beschlagnahme, Konfiskation, Verschleuderung oder sonstiger Entwertung ausgesetzt sein würde, darf als wahrscheinlich angenommen werden. Die nordamerikanische Politik dürfte sich als gelehrige Schülerin Englands erweisen, und ebenso viele neidische und habgierige Hände würden sich danach wie in England und dessen Kolonien ausstrecken. Deutsche Schiffe, für deutsche Rechnung lagernde Waren würden der Konfiskation und ihren Folgen verfallen. Ob durch Gegenmaßregeln wider amerikanisches Eigentum innerhalb des Machtbereichs Deutschlands und seiner Verbündeten der Ausgleich geschaffen werden könnte, erscheint zum mindesten zweifelhaft.“

Nichtsdestoweniger hält auch Jannasch den hemmungslosen U-Boot-Krieg auch und gerade im Hinblick auf Amerika für unbedingt geboten, schon weil er nicht zu vermeiden war; womit von Anfang an hätte gerechnet werden müssen.

*

Zur Salvarsanfrage

veröffentlicht der sozialdemokratische Abgeordnete Haenisch den untenstehenden Brief, den er an den preußischen Kultusminister gerichtet hat. Herr Haenisch legt auf den Abdruck dieses Briefes deshalb Gewicht, weil es der Minister versäumt hat, von dem materiellen Inhalt des Briefes — auf den es dem Absender in erster Linie ankam — in seiner Erklärung im Preußischen Abgeordnetenhause Notiz zu nehmen. Der Brief lautet:

Berlin, 3. März 17.

An S. Exzellenz den Herrn Kultusminister.

Exzellenz!

Gestatten Sie, daß ich noch einmal auf unsere vorgestrige Auseinandersetzung über Salvarsan zurückkomme. Ew. Exzellenz haben im Gegensatz zu meinen Angaben die Behauptung aufgestellt, daß kein einziger Salvarsantodesfall konstatiert worden sei. Ich zweifle natürlich nicht daran, daß Sie diese Behauptung durchaus im guten Glauben ausgesprochen haben. Aber Sie waren falsch unterrichtet. Zum Beweise erlaube ich mir, Ihnen hier das Werk: „Entwicklung und gegenwärtiger Stand der Arsentherapie der Syphilis mit besonderer Berücksichtigung des Salvarsan und des Neosalvarsan“ zu überreichen. Der Verfasser ist Viktor Mentberger, Assistent an der Universitätsklinik zu Straßburg. Professor A. Wolff, der Direktor dieser Klinik, hat dem Buche, das bei Gustav Fischer in Jena erschienen ist, ein Vorwort gegeben. In diesem Buche sind Hunderte von Salvarsan-Todesfällen allein aus den ersten Jahren der Existenz dieses Mittels eingehend beschrieben, die natürlich nur einen ganz geringen Prozentsatz der wirklich vorgekommenen Todesfälle dieser Art ausmachen. Die medizinische Fachliteratur der letzten Jahre enthält weitere Hunderte von solchen Todesfällen.

Da Sie im Abgeordnetenhause Ihre Behauptung, die mich zum Verbreiter von Unwahrheiten stempelte und auf die mir eine sachliche Entgegnung unmöglich gemacht wurde, mit der ganzen Autorität eines preußischen Ministers aufgestellt haben, so darf ich gewiß von Ihrer Loyalität erwarten: daß Sie von derselben Stelle aus so bald wie irgend möglich Ihre Angaben berichtigen ...

Mit dem Ausdruck ausgezeichneter Hochachtung

Konrad Haenisch.

*

Was bei uns möglich war

Mancherlei. So z. B., daß die Reichshauptstadt bis in die Mitte des Kriegsjahres 1915 hinein von einer englischen Gesellschaft, der Imperial Continental Gas Association in London, mit Gas versorgt wurde, bis man sich endlich dazu aufraffte, die Liquidation des in Deutschland befindlichen Vermögens dieser Gesellschaft zu verfügen.

Fast ein Jahrhundert, 91 Jahre lang, hat der brave Berliner Bürger zum höheren Ruhme des größeren Britanniens gesteuert. „Es wurde", bemerkte seinerzeit die „Vossische Zeitung", „seit Jahren als ein unleidlicher Zustand empfunden, daß in die Gasversorgung Berlins sich ein städtisches und ein fremdländisches privates Unternehmen teilen. Ganz abgesehen davon, daß jährlich Millionen Berliner Geldes nach London flossen, wurde manche Besserung auf dem Gebiete des Beleuchtungswesens gehemmt, da die Imperial Continental Gas Association, die auf ihre Privilegien pochte, nur das eine Ziel hatte, eine möglichst hohe Dividende für ihre meist in England wohnenden Aktionäre herauszuwirtschaften. Schon seit längerer Zeit schwebten zwischen der Stadt Berlin und der Englischen Gasgesellschaft Verhandlungen wegen Ankaufs; sie konnten jetzt selbstverständlich ohne Dazutun des Staates nicht zu Ende geführt werden. Nunmehr scheint (!) die über dieses britische Unternehmen verhängte Liquidation die Stadt Berlin um ein beträchtliches Stück näher ihrem Ziele gebracht zu haben, dessen baldige Erfüllung im Interesse des Gemeindewohls zu wünschen ist.

Am 21. April 1915 waren es 90 Jahre, daß der preußische Minister des Innern und der Polizei mit der Imperial Continental Gas Association, die sich seit einiger Zeit ‚Englische Gasgesellschaft' nennt, den Vertrag wegen Einführung der Gasbeleuchtung in den Straßen von Berlin abgeschlossen hat. Dreimal dreißig Jahre, dreimal die regelmäßige Verjährungsfrist ist darüber hingegangen, Millionen und Millionen deutschen Geldes — man spricht von mehr als einer Viertelmilliarde Mark — sind in die Taschen der englischen Aktionäre geflossen."

*

Eigenartige Berichterstattung

Bei der Beratung des Medizinalwesens in der Sitzung des Preußischen Abgeordnetenhauses vom 13. Februar hat der sozialdemokratische Abgeordnete Haenisch scharfe Kritik geübt am „Salvarsan-Optimismus" und der Art, wie der dagegen ankämpfende Berliner Polizeiarzt Dr. Dreuw aus seinem Amte gedrängt wurde. Das alles haben die Parlamentsberichte einer gewissen Blättergruppe, die nicht erst näher bezeichnet zu werden braucht, totgeschwiegen. Um so ausgiebiger verzeichnen sie nachher das von anderer Seite zugunsten des Salvarsans Vorgebrachte.

Ei ja, Parität, gleiches Recht für alle usw. sind sehr schön, solang man damit etwas — fordern kann. St.

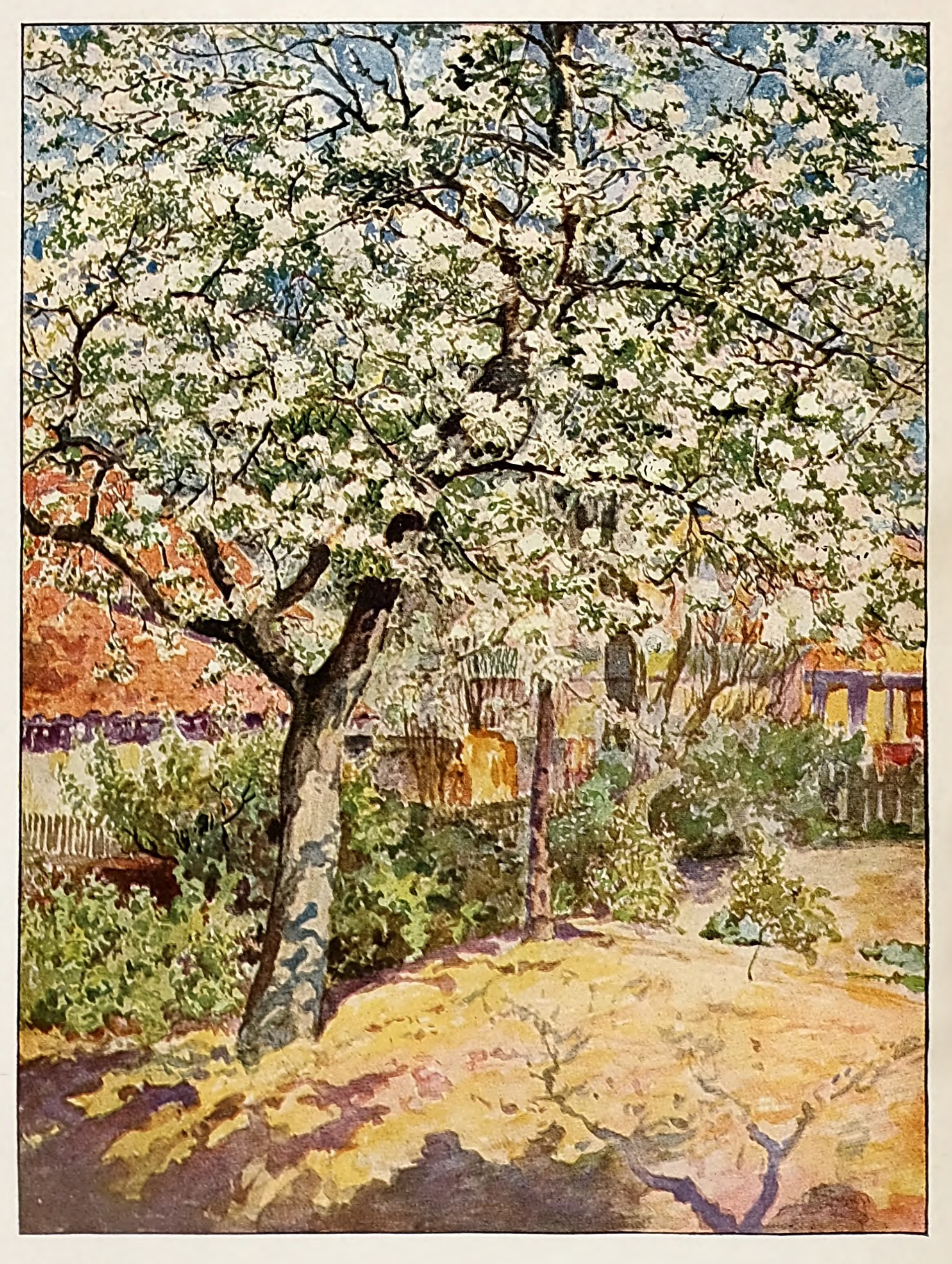
*

Deutscher Stolz?!

Die „Frankfurter Zeitung" eröffnet ihre Besprechung von Max Gorkis neuem Buche mit folgendem Satze: „Daß mitten im Krieg in Deutschland ein Buch eines russischen Autors erscheint, in seiner Ursprache, ein Buch, das in Rußland selber erst in einer Zeitschrift veröffentlicht werden konnte, das ist eines jener Paradoxa, auf die das Land der ‚Barbaren' stolz sein kann."

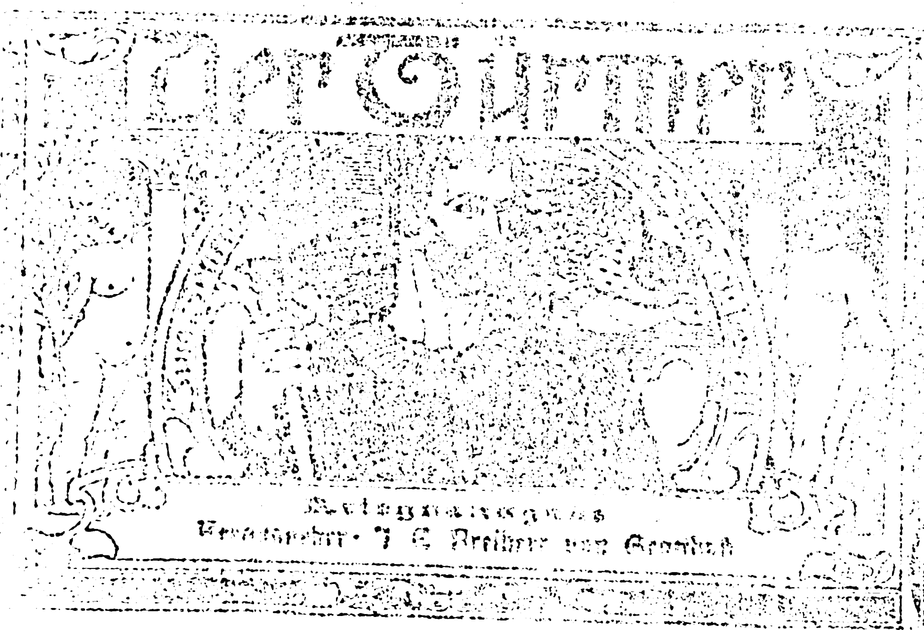
Warum sollen wir darauf stolz sein? Wo so mancher deutsche Künstler für sein Werk kein Unterkommen finden kann. — Nicht einmal darauf sind wir stolz, daß die „Frankfurter Zeitung" sechs Feuilletonspalten für die Besprechung dieses Werkes übrig hat, wo für das Bekanntmachen so manches echt deutschen Buches nicht einmal sechs Zeilen aufgebracht werden. St.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Baumblüte — A. König

Beilage zum Türmer



XIX. Jahrg. Zweites Aprilheft 1917 Heft 14

Zwei Botschafter und verschiedene Gedanken · Von J. E. Frhrn. v. Grotthuß

Graf Bernstorff, weiland unser Botschafter in den Vereinigten Staaten, ist nun glücklich zu den heimatlichen Penaten zurückgekehrt. Glücklich? — kann man eigentlich nicht sagen. So ergreifend der Großen Abschied war, so heiß sein Dank an seine amerikanischen [illegible], die ihn mit „Blumen und Geschenken" überschütteten — die Heim[illegible] [illegible] Zwischenfälle konstatieren. In Halifax wurde die Gräfin Bernstorff [illegible] [illegible]lichen Leibesuntersuchung unterzogen, die Prinzessin Hatzfeld [illegible] [illegible] auf die Füße untersucht, ihre Zehen wurden gezogen und gezerrt [illegible] für unrecht hielt; ihr wenige Monate altes Töchterlein aus den Wi[illegible] [illegible] nähere Einzelheiten, so wird in einem Bericht angedeutet, [illegible] [illegible] wiedergeben! Wie haarsträubend es aber hergegangen [illegible] [illegible] greller beleuchtet werden, als durch die Scham, deren [illegible] [illegible] englischen Offiziere bei diesen schmutzigen Niederträch[illegible] [illegible] [illegible] erhalten. Aber — Befehl aus London! Der [illegible] [illegible] Deutsche soll vor der ganzen Welt bloßgestellt, ent[illegible] [illegible], [illegible] kein Hund mehr ein Stück Brot von ihm [illegible] [illegible] und [illegible] die Hand leckt, die ihn gezüchtigt hat. Das [illegible] [illegible] unserer Gefangener an Farbige, die Ausp[illegible] [illegible] Farbige in [illegible] und so vieles, vieles andere.



A. König

Beilage zum Türmer



XIX. Jahrg. Zweites Aprilheft 1917 Heft 14

Zwei Botschafter und verschiedene Gedanken · Von J. E. Frhrn. v. Grotthuß

Graf Bernstorff, weiland unser Botschafter in den Vereinigten Staaten, ist nun glücklich zu den heimatlichen Penaten zurückgekehrt. Glücklich? — kann man eigentlich nicht sagen. So ergreifend des Grafen Abschied war, so heiß sein Dank an seine amerikanischen Freunde, die ihn mit „Blumen und Geschenken" überschütteten — die Heimreise ging nicht ohne Zwischenfälle vonstatten. In Halifax wurde die Gräfin Bernstorff einer schmachvollen Leibesuntersuchung unterzogen, die Prinzessin Hatzfeld eine Stunde lang bis auf die Füße untersucht, ihre Zehen wurden gezogen und gezerrt, weil man sie für unecht hielt; ihr wenige Monate altes Töchterlein aus den Windeln gerissen. Usw. Manche Einzelheiten, so wird in einem Bericht angedeutet, ließen sich überhaupt nicht wiedergeben! Wie haarsträubend es aber hergegangen sein muß, kann durch nichts greller beleuchtet werden, als durch die Scham, deren sogar die abgebrühten britischen Offiziere bei diesen schmutzigen Niederträchtigkeiten sich nicht erwehren konnten. Aber — Befehl aus London! Der Deutsche ist vogelfrei, der Deutsche soll vor der ganzen Welt bloßgestellt, entehrt, geschändet werden, so daß kein Hund mehr ein Stück Brot von ihm nimmt; bis er selbst Hund wird und die Hand leckt, die ihn gezüchtigt hat. Das selbe System, wie die Auslieferung deutscher Gefangener an Farbige, die Auspeitschung Deutscher durch Farbige in Afrika und so vieles, vieles andere.

Mit heißem Dank hat sich Graf Bernstorff von Amerika verabschiedet —: dies ist der Dank, der ihm von dem englischen Freunde und Bruder Amerikas erstattet ward. Aber auch ganz unmittelbar hat ihm Amerika gedankt, und zwar durch keinen Geringeren, als den Präsidenten, Herrn Wilson selbst. Die Agenten der deutschen Regierung, so erklärte Herr Wilson in Washington (11. März), hätten „Verschwörungen" in Amerika angezettelt, Graf Bernstorff sei selbst vor Mord- und Brandstiftungen nicht zurückgeschreckt, er habe Gelder verteilt, um Meuchelmörder zu dingen. Aber — die Regierung der Vereinigten Staaten habe fast alles, was aus der deutschen Botschaft herausging, gewußt und dementsprechend Vorsorge getroffen. Das ist ein bemerkenswertes Geständnis: der Präsident eines neutralen, mit uns bekanntlich in „altüberlieferter Freundschaft" lebenden Staates hat also unsere Botschaft unter polizeiliche Aufsicht gestellt, mit einem Heer von Geheimagenten, Spionen und Spitzeln umzingelt, so daß nichts (Herrn Wilsons übertriebenes Mißtrauen sagt „fast" nichts) aus ihr herauskommen konnte, was seine und selbstverständlich auch die brüderliche englische Regierung nicht erfahren hätte. Fällt damit nicht auch ein Schlaglicht auf den Verrat unserer Mexiko-Depesche? Aber, der mit Spitzelgeldern und Geheimagenten nur so um sich geworfen hat, der „Mord-" und „Brandstifter" ist — Graf Bernstorff! „Blumen und Geschenke"!

So der deutsche Botschafter in Amerika. Und der amerikanische Botschafter in Deutschland? Herrn Gerard wurde zu seiner Heimreise bereitwilligst ein Luxuszug zur Verfügung gestellt. Heimreise? Nun ja, einmal mußte er ja doch nach Hause, schon um seinen alten Freund Wilson zu umarmen und in einem zwanglosen Plauderstündchen mit ihm sich so recht gründlich vor Lachen auszuschütten — über wen und was wohl? Aber zuvor ging die Reise nach neutralen und feindlichen Staaten, um ihnen aus dem reichen Schatze seiner in Deutschland gesammelten vertraulichen Kenntnisse tüchtig einzuheizen oder, wo das nicht nötig war, wie bei Herrn Poincaré, nützliche Aufklärungen und Richtlinien zu geben.

Herr Gerard konnte sich das leisten. Denn was konnte und durfte Herr Gerard sich eigentlich in Deutschland nicht leisten? Um „in der Lage" zu sein, annähernd die Rolle zu kennzeichnen, die Herr Gerard samt seinem ganzen Botschaftskörper in Berlin während der zweieinhalb Kriegsjahre zu spielen verstanden hat, muß ich mich hier auf einen Aufsatz der „Deutschen Tageszeitung" vom 17. Februar d. J. (Nr. 88) berufen. „Dieser Botschaftskörper," heißt es dort, „von dem gesagt wurde, daß ihm auch englische Beamte noch immer angehörten oder nach Ausbruch des Krieges in ihn übernommen worden seien, hat eine deutschfeindliche Zentrale in jedem Sinne gebildet. Daß Gerard und seine Bekannten ihrer Gesinnung und ihren Zielen nach ganz auf der Seite unserer Feinde gestanden haben, ist zu notorisch, als daß nötig wäre, hier ausführlicher darüber zu reden. Wie schädlich aber die Nutznießungen und die Tätigkeit der amerikanischen Botschaft für das deutsche Interesse gewesen sind, darüber wird leider erst späterhin mit der erforderlichen Ausführlichkeit und Gründlichkeit gesprochen werden können. Die mannigfachsten Anzeichen ließen dauernd darauf schließen, daß der unkontrollierte Kabelverkehr der Botschaft und ferner ihr unkontrollierter Briefverkehr nach

den Vereinigten Staaten gleichzeitig einen unkontrollierten Verkehrsweg nach London, Paris usw. bedeuteten und bedeuten sollten. Im Laufe der Kriegsjahre hat man sich wiederholt die Frage vorlegen müssen, wie es eigentlich möglich gewesen sein könne, daß diese oder jene Nachricht und dieser oder jener Bericht plötzlich in der englischen Presse erschienen sei. Wir bezweifeln nicht, daß solche Dinge auch von deutschen Behörden als vollzogene Tatsachen festgestellt worden sind, und gewiß sehr häufig. Trotzdem aber blieb es dabei. Den Gipfel stellt vielleicht die Vorgeschichte der Gefangennahme und Hinrichtung Sir Roger Casements dar. Allem Anscheine nach hat man das Unternehmen, welches Casement an die irische Küste führte und seine Gefangennahme zur Folge hatte, in London rechtzeitig erfahren, und zwar über Washington. Der amerikanische Botschafter zu Berlin, Mr. Gerard, und sein Personal dürften also von der Hauptstadt des Deutschen Reiches aus den edlen Iren an den Strang geliefert haben. Wie viele wertvolle Nachrichten und dauernde Unterrichtungen unserer Feinde sonst denselben Weg genommen haben, läßt sich naturgemäß nicht feststellen, und ebensowenig, wie viele Berichte amerikanischer Journalisten in den geheiligten Postsäcken der amerikanischen Botschaft gereist sind. Man kann aber zusammenfassend sagen, daß die großbritannische Regierung, Admiralität und Heeresleitung den Wegzug der amerikanischen Botschaft aus Berlin als das Versiegen einer ebenso ergiebigen wie wichtigen Nachrichtenquelle empfinden wird. Das gleiche dürfte hinsichtlich der amerikanischen Journalisten gelten, die während des Krieges in Deutschland waren und eine Rolle gespielt haben, über deren in Deutschland anerkannte Bedeutung sie trotz ihres gewiß ohnehin stark ausgebildeten Selbstgefühls zunächst selbst erstaunt gewesen sein dürften. Eine Zusammenstellung der Berichte und Unterredungen amerikanischer Korrespondenten mit deutschen Persönlichkeiten würde in dieser und auch in anderen Beziehungen von größtem, wenn auch nicht erfreulichem Interesse sein; wobei noch der wichtige Unterschied zu machen wäre, daß die deutsche Öffentlichkeit oft nur einen Teil dieser Berichte und Unterredungen kennen lernen durfte, weil das Ganze nur für Auslandsohren als unschädlich oder gar nützlich erachtet wurde. Wir haben auch Fälle erlebt, wo amerikanische Korrespondenten durch den deutschen Funkendienst Nachrichten in die englische Presse bringen konnten, welche von Zwiespältigkeiten innerhalb der deutschen Regierung berichteten, und zwar in einem bestimmten Sinne, auf den hier nicht eingegangen werden soll.

Ja, die amerikanischen Journalisten sind große Männer in Deutschland gewesen und haben in manchen wichtigen Fragen einen viel größeren Einfluß ausgeübt, als wohl gemeinhin angenommen wird, und dieser Einfluß ist, von der Lage der Dinge aus betrachtet, die seit dem 1. Februar eingetreten ist, immer nachteilig, immer entnervend in Deutschland gewesen; ein Kapitel, an das man mit Gefühlen zurückdenken muß, welche zum Ausdrucke zu bringen jetzt nicht möglich ist.

Gerard ist in seinen immer häufigeren öffentlichen Äußerungen oft ungeschickt gewesen. Zuweilen hatte es den Anschein, als ob das fortgesetzte Nach-

geben des Deutschen Reiches den amerikanischen Drohungen und Forderungen gegenüber eine Art Cäsarenwahn in ihm hervorgerufen habe, ähnlich vielleicht wie bei Wilson. Beiden ist die Sperrgebieterklärung des 1. Februar ganz überraschend gekommen; glücklicherweise. Die (köstliche — nur für Feinschmecker! — Gr.) Gerardfeier hat wohl auch früher stattgefunden, als der Entschluß zum uneingeschränkten U-Boot-Kriege gefaßt worden war, das ist für die Beurteilung dieser Feier immerhin nicht ohne Interesse.

Sonst hat Mr. Gerard häufig Unterredungen erteilt und es auch an Beeinflussungsversuchen Deutschen gegenüber nicht fehlen lassen. Er war immer überzeugt, daß das Drohsystem dem Deutschen Reiche gegenüber sich niemals abnutzen werde, und hielt es unter diesem Gesichtspunkte natürgemäß für sehr viel besser als einen Krieg. Häufig verstand er es, sich mit einem hervorragenden Mangel an Takt öffentlich auszudrücken, und es ist wohl anzunehmen, daß er diese Eigenschaft auch in nicht öffentlichen Unterhaltungen ausgiebig geübt und betätigt hat.

Alles in allem: das Verschwinden des amerikanischen Botschafters aus Berlin ist nicht nur symbolisch eine Erleichterung, sondern bedeutet das Verschwinden einer militärisch und politisch ebenso gefährlichen wie schädlichen Zentralstelle aus der Hauptstadt des Deutschen Reiches. Nicht zum wenigsten infolge der Politik grundsätzlichen Nachgebens den Vereinigten Staaten gegenüber hat diese Botschaft eine große Rolle spielen können und mit allem Eifer gespielt. Man kann dem Himmel danken, daß sie fort ist!“

Nichts konnte schon beredter für die Tatsächlichkeit dieser Zustände sprechen, als die Stellung, die selbst die „Frankfurter Zeitung“ den „ungeheuerlichen Behauptungen“ gegenüber einzunehmen sich gedrungen fühlte. Die „Frankfurter Zeitung“ also, deren „Verbindungen“ ja ebenso bekannt sind, wie ihr „freundschaftliches“ Verhältnis zur „Deutschen Tageszeitung“, äußerte sich zu dem Fall am 20. Februar (Nr. 50) u. a. wie folgt: „Man muß fragen: Wie konnte es erlaubt werden, daß auf der amerikanischen Vertretung in Berlin englische Beamte während des Krieges beschäftigt waren? Wenn die deutschen Behörden nach der Angabe der ‚Tageszeitung‘ sehr häufig feststellen konnten, daß der amerikanische Botschafter seinen unkontrollierten Kabelverkehr zur Übermittlung von Nachrichten nach London und Paris benutzte, wie durfte es ‚trotzdem dabei bleiben‘? Am schwersten wiegt natürlich die Anklage, daß Herr Gerard den irischen Patrioten Casement von Berlin aus an die Engländer verraten und damit an den Strang geliefert habe. Uns scheint, daß es bei einer so ungeheuerlichen Behauptung nicht einfach stehen bleiben kann. Sie enthält außer der schweren Bezichtigung gegen Mr. Gerard auch eine sehr schwere gegen unbekannte Berliner Stellen, denn der Botschafter hätte ja überhaupt von dem ‚Unternehmen‘ gar nichts erfahren dürfen. Wenn dergleichen möglich wäre, so müßte es allerdings unserer Sache den größten Schaden tun.“

Es blieb aber bei den so „ungeheuerlichen Behauptungen“! Es ist nicht einmal der Versuch eines „Dementis“ unternommen worden. Auch die sonst

auf diesem Gebiete so rührige „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, die früher ihren Gerard unter besondere Obhut genommen hatte, vermochte kein Wort der Ableugnung zu finden. Dagegen werden immer weitere und immer „interessantere“ Einzelheiten aus dem — für das englisch-amerikanische Brüderpaar — so segensreichen Wirken dieses bei uns vor allen bevorzugten und gefeierten Herrn aus der Dunkelkammer eines von uns unkontrollierbaren, aber von feindlicher Seite aufs gewissenhafteste kontrollierten politischen Geheimbetriebs an das Licht der Öffentlichkeit gefördert. Dafür sorgen schon Deutsch-Amerikaner, die in amerikanische Verhältnisse wohl etwas tieferen Einblick haben als wir, und von denen man überhaupt, als es noch Zeit war, manche nützliche Unterrichtung und Belehrung hätte beziehen können. Aber — es hat nicht sollen sein. Im Gegenteil! — Durch die „Alldeutschen Blätter“ (Nr. 11) wird uns eine Veröffentlichung der vom deutsch-amerikanischen Weltbunde der Wahrheitsfreunde herausgegebenen Zeitschrift „Der Bindestrich“ (Nr. 4) vermittelt, die über Herrn Gerards Werdegang und deutsche Sendung, wie folgt, historisch und aktengemäß berichtet:

„Sein politischer Aufstieg ging von dem berüchtigten politischen Geheimbunde der Tammany Hall aus. Von 1908 bis 1911 wirkte er als beisitzender Richter des höchsten Gerichtshofes von Neuyork. Unterdessen war Herr Gerard durch seine Heirat mit der Tochter von Marcus Daly (einem Goldgräber, der mit großem Erfolge gegraben hatte) plötzlich zu Wohlstand gelangt. Der so gewonnene Reichtum ermöglichte es Herrn Gerard, große Summen in Bergwerksunternehmungen anzulegen. Zum Wahlfeldzuge Wilsons im Jahre 1912 hatte Gerard bedeutende Beträge beigesteuert und die ‚World‘ (damals die größte demokratische Zeitung Neuyorks) als erster Anwalt des Blattes wesentlich unterstützt. Aus Erkenntlichkeit für diese Dienste wollte der neugewählte Präsident Wilson im Jahre 1913 Herrn Gerard zum Botschafter in Mexiko ernennen. Aber Mexiko weigerte sich, Herrn Gerard als Persona grata anzuerkennen. Da Herrn Gerard so die ersehnte Ernennung zum Gesandten in Mexiko entgangen war, versuchte er als Botschafter nach Paris zu kommen. Aber auch hier wurden wiederum so zwingende Einwände erhoben, daß er sich schließlich mit dem ‚nüchternen‘ Botschafterposten in Berlin zufrieden geben mußte.

Gerard kam im Jahre 1913 nach Berlin. Damals wußte man in Deutschland wenig von den diplomatischen Fähigkeiten des neuen Botschafters. Alles, was Unterrichtete von ihm wußten, war, daß Gerard der auserkorene Nachfolger ausgezeichneter amerikanischer Diplomaten war. Man schloß daraus, daß der neue Vertreter der Vereinigten Staaten nicht nur ein Ehrenmann, sondern auch ein wirklicher Diplomat sein müsse. Es gab also keine kleine Überraschung, als man entdeckte, daß Herr Gerard, weit davon entfernt, ein Gelehrter zu sein, nie ein Buch oder auch nur eine politische Abhandlung geschrieben hatte, daß er nicht einmal die Anfangsgründe der deutschen und französischen Sprache beherrschte, ja, daß er selbst die im diplomatischen Verkehr üblichen Umgangsformen noch zu erlernen hatte. Man hoffte aber, daß dieser neue Vertreter der Wilsonschen ‚Hemdärmel-Diplomatie‘ durch Gradheit und Offenheit (!) ersetzen

würde, was ihm an gesellschaftlichen Fähigkeiten abging, und daß er, da er doch Richter war, in seiner neutralen Stellung Deutschland gegenüber sich gerecht erweisen würde.

Da brach der Weltkrieg aus und es kam die ‚Neutralitätserklärung' des Herrn Wilson. Bald nach Kriegsausbruch, als die ersten bösartigen Verleumdungen gegen Deutschland in gewissen gelben Zeitungen Amerikas, allen voran in der Neuyorker ‚World', vom Stapel gelassen wurden, kam es einigen besser unterrichteten Leuten in Deutschland zum ersten Male zum Bewußtsein, welche Bedeutung die nahe Beziehung Gerards zu jener Zeitung habe. Der Herausgeber der ‚World', Herr Ralph Pulitzer, weilte damals in der Berliner Botschaft als Gast, Mitarbeiter und intimer Freund Gerards. Nach Pulitzers Rückkehr nach Amerika im Herbst 1914 brachte seine Zeitung eine Reihe böswilliger Verleumdungen gegen Deutschland und den deutschen Kaiser. Die schlimmsten dieser verleumderischen Schmähungen erschienen in der ‚World' unter dem Namen — Ralph Pulitzer.

Während dieser Zeit erwarb sich der amerikanische Botschafter in Berlin eine nicht beneidenswerte diplomatische Berühmtheit in ganz Europa durch die seltsame Verwendung englischer Untertanen als Sekretäre und Schreiber auf der Botschaft, durch die Anstellung von Zeitungsschreibern als Kuriere und durch das auffallende Verschwinden von ungefähr 200 amerikanischen Pässen aus den Räumen der Botschaft. Es waren dies Paßformulare, die der Botschafter Gerard merkwürdigerweise in blanco unterzeichnet hatte. Eine Anzahl dieser vermißten amerikanischen Reisepässe tauchte später in den Händen englischer Agenten auf, die als Amerikaner während der Kriegszeit (!) in Deutschland reisten! Gerard — behauptete allerdings, daß diese von ihm unterschriebenen und durch das Botschaftssiegel beglaubigten Pässe aus dem Botschaftsgebäude am Wilhelmsplatz ‚gestohlen' worden seien. Später jedoch rühmte sich einer der Botschaftsattachés, Herr Kenny, ganz offen, daß er mehrere amerikanische Botschaftspässe an Engländer ausgehändigt habe, weil er mit England und dessen Krieg gegen Deutschland sympathisiere. (Und Herr Gerard selbst erklärte bekanntlich, kaum daß er die so gastlichen Gefilde Deutschlands verlassen und die Schweizer Grenze betreten hatte, mit nicht zu überbietender lachender Unverfrorenheit: Freilich tummelten sich in Deutschland mehr Inhaber amerikanischer Pässe als amerikanische Bürger! Gr.) Ein anderer Attaché, Hauptmann Wilson, wurde von der deutschen Polizei erwischt, als er einen amerikanischen Botschaftspaß an einen Engländer verkaufte. Dieser sonderbare amerikanische Attaché wurde dem Botschafter Gerard von den deutschen Behörden ausgeliefert, und man gestattete ihm, friedlich nach Amerika in seine Heimat zu reisen! Daß dieser Mann irgendwie bestraft wurde, davon ist in Deutschland nichts bekannt geworden. Während dieser ganzen Zeit erregte der amerikanische Botschafter in Berlin dadurch allgemeine Bestürzung unter den in Deutschland lebenden Amerikanern, daß er den meisten, mit denen er in Berührung kam, den Rat erteilte, unverzüglich Deutschland zu verlassen.

In vielen Fällen riet er seinen erschreckten Landsleuten zu solcher Eile, daß sie ihr Gepäck zurückließen. In anderen Fällen weigerte sich Gerard, die ablaufenden Pässe amerikanischer Bürger zum weiteren Aufenthalt in Deutschland zu verlängern mit der Begründung, es sei besser, daß alle Amerikaner Deutschland verließen. — In einigen Fällen von internationalen Eheschließungen während des Krieges, deren gesetzliche Formalitäten auf der Botschaft in Berlin erfüllt werden müssen, brachte Herr Gerard es vor dem standesamtlichen Akte über sich, die amerikanischen Bräute zu schelten und ihnen Vorwürfe über ihren ‚Mangel an Vaterlandsliebe' zu machen, den sie durch die Heirat mit einem Deutschen bewiesen ..."

In welchem Sinne Herr Gerard seine Sendung als Botschafter der Vereinigten Staaten in Berlin auffaßte und betrieb, das war auch in nur leidlich unterrichteten deutschen Kreisen schon lange vor seiner Geschäftsabreise kein Geheimnis mehr. Daß die amerikanische Botschaft in der deutschen Reichshauptstadt wesentlich nichts anderes war, als — wie unbeanstandet berichtet wurde — ein tadellos arbeitendes Spionagebureau, wußte man ebenso gut, wie man die geschichtliche Tatsache der angeblich „gestohlenen" 200 amerikanischen Pässe und so manche andere Einzelheiten kannte. Aber — was sollte man tun? Etwa die Öffentlichkeit aufrufen? Dem waren (als es noch Zeit war) eiserne Riegel vorgeschoben, denn es wäre Unzartheit gegen Amerika gewesen, hätte den tüchtigen Wilson vielleicht zu einem neuen einseitigen Boxergang reizen können, und — wer weiß, ob Herr Wilson nicht just wieder einmal im Begriff war, „Schulter an Schulter mit dem Deutschen Reiche" — „Freiheit der Meere" — usw. Also: Michel, steck' den Degen ein, schlaf, mein guter Junge, zieh dir das Federbett über die Langohren und träume süß. Wenn aber schon böse Träume dich quälen sollten, — Hindenburg und die Feldgrauen werden die Sache schon machen. So konnte Herr Gerard dreist und gar nicht fürchtig sein Handwerk weiter betreiben. Aber eigentümliche Gefühle beschlichen einen doch, wenn man in allen öffentlichen Räumen, in allen Eisenbahnwagen, Gasthäusern usw. die groß- und fettgedruckten Anschläge las: „Vorsicht bei Gesprächen! Spionengefahr!" — dabei sich aber zu Gemüte führen mußte, daß ein Netz von englischen Spionen über ganz Deutschland gezogen war; daß diese Spione ungefährdet und unantastbar ihrem Berufe nachgehen durften, weil sie — amerikanische Pässe hatten und unter dem geheiligten Schutz der amerikanischen Botschaft standen. — Wehe dem Deutschen, der es wagte, diesem Gentleman Gerard auf die Hühneraugen zu treten! Dafür gibt's Tatsachen, Beweise, an denen nicht zu rütteln ist, die man wohlweislich nicht erst heraufbeschwören sollte. Denn sie sind — nicht unbekannt, und es ist dafür gesorgt, daß sie nicht in — Vormundschaft genommen werden können. — Bis dann endlich mit den befreienden Männern die befreiende Tat kam und der Kaiser sein erlösendes Machtwort sprach. Aber wenn der Teufel auch abfährt, so tut er das gewohnheitsmäßig doch nie, ohne einen gewissen typischen Gestank zu hinterlassen. Heute stößt man denn auch in den Textseiten der Zeitungen auf die umrandete großgedruckte Warnung: „Deutsche! Achtet auf Personen, die euch über militärische und wirtschaftliche Angelegenheiten ausfragen! Spionen-

gefahr größer denn je!" Nachlaß der Firma Wilson-Gerard & Cie. (Neuyork, London, Paris, Sitz in Berlin)?

Frankreich hat sich diesen Gerard mit aller Entschiedenheit vom Leibe gehalten, selbst Mexiko konnte ihn nicht riechen — für Deutschland war er gut genug. Was sage ich — gut genug? Nein, ein Mann, der sich der Vorrechte fast eines gekrönten Herrschers erfreuen, der sich über staatliches und zwischenstaatliches Gesetz und Recht hinwegsetzen durfte. Hat er doch unbeanstandet in der deutschen Reichshauptstadt einen deutschen Reichsangehörigen mit dem Verbrechen der Brandstiftung erpresserisch bedrohen dürfen! Aber sehen wir einmal von dieser in Deutschland so erfolgverheißenden persönlichen Veranlagung ganz ab, — konnte man bei einigem biologisch-psychologischen Tatsachensinn von dem englisch-französischen Mischling Gerard erwarten, daß er seine angeborenen englisch-französischen Neigungen dem Zauber bierehrlicher deutscher Gemütlichkeit unterwerfen werde? —

Und nun wieder — der deutsche Botschafter, Graf Bernstorff. Das ist ein viel einfacherer Fall, ein erfreulich einfacher Fall, insofern er zu seiner Ergründung so gar keine Ansprüche an geistige Überanstrengung stellt, so unverwickelt, so klar liegt, daß ihm jeder sofort auf den Grund sehen und sich der Zuversicht getrösten kann: hier droht dir nichts Böses, beobachtet dich kein mißtrauisches Auge, umgarnt dich keine List — „Du bist wie eine Blume ..." Trotz aller trüben Erfahrungen, trotz kaiserlicher Entscheidung, ist Graf Bernstorff heute noch der felsenfesten Überzeugung, daß die einzig richtige deutsche Politik die bisher betriebene sei. Trotz Weltkrieg, weist er in einem Gespräch mit dem Leiter des „Hamburger Fremdenblattes", Herrn von Eckart, die Unterstellung zurück, als habe die deutsche Diplomatie und Politik sich jemals unterfangen, mittel- und südamerikanische Staaten im deutschen Interesse und gegen das Interesse der Vereinigten Staaten zu beeinflussen. Welche Verleumdung, welche Zumutung! Umgekehrt: „In ganz Mittel- und Südamerika, insbesondere auch in Mexiko (Graf Bernstorff könnte heute an erster Stelle — China nennen), haben wir stets ausschließlich wirtschaftliche Ziele verfolgt und selbst die Pflege der großen wirtschaftlichen Interessen, die wir in allen diesen Ländern besitzen, haben wir zuweilen bewußt hintangesetzt, um die Empfindlichkeit der Vereinigten Staaten zu schonen. Selbst in dem Augenblick, wo die deutsche Regierung den Entschluß faßte, den uneingeschränkten U-Boot-Krieg zu beginnen, und wo sie nach der bisherigen Haltung der amerikanischen Regierung mit der Verwirklichung der wiederholten amerikanischen Kriegsdrohung rechnen mußte, hat ihr als wichtigstes politisches Ziel die Aufrechterhaltung der Neutralität der Vereinigten Staaten vorgeschwebt."

„Vorgeschwebt" ist gut, ja erschöpfend gesagt, — ich wenigstens wüßte keinen bildhafteren Ausdruck. Denn in der Tat konnte es sich bei der „Neutralität" der Union nur um ein „Vorschweben", ein Schweben in der Luft, also ein mehr oder weniger wohlriechendes Luftgebilde handeln. Mit welchen physikalischen Mitteln aber ein solches Gebilde „aufrechterhalten" werden kann, darüber hat uns Graf Bernstorff leider nichts verraten, obwohl er doch sonst kein Freund von Heimlichkeiten ist. Be-

merkenswert ist das Lob, das Graf Bernstorff der deutschen Politik dafür zollt, „daß wir große wirtschaftliche Interessen bewußt hintangesetzt haben, um die Empfindlichkeit der Vereinigten Staaten zu schonen". Bemerkenswert vom Standpunkt des Grafen Bernstorff, der als Trumpf unserer Politik ausspielt, daß wir „stets ausschließlich wirtschaftliche Ziele" in fremden Ländern verfolgten. Wären wir auf erreichbare politische Errungenschaften ausgegangen, sei es auch nur, um entsprechende Macht- und Druckmittel zu unserem Schutze in der Hand zu haben, dann durften wir schon einmal auch „große wirtschaftliche Interessen bewußt hintansetzen". Aber „auf Grund" der Hoffnung, die Dankbarkeit der auf unsere Kosten Geschonten würde uns dermaleinst für alle Opfer herrlich belohnen —? Darüber ist nach den handgreiflichen Belehrungen dieses Krieges kaum noch ernsthaft zu reden. Es bedurfte nicht einmal dieser blutigen Lektion; das wußten viele Leute schon lange vorher, wenn sie auch nicht immer zu den Berufenen (Diplomaten und sonstigen Staatsmännern) sich zählen durften.

Aber Graf Bernstorff behauptet in der Tat nicht zuviel, wenn er sagt, wir hätten in fremden Staaten „stets und ausschließlich wirtschaftliche Ziele verfolgt". Leider, leider! Das hat uns ja gerade die Feindschaft der anderen — „erworben". Diese Rastlosigkeit des Erwerbslebens haben eigentlich wir doch erst in die Welt hineingedampft. Der Franzose zog sich im besten Alter als kleiner Rentner ins Privatleben zurück, der Engländer lebte, wenn nicht politisch-exotischen Abenteuern, seinem ruhigen Geschäft, mehr noch seinen Liebhabereien, seinem Sport, seinem Klub, — da kamen wir als die Hechte im Karpfenteich und scheuchten durch unsere unheimliche Rührigkeit und Geschäftigkeit alles andere Getier auf. Vielleicht lag das im Plane der Vorsehung, vielleicht mußte es sein, aber weniger wäre mehr gewesen und der scheinbar längere Weg der kürzere. Wo ist denn nun unser „Geschäft"? Darüber werden uns die Augen erst nach dem Kriege ganz aufgehen. Heute machen wir ja auch „Geschäfte" — und was für welche! — saugen wir einander, der Bruder dem Bruder, das Herzblut aus. Die psychologische politische Auswirkung bei den anderen aber war, daß die an ihre Gemächlichkeit Gewöhnten schon darum uns bitterböse wurden, weil sie in uns tatsächlich die Ruhestörer sahen, eben den nicht immer ihre edelsten Teile aufsuchenden Beunruhigungsbazillus, der sie aus ihrer Behaglichkeit aufstörte und sie zu Leistungen, zu Anstrengungen nötigte, die für sie unerhörte waren, die sie aber dennoch stöhnend und knirschend auf sich nehmen mußten, um nicht von unserer rastlos geilenden Geschäftsgier aufgefressen zu werden. Erblich belastet mit dem Rufe des politisch unreifsten, unmündigsten, sich jeder inneren Gewalt fügsamst beugenden Volkes, gingen wir nach außen mit der ganzen naiven Unbedachtsamkeit und Selbstgefälligkeit des Glückspilzes, des von seiner Überlegenheit innig durchdrungenen Emporkömmlings vor, dem es, weil er nun einmal strebsamer und von mancherlei Günsten getragen war, nie fehlen könne. „Was geht uns auswärtige Politik an! Wir wollen ja nichts Politisches von den anderen! Unserethalben können sie tun und lassen, behalten und nehmen, was sie wollen — wenn wir nur unser Geschäft mit ihnen machen, und das machen wir ohne alle Politik, weil wir friedlich sind. Und weil wir friedlich sind und die anderen

das auch wissen, gibt's auch keinen Krieg." Schließlich bewilligte man ja — mit Hängen und Würgen — für Heer und Flotte, weil man immerhin doch „nicht wissen" konnte, und weil „die Regierung" das besser wissen mußte, und weil man auch ungern — „oben" anstoßen wollte, zumal wenn man ein summarisches Händedrückchen von einem Minister empfangen hatte oder das Knopfloch sehnsüchtig nach dem Vöglein auslugte, das geflogen kommen und sich niedersetzen sollte.

Gestehen wir's nur und gerade in dieser grausam ernsten Schicksalsstunde, wenn wir uns nicht selbst das Gericht sprechen wollen —: wir waren überwiegend ein Streber- und Händlervolk geworden; wir sind's überwiegend wahrscheinlich auch heute — die ungeheuerliche gegenseitige Bewucherungswut wäre sonst undenkbar. Wir werden zum reinen Händlervolk werden, dann aber auch in Schimpf und Schande untergehen, wenn wir nicht große, ganz große Teile unseres Volkstums wieder der bräutlichen, ewig verjüngenden Ackerscholle antrauen. Dazu brauchen wir Land, Land und abermals Land! Nicht in fernen Erdteilen — das ist eine Sorge, aber nicht die nächste —, sondern die nächste für unser Fortleben als geeintes, freies, großes Volk ist die Sorge um Land an unseren Grenzen. Der Staatsmann, den wir heute brauchten, würde alles daran setzen, Rußland zu einem Abkommen zu bringen, das uns so viel Land in die feste Hand gäbe, wie viel wir brauchen, wogegen wir mit dem rückhaltlosen Einsatze unserer gesamten Macht Rußland zur Befriedigung anderer, uns und unsere Bundesgenossen nicht verletzender Wünsche verhülfen.

Wohin man mit einer Politik des schwankenden, „doppelten Bodens" oder gar des Sichsetzens zwischen sämtliche dargebotene Stühle getrieben wird, das sollte ein Volk doch begriffen haben, aus dessen Haut sich die anderen Riemen schneiden, um es damit zu peitschen. Wir werden in diesem Kriege ganz bestimmt nicht die Erfüllung aller unserer Wünsche in den sicheren Hafen bringen, darum müssen wir an das größte Ziel, das für uns und unsere Zukunft größte, gelangen. Und wir dürfen uns in diesem Rennen auch nicht durch irgendwelche unvorhergesehenen vermeintlichen Hindernisse beirren lassen. Die Revolutionsflut in Rußland kann und sollte, in welchem Bette sie immer auch verebben mag, uns nur zum Besten dienen. Je mehr Kräfte aus Starrheit gelöst sind, je mehr lockende Möglichkeiten für den Wägenden und Wagenden. Einem Nikolai Nikolajewitsch können wir ebenso nützlich sein, wie irgend einem anderen Gewalthaber, und sei's ein sozialistisches oder liberales, russisches Regiment. Es ist nicht unsere Sorge; auch das kann heute unsere Sorge nicht sein, ob das eine das andere überlebt oder umgekehrt. Die Politik, hat uns Bismarck, der politische Überdogmatiker, gelehrt, wählt und handelt von Fall zu Fall und fragt auch nicht, von welchem Lieferanten sie ihren Bedarf beziehen soll. — Ich gestehe ganz offen: ich gäbe unsere ganzen überseeischen Kolonien hin für soviel Land und Sicherheiten an unsern Grenzen, wieviel wir Land und Sicherheiten brauchen. Dann würden wir — früher als wir's ahnen — auch so viel überseeische Kolonien haben, wie wir brauchen. Und am Ende wäre das vielleicht auch der kürzeste, weil geradeste Weg, um mit — England Schluß zu machen, nachdem wir ihm zuvor tüchtig das Bad geheizt haben. Nur das Huhn scheut

vor dem Kreidestrich. Die dümmsten Hühner sind aber, die sich ihrer innerpolitischen Verkalkungen in der Völkerpolitik entledigen wollen. Sie verwechseln die freien Weiten der Welt mit ihrem Hühnerstall . . .

Solche Ziele zu erreichen, gehört freilich auch ein zieldurchdrungener, eiserner, tatbereiter Wille, eine kühl abmessende, dann aber — im rechten Augenblick — zäh festhaltende, heiß schmiedende Staatskunst. Wir könnten sie haben — weiter läßt sich heute nichts darüber sagen. Vielleicht das Eine nur: es gibt Männer und Möglichkeiten —. Aber — bei aller persönlichen Hochachtung: dergleichen ist Diplomaten und Staatskünstlern von der Richtung des Grafen Bernstorff nicht zuzumuten. Den vielverschlungenen, nur bei uns gangbaren und dankbaren, sonst von jedem Liebhaber-Detektiv mühelos zu ermittelnden Schleichwegen eines Herrn Gerard können und wollen wir selbstverständlich nicht folgen. Aber auf der einen Seite alle nur erdenkbaren Hinterhältigkeiten, Listen und auch staatsmännisch klare Einsichten; auf der anderen ein zu grundsichtiges, vielleicht etwas eingefrorenes, vielleicht in Wilson-Klingsors Zauberschloß etwas amerikanisch angegriffenes Gralsrittertum — das ist denn doch ein Kampf mit zu ungleichen Waffen, mit allzu ungleichen. Es geht wirklich nicht länger, daß „Hindenburg und die Feldgrauen“ nun auch alles „machen“ sollen. Dazu sind sie uns schon viel zu schade. Einige Unterstützung, nicht Erschwerung von anderen Seiten dürfen sie bescheidener Weise schon verlangen. Wer seiner Aufgabe nicht gewachsen ist — und darüber entscheidet nach zweieinhalb Kriegsjahren am Ende doch wohl der Erfolg —, der opfere doch, wenn er's wirklich so treu und minnig mit dem Vaterlande meint, wenn er wirklich dem Vaterlande opfern will, ohne noch weiteres Zureden abzuwarten, seinen Platz anderen. Solches Opfer würde dem Opfernden von einer dankerfüllten Mit- und Nachwelt vielleicht als die größte, die schönste Tat seines Lebens gepriesen werden, den Lorbeer unsterblichen Ruhmes um seine Schläfen winden.



Quartier · Von Otto Doderer

Sind nicht die Häuser mehr als Steingebäude,
Gehäuse nicht, in die wir uns verbergen
Und vor der Eitelkeit der Leute
Die liebsten Heimlichkeiten bergen?

Ist nicht ein Schicksal noch in diesen Mauern,
An dem wir keinen Erb- und Anteil haben,
Nachhall von alten Stimmungsschauern
In jeden Gegenstand vergraben?

Das Vaterunser vor dem Mittagsmahl?
Die Sagen einer Muhme am Kamin?
Heimkehr und Trennung, Scherz und Qual?
Wem blüht im Garten der Jasmin?

Zerbrochen sind die Schränke und die Fenster.
Bei meinen Waffen sind mir Kinderspiel,
Tanzschuh und Schleier wie Gespenster,
Mir Eindringling in dies Asyl.



Die schwedische Margret

Eine Kriegs- und Hexengeschichte aus Nordschleswig

Von Erich Schlaikjer

(Fortsetzung)

Jasper Grobian war Besitzer einer Gastwirtschaft im Norderteil der Stadt und betrieb nebenher einen beträchtlichen Pferdehandel. Er liebte es, auf seine harten Silbertaler zu pochen und alle Welt brutal anzufahren. In seinem Charakter lag ein gewalttätiger Zug, der ihn mehr als einmal zu rohen Handlungen geführt hatte. Eben darum war ihm sein Beiname geworden.

Nun geschah es einmal, daß ein Pferd krank wurde, während Jasper in Geschäften in ein benachbartes Dorf gefahren war. Seine Frau stand eine Heidenangst aus, weil sich seine Brutalität in solchen Fällen immer gegen sie zu entladen pflegte. Sollte die schwedische Margret nicht helfen können? Sie wußte zwar, daß Jasper an den Hexenkram nicht glaubte, aber er wurde erst am Abend zurückerwartet. Die Margret war in der Stadt gesehen worden und mußte also aufzutreiben sein. Es gelang auch, ihr eine Nachricht zukommen zu lassen.

Nun wollte aber das Unglück, daß Jasper bereits am Nachmittag zurückkam. Er hatte den Bauern, den er suchte, nicht anwesend gefunden und war darum von vorneherein in der denkbar schlechtesten Laune. Durch die Krankheit des Pferdes wurde sie selbstverständlich auch nicht besser. In diese Situation kam Margret hinein.

Jasper war grade im Begriff, ein Pferdegeschirr einzufetten, das er an der Stalltür aufgehängt hatte, als sie in ihrer stillen Weise den Hof hinunterkam.

Er traute seinen Augen nicht. Hatte er nicht Unglück genug? Sollte sich nun auch noch dieses verfluchte Weib einschleichen und dem Vieh noch mehr Krankheit anhexen? Das Blut stieg ihm so heftig zu Kopf, daß es ihm vor den Augen flimmerte.

„Was hast du hier zu suchen? Ich lasse dich mit der Polizei herausbringen", schrie er sie an.

„Ich bin gerufen worden."

„Das lügst du! Frauenzimmer wie du werden nicht in mein Haus gerufen."

„Dann bin ich ohne dein Wissen gerufen worden."

„Der Teufel hat dich gerufen und niemand anders."

„Ich sollte deinem kranken Pferd helfen und bin gern gekommen. Warum beschimpfst du mich?"

„Ich kenne Euren Zauberkram. Erst macht Ihr das Vieh krank, und nachher laßt Ihr Euch dafür bezahlen, daß Ihr es wieder gesund macht."

„Ich habe deinen Stall ja nie betreten."

„Das sollst du auch heute nicht. In zwei Minuten bist du vom Hof. Sonst werde ich dir Beine machen."

„Ich gehe schon ganz von selber, Jasper Grobian."

Die Anspielung, die in seinem Beinamen lag, reizte ihn.

„Von selber? Mir scheint doch, daß du Hilfe brauchst. Ich werde den Hund auf dich hetzen."

„Das wirst du nicht tun."

„Warum nicht?"

„Weil du dich schämen müßtest."

„Schämen? Vor einer hergelaufenen Landstreicherin vielleicht? Vor einem Frauenzimmer, das im Spukhaus wohnt? Ich werde dir zeigen, wie ich mit deinesgleichen umspringe."

Er ging auf die Hundehütte los, wo eine bissige Bulldogge bereits wie rasend an der Kette zerrte. Der Hund geiferte vor Wut, als Jasper mit ihm zurückkam, und selbst seine starken Fäuste vermochten ihn kaum zu halten.

Margret stand unbeweglich und wie zu Stein erstarrt.

„Na, was meinst du?" höhnte Jasper. „Jetzt fällt er dich an und bringt dir das Laufen bei."

Er machte Miene, den Hund loszulassen. Da aber richtete sich die schwedische Margret jäh auf und stand emporgereckt da, wie eine Prophetin aus alten Zeiten. Ihre klaren grauen Augen waren geisterhaft aufgerissen und starrten ihn an.

„Nimm dich in acht, Jasper", schrie sie, daß es schaurig durch den Hof gellte. „Nimm dich in acht vor schlechten Dingen! Heute abend noch stehst du vor dem ewigen Gott."

Jaspers starker Körper begann zu schlottern, und der Hund duckte sich und winselte nach seiner Hütte.

Margret ging still und ruhig fort.

Am selben Abend aber starb Jasper Grobian.

„Gehirnschlag", sagte der Arzt.

„Die Margret hat ihn mit ihrem bösen Blick getötet", sagten die Leute.

Von dem Augenblick an stand es fest, daß die Bewohnerin des Spukhauses mit Dämonen im Bunde sei. Man wich ihr aus, wo sie sich blicken ließ. Wer konnte wissen, was einem eine derartige Person antun konnte? Wenn sie einer Mutter mit ihrem Kind über den Weg kam, befiel die Mutter ein leichtes Zittern, und sie drückte ihr Kind fester an sich. Zu offenen Beleidigungen und Beschimpfungen kam es freilich nicht. Jasper Grobians Schicksal mahnte zur Vorsicht. Furcht und Grauen aber schlichen heimlich durch die Stadt. Die Volksleidenschaften sammelten sich zu einem schweren Unwetter. Bald sollte es zum Ausbruch kommen.

An einem Vormittag im Juni erschien Margret im Polizeizimmer auf dem Rathaus und gab folgende Erklärung ab: „In der dritten Nacht von heute an wird unten am Hafen ein furchtbares Feuer ausbrechen. Die großen Holzlager und beide Werften werden in Flammen aufgehen. An der Richtung der Flammen sehe ich, daß der Wind aus Nordost kommt. Die ganze Hafenstraße ist schwer bedroht. Ich möchte, daß die Leute gewarnt würden."

„Nu brat mir einer 'n Storch", sagte der Sekretär. Er pflegte diesen Wunsch bei starken Gemütsbewegungen immer zu äußern.

„Haben Sie in Erfahrung gebracht, daß jemand das Holz da unten anstecken will?" fragte der Polizeisergeant, der an einem Nebentisch saß.

„Nein."

„Ist Ihnen der Verdacht gekommen, daß jemand mit solchen Gedanken umgehen könnte? Das Holz ist ja grade jetzt schön trocken."

„Nein."

„Woher wissen Sie denn, daß es brennen wird?"

„Als ich gestern um die Vesperstunde in meinem Garten stand, sah ich das Flammenmeer vor mir."

„Wenn Sie vom Spukhaus nach der Schiffsbrücke sehen können, haben Sie ungewöhnlich gute Augen", ironisierte der Sekretär.

„Gott hat mir und uns allen die Augen gegeben."

Ein junger Schreiberlehrling ließ die Augen vom Papier ins Zimmer spähen. Er untersuchte, ob man nicht vielleicht ordentlich losprusten könnte. Der Polizeisergeant aber erhob sich so würdevoll und knöpfte einige Knöpfe seines Uniformrocks so feierlich zu, daß er sofort wieder aufs Papier blickte und angestrengte Tätigkeit heuchelte.

„Meine liebe Frau," sagte der Sergeant, „wir befassen uns hier nur mit bestimmten Namen und bestimmten Tatsachen. Wer zu uns kommt, muß seine Papiere in Ordnung haben. Mit Zaubergeschichten und Hexenkram geben wir uns nicht ab."

„Ich wollte nur, daß die Leute gewarnt werden sollten", sagte Margret. Dann ging sie still und bedrückt weg.

„Das ist die verrückteste Meldung, die ich jemals angenommen habe", sagte der Sekretär, als sie gegangen war. „Was machen wir nun damit?"

„Gar nichts", erklärte der Sergeant mit unerschütterlichem Gleichmut. „Wir können uns doch nicht durch solchen Klönkram lächerlich machen. Wenn die Geschichte nachher nicht stimmt, werden wir bis an unser Lebensende die Witze nicht los."

„Sehen Sie, das ist auch meine Meinung", gab der Sekretär zurück, und damit war die Sache erledigt.

In der dritten Nacht aber kam es zu einer Brandkatastrophe, wie sie im nordschleswigschen Landesteil noch nie eine Stadt heimgesucht hatte. In beiden Werften und in den riesigen Holzlagern der Schiffsbrücke brach das Feuer gleichzeitig aus. Bevor noch die kleinstädtische Feuerwehr irgend etwas von Bedeutung hatte unternehmen können, war der ganze Hafen in Qualm und Feuer eingehüllt. Ein starker Wind pfiff von Nordost über das Meer herein und trieb die Flammen auf die alten Giebelhäuser der Hafengasse zu. Die ganze Stadt war bedroht, und das Zittern der Furcht ging durch alle Herzen.

Die Sturmglocken heulten die Not in das Land hinaus. Aus den umliegenden Dörfern rasselten die Spritzen von allen Seiten in die Stadt. In allen Häusern war man wach. Die Straße war schwarz von aufgeregten und schreienden und weinenden Menschen. Einige Leute verloren völlig den Verstand. Sie schrien den Bürgermeister an, daß er an allem schuld sei und ins Zuchthaus müsse. Andere wieder wollten die Kirche öffnen und sich vor Gott auf die Knie werfen. Von Flensburg kam eine telegraphisch gerufene Dampfspritze. Aber auch sie machte vor der rasenden Gewalt der Flammen einen kläglichen Eindruck. Drei Häuser der

Hafengasse waren bereits bis auf den Grund niedergebrannt. Zwei andere standen in Flammen. Immer schrecklicher wälzte sich das Feuer in die eigentliche Stadt hinein. Wie sollte das enden?

Dann aber erhörte der Himmel die heißen Gebete, die in dieser Nacht zu ihm hinaufgesandt wurden. Der Wind sprang nach Westen um und trieb die Flammen auf das Meer hinaus. Die Schiffe, die im Hafen lagen, mußten schleunigst die Anker lichten und in See stechen. Die Stadt war gerettet.

In der ersten Zeit war man allgemein von den furchtbaren Stunden so ermattet, daß man nicht zu denken vermochte. Man tat mechanisch seine Arbeit, aber es lag einem wie Blei in allen Gliedern, und die Frauen weinten still vor sich hin. Ohne äußeren Anlaß. Nur weil der ausgestandene Schreck ihre Seele immer noch nicht loslassen wollte.

Dann aber wurde die Meldung der schwedischen Margret bekannt, und wie ein jäher Ruck ging es durch die Bevölkerung der ganzen Stadt. Da hatte man endlich den Grund! Sie hatte nicht umsonst gewußt, daß das Unglück kommen würde. Wie konnte sie das wissen, wenn sie mit der Sache nicht in irgendeinem Zusammenhang stand? Jasper Grobian hatte bereits daran glauben müssen. Und wie stand es mit den andern Leuten, denen sie den Tod vorhergesagt hatte? Ja, das wußte kein Mensch, aber man durfte ja wohl seine besondere Meinung haben. Soviel stand jedenfalls fest: das Weib war eine Hexe, und Hexen hatten noch von jeher Böses getan. Wie konnte die Obrigkeit dulden, daß diese fremde Person noch im Lande blieb? Warum wurde sie nicht per Schub über die Grenze gebracht? War das entsetzliche Unglück unten am Hafen etwa nicht genug? Sollte die ganze Stadt erst in Rauch und Flammen aufgehen, ehe die Polizei eingriff? Alle dunklen Gerüchte wurden wieder wach. Alles, was mit dem Spukhaus in Verbindung stand, verwuchs mit der schwedischen Margret. Der blindeste Aberglaube wagte sich hervor. Die verhaltene Wut fing an, die Gesichter zu verzerren und nach Rache zu schreien.

Gerade um diese Zeit kam der neue Bürgerschullehrer Tamke von einem Dorf in Angeln in die Stadt. Es war ihm zuerst, als sei er in eine Gesellschaft von Irrsinnigen geraten. Seine hochgewachsene, schlanke Gestalt schüttelte sich fast vor Ekel, wenn der allgemeine Aufruhr sich an ihn herandrängen wollte. In seinem gesunden nordgermanischen Gesicht saßen zwei helle blaue Augen, die fest und ruhig in die entfesselte Wut hineinblickten. Wenn er in seinem Arbeitszimmer allein war, spielten seine Finger gedankenvoll mit dem feinen, spitzen blonden Vollbart. Was in aller Welt war nur in diese Bürgerschaft gefahren?

Hatte man je so etwas gehört: der eben hineingeschneite Lehrer trat mit bestimmter Festigkeit für die schwedische Margret ein! Er stellte den Satz auf, daß es ein Skandal sei, sich an einer armen Ausländerin vergreifen zu wollen, der niemand irgend etwas Bestimmtes nachweisen könne.

Man ignorierte ihn. Man lachte ihn aus. Man schrie ihn an. Man schloß ihn vom Verkehr aus und verdächtigte seine Motive. Was man aber auch gegen den Mann unternehmen mochte: sein Wille schien Stahl zu sein. Stolz und aufrecht ging er durch die wilde Brandung des Geredes hindurch.

„Mein Gott," sagte sein Rektor, „was wollen Sie sich in diese unheimliche Geschichte hineinmengen? Die Person ist Ihnen doch ganz fremd."

„Kein Mensch ist dem andern fremd."

„Sind Sie nicht ganz neu in die Stadt gekommen?" höhnten die Bürger.

„Eben darum! Ich bin vorläufig von der allgemeinen Krankheit noch nicht angesteckt."

„Kennen Sie überhaupt die Margret?"

„Nein, aber ich habe noch nie gehört, daß eine Verbrecherin ihre Tat drei Tage zuvor selbst der Polizei anzeigt."

„Können Sie beweisen, daß sie unschuldig ist?"

„Nein, aber die schwedische Margret soll auch nicht ihre Unschuld, sondern wir sollen umgekehrt ihre Schuld beweisen. Und von diesem Beweis habe ich bis jetzt noch nicht das Leiseste zu sehen bekommen."

Was verschlägt die Vernunft im Kampf mit der Leidenschaft? Die Gerüchte beherrschten so sehr nicht nur die Stadt, sondern den ganzen Landesteil und die lokale Presse, daß schließlich der Staatsanwalt eingreifen mußte. Vielleicht ergab sich doch eine Spur, die man aufnehmen und verfolgen konnte.

Die schwedische Margret wurde auf einem Gang im Walde verhaftet und in Handschellen durch das Städtchen geführt. Eine Volksmenge begleitete den Transport. Die ehrenwerten Leute atmeten erleichtert auf. Die Hölle wurde gebändigt. Das Recht ging seinen Gang.

Als der Polizeidiener mit der gefesselten Frau auf dem Bahnhof ankam, stand dort inmitten der versammelten Neugierigen der Bürgerschullehrer Tamke. Seine hohe, schlanke Gestalt ragte aus all den andern empor.

Die Menge wurde von den Bahnbeamten so weit zurückgetrieben, daß eine Gasse entstand.

Es war lautlos still, als Margret hindurchschritt. Man hielt den Atem an, um den großen Augenblick nicht zu stören.

Der Schaffner öffnete die Tür zum Abteil.

„Vorwärts!" sagte der Polizeidiener.

Margret hob mit einiger Anstrengung den Fuß aufs Trittbrett.

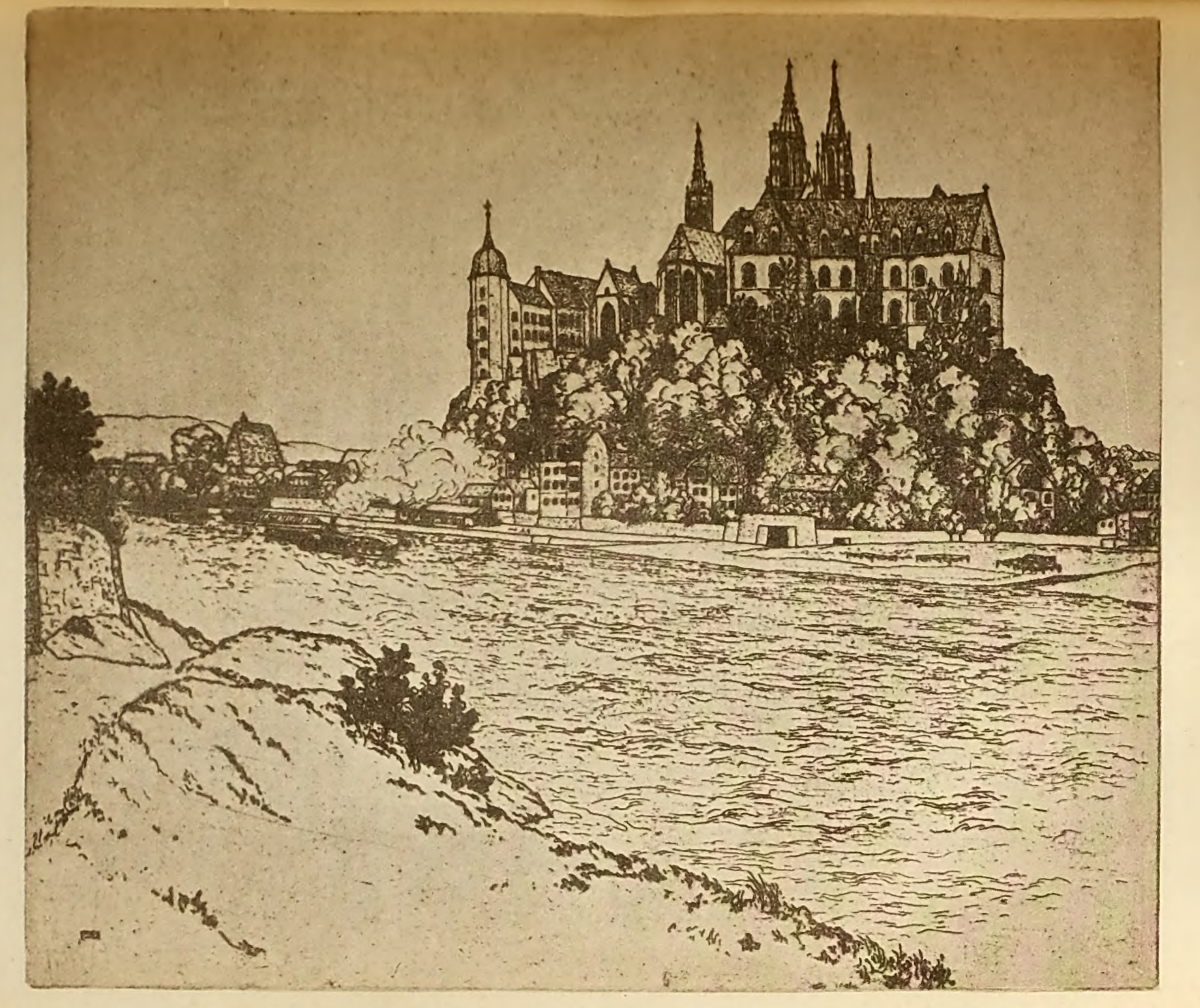
Da aber klang durch die tiefe Stille die Stimme des Lehrers Tamke: „Hab' keine Furcht, Margret! Der gerechte Gott wird dich schützen vor dem Wahn der Menschen."

Und nun geschah etwas, das niemand von den Zuschauern je vergessen konnte.

Die alte, gefesselte Frau warf sich mit einem tränenerstickten Laut zu ihm herum, streckte die gefesselten Hände zu ihm wie zu einem Gott empor und rief mit schluchzender Brust: „Hab' Dank! Hab' tausend Dank! Gott wird uns nicht verlassen!"

Dann stieg sie ein. Der Polizeidiener folgte. Der Schaffner schloß die Tür. Der Zug setzte sich in Bewegung. Die Menge ging still auseinander. — — —

Die Verhöre und Zeugenvernehmungen begannen sofort. In der Stadt blühten die Gerüchte üppiger als je. Bald erfuhr man unter der Hand, daß sie vor Gericht völlig zusammengebrochen sei und eingeräumt habe, auch Jasper Grobian mit Hilfe der schwarzen Kunst umgebracht zu haben. Bald tuschelte man



Albrechtsburg zu Meißen — Ferd. Steiniger

wieder, daß die Richter sich vor ihr fürchteten, daß sie frech und anmaßend aufträte und daß das einzige Kind des Staatsanwalts ohne ersichtlichen Grund plötzlich schwer erkrankt sei. Der Gefängniswärter sollte erklärt haben, daß er mehrfach morgens ihre Tür entriegelt gefunden habe und keine Verantwortung für sie übernehmen könne. Eine Frauensperson, die in einer Nachbarzelle saß, sollte allnächtlich ein Sausen in den Lüften gehört haben, worauf eine gedämpfte Unterhaltung in der Zelle der Hexe vernehmbar geworden sei. Offenbar besuchten die bösen Geister sie auch im Kerker.

Die Wahrheit war nun aber, daß im Gerichtssaal alles in der denkbar einfachsten Weise verlief. Margret hatte für die Tage vor dem Brand einen genauen Alibibeweis angeboten, und es hatte einige Schwierigkeiten gemacht, die genannten Zeugen und Zeuginnen herbeizurufen. Darum zogen sich die Verhandlungen in die Länge. Nun aber stand ihr Aufenthaltsort für jede Stunde fest, und von irgendeinem Verdacht konnte schlechterdings keine Rede sein. Es war besonders ihr Glück, daß sie am Tage des Brandes von einer Bauersfrau zu einer kranken Kuh gerufen worden war und erst spät in der Nacht den Heimweg zum Spukhaus angetreten hatte, als längst der Hafen in Flammen stand.

Überhaupt traten die Bauersfrauen der Umgegend sehr wirkungsvoll auf ihre Seite. Sie rühmten ihr große landwirtschaftliche Kenntnisse nach und gaben die Erklärung ab, daß bei der Behandlung des Viehs niemals von irgendeiner Hexerei die Rede gewesen sei. Es blieb schließlich nichts übrig, als ein neuer Beleg für die alte Erfahrungstatsache des Hellsehens.

In der Stadt nahm man diese aktenmäßige Wahrheit mit großem Widerstreben auf. Als die Margret schließlich ungefesselt am Bahnhof ausstieg, mußte man zwar äußerlich klein beigeben, aber in ihrem Verhältnis zur Stadt wandelte sich nichts. Die Volkswut zog sich unter starkem Murren zurück — wie eine Bulldogge, die zwar kuschen muß, aber noch im Kuschen die bissigen Zähne zeigt.

Die Schreckensnacht des Brandes hatte die Seelen so erschüttert, daß man an ein bloßes Unglück nicht zu glauben vermochte. Wenn so ungeheure Dinge geschahen, mußte auch eine ungeheure Ursache dahinterstecken. Die Phantasie verlangte nach einem schwarzen Verbrechen und nach den Dämonen des Abgrunds. Und wie lächerlich war dieser ganze gerichtliche Beweis! Daß die schwedische Margret den Brand vorhergewußt und vorhergesagt hatte: das stand fest. Dafür war ein behördliches Zeugnis vorhanden. Wenn das aber stimmte, dann lag auch klar zutage, daß sie mit übernatürlichen Kräften begabt sein mußte. War das aber wieder der Fall, dann verschlug der Alibibeweis gar nichts. Der galt nur für gewöhnliche Menschen mit gewöhnlichen Kräften. Ein solcher konnte allerdings eine Tat nicht begangen haben, wenn er seine Abwesenheit vom Schauplatz der Tat nachweisen konnte. Wer sagte aber, daß das bei einer Hexe stimmte? Konnte sie auf übernatürlichem Wege den Brand wissen, konnte sie ihn am Ende auch auf übernatürlichem Wege hervorrufen. Als Jasper Grobian starb, war sie auch nicht anwesend. Deshalb starb er aber nicht weniger zuverlässig. Am grünen Tisch hatte man wieder einmal nichts verstanden. Sie war und blieb die ausgestoßene Hexe im Spukhaus.

Mit dem Bürgerschullehrer Tamke freilich mußte man sich abfinden. Nicht als ob er große Anstalten zu seiner Verteidigung unternommen hätte: er unternahm rein gar nichts. Es war geradezu aufreizend, daß die ganze Welt des Städtchens für ihn nicht vorhanden schien. Er ging in stiller Pflichterfüllung seinen Weg, und dieser Weg führte so gut wie immer um die Menschen der Stadt herum. Dafür hatte der Räuberwald an ihm einen leidenschaftlichen Freund und ständigen Besucher gefunden.

Über die Ausflugswälder in der Nähe der Stadt spottete er. Das seien gezähmte und frisierte Wälder, die alle Ursprünglichkeit verloren hätten. Große Gartenanlagen, wo man zur Abwechslung nicht Spargel, sondern Bäume angepflanzt habe, und wo die braven Hausmütter den Naturgenuß holten wie die Petersilie zur Suppe. Nur der Räuberwald sei noch echt. Dunkel und einsam und von den Menschen gemieden. Hier wüchsen noch Pflanzen, die anderswo ausgestorben seien, und die tiefe Romantik sei noch nicht von Stullenpapier und Eierschalen vertrieben.

Man empfand in der Stadt diese kaum verhüllte Verachtung selbstverständlich als eine Beleidigung, aber zu machen war da nichts. Die Kinder gingen für ihn durchs Feuer. Die Schulkrankheiten starben in seiner Klasse aus. Man konnte sie nicht einmal im Bett halten, wenn sie wirklich krank waren. Einen besseren Freund hatte die Jugend nie gehabt, — das räumten zuerst die Mütter und schließlich auch die Männer ein. Außerdem flößte seine unbestechliche Rechtlichkeit auch den Widerstrebenden Respekt ein. Sein Wort war ein Fels, und seine klaren blauen Augen gewöhnten nicht nur den Kindern, sondern auch den Erwachsenen das Lügen ab. Mit dem Mann war schon darum nichts anzufangen, weil er niemand brauchte. Wenn er seine Schule, seine Käfer und seine Pflanzen hatte, war er reicher als irgendeiner in der Stadt. Und das hatte er ja nun einmal.

In nähere Berührung kam Tamke mit der schwedischen Margret auch nicht, aber ein gewisses kameradschaftliches Verhältnis blieb aus den aufgeregten Tagen des Brandes zurück. Sie war ihm so abgöttisch dankbar, wie nur eine ausgestoßene Frau ihrem Ritter dankbar sein kann. Mit dem angeborenen Instinkt des Weibes hatte sie bald herausgebracht, was ihm das Liebste war: Pflanzen und Käfer. Da nun der Räuberwald ihre einzige Heimat geworden war, wurde sie auf diesem Gebiet für ihn zu einer unersetzlichen Kraft. Es gab im Wald so leicht kein Kraut, das sie nicht kannte und dessen Standort sie nicht wußte. Mit allem Getier war sie vertraut, und mehr als einmal brachte sie ihm Seltenheiten, die sein naturwissenschaftliches Herz vor Glück erbeben ließen.

Immerhin ließ Tamke es bei diesem Verkehr und bei einem gelegentlichen Zusammentreffen im Wald bewenden. Ins Haus ging er nie. Er wollte die Eltern der ihm anvertrauten Kinder nicht unnötig reizen. Er hatte aber mehr als einmal die Empfindung, als ob die alte Margret mit Freuden in den Tod gegangen wäre, wenn es nur ihm hätte nützen können.

Was hatte den zwar tapferen, zugleich aber auch stillen und einsamen Mann im Grunde getrieben, als er sich damals der Volkswut widersetzte? Zunächst seine Rechtlichkeit. Das lag so klar zutage, daß selbst die Bewohner des Städt-

chens es einräumten. Dann aber spielte noch etwas anderes hinein, das sie nicht wußten. Auch Tamke war in seiner Art ein ausgestoßener Mann.

Der stille, ernste Bürgerschullehrer, der den Kindern so viel Sonne brachte, war selber an der Schattenseite des Lebens aufgewachsen. Er hatte weder seine Mutter noch seinen Vater jemals gekannt. Von seiner Mutter hatte er den Namen erhalten, den er trug. Von seinem Vater wußte er überhaupt nichts.

Der alte Pastor in seinem Geburtsdorf hatte ihm folgendes erzählt:

„Deine Mutter war eine große, starke Magd von fünfundzwanzig Jahren. Sie war über alles Gewöhnliche hinaus begabt und mit einem seltsamen Interesse für Bücher ausgestattet. Im besonderen nach naturwissenschaftlichen Büchern sprach sie immer wieder bei mir vor. Mit den andern Mägden hatte sie wenig Verkehr. Auch von den Bauernknechten und ihren Tanzbelustigungen hielt sie sich fern. Sie galt als eine Ausnahme und war darum bei den andern Mägden nicht beliebt.

Dem männlichen Geschlecht schien sie sich vollständig zu versagen. Wurde einmal ein Bauernknecht von ihrer großen, stattlichen Figur so unwiderstehlich angezogen, daß er eine Annäherung wagte, erfuhr er jedesmal eine herbe Abweisung. Niemand konnte sich rühmen, ihre Gunst auch nur in unschuldigen Dingen erfahren zu haben. Die Leute nannten sie hochmütig, und ich glaube im Grunde auch, daß sie es war. Jedenfalls steckte ungewöhnlich viel Stolz in ihr.

Dann aber geschah das Unglaubliche, daß sie eines Tages mit einem Kind niederkam. Das warst du. Wer der Vater war, hat sie nie gesagt. Sie war unmenschlich stark. Ich glaube, man hätte sie auf die Folter spannen und ihr jedes Glied einzeln ausreißen können: den Namen hätte man auch dann nicht erfahren.

Durch die uneheliche Geburt war ihr ganzes Verhältnis zur dörflichen Umgebung zerstört. Die andern Mädchen lachten über ihren Stolz. Die öffentlich so spröde täten, seien die Allerschlimmsten usw. Ohne ihren Stolz vermochte dieses Weib aber nicht zu leben. Sie ging fort, und kein Mensch hat sie jemals wieder gesehen. Nur ich erhielt einen Brief von ihr, daß sie ins Königreich Dänemark hinaufgehen und den Rest ihres Lebens in Einsamkeit verbringen wolle. Sie habe hoch gespielt und das Spiel verloren. Die Schadenfreude der andern halte sie nicht aus.

Den Brief habe ich für dich aufgehoben. Du wirst sehen, daß er mit einer erstaunlich gewandten Feder geschrieben ist und von ihrem vielen Lesen ein gutes Zeugnis ablegt. Das war drei Jahre nach deiner Geburt. Als sie weg war, erhielt ich durch eine Mittelsperson von unbekannter Hand eine größere Summe, die dir gehören sollte. Dafür bist du erzogen und davon ist deine Ausbildung auf dem Seminar bezahlt worden. Das Geld stammte von deinem Vater, aber ich kenne ihn ebensowenig wie irgendein anderer. Gerüchte waren damals genug im Umlauf; aber sie waren alle gleich unzuverlässig. Man wollte wissen, daß es ein hochgestellter Mann gewesen sei, und schloß das wohl aus dem Stolz, mit dem sie die Bauernknechte und selbst Bauernsöhne abwies. Eine Stütze scheint mir diese Annahme in der Tatsache zu haben, daß eine so große Summe für dich ausgesetzt wurde. Irgendeinen Beweis aber habe ich auch nicht; ich habe nicht

einmal einen Schatten davon. Sei froh, daß deine Mutter ein kreuzbraves Weib war, und grüble über deine Herkunft nicht nach."

Damit hatte der alte Pastor geschlossen. Das war nun aber viel leichter gesagt als getan. Im besonderen in seiner Jugend hatte Tamke schwer an seiner Ausnahmestellung getragen, und es hatte ihm jedesmal einen Stich gegeben, wenn seine Kameraden mit Stolz von ihrem Vater sprachen. Allmählich aber war es dann überwunden worden, und in seinen ernsten Zügen kam das Lächeln wieder durch.

„Es scheint damals eine richtige Tragödie gegeben zu haben", sagte er mitunter in seinem einsamen Arbeitszimmer zu sich selber. „Zwei soziale Welten sind aneinandergeprallt. Aufregung und Tränen und Elend wird's genug gekostet haben. Und was ist dann schließlich bei all dem Spektakel herausgekommen? Ein solider Schulmeister, der Blumen und Käfer sammelt. So viel Lärm um einen Eierkuchen. Du lieber Gott!"

Einmal war dann ein Brief von seiner Mutter gekommen. Der aber lüftete das Dunkel auch nicht. Er war an den alten, inzwischen pensionierten Pastor gerichtet und betonte ausdrücklich, daß der Poststempel nicht den Aufenthaltsort der Absenderin bedeute. Sie habe ihn durch eine fremde Hand an einem dritten Ort in den Kasten werfen lassen.

Der Brief war merkwürdig genug. Die Mutter schrieb, daß sie durch die dänischen Zeitungen von den nationalen Kämpfen erfahren habe, die in Nordschleswig zwischen Deutschen und Dänen ausgefochten würden. Sie habe den Eindruck gewonnen, daß dort oben unabhängige und starke Charaktere notwendiger seien als irgendwo anders in Schleswig-Holstein, und bat ihn schließlich, in einer mit Namen genannten nordschleswigschen Stadt ein Amt anzunehmen. Außerdem möchte sie nicht gern, daß durch seine Anwesenheit in Angeln die alte Geschichte immer noch am Leben erhalten würde.

„Etwas reichlich naiv", dachte Tamke, als er den Brief gelesen hatte. „Erst muß in der Stadt doch ein Amt frei sein."

Die nordschleswigsche Begründung mutete ihn, der von den Verhältnissen dort oben nichts wußte, vollkommen fremd und sonderbar an. Offenbar war der eigentliche Inhalt des Briefes, daß er in der Heimat der Absenderin nicht länger zum Skandal herumlaufen sollte.

Hatte dieses Weib, das niemals eine Sehnsucht nach ihm verraten hatte, im Grunde ein R e c h t, derartige Ansprüche an ihn zu stellen? War ihre ganze Handlungsweise nicht schließlich doch die einer kalten Egoistin? Setzte sie ihr persönliches Wohlbefinden nicht über ihre Mutterliebe? Wollte sie auch j e t z t nicht, daß er lieb gewordene Verhältnisse aufgeben sollte, damit s i e aus dem Gerede kam? Im ersten Augenblick war er im Grunde entschlossen, dem Pastor ein schroffes Nein zu senden. Aber dann wurde er durch einen sonderbaren Zufall umgestimmt.

Dieselbe Post, die ihm den Brief brachte, brachte ihm auch die Schleswig-holsteinische Schulzeitung, und grade in dieser Nummer war eine Stellung an der Bürgerschule der bezeichneten Stadt ausgeschrieben. War das ein Zufall,

sah er jedenfalls aus wie ein Gedanke. Hatte die Frau in Dänemark vielleicht davon erfahren? Waren ihre Gedanken doch bei ihm? Wie verbrachte sie ihren Tag in der Landflüchtigkeit? Was mochte sie damals nach der Geburt um ihn gelitten haben? Zum ersten Male hatte er das Gefühl, daß eine warme weibliche Hand in sein Leben eingriff, und er meinte, sich dem nicht entziehen zu dürfen. Ob er sie nun kannte oder nicht: sie war seine Mutter.

Als er dann in den Tagen des großen Brandes in das kleine nordschleswigsche Städtchen einzog und die Volkshetze gegen die schwedische Margret wüten sah, wurde in ihm das Gefühl wach, das die Ausgestoßenen untereinander verbindet. Etwas in ihm ergrimmte über das behäbige Bürgertum, das ein einsames Menschenkind in Not und Schande hineinjagen wollte. Zu verstandesmäßiger Klarheit kam er dabei gar nicht. Er wurde mehr von einem dunklen Gefühl, als von Erwägungen getrieben.

* * *

Seitdem waren zehn Jahre vergangen. In der kleinen Stadt drehte sich das Leben um immer die gleichen Angeln. Die alten Leute starben, und die jungen wuchsen heran. Auf dem Schild über der Ladentür stand immer noch Peter Tommsen, aber der alte Peter Tommsen lag auf dem Kirchhof, und der junge bediente die Kunden. Das Meer beherrschte die Stadt wie von alters her. Strahlte sein blauer Spiegel die heitere Julisonne zurück, waren die umliegenden Wälder von weißgekleideten Mädchen und festlich gekleideten Ausflüglern angefüllt. Heulte ein kalter Novembersturm über seine grauen Wogen, krochen die Häuser gleichsam dichter zusammen, und die stillen Gedanken wanderten zu den Söhnen der Stadt hinaus, die draußen auf den Weltmeeren schwammen. Der Ofen trat in sein Recht, und die gemütlichen Abende in lampenerhellten Stuben begannen. Jede Jahreszeit hatte ihre besonderen Mühen und ihre besonderen Feste. Die Lebensgewohnheiten vererbten sich, wie die Geschäfte. Selbst die Gedanken und Anschauungen gingen von dem gestorbenen Geschlecht auf das lebende über.

Der Bürgerschullehrer Tamke hatte zunächst gehofft, daß wieder ein Brief von seiner Mutter auftauchen und das Dunkel seiner Geburt lichten sollte. Die alte Sehnsucht seiner Jünglingsjahre war wieder wach geworden. Auch er hätte gern zu einer Frau „Mutter" gesagt und seinen menschlichen Ursprung gekannt.

Aber es kam kein Brief.

Im ersten Jahre schlummerte immer noch eine leichte Unruhe unter seinem stillen Wesen. Wenn der Briefbote auf ihn zukam, gab es ihm jedesmal einen Ruck. Aber das Jahr ging ohne Nachricht zu Ende und das nächste auch. Die Sehnsucht starb und wurde auf dem Friedhof für tote Erinnerungen bestattet, den jeder Mensch in seinem Inneren trägt. Es wuchs Gras auf der Stätte, und Blumen blühten im Frühling, und die toten Erinnerungen wurden vergessen, die da unten schliefen. Tamke fand das innere Gleichgewicht der Seele wieder, und seine sonnige Natur erfüllte das Klassenzimmer mit Licht und Wärme.

Dem Räuberwald blieb er ein ständiger Gast. Kein Regensturm war so schwer, daß er ihn von einer Berührung mit der Natur abhalten konnte. Seine Lungen atmeten die Luft eines Wintertages mit der gleichen Freude wie die des

milden Sommers. Er studierte seine Pflanzen und Käfer und ordnete seine Sammlungen. Wenn dann an einem dunklen Abend die Studierlampe ihren traulichen Schein auf seinen Arbeitstisch warf, war er einsam, aber glücklich in treuer Pflichterfüllung.

Auch für die schwedische Margret ging die Zeit den alten Gang. Es waren nun schon dreiundzwanzig Jahre her, daß sie im strömenden Regen am Nordertor den Bäckermeister Asmussen nach der Herberge gefragt hatte. Ihre Haare waren weiß geworden und ihr Rücken krumm unter den vielen schweren Reisigbündeln. Das arme, verfluchte Spukhaus hatte unter ihren Händen ein ganz wohnliches Aussehen angenommen. Jasper Grobian und der große Brand waren in Vergessenheit geraten. Der Segen des alten Matrosen aber wollte nicht kommen. Die Vergangenheit wurde vergessen, aber sie starb nicht und warf immer noch ihren dunklen Schatten über ihr Leben. Man sah es dem Bürgerschullehrer Tamke nach, daß er freundlich mit ihr sprach, aber niemand folgte ihm. Noch immer verschwanden die Menschen ängstlich, wenn sie unvermutet in den Straßen auftauchte. Noch immer fürchteten sie sich vor dem Blick aus diesen grauen, klaren, unerschrockenen Augen. Die Zahl ihrer Jahre betrug nun dreiundsiebzig, aber sie war immer noch die ausgestoßene Hexe im Spukhaus.

(Fortsetzung folgt)



Frühlingswacht · Von Ernst Ludwig Schellenberg

Wo die alten Uferweiden
Sprießen, lieg' ich am Grabenrand;
Reine Ferne; das Licht ist seiden
Über den hohen Himmel gespannt.

Veilchendüfte wehen wie Schleier
Über den grünumflorten Strauch;
Drüben das Dorf in Morgenfeier
Leuchtet mit ruhig wallendem Rauch.

Und ich liege in gelben Blüten
Wohlig, als müßt' ich am Kieselbach
Vaters Gänse und Enten hüten,
Und ich träume den Wolken nach ...

Aber die Mutter daheim voll Sorgen
Späht wohl von des Daches First,
Ratlos, — als wüßte sie, daß morgen
Blitzüberflammt der Himmel birst.



Vlamland frei!

Von Oberpfarrer A. Schowalter

Als im Jahre 1830 das südliche Niederland von dem nördlichen sich losriß, blieben zwei Staaten zurück, die beide einen unrichtigen Namen tragen: das Königreich der Niederlande, das wir gewöhnlich „Holland" nennen, und das in seinem Namen den unverjährbaren Anspruch auf nationale Gemeinschaft mit dem südlichen Niederland trägt (Nord- und Südniederland zusammen ergeben erst „die Niederlande"), und das Königreich Belgien, das alles andere als die nur aus Cajus Julius Cäsar bekannten „Belgen" umfaßt. Talleyrand hat im Jahre 1830 vorgeschlagen, das südliche Niederland zwischen dem „Königreich der Niederlande", Preußen und Frankreich aufzuteilen. Leider scheiterte dieser vernünftige Vorschlag an der Eifersucht der Mächte, und so schuf man die Société Anonyme „Belgien", eine Gesellschaft auf internationale Aktien unter einer Phantasiefirma, welche die Ansprüche entgegengesetzter Machtinteressen vor der Öffentlichkeit verbarg. Diese Gesellschaft wurde zu einem Würgehalsband für das vlamische Volkstum, zu einer Erdrückung der Volksmehrheit durch eine geschäftskluge, auf einflußreiche „Beziehungen" und „Verbindungen" sich stützende Minderheit, und als diese Minderheit sich auf ihre Kraft besann und auch ihre Rechte geltend machte, zu einer Last für beide Teile. „Belgisch" waren immer nur die Beamten, das Volk blieb immer Vlamen und Walen.

Die Trennung wurde immer wieder von einzelnen gefordert. Im Juli 1912 erklärten sie auch die Provinziallandtage von Hennegau und Lüttich für wünschenswert, und von vlamischer Seite wurde kurz vor dem Kriege Verein und Zeitschrift „De bestuurlijke scheiding" gegründet, die sie wirksam vorbereiten sollten. Die Trennung ist zu einer Lebensbedingung für die Vlamen geworden; für die Walen ist der gegenwärtige Zustand immer noch vorteilhaft, wenn auch zuletzt mitunter unbequem geworden. Die deutsche Verwaltung mußte, wenn sie nicht eine Pflicht germanischer Bruderhilfe versäumen wollte, den Vlamen in ihrem nationalen Kampfe zu Hilfe kommen und die erdrückende Fessel lockern, die einen germanischen Bruderstamm bisher an eine fremde Verwaltung band. Die Vlamen sollen wenigstens eine nationale Innenregierung bekommen, — eine Regierung, die sich aus Vlamen zusammensetzt, nach vlamischen Gesichtspunkten ihre Arbeit tut und eine alte nationale Kultur wieder auf- und ausbauen hilft.

In der Februarnummer des Türmers waren meine Forderungen abgedruckt, die ich in der „Täglichen Rundschau" als Notwendigkeiten des Jahres 1917 aufgestellt hatte. Diese Forderungen sind seitdem fast restlos erfüllt worden. Am 4. Februar hat sich auf einem vlamischen Nationalkongreß in Brüssel aus allen Vlamengruppen, soweit sie im Kriege ihre Arbeit wieder aufgenommen haben, ein Rat von Flandern gebildet, der sich zunächst mit einem Aufruf an das eigene Volk gewendet hat. Heiße Sehnsucht nach Frieden spricht aus diesem Aufruf, aber er will auch als eine bleibende Frucht des Krieges und der Leiden dem vlamischen Volkstum die Freiheit sichern, die von allen Seiten den kleinen

Völkern versprochen wird. Es ist nicht der erste Aufruf, der von vlamischer Seite für dieses Ziel erlassen wird, aber der erste, der die bisherige Tätigkeit der deutschen Verwaltung anerkennt und praktische Mitarbeit anbietet. Die bisherige Nationalitätenpolitik in Belgien wird hart verurteilt und den „einflußreichen Beamtenkreisen in Le Havre“ das schärfste Mißtrauen ausgesprochen. Man verlangt „feste Sicherheit und starke Bürgschaften“ gegen eine Wiederkehr der bisherigen Zustände, — „alle Bürgschaften, die Flandern die vollständige nationale Entwicklung und Wohlfahrt in eigener Sprache und nach eigenem Wesen sichern“.

Als erste Forderung hat eine Abordnung des „Rates von Flandern“ vom Reichskanzler die Trennung der vlamischen Verwaltung von der walischen erbeten. Und der Reichskanzler hat sie am 4. März mit fast denselben Worten zugesagt, mit denen ich sie am 26. Januar als notwendig und möglich bezeichnet habe. „Die Sprachengrenze muß so bald als möglich zur Grenzscheide zweier unter dem Befehl des Herrn Generalgouverneurs geeinter, aber sonst getrennter Verwaltungsgebiete werden.“ Darüber hinaus hat er im Namen unseres Kaisers versprochen, daß das Deutsche Reich „bei den Friedensverhandlungen und über den Frieden hinaus alles tun wird, was dazu dienen kann, die freie Entwicklung des vlamischen Stammes zu fördern und sicherzustellen“.

Das ist alles, was im Rahmen der heutigen Verfassung gegeben und unter den gegenwärtigen Verhältnissen versprochen werden kann. An den Sieg der deutschen Waffen ist damit auch die Zukunft des Vlamenlandes gebunden. Wir sehen bereits im Geiste Vlamland frei. Und im freien Vlamland wird ein neuer germanischer Kristallisationsprozeß einsetzen, wenn die deutsche Militärverwaltung in Belgien zu der porösen Scheidewand wird, durch deren Vermittlung kristallisierbare Körper nach erfolgter Abkühlung in Verbindung treten. Auch die Vlamen hatten sich gegen den deutschen „Einfall“ erhitzt, und ihr Germanentum hatte sich aufgelöst in antideutsches Kriegsgeschrei. Deutschtum und Vlamentum sind zwei Strömungen, die sich gegenseitig zu „zersetzen“ und einen neuen kristallisierbaren germanischen Körper zu bilden berufen sind mit all den anderen germanischen Strömungen zusammen. Gott gebe, daß das germanische Volkstum allerorten sich zusammenfinde zu einer Macht, die der Welt die Freiheit bringt.



Die Amsel sang · Von Helene Brauer

Rieselnde Ketten von Silber reihte das Amsellied
Und schlang dich darein;
Davon webt dir noch überm Haar
Mondfarben ein Heiligenschein.
Darum hebst du so stolz die Stirne, weil sie verborgen
Den Reif der Königinnen trägt . .
Und ein glückselig Lauschen lächelt in deinem Blick,
Weil dir im Herzen tiefinnen
Immer noch heimlich die Amsel schlägt.



Sieger Frühling

Von Inge Karsten

Wer möchte wohl jetzt von so kleinen Dingen sprechen, wie vom Frühling? Wer diese tausendmal ausgesprochenen Gedanken abermals formen? Zu einer Zeit, da unser Volk mit aufs äußerste gespannten Nerven die Vorgänge an den Grenzen des Reichs verfolgt, von deren Gelingen sein Schicksal abhängt? Wer möchte jetzt vom Frühling sprechen?

Und doch hat unser Hoffen und Bangen keinen mächtigeren Bundesgenossen als den Frühling. Ob du es willst oder nicht, er nimmt von deiner Seele Besitz und reißt an ihr, und du fragst staunend, was deinem Leid wohl den Stachel genommen, es linder gemacht hat in dieser Zeit.

Der Frühling war es. Er hat deinen erstarrten Schmerz in Wehmut aufgelöst. Die Trauer um deine Toten, das Bangen um die Lebenden, die draußen kämpfen, die Sorge um dein eignes Ich, im Licht der Frühlingssonne erscheint alles nicht mehr ganz so schwer.

Ist es auch deiner Hand nicht vergönnt, das Grab deines gefallenen Helden zu schmücken, weil du seinen Ruheort nicht kennst, — der Frühling tut es für dich. Die Sonne spielt um den namenlosen Hügel, ihm entsprießen Blumen und Blätter, und die Vögel singen die gleichen Weisen wie in der Heimat. Fließen in diesem Bewußtsein deine Tränen nicht linder?

Und wenn deine bangenden Gedanken in den Schützengraben und auf das Schlachtfeld fliegen, dann denke daran, daß es auch bei denen draußen Frühling wird, daß neues Hoffen sie belebt. Liegt nicht ein starker Trost für dich darin?

Und die Sorge um dein Ich? Trage sie nur einmal in den Sonnenschein hinaus und mache Augen und Herz weit auf!

Jeder Frühling ist neu, jeder anders, ob auch die Bäume und Pflanzen in ewig gleicher Folge seinem Weckruf gehorchen. Anders und neu sind auch wir mit jedem Jahre, darum wird gerade der Frühling den Menschen zum tiefsten Erlebnis. Ganz besonders dieser Frühling. Er findet die Herzen in schwerer Bedrängnis. Die Not des Vaterlandes ist zur Not der ganzen Welt geworden. Der Erdkreis hallt wider von dem Blutschrei der Völker, die Feind gegen Feind sich gegenüberstehen. Das Leid des einzelnen ist zu einer tiefen Welttragik geworden. Es ist kein Kampf mehr allein um Haus und Herd, es geht nicht mehr um dich und mich. Alles Persönliche hat dieser Titanenkampf ausgelöscht. Es gilt den göttlichen Begriff Vaterland — Heimat.

Daraus immer wieder neue Kraft schöpfen, das ist die große Forderung der Zeit. Schwer ist es. Schwer war es besonders in den dunklen, unfrohen Wintertagen, wenn der nahe Geschützdonner uns im Tiefsten erbeben machte.

Nun kommt der Frühling und will uns helfen.

Die Sonne segnet die Welt.

Wie ein Geschenk ist uns jeder blühende Baum, jeder blaue und gelbe Krokus. Sieh an den kahlen Zweigen des Eschenbaumes die Millionen von Tau-

tropfen glitzern, über die die Sonne ihre Strahlenbündel schießen läßt. Sieh, wie das Licht die braunen Stämme in grüngoldenen Glanz taucht; wie es in breiten Streifen über den Weg fällt und deine Gestalt wie eine Gloriole umfließt.

Ein unaussprechlicher Reiz liegt in diesen ersten Vorfrühlingstagen. Man ist den Winter hindurch so arm gewesen, daß man den ersten Schimmer des Frühlings mit allen Sinnen in sich aufnimmt.. Er ist leise gekommen, wohl über Nacht.

Zarte Schleier hängen an Bäumen und Sträuchern, die goldbraunen Hüllen der Buchenknospen strecken sich sehnend zum tiefblauen Himmel auf, und an manchen Obstbäumen hängen schon die ersten weißen Blüten wie Schneeflocken. Die Vögel stimmen ihre Instrumente zur Frühlingssymphonie und warten auf das Zeichen des Dirigenten.

Wie versteint müßte dein Herz sein, wenn es vor diesen Offenbarungen nicht froh erschauerte!

Wer sich diesem Zauber verschließt, wer in solchen Stunden den Alltag nicht abstreifen kann, der ist der Ärmsten einer. Die man an diesen ersten Frühlingstagen draußen trifft, auf denen allen liegt ein Abglanz tiefinnerlicher Freude, mit denen allen ist man durch ein unsichtbares Band verbunden. Werden Sorgen und Schmerzen auch nicht geringer, so ist es doch ein Unterschied, ob sie eine dunkle Kammer zur Wohnung haben oder einen sonnenhellen Raum. Man empfindet sie anders; man nimmt eine andre Stellung zu ihnen ein. Man tritt aus der großen Dunkelheit in den Lichtkreis der Sonne, und kehrt man zurück in sein Haus, das erste junge Grün, ein blühendes Reis in der Hand, einen Busch Weidenkätzchen im Arm, findet man in der Stube noch das scheidende Licht des Frühlingstages, das alles, was einem darin lieb, warm aufleuchten macht, so hat man die Empfindung, als sei alles ganz anders und neu geworden.

Das ist: deine Seele hat ein erstes Wort mit dem Lenz gesprochen.

Die Sonne segnet die Welt, jeden ganz persönlich, und gibt dir, was deine Seele braucht. Licht- und sonnenhungrig sind wir alle, und wer nur den Willen hat, sich segnen zu lassen, der ist gesegnet.

Nimm den Frühlingsgedanken in deine Seele auf!

Unbeirrbar geht die Natur ihren Weg. Sie ist nicht aufzuhalten. Mag die Erde in Grund und Boden gestampft werden, unaufhaltsam blüht es aus ihr. Allen Schrecken des Krieges zum Trotz, dir selbst zum Trotz —

der Frühling siegt.



Abschied · Von Elisabeth Leffler

Zum letztenmal geh' ich durchs leere Haus.
Lösch alle Lichter, die noch lohen, aus.

Zum letztenmal schließ' ich heut' Tür und Tor.
Ade, ade — das Wort klingt mir im Ohr.

Es tönt so hohl. Als schritte leis der Tod
An meiner Seite. Oder ist's die Not?

Still, still. Das letzte Werk ist nun getan.
Wer zündet morgen wohl die Lichter an?

Ein alter Mann? Ein Kind im weißen Kleid?
O, Gott behüt' euch vor des Hauses Leid!



Vertrauliches und Erbauliches aus Michels Waschküche

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Es ist ein groteskes Rankenwerk, was einem in gewissen Zeitungen und Zeitschriften an gewissen Rechtfertigungsversuchen vorgekünstelt wird. Da gibt es Leute, die (wie z. B. der fidele „Fidelis" im „Vortrupp") wahre Bandwürmer von Reihenaufsätzen nur zu diesem, sie völlig ausquetschenden Zwecke von sich geben —: „Und kann sich nimmer erschöpfen und leeren". Der Türmer fühlt nun nicht den hohen Beruf in sich, als Ablagerungsstätte dieser allzu menschlichen Menschlichkeiten zu dienen, aber doch die Pflicht, tatsächliche geschichtliche Irrtümer richtigzustellen, damit sie sich nicht als hemmende Vorstellungen in nur zu gutgläubigen Gemütern einnisten. An Hemmungen haben wir nachgerade unseren Bedarf gedeckt, wir tragen schwer an ihnen und werden, wer weiß wie lange und schwer noch, an ihnen zu tragen haben.

Nur der Typus also kann uns hier beschäftigen. Den finden wir in Reinkultur in einem Aufsatze des offiziösen „Tag". Dort wird von einem offenbar nicht fern der Quelle Sitzenden behauptet, die Gegnerschaft gegen die „Reichsleitung" stamme aus dem Vorwurfe, daß der verschärfte U-Boot-Krieg nicht schon zu einem früheren Zeitpunkt einsetzte, und daß Herr von Bethmann grundsätzlich jeder rücksichtslosen und damit wirkungsvollen Anwendung der U-Boot-Waffe widerstrebt habe: „Diese Behauptung ist niemals bewiesen worden und konnte niemals bewiesen werden, weil sie den Tatsachen nicht entsprach." ... „Man kann jetzt, nachdem seit dem 1. Februar einige Wochen verflossen sind, schon übersehen, daß der gewählte Zeitpunkt der richtige war. Das gilt sowohl für die technische, als auch für die politische Beurteilung der Frage. Die Leistungsfähigkeit der U-Boote ist in der Zwischenzeit ganz erheblich gesteigert worden, und die Erfolge sind infolgedessen ganz andere, als es früher möglich gewesen wäre." — Zu einem früheren Zeitpunkte würden — so behauptet, frisch aus der Quelle gefüllt, der Verfasser — auch die europäischen Neutralen nicht mehr ruhig geblieben sein.

Es wäre heute ein aussichtsloses Bemühen, diese Behauptungen mit der Sachlichkeit und Gründlichkeit zu beleuchten, für die später erst die Voraussetzung der Öffentlichkeit gegeben sein wird. Aber — das Zeugnis eines Conrad von Hötzendorff wird man wohl gelten lassen müssen. In einem von der „Neuen Freien Presse" veröffentlichten, von reichsdeutschen Blättern wiedergegebenen, unbeanstandet gebliebenen Gespräch mit dem Vertreter der Associated Press hat der Feldmarschall Conrad von Hötzendorff erklärt:

„Der Krieg wäre schon beendet, wenn der U-Boot-Krieg früher begonnen worden wäre. Die Mittelmächte hätten das Mittel nicht in Anwendung bringen wollen, ohne vorher ihren Feinden die Möglichkeit zu

geben, zur Besinnung zu kommen. Diese Möglichkeit hätten die Feinde mit Geringschätzung von sich gewiesen. Sie könnten niemandem als sich selber Vorwürfe machen."

Darauf kommt es an und das ist festzuhalten, daß eine bei den verbündeten Herrschern in höchstem Ansehen stehende Autorität wie Conrad von Hötzendorff bündig und unzweideutig feststellt:

„Der Krieg wäre schon beendet, wenn der Unterseebootkrieg früher begonnen worden wäre."

Die Engländer spornen bis aufs Blut alle ihnen untertänigen oder gefügigen Kräfte an, der sie tödlich bedrohenden U-Boot-Gefahr Herr zu werden — Acheronta movebo — alle Höllenhunde werde ich loslassen! Mit den Zeppelinen ist es ihnen ja — zum unsäglichen tragischen Leide ihres für sie zum Hausieren und Betteln genötigten Schöpfers — so weit, wie amtlich bekannt geworden ist — in der langen Schonzeit gelungen. Es ist den Engländern nicht zuzutrauen, daß sie unseren U-Booten gegenüber die ihnen gewährte Schonzeit hamletisch verphilosophiert oder michelhaft verträumt haben. Wenn auch nicht anzunehmen ist, daß sie ein Arkanum gegen die „U-Boot-Pest" erfinden werden, so sind sie doch rüstig und nicht ohne Erfolg am Werk, immer mehr neutrale Hilfskräfte in ihren Dienst zu pressen. Dieser Polyp streckt seine tausend Fangarme über den ganzen Erdkreis aus, auch China hat sich seine Druck- und Saugpumpe fest ans Herz gesetzt, so daß es uns die Freundschaft gekündigt und unsere Handelsschiffe für England beschlagnahmt hat. Es ist nichts weniger als ausgeschlossen, daß andere, mittel- und südamerikanische Staaten folgen werden. Wie großzügig der Engländer arbeitet, sieht man an Rußland. Er hätte dieses verwegen geniale Spiel mit der Revolution nie gewagt, nie wagen dürfen, wenn es sich einem Staatsmanne auch nur von der Willensartung eines Bismarck gegenüber gesehen hätte, — so aber ließ er es darauf ankommen. Ob das Spiel mehr verwegen als genial war, bleibt abzuwarten. Sonst warten wir lieber nicht mehr ab. Wir haben mit dem Abwarten schon zu schlechte Erfahrungen gemacht. Die Zeit ist eine unerschütterlich neutrale Macht, darum ist es ein Unsinn, daß sie für die eine oder andere Partei „arbeite". Wer sie nützt, dem dient sie. Im Kriege gibt es keine vertagten Termine, — Beweisführungen lassen sich aufschieben, Entscheidungen nicht. Wie konnten wir nur die Dinge so lange an uns herantreten lassen, immer erst die militärische Probe auf das politische (in Erwägung gezogene) Exempel abwarten, als ob unser „Material" (!) an Menschen und Mitteln unerschöpflich sei. Und wäre es das —: ewig schade um jedes blühende Menschenleben, das ohne Not den amerikanischen Hoflieferanten Sr. großbritannischen Majestät zum Opfer fiel. Jedem, auch dem von Geburt und Glück in tiefsten Schatten Gewiesenen, sind seine gesunden Glieder so viel wert, wie dem auf der Sonnenseite, und das Leid der Witwen und Waisen kennt keine Klassenunterschiede.

Aber es ist ja leider Gottes so, daß selbst dieser Entscheidungskampf um Tod und Leben hinter der Feuerlinie eine innerpolitische Zunft hinterließ, die als höchste und heiligste Aufgabe der „großen Zeit" die Reinigung (oder Verunreinigung) der häuslichen Wäsche betreibt. Ein herrlicher Anblick, wie die unterschied-

lichen Waschweiber sich gegenseitig ihre noch nicht ganz sauberen hochpolitischen Unterhöschen, Windeln und andere Wichtigkeiten burgfriedlich, aber klatschend um die Ohren schlagen. Wenn das der „Burgfriede" sein soll, dann lasse man doch gefälligst endlich einmal die Leute ungeschoren, die, solange die Würfel nicht gefallen sind, innerpolitische Fragen hinter die eine, entscheidende zurückstellen; die mit ganzer Seele bis zum letzten Hauche sich dafür einsetzen: „Mit Gott für Kaiser, Volk und Reich! Vorwärts zum Sieg! Deutschland über alles!"

Aber — wie Gustav Frenssen erschütternd klagt —: wie soll man ihnen es sagen? „Es ist kein Krieg, Deutsche, wie der von 1870 oder von 1866; es ist durchaus nicht ein solcher Krieg. Es ist etwas ganz andres. Etwas völlig andres. Es ist eine Erdkatastrophe. Es ist eine Weltwende. Es ist eine Zeit wie die, da Jerusalem zerstört wurde und ein ganzes tüchtiges Volk seine Heimat verlor. Es ist eine Zeit, wie die vom Dreißigjährigen Krieg, da die Völker Deutschlands, die gerade aufs frischeste aufstiegen, die gerade im schönsten Frieden waren, von dem Brand und Mord des Krieges in solche Tiefe sanken, in solche Tiefe ... wie soll ich es sagen ... in solche Tiefe der Schmach, daß sie nicht einmal die Sprache mehr konnten, die ihre Väter sie gelehrt hatten ... in solche Tiefe der Armut, daß ein Bauernjunge, der wegen eines Diebstahls gehenkt werden sollte, weinend sagte: ‚Ich soll schon sterben und habe mich noch nicht einmal sattgegessen?' ... Aber du hast immer noch Neigung zu glauben, es ginge dich, gerade dich, so viel nicht an. Es könnte dir wohl nicht das Haar versengen. Aber wenn draußen unsere Fronten nicht hielten, oder wenn drinnen im Land unser Volk schlapp würde ... obgleich es noch nicht ein Viertel von dem ertrug, was jene Völker ertrugen zu jenen Zeiten ... was dann? Ja, was dann? Was ist das, was da um unsere Fronten und Grenzen gegen uns tobt? Sind das noch Völker unserer Tage? Wie rasend sind sie, daß wir uns so lange wehrten! Wie aufgehetzt sind sie, durch so viele und so wilde Lügen! Wie jämmerlich verarmt sind sie, weil wir so lange standhielten! Wie viele sind sie: zehn gegen vier! Und jeder von den zehn will etwas haben! Nein! Nicht etwas, viel ... viel! Etwas Großes und Schönes! ... Wahrhaftig: einen langen, schönen, wuchtigen Trunk von unserem Blut und unserer Kraft, daß sie auf ihren Beinen, die ihnen zittrig geworden sind im Kampf mit uns, wieder stehen und gehen können, hinein in eine neue Zukunft. Wohl, so ist es! Wenn es aber so ist, was wird dann von uns übrig bleiben?

Wenn du sagst: ich behalte doch mein bares Geld, das ich heimlich versteckte? Nein! Der Staat, in schrecklicher Not, wird es zu finden wissen, und dein Nachbar, in ebenso großer Not, wird dich verraten. Wenn du sagst: ich behalte doch meine gesunden frischen Hände? Nein! Nicht deine ... sie werden fremden Völkern, fremdem Geld dienen müssen. Wenn du sagst: aber ich behalte doch meine Äcker unter meinen Füßen, meine Pferde in meinem Stall, oder mein Haus an der hohen Straße, oder meine Hypothek im ersten Stock des Hauses? Nein! Deine Äcker werden bis übers Heck, und dein Stadthaus bis über den First verschuldet sein und ebenso alle deine anderen Werte. Wenn du sagst: ich behalte doch meine Kinder, ihre helle Zukunft? Nein! Du wirst zu

deinen Kindern sagen müssen: geht davon ... in ein Land, das in Blüte steht, wo die Menschen für sich und ihre Zukunft sorgen und arbeiten; hier in diesem Land müßt ihr sklaven für andere Völker. Wenn du sagst: ich behalte doch meinen Frieden, meine Ehre, meine alten Tage? Nein! Wer will an alte Tage denken in diesem Deutschland, das nach solch wunderbarer und mühsamer Vergangenheit, nach so vielen edlen Mühen von Arbeitern, Bürgern, Soldaten und Fürsten, nach so glänzendem Aufstieg ... wohl über alle Völker ... ein Licht zu erleuchten die Welt ... so herunterkam ... ein Steckrübenland! ... Arm, mit Asche beworfen, ohne Zukunft! ... Laß sie uns Hunnen nennen! In Gottes Namen! Wenn wir nur siegen! Wenn wir siegen, werden unsere Kaufleute und unsere Seeleute lachend gegen die Brust schlagen: Hunnen sind wir ... jawohl! Das heißt: das tapferste und klügste Volk der Welt! Die Welt überfiel uns, weil wir uns in Reih und Glied der großen Völker stellen wollten, und wir ... wir schlugen die Welt! Laß sie uns Hunnen nennen! Gerne! Aber dies ... dies Leben ... dies Steckrübenleben durch hundert Jahre, Armut zur Rechten und Schmach zur Linken, und hinter uns England mit der Peitsche? Das ist nicht zu tragen..."

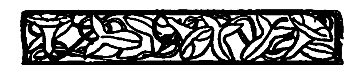
Nein, es ist nicht zu tragen, und wir haben auch keine Zeit mehr zu verlieren, mit nichts und mit niemand! Wir müssen durch! So, wie es der Kaiser, an dessen heiligem Friedenswillen auch der verstockteste Feind ehrlich nun nicht mehr zweifeln kann, auf den Rat der Obersten Heeresleitung befohlen hat. Damit die von einer Gilde verbrecherischer Glücksspieler und Blutsauger mit ihrem feilen Anhange ins Verderben gepeitschten Völker die Ruten, die sie zerfleischen, zerbrechen und ihren Peinigern ins Gesicht schleudern! Daß dieser höllische Wahnsinn endlich ein Ende nehme! Kein Pharisäertum. Aber das wissen wir: wir sind bis zur Selbstopferung gegangen, um den Krieg zu vermeiden, und gingen abermals bis zur Selbstopferung, um nur die Friedensglocken läuten zu hören. Jetzt haben wir nur noch an uns selbst zu denken.

Wir hätten früher ernster, verantwortlicher an uns selbst denken sollen und hätten damit auch den anderen mehr Opfer erspart, als — was nützt beschönigende Selbsttäuschung! — durch feige, selbstgefällige Sentimentalitäten oder auch ehrliche, aber verkrüppelte innere Gebundenheiten ohne Erlöserkraft aus blassen, körperlosen Begriffen. „Menschheit", „Europa", „Kultur" — man könnte gut noch ein halb Dutzend solcher einschläfernden Wahnvorstellungen herzählen — wo blieben sie, als wir, an ihren Altären verzweifelnd, hungrig nach ihnen haschten? Doch! Wir hatten ja die Worte in der Hand, fehlte — leider! — nur das geistige Band. Ein Narrenseil soll ja auch ein „Band" sein, und wenn wir „objektiv" denken, können wir's — als Objekte — in verzichtender Selbsterkenntnis als geistiges Band wohl gelten lassen. Man mißverstehe mich nicht: auch für mich liegen in diesen Begriffen hohe Ziele. Aber wir müssen sie erst sichten — erkämpfen. Kein Vernünftiger kündigt seine noch so dürftige Wohnung, um in ein Wolkenkuckucksheim überzusiedeln.

Bis zur Bewußtlosigkeit wird das Wort geleiert: „Und es soll am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen." Sehr schön, großartig. Aber zum Genesen-

lassen anderer gehört doch wohl die eigene heilausstrahlende Kraft. Wie soll der anderen helfen, der sich selber nicht helfen kann oder mag? —

Auch mit dem schönsten Nachruhm kann der Begrabene den Lebenden nichts nützen. Und ob der Nachruhm dann wirklich so sehr schön ist? Mehr dient der „Menschheit“, „Europa“ usw. wer sich selbst in seinem Hause, nach seiner Art, bei guter Gesundheit und einigem Wohlstande erhält. Dann erst kann er auch die anderen zu Gaste laden und ihnen sonst hilfreich unter die Arme greifen. Dafür sind sie dann allemal empfänglicher als für noch so große, erhabene und schöne ideologische Gebärden. „Wenn du aber gar nichts hast, — ach, so lasse dich begraben.“ Nach der Schönheit der Leiche fragt die Hyäne nicht.

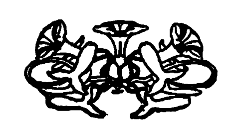


Der dritte Frühling · Von Maria Mathi

Alles Rauhe ringsumher
Hüllt sich ein in süßen Schimmer.
Was zum Grünen taugt nicht mehr,
Wärmt sich doch im goldnen Sonngeflimmer.
Amsel schlägt und Knospe schwillt
In granatverschonten Zweigen,
Und in jedes kleinste Schweigen
Tönt's wie Bächlein, draus der Frühling quillt.

Unsrer Seelen Wunderland
Ward zu Tag und Tat gerüttelt.
Soll des Lenzes lieblich Band
Sich vergebens mühn, wo Sturm geschüttelt?
Jedes Hälmchen, taubeschwert,
Lauscht dem leisen Lüftesingen;
Jedes Mücklein spannt die Schwingen —
Und wir wären solcher Lust nicht wert?

Winterlange Leidensnot
Sucht die Trosthand jetzt zu fassen.
Tage bang und blutigrot
Wollen wir der hellen Sonne lassen.
Schuld vergeht und Qual zerrinnt,
Will das Schöne uns betreuen —
Ja, wir öffnen uns dem Neuen,
Da wir, Schöpfer, deine Freunde sind!



Genug von Amerika!

Wilson" und „Amerika", das sind seit dem 1. Februar 1915 und erst recht seit dem 1. Februar 1917 die Schlagworte in dem weitaus größten Teil der deutschen Tagespresse. Und wir können Gott danken, daß die Maßnahmen zur Erhaltung und Verteidigung unseres Vaterlandes von der Obersten Heeres- und Flottenleitung, und nicht von dem, allem Anschein nach in Angst vor Amerika ersterbenden Gros der deutschen Journalisten getroffen werden.

Staatssekretär Zimmermann und selbst der Reichskanzler haben unsere unerschütterliche Entschlossenheit, keinen Schritt auf der betretenen Bahn zurückzuweichen, deutlich und oft genug ausgesprochen; was treibt also jetzt immer noch einen so großen Teil der Tagespresse zu diesem beinahe amerikanisch anmutenden Aufbauschen der Drohungen dieser uns doch eigentlich schon längst feindlich gegenüberstehenden Macht, mit ihrem hin und her pendelnden Friedens- und Prediger-Präsidenten? Man hat so viel von der Macht und dem Können der Presse gelesen, warum wendet sie diese beiden Dinge nicht in der einzig richtigen und jetzt möglichen Weise an?

Nicht nur, daß durch dieses ewige Geschreibsel und die aufregenden Reklameüberschriften die große Masse der daheim doch für die Erhaltung der Schlagkraft unserer Wehrmacht im Felde Arbeitenden in recht unangebrachter Weise beunruhigt und damit in ihrer Leistungsfähigkeit geschwächt wird, wirkt es andererseits auf die ruhig vorwärts Blickenden geradezu langweilig und als mindestens eine Geschmacklosigkeit.

Ein Glück ist es, daß trotzdem der weitaus größte Teil unseres Volkes sich durch dieses Geleier eines Teiles der Presse nicht beirren läßt, sonst würde der dadurch angerichtete Schaden beinahe eine Gefahr für unsere Sicherheit bedeuten.

Aber es wird wirklich Zeit, daß man diesen so wenig deutsches Empfinden und Verständnis zeigenden Leuten ein entschiedenes Halt gebietet. So geht es auf keinen Fall weiter. „Wilson spricht, Wilson spuckt, Wilson bewaffnet, Wilson bewaffnet nicht, Wilson fragt seinen ‚obersten Zusmenschen', Wilson fragt ihn nicht" —! Als wenn das uns etwas kümmern könnte, was ein amerikanischer Gerichtspräsident entscheidet. Er mag jetzt entscheiden, wie es ihm am meisten Freude macht oder recht dünkt. Nach dem Kriege werden andere Richter über die Gültigkeit und den Wert seiner Sprüche entscheiden. So war es einst im Falle der „Alabama" und so wird es wohl auch später wieder sein.

Die Zensur hat so manches Mal eingegriffen, wo wir es nicht verstehen konnten — — hier hätte sie Gelegenheit, die deutsche Rotstift-Industrie zu heben und eine wahrhaft vaterländische Tat zu begehen, wenn sie rücksichtslos gegen diese Wichtigmacherei und Aufbauscherei der von unseren Feinden in die Welt geschleuderten Schwindelnachrichten vorgehen würde. „Mehr Haltung, meine Herren, und auch mehr Zurückhaltung!" müßte sie diesen Leuten zurufen. Der Anfang könnte getrost bei W. T. B. gemacht werden.

Darin ist, so bitter schwer es mir fällt, dies auszusprechen, die englische Presse weit besser geschult, zeigt weit mehr journalistischen Takt und ist vor allem stets darauf bedacht, das hochzuhalten, was ihr „Land“ betrifft. Ein Wink der Zensur, und, soweit es für den Nutzen des Landes angebracht erscheint, marschiert die ganze britische Presse in einer geschlossenen Linie.

Gewiß, dazu gehört, daß wir unseren angeborenen deutschen Widerspruchsgeist gründlichst überwinden und mehr nachdenken lernen, daß wir es uns mehr, dreimal mehr überlegen, was wir schreiben, denn das einmal gedruckte Wort flattert nicht nur durch unser ganzes Land, nein, auch über die Grenzen durch die Gebiete der Neutralen bis in die Hände unserer Feinde.

Einem Northcliffe, Reuter und Havas kommt es jetzt sehr darauf an, durch seine sich täglich widersprechenden Meldungen den Eindruck, daß die Angst vor Amerika bei uns alles andere überragt, in der Welt immer mehr zu befestigen. Mußten wir es doch dieser Tage erleben, daß der Tod eines unserer deutschesten Männer wie ein nebensächliches Ereignis zurückgedrängt wurde gegenüber irgendeiner neuentdeckten Handlung Amerikas zugunsten Englands. Was wird wohl, muß man die Leitung solcher Zeitungen fragen, dem deutschen Volke näher gegangen sein, Graf Zeppelins Tod oder die schon in Tausenden von Redensarten abgedroschenen feindseligen Handlungen eines Wilson oder eines Lansing?

Wir haben Preiserhöhungen für den Bezug der Zeitungen und für Anzeigen wegen Papiermangels über uns ergehen lassen, aber sobald irgendeine neue Schwindelmeldung aus dem Lande der unbegrenzten Unmöglichkeiten kommt, herrscht kein Papiermangel; für dies Zeug sind stets ganze Zeitungsseiten da. Und doch gäbe es für dieses verschwendete Papier unsäglich viel Wichtigeres zum Füllen des Raumes.

Ich denke, wir kämpfen einen schweren Kampf um unser Dasein und wir müssen uns wehren gegen jeden, der helfen will, uns zu vernichten. Warum also den Schein von solcher Schwäche erwecken, die, Gott sei es gedankt, beim deutschen Volke überhaupt nicht vorhanden ist?



Sternentrost · Von Karl Frank

Die Nacht hat ihren Sternenschmuck
Ins Dunkel ausgestreut,
Und von des Tages dumpfem Druck
Aufatmet nun das Leid.

Und sucht den hellsten Stern sich aus,
Als wär's ein Rettungslicht,
Als wär's ein Freund, der von zu Haus
Und allem Lieben spricht.

Und das verirrte Herz blickt auf,
Wie auf den Weg gebracht,
Nur weil im wirren Zeitenlauf
Noch Sterne hat die Nacht —





Friedrich List, Deutschlands Retter

Mit Fug und Recht kann man es behaupten: hätte Friedrich List nicht gelebt, so wären die Engländer nicht in die Notwendigkeit versetzt worden, ihren Handelsneid mit diesem furchtbarsten aller Kriege zu stillen. Dessen wären sie überhoben worden, weil ohne Friedrich Lists Dazwischenkunft den Briten schon vor mehr als zwei Menschenaltern die Portugalisierung Deutschlands gelungen wäre. Würde List nicht auf dem Plane erschienen sein, so hätten die Briten, wie sie uns Gasanstalten errichteten, auch unsre Eisenbahnen gebaut, unsre Bodenschätze erschlossen, unsre Zeitungen beherrscht, unsre selbständige Industrieentfaltung verhindert und wirtschaftlich eine solche Obmacht über uns erlangt, daß wir dieser britischen Umklammerung, dieser friedlichen Durchdringung nimmer entronnen und entkommen wären. Für Albion war es damals wirklich schade, daß ihnen der weitblickende Staatsmann fehlte, der die ungeheure Gefahr ahnte, die Friedrich List verkörperte: die Gefahr von Deutschlands wirtschaftlichem Aufschwung! Hätten die Briten damals einen solchen Politiker gehabt, zugleich auch vom Schlage der heutigen Ehrenmänner, dann hätte er nur dafür zu sorgen brauchen, daß Friedrich List irgendwo in einem Gasthause unauffällig — vergiftet wurde: England war dann vor dem heutigen Deutschland gerettet. Damit ist aber auch ausgedrückt, daß Friedrich List, der den Deutschen das Schicksal der Portugalisierung durch England ersparte, in ein und demselben Atem nur mit Deutschlands allergrößten Heroen genannt werden darf: mit Armin und Luther, mit Friedrich dem Großen und Freiherrn vom Stein, mit Bismarck, Moltke und Hindenburg! Machen wir uns klar, welches Schicksal uns vor achtzig Jahren bevorstand!

Deutschland war noch überwiegend ein Ackerbauland. Noch gab es keinen nennenswerten Patentschutz. Erfinder und Erfindungen wanderten nach England, um drüben, im gelobten Lande der Technik, geeigneten Nährboden zu finden. Eher als in Deutschland hatte man drüben in allen möglichen Gewerben begonnen, mit Dampf zu arbeiten. Nicht nur durch den riesigen Kapitalzustrom aus Indien, sondern auch durch seine hochentwickelte Industrie war uns England gewaltig voraus. Schon im Jahre 1816 beschrieb Friedrich König, der zweite deutsche Gutenberg, der Erfinder der Schnellpresse in englischen Diensten, in gebundner Sprache, ein Poet der Technik, wie drüben bereits Eisenbahnen der Wagen lange Reihe befördern — wer dachte damals in Deutschland an das Verkehrsmittel der Schienenbahnen? Ein halbes Menschenalter später ging man in England dazu über, auf den Schienenbahnen das Pferd durch die Lokomotive zu ersetzen; rasch schuf sich England ein Netz von Bahnen, mit denen es seine Wirtschaftskräfte vertausendfachte, mithin seinen Vorsprung vor Deutschland noch vergrößerte. Gewiß hatte der edle Friedrich Harkort in Deutschland bereits den

Eisenbahnen das Wort gesprochen, selbst auch eine Versuchsbahn gebaut, — aber die Behörden wollten sich das Ding gar nicht einmal ansehen. Gewiß wäre mit der Zeit auch in andern Köpfen die Erleuchtung gekommen; aber bis dahin hätten die Briten ihren Vorsprung uneinholbar gemacht, hätten sie auch bereits ihren Fuß nach Deutschland gesetzt und hier die Führung der Industrie übernommen: vor dieser friedlichen Durchdringung aber hätte uns schwerlich jemand noch befreien können. Bewahrt mußten wir davor werden, und bewahrt wurden wir durch Friedrich List.

Den nämlich hatte ein empörendes Schicksal nach Amerika verschlagen. Drüben hatte er in wirtschaftlichem Neuland die ungeheure Bedeutung der Verkehrsmittel für die Volkswirtschaft erkannt. Im Yankeelande wurde ihm klar, was das neue Verkehrsmittel der Lokomotivenbahnen für die wirtschaftliche und weiterhin für die politische Gestaltung der Geschicke eines Landes besage. Mit erschütternder, stürmischer Wucht muß den feurigen Mann der Gedanke erfaßt haben: Welchem Schicksal geht Deutschland entgegen, wenn es jetzt, in der Stunde der Weltwende, verkehrstechnisch hinter England zurückbleibt, und welcher Blüte, welches Aufschwungs kann es gewiß sein, wenn es sich mit Schienensträngen, das heißt mit Nerven und Adern, von unabsehbarer Leistungsfähigkeit versieht! Unmittelbar aus eigner Erfahrung heraus mußte den edlen Mann diese Schicksalsfrage packen, mit fortreißen, — und von dem schönen Wege abbringen, auf dem er sich gerade befand: nämlich selber ein amerikanischer Krösus, ein Carnegie oder Rockefeller, zu werden. Hatte er sich ja doch selber eine Bahn nach einem von ihm entdeckten Kohlenlager angelegt, und stand nichts mehr im Wege, daß er, den man aus Deutschland hinausgeekelt und übers Meer getrieben hatte, nunmehr seiner heißgeliebten Familie eine goldne Zukunft baute! Mit Deutschland verbanden ihn damals nur noch bittere Erinnerungen und, wenn man will, auch noch ein Kind seines Geistes. Und dieses meldete sich jetzt mit klagender Stimme in seinem Gewissen an, in dem Gewissen eines Mannes, der von sich selbst ohne Phrase, ohne Lüge sagen konnte, daß ein unwiderstehlicher Drang seines Herzens ihn hinrisse, den Bedrängten und Unterdrückten beizustehen. Dieses Geisteskind war der Deutsche Handelsverein, aus dem sich weiterhin der Zollverein und noch später das neue Deutsche Reich entwickelte. Diesem Geisteskinde hatte List schon einmal seine Zukunft geopfert, eine Zukunft, die kein andrer als Friedrich List geopfert haben würde. Denn man bedenke wohl: er war mit 27 Jahren in Tübingen Professor der Staatswissenschaften geworden, er, der einstige Schultaugenichts, der kein Gymnasium durchlaufen, kein regelrechtes Hochschulstudium hinter sich hatte. Und trotzdem ließ er diese beneidenswerte, beneidete Stellung fahren, weil er sich nicht von seiner Behörde verbieten lassen wollte, im Auslande tätig zu sein, — Ausland, das hieß nicht Frankreich, nicht England, nicht Rußland, Ausland war damals Frankfurt a. M. für Schwaben, Thüringen für Preußen, Bayern für Baden, ein deutscher Bundesstaat für den andern! Im Dienste des deutschen Einheitsgedankens, bestrebt, erst einmal die Wirtschaftseinheit vorzubereiten, ließ List die Professur fahren, beging er wirtschaftlichen Selbstmord; denn der Handelsverein, den er gründete, brachte ihm nur Arbeit und Verdruß, aber keine Rente, — trotzdem wußte sich List im Dienste einer vaterländischen Sache, die den Verlust einer Professur überwog. Der Kampf mit den Bureaukraten hatte ihn dann zu einer Festungsstrafe und weiterhin zum Verlassen Deutschlands geführt. Glänzend war seine Stellung in Amerika: mit den ersten Größen des Landes verkehrend, als Volkswirt berühmt und geachtet, wirtschaftlich einer glänzenden Zukunft entgegengehend, begeht er jetzt den zweiten wirtschaftlichen Selbstmord: von der erdrückenden Wucht der Idee gepackt, daß er, nur er, den Deutschen etwas zu sagen habe, das ihre Zukunft verbürgt, — von dem Gedanken getrieben, daß kaum zum zweiten Male sich, wie bei ihm gerade, die neue Einsicht und der gute, opferbereite Wille finden werde, von der Hoffnung gelockt, daß mit Hilfe des neuen Verkehrsmittels der Eisenbahnen auch sein Geisteskind in Deutschland, die Anbahnung der wirtschaftlichen Einigung, Riesenschritte vorwärts machen und zur politischen Einigung führen

werde, — verspielt List zum zweiten Male sein Glück, verläßt er Amerika und kommt mit der Würde eines amerikanischen Konsuls nach Deutschland zurück. Es ist bitter genug für uns heute, daß unser damaliger Retter, um gegen das Bureaukratengeschmeiß überhaupt in Deutschland Eingang zu finden, als amerikanischer Konsul sich gewissermaßen einschmuggeln mußte! Und nun beginnt er in rastlosem Wirken, mit dem Feuer des Wortes und der Allgegenwart der Schrift, die Notwendigkeit zu predigen, Eisenbahnen zu bauen, Industrien zu entwickeln, nicht hinter England zurückzubleiben! Am 24. April 1837, also gerade vor achtzig Jahren, wurde, dank Lists Betreiben, die erste Teilstrecke der Bahn Leipzig—Dresden eröffnet. Aber während nun der unermüdliche Mann Gesellschaft auf Gesellschaft für Eisenbahnbauten ins Leben rief, während er den Nährboden schuf, auf welchem die Industriefürstentümer der Krupp Borsig, Hendschel, Maffei, kurz die großen Werke aufblühten, die durch die Eisenbahnen ungeheure Bestellungen erhielten, blieb der Schöpfer all dieses Reichtums — bettelarm. Nicht einmal einen annehmbaren Direktorposten gönnte man ihm. Fordern durfte er nicht, um nicht sogleich in den Verdacht gebracht zu werden, er betreibe seine Wirksamkeit für die Eisenbahnen, nur um sich selber dabei in die eigne Tasche zu wirtschaften. Und es darf nicht unausgesprochen bleiben: die verschiedenen Eisenbahngesellschaften, die List zu unendlichem Danke verpflichtet waren, haben sich gegen ihren Wohltäter schnöde, undankbar, geradezu treulos benommen. War nun schon diese Tätigkeit nervenaufreibend, so nahm das Reden, Reisen, Schreiben, Anfeuern und Einpeitschen auch dann nicht ab, als List die Eisenbahnsache sich selber überlassen konnte. Denn nunmehr galt es den ernstlichen Kampf gegen England, welches seine Agenten an die deutschen Höfe schickte, um auf Beseitigung der Zölle für Textil- und Eisenwaren hinzuwirken. Heuchlerisch großmütig wollte Albion seine Zölle auf Getreide, Holz, Spielwaren und sonst ein paar Kleinigkeiten herabsetzen, dafür sollte der Schutz der deutschen Industrie zugunsten Englands preisgegeben werden. List begriff die ungeheure Gefahr. Gerade die größten Bundesstaaten waren im Begriff, auf den englischen Leim zu kriechen; lag ja doch die Entscheidung bei Bureaukraten, die auch damals so wenig wie heute vom Wirtschaftsleben etwas verstanden. Und den Bureaukraten standen die Beamten der Gelehrsamkeit, die Professoren, zur Seite, — auch bei der Agitation für Eisenbahnen hatte List diese Herrschaften gegen sich gehabt. Man verleumdete ihn als bezahltes Werkzeug der Fabrikanten, ihn, der immer unter eignen Geldaufwendungen, unter eignen Gefahren, unter Vernachlässigung seiner Interessen in Amerika die Fabrikanten auf ihren eignen Nutzen aufmerksam machte und sie durch seine Zeitungs- und Zeitschriftenartikel zum Zusammenschluß brachte. Inmitten dieser Verdächtigungen, unter denen gerade ein so hochherziger, edler Mann wie List bitter gelitten haben muß, war es eine Genugtuung für ihn, daß die Veröffentlichung eines englischen diplomatischen Aktenstückes gerade ihn als denjenigen bezeichnete, der den englischen Plänen am meisten entgegenarbeite, der im Solde der Fabrikanten die deutsche Presse und zumal di süddeutschen Regierungen mit Erfolg leite. Gibt es vom heutigen Standpunkt ein besseres Zeugnis als diese englische Auslassung? Müssen wir es heute nicht List zum höchsten Ruhme anrechnen, daß man ihn damals des Engländerhasses beschuldigte und er darauf die Antwort geben konnte, er hasse nur die englische Handelstyrannei, die alles allein verschlingen, keine andre Nation aufkommen und gelten lassen und überdies uns noch zumuten wolle, wir sollten die von englischer Habsucht fabrizierten Pillen als reines Produkt der Wissenschaft oder gar als Philanthropie verschlucken?

Man muß diesen Kampf Lists gegen englische Durchtriebenheit des genaueren nachlesen, man muß verfolgen, mit welchem Prophetenblick er die weitere wirtschaftliche Entwicklung vorausschaute, wie er das Bündnis Frankreichs mit Rußland kommen, die Rolle der Eisenbahnen im Kriege sich gestalten, kurz das Leben werden sah, wie es heute, nach mehr als zwei Menschenaltern, geworden ist, man muß sein Eintreten für eine starke Flotte beachten, um mehr und mehr vor der gewaltigen Sehergröße dieses Mannes zu staunen. Und welch

ein Opfer der geistvolle Mann seinem — leider nicht dankbaren — Volke gebracht hat, das ermißt sich noch nicht genügend aus seinem Verzicht auf seine Tübinger Professur, seinem Verzicht auf die Entwicklung zum amerikanischen Krösus, seinem Verzicht auf glänzende Stellungen, die man ihm auch in Frankreich und in Ungarn anbot, nein, es muß dabei noch veranschlagt werden, wie unsäglich martervoll für einen geistvollen Mann die ewige Wiederholung fast derselben Beweisgründe, derselben Predigten, derselben Mahnungen ist: ein Feuerkopf zwang sich hier selber, in immer neuen Formen jahrelang immer dasselbe zu sagen, um die Deutschen über ihren wahren Nutzen aufzuklären. Wer war damals Deutschlands größter Staatsmann? Kein Minister, kein Fürst, sondern der Mann aus eigner Kraft, der Nichtbeamte, der einstige Sträfling, das Opfer der Bureaukratie, Friedrich List! Wer heute sein Leben liest, gerade unter den lehrreichen Eindrücken des Weltkrieges und der englischen Verbrecherpolitik, der muß es geradezu als schnöden Undank empfinden, will man Stein und Bismarck nennen, ohne im gleichen Atem List als den zu bekennen, dem die deutsche Einigung, obwohl er nur als Journalist tätig war, nicht Geringeres verdankt. Rein, lauter, uneigennützig, opferbereit, so steht er vor der Geschichte. Daß ihm, mit den Worten des amerikanischen Nationalökonomen Carey zu reden, das „dankbare" Vaterland schließlich das Pistol in die Hand drückte, um den Qualen eines aufreibenden Daseins und den Sorgen um seine eigne finanzielle Zukunft ein Ende zu setzen, — daß ihm bis heute noch nicht die gebührende Ehre in den Geschichtsbüchern und Schulleitfäden zuteil geworden, daß wir noch nicht einmal eine große, vollständige Ausgabe seiner Schriften besitzen, das ist eine Schmach, die auf jedes ehrlichen Deutschen Wangen brennen sollte. Damit unkundige Leser aber nicht glauben, die hier vertretene Ansicht sei etwa neu, so sei darauf hingewiesen, daß Männer wie Dühring und Jentsch sowie bedeutende ausländische Nationalökonomen das Verdienst Lists voll in dem gleichen Sinne gewürdigt haben. Jetzt aber, durch den gegenwärtigen Krieg, wächst Lists Gestalt ins Gigantische.

Dr. Georg Biedenkapp

Monroedoktrin und Weltpolitik

Durch den Abbruch der diplomatischen Beziehungen Amerikas zu Deutschland ist die allgemeine Aufmerksamkeit von den Vorschlägen, die Präsident Wilson in seiner Ansprache an den Senat über die Grundlagen eines dauernden Friedens der Kulturwelt machte, abgelenkt worden. Dennoch ist es gerade jetzt, wo Amerika sich anschickt, auch mit kriegerischen Mitteln dahin zu wirken, daß die Monroedoktrin zu einer Doktrin für die ganze Welt erhoben werde, angebracht, zu untersuchen, was hinter dieser Lehre und den Bestrebungen ihrer modernen Verfechter in den Vereinigten Staaten steckt. Es wäre auch irrig, anzunehmen, daß die Absichten, denen Wilson in jener Ansprache mehr oder weniger offen Ausdruck gab, durch den uneingeschränkten Tauchbootkrieg wesentlich beeinträchtigt worden seien. In Wirklichkeit verfolgt Wilson mit teilweise anderen Mitteln heute noch genau dasselbe Ziel wie damals: die Organisierung einer „Friedensliga" zur Sicherung des amerikanischen Friedens gegen diejenige Macht, von der diesem in Zukunft Gefahr droht: gegen Japan. Auch Deutschland soll immer noch dafür gewonnen werden. Man bewaffnet in Amerika Handelsdampfer gegen Deutschland, aber man baut Kriegsschiffe, häuft Munition auf und trifft Vorbereitungen für die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht gegen Japan. Und wenn man mit Hilfe Englands China dazu gebracht hat, die Beziehungen zu Deutschland ebenfalls abzubrechen, so bedeutet auch das vorwiegend ein Mittel, um ungestörter der Republik der Mitte das Rückgrat gegen das Mikadoreich zu stärken. Inzwischen soll natürlich Deutschland so lange in die Enge getrieben werden, bis es sich dazu entschließt, sich der angelsächsischen Weltordnung einzufügen. Das ist die unumgängliche Bedingung für Deutschland, damit es der

Ehre gewürdigt werde, die angelsächsische Weltherrschaft gegen die „gelbe Gefahr" zu schützen. Inzwischen glaubt man die politische oder wirtschaftliche, besonders finanzielle Rückständigkeit der gelben Mächte unbedenklich zur Zähmung des widerspenstigen Deutschtums mißbrauchen zu können, obgleich man gerade dadurch uns unter Umständen zwingt, die Hilfe der Gelben in Anspruch zu nehmen, um deutsche und allgemein europäische Kulturwerte vor einer verflachenden Anglisierung und Amerikanisierung zu bewahren.

Wilson bezog sich in seiner Ansprache an den Senat nicht nur auf die Lehre Monroes, sondern auch auf die Warnung Washingtons vor „verwickelnden Bündnissen", aber wenn er von Europa erwartet, daß es sich die politischen Grundsätze Washingtons und Monroes zu eigen mache, so darf Europa fragen, ob die Völker Amerikas zu jenen Lehren zurückkehren wollten, soweit sie sich davon entfernt haben. Die ersten Präsidenten der Union waren nicht nur darum besorgt, daß die Neue Welt vor politischen Einmischungen europäischer Regierungen bewahrt bleibe, nachdem auch die südamerikanischen Ansiedlungen ihre Freiheit erkämpft hatten, sie waren zugleich bemüht, in der amerikanischen Menschheit den Willen zu wecken und zu stärken, sich um die politischen Händel der Alten Welt nicht zu kümmern, sondern sich ausschließlich der Nutzbarmachung der unermeßlichen natürlichen Reichtümer der Neuen Welt zu widmen.

Wie die modernen kapitalistischen Staaten Europas, so sah sich aber auch die verhältnismäßig erst dünn bevölkerte Union schon vor dem Kriege längst auf eine fieberhafte Industrie-Ausfuhrpolitik angewiesen. Wie hätte die Monroelehre davon unberührt bleiben können! Ganz selbstverständlich wurde sie für den amerikanischen Industrialismus zu einem Mittel, den europäischen Ausfuhrindustrien erstens den Bezug amerikanischer Rohstoffe und zweitens den Wettbewerb auf amerikanischen Märkten möglichst zu erschweren. Heute gilt es für die amerikanische Geschäftswelt als etwas Selbstverständliches, daß die Monroelehre dazu da ist, ihre Monopolrechte auf die Ausnützung der natürlichen Reichtümer eines ganzen Weltteils zu sichern. In ähnlicher Weise wie vorher in der Union selbst legte nordamerikanisches Kapital mehr und mehr in den „Schwesterrepubliken" Beschlag auf Boden und Bodenschätze. Schon vor zehn Jahren konnten die Londoner „Times" eine Klage aus Argentinien veröffentlichen, wonach dort der nordamerikanische Fleischtrust die Erzeugung und Ausfuhr von Fleisch und anderen Lebensmitteln bereits so unumschränkt beherrsche wie in den Vereinigten Staaten. Die Politik der Washingtoner Regierung mußte sich dieser Wandlung wohl oder übel anpassen. Ihr Panamerikanismus artete in eine Dollardiplomatie aus, die den Dollar bei seiner friedlichen Durchdringung kapitalschwacher mittel- und südamerikanischer Republiken unterstützte und förderte. Was Wunder, daß sich in der Union in manchen Köpfen bald auch ausgesprochene Eroberungsabsichten auf die Schwesterrepubliken entwickelten! Anfang 1904 erklärte Professor Shephardson: „Von der Angliederung Panamas bis zur Herrschaft über Kostarika ist nur ein kurzer Schritt. Auch in Nikaragua fordern die amerikanischen Interessen unsere Regierung schon auf, sich tätiger um ihre Wohlfahrt zu bemühen, und entspricht sie diesen Bemühungen, so wird die Angliederung Nikaraguas folgen. Honduras und Salvador können dem Drucke der Ereignisse nicht lange widerstehen, und auch über diese Länder wird sich die Herrschaft der Vereinigten Staaten erstrecken. Die Angliederung Mittelamerikas aber wird es möglich machen, auch Mexiko anzugliedern. Schon haben die amerikanische Industrie und amerikanisches Kapital die Eroberung der großen Republik im Süden von uns begonnen, und die Politik kann das von ihnen begonnene Werk vollenden." Mochten solche ausgesprochen imperialistischen Stimmen auch vereinzelt bleiben, so riefen die tatsächlichen panamerikanischen Bestrebungen der Nordamerikaner jedenfalls mit der Zeit wie in Mexiko und ganz Mittelamerika auch in Südamerika immer stärkere Abneigungen gegen die „Monroelehre" hervor. Im „Berliner Tageblatt" vom 22. März 1913 erschien ein Aufsatz von dem Staatsrechtslehrer und Professor der südamerikanischen Geschichte an der Yale-Universität, Dr. Bingham, einem Rechtslehrer und

Archäologen von Weltruf, worin es u. a. hieß: „Der Panamerikanismus interessiert nicht mehr in Südamerika; die Zeitschriften und Zeitungen erwähnen ihn nur selten ... Vom Standpunkte des Südamerikaners ist die Monroelehre in ihrer heutigen Gestalt nicht nur eine Last, sondern auch eine Beleidigung, die wir allerdings nur begehen, weil wir die Verhältnisse in Südamerika nicht kennen. Wir haben uns die Rolle des älteren Bruders mit dem Stecken zugelegt, die einmal Berechtigung hatte, heute aber ganz überflüssig geworden ist."

Die Monroelehre hat sich als wirksam genug erwiesen, amerikanische Gebiete, die von europäischer Herrschaft befreit worden waren, vor neuer Einmischung durch europäische Mächte zu bewahren; sie wird sich vielleicht auch als wirksam genug erweisen, einen Zustand herbeizuführen, dem, wie Roosevelt einmal behauptete, jeder Amerikaner „sehnsüchtig" entgegensieht: wo kein Fußbreit amerikanischer Erde mehr in europäischem Besitze wäre. Wenn sie aber Rechte geltend zu machen verstand, die sie in Anspruch nahm, so hat sie die Pflichten stark vernachlässigt, die sie ausdrücklich übernahm, oder die aus ihren Erklärungen ohne weiteres abgeleitet werden konnten. Die leitenden Staatsmänner der nordamerikanischen Union haben sich regelmäßig auf sie berufen, wenn sie den „Schwesterrepubliken" gegenüber politische Maßnahmen ähnlicher oder derselben Art ergriffen, wie die, vor denen sie sie gegenüber den europäischen Mächten schützen sollte. Indem sie von der falschen Voraussetzung ausging, daß die amerikanische Umwelt den europäischen Einwanderer zu einem von Grund aus neuen Wesen umzugestalten vermöchte, beging sie den Irrtum, die Neue Welt für immer vor den politischen Lastern der Alten bewahrt zu glauben, wenn nur die europäischen Staaten die Entwicklung der freien Ansiedlungen in Amerika nicht störend beeinflussen würden. Tatsächlich ist viel zu rasch in dem amerikanisierten Europäer immer und überall wieder der europäische Adam durchgeschlagen. Nicht nur besteht zwischen der Kultur Europas und der Amerikas auch nicht im entferntesten ein Abgrund wie etwa zwischen der europäischen und der chinesischen, die in jahrtausendelanger Absonderung ihre eigenen Wege gehen konnte, sondern viele der jungen amerikanischen Staatswesen, vor allem die nordamerikanische Union selbst, kranken schon an all den sozialen Übeln, an denen die europäischen Staaten ohne grundstürzende Neuerungen zugrunde zu gehen drohen. Der amerikanische Kapitalismus ist kein anderer als der europäische, nur gewaltiger, amerikanischer, und es ist ein Exportindustrialismus derselben Art, der die Politik der Regierung der Vereinigten Staaten mehr und mehr in imperialistische Bahnen treibt, wie der europäische, gegen dessen politische Auswirkungen sich die Monroelehre schon richtete. Die Monroelehre ist für die nordamerikanische Union aus einem Mittel zur Abwehr europäischer politischer Einmischung zu einem Mittel der Monopolisierung der natürlichen Reichtümer eines ganzen Weltteils geworden; liegt der Verdacht so fern, daß den Nordamerikanern eine zur Doktrin der Welt erweiterte Monroedoktrin nicht mit der Zeit als Mittel dienen würde, das Trustsystem auf die ganze Weltwirtschaft zu übertragen und sich dadurch möglichst alle Völker tributpflichtig zu machen?

Otto Corbach



Die Vlamen

Dem nachstehenden Aufsatze von Professor Dr. G. v. Schulze-Gävernitz in der „Vossischen Zeitung" wünscht der Türmer weiteste Verbreitung. Die vlamische Frage kann von uns nicht ernst genug genommen werden; sich und andere über sie mit den einfachsten Mitteln auf kürzestem Wege zu unterrichten, bietet der Aufsatz eine dankbar wahrzunehmende Gelegenheit:

Wer dem belgischen Problem nachzudenken versucht, muß von der entscheidenden Tatsache ausgehen: Das Belgien von heute ist keine völkische Einheit. Seine Einheit ist vielmehr

ein neuzeitiges Gemächte des diplomatischen Ränkespiels zwischen England und Frankreich. Im Hintergrunde liegt die Haus- und Heiratspolitik des burgundischen Fürstengeschlechtes, welches gegen Ausgang des Mittelalters die niederrheinischen Gebiete vereinheitlichte. Nachdem 1579 die nördlichen Niederlande sich losgerissen hatten, verfiel der Rest als spanisch-österreichische Niederlande einem geschichtslosen Stilleben. Aber erst am 11. Januar 1790, als auf den Anstoß des Bastillensturmes hin die aufständigen Brüsseler „die vereinigten Staaten von Belgien" ausriefen, wurde der Name „Belgien", der seit den Tagen der Römer lediglich eine gelehrte Anwendung gehabt hatte, zu einer staatsrechtlichen Bezeichnung. Zunächst übrigens von kurzer Dauer, da im November desselben Jahres die Österreicher zurückkehrten. Erst mit dem Jahre 1830 trat ein Staat „Belgien" in die europäische Staatenfamilie ein.

Der belgische Staat, wie er seit 1830 besteht, vereinigte in sich zwei Nationen, welche auseinanderstreben: Wallonen und Vlamen; davon 1910 etwa 4 Millionen Vlamen und 3,3 Millionen Wallonen. „Belgier" im eigentlichen Sinne des Wortes sind zunächst die Beamten, welche vom belgischen Staate leben, unter ihnen einige hervorragende Geschichtsprofessoren, wie Professor Pirenne in Gent, der die „belgische Volksseele" predigt. „Belgier" sind außerdem die verwelschten Brüsseler, die „Beulemans", über deren französische Sprache und Sitte die Pariser spotten; „belgisch" ist die Lebewelt, die kapitalistische und intellektuelle Oberschicht, vlamisch ist selbst in Brüssel das arbeitende Volk.

Alles dieses hat niemand schärfer hervorgehoben als der wallonische Sozialist und Abgeordnete Destrée, in seinem Brief an den König 1913: „Es gibt keine belgische Nation. Die Verschmelzung der Vlamen und Wallonen ist nicht zu wünschen, und wünscht man sie dennoch, so bliebe sie ein frommer Wunsch. Beide, die Vlamen und Wallonen, haben Sie zum Könige, Sire, aber diese politische Lebensgemeinschaft genügt noch lange nicht, um sie einander näher zu bringen; ein vlamischer Bauer und ein wallonischer Arbeiter hegen Abneigungen und Zuneigungen, die sich gegenseitig abstoßen."

Wallonien ist sprachlich wie kulturell ein Stück Frankreichs. Immerhin besteht ein Unterschied zwischen dem ganz französischen Hennegau, dessen Intelligenz wie sozialistische Arbeiterschaft durchaus nach Paris neigt, und dem Lütticher Lande mit seiner ganz deutschen Vergangenheit. Vorzeiten war Lüttich sogar einmal (unter Notker) der Mittelpunkt des wissenschaftlichen und literarischen Lebens im Deutschen Reich. Später war Lüttich als Mitglied des westfälischen Kreises dem Deutschen Reich auf das engste verwachsen, während die übrigen Niederlande als burgundischer Kreis mit dem Reich in lockerer Verbindung standen. Heute weist die großindustrielle Provinz Lüttich eine starke vlamische Einwanderung auf und besitzt außerdem von alters her einige hochdeutsche, neuerdings durch Zuwanderung verstärkte Bestandteile.

Anders dagegen die Provinzen Hennegau und Namur, während die ebenfalls wallonische Provinz Luxemburg als dünn besiedeltes Waldland völkisch überhaupt nicht in Betracht kommt. Der Wallone von Charleroi und Namur unterscheidet sich in nichts von dem Franzosen in Maubeuge oder Valenciennes. Der Wallone liebt Belgien nur insoweit, als Belgien ein „Abbild Frankreichs" ist. An den belgischen Staatszusammenhang glaubt er nur so lange, als er durch denselben sein eigenes Herrschaftsgebiet über seine Sprachgrenze hinaus auszudehnen hofft. Nicht minder betrachtet der Franzose Wallonien als „eine keltische Heimstätte, französischen Geistesbezirk, das Vaterland gemeinsamer Vorfahren, als Vorposten der durch römische Zucht geformten und durch das Genie der Mittelmeergegend befruchteten Nationen".

Dagegen sind die Vlamen zwar nicht Deutsche, aber die den Deutschen zunächst Verwandten aller Germanen. Als der vorgeschobenste Westposten der Germanen sind sie der lateinischen Überflutung am meisten ausgesetzt. In der Geschichte Flanderns spiegelt sich daher seit einem Jahrtausend das wechselnde Kräfteverhältnis zwischen Romanen und Germanen, ohne bisher zu einer schiedlich-friedlichen Auseinandersetzung nach der Sprachgrenze geführt zu haben.

Ihrer Abstammung nach sind die Vlamen Salfranken, die ersten in die europäische Geschichte dauernd eintretenden Westgermanen, wie denn auch das erste deutsche Gesetzbuch, die Lex Salica, vlamischen Ursprungs ist. Vlandern war vielfach Auswanderungsland, aber niemals Einwanderungsgebiet, und ist daher noch heute rein germanischen Blutes, selbst in den verwelschten Großstädten. Unter französischem Schein und Schick ist die „Brüsseler Pariserin" germanisch blond und breit, und in dem ländlichen Flandern ist auch heute noch der Rubenssche Frauentypus der Lebensfülle und des Gebärwillens nicht ausgestorben. Das vlamische Volk ist kulturfern, aber unverbraucht; der Bauer stumpf und Analphabet, aber er besitzt einen hohen völkischen Wert als Quelle naturnaher Volkskraft.

Das vorherrschende Pachtsystem wirkt rückständig auf den Ackerbau wie auf die Kulturlage der Bauern: „Der Bauer darf keinen besseren Rock anziehen, sonst wird er gesteigert." In klugen Köpfen ist der Gedanke einer Ablösungsgesetzgebung erwacht, die der vlamische Bauer von Deutschland erhofft. Der Grundeigentümer, ein urbanisierter „Baron", ist völlig verwelscht. Er spricht mit den deutschen Okkupanten, wenn Französisch abgelehnt wird, lieber hochdeutsch als die verachtete Bauernsprache, die er für seine Dienstboten und Pächter vorbehält. Die rohe, aber massige Volkskraft des Vlamen kam bisher den Franzosen und Wallonen zugute, welche die einwandernde vlamische Unterschicht aufsogen. Daher die Kraft des französischen Nordens. So ist Lille tatsächlich eine verwelschte Vlamenstadt, in der noch heute Tausende vlamisch sprechen.

Die Volkskraft Flanderns zeigt sich insbesondere in seiner hohen Geburtenziffer. Auf meinen Fahrten im Gebiete des Marinekorps (Westflandern) traf ich allenthalben in den Dörfern Familien von 12, 16 und mehr Kindern. Der Bevölkerungsüberschuß ist um so mehr zur Auswanderung und Wanderarbeit gezwungen, als das vorherrschende Pachtsystem die landwirtschaftlichen Betriebsgrößen zusammenhält und den Nachgeborenen keine ländliche Unterkunft bietet. Die durchschnittliche Fruchtbarkeitsziffer der vlamischen Gebiete (Geburten auf 1000 Frauen im fortpflanzungsfähigen Alter) war 1900 267, in den wallonischen Gebieten dagegen nur 161. Dieselbe Ziffer lag in den einzelnen vlamischen Arrondissements zwischen 308 und 218, in den wallonischen dagegen zwischen 220 und 114. Die Zahl der Geburten pro 1000 Einwohner ist von 1880 bis 1906 gesunken, in der Provinz Lüttich um 6,2, in Hennegau um 5,01, dagegen gestiegen in Ostflandern um 0,9, in Westflandern sogar um 2,2, — eine in Westeuropa unerhörte Erscheinung. In einzelnen Bezirken Walloniens übersteigen dagegen die Todesfälle die Geburten und ergibt sich damit, wie vielfach in Frankreich, eine abnehmende Bevölkerung. Katholische Organe behaupten, daß das Eindringen der französischen Sprache und Ideen die hohe Geburtenziffer Flanderns herabdrücke. (Vergleiche hierzu: Vandersmissen, „Reform Sociale" vom 1. Okt. 1908, S. 389—398.)

Die vlamische Sprache war im Mittelalter ein deutscher Volksdialekt: „Dietsch". Sachsen und Schwaben standen sich sprachlich gewiß nicht näher, als beide den Vlamen. Die vlamische Sprache verselbständigte sich erst durch Annahme der niederländischen Schriftsprache, welche im 17. Jahrhundert an Hand der Bibelübersetzung der Generalstaaten entstand.

Diese Schriftsprache als Trägerin der Kultur und als Ausdruck der Volksseele ist ein geschichtliches Gebilde, welches heute feststeht. Nie und nimmermehr lassen sich aus Vlamen Hochdeutsche machen, und gerade in der Eigenart hochdeutschen und niederdeutschen Volkstums besteht der Reichtum deutschen Wesens. Am ehesten wäre eine Annäherung auf dem Gebiete der Rechtschreibung denkbar, was die gegenseitige Erlernung der beiden Sprachen erheblich erleichterte. Dagegen ist das Hochdeutsche diejenige der großen Weltsprachen, welche der Vlame am schnellsten, in wenigen Monaten, erlernt, während er zum Französischen Jahre braucht und es auch dann nur selten voll beherrscht. Sicherlich wird dem Bauernkinde aus Glarus oder Simmenthal die Erlernung der hochdeutschen Sprache nicht leichter als dem von der Leie oder Yser. (So Franz Jostes: Die Vlamen, Münster 1915.)

Es ist geradezu erstaunlich, wie schnell sich die Bevölkerung unseres Okkupationsgebietes an das Lesen deutscher Zeitungen gewöhnt hat. Sein eigenstes Interesse weist den Vlamen auf das Hochdeutsche als „internationale Sprache“. In einem von französischem Einfluß befreiten Flandern wäre daher die Aufgabe der Volksschulen die Erlernung der niederländischen Sprache, die heute nur wenige gebildete Vlamen fließend beherrschen, wozu dann in den Mittelschulen als zweite Sprache an Stelle des Französischen das Hochdeutsche träte. Die große soziale Bedeutung dieser Reform liegt auf der Hand: die fremde Sprache, in der sich bis heute alles öffentliche Leben in Belgien vollzieht, ist ein Hindernis des Aufstiegs der breiten und ungelernten Unterschichten.

Die vlamischen Volksdialekte stehen den hochdeutschen vielfach näher als die niederländische Schriftsprache. Unsere Soldaten verständigen sich, soweit sie plattdeutsch sprechen, glatt mit den vlamischen Bauern, aber auch der brave württembergische Ulan, mit dem ich einige Zeit das Quartier teilte, gelangte in einigen Wochen zur Verständigung mit seinem Quartierwirt — schneller mit dessen „Deern“. Insbesondere lernt der weibliche Teil der Bevölkerung das Hochdeutsche schnell, „um gebildet zu erscheinen“. Die Verordnung des kommandierenden Admirals, wonach im behördlichen Verkehr des Marinekorps nur Vlamisch oder Deutsch angewandt wird, stieß in ihrer Durchführung auf keine erheblichen Schwierigkeiten. Der Bauer hat sich hier mit den deutschen Soldaten völlig eingelebt, die er als „brave Mannen“ bezeichnet, und der Deutsche empfindet sich hier auch gewiß nicht in erobertem Feindesland. Die vlamische Sprache ist in mancher Hinsicht reicher an altertümlichen Formen und reiner von Fremdworten als unsere hochdeutsche Sprache. Der Hochdeutsche kann ihr manche Verdeutschung entlehnen und sich durch Kenntnis des Vlamischen seiner eigenen Art bewußter werden. Als Beispiele solcher möglichen Verdeutschung führe ich an: Schauburg — Theater, Belang — Interesse, Denkbild — Idee, Geneskunde — Medizin, Hochlehrer — Universitätsprofessor; fremdartig zunächst: Stelsel — System, Beginsel — Prinzip usw.

Wenn die Verwelschung auf dem platten Lande gering ist, so gebührt hierfür auch ein Dank der überwiegend vlamisch gerichteten, dereinst gut österreichisch gesinnten Landesgeistlichkeit, unter welcher bedeutende Volksdichter erblühten, so ein Guido Gezelle, ein Hugo Verriest. Auch bei den Jesuiten und Franziskanern hat das Vlamische neuerdings warme Fürsprecher gefunden; verwelscht dagegen ist die Oberschicht, Großkapital wie Episkopat, Beamtenschaft wie Landadel. Je mehr der flüchtige Reisende dem Genuß und dem Luxus nachgeht, um so mehr bleibt ihm, insbesondere in der Hauptstadt, der vlamische Unterton des Volkslebens unhörbar. Trotzdem kann selbst in Brüssel das deutsche Kommandanturgericht 90 v. H. aller Fälle in vlamischer oder hochdeutscher Sprache erledigen. Die Arbeiterkinder der Brüsseler Unterstadt singen noch heute niederdeutsche Verslein.

Die Sprachgrenze ist in gewisser Hinsicht wichtiger als die Staatsgrenze, denn sie ist die Grenzlinie zwischen germanischer und romanischer Welt, zwischen Mittel- und Westeuropa. Diese Sprachgrenze liegt seit dem 5. Jahrhundert unbeweglich fest, seit damals die von Norden und Osten vordringenden Salfranken in dem Kohlenwalde (silva carbonica), der das ganze südliche Belgien bedeckte und von romanisierten Kelten spärlich besiedelt war, ein undurchdringliches Hindernis fanden. Sie wichen diesem Hindernis von Osten nach Westen längs der Seeküste aus. So läuft heute wie damals die Sprachgrenze zwischen Germanen und Romanen scharf und fast gradlinig von Roubaix nach der Südwestecke von Holländisch-Limburg. Die einzige Sprachinsel bilden die 300000 französisch sprechenden Brüsseler.

Die Sprachgrenze springt in der Gegend von Hazebrouk nach Frankreich über, wo im Hinterlande von Dünkirchen noch 200000 bis 300000 Seelen vlamisch sprechen. Noch im 14. Jahrhundert ging das vlamische Sprachgebiet weit nach Westen bis über Calais hinaus. Calais war damals, ehe es englisch wurde, niederdeutsch und ein Mitglied der deutschen Hansa. Die Verwelschung begann mit Ludwig XIV., aber erst der Konvent erzwang das Französische

als „die Sprache der Freiheit" für alle Äußerungen des öffentlichen Lebens. Neuerdings ist in Frankreich das Vlamische stark rückgängig, seitdem es auch die Unterstützung der Kirche verloren hat. Das vor wenigen Jahrzehnten noch ganz vlamische Dünkirchen soll heute im wesentlichen verwelscht sein. Immerhin besitzt Flandern auch noch heute hier seine Irredenta, ein geschlossenes vlamisches Sprachgebiet, dessen Befreiung schon 1871 und heute wieder von den zielbewußten Vlamen gefordert wird. (So die „Vlaam'sche Post" vom 14. u. 15. November 1915.) Wenn der Franzose auf Grund des Nationalitätenprinzips die Herausgabe des französisch sprechenden Teiles von Lothringen verlangt, so steht dem die Forderung der Vlamen nach Dünkirchen und Hinterland gegenüber, wobei es sich etwa um die gleiche Ziffer Fremdsprachiger handelt.

Ohne auf die politischen Folgerungen der dargelegten Tatbestände einzugehen, überlasse ich solche dem Leser und der Entwicklung des Weltkrieges. Früher oder später werden die völkischen „Urphänomene" sich zu politischer und wirtschaftlicher Verkörperuug durchringen, nachdem sie durch die „vlamische Bewegung" über die Schwelle des Volksbewußtseins gehoben worden sind.



Seit wann verriet uns Italien?

„Als die deutsche Marine im Jahre 1893, nach immer wiederholten Anträgen, in Versuche zur Feststellung eines ‚Fernschießverfahrens' eintrat, gab es auf Erden keinen Seeoffizier, der je auf See auf Entfernungen über 3000 m gegen Schiffe gefeuert hätte ...

Aber die im Mai 1893 vor der Kieler Föhrde mit den bescheidensten Behelfen angestellten Versuche ergaben den unbestreitbaren Beweis, daß ein solches Schießverfahren brauchbar sei und Erfolge haben werde. Damit war die Grundlage gewonnen, auf der das herrliche deutsche Seeoffizierkorps unermüdlich weiter arbeitete. So können heute deutsche Schlachtschiffe auf Entfernungen bis zu 200 km auf ihre Gegner bei eigener Fahrt von 24 sm (12 m in der Sekunde) und gleicher Fahrt des Feindes, ohne seinen Kurs zu kennen, feuern. Die von ihnen dabei erreichten Treffer ergeben sich aus den Erfolgen von Coronel, dem Gefecht bei der Doggerbank im Januar 1915, der Schlacht vom Skagerrak.

Hier darf erwähnt werden, daß dem Vernehmen nach unsere Feinde unser Schießverfahren leider auf dem Wege über Italien, Rußland, Japan bekommen haben. Die englische Flotte ist dadurch befähigt, während sie wohl noch 1904 außerstande gewesen wäre, einen Artilleriekampf auf mehr als 3000 m zu führen, heute ebensogut auf weiteste Entfernungen zu schießen, wie die deutsche."

Der diese Worte schreibt, ist kein Geringerer als Admiral August v. Thomsen, der bekannte Erneuerer unseres Schiffsartilleriewesens, in seiner eben bei J. F. Lehmann in München erschienenen Broschüre „Die deutsche Flotte". Wenn er also unseren ehemaligen Dreibundgenossen Italien hier ziemlich unumwunden des Treubruchs schon ein Jahrzehnt vor dem Ausbruch des Weltkrieges bezichtigt, so wird er wohl auch die Unterlagen kennen, auf die sich eine solche Behauptung stützt. Wenn man dieses Verhalten aber schon kannte — und es dürfte doch wohl außer dem Admiral v. Thomsen auch den Leitern unserer auswärtigen Politik zum Bewußtsein gekommen sein —, dann bleibt manches Rätsel der letzten Jahre nicht mehr unerklärlich, — abgesehen von dem einen großen Rätsel: Warum hat das amtliche Deutschland dem entlarvten Verräter nicht die Freundschaftsmaske schon früher vom Antlitz gerissen?

Dr. Justus Schoenthal



Wie lange noch?

Die Hilfsdienstpflicht macht hunderttausend Arme frei; sie werden sich Tag und Nacht regen, um unseren Kriegern neue Wehr und neue Waffen zu schmieden. Ein überwältigendes Bild: in Deutschland, der „belagerten Festung", feiert keine Hand und kein Gehirn. In zehntausend Fabriken knirschen die Fräsmaschinen, rattern die Drehbänke, in tausend Walzwerken sausen die feurigen Schlangen durch gespenstisch erleuchtete Hallen. In Rheinland und Westfalen glüht der Himmel nachts wie von fernen Feuersbrünsten; in den Hochöfen kocht das Metall. Ein großartiges Bild! Schade, daß man sich nicht restlos darüber freuen kann! Noch gibt es kaufmännische Direktoren, die mehr herausholen müssen, wollen sie ihre Auftraggeber zufriedenstellen; es gibt noch Ungezählte, die nicht genug verdient haben. Mehr Geld, Geld um jeden Preis, so denken noch zu viele. Die freie Konkurrenz ist ja fast ausgeschaltet, das Reich, das deutsche Vaterland ist der einzige Kunde. Es zahlt schnell, zahlt gerne und vor allen Dingen reichlich, wie kein Privatmann. Unsere Industrie hat am Kriege enorm verdient; es genügt ihr aber noch nicht, die letzten Abschlüsse zeigen es deutlich. Beispiele mögen beweisen:

Die Viktoria-Werke in Nürnberg verteilen 30 % Dividende gegen 20 % im Vorjahre. — Das Kabelwerk Rheydt hat einen Überschuß von 3694611 ℳ (1914/15: 2806618 ℳ) und erhöht seine Dividende von 18 auf 30 %. — Die Westfälische Metallindustrie A.-G. in Lippstadt gibt 25 % Dividende gegen 12 % im Jahre zuvor. — Einen Gewinn von 6538498 ℳ gegen 3262524 ℳ im vorletzten Geschäftsjahre weisen die Westfälischen Stahlwerke aus. Die Abschreibungen sind um 877781 ℳ erhöht. — Mit nicht weniger als 100 % Dividende beglückt die Gasbeleuchtungs-Atiengesellschaft in Oberfrohna ihre Aktionäre. — Die Elite-Motorenwerke erhöhen ihre Abschreibungen von 147822 ℳ auf 817950 ℳ und verteilen 25 % Dividende gegen 12 %.

Wie gut es den Telephon- und Telegraphenfabriken im Kriege geht, mag das Beispiel der Telephonfabrik vorm. J. Berliner zeigen. Sie schlägt 25 % Dividende gegen 18 % im Jahre 1914/15 vor, bucht die Kriegsgewinnsteuer vorher ab und hat 450000 ℳ mehr Überschuß als zuletzt. Das Bankguthaben hat sich verdoppelt. Mit einem bedeutend höheren Überschuß (561833 ℳ gegen 199803 ℳ) hat die Bremerhütte in Weidenau ihr Geschäftsjahr geschlossen. — Ein dreimal so großes Bankguthaben (198765 ℳ zu 60659 ℳ) weist die Metallwarenfabrik vorm. Wißner in Mehlis aus.

Wenn die Kleinen sich nicht gescheut haben, das Reich tüchtig heranzunehmen, wie müssen dann erst die Großen „gearbeitet" haben! Wie haben sie die Konjunktur ausgenutzt! Deutlicher als lange Abhandlungen beweisen es wenige Zahlen. Das Eisen- und Stahlwerk Hoesch gibt 20 % Dividende, nachdem es im letzten Jahre 12 % verteilt hatte; wichtig hierbei ist, daß jetzt die 20 % auf das um 8 Millionen erhöhte Kapital ausgeschüttet werden, was den enormen Gewinn noch augenfälliger macht. — Einen Gewinn wie nie zuvor hat das letzte Jahr der Auergesellschaft gebracht (und das will bei der viel heißen!); er beläuft sich nach großen Abbuchungen auf 17381665 ℳ, übertrifft also den des vorletzten Jahres (9302973 ℳ) um ein bedeutendes. Die Dividende von 25 % auf die Stammaktien und von 5 % auf die Vorzugsaktien nimmt nur 2915400 ℳ in Anspruch, das Bankguthaben beträgt 7651025,78 ℳ.

Adler & Oppenheimer, Lederfabrik, geben wiederum 20 % Dividende; bei einem Aktienkapital von 12 Millionen haben sie einen Gewinn auf Waren — nach Abzug der Rücklage für Kriegsgewinnsteuer — von 7074296,75 ℳ. Die gesamte Einrichtung in Straßburg, Berlin und Amsterdam, alle Betriebsmaschinen, die ganze Dampfkraftanlage usw. usw. stehen mit je einer Mark zu Buch!

Aber selbst diese riesigen Gewinne verschwinden in ein Nichts, wenn man die der Montanindustrie dagegen hält. Die Gutehoffnungshütte hatte einen Rohgewinn von 43372849 ℳ gegen 16314692 ℳ im Jahre vorher; der Überschuß beträgt 24168816 ℳ (1914/15: 5911000 ℳ). Für Rücklagen werden 17320000 ℳ gegen ... 650000 ℳ in Anspruch genommen, das Bankguthaben ist von 5417761 ℳ auf 17438497 ℳ gestiegen. Und dabei beträgt das Aktienkapital nur 30 Millionen! — Die Bismarckhütte schreibt ihre ganzen Forderungen im feindlichen Auslande ab und hat doch noch einen Reingewinn von 5703955 ℳ gegen 3913709 ℳ im Jahre zuvor und 1969800 ℳ im Jahre 1913/14. Dividende 25 % (15 %). — Die Friedrichshütte hat ihr Bankguthaben von 332890 ℳ auf 1760780 ℳ und ihre Dividende von 8 auf 20 % erhöht. Bei der Harpener Bergbau-Aktiengesellschaft ist der Rohgewinn von 23531244 ℳ auf 35105642 ℳ, die Dividende von 6 auf 12 % gestiegen.

Ich denke, es genügt. Das Material ist so reichhaltig, daß ich ein ganzes Heft mit solchen Zahlen füllen könnte. Und dabei ist nur ein kleiner Teil unserer Industrie in Betracht gezogen worden. — Unser Volk hat mit einem Opfermut ohnegleichen alles auf sich genommen, es hat fast einstimmig die Hilfsdienstpflicht gutgeheißen, hat damit — für jeden einzelnen — auf Selbstbestimmung verzichtet, es darf aber auch erwarten, daß man es endlich vor reichen Ausbeutern in Schutz nimmt. Da kämpfen sie draußen in Blut und Schmutz, da arbeiten sie drinnen wie wahnsinnig, den Kopf voll Sorgen, das Herz voll Kummer, und ein paar hundert Großaktionäre und Direktoren fallen Millionen fleißiger, tapferer Menschen in den Rücken. Wie viele Milliarden hätten wir sparen können, wenn unsere Industrie sich meinetwegen mit dem Durchschnittsnutzen guter Friedensjahre begnügt hätte! Aber zu Wucherpreisen ist alles verkauft worden, von der Hosenschnalle an bis zur schwersten Granate! Unsere Steuerkraft hat durch eine begierige Industrie unsäglich gelitten, 70 Millionen Menschen sollen später wieder gutmachen, was zehntausend gesündigt haben!

Wir dürfen, mit diesen unerhörten, fabelhaften Gewinnen vor Augen, fordern:

1. daß die Kriegsgewinnsteuer erhöht wird;

2. daß die Gesellschaften gezwungen werden, die Beträge für Kriegsgewinnsteuer genau anzugeben und sie, ebenso wie die Privatunternehmer, dem Reiche spätestens am Schlusse des Geschäftsjahres zur Verfügung zu stellen;

3. daß die Heeresverwaltung ferneren Riesengewinnen durch Festsetzung normaler Preise, am besten auf Grund der letzten Friedensabschlüsse, ein Ende macht.

Das ist wenig, aber genug. Sollen die Heereslieferanten mit der „Reserve für Kriegsgewinnsteuer" bis zum Frieden weiter 50—150 % verdienen dürfen, wenn das Reich die Zinsen auf die Kriegsanleihe aus dem Kapital decken muß? Eine größere Ungerechtigkeit, einen blutigeren Hohn kann ich mir nicht denken. Bei den großen Bankguthaben können sie am Schlusse des Geschäftsjahres sofort die Steuer zahlen. Unsere Banken hätten dann zwar nicht die ungeheuren Depositen, ihre Abschlüsse sähen etwas bescheidener aus, begeisterte Finanzredakteure würden nicht mehr im Taumel wegen der großen Zahlen sein, aber dem Reiche, uns allen wäre geholfen. Und das geht doch vor. Oder nicht? England hat die Kriegsgewinne schärfer besteuert als wir, ich glaube aber nicht, daß der englische Unternehmer mehr verdient hat als der deutsche. Warum zögern wir? Normale Preise für Granaten, für jedes Kriegsmaterial sollten für eine Nation, die die allgemeine Wehrpflicht geschaffen und dann die Zivildienstpflicht eingeführt hat, selbstverständlich sein.

Noch ist es nicht zu spät, noch kann Abhilfe geschaffen werden. Wir sind nur gerecht, wenn wir den Millionen, die uns jetzt verteidigen, die Bürde der Zukunft erleichtern dadurch, daß wir sie rechtzeitig entlasten. Das ist auch ein Akt der Dankbarkeit, die wir ihnen schuldig sind.

Walter Jäger



Höchstpreis für Bilder

Das Wort kann nach den beiden Richtungen hin verstanden werden: als Verdeutschung des häßlichen „Rekordpreis“ und dann in dem neuen Sinne, den es als Kriegsmaßnahme gewonnen hat. Zu beiden brachten die letzten Wochen Belege, die im Dienst der Gesundung unseres Kunsthandels und damit unseres Kunstlebens vermerkt werden müssen. Der Türmer verzeichnet sie mit besonderer Genugtuung, weil sie eine Bestätigung dessen sind, was er seit vielen Jahren verficht.

Der Kunsthandel ist nicht erst im Kriege zum Kunstwucher geworden. Die Wucherei, wie wir sie jetzt haben, ist etwas anderes, als die verwandten Erscheinungen früherer Zeiten. Dort wurde Wucher und Geiz in engstem Zusammenhange genannt. Der Wucher wurde allgemein als ein Laster empfunden. Heute ist er von vornherein „gesellschaftlich“ sanktioniert. Dem Spott, der sich gegen ihn auftut, merkt man das eigene Gefühl der Ohnmacht an. Denn der jetzige Wucher ist nur eine ganz natürliche Entwicklung des kapitalistischen Geistes, der in den letzten Jahrzehnten zur Herrschaft gelangt ist. Daher auch die entsetzliche Schamlosigkeit, mit der sich alle Volkskreise, denen es möglich ist, am Wuchergeschäft beteiligen. Sie hören und sehen nur das Wort „Geschäft“, und Geschäft kennt keine Moral, ist ja leider die Moral des Kapitalismus geworden. Es kann der Welt nur gut tun, wenn sie durch eigenen Schaden einsehen lernen muß, daß auch der Kapitalismus nicht bloß eine soziale, sondern eine sittliche Angelegenheit ist, daß er darum auch endgültig nicht durch soziale Gegenmaßnahmen, sondern nur durch eine sittliche Läuterung zu heilen ist.

Im Kunsthandel war der kapitalistische Geist schon vor dem Kriege zur Herrschaft gelangt. Er hätte hier besonders auffällig werden müssen, weil unter seiner Einwirkung unser ganzes Kunstleben vielfach umgewandelt wurde. Das wurde aber von den Geschäftskreisen klug bemäntelt und gegen die Anklägerschaft geleugnet. Niemand schrie mehr „Freiheit der Kunst“, als jene, die darunter Vogelfreiheit verstanden. Jetzt hat der Krieg so groteske Erscheinungen hervorgebracht, daß sie niemandem mehr entgehen können. Reichlich spät wird nun von allen Seiten auf diese Tatsache hingewiesen und auf die vielfachen Gefahren, die sie für unser Kunstleben birgt. Jüngst hat es auch Wilhelm Bode, der Generaldirektor unserer Königlichen Museen, in einem Aufsatz im „Tag“: „Die hohen Preise im Kunsthandel, Ursachen und Folgen“ getan, in dem aus genauer Kenntnis die Verhältnisse scharf beleuchtet werden. Ich bedauere nur, daß dieser Aufsatz nicht schon vor fünf, ja zehn Jahren geschrieben worden ist, wo sein Verfasser bei seiner Stellung das Treiben sicher schon ebensogut durchschauen konnte, wie ich und einige wenige andere, die schon damals den Kampf aufnahmen. Aber vielleicht sind die Museen erst jetzt Leidtragende geworden, wo die am Geschäft Beteiligten immer mehr aus Schichten auftauchen, denen jedes Verständnis dafür abgeht, daß Besitz auch Verpflichtungen auferlegt. Der junge Reichtum ist „gesellschaftlich“ vielfach so gemein, daß man von ihm soziale Anstandsgefühle nicht erwarten kann, ja noch nicht einmal jene Anstandsklugheit, die mit der einen Hand gibt, um darüber hinwegzutäuschen, daß inzwischen die andere doppelt einsackt.

Wilhelm Bode schreibt u. a.: „Eine Folge dieser unsinnigen Preistreibereien ist die außerordentliche Erschwerung bei Vermehrung unserer öffentlichen Sammlungen. Fast ebenso bedauerlich ist es, daß dadurch für die allermeisten Kunstfreunde der Erwerb von Originalen, auch der bescheidensten Kleinkunst, wenn sie wirklichen Kunstwert haben, so gut wie unmöglich gemacht wird, so daß jeder, der nicht sehr wohlhabend ist, sich nur noch mit Nachbildungen umgeben kann. Wirkliche Kunstwerke gehen daher, soweit sie nicht über den Ozean wandern, in die Hand einer verhältnismäßig kleinen Zahl ganz reicher Leute, von denen manche — wie es bei dem jungen Reichtum und der mangelhaften Vorbildung begreiflich ist — weder Verständnis für ihren Besitz haben, noch je bekommen. Für den Kunsthandel, wie er sich in Deutsch-

land während des Krieges entwickelt hat, treffen die Worte, welche ich dieser Tage von einer unserer Autoritäten im Schiffbau las, leider im vollen Maße zu: „Die Vorgänge dieses Krieges zeigen mit absoluter Sicherheit, daß auf allen Gebieten, auf denen irgendeine Not besteht — und eine solche ist für die Ware auf dem Kunstmarkt in hohem Maße vorhanden —, sofort der gemeine Wucher einsetzt und die Notlage verschlechtert. Wird es nach dem Kriege besser werden?" —

Es kann nach dem Kriege nur besser werden, wenn die Bekämpfung der jetzigen Zustände mit aller Tatkraft einsetzt. Man sollte damit nicht bis nach dem Kriege warten. Vor allem die Besteuerung des Kunsthandels müßte sofort eintreten. Man lasse, wie wir es schon früher im Türmer ausgeführt haben, den Verkauf des Bildes aus der Hand seines Schöpfers steuerfrei, ziehe aber den Weiterverkauf kräftig heran. Ob dieser Weiterverkauf eine höhere Summe, als die ursprünglich dem Künstler bezahlte, einbringt oder nicht, ist dabei ganz gleichgültig. Man wird immer noch Unterschiede zwischen Verkäufen aus Familiennachlässen und solchen im Kunsthandel machen können. Die Hauptsache ist, daß der unmittelbare Verkehr zwischen Kunsterzeuger und Käufer gesteigert wird.

Es ist nämlich ein Irrtum Bodes, daß nur besonders reiche Leute sich Originalkunstwerke erwerben können. Das gilt höchstens für Werke alter Kunst. Für die zeitgenössische Kunst liegt der Fall ganz anders. Und auch hier hat die Not der Zeit die Verwirklichung eines Vorschlages gebracht, den ich im Türmer-Jahrbuch 1907 ausführlich begründet habe.

Der Frankfurter Kunstverein hat kürzlich eine Ausstellung gebracht, die im Zeichen des „Höchstpreises" stand. Wilhelm Schäfer, dem wohl die Veranstaltung zu danken ist, schreibt dazu in der „Frankfurter Zeitung" (vom 18. Februar): „Es geht ihnen schlecht, den Künstlern, die noch nicht an der Reihe sind; wer es bezweifelt, der sehe im Frankfurter Kunstverein, was dort alles zum Höchstpreis von 250 ℳ gekauft werden kann. Daß der Verband der Kunstfreunde am Rhein trotz strenger Wahl aus den zahlreichen Einsendungen alle fünf Räume füllen konnte: sagt das nicht genug? Eine Wohltätigkeits-Ausstellung also? Beileibe nicht in dem üblen Sinn des zugedrückten Auges (was dort hängt, hat die Jury passiert und ist ernsthafte Kunst), aber in dem, daß es eine Wohltat für manchen dieser schwer ringenden Künstler wäre, wenn man ihm diese Mindestsumme als ‚Höchstpreis' zahlte. Es sind unsere Landsleute, es ist so ziemlich die ganze Jungmannschaft der rheinländischen Kunst, die da eine eindringliche Frage stellt, auf deutsch also lautend: Ist es für die Katz', daß wir uns also billig machen? Oder kommt uns etwas davon auf den Tisch?"

Ich bedauere nur, daß die Veranstaltung nun noch so nachträglich das Aushängeschild der Wohltätigkeit erhält. Das ist unklug und auch unberechtigt. Für den Künstler liegt darin etwas Demütigendes, und auch dem feinfühligen Kunstkäufer wird es ein peinliches Gefühl sein, aus der Notlage der Künstler Gewinn zu ziehen. Es ist aber auch unberechtigt, denn als Arbeitsentlohnung angesehen, sind solche Preise nicht zu niedrig. Hier rühren wir an eines der wichtigsten Probleme des Kunstgeschäfts, das sich nicht so nebenbei behandeln läßt. Nur so viel: Was der Künstler erzeugt, ist, sobald es auf den Kunstmarkt kommt, Ware. Der Künstler muß danach trachten, für den Verschleiß dieser Ware Grundregeln aufzustellen, die sich mit den allgemeinen hier üblichen Gesetzen decken. Er darf sich nicht mehr als Schöpfer, sondern als Arbeiter fühlen, der bei der Preisberechnung nicht an seine Kunst, sondern an seinen Arbeitsaufwand denkt. Freilich, da es sich um Kunst handelt und nicht um unentbehrliche Gebrauchsgegenstände, wird das immer nur in einem beschränkten Maße gehen. Kunst bleibt eine Liebhabersache. Aber ein ganz bedeutender Fortschritt für die große Zahl der Kunstschaffenden wäre zu erzielen, wenn sich die Künstler einmal darüber klar würden, daß der ungeheuren Masse des von ihnen geschaffenen Kunstgutes gegenüber auch eine große Masse von Kunstkäufern notwendig ist, daß diese große Käufermasse aber nur dann zu finden ist, wenn die Kunstpreise für den Mittelstand und darunter so leicht erschwinglich werden, daß sie keine schweren

Opfer mehr darstellen. Die Frankfurter Ausstellung ist ein bedeutender Schritt auf diesem Wege. Er hat aber keinen Wert, wenn er vereinzelt bleibt. Eine solche Veranstaltung darf nicht die Ausnahme, sie muß die Regel im Verkehr zwischen Künstler und Publikum werden. Den Vorteil werden beide haben. K. St.



Meister der Klaviermusik aus der vorklassischen Zeit

Steht die Vokalmusik, vor allem das weltliche Volkslied des 15. und 16. Jahrhunderts, auf hoher Stufe der Entwickelung und Vollendung (vergleiche meine Arbeit: Meister der Vokal- und Instrumentalmusik des 15. und 16. Jahrhunderts; Türmer, Jahrgang XI, Heft 10), so bietet auch die Klavierliteratur aus der Zeit von etwa 1400 bis 1750 zahlreiche Werke, die nicht nur hohen historischen Wert haben, sondern auch für Anregung und Neubelebung der Hausmusik und des Unterrichts größere Berücksichtigung als bisher verdienen.

Die erste verbürgte Kunde eines kunstgemäßen Klavierspieles hören wir 1447 durch den Spruch des Meistersingers Rosenplüt, der von der „merkwürdigsten Persönlichkeit" der alten Hansastadt Nürnberg zu erzählen weiß: Konrad Paumann, der, 1410 blind geboren, an der St. Sebalduskirche Organist war. Der dritte Teil des Paumannschen „Fundamentum organisandi" bringt eine reiche Auswahl damaliger Spielliteratur: Präambeln, Choralfigurationen, Bearbeitungen weltlicher deutscher, italienischer und französischer Lieder. Die Bearbeitung der Lieder und Tänze geschah in der Art, daß man lange Noten durch kürzere umspielte, Abschnitte und Schlüsse mit zierlichen Figuren ausschmückte, „kolorierte". Paumann und seine Nachfolger (bis etwa 1550) hießen nach diesem Verfahren die „Koloristen". Den charakteristischen Tanzformen des 15. und 16. Jahrhunderts — fröhlichen Galliarden, welschen Passemezzen, deutschen Reigentänzen mit Springtanz im Dreitanz, Präambeln oder Präludien — wird der Musikliebhaber nicht nur historisches Interesse entgegenbringen, auch die praktische Beschäftigung mit diesen frühmittelalterlichen Schöpfungen bereitet ihm Anregung und Belustigung.

Zu Paumanns Schülerkreis zählt der Wiener Organist Paul Hofheimer (1459—1537) von Zeitgenossen als der „Fürst der Musiker" gepriesen, der hauptsächlich durch meisterhafte Liedbearbeitungen glänzte. Der Leipziger Thomasorganist Ammerbach († 1597), der das Paumann-Hofheimersche System der deutschen Koloristen weiter ausbaute, führt uns mitten in das Reformationszeitalter hinein. In dem „New konstlich Tabulaturbuch" (1575) hinterließ uns Ammerbach „allerleichtest gute Deutsche, Lateinische, Welsche und Französische stücklein, neben etlichen Passometzen, Galliarden, Regressen vnd deutschen Dentzen", die sich u. a. auch in S. Bachs Notensammlung vorfinden. Nicht minder interessant ist die Sammlung geistlicher Lieder und Tänze zum häuslichen Musizieren des Dresdener Hoforganisten Augustus Nörmiger (1598): „Ein Tabulaturbuch auff dem Instrumente In welchem erstlichen D. Martini Lutheri Deutzsche Geistliche Lieder, viele auserlesene schöne weltliche Lieder, Täntze, welche Freulein Sophie Hertzogin zu Sachsen, meisten Teiles schlagen kann, gefundenn wordenn."

Die völlige Befreiung der Klavier- von der Orgelmusik, des Klavier- vom Orgelstil vollzog sich in England unter Heinrich VII. (1509—1547) und Elisabeth (1558—1603). Nach dem in England allgemein beliebten Instrument „Virginal" wird die von englischen Tondichtern geschaffene Literatur „Virginalmusik" genannt. Den englischen weltlichen Virginalisten, die nicht hauptamtlich wie in Deutschland ein Organistenamt versehen, stand nicht bei ihrem

künstlerischen Schaffen die Orgel und die geistliche Musik im Wege, und so fanden die Virginalisten eine neue Kunstform, die ganz instrumentales, nicht vokales Fühlen zur Voraussetzung hat, die Variation, deren Thema technisch, formell, rhythmisch usw. ausgiebig behandelt werden kann. Im Vordergrunde der Virginalliteratur stehen Variationen über altenglische Lieder und Tänze. William Bird (1538—1623) und John Bull (1563—1628) bilden die Variation zu höchster Kunst aus; der feinsinnige, lyrisch weiche Bird in rein musikalischer, der unruhige, wild-geniale Bull in klaviertechnischer Hinsicht.

Ums Jahr 1600 gewann in England französisch-italienischer Geschmack die Oberhand. Tüchtige Virginalisten wandten der Heimat den Rücken und wanderten nach Belgien und Holland aus. So taucht J. Bull als Organist des flandrischen Königs in Antwerpen auf, befreundet sich mit Sweelinck, der, ausgehend von der englischen Variationskunst, auf dem europäischen Festland die Klaviermusik glänzend förderte. Was den Einfluß der Italiener auf die literarische Entwickelung anbetrifft, so waren es die Venezianer Willaert, Merulo, Diente und Gabrieli, welche im 15. und 16. Jahrhundert die Instrumental- und Klaviermusik von der Gesang- und Orgelmusik befreiten. Ältere Tanzformen — Passamezzo, Galliarde, Pavane, Saltarello — werden klaviermäßig bearbeitet und dazu neue Kunstformen — Kanzone, Fantasia, Ricercare, Capriccio, Tokkata (aus welcher sich unter Buxtehude und S. Bach die Fuge entwickelte) erfunden. Die Rhythmik dieser Tondichtungen ist so elastisch wie lebensvoll, die Tonalität auf die altertümlichen Kirchentöne eingestellt. Die in Frankreich virtuos gepflegte Lautenmusik ist von größtem Einfluß auf die Gestaltung des Klaviersatzes geworden. Der Lautensatz wurde auf das Klavier übertragen, und so bildete sich der „galante" Stil aus. In Form langer Suiten werden alle möglichen Dinge — schöne Damen, Glocken, Windmühlen, Maskenfeste — geschildert in feierlichen Pavanen, sinnigen Allemanden, fröhlichen Galliarden, heiteren Branles, munteren Volten, die in ihrer feinsinnigen Aneinanderreihung eine Art Programmmusik darstellen, aus welcher später auf deutschem Boden durch Händel und Bach die „Suite" sich herausbildete. Die Anfänge der „Suite" sehen wir bei Chambonnière (1670), dem älteren Couperin († 1665), die weitere Ausgestaltung bei Nicolas le Begue (1630—1702), Couperin dem Jüngeren (1668—1733), Claude Daqin (1694—1772), dessen reizender Coucou keinem Klavierspieler unbekannt bleiben dürfte, und Rameau (1683—1764).

Der niederländische Meister Sweelinck (1562—1621) vereinigt die Feinheiten italienischen und englischen Klavierstiles in seinen Lied- und Tanzvariationen. Sein norddeutscher Schüler Samuel Scheidt (1587—1654) verknüpft deutsches Empfinden mit der Schönheit und Leichtigkeit italienischer Formgebung und englischer Satztechnik; er ist der erste deutsche Meister der Variationskunst. An ihn, als den Begründer der norddeutschen Schule, schließen eine ganze Reihe von Künstlern an, deren Werke mehr als bloßes historisches Interesse beanspruchen: Beckmann (1621—74), Begründer des hamburgischen „Collegium musicum", Verfasser herrlicher Variationen über die „Lieblichen Blicke", tief empfundener Tokkaten, hübscher Kanzonen und Suiten; die Meister der Variation: J. Praetorius, Scheidemann (1595—1663), Adam Reinken (1623—1722, Phantasie über die „Mayerin"), M. Schildt, Georg Böhm (1661—1733), der S. Bach stark beeinflußte.

Im Gegensatz zur ernsten norddeutschen Schule stehen die Wiener, Süddeutschen und Thüringer. Froberger (1600—1667) ist der Mozart des 17. Jahrhunderts. Seine Werke zeigen süddeutsch-wienerische Eigenart, Anmut, Würde, Heiterkeit, milde Elegie. Erreicht unter Froberger die Suite ihre erste Blütezeit, so schlägt er in den Variationen über das Schäferlied „Auff die Mayerin" den feinen Salonton an. Die im reinen Dur- und Mollgeschlecht geschriebenen Frobergerschen Tonstücke besitzen tiefe Lebenswerte und dürfen weder in der Hausmusik, noch im Unterricht ganz unbekannt bleiben.

Ganz wienerisch schaut hundert Jahre später die Klaviermusik Gottlieb Muffats (1690 bis 1770) drein. Als Verfasser trefflicher Suiten hat er bis zu den Klassikern nicht seinesgleichen.

Eine gute Auswahl der Werke dieses kerndeutschen Meisters ist im heutigen Musikbetrieb un entbehrlich.

Im Mittelpunkt süddeutscher Meister stehen zu Nürnberg die drei Brüder Haßler, von denen Leo Haßler der bedeutendste ist als Schöpfer prächtiger Tokkaten u. dgl. J. K. Ker (1627—93) schrieb allerlei Stimmungs- und Programmusik: Schlachtenschilderung, Kuckuc Capriccio, Der steirische Hirt. Den Kuckucksruf verherrlicht auch Murschhauser († 1737) i hübschen Variationen.

Johann Pachelbel (1653—1706), Organist von St. Sebaldus in Nürnberg, verbinde den deutschen Norden und Süden und hat als Verfasser gehaltvoller Suiten und Variationen bestimmenden Einfluß auf S. Bach. Aus seiner Schule kommen her J. Krieger (1652—1735) Verfasser herrlicher Suiten und einer von Händel geschätzten „Klavierübung"; ferner Ahle Vetter, Buttstedt, W. Zachau (Händels Lehrer in Halle), der Thomaskantor Kuhnau (1660 bis 1722, Bachs Amtsvorgänger in Leipzig). Kuhnau ist unter diesen Künstlern, die in der Suite, Variation usw. Tüchtiges geleistet haben, der bedeutendste; er kultivierte nicht nur die französische Suite, sondern wurde 1700 in den „biblischen Historien" (den durch die Musik kurierten Saul, Jakobs Heirat, Wiedergenesung des Hiskia, Gideon, Jakobs Tod und Begräbnis, Geschichte von David und Goliath) der Schöpfer der Klaviersonate, in Form richtiger Programmsonaten, zu denen (Geschichte von David und Goliath) er auch eingehende Erläuterungen schrieb. Wer sich eine genaue Kenntnis der „Sonate" in historischer Hinsicht erwerben will, darf nicht an diesen geistvollen Kuhnauschen Tonstücken vorübergehen. — K. F. Fischers (1660—1737) Klaviersuiten leiten unmittelbar zu S. Bach über. „Er hat das Gute und Charakteristische französischer Klaviermusik deutschem Empfinden aufs vollendetste angepaßt und Stücke geformt die noch heute in ihrer gesättigten Stimmung und ihrem tiefen Gefühlston zu unsern Herzen sprechen."

Im Gefolge unserer wegweisenden deutschen Tondichter sehen wir während des 17. und 18. Jahrhunderts mehr oder weniger bedeutende Künstler: Ad. Hasse (1699—1783), D'all Abaco (1675—1742), Kienberger (1721—83), J. Meck, Eberlin (1702—62), Fux (1660—1741), Nicelmann (1717—62) und viele andere.

Für eine gedeihliche Wiedererweckung und Einführung der Meisterwerke älterer Klaviermusik ist die pädagogisch richtige Behandlung dieses Stoffes von hoher Wichtigkeit. Ob diese Literatur in historischer Folge (wie bei dieser Abhandlung!) oder nach einheitlichen Gesichtspunkten anderer Art, z. B. nach Kunstformen (Variation, Suite, Tokkate, Fuge, Sonate) zu behandeln ist, muß nach sachlichen und persönlichen Verhältnissen, Zwecken und Zielen entschieden werden. Langjährige praktische Erfahrung hat mich gelehrt, bei jüngeren Schülern, die noch nicht über einen größeren Gesichtskreis in musikalischen Dingen verfügen, aus dem sehr reichen Material eine gute Auswahl zu treffen und an gewisse Kunstformen (Variation, Suite, Sonate u. dgl.) anzugliedern. Ausgegangen wird von der klassischen Literatur und der lebendigen Gegenwart, woran sich die vorklassische Zeit anschließt: ein methodisches Verfahren, das sich im Geschichts- und Geographieunterricht auf unseren Schulen längst bewährt hat

An geeigneter Literatur zum häuslichen Musizieren und für den Unterricht ist durchaus kein Mangel; ich verweise auf Sammlungen alter Klaviermusik bei Litolff-Braunschweig. von Pauer, Riemann usw.; Breitkopf und Härtel: gute Auswahl aus den Werken von Scheidt, Froberger, Kuhnau u. a.; Callwey-München: Hausmusik von Muffat, Fischer, Kerll u. a.; die Musikbeilagen des „Türmer", der „Neuen Musikzeitung", der „Blätter für Haus- und Kirchenmusik", des „Kunstwart" und anderer Zeitschriften, die sich um die Neubelebung vorklassischer Klaviermusik bemüht haben.

H. Oehlerking

* * *

Nachschrift. Die Notenbeilage des vorliegenden Heftes bringt ein Stück von dem fast vergessenen Vorgänger J. S. Bachs im Leipziger Thomaskantorate, Johann Kuhnau (1660—1722), einer der wuchtigsten Säulen der älteren Klaviermusik, einer der Hauptvertreter der älteren Programmusik. Nach dem Vorgange Frobergers, der seine englische Seereise in einem „Lamento" musikalisch beschrieb, suchte Kuhnau heilsgeschichtliche Begebenheiten in den „Biblischen Historien" wieder zu spielen. Kuhnaus Hauptbedeutung liegt in der Schöpfung der deutschen Klaviersonate, einer Übertragung der zeitgenössischen italienischen Kammersonate auf unser Instrument. Zeigt Kuhnau im Verzierungswesen noch französischen Einfluß, so ist seine Tonsprache selbst voll reinen, sinnigen und deutschen Ernstes. Kuhnaus Suiten gehören zu den schönsten deutschen ihrer Art; die Fugen derselben sind den Händelschen vergleichbar. — W. Niemanns in zwei Hefte verteilte, bei Breitkopf & Härtel erschienene Auswahl gibt eine klare Übersicht über das klavieristische Schaffen Kuhnaus, dessen Werke auf Bach und Händel in stilistischer und thematischer Hinsicht bestimmend einwirkten: sie bringen, musterhaft praktisch bearbeitet (Phrasierung, Vortragsbezeichnung, Fingersatz), die schönsten Sätze der Suiten, charakteristische Perlen aus den Sonaten und die schönste der „Biblischen Historien". Es sei hier nochmals auf die bei Breitkopf & Härtel verlegten Hefte der „Meisterwerke deutscher Tonkunst von Froberger (Preis 2 *M*), Kuhnau (3 und 2 *M*), Muffat (3 *M*), S. Scheidt (3 *M*)" besonders hingewiesen, denn erfahrungsgemäß ist die vorklassische Klaviermusik in weitesten Kreisen als „veraltet und vergilbt" so gut wie vergessen und ungepflegt. Wer sich hingegen unbefangen und liebevoll mit einem echt deutschen Meister, wie Scheidt, Froberger, Muffat und Kuhnau an der Hand einer guten Auswahl ihrer Tonschöpfungen beschäftigt, betritt geradezu musikalisches Neuland, auf dem er unerwartet viel Freude und Genuß finden wird. H. O.



Albert König und Ferdinand Steiniger

Zu unseren Bilderbeilagen

Die vielerlei Hemmungen, die der Kriegsausgabe unseres Türmers für die Kunstbeilagen im besonderen Maße erstehen, machen es unmöglich, in derselben Art bei der Allgemeinheit für noch unbekannte Künstler zu werben, wie wir es früher getan haben. Die Form der mit Bildern reich ausgstatteten Monographie, bei der die Werke des Künstlers selbst am beredtesten für ihn eintreten, verbietet sich jetzt aus mannigfachen Gründen. Aber auch die Kriegsausgabe des Türmers ist in ihrer Bilderwahl nicht bloß von dem Streben geleitet, in jedem einzelnen Blatte ein schönes Bild zu zeigen; sie möchte darüber hinaus für einzelne Künstler die dauernde Teilnahme der Leser gewinnen, so daß diese nun von sich aus dem Schaffen der so Herausgestellten nachgehen.

Wir haben von Anfang an unsere Zeitschrift mit Vorliebe dem aufstrebenden, noch nicht allgemein anerkannten Künstler geöffnet, ihm seinen Weg zum Volke zu ebnen gesucht. Aber es ist nur weniges erreicht, solange der Künstler sich das Volk suchen muß; erst das Umgekehrte führt zum Ziel einer wahren künstlerischen Kultur. Das setzt nun freilich voraus, daß wir für künstlerische Persönlichkeiten gewonnen werden, die uns menschlich packen, so daß wir nun für alle ihre Äußerungen bereits von vornherein eine warme Teilnahme aufbringen.

Die beiden Bilder des vorliegenden Heftes wollen in dieser Art für zwei noch junge Künstler wirken, zu denen auch der nicht mit Glücksgütern gesegnete Kunstfreund um so leichter dieses persönliche Verhältnis vertiefen kann, als bei beiden der Schwerpunkt ihres Schaffens in der Graphik liegt. Ich möchte immer wieder den Lesern einprägen, welche unerschöpfliche Quelle reiner Freude sie in ihr Haus lenken können, wenn sie mit etlichem Opfer- und Wage-

mut und unerschütterlicher Beständigkeit eine kleine Sammlung graphischer Kunst anlegen. Der Kupferstich in seinen verschiedenen Verfahren, Steindrucke und Holzschnitte geben einen derartig reiche Abwechslung, daß auch das rein Kunsttechnische mannigfaltig und auch überraschend sich offenbart. Gerade bei dieser nahen Betrachtung originaler Kunst gewinnen wir zuallererst ein Verhältnis zum „Wie". So gewiß gerade für uns Deutsche der innere Gehalt des Kunstwerkes dauernd das Wichtigere bleiben wird, so ist doch auch diesem letzterdings erst dadurch beizukommen, daß wir sehen, wie der Künstler ihn bemeistert. Erst so arbeiten wir mit ihm, vermögen wir wahrhaft zu „reproduzieren". In diesem Nachschaffen aber liegt der wahrhafte Kunstgenuß, aus ihm allein entwickelt sich die echte, allen Lebenslagen trotzende Kunstliebe. —

Zu dem an der Spitze des Heftes stehenden Frühlingsbilde von **Albert König** will diese Einleitung scheinbar nicht recht passen; denn es ist die farbige Wiedergabe eines Gemäldes und in seinem Inhalt zur Stunde leider noch ganz Ausdruck einer Sehnsucht, der die Erfüllung in diesem Jahre schmerzlich lange versagt bleibt. Indes, es muß ja doch Frühling werden. Und das Blütenwunder wird sich auch in diesem Jahre erschließen, in dem die Natur selber vom furchtbaren Menschengeschick überwältigt scheint und angesichts des gewaltigen Sterbens das hohe Lied des neuen Lebens nicht anzustimmen wagt. Aber es wird trotz allem erklingen, sieghaft sich durchringen und damit den Menschen selbst das Vertrauen auf ihr eigenes Neuerblühen stärken. — Wir werden noch in diesem Jahrgange von König neben weiteren Wiedergaben seiner in Farbe und Strich kraftvollen Bilder eine Reihe von Holzschnitten zeigen, in denen er bis jetzt sein Eigenstes gegeben hat. Heute wollen wir kurz auf den Entwicklungsgang des jungen Künstlers hinweisen, der auf künstlerischem Gebiete ein Bild von Kampf und Sieg ist.

Albert König ist am 22. März 1881 zu Eschede im Landkreis Celle geboren, wo sein Vater Schmiedemeister war. Aber eigenartige Familienverhältnisse brachten es mit sich, daß der Knabe dem Elternhause entzogen wurde und vom achten bis vierzehnten Lebensjahre seinen Lebensunterhalt als Hütejunge auf verschiedenen Bauernhöfen verdienen mußte. Danach braucht man nicht erst zu sagen, wie hart und entbehrungsreich diese Jugend gewesen ist. Kaum fand sich für die Schule Zeit, dem Schüler blieb jedenfalls keine freie Zeit. Wenn sie den Gleichaltrigen winkte, mußte er für die Bauern angestrengt arbeiten. Schon damals wird dieser vereinsamten Künstlerseele, wenn auch unbewußt, die innige Versenkung in die Natur Trost und Stärkung gebracht haben.

Danach kam er bei einem Malermeister in die Lehre, und strebsam, wie er war, hat er nach dem Lorbeer des „Dekorationsmalers" gelangt. Dann ist er mehrere Jahre als Geselle in Westfalen und Rheinland auf der Wanderschaft gewesen und konnte als Zwanzigjähriger im Winter 1901 die Kunstgewerbeschule in Düsseldorf besuchen. Nun kamen drei Jahre Soldatenzeit in einem Metzer Infanterieregiment, danach wieder Wanderschaft in der Pfalz. Inzwischen war ihm wohl der höhere Beruf nicht nur zum Bewußtsein gekommen, sondern auch als Lebensverpflichtung klar geworden. Der Fünfundzwanzigjährige suchte im Heimatdorfe auf eigene Faust durchzukommen, dann erhoffte auch er, wie so mancher vor ihm, sich das Heil in München. Tagsüber arbeitete er als Dekorationsmaler für den Lebensunterhalt, die Abendstunden und die Nacht dienten dem höheren Streben.

Immer wieder kehrte er in die Heimat zurück, mit deren Boden er so innig verwachsen war, daß ihm nichts die Zuversicht rauben konnte, aus ihm müsse auch seiner Kunst die beste Nährkraft zuströmen. Noch war er im Winter 1910 mehrere Monate in Berlin, um sich technisch zu vervollkommnen. Seit dem Frühjahr 1911 aber hat er an- und ausdauernd im heimatlichen Eschede gearbeitet. Damals hat er sich dem Holzschnitt zugewandt und in ihm ein seiner Art besonders entsprechendes Betätigungsfeld gefunden. Gleich von den ersten zehn Holzschnitten erwarb das Bremer Kupferstichkabinett drei Blätter, und dieser erste Erfolg ermutigte den vom Leben nicht Verwöhnten zu standhaftem Beharren. Im Winter 1913 konnten in

der Bremer Kunsthalle fünfzig Holzschnitte ausgestellt werden, die auch in der Umgebung anerkannter Künstler mit Ehren bestanden. Schon im Jahre zuvor hatten ihm zwei Holzschnitte auf der Internationalen Ausstellung in Amsterdam die Bronzene Medaille eingetragen. Seither sind diese kraftvollen und stimmungsreichen Blätter immer bekannter geworden, und es steht zu erwarten, daß die neuerwachte Liebe zu dieser urdeutschen Technik Albert König den Weg weiterhin ebnen wird. Inzwischen hatte er als Maler nicht geruht. 1915 hatte er in Hamburg und Dresden Ausstellungen von Ölbildern und Aquarellen veranstaltet. Der Krieg hat auch in diese Entwicklung störend eingegriffen. Der Künstler ist mehrfach zum Heer eingezogen worden, obwohl seine Gesundheit unter den langen entbehrungsreichen Jahren schwer gelitten hatte. Wir wünschen ihm und uns, daß er auch diese harte Prüfungszeit siegreich überstehen wird.

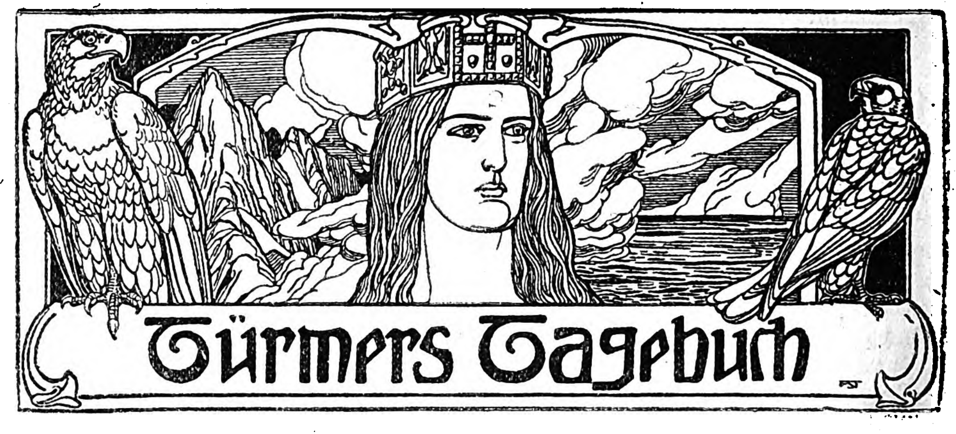
Von Ferdinand Steiniger zeigt dieses Heft das dritte Bild. Das zweite Märzheft 1916 enthielt die Zeichnung „Knospender Espenzweig“, das erste Februarheft dieses Jahres den „Heidebach im Winter“, und im vorliegenden Heft bringen wir die stolze Albrechtsburg zu Meißen. Während die Zeichnung charakterisiert war durch das peinlich liebevolle Eingehen auf jede Einzelheit, zeigte das Winterbild die Vereinfachung eines weiträumigen Naturausschnittes auf wenige Linien. Das heutige Blatt kennzeichnet den Darsteller der Architektur. Auf keinem der drei Blätter steht etwas Figürliches. Die Darstellung des Menschen hat in der Tat unseren Künstler nie gereizt, und seine zahlreichen Landschaftsdarstellungen sind frei von jeder Staffage. Liliencrons Vers: „Von Menschen leer, was braucht es noch der Worte?“ hat im Schaffen dieses Künstlers eine starke Betätigung erfahren. Steiniger ist eins mit der Natur; Wald und Heide, jeder Baum, leben für ihn ihr eigenes Leben.

Man spürt in seinen Blättern das Glück dieses restlosen Aufgehens in der Natur. Mit denkbar einfachen Mitteln versucht der Künstler das Naturbild einzufangen, lieber noch möchte ich sagen, sein Erinnerungsbild dieses Natureindruckes wieder loszuwerden. Sicher hängt damit auch die stilistische Einfachheit und Reinheit seiner Radierungen zusammen. Er versucht ganz als Zeichner nur mit der Linie zu wirken. Wenn sich diesem echten deutschen Heimatkünstler, der fernab allem modischen Getriebe und lauten Kunstleben steht, trotzdem allmählich die Wege erschlossen haben, so spricht das doppelt für die überzeugende Kraft seiner Kunst.

Leicht ist es auch ihm nicht geworden, wenn auch dem in der Kunststadt Dresden Ansässigen alle Mittel der Ausbildung an den dortigen trefflichen Kunstschulen leichter zugänglich waren. Richard Müller, Zwintscher und Eugen Bracht waren seine Hauptlehrer. Aber als ich ihn noch kurz vor dem Kriege in seiner Häuslichkeit aufsuchte, berichtete dem Erfahrenen das Ganze Drumherum ohne Worte, daß auch diese kleine Umgebung jenes große selbstlose Ringen um ein Ziel sah, das glücklicherweise im deutschen Lande noch immer nicht selten geworden ist. Dazu gehörte auch, daß eine Kupferdruckpresse den Hauptraum einnahm, auf der der Künstler seine Blätter selber druckte, um so ganz sicher zu sein, daß auch im Handwerklichen denkbar sorgfältig vorgegangen werde.

Auch Steiniger hat sich Zeit und Möglichkeit für freies Schaffen immer durch die handwerklichen Möglichkeiten seiner Kunst erringen müssen. Zahlreiche Entwürfe für Reklamezwecke, farbige Lithographien, daneben aber auch aufs peinlichste durchgeführte Aquarelle nach Präparaten oder nach der Natur für wissenschaftliche Zwecke, sind auf diese Weise entstanden. Während er früher meistens seine Vorwürfe aus der engeren Heimat gewann, hat ihm im letzten Jahre eine echt fürstliche Gastfreundschaft ermöglicht, in sorgenloser Freiheit das oberhessische Land zu studieren, wo es ihm außer der Landschaft auch die poetischen Reize der alten deutschen Baukunst angetan haben. Seine nächsten Arbeiten werden uns, hoffe ich, von dieser Erweiterung seines Arbeitsgebietes erfreuliche Kunde geben. K. St.





Der Krieg

Einen Rückblick auf die Regierung des entthronten Zaren wirft der Geschichtsprofessor an der Universität Straßburg Dr. Martin Spahn in der „Vossischen Zeitung" (Nr. 145). Er wird um so willkommener sein, als er sich völlig unbeirrt von parteipolitischen Unterströmungen hält: „Als Zar Nikolaus II. 1894 den Zarenthron noch jung an Lebensjahren bestieg, schien seine Regierung eine Regierung großen Zuschnittes von einschneidender Wirkung werden zu sollen. Als Thronfolger hatte Nikolaus auf einer größeren Weltreise Ostasien kennen gelernt. Die Reise erweckte in ihm die Vorstellung, daß er der Entwicklung der asiatischen Gebietsteile seines Landes und der Pflege der russischen Beziehungen zu Ostasien seine Hauptaufmerksamkeit zuwenden müsse. Nikolaus II. hauchte daraufhin der auswärtigen Politik Rußlands eine Zielstrebigkeit ein, die in ihr unerhört war. Schien ein Staat im neuen, eben anbrechenden Zeitalter der Weltmächte von der Natur zur Großmacht geschaffen, so war es Rußland. Sein Gebiet übertrifft an Weiträumigkeit und Geschlossenheit alle anderen. Es war jedoch in der Machtentfaltung weit zurückgeblieben. Sie bewegte sich in den Formen jener extensiven Raumpolitik, die die innereuropäischen Staaten schon vor drei Jahrhunderten überwunden haben. Rußland fraß noch bis zum Ausgange des vorigen Jahrhunderts um sich, wo immer sich ihm die Gelegenheit zum Zupacken bot, ohne die besetzten Gebiete alsbald auch raumwirtschaftlich zu bewältigen und organische, mit produktiven Kräften sich erfüllende Glieder seines Staatswesens daraus zu machen. So lag es über die Osthälfte Europas und über das nördliche und mittlere Asien ausgebreitet da, als wäre es nur so weit zerflossen. Ein rechter Kern und Schwerpunkt mangelte ihm. Seine Machtbildung wurde dadurch vollends unbehilflich, daß es zwar bis in die Nähe oder gar unmittelbar an eine ganze Reihe großer Meere heranreichte, kein einziger Anschluß aber wirtschaftlich und politisch verwertbar war. Es erklärt sich, daß auch die innere Durchbildung des Staates, seine Verfassung und Verwaltung, seine geistige und materielle Kultur nur langsam von der Stelle rückte. Darin wollte Nikolaus II. Wandel schaffen.

Konnte Rußland an irgendein Meer noch unverhältnismäßig leicht und ohne allzu stürmische Reibung mit Nachbarstaaten angegliedert werden, so war

es der Stille Ozean, der Ende des vorigen Jahrhunderts seine weltpolitische und weltwirtschaftliche Bedeutung gewann. Die Sibirische Bahn war bei der Thronbesteigung des jungen Zaren im Bau. Staatsmänner standen ihm zur Seite, die mit ihm eines Sinnes in der Erschließung der ostasiatischen Möglichkeiten Rußlands waren. Nikolaus versuchte sich zunächst den Rücken frei zu machen. Er regte die Haager Konferenzen an, um die Beziehungen der europäischen Staaten untereinander zu beruhigen. Fast gleichzeitig traf er mit dem schärfsten Nebenbuhler seines Staates auf dem Balkan, mit Österreich-Ungarn, das Abkommen, das die Gegensätze beider Staaten dort bis auf weiteres zunächst einmal vertagte. Mit Frankreich hatte er aus den letzten Jahren seines Vaters den Zweibund übernommen. Er bemühte sich, ihn dadurch fortzubilden, daß er Rußland auch Deutschland wieder näherte. Schon 1895 halfen ihm Frankreich wie Deutschland in Ostasien, einer Sprengung Chinas durch Japan vorzubeugen. 1899 legte er unserem Kaiser nahe, die eben auf Stapel gelegte deutsche Flotte derart auszubauen, daß die deutsche Bundesgenossenschaft für seinen eigenen seeuntüchtigen Staat besonderen Wert erhielte. Es waren lauter Maßnahmen für eine Politik auf lange Sicht. Den Gegner von Rußlands Zukunft sah der Zar in England. Deshalb wirkte er während des Burenkrieges auf die innereuropäischen Mächte ein, daß sie die englischen Schwierigkeiten nicht ungenutzt lassen sollten. Er wäre wohl bereit gewesen, selbst von Mittelasien her durch einen Vorstoß nach dem Indischen Ozean England an seiner empfindlichsten Stelle zu treffen, wenn Deutschland mit ihm gemeinsame Sache in Vorderasien machte. Die Sibirische Bahn war damals so gut wie vollendet. Graf Witte, der wirtschaftlich erfahrenste Staatsmann Nikolaus' II., glaubte sich seinem Ziele nahe, Rußland in China den führenden Einfluß zu verschaffen. Den Höhepunkt all dieser Bestrebungen bildete der Besuch des Zaren in Berlin im November 1899. Der Besuch blieb aber ohne Ergebnis. Wenige Tage später weilte Kaiser Wilhelm als Gast seiner englischen Verwandten jenseits des Kanals.

Bald darauf, noch ehe das erste Jahrzehnt der neuen Regierung abgelaufen war, erfolgte die Krise. Nikolaus hatte im Innern seines Reiches nichts Gleichwertiges geleistet. Über dem Wunsche, Industrie und Handel zu fördern, war die Agrarreform verzögert und die Verwaltung nicht durchgreifend verbessert worden. Ehe hier Versäumtes nachgeholt werden konnte, beschworen Unvorsichtigkeiten der russischen Diplomatie und die Kurzsichtigkeit des auswärtigen Ministeriums den Krieg mit Japan herauf. Japan hatte sich lange Zeit nicht stark genug gefühlt, die Waffen in der Hand die Frage mit Rußland zum Austrage zu bringen, wer den Vorrang in Ostasien haben solle. Es wäre wohl verhältnismäßig billig abzufinden gewesen. Erst als sich England 1902 mit ihm verbündete, straffte sich sein Wille, Rußland an den Ufern des Gelben Meeres den Weg zu vertreten. Der Zar verlor den Krieg. Daheim aber brach die Revolution aus. Die ostasiatische Politik, so staatsmännisch klug sie von ihm und seinen Beratern begriffen worden war, hatte weder das Gemüt der russischen Massen noch den Beifall der russischen Intellektuellen zu erzwingen vermocht. Auf die Massen drückten die innerpolitischen und wirtschaftlichen Mißstände. Soweit sie an auswärtigen Dingen Anteil nahmen, lebten sie dem Traume von der Befreiung ihrer

Glaubensbrüder auf dem Balkan und von der Vertreibung der Türken aus Konstantinopel. Die Abkehr des Zaren von diesem Ziel war für sie wie eine Sünde wider die Religion der Väter. Die Intellektuellen, in Wahrheit ohne auswärtig politischen Sinn, wie überall auf dem europäischen Festlande, gierten nur nach der Einführung einer westeuropäischen Verfassung in Rußland. Draußen wollten sie Österreich-Ungarn zerstört wissen, damit sich die Westslawen mit den Ostslawen vereinigen könnten, und haßten mit wachsender Leidenschaft Deutschland, weil sie — als Affen des westeuropäischen Liberalismus und Sozialismus — in Preußen und dem Deutschen Reiche den Hort der Unfreiheit, das Schild und Schwert aller noch aufrechten konservativen Kräfte der Kulturwelt zu sehen meinten. Dem Zaren blieb bei dem ungünstigen Verlaufe des Krieges mit Japan nichts anderes übrig, als den Intellektuellen, die den Umsturz geschürt hatten, das Oktobermanifest zu gewähren, wodurch der Weg zum Konstitutionalismus nun auch von Rußland beschritten wurde. Gleichzeitig aber versuchte er, sie und die meist noch bäuerlichen Massen nicht zueinander kommen zu lassen. Er machte aus der Eroberung Konstantinopels wiederum das taktische Hauptziel der russischen Politik.

Seitdem ging es mit der Regierung Nikolaus' II. bergab. Rußlands auswärtige Staatskunst wurde aufs neue fahrig und fackelnd. Sie wurde auch wieder gefräßig. Im Innern gelang zwar nunmehr und mit glänzendem Erfolge die Agrarreform. Auch für das Heer geschah Wesentliches. Aber die Opposition behauptete sich. Nur vorübergehend wurde ihr Einfluß zurückgedämmt, nie gebrochen. Bald erhielt sie von außen her eine Unterstützung, wie sie mächtiger kaum gedacht werden konnte. England hatte im Verein mit den Vereinigten Staaten 1905 Rußland den erträglichen Frieden von Portsmouth vermittelt. 1907 verabredete es mit Rußland, daß sie sich in Persien teilen und dadurch das an der Grenze Vorder- und Mittelasiens gelegene Gebiet, wo ihre Interessen am heftigsten aufeinandergestoßen waren, aus der Reihe ihrer Streitpunkte ausschalten wollten. Rußland wich vom Persischen Golf und dem Indischen Ozean zurück. Zwei Jahre später leitete die Versöhnung Rußlands mit Japan auch die Bewegung seines schrittweisen Zurückweichens aus Ostasien ein, die noch bis in die letzten Monate fortdauerte. Mit seinem ganzen Gewichte fiel das russische Reich auf Europa zurück. 1911 ließ England Italien auf die Türkei los und entfesselte dadurch die Unruhen im Bereich des östlichen Mittelmeeres, aus denen der gegenwärtige Krieg hervorgewachsen ist. Rußland schürte die Erregung, die unter den christlichen Balkanstaaten entstand, und brachte den Balkanbund fertig. Seine Stellung auf dem Balkan wurde fast unerwartet so günstig wie nie zuvor. Wie oft war es schon auf dem Vormarsche auf Konstantinopel gewesen, und jedesmal hatte es zurückweichen müssen! Die Versuchung wurde übermächtig auch für die Regierung, das Glück noch einmal zu erproben. Derselbe Zar, der zu den Haager Konferenzen eingeladen und an der europäischen Beruhigung gearbeitet hatte, ließ es auf den allgemeinsten aller europäischen Kriege ankommen. Er strafte die Politik Lügen, die er in den Anfängen seiner Regierung trieb. Der Krieg aber hat diesen Widerspruch gegen sich selbst an ihm furchtbar gerächt.

Aus soviel tausend Wunden die Österreicher in den Frühherbsttagen des Jahres 1914 auch bluteten, sie gaben den Russen den Weg ins Herz ihrer Mon-

archie und nach Schlesien nicht frei. Hindenburg konnte die Flankensicherung der gegen Wien und Breslau flutenden Heeresmassen fassen und vernichten. Der Krieg zog sich in die Länge. Da hätte sich der Zar wohl gerne wieder mit den Mittelmächten verständigt. Der Instinkt für das, was der russischen Weltmacht gut tut, wie für das Interesse seiner Diplomatie war in ihm noch nicht erstorben. Aber er hatte sich zu keiner Zeit als starke und überlegene Persönlichkeit erwiesen. Er erfuhr jetzt das Schicksal so mancher seines Schlages, die sich über ihre Kraft hinaus an einer großen Aufgabe versuchten. Die Intellektuellen und England, in deren Abhängigkeit er seit den Niederlagen in der Mandschurei geraten war, mißtrauten ihm gleicherweise. Sie wurden die Furcht nie los, daß er zu der wirklich groß angelegten Politik zurückkehren könnte, unter deren Zeichen er seine Regierung bei der Thronbesteigung gestellt hatte. Sie verschworen sich gegen ihn, und heute haben sie ihn besiegt und gestürzt.

In Deutschland ist gerade während des Krieges vielfach das Bewußtsein lebendig geworden, daß Rußland und Deutschland in dem letzten Vierteljahrhundert einander hätten unterstützen und gemeinsam zur Weltmacht hätten vorwärtsstreben sollen. Kam es anders, so hat auch die öffentliche Meinung und die Staatskunst Deutschlands ihr gerütteltes Maß von Schuld daran. So groß entworfen und zäh die englische Politik wider Rußland war, bis sie sich den Gegner versklavte, so unsicher sind die Umrisse der russischen Politik des Deutschen Reiches seit 1890 geblieben. Die schmerzlichen Folgen sind uns nicht erspart worden. Es mag ein Zufall sein, daß die Engländer in Bagdad eben in denselben Tagen einziehen konnten, da sie in der inneren Politik Rußlands den entscheidenden Erfolg davontrugen. Darum verkündet die englische Flagge über Bagdad nicht minder deutlich den Sieg Englands über die Weltmachtaussichten Rußlands, wie der Übergang der russischen Regierung an Miljukow den Sieg Englands über des Zaren Person. Das eine wie das andere ist gleich sehr ein Schlag gegen unsere Zukunft. Jetzt dürfen wir nur die einzige Frage kennen, ob wir den Schlag noch zurückzugeben vermögen. Unsere Staatsleitung vermochte den Engländern in Petersburg nicht mehr zuvorzukommen. Aber hoffentlich ist sich unsere Heeresleitung rechtzeitig darüber klar geworden, daß England den russischen Sonderfrieden nur um den Preis eines mehr als tollkühnen Spiels mit dem Feuer verhüten konnte. Rußland kracht in allen Fugen. Was gälte es, wenn Hindenburgs Hämmer augenblicklich darauf niedersausen könnten! Auch heute noch ist die sicherste Möglichkeit, den Krieg um eine entscheidende Strecke Weges der Lösung näher zu bringen, ein festes Anpacken Rußlands, sei es, daß sich dadurch die Monarchie und mit ihr das gesunde Urteil über Rußlands auswärtige Aufgaben wieder zu erheben vermag, oder daß, wenn das Land des Zaren wirklich auseinanderbirst, unser gutes Schwert und nicht englische Verschlagenheit das letzte Wort dreinredet."

Wie falsch man die Dinge in Rußland seit Beginn des Krieges und schon vorher überwiegend bei uns beurteilt hat, zeigt uns wieder einmal der Gang der Ereignisse. „Man hat sich in Deutschland", so beleuchtet Dr. Paul Rohrbach im „März" diese deutsche Kindsköpfigkeit und Hilflosigkeit, „nicht von der Vorstellung losmachen können, daß der Faktor, mit dem in Rußland am meisten gerechnet werden müsse, doch die Regierung sei. An diesem Beispiel zeigt sich der Fehler,

der uns nun schon so viel gekostet hat, mehr, als verlorene Schlachten es täten: daß wir nicht davon loskommen, die Verhältnisse des Auslandes nach unseren eigenen abzuschätzen. In diesem Punkt wird oben bei der Regierung fast ebenso gefehlt wie unten bei der öffentlichen Meinung und bei der Presse. Man denkt, es müsse doch irgendwie gehen, sich das Fremde nach dem Muster des Eigenen zurechtzulegen. Es geht aber nicht, und am allerwenigsten geht es in Rußland.

Auch der Gedanke des Sonderfriedens mit Rußland, der überall umherspukt oder wenigstens bis zur Revolution umhergespukt hat, ging von dem prinzipiellen Vorstellungsfehler aus, daß die russische Regierung, der Zar und die Minister, die Gewalt in der Hand hielten, und daß, wenn die Regierung für einen politischen Entschluß gewonnen war oder einen Entschluß gefaßt hatte, das Entscheidende geschehen sei. Daran glaubten all die Leute bei uns, die man in Rußland spöttisch die deutschen Neo-Russophilen, die neuen Russenfreunde nannte, steif und fest. Sie hielten z. B. den Minister Protopopow, der beim Ausbruch der Revolution die Dumaabgeordneten wie ein Schuljunge um Verzeihung bat, für den starken Mann, der imstande sei, die Parteien zu meistern. Diesem Glauben konnten sich aber nur Leute hingeben, die von Rußland, wie es wirklich war, keine genügende Kenntnis hatten. Unsere Neo-Russophilen in der Presse, in der Geschäftswelt und in den Ämtern sind, man kann es leider nicht anders sagen, beim Ausbruch und beim bisherigen Verlauf der Revolution mit Pauken und Trompeten durch ihr russisches Examen gefallen — was sie wahrscheinlich nicht hindern wird, weiter Irriges über Rußland zu denken und zu sagen, sobald sie sich etwas vom Schreck erholt haben.

Man muß in Rußland bei den inneren Verhältnissen anfangen, nicht nur, wenn man die Revolution, sondern schon, wenn man den Krieg verstehen will. Die Kriegspartei in Rußland sind die Liberalen, d. h. diejenigen Richtungen zwischen der äußersten Linken und äußersten Rechten, die sich während des Krieges in dem sogenannten ‚Progressiven Block‘ der Duma zusammenschlossen. Liberal in russischem Sinne sind auch die am weitesten rechts stehenden Mitglieder des Blocks, die Gruppen, die neben dem liberalen Selbstverwaltungsprinzip auch eine starke Regierungsautorität verlangen. Alle Parteien von den Oktobristen bis zu den konstitutionellen Demokraten (Kadetten) hatten während der Zeit zwischen der Revolution von 1905 und dem Ausbruch des Weltkrieges den alten panslawistischen Eroberungsgedanken in einer eigentümlichen und tiefgehenden wirtschaftlichen Umfärbung in sich aufgenommen. Das russische Wirtschaftsleben hat seit dem Beginn des Witteschen Zeitalters eine immer stärkere Verlegung seines Schwergewichts nach Süden erfahren. Fast drei Viertel der Getreideausfuhr gingen durch die Häfen des Schwarzen Meeres und der Dardanellen. Im Süden entwickelten sich auch die großen Eisen-, Kohlen- und Naphthawerke, die Zuckererzeugung, der stärkste Seehandel usw. Das alles führte zur energischen Aufnahme der Forderung, Konstantinopel und die Dardanellen russisch zu machen, um unter allen Umständen den Verkehr durch die Pforten zwischen dem Schwarzen und dem Mittelländischen Meer sichern zu können. Deutschlands Orientinteressen und Österreich-Ungarns Interessen auf der Balkanhalbinsel standen aber diesem russischen Ziel entgegen. Man lese Mitrofanows Brief an Delbrück

im Juniheft der ‚Preußischen Jahrbücher‘ von 1914, der nichts mehr und nichts weniger enthält als die Ankündigung des Krieges vor der Kriegserklärung: deshalb, weil die deutsche Politik Rußland hindere, von den Meerengen Besitz zu ergreifen, und weil sie in der serbischen Frage Österreich-Ungarn gegen Rußland decke ...

Die liberal und zugleich panslawistisch, d. h. eroberungspolitisch gerichteten Kriegsfreunde haben den Krieg gemacht mit dem Ziel, die Meerengen und außerdem Galizien, das gefährliche ‚ukrainische Piemont‘, zu erobern. Sie waren entschiedene Vertreter des politischen Reformgedankens im Innern, aber der Krieg war ihnen wichtiger und schien ihnen dringlicher, namentlich als im Frühjahr 1914 mit einemmal die Gefahr einer deutsch-englischen Verständigung über die Bagdadbahn auftauchte. Die Armee war selbstverständlich kriegsfreundlich, und das Ministerium des Auswärtigen unter Sasonow hielt die Partie für vollkommen sicher, da Frankreich und England mitgingen. Nun aber entwickelten sich die Dinge nicht programmäßig. Der Sieg blieb aus, und es zeigte sich, daß die organisatorischen Mängel in Rußland immer stärker auf die Kriegsfähigkeit des Staates zu drücken anfingen. Die Liberalen, die sich in der Duma zum ‚Progressiven Block‘ zusammenschlossen, erkannten jetzt den Fehler, den sie gemacht hatten, als sie den Krieg noch vor die inneren Reformen gestellt hatten. Sie sahen, daß mit der alten Bureaukratie, dem verdorbenen reaktionären Verwaltungssystem, die Kriegsbereitschaft Rußlands nicht wiederherzustellen war, und sie verlangten kategorisch, daß die Regierung sich die Mithilfe der Körperschaften der Selbstverwaltung, der Semstwos, des Kongresses, der Industriellen, des zentralen Kriegskomitees und seiner örtlichen Zweigkomitees gefallen lassen müsse, damit der inneren Unordnung ein Ende gemacht und der Verkehr, die Volksverpflegung und die Munitionsherstellung wieder gesichert würden. Auch der altrussische Städteverband, der allrussische Landschaftsverband, sogar die Universitäten und die Gewerbetreibenden faßten Beschlüsse über die ‚Mobilisierung‘ aller nationalen Kräfte für den Krieg. Der Fall von Przemysl nach der Durchbrechung der russischen Front durch Mackensen war der Tropfen, der das Faß zum Überlaufen und jedermann zu der Überzeugung brachte, daß die Regierung unfähig sei, den Krieg zu gewinnen.

Seitdem hat der Kampf zwischen der Dumamehrheit und der Regierung ununterbrochen fortgedauert. Das Verhältnis des ‚Progressiven Blocks‘ und der Regierung während der letzten anderthalb bis zwei Jahre kann so definiert werden, wie ich es neulich in der ‚Deutschen Politik‘ getan habe: ‚Die Liberalen wollen den Krieg, und solange die Regierung zu ertragen ist, ohne daß der Krieg in Gefahr kommt, wagen sie es nicht, der Regierung gegenüber zum Äußersten zu greifen, obwohl sie über ihre Unfähigkeit aufs tiefste erbittert sind; die Regierung ihrerseits verfolgt das Ziel, sich zu halten und die auf innere Umgestaltung drängenden Kräfte abzuwehren, und solange es geht, dabei zugleich Krieg zu führen, will sie auch den Krieg fortsetzen.‘ So schrieb ich am 2. März, und ich fügte schon damals hinzu: in dem Augenblick, wo die Liberalen sehen sollten, daß die Regierung zum direkten Kriegshindernis wird, könnten Nikolaus II. und seine Kamarilla das Schicksal Rasputins teilen — oder die Regierung müsse Frieden schließen, um die Hände zur Niederschlagung der Revolution frei zu bekommen!

Ohne Zweifel sah die reaktionäre Regierung ein, daß, wenn sie die Forde-

rung der Duma erfüllte und die Selbstorganisation der russischen Kräfte zuließ, um den Krieg weiter zu führen, die Zeit des Absolutismus in Rußland für immer vorbei war. Diese Aussicht war den Regierenden so wenig angenehm, daß sie dann allerdings den Frieden vorgezogen hätten. Nur darf man nicht glauben, daß es wirklich ein Sonderfriede mit Rußland geworden wäre, denn in dem Augenblick, wo Rußland wirklich auszuscheiden drohte und damit die Niederlage der übrigen Ententegenossen sicher war, hätte England natürlich die Führung des Geschäfts bei der Gesamtliquidation des Krieges an sich genommen und versucht, auf Kosten der anderen so viel wie möglich für sich herauszuschlagen. So naiv, daß sie erst Rußland Frieden schließen und dann sich selbst einen nach dem anderen abtun lassen, sind die Ententebrüder wirklich nicht, und England am allerwenigsten.

Für die englische Politik war es unbedingt notwendig, daß der Zar nachgab, auf Absolutismus, Reaktion, Korruption usw. verzichtete und aus der Dumamehrheit ein ‚Ministerium des öffentlichen Vertrauens‘ berief. Darauf zielten auch die Verhandlungen zwischen dem englischen Botschafter und der Dumamehrheit und die Reise der Ententepolitiker unter Führung Lord Milners hin, die kurz vor dem Ausbruch der Revolution in Rußland waren. Nikolaus II. aber wollte nicht hören, und die Golizym, Protopopow und Genossen versicherten ihm, sie seien stark genug, mit der Opposition, schlimmstenfalls unter Anwendung von Gewalt, fertig zu werden. Erstens haben sie sich, wie das bei derartigen reinen Bureaukraten leicht der Fall ist, in der Einheitlichkeit und Wucht der allgemeinen Stimmung im Lande getäuscht, die vollständig gegen die Regierung war, und zweitens haben sie die Wirkung unterschätzt, die der Mangel an Nahrung und Heizung bei den Arbeitermassen und der ganzen unteren Schicht in den großen Städten in bezug auf Revolutionsbereitschaft schon gehabt hatte. Der dritte und entscheidende Faktor endlich war, daß auch die Truppen zum großen Teil regierungsfeindlich geworden waren. Unklar ist bei diesem letzteren Punkt vorläufig noch die sehr wichtige Frage, ob der Abfall der St. Petersburger Garnison von der Regierung durch Einwirkung der Dumaliberalen auf die Offiziere oder der sozialdemokratischen Agitation auf den gemeinen Mann verursacht worden ist — vermutlich das letztere.

Programmäßig im englischen Sinne wäre der Verlauf dann gewesen, wenn man Nikolaus II. ein liberales Ministerium und ein liberales System in der Verwaltung, mit einem Aufruf an alle russischen Kräfte, sich für den Krieg zu organisieren, abgenötigt hätte — alles das selbstverständlich unter wirksamer englischer Kontrolle. Ob der Zar sich das dann persönlich gefallen ließ oder abdankte und ein Ersatzmann eintrat, war eine Frage zweiter Ordnung. Statt dessen aber fing die Revolution programmwidrig mit einem Massenaufstand der Arbeiterbevölkerung in St. Petersburg an, mit blutigen Straßenkämpfen, Plünderung, Brand und sonstiger Gewalt. Es ist nicht eine Revolution der Leute im gut sitzenden Rock, sondern eine Revolution der Leute im Arbeiterhemd geworden, mit denen sich die Dumamehrheit verbünden *mußte*! Der äußere Hergang scheint der gewesen zu sein, daß zuerst der Arbeiteraufstand ausbrach, dann die Duma nach Hause geschickt werden sollte, aber sich widersetzte und beisammen blieb, dann die Verständigung zwischen der Duma und den Führern der Masse erfolgte und das Militär zur Revolution überging. Der Zar, dem die Dumamehrheit, um dem Bündnis

mit der Straße auszuweichen, zweimal die Hand zur Verständigung hinstreckte, blieb halsstarrig und besiegelte sein Schicksal.

Die drei Faktoren, die jetzt zusammen in Rußland regieren sollen, sind die Englische Botschaft, der ‚Progressive Block' und die Sozialdemokratie samt der sogenannten Arbeitsgruppe. Diese letztere ist eine Partei des radikalen Kleinbürger- und Kleinbauerntums unter Führung des Saratower Rechtsanwalts Kerensky, eines Mannes von hervorragender Begabung, der sich als Republikaner bekennt. Führer der Sozialdemokraten ist der Georgier Tschcheidse, ein glänzender Redner, der aber nur dadurch an die erste Stelle gekommen ist, daß seine Kollegen in der Führerschaft während des Krieges nach Sibirien geschickt worden sind.

England und die liberal-nationalistische patriotische Bourgeoisie, die den ‚Progressiven Block' bildet, sind für den Krieg. Die Sozialdemokraten sind zum Teil auch nationalistisch, aber nur zum Teil. Den Arbeitermassen liegt an hohen Löhnen, ausreichender Nahrung und politischer Freiheit. Die Leute von der Richtung Kerenskys sehen nicht in dem Krieg, sondern in radikalen innerpolitischen Reformen ihr Hauptinteresse. Wenn es mit dem Manifest der vorläufigen Regierung, in dem ein ganz radikales innerpolitisches Programm aufgestellt ist, bis zum Streikrecht für die Soldaten außerhalb der Front und bis zur Miliz mit gewählten Befehlshabern an Stelle der Polizei, seine Richtigkeit hat, so wäre das ein Beweis dafür, daß in dem Dreigespann vorläufig die Radikalen der stärkste Teil sind. Der ‚Progressive Block' hat sich offenbar das Bündnis mit Kerensky und Tschcheidse nur gezwungenermaßen unter dem Druck des Straßenaufstandes gefallen lassen. Daß diese im tiefsten Grunde wesensverschiedenen Richtungen lange werden zusammenarbeiten können, ist unwahrscheinlich, wenn auch dem Geschick der englischen Politik zunächst noch eine gewisse Vereinigung der russischen Kräfte gelingen mag. Sicher ist das aber keineswegs. Ganz unglaublich erscheint es, daß unter den bestehenden Verhältnissen die Wiederherstellung des zusammengebrochenen Verkehrswesens und die durchgreifende Massenverpflegung in den Städten bis zur nächsten Ernte gelingen wird.

Ein kritisches Moment erster Ordnung ist auch durch den Beschluß gegeben, allgemeine Wahlen für die neue Duma mit unbeschränktem gleichem und geheimem Stimmrecht stattfinden zu lassen. Zwei Drittel der Wähler sind Analphabeten, und vier Fünftel sind Bauern, die, ganz wie bei den Wahlen zur ersten und zweiten Duma, demjenigen zufallen werden, der ihnen die größte Landzuteilung und die niedrigsten Steuern verspricht. Damals war die Arbeitsgruppe — Trudowiki, eigentlich die Mühseligen und Beladenen — infolge der Bauernstimmen die stärkste russische Partei, der auch der linke Flügel der Kadetten nahe stand. Wenn eine derartige Duma aus den bevorstehenden Wahlen wiederkehren sollte, so ist überhaupt nicht abzusehen, wie die Dinge sich in Rußland entwickeln. Eine Verwirrung ohnegleichen wäre dann unausbleiblich, und ebenso würde man dann wohl auch eine starke Rückwirkung auf die Armee annehmen können, die meist aus Bauernsoldaten besteht. Gar nicht zu überblicken ist im Augenblick, wie die Dinge an der russischen Front stehen. Wenn die Armee, wie es scheint, sich der neuen Regierung fügt, so wird das Weitere davon abhängen, ob eine Verständigung der Truppenbefehlshaber mit dem ‚Progressiven Block' dahintersteckt oder ob die Truppe

durch die Sendlinge der Sozialdemokraten und der Trudowiki gewonnen wird. Je nachdem könnte die nächste Rückwirkung auf den Krieg sehr verschieden ausfallen.

Das Hauptmittel aber, um die Truppen weiter zum Fechten zu bringen, wird die Parole sein: Wenn die Preußen euch schlagen, so bringen sie euch den Zaren und den Absolutismus zurück!"

„Die wichtigste Entscheidung im Weltkrieg" — so ergänzt der Verfasser diese Ausführungen in der „Hilfe" —, „das war ohne Zweifel die Ententeniederlage an den Dardanellen, denn wäre ein Durchbruch gelungen, so wäre nicht nur die Türkei in Europa und Asien verloren gewesen, sondern auch Rußland hätte seine aktive Kampf- und Stoßkraft für den Krieg in ganz anderem Maße bewahrt, als es ihm in seiner verkehrspolitischen Abschnürung von den Bundesgenossen möglich geworden ist. Die russische Revolution ist nicht zuletzt, ja sie ist sogar hauptsächlich eine Folge davon, daß durch die Isolierung Rußlands, durch den Zwang, allen Verkehr mit der übrigen Welt über den hohen Norden und die weit entlegene Küste des Stillen Ozeans zu führen, schließlich eine nicht mehr erträgliche Erschwerung und Stockung des Verkehrs im Innern eintrat. Sogar wir haben unsere Verkehrsschwierigkeiten, wenn sie auch nicht gefährlich sind, und in Rußland, das von jeher schwächer in der Organisation gewesen ist, mußten sie sich auch ohne die große Absperrung zu einem erheblichen Grade entwickeln, aber war der Weg durch die Dardanellen und den Bosporus frei, konnte die Zufuhr nicht nur von Munition, sondern auch von Eisenbahnmaterial, Maschinen usw. von dorther schlankweg erfolgen, die Riesenaufgabe der Versorgung des Heeres, der Städte und der übrigen Bevölkerung von Süden, vom Schwarzen Meere her mit Hilfe der Alliierten erleichtert werden, so hätte der Revolution stets das entscheidende Mittel gefehlt: die Not und die Erregung der Massen. Erst hierdurch war der Sieg über die Regierung zu erringen. Verfolgt man die Zusammenhänge nach rückwärts, so zeigt sich also, welch eine Wirkung auf scheinbar Entlegenes auch von unserer Flotte, von ihrem bloßen Dasein und ihrer fesselnden Kraft auf den Feind ausgegangen ist."

Was nun die russische Revolution selber angeht, so sollte man sich hüten, sie ohne weiteres in dem Sinne zu verstehen, als ob dadurch sofort und entscheidend eine Schwächung Rußlands für den Krieg ausgehen müßte. Unsere offiziellen und offiziösen Kreise usw. konnten sich nicht von dem Glauben an die innere Stärke der russischen Regierung losmachen und von der Vorstellung, die regierenden Kreise in Rußland, der Zar, der Hof, die Minister, die Bureaukratie oder wen man sonst hier nennen will, besäßen die Kraft und die Autorität, eine eigene Politik gegen den Willen der mit England eng verbündeten patriotisch-liberalen Kriegspartei zu machen. „Sie wären wahrscheinlich imstande gewesen, dadurch, daß sie in der Kriegsfrage mit der Kriegspartei gingen, sich selber und damit die absolutistische Regierungsform, an der ihnen lag, zu erhalten, wenigstens bis auf weiteres, — wenn es möglich gewesen wäre, die Massen, namentlich in den großen Städten, vor Hunger, Frost und sonstiger Not zu bewahren. Das aber glückte nicht, einesteils wegen der großen organisatorischen Schwierigkeiten, unter denen Rußland an sich leidet, andernteils und hauptsächlich nicht wegen der vollständigen Abschneidung des Verkehrs mit dem Auslande auf dem südlichen Seewege!

Die russische Revolution, hört man jetzt mitunter sagen, sei in England gemacht worden und diene dem Nutzen Englands. Darin ist ein Stück Wahrheit, aber doch nur ein Stück. Die englische Politik, die dauernd und besser als wir über die russischen Zustände unterrichtet war, begriff, daß die Katastrophe kommen würde, das heißt daß der Zar und die Regierung sich gegenüber der Unzufriedenheit der Liberalen mit dem herrschenden politischen System und gegenüber der Gärung, die die Not unter den Massen hervorrief, nicht würde halten können. Auch daß diese Regierung den Verkehrswirrwarr nicht würde lösen können, der die russische Kriegführung hinderte, sah man in England ein. Das Erwünschte wäre gewesen, und darauf arbeitete die englische Botschaft mit den liberalen russischen Parteiführern zusammen hin, einen Systemwechsel ohne gewaltsame Umwälzung, eine unblutige Revolution ohne die Massen im Sinne der englischen von 1688, herbeizuführen, womöglich mit dem gegenwärtigen Zaren, nur mit liberalen Ministern, durchgreifenden Änderungen in der inneren Politik, Heranziehung aller freiwilligen Kräfte des Landes, der Semstwos, der Wirtschaftsverbände usw.: zum Zweck der Entwirrung der Verkehrsnot, Beseitigung des Hungers in den Städten und Neuorganisation aller Dinge für den Krieg. Wäre dies Programm durchführbar gewesen, so hätte in der Tat eine reine Stärkung der Kriegskraft Rußlands im Sinne der Entente die Folge sein können. Offenbar aber sind die Dinge doch ganz und gar anders gelaufen, als England wünschte. Sowohl England als auch der progressive Block, die Mehrheit der Duma, wären es sehr zufrieden gewesen, wenn die Radikalen mit ihren Führern Kerensky und Tschcheidse, da sie nun einmal auf der Straße nicht zu entbehren waren, wenigstens aus der neuen Regierung hätten ausgeschaltet werden können. Diesen Leuten liegt am Kriege teils wenig, teils nichts, dagegen liegt ihnen alles an den grundlegenden inneren Reformen in ihrem Sinn. Nachdem sie aber ihre Macht erprobt haben und man sie mit in die Regierung hat nehmen müssen, denken sie nicht daran, sich an die Wand drücken zu lassen.

Es wäre also vorschnell, zu glauben, daß Rußland durch die Revolution unmittelbar für den Frieden reif geworden ist, und auch mit einer Ermattung der russischen Kriegsenergie an der Front sollte man zunächst lieber nicht rechnen. Wohl aber ist anzunehmen, daß, wenn die Reibungen und Krisen im Innern überhaupt zeitweilig aufhören, sie sich nach einiger Zeit wiederholen und ebenso, daß es den neuen Männern und dem neuen System schwerlich gelingen wird, der Verkehrsnot und der Hungersnot abzuhelfen. Nicht dem Frieden mit Rußland, sondern der Besiegung Rußlands, die einem erfolgreichen Frieden vorangehen muß, wird also die Revolution dienen, sobald ihre Folgen Zeit gehabt haben werden, zu wirken."

Entscheidende Bedeutung für die Kriegsereignisse, dann aber auch für die ganze künftige Gestaltung des russischen Reiches wird die Stellung des russischen Bauern zur Revolution gewinnen. Da finden sich nun in der „Vossischen Zeitung" Darlegungen eines („Livonicus" zeichnenden) „genauen Kenners des russischen Volkes", an denen keinesfalls vorübergegangen werden darf. Vielen reichsdeutschen Lesern werden sie die einschlagenden Verhältnisse in einem ganz neuen Lichte erscheinen lassen:

„In Deutschland besteht vielfach die Ansicht, daß die russische Bauernschaft, diese ‚graue Masse', durchweg zarentreu sei und sich ganz unter dem Einfluß der Geistlichkeit befinde. Auch diese Fabel muß beiseite gelegt werden. Die große Mehrheit der russischen Bauern ist in ihrer Lebensauffassung bis auf die Knochen demokratisch. Der Bauer besitzt seit der Befreiung aus der Leibeigenschaft für seine kommunalen Angelegenheiten im Bereich der Dorfgemeinde das allgemeine Wahlrecht und ist infolgedessen durch Generationen gewohnt, sich dem Votum der Mehrheit zu unterwerfen. Er nennt sein Dorfparlament ‚Mir' — ‚die Welt'. Schon dieser Name allein besagt zur Genüge, wie weitumspannend seine demokratische Denkweise ist. In Volksüberlieferungen, Sprichwörtern, Volksliedern usw. lebt von Geschlecht zu Geschlecht die alte goldene Zeit weiter, wo es keine ‚Herrschaften' (‚Bare') gab, sondern das souveräne Volk sich selbst regierte: seine Fürsten wurden in den ersten Anfängen des staatlichen Lebens durch Volksabstimmung gewählt und mit derselben Selbstverständlichkeit durch ein Volksvotum beseitigt, sofern sie den Erwartungen des Volkes nicht entsprachen. Noch zur Zeit der Hansa gab es z. B. in Nowgorod kein geheiligtes Fürstenrecht. Die oberste Staatsautorität lag in den Händen der Vollversammlung des Volkes, bei dem sogenannten ‚Wetsche'.

An diese historischen Traditionen knüpfte alsbald nach der Befreiung aus der Leibeigenschaft (1861) die Partei der ‚Narodowolzy' (Volksrechtler) ihre Agitationsarbeit. Im Laufe der Entwicklung ist aus dieser Partei die heutige sozialrevolutionäre Partei entstanden.

Wer sich über die künftige Rolle des russischen Bauern in der Revolution Klarheit verschaffen will, muß sich mit den Zielen der russischen Sozialrevolutionäre bekanntmachen. Sie sind die Führer der revolutionären Bauernschaft und haben ihre Arbeit bereits einige Jahrzehnte vor der Begründung der russischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei aufgenommen. Die Bauernrevolte von 1900 war ihr Werk, und wenn wir von ihr in den letzten Jahren wenig gehört haben, so nur deswegen, weil sie sich aus der letzten Duma selbst ausschaltete: auf den Verfassungsbruch Stolypins antwortete sie mit dem Boykott der Duma.

Von der Sozialdemokratie unterscheidet sich die sozialrevolutionäre Partei taktisch und programmatisch. Taktisch insofern, als sie das Attentat für ein zulässiges Mittel zum gewaltsamen Umsturz der Staatsordnung betrachtet. Alle politischen Attentate der letzten Jahrzehnte sind das Werk der Sozialrevolutionäre gewesen. Nach alter Überlieferung hat man sie in Deutschland infolgedessen häufig irrtümlicherweise Nihilisten genannt. Der programmatische Unterschied zwischen den beiden sozialistischen Bruderparteien ist vorwiegend in ihrem Agrarprogramm begründet. Die Sozialdemokraten lehren, daß der Weg zum Sozialismus auf Grund der ökonomischen Lehren von Karl Marx über den Kapitalismus führt; auch im Agrarstaat. Die Sozialrevolutionäre sagen hingegen, daß Rußland seine eigenen Entwicklungswege gegangen ist, und daß infolgedessen auch die für Westeuropa gültigen ökonomischen Entwicklungsgesetze für den russischen Staat nicht maßgebend sein können. Rußland sei schon infolge des kommunistischen Prinzips in der Dorfgemeinde befähigt, die kapitalistischen Entwicklungsstufen von Westeuropa zu überspringen. Durch Enteignung des Großgrundbesitzes und Über-

gabe von Grund und Boden an das Volk könne in Rußland sofort die kommunistische Staatsform eingeführt werden. ‚Land und Freiheit' lautet der Schlachtruf der Sozialrevolutionäre. Mit dieser Parole werden sie die Agitation für die Wahlen zur Konstituante aufnehmen, und die sogenannte ‚graue Masse' wird ihnen folgen.

Das eine Wort ‚Land' wirkt bezaubernd auf den russischen Bauer. Fast sechzig Jahre leidet er an chronischem Landhunger. Im Jahre 1905 machte er sich unter der Führung sozialrevolutionärer Agitatoren daran, diesen Hunger durch eigenmächtige Konfiskation und Aufteilung des Großgrundbesitzes zu stillen. Und wenn die Revolution von 1905 der damaligen russischen Regierung gefahrvoll wurde, so nur wegen der Agrarunruhen, der Bauernrevolte. Die Aufstände der industriellen Arbeiterschaft in den Großstädten ließen sich leichter niederschlagen.

Die Sozialrevolutionäre haben heute eine große Anzahl von Organisationen und Gruppen auf dem flachen Lande. Und wo Organisationen fehlen, sind Gesinnungsgenossen vorhanden. Der sozialrevolutionäre Agitator kennt die Psyche des Bauern wie kein anderer; er versteht die ‚graue Masse' an der wundesten Stelle zu packen. Mit seinem Schlachtruf ‚Land und Freiheit' wird er sie in helle Begeisterung versetzen und als Sieger in die Konstituante rücken.

Diese Prognose wird um so mehr zutreffen, als andere Parteien auf dem flachen Lande über keinerlei Organisationen verfügen; zudem entsprechen ihre Programme nicht dem kommunistischen Empfinden des russischen Bauern. Zum Teil mag allerdings durch die Stolypinsche Agrarreform, über die in der deutschen Presse während des Krieges sehr viel geredet worden ist, auch beim russischen Bauer eine Wandlung in der Richtung zum privatkapitalistischen Standpunkt vor sich gegangen sein. Diese Wendung der Dinge kann jedoch nicht von großer Bedeutung sein: die Wirkung dieser Reform wird in Deutschland stark überschätzt.

Gemäß der im vorhergehenden vertretenen Ansicht wird somit die russische Bauernschaft in der künftigen Konstituante durch Sozialrevolutionäre vertreten sein. Sie wird vor allen Dingen fordern:

1. die Enteignung des Großgrundbesitzes des gewesenen Zaren, des Staates, der Klöster und der Feudalherren zugunsten der Bauernschaft;
2. die Begründung einer sozialen Republik;
3. sofortigen Abschluß des Friedens.

Die übrigen Forderungen werden sich so ziemlich mit dem radikalsten Programm der Sozialdemokratie decken.

Daß dieses zum Teil utopistische Programm gewaltige Kämpfe auslösen wird, versteht sich von selbst. Das soll und darf jedoch einzig und allein Sache der Russen selbst sein!"

Die hier wiedergegebenen wertvollen Urteile können sich immer nur auf Wahrscheinlichkeitsrechnungen stützen. So logisch und sachkundig sie auch sind, — die Geschichte hält sich an ihre eigene Logik und sie kann es ja auch in der Tat nicht allen Logikern recht machen. Die Urteile verlieren darum nicht an Wert, sollen uns aber auch nicht auf bestimmte Voraussagen festlegen, im Gegenteil, der Fülle der möglichen Entwicklungen näher bringen. Welche auch eintreten mag, sie soll uns bereit finden.





Kartenhäuser

Da der Türmer, wie aus den Verhandlungen des Deutschen Reichstages sowohl im Haushaltsausschuß wie auch in öffentlicher Sitzung bekannt gegeben, unter *Präventivzensur* erscheint — seit dem 18. Januar 1915 — so ist er bei der Erörterung gewisser Fragen nach den erlassenen Verfügungen darauf angewiesen, sich auf andere, insonderheit Berliner Blätter berufen zu müssen.

Die „Deutsche Tageszeitung" vom 31. März 1917 (Nr. 166) schreibt:

„Der Reichskanzler legte Wert auf die Erklärung im Reichstage: Deutschland habe niemals die Absicht gehabt, die Vereinigten Staaten anzugreifen, und habe sie auch heute nicht. Deutschland habe den Vereinigten Staaten wiederholt gesagt: man *verzichte* auf uneingeschränkte Verwendung der U-Boots-Waffe in der *Erwartung*, daß England seine Blockadepolitik ändere, welche von den Herren Wilson und Lansing als ungesetzlich und menschlichkeitswidrig bezeichnet worden sei. ‚*Unsere Erwartungen, die wir acht Monate aufrecht erhielten, wurden bekanntlich schmählich enttäuscht.*'

Wir glauben, daß es in der ganzen *Welt wohl niemand gibt*, der dem Deutschen Reiche Angriffsabsichten auf die Vereinigten Staaten in Wirklichkeit zutraute oder an das Vorhandensein solcher Absichten glaubte. Wenn aus den Reihen der deutschen Linken solche Ansichten und auch tadelnde Kritiken kommen: nun habe Deutschland sich durch den U-Boots-Krieg auch noch die Feindschaft Chinas und der Vereinigten Staaten auf den Hals gezogen, so beweist das nur das Fehlen des Verständnisses für die politischen Zusammenhänge und ihr Verhältnis zu dem Werte der Kriegführung, sowie für die Höhe dieser Werte, außerdem den schon alten Grundsatz für diese politischen Richtungen, daß nur Narren an den Sieg glauben könnten und daß das Deutsche Reich den falschen Frieden anzunehmen habe, um so schnell den Krieg zu beendigen, und daß die Bedingungen des Friedensschlusses vor allem keine unangenehmen Gefühle bei unseren Feinden erwecken dürften. Wir möchten doch bezweifeln, ob es zweckmäßig sei, daß der *Reichskanzler solchen Standpunkten gegenüber für nötig hielt, eine mehr moralische als politische Rechtfertigung* unserer Stellung und unseres Verhaltens zu den Vereinigten Staaten zu geben.

Die Feststellung des Reichskanzlers, daß die Erwartungen, die man acht Monate lang auf die Vereinigten Staaten gesetzt habe, *schmählich enttäuscht* worden seien, erinnert an das bekannte Wort des Reichskanzlers Sir Edward Goschen gegenüber: *seine ganze auswärtige Politik sei wie ein Kartenhaus zusammengebrochen.* Die deutsche Amerikapolitik war auch so *ein Kartenhaus, aufgebaut nicht auf realpolitischem Denken*, sondern auf *Wünschen und Besorgnissen*, auf *Hoffnungen und Befürchtungen*, als den *Vätern der Entschlüsse und Nichtentschlüsse, des Handelns und des Unterlassens.* Unseres Erachtens hat aber dieses unerfreuliche Spiel bedeutend länger als acht Monate gedauert, nämlich *zum mindesten zwei Jahre*, und in gewisser

Beziehung noch länger. Der Ausspruch des Reichskanzlers, daß unsere **Erwartungen schmählich enttäuscht** gewesen seien, beweist übrigens aus seinem eigenen Munde, daß er auf **Erwartungen** und andern **Gefühlen** jenes **zusammengestürzte** Gebäude errichtet hatte, nicht auf Tatsachen. **Der Zeitverlust beläuft sich auf zwei Jahre.**

Der Reichskanzler hat weiter gesagt: das deutsche Volk empfände gegenüber Amerika weder Haß noch Feindschaft. Wir wollen über Ausdrücke nicht streiten, aber daß nach den Vorgängen das deutsche Volk nicht gerade von freundschaftlichen Gesinnungen den Vereinigten Staaten gegenüber beseelt ist, möchten wir **mit allem Nachdruck** aussprechen und meinen, daß **der Herr Reichskanzler darüber eigentlich unterrichtet sein sollte.** Die amerikanischen Munitionslieferungen an unsere Feinde und die auch im übrigen ausnahmslos feindselige und daher hinterhältige Handlungsweise der Vereinigten Staaten gegen Deutschland haben im deutschen Volke tiefe Erbitterung erregt, vor allem aber auch **die unverschämte Antwort, welche Herr Wilson im Herbst 1914 dem Deutschen Kaiser erteilte,** und schließlich aber nicht am wenigsten **die Reihe politischer und diplomatischer Demütigungen,** welche Wilson und Lansing **der deutschen Regierung auflegen konnten und damit die Führung des Unterseehandelskrieges verhinderten.**"

*

Die Phrase von dem politisch uninteressierten Deutschland

China hat sich nnn also auch gegen uns entschieden. „Lange genug," schreibt Erich von Salzmann in der „Vossischen Zeitung" (Nr. 166), „hat es hin und her geschwankt, auf welche Seite es gehen sollte. Besser gesagt, es handelte sich für China nur darum, entweder rückhaltlos mit der Entente zu gehen oder sich seine staatliche Selbstständigkeit durch weitere Neutralität zu erhalten. Wir als Gegenspieler der Entente sind wohl nie als Bundesgenossen Chinas in Frage gekommen. Da haben wir nun das **Ergebnis einer vollkommen passiv gebliebenen deutschen Politik** der letzten zwanzig Jahre, die unter dem **Schlagwort** getrieben wurde: **Wir haben keine politischen, wir haben nur wirtschaftliche Interessen** in Ostasien. Nie ward deutlicher bewiesen als jetzt in diesen Tagen, daß politische und wirtschaftliche Interessen untrennbare Begriffe sind und daß **wirtschaftliche Werte bei politischen Zusammenstößen einfach glatt dem Stärkeren als Beute in den Schoß fallen.** Es geht in China lediglich um unsere politisch leider ungedeckt gebliebenen wirtschaftlichen Werte, um nichts anderes. Man hat die **Phrase von der politischen Uninteressiertheit Deutschlands** in Ostasien dort draußen bis zum Überfluß gebraucht. Ist es da ein Wunder, daß heute **China von unserer politischen Ohnmacht überzeugt** ist? Solange wir auf dem Boden dieses Schlagwortes stehen bleiben, wird sich darin auch nichts ändern.

Das Fell des deutschen Bären wird zurzeit auf der Welt verteilt. Jeder reißt sich ein Stück heraus, und England und Frankreich werden sich bemühen, auf dem reichen chinesischen Wirtschaftsgebiet unsere Erbschaft kaltblütig und ohne jede Sentimentalität anzutreten.... Wie oft sind wir hier in Deutschland von weltfremden Professoren darüber belehrt worden, welche großen Sympathien im chinesischen Volke für das ferne Deutschland vorhanden seien! Wo bleiben jetzt diese Sympathien, welches politische Kapital haben wir damit in Ostasien geschaffen?"

Ohne eine **Einigung zwischen Amerika und Japan,** meint der Verfasser, wäre aber das Vorgehen Chinas unmöglich gewesen: „Wir müssen uns daran erinnern, daß der Entschluß Chinas bereits einen parallelen Vorgang hat, indem **Japan China glatt verbot, gegen die Zentralmächte Stellung zu nehmen.** Die Erklärung Sir Edward Greys an Japan im Anfang 1915 gibt darüber Aufschluß. **Japan muß heute also China erlaubt haben, den Schritt gegen Deutschland zu tun.** Stimmt diese

Kombination — und es ist sehr naheliegend, daß sie stimmt —, dann beweist sie deutlich, ein wie schwerer politischer Fehler der Versuch war, durch Mexiko Japan während des Krieges auf unsere Seite zu ziehen. Sie beweist ferner, daß man die ganze Stellung Japans im Ringe unserer Gegner unbegreiflicherweise wieder einmal vollkommen falsch eingeschätzt hat. Der Wunsch mag bei uns, wie so oft schon, der Vater der Hoffnung gewesen sein, aber die Hoffnung mußte trügen. . .

Der Fall China muß den Politikern erneut sehr zu denken Veranlassung geben. Es ist ein weiteres Glied in der Kette von noch unveröffentlichten Verträgen über die Verteilung der Interessengebiete der gesamten bewohnten Welt mit Ausschluß Deutschlands. Er ist für uns die Quittung auf eine rein passive Politik, die, anstatt Bündnisse zu fordern, um stark dazustehen, dem Wahne nachgejagt ist, daß wirtschaftliche Ausbreitung mit politischer Macht nichts zu tun habe, und daß die erste ohne politische Macht möglich sei. In diesem Sinne ist die politische Niederlage, die wir in China erlebt haben, nur die logische Folge eines schon längst unhaltbar gewordenen Systems. . .

Eines der letzten Bollwerke, die wir auf der Erde noch hatten, fällt damit. Wir müssen mit Trauer im Herzen daran denken, denn was dort draußen jetzt eingerissen wird, werden wir in Jahrzehnten nicht wieder aufbauen können. Trotzdem heißt es, mit erhobenem Haupt in die Zukunft sehen und sich das eine vor Augen halten: jetzt ist dort draußen Neuland, wir müssen und können von neuem anfangen; hoffentlich werden wir nicht auf politischem Gebiete die Fehler machen, die wir durch Jahrzehnte verschuldet haben. Die größte Sünde, die ein Mensch je begehen kann, ist die Unterlassungssünde. Verpaßte Gelegenheiten kommen nie wieder."

*

Sonderfrieden

Im Türmer, Heft 13, S. 66 wurde ein Aufsatz der „Kreuzzeitung" zitiert. Sehr nachdrücklich ist zuzustimmen, wenn er betont, die deutsche Politik müsse technisch unbedingt auf Sonderfrieden mit den einzelnen Gegnern hinarbeiten. Ein beschließender Friedenskongreß, wie wir hinzufügen, würde alles vergeblich machen und uns tatsächlich doch noch vernichten. Nur Ordnendes, Sekundäres kann kongreßmäßig behandelt werden.

Aber eines stimmt sehr bedenklich, der Satz aus der Kreuzzeitung: „So stellt unter allen Umständen die politische Liquidierung des Krieges, so siegreich er auch für uns verlaufe, unsere Diplomatie vor die allergrößten Schwierigkeiten." Der Verfasser des Aufsatzes, Professor Hoetzsch, gilt für einen der „Informierten". Wenn das zutrifft, so ist geboten, bei diesem an sich so selbstverständlichen Satz aufs schärfste aufzumerken. Schwierigkeiten oder nicht, es handelt sich um Aufgaben und Notwendigkeiten. „I like difficulties!" sagt eine amerikanische Dame, die ich kenne. Das muß auch noch von einem männlichen Deutschen in dieser Weltenwende zu verlangen sein. Die Gegner haben erst recht ihre Schwierigkeiten. Im übrigen ist das keine Einsicht erst, bedarf keiner besonderen Beweise, daß der Friedensschluß kein Kinderspiel ist und man dafür keine Pütjer brauchen kann, die die „Bedenken" und „Schwierigkeiten" bei dem, was für uns nötig ist, womöglich noch früher als unsere Gegner auffinden. Anscheinend sind wir jetzt nicht mehr so übel in der leitenden Diplomatie daran, wie im August 1914; nichtsdestoweniger ist zu fordern, was ich in einem Gedicht „An Kaiser Wilhelm" während der ersten Kriegswochen schon — damals hatte man noch Lust zu Gedichten — gesagt und veröffentlicht habe: der Friede muß im Feld geschlossen, d. h. erzwungen, beredet, der Inhalt festgelegt werden, mit den Waffen in der Hand, durch die Heeresgewalt. Also selbstverständlich Einzelfrieden. Es bleibt dann für die Diplomaten noch genug. Wenn aber Leute, die für Deutschlands Schicksal

verantwortlich sind, etwa aus den erkannten „Schwierigkeiten“ sollten — Folgerungen für die Sonderfrieden ziehen wollen, die bekannten „rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo“ nach dem diplomatischen Schema F bis 1914, so gibt es da nichts, als daß sie sich durch andere ersetzen lassen. Ed. H.

*

Wohin treiben wir?

Das „Berliner Tageblatt“ — was folgt, ist ein wörtliches Zitat aus den „Berliner Neuesten Nachrichten“ vom 17. März 1917 (Nr. 139) —, in das zurzeit auch alle Fluten des offiziösen Spitzeldienstes münden, kündigt für die nächsten Tage ein in Berlin geheim gedrucktes, mit falscher Angabe des Druckers und Verlegers erscheinendes Werk in drei Teilen von mehr als dreißig Bogen Umfang an, das die Angriffe, die „Junius alter“ und seine Gesinnungsgenossen gegen den Reichskanzler gerichtet hatten, „wiederholt und verstärkt“. Man bekommt auch gleich eine Probe vorgesetzt aus dem uns unbekannten Buch: Der Verfasser greift nämlich die Regierung besonders heftig an, weil der Kanzler den Schritt des Kaisers vom 1. August 1914 als den „schwersten Entschluß, den ein Deutscher zu fassen hatte“, bezeichnet habe. Im Anschluß an diese Erörterungen findet sich nun, wie es heißt, in dem Buche die Äußerung:

„Wenn also die Mobilmachungsverzögerung wirklich Ströme von Blut gekostet hat, wie Junius alter auf Grund militärischer Nachrichten angibt, ist es Herrn von B. H. bis jetzt nicht gelungen, dieses Blut von seinen Händen abzuwaschen. Die Geschichte und der weitere Verlauf des Krieges werden entscheiden, inwieweit die Verzögerungstaktik des Kanzlers in der U-Boot- und Zeppelinfrage und seine Friedensanbahnungen den Krieg verlängert haben, und ob die erwähnten Ströme nicht schwache Bächlein sind gegenüber einem Meer von Blut, das diesem Manne dann ins Schuldbuch zu schreiben wäre.“

*

Worum es sich handelt

Für uns, schreibt die „Deutsche Tageszeitung“, handelt es sich lediglich darum, daß das Deutsche Reich sich um jeden Preis in die Lage bringe, jene bekannten Bedingungen gegen Großbritannien oder, wie der Deutsche Kaiser neulich sagte, die „angelsächsische Welt“ durchzusetzen. Setzte das Deutsche Reich sie nicht durch, ließe sie vielmehr fallen, um sich zu „verständigen“, so würde das den Krieg in Permanenz der angelsächsischen Welt mit ihren Vasallen gegen das Deutsche Reich bedeuten, einen Krieg, der unter mannigfachen Formen dauernd geführt würde, und den zu ertragen oder gar siegreich zu bestehen das Deutsche Reich nicht in der Lage wäre. Wir sind nicht der Meinung, daß einem faulen Frieden ein „Zweiter Punischer Krieg“ folgen würde, sondern sind überzeugt, daß nach einem schlechten Frieden das Deutsche Reich überhaupt nicht wieder in der Lage sein würde, einen erfolgreichen Kampf zu führen, aus äußeren Gründen ebenso wie aus inneren. Auch deshalb bedeutet der Kampf bis zum Siege, das heißt bis zur Durchsetzung derjenigen Bedingungen, die das Deutsche Reich braucht, keine Verlängerung des Krieges, sondern eine Verkürzung und die Bewahrung vor dem Untergange durch Verkümmerung und Gnadenstoß zu gegebener Zeit.

Das großbritannische Volk und seine Leiter wissen, daß alle früheren britischen Kriege durch Zähigkeit im Kampfe und während der Friedensverhandlungen gewonnen worden sind. Sie werden auch in Zukunft versuchen, nach demselben Rezepte zu gewinnen und in dem Augenblicke Verständigung und Verhandlungen suchen, wo sie glauben, auf diesem Gebiete dem Deutschen Reiche mehr gewachsen zu sein als im Kampfe. Sollte dieser Augenblick eines Tages eintreten, so müßte man deutscherseits darin nur einen Beweis der Wirksamkeit der deutschen Kampfmittel erblicken und gleichzeitig verstehen, daß der Erfolg nahe wäre, wenn man den Kampf mit

aller Schärfe weiterführte, bis das notwendige Ergebnis da wäre. Verkürzt würde so der Krieg auch von einer anderen Seite gesehen, denn Vorverhandlungen und Friedensverhandlungen dauern um so länger, je unentschiedener der Kampf ist, und so lange, wie sie dauern, herrscht der Zustand des Krieges und würde während solcher Verhandlungen auf der Grundlage unentschiedenen Kampfes in Deutschland eine wirtschaftliche Notlage beispielloser Art herrschen.

*

Kopf hoch!

Den von berufener Seite angestellten Betrachtungen über die heimischen Schwierigkeiten hält die „Kölnische Zeitung" entgegen, daß glücklicherweise unsere Schwierigkeiten in der Schlußperiode des Krieges und noch nachher zwar unangenehm sein werden, daß sie uns aber niemals den Sieg unmöglich machen können. „Wir werden immer das Notwendige an Nahrungs- und mehr als das Notwendige an Kriegsmitteln haben und sehen die Zeit herankommen, daß die Entente in Nöte gerät, deren sie nicht mehr Herr werden kann, die ihre Kriegsführung entscheidend beeinflussen. Englands Not wird auch die Not seiner Genossen sein. Die Wirkungen des Tauchbootkrieges verstärken sich täglich. Hieraus und aus der sich täglich neu erweisenden Unzerbrechlichkeit unserer Heeresleitung dürfen wir die Zuversicht schöpfen, daß das, was sich jetzt anbahnt, die endgültige Entscheidung bald näher bringt. Diese Zuversicht wird von allen zu einem umfassenden Urteil berufenen Personen vollauf geteilt. Wir dürfen mit berechtigter Hoffnung der Entwicklung der nächsten Zeit entgegensehen."

Unbedingte Voraussetzung ist freilich, daß auch unsere politische „Unzerbrechlichkeit sich täglich neu erweist". Was aber dem deutschen Volke die mit wahrem Heroismus getragene Bürde um ein Gewicht erschwert, von dem man an gewissen Stellen auch nicht einmal annähernde Vorstellungen zu haben scheint, das ist eben der ihm sich aufdrängende, aber auch mit erstaunlichem Geschick eingeimpfte Zweifel an der Möglichkeit auch nur eines Vergleichs zwischen der einen und der anderen Leitung. Gr.

*

Ein Nachwort zur „Adlon-Konferenz"

An die Aufnahme, die der große Verschwörer- und Enthüllungsroman des Abgeordneten Haußmann über die bekannte, vom Grafen Hoensbroech einberufene Sitzung im Reichstage gefunden hat, schließen die „Alldeutschen Blätter" eine Betrachtung, die — wie man sich auch zu der Frage selbst stellen mag — immerhin zu denken gibt und nicht ohne weiteres unter den Tisch fallen sollte. Auch hier sei wieder der eindringliche Beweis erbracht worden, daß nicht nur im Felde, sondern auch in der Politik der Angreifer das strategische Gesetz des Handelns vorschreibt. „Wann endlich werden die völkischen Parteien des Reichstages erkennen, wohin es führt, daß sie sich bisher noch immer in die Abwehr haben drängen lassen, — ein Zustand, der um so bedenklicher ist, als selbst die Abwehr nicht mit Schneid und Rücksichtslosigkeit durchgeführt wird. Welche Gefühle müssen die im Bilde befindlichen Beobachter im Lande beschleichen, wenn sie wissen, daß alle, aber auch alle Angriffsmittel des politischen Kampfes auf der Seite der völkischen Parteien vorhanden sind und trotzdem so sehr ungenutzt bleiben, daß ein Haußmann und Scheidemann, ein ‚Berliner Tageblatt', ein ‚Vorwärts' und eine ‚Frankfurter Zeitung' die politische Lage beherrschen! Und welch niederdrückenden Eindruck macht schließlich der Mangel an Zivilcourage, wie er sich in den Reden des konservativen und nationalliberalen Sprechers kundgegeben hat, — sehr im Gegensatz zu der beherzten, mannhaften und ritterlichen Art, in der sich der Abgeordnete von Graefe zu der Teilnahme an der Adlon-Konferenz, wie zu den dort angetroffenen Gesinnungsfreunden bekannte.

Das Leisetreten und die parteipolitische „Taktik“ sind in der Geschichte noch niemals die Mutter großer Taten gewesen, wohl aber der Wille und nicht minder — der Charakter! Ihnen allein wird es auch gelingen, den „Terrorismus“ zu brechen, wie er fast durch die ganze Dauer des Krieges seitens der sogenannten „Kanzlergarde“ in der öffentlichen Meinung wie im Parlamente geübt wird.“

*

Ein Geständnis

In der „Frankfurter Zeitung“ finden sich „Unter dem Strich“ in einer Kritik des Stegemannschen Buches „Die Geschichte des Krieges“ folgende Sätze:

„Die politische Einleitung zeigt mit dramatischer Kraft und nüchternstem Urteil dem Leser die zwingend zur Isolierung der Mittelmächte führende englische Politik, eine Politik, die von der Strategie den Vernichtungsgedanken gepachtet hatte und ihn folgerichtig gegen den größten und gefährlichsten Nebenbuhler wendet.“ — Das ist, bemerkt Graf Reventlow, in der „Deutschen Tageszeitung“ seit Jahren behauptet und von der „Frankfurter Zeitung“ ebensolange mit staatsmännischer Überlegung bestritten worden. Es wäre interessant zu wissen, ob die politische Leitung des Blattes sich jetzt zu dieser Ansicht bekehrt hat oder ob der Leiter des Feuilletons etwas veröffentlicht hat, was er nicht hätte veröffentlichen sollen. Es kommt aber noch besser: „Dieser Nebenbuhler Deutschland, mehr intellektuell als politisch praktisch, mehr ideologisch als nüchtern, gerät aus eigenem Verschulden und Nichterkennen in ein Netz, aus dem nur das Schwert Befreiung schafft. Der versagenden Politik wird der nicht gewollte Krieg aufgezwungen. Ein klareres politisches Bild modernster Geschichte ist noch nicht geschrieben worden.“

Eigenes Verschulden, versagende Politik und Nichterkennen! — Es fehlen da vielleicht noch einige Striche an der Charakteristik, aber wir freuen uns trotzdem, dieses „nicht gewollt“ in der „Frankfurter Zeitung“ zu finden, wennschon unter dem Striche.

„Hätte Deutschland doch nur noch vier Wochen gewartet!“

Wie ein eigener Drahtbericht einer großen süddeutschen Tageszeitung bekannt gibt, ist mit dem „Frederic VIII.“ auch der amerikanische Journalist Karl von Wiegand wieder auf dem Wege nach Deutschland. Er beginnt schon in Christiania seine Tätigkeit, indem er uns den Wunsch eines „Wilson sehr nahestehenden Amerikaners“ aus seinem Munde vernehmen läßt: „Hätte Deutschland doch nur noch vier Wochen gewartet — — —!“

Ja, wir glauben es gerne — — dieser Wunsch mag sich wohl der Seele eines jeden britischen Staatsmannes und auch der ihrer Helfershelfer im geheimen entrungen haben, denn dann wären die großen, jetzt unterwegs befindlichen Getreide- und Fleischtransporte aus Argentinien und Australien zum größten Teil inzwischen nach England gelangt, unser uneingeschränkter Unterseebootkrieg hätte genau um vier Wochen zu spät eingesetzt und so ein gutes Teil der Aussicht auf Erfolg verloren gehabt.

Die deutsche Regierung kann der Schriftleitung der erwähnten Zeitung nur dankbar sein, daß sie uns diese Äußerung des Sprachrohrs jenes so englandfreundlichen Freundes des „neutralen“ Friedenspräsidenten so schnell vermittelt hat. So sehen doch auch die Neutralen, und zwar die wirklichen, wie gut es die „nahestehenden“ Freunde Wilsons mit uns meinen.

Vier Wochen nur, und doch — was hätte das für Englands Versorgung bedeutet! Wie hätten uns die Briten mit unseren U-Boots-Anstrengungen verlachen können, und wie hätte dann der friedliebende Präsident mit allen möglichen Druckmitteln auf uns einwirken können! Wir begreifen den Schmerz der Briten und ihrer Werkzeuge, daß Deutschlands oberste Heeresleitung zuerst an Deutschland gedacht hat.

Daß die Schriftleitung der genannten großen Zeitung die Äußerungen des Herrn von Wiegand für „lauteres Wohlwollen für uns“ hält, ist entschuldbar, denn sie steht, wie

wir uns so oft im Verlaufe dieses Krieges überzeugen mußten, leider nicht allein mit ihrem Irrtum. Aber unsere Heeres- und Flottenleitung hat klarer gesehen, hat gewußt, daß schon zu viel kostbarste Zeit versäumt worden war; und wie richtig sie gesehen hat, beweist nichts so unwiderleglich, wie eben der von Herrn von Wiegand wiedergegebene Wunsch des „Nahestehenden": „Hätte Deutschland doch nur noch vier Wochen gewartet — —!"

*

Um die Empfindlichkeit zu schonen

Wenn der Gärtner an einem Baume einen dürren Ast sieht, nimmt er die Säge und sägt ihn ab. Er fällt deswegen aber nicht den ganzen Baum. — Mitunter könnte man doch noch recht viel vom Gärtner lernen! ... War da jüngst in dem von den Mittelmächten besetzten Bukarest ein diplomatischer Vertreter von Amerika, der sich, wie der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" zu berichten weiß, recht unliebsam bemerkbar machte. Der gute Mann redete den Petroleum-Gesellschaften vor, England würde für die von ihm mutwillig zerstörten Petroleumwerke keinen Schadenersatz leisten, wenn die Gesellschaften im Vereine mit den Deutschen ihre Werke wieder instandsetzen würden. — Wollte man dem freundlichen Hetzer nur deutschfeindliche Gesinnung vorwerfen, so würde man ihm unrecht tun; nein, er liebäugelte wohl auch so ganz verstohlen mit den großen Geldsäcken der amerikanischen Petroleumkönige. Natürlich konnte man seine Anwesenheit in der besetzten Hauptstadt nicht länger dulden, darum — forderte man alle Neutralen auf, ihre Vertreter heimzurufen ... Es ist wohl gänzlich unbekannt bei uns, daß Amerika vor doch nicht gar zu langer Zeit die Abberufung eines gewissen Botschafters forderte??

Scholastikus

*

Northcliffe und Marcosson

Im American Luncheon Club zu London waren „Lord" Northcliffe und der amerikanische Journalist Mr. Isaac Marcosson zu Gast. Die „Times" vom 3. März teilen die Ansprache ihres Gebieters und die des entfernteren Vetters aus Amerika mit. Harmsworth-Northcliffe empfahl, daß sich Wilson mit enger bestimmten, begrenzten Kriegsaufgaben befasse, z. B. der Befreiung Belgiens von den Deutschen (aha!), der bewaffneten Geleitung von Schiffen mit Nahrungsmitteln (hm, hm!). Marcosson sprach mehr geistreich, hochintellektuell. Der Weg des Friedens würde den internationalen Selbstmord zur Folge haben, der des Krieges führt zu internationalem Prestige. Der Krieg ist ein riesenhaf es Geschäftsunternehmen: die Waren, die dabei verhandelt werden, sind nicht Sicherheitsrasierapparate, Seife und Hosen, sondern Menschenblut und Menschenleben. Die Welt ist mit Erzählungen von Heroismus in dem Kriege geradezu überschüttet worden. Heroismus war in dem Kriege aber die gewöhnlichste Sache von der Welt. Das Schönste in diesem Kriege sei vielmehr die Geschäftsorganisierung.

*

Englisch-amerikanischer Rummel in Zürich

Als die entlassenen „Yarrowdale"-Mannschaften durch Zürich kamen, wo man sie über Sonntag bleiben ließ, wurden dieser und das schöne Wetter sehr hübsch benutzt. An allen belebten Punkten sah man Ansammlungen entstehen, in deren Mitte „amerikanische Herren" diese Handelsmatrosen verschiedener Couleur über die Behandlung in Deutschland ausfragten. Die Leute erklärten, man hätte ihre Uniformen (?) zurückbehalten, ihnen diese Kleider gegeben — die übrigens ganz ordentlich aussahen, warme Winteranzüge und Mäntel, fügt der Schilderer der „N. Zürcher Nachrichten" hinzu —, und sie hätten keine Seife gehabt. Zum Beweis waren sie tatsächlich auffallend schmutzig und

ungewaschen, — obwohl sie schon mindestens einen vollen Tag in Zürich waren. So durchschauten leider das Ganze auch sofort die Schweizer, die zwar mit Vorliebe von den Ententegenossen für beinah so dumm, wie ihre eigenen „erleuchteten“ Nationen oder darin für eine Art Franzosen gehalten werden.

Die „amerikanischen Herren“ waren Agenten, die die Leute truppweise, wo viel Publikum spazieren ging, von Platz zu Platz führten. Zu klagen wußten sie eigentlich nichts Brauchbares. Aber darauf kommt es ja auch nicht an. h.

*

Englischer Unterricht für die Schweizer

In den gut schweizerischen „Neuen Zürcher Nachrichten“ (nicht zu verwechseln mit dem Ententeblatt „Neue Zürcher Zeitung“!) liest man:

Kürzlich fiel in der Sommeschlacht ein in der vordersten Kampflinie seine Pflichten erfüllender deutscher Militärarzt in englische Gefangenschaft. Als er mit den übrigen Offizieren in England gelandet war, sprach ein deutscher Hauptmann in seiner Gegenwart mit einem hohen englischen Offizier über die Lage und fragte schließlich: „Calais werden Sie doch behalten?“

Der englische Offizier antwortete: „Oh ja — und auch Le Havre.“

Der deutsche Militärarzt ist ausgetauscht und zurückgekehrt. Ich hatte durch Zufall Gelegenheit, mir persönlich diese Mitteilnng von ihm geben zu lassen.

In diesen Tagen geht auch die Nachricht durch unsere Blätter, daß England sich die Zustimmung Frankreichs gesichert habe, daß es den Hauptteil der belgischen Küste bis Ostende annektieren dürfe. Wie ungeniert sich englische Gesandte in neutralen Ländern benehmen, kennzeichnet eine Meldung aus Stockholm: Der englische Gesandte äußerte sich vor der letzten Krisis, daß er in der Kammer die Majorität habe und Hamarskjöld in den nächsten Wochen stürzen werde. (Schon erledigt! Der T.)

Ich meine, uns Schweizer müssen solche Nachrichten sehr ernst stimmen.

Erst machen die Engländer fast die ganze zivilisierte Welt mobil, um Deutschland und den Militarismus zu zertrümmern. Dann, als der Kampf anders, wesentlich anders verläuft, als sie sich gedacht hatten, sehen sie sich zu dem interessanten Schritt genötigt, sich selbst dem Militarismus zu beugen, indem sie die allgemeine Wehrpflicht einführen. Sie verstehen es, die stellenweise schon recht locker gewordenen Bande zu ihren Kolonien wieder straff zu spannen. Im eigentlichen Kampf schicken sie ihre Bundesgenossen, die sie vorher in völlige wirtschaftliche Abhängigkeit von sich gebracht haben, als Sturmböcke vor, lassen sie auch im Notfalle kalt im Stich, so daß diese sich teils ganz, teils nahezu verbluten. Auf diese Weise müßten am Ende des unbeschreiblich blutigen Ringens Sieger und Besiegte ohnmächtig am Boden liegen mit einziger Ausnahme Englands, das nach seiner Berechnung nun als unumstrittener Gewalthaber und Diktator Europas dastehen müßte.

Auch wir Schweizer würden wohl bald vorgeschrieben bekommen, was wir zu tun und zu lassen hätten. Daß wir auf wohlwollende Behandlung zu rechnen hätten, solch frommen Köhlerglauben wird ja wohl kein Schweizer mehr hegen; mußten wir doch erst jetzt erleben, daß England es kaltlächelnd ablehnt, uns den Rhein als Zufahrtsstraße für die Versorgung unseres Landes freizugeben. . .“

*

Polen

Nach einer nur in Deutschland möglichen volkverleugnenden Brand- und Hetzrede des Abgeordneten Hoffmann von der sogenannten „Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft“ in der Sitzung des Preußischen Abgeordnetenhauses vom 15. März stellte der Präsident, Graf Schwerin-Löwitz, nach dreimaligem Ordnungsruf an das Haus die Frage, welche Abgeordneten Herrn Hoffmann noch weiter hören wollten. Es erhoben sich mit den beiden sozialdemokratischen Gruppen nur noch die Polen.

Dank für das Königreich Polen! Gr.

*

Ausländer auf deutschen Hochschulen

Ein Bericht der schweizerischen Gesandtschaft in Washington teilt mit, daß nach dort vorliegenden Berichten Japan imstande gewesen sei, sich von der deutschen Farbenindustrie fortan unabhängig zu machen. Wodurch, wissen wir ja.

Doch bin ich, wie vor nicht lange P. D. im Türmer, ebenfalls nicht für die Sperrung unserer Hochschulen. Es ist nicht belanglos gewesen, daß König Konstantin in Heidelberg studiert hat, desgleichen der schweizerische Bundespräsident von Kriegsanfang, Herr Motta aus dem Tessin.

Radoslawow hat seiner alten Ruperto-Carola am Neckar kürzlich eine schöne Stiftung gemacht.

Man müßte nach Fächern unterscheiden, nach Sinn und Verstand, wenn das auch für den Amtsschimmel ungeheuer schwierig ist.

H.

*

Kohlen sparen

In Hamburg müssen auf Anordnung des Senats (nicht des Generalkommandos) die Hausegger-Sinfoniekonzerte und volkstümlichen Konzerte des Vereins der Musikfreunde, überhaupt alle ernsten Konzerte, wegen der Kohlennot ausfallen. Wenn es sein muß, weiß man sich bei uns in Deutschland zu fügen. Aber gleichzeitig bleiben in Hamburg alle Kinos, Varietés und Spezialitätentheater geöffnet, trotz der Kohlennot.

Es ist doch rührend, wie fürs Volk gesorgt wird! St.

*

Bitte, nicht noch ein neues Schlagwort für die Gegner!

In gewohnten Polemiken mit der „Deutschen Tageszeitung" (Anfang Januar) spricht das „Berliner Tageblatt" vom Pangermanismus. Nun kann doch mit der allergrößten Bestimmtheit gesagt werden, daß es einen solchen gar nicht gibt. In keinem Sinne einer triftigen Übersetzung dieses Wortes. Alldeutsch ist ganz was anderes. Gerade aber Leute, die oft nicht die Bildung für eine richtige inhaltliche Wortdeutung besitzen, halten es leicht für etwas Geistreiches, ausländische schiefe Ausdrücke in unser geliebtes Zeitungsdeutsch herüber zu schmuggeln.

Wir sehen wohl, was das für ein hohles Spiel, ist, das sich nur eitel tun will. Das Ausland aber nicht. Weder das feindliche noch das neutrale, wo man unkritisch und unwissend genug ist, leider Gottes gerade auf diese Sorte auswärts schielender Blätter als die offenherzige Wahrheit in Deutschland zu schwören. Zuweilen liegt ja die Kollegialität auch noch tiefer. Und da haben wir denn von neuem die Bescherung. Man sollte wahrlich meinen, wir tragen schon schwer genug an den übrigen Schlagwörtern allen, die man aus Deutschland selber dem Ausland als Munition der Verleumdung und Verdächtigung jahrzehntelang geliefert.

*

Gleiches Recht auch für uns

Im „Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens" hat es große Aufregung gegeben, daß eine auf gesetzlichem Wege beschlossene amtliche Erhebung das Vorhandensein von Juden in Deutschland berücksichtigt. Es ist den Deutschen nicht erlaubt, öffentlich zu wissen, daß zwischen ihnen Staatsbürger leben, die sich in irgendwas, als allenfalls im „Glauben", von ihnen unterscheiden. Wohl aber ist diesen erlaubt, ihre gesonderten Interessen in öffentlichen Vereinen und sonst auf jede sichtlichste Weise zu schützen und wahrzunehmen.

Bemerkenswert war das wiederholte Zugeständnis durch die Redner des Vereins, mit einer Ausdehnung des Antisemitismus müsse gerechnet werden, der nationale „Chauvinismus" sei erregt. Es handelt sich also nicht, wie jahrzehntelang dem gelehrigen Michel eingedrillt wurde, um religiöse Gegensätze und Unduldsamkeiten. Demgegenüber kann nur immer wieder betont werden: stellt man von dort die Bekämpfung und Schmähung unseres volklichen, nationalen Empfin-

dens ein, so hat man wohl kaum einen Antisemitismus zu fürchten, der sich über die kriminellen und sonstigen Einzelanlässe hinaus verallgemeinert. An dem gerne und erfreut begrüßten Erfolg jüdischer großer Verleger und Firmen, die jetzt schon deutlicher die nationale Note anklingen lassen, erweist sich, daß der Deutsche da nicht in unverwindbaren und ungerechten Vorurteilen haftet.

Aber das ist einer der tollsten je erlebten Unwahrheitsversuche, daß man mit Hilfe von gewaltsam zurechtgepreßten Paragraphen einem ganzen lebendigen Volke die Fiktion aufzwingen will, es gebe unter ihm keine Sonderklasse, die von anderer Veranlagung, anderen Lebensideen und Zielen ist, da sie doch diese im bewußtesten und rührigsten Zusammenhalten betreibt. Eine vor der einfachsten Kritik hinfällige, unreale Ideologie wird autoritativ aufgejocht von ganz denselben Leuten, die in allem übrigen unsere überlieferten Ideengüter mit ihren schonungslosen Kritiken und laugenhaften Realismen, mit ihrer alles befingernden Skepsis und Verneinung, mit ihrer Bespöttelung des uns wertvollen Autoritativen und immer mit dem unverhüllten Hohn ihres „intellektuellen" Vorrangs zersetzen. —f—

*

Wo beginnt die Strafe?

Seit einiger Zeit kehren in den Zeitungen Mitteilungen unter dem Stichwort „Hohe Strafen für Lebensmittelwucher" wieder. So noch zuletzt mit besonderer Betonung die Verurteilung eines Kaufmanns Ermisch wegen Wuchers mit Erbsen und Nudeln zu 59 500 ℳ vor der Graudenzer Strafkammer. Das hört sich ganz gut an, wenn aber bei diesem Prozeß der Verurteilte selbst seinen Reingewinn in einem halben Jahre auf 300 000 ℳ beziffert, so fragt sich der nicht juristisch Befangene, wo denn nun eigentlich die Strafe liege? Wenn einem von einem ungeheuerlichen Gewinn nachträglich ein Fünftel abgeknöpft wird und vier Fünftel verbleiben, so ist da doch keine Bestrafung zu entdecken. Soll sich darin aber auch noch eine besondere Strenge des Gerichts äußern, so können wir nur wiederholen, daß das ganze Gerichtsverfahren gegen die Wucherer nicht eine Abschreckung, sondern einen Anreiz zu diesem Verbrechen bedeutet. Eine Strafe begänne doch überhaupt erst dort, wenn zuvor der ganze Gewinn dem Wucherer genommen würde und dann müßte noch die Gefängnisstrafe hinzutreten. Auch nicht die Gefängnisstrafe allein, sondern nur in Verbindung mit empfindlicher Geldstrafe. Denn an der „Ehre" kann man Leute nicht strafen, die keine haben.

Wenn hier nicht endlich ganz anders zugegriffen wird, so muß die Verbitterung in dem unter der Wucherei furchtbar leidenden Volke gefährliche Formen annehmen. St.

*

Herrn Ganghofers Optimismus

Die „Schriftsteller-Branche" des „Kunstdichters" Ludwig Ganghofer, meint Hans von Weber im „Zwiebelfisch" (München, Hans von Weber-Verlag) sei eben der Optimismus: „Im Kriege hat der Optimismus einen Unterton bekommen. Bei diesem Ton kann ich nicht mehr heiter sein. . . Also ist er im Krieg überall herumgereist, wo es sehr ernst zugeht. Dort hat er Eindrücke in sein Gemü—at aufgenommen, um sie dem Volke gegenüber, dem er in weiterem Sinne entstammet, dem doitschen, wieder von sich zu geben.

Er hat einen Koffer mit. In dem Koffer nimmt er einen ‚Standpunkt' mit. Durch den guckt er hindurch, wenn er einen Eindruck haben will. Er hat das bei seinem Bruder, dem Fotografen, gesehen. Der hat in seinem Apparat ein gutes Prisma von Zeiß. In dem Reise-‚Standpunkt' dagegen befindet sich ein rosa Verkleinerungs-Glas (Marke ‚Bayerntroi') mit einem Loch darin. Wenn durch das Loch ein Eindruck durchgeht (ganz gleich ob von Ost oder West), dann gibt es einen eigentümlich quäkenden Ton, so etwa: Duljöhdidiljö, duljö—haha! Dieser Ton ist sehr beliebt und heißt in Süddeutschland Jodeln. So klingt dann der Eindruck des Herrn Berufsschriftstellers von der Front. Einmal hat er erzählt, daß er beim Kaiser

gegessen hat. Der hat ihm natürlich alle seine Geheimnisse mitgeteilt. Denn der Kaiser weiß, daß die ‚Dichter‘ nichts weiter sagen. Herr Ganghofer also hat uns nur das erzählt, daß ihm der Kaiser in das Ohr hineingeflüstert und etwas mitgeteilt hat, worüber sich das deutsche Volk, wenn es das wüßte, sehr freuen würde. Dies hat er im Sperrdruck in allen Zeitungen abdrucken lassen. — Das Volk hat das für eine Anregung des Herrn Schriftstellers, durchzuhalten, aufgenommen und es hat infolgedessen durchgehalten.

Auch hat es sich mit Recht gesagt, es soll der Schriftsteller mit Seiner Majestät gehen. Aber es ist doch auch schrecklich neugierig gewesen. Ganz besonders neugierig ist aber ein Zeitungsblatt, die ‚Münchner Post‘ gewesen und die hat es denn auch glücklich herausgebracht, was der Kaiser dem Ganghofer in das Ohr hineingeflüstert hat. Er hat gesagt: ‚Ganghofer, hörn Sie doch mal endlich mit der Schreiberei auf!‘

Darüber würde sich allerdings das Volk herzlich freuen und seinem Kaiser dankbar sein. Duliöhdidiljöh. Der Ganghofer mag doch schuhplatteln. Da muß man noch viel mehr lachen!“

*

Papiermangel und Berichterstattung

Die Berliner Tageszeitungen haben ihrer Unzufriedenheit mit der Zuteilung des Papiers dadurch Ausdruck gegeben, daß sie eine große Reichstagsrede des Staatssekretärs Dr. Helfferich nicht abdruckten. Ohne den Verdacht einer Überschätzung der Reden des Staatssekretärs gewärtigen zu wollen, vertreten wir doch die Meinung, daß die Presse kein Recht hat, dem deutschen Volke die Rede eines seiner höchsten Beamten vorzuenthalten, um dadurch diesen Beamten zu strafen. Noch könnte gerade die Berliner Presse viel Papier sparen. Vom edlen Anzeigenteil will ich gar nicht reden. Aber braucht uns jeder seelische Rülpser des Herrn Wilson ausführlich übermittelt zu werden? Und wozu werden alle Lügenberichte Reuters abgedruckt? Ganz abgesehen vom Papier, es bleibt bekanntlich auch immer etwas hängen. St.

*

Ein neues Ungetüm

Im Gefolge des U-Boot-Krieges tauchen wieder zwei recht häßliche Fremdwörter auf; es sind dies: „Konvoyierung“ und „konvoyieren“. Warum man sie in Umlauf gebracht hat, ist vollkommen unverständlich. Denn die deutschen Worte: „Begleitung“ oder „Geleit“ und „begleiten“ oder „geleiten“ sind kürzer, klarer, schöner — und jedem ohne weiteres verständlich. Hätte man noch das Wort „Konvoi“ gewählt, so würde sich dessen Gebrauch allenfalls doch als geschichtlich überliefert rechtfertigen lassen. Den beiden neuen Worten ist aber jede Berechtigung abzusprechen, zumal die Sache, die sie bezeichnen wollen und sollen, eine Folge des deutschen Tauchboot-Krieges ist. Man sollte sie — je eher, je besser — aus unseren deutschen Zeitungen ausmerzen.

„Ruft um Hilf' die Poesei
Gegen Zopf und Philisterei!“

*

„Herr“, übergeklammerter „Herr“, kein „Herr“

Die „Posener Lehrerzeitung“ berichtet: Das Königliche Konsistorium in Posen schreibt in einem amtlichen Schriftstück: „Auf die Vorstellung vom 26. v. M. erwidern wir Ihnen nach Anhörung des Herrn Pfarrers K. das Folgende: Die Vorfälle, welche den Lehrer H. und den Herrn Kreisschulinspektor (das Herr ist in dem Schreiben übergeklammert) sowie den Lehrer G. betreffen usw.“ Für den Pfarrer war das „Herr“ da, der Kreisschulinspektor mußte sich mit einem übergeklammerten begnügen, für den Lehrer reichte es nicht mehr zu.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: F. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

Nachrichten des Deutschen Bundes
zur Bekämpfung fremden und Förderung deutschen Wesens

Herausgegeben im Auftrage des Arbeitsausschusses von Professor Albert Kochendörfer in Stuttgart

Nr. 3 | April | 1917

Die deutsche Schrift

In den letzten Monaten ist der Kampf gegen die deutsche Schrift in den Zeitungen wiederaufgelebt. Kommerzienrat Soennecken in Bonn, der seit vierzig Jahren diesen Kampf mit großer Hartnäckigkeit führt, hat es sich ein hübsches Stück Geld kosten lassen, in einer Anzahl ihm geeignet erscheinender deutscher Tageszeitungen Riesenanzeigen zu veröffentlichen, die das deutsche Volk über die Minderwertigkeit und Schädlichkeit der deutschen Schrift aufklären sollten. Daß in der Fabrik des Herrn Soennecken vor allem Rundschriftfedern für die lateinische Rundschrift hergestellt werden, ist ja wohl nur ein zufälliges Zusammentreffen. Ein Erfolg wird diesen Bestrebungen nicht beschieden sein; die deutsche Schrift wird nicht ausgerottet werden, sondern im Gegenteil immer mehr und immer bewußtere Freunde gewinnen. Aber eine Verwirrung dürfte durch diese Angriffe doch in manchen Köpfen angerichtet worden sein. Dieser möchten die folgenden kurzen Ausführungen entgegentreten.

Die Gegner der deutschen Schrift führen vor allem drei Behauptungen ins Feld: 1. sie sei überhaupt keine deutsche Schrift, 2. sie verhindere die Ausländer, unsre Bildung und unser Wesen kennen und deshalb schätzen zu lernen, und 3. sie schädige die Augen.

Was die erste Behauptung betrifft, so haben die Lateinschriftler insofern recht, als die deutsche Schrift nicht etwa von den Deutschen erfunden worden ist. Die Germanen bedienten sich ursprünglich der von ihnen erfundenen Runenschrift, erhielten aber später mit dem Christentum die lateinische Schrift. Diese ist aber keine Erfindung der Römer, sondern diese hatten selbst die Schrift von den Griechen und diese wieder von den Phönikern übernommen. Wohl aber wurden die einförmigen lateinischen Schriftzeichen von unsern Vorfahren, vor allem unter Karl dem Großen, umgeändert durch Brechung, Verästelung und Verzierung, wie sie ihrem Geschmack besser zusagten. Diese Bruchschrift wurde im Mittelalter vielfach auch von andern Völkern, z. B. den Franzosen, benützt. Aus jener karolingischen Kleinbuchstabenschrift hat sich unsre heutige Bruchschrift entwickelt. Sie darf also mit demselben geschichtlichen Recht als deutsche Schrift bezeichnet werden, wie etwa die lateinische als solche oder etwa unsre Kunst als deutsche Kunst, obwohl doch auch sie auf fremden Vorbildern beruht.

Ferner soll unsre Schrift die Ausländer davon abschrecken, in unser Schrifttum und damit in unser Wesen einzudringen. Herr Soennecken behauptet sogar, daß der Weltkrieg nicht ausgebrochen wäre, wenn unsre Feinde

uns aus lateinisch gedruckten Büchern hätten kennen lernen können. Das ist einfach lächerlich. Denn einmal genügte die Anzahl der lateinisch gedruckten deutschen Bücher vollauf, um den Durst unsrer Feinde nach Kenntnis unsres Wesens zu stillen, wenn er vorhanden sein sollte; ferner ist es doch sehr seltsam, daß Engländer und Franzosen die viel schwierigeren russischen Buchstaben lesen und damit die „Kultur" der Russen kennen und lieben lernen konnten! Wollen wir denn nicht lieber gleich unsre ganze deutsche Sprache aufgeben, um ja den hochgeehrten Ausländern keine Mühe zu machen, die wir ihnen untertänigst ersparen könnten? Dabei ist es gar nicht einmal wahr, daß die Ausländer unsre Schrift nicht lesen können. Wie könnten sie sonst Überschriften und Aufschriften in Zeitungen, auf Straßenschildern, Urkunden und Papiergeld in Bruchschrift drucken und lesen? Es ist doch bekannt, daß der Kopf des „Matin", der „Times", der „Daily Mail" usw. in Bruchschrift gedruckt ist. Von Gustav Ruprecht sind im Jahre 1906 Versuche angestellt worden, die beweisen, daß das Lesen deutscher Druckschrift dem Ausländer keine Schwierigkeiten bereitet. Er ließ einen in Bruchschrift gedruckten englischen Text von des Deutschen völlig unkundigen Amerikanern der verschiedensten Bildungsschichten, Kindern wie Erwachsenen, lesen, und alle Versuche ergaben nicht die geringsten Schwierigkeiten. Ja, wir haben sogar eine Reihe von Äußerungen von Ausländern, die erklären, sie lesen deutsche Bücher und Zeitungen lieber in deutscher, als in lateinischer Schrift. Diese Beobachtung teilte schon der Dichter Wieland in einem Brief an seinen Verleger mit. In dem Glauben, von Ausländern eher gelesen und beachtet zu werden, lassen manche deutsche Gelehrte ihre Werke lateinisch drucken, und das ahmen andere nach, um ihren Erzeugnissen einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben; insbesondere Fachzeitschriften sind hier zu nennen. Es kommt hier immer wieder der deutsche Charakterfehler zum Vorschein, dem Ausland zu Willen zu sein und ja nicht etwa auf deutscher Eigenart zu beharren. Und die Folge ist, daß uns das Ausland verachtet. Denn ein Volk gilt nur so viel, wie es von sich selbst und seiner Eigenart hält!

Von den Bekämpfern der deutschen Schrift wird ferner behauptet, sie schade den Augen mehr als die Lateinschrift und sei schuld, daß Tausende von Wehrpflichtigen dem deutschen Heer infolge von Kurzsichtigkeit entzogen werden. Dieser Behauptung sei nur ein Gutachten des Kieler Hochschulprofessors Stargardt aus dem Jahre 1912 entgegengestellt: „Es ist zwar wiederholt behauptet worden, daß die deutsche Schrift den Augen schädlich sei, diese Behauptung ist aber wissenschaftlich nach keiner Richtung hin haltbar. Es muß das ganz besonders betont werden, da durch die Behauptung, daß die deutsche Schrift den Augen schade, eine gänzlich unnötige Beunruhigung in das Publikum getragen wird." Und in neuester Zeit ist durch eingehende wissenschaftliche Versuche des Schriftbundes deutscher Hochschullehrer nachgewiesen worden, daß die deutsche Schrift der lateinischen, was Lesbarkeit und Beanspruchung der Augen betrifft, sogar überlegen ist. Wir lesen ja nicht einzelne Buchstaben, sondern Wörter und Wortgruppen, wobei das Auge nur an bestimmten hervorragenden und auffallenden Stellen der Wortbilder haftet. Da erweisen sich gerade die abwechslungsreichen Merkmale der deut-

schen Schrift als vorteilhaft gegenüber der einförmigeren Lateinschrift, insbesondere bei längeren zusammengesetzten Wörtern. Von Augenleidenden wird oft versichert, daß sie das Lesen deutscher Schrift weniger anstrenge als das der lateinischen. Auch von der deutschen Schreibschrift lautet das übereinstimmende Urteil derer, die viel schnellgeschriebene Schrift lesen müssen, daß auch die flüchtigst geschriebene deutsche Schrift infolge der langen ſ, h, ch und des u-Bogens weit lesbarer ist, als derartige Lateinschrift.

Weitere Beweisgründe gegen die Feinde unserer Schrift ließen sich noch in großer Anzahl anführen, aber der Raum verbietet es. Wer in die Frage tiefer eindringen will, der greife etwa zu Reinicke, Deutsche Buchstabenschrift, oder Ruprecht, Das Kleid der deutschen Sprache. Nur einige wenige Zeugen seien für die deutsche Schrift angeführt. Goethe sagt in „Dichtung und Wahrheit“: „Gotischer Stil der Baukunst und die Gestalt unsrer Buchstaben sind als gleiche Offenbarungen deutschen Gemüts zu erachten.“ Kant schreibt einmal: „Die Buchdrucker müßten unter polizeiliches Gesetz gebracht werden, um kein Werk deutschen Inhalts mit lateinischer Schrift zu drucken.“ Von Bismarck ist bekannt, daß er für alle amtlichen Drucksachen die Verwendung von Bruchschrift verfügte; er verlangte sogar, daß jeder, der die königlichen Staatsarchive benutzte, sich verpflichtete, seine Veröffentlichungen in deutscher Schrift erscheinen zu lassen, was sicher ihrer Wissenschaftlichkeit nichts geschadet hat. Weitere Zeugnisse von Dichtern, Künstlern, Sprachforschern, Verlegern, die die Vorzüge unsrer Schrift preisen, sind zu Hunderten vorhanden.

Der Kampf gegen die deutsche Schrift ist also nicht bloß unberechtigt, sondern sogar schädlich. Darum ist es die Pflicht jeder Frau und jedes Mannes, denen deutsches Wesen lieb und teuer ist, deutsch zu sein auch in der Schrift.

* * *

An die Mitglieder

Die erfreuliche Entwicklung unseres Bundes hält an. Seit Beginn des Jahres sind 40 neue Mitglieder eingetreten, trotz den Schwierigkeiten, die der Krieg der Werbung entgegensetzt. Wir können noch nicht mit Werbevorträgen, wie von Mitgliedern schon gewünscht wurde, einsetzen, dazu fehlen uns noch die Kräfte und die Mittel. Aber jedes einzelne Mitglied ist imstande, für uns zu werben; die Arbeit ist verschwindend im Vergleich zu dem, was unsre Soldaten zur Rettung und Sicherung des Deutschtums seit zweieinhalb Jahren leisten! Insbesondere werbe jedes Mitglied in seinem Familienkreise; der geringe Mindestbeitrag von 1 M. jährlich ermöglicht es auch mehreren Familienmitgliedern, unser Mitglied zu sein. Die große gleichgültige Masse möchte eben Zahlen sehen! Wenn wir dann einen deutschen Frieden erfochten haben, dann gilt es, mit aller Kraft vorzugehen gegen die, die immer noch nicht deutsch sein wollen. Dazu helfe uns jedes Mitglied!

* * *

Deutsche Fürstentöchter im fremden Land

Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans (Liselotte), aus dem Hause Pfalz-Simmern, Schwägerin Ludwigs XIV. von Frankreich: „Ich habe nie französische Manieren gehabt noch annehmen können; denn ich habe es jederzeit für eine Ehre gehalten, eine Deutsche zu

sein und die deutschen Manieren zu behalten, welche hier (Paris) selten gefallen."

Die Königin von Rumänien (Prinzessin Marie von Sachsen-Koburg und Gotha) zu einem hohenzollernschen Ingeniör nach der Tafel: „Sprechen Sie Französisch?" — „Nicht geläufig, Majestät." — „Sprechen Sie Englisch?" — „Was ich in der deutschen höheren Schule gelernt, Majestät." — „Ich spreche hier (Bukarest) nur französisch oder englisch. Die deutsche Sprache ist mir zu rauh."

L. S.

* * *

Von fremdem Wesen

„Man hat sehen müssen, daß die zu Beginn des Krieges ausgesprochenen Hoffnungen von einem Sichbesinnen deutscher Kunst auf ihre nationale Eigenart und Güte, von einer Gesundung und Reinigung von all den fremden, verheerenden Einflüssen sich nur zu einem bescheidenen Teil erfüllt haben, und daß diesen Hoffnungen genau so wie vorher, ja stärker als je, das wilde Treiben verworrener und von fremdem Geiste erfüllter Kunstrichtungen gegenübersteht." (Artur Dobsky, Herausgeber der Monatsschrift Deutsche Volkskunst.)

*

„Es gibt auch heute noch Damen, die sich von dem Schaffen französischer Künstler (gemeint sind Schneider) nicht freimachen wollen, die, ebenso wie manche Inhaber deutscher Geschäfte, den Augenblick herbeisehnen, der ihnen die Möglichkeit gibt, wieder Modeerzeugnisse aus Paris zu beziehen." (Aus einer Rede bei der Frankfurter Modewoche, August 1916.)

Von deutschem Wesen

König Wilhelm II. von Württemberg bei der Gründungsversammlung des Deutschen Ausland-Museums in Stuttgart, 10. Januar 1917: „Ohne Überhebung wiederhole ich die Worte eines Vorredners: Ich bin stolz, ein Deutscher zu sein, und wir alle sind es."

Daß diese Gesinnung das ganze deutsche Volk durchdringe, ist auch das Ziel des Deutschen Bundes.

•

Aus einer Anzeige im „Daheim": „Godesberg, Töchterheim Godesruhe. Pflege deutschen Gemüts und deutschen Geistes. Wissenschaftliche Fortbildung, haushaltliche Anleitung rc."

Möchten in Zukunft alle deutschen Eltern ihre Töchter in solche Töchterheime statt in französische und englische Pensionate schicken!

•

Ein Mitglied, Apotheker in Ostfriesland, schreibt uns: „Meine große Kundschaft gibt sich Mühe, deutsch zu grüßen; es mag unter hundert vielleicht noch einer ‚atjö' sagen, mehr aber nicht."

Leider ist das noch nicht überall so.

•

Obermedizinalrat Dr. Kohlhaas, Stuttgart, zurzeit im Feld, schreibt in einem Aufsatz: „Es ist sicher eine Macht der Gewohnheit, wenn wir meinen, daß die lateinischen oder griechischen Fachausdrücke kürzer und besser zu handhaben seien als die deutschen. Zum Beweise des Gegenteils führe ich nur an, daß das ‚Leberzwölffingerdarmband' nur 7 Silben, das ‚ligamentum hepatoduodenale' aber 12 Silben, das ‚Kreuzdarmbeingelenk' 5 Silben, die ‚articulatio sacroiliaca' dagegen ebenfalls 12 Silben zählt. Also weg mit dieser Gewohnheit nicht nur im Sinne der Sprachreinigung, sondern auch im Sinne der Sprachvereinfachung!"

Anschrift des Herausgebers: Stuttgart, Kernerplatz 4¹ Druck von Greiner & Pfeiffer, Kgl. Hofbuchdrucker, Stuttgart.



Bildstock in den Argonnen — Berthold Clauß

Beilage zum Türmer



Das Erlebnis des Großen

Von Hans von Wolzogen

Vor dem Kriege [illegible] den Verfall, die Entartung, alles, was man „Dekadenz" [illegible], in vielen schlimmen Erscheinungen des deutschen Lebens. [illegible] hatten dem nichts wahrhaft Großes entgegenzusetzen. [illegible] einige das Erlebnis von Bayreuth gehabt; [illegible] etwas Großes. [illegible] es nicht verschweigen, wenn ich vom Mangel [illegible] rede. Aber dies war [illegible] wenigen bewußt; es war noch keine Macht [illegible] deutscher Welt. Nur in der Idee und im Gefühle konnte es den Gegen[illegible] Verfall bedeuten. [illegible] dem Kriege ist dann ein wirklicher Gegensatz [illegible] Volksleben [illegible], hat das Große vor uns Gestalt gewonnen, [illegible] eine Macht entgegen[illegible]. Mochte es als Macht der Not und [illegible] werden, [illegible] als eine solche des [illegible] des [illegible] war ein Erlebnis, das Erlebnis des Großen. Als [illegible] war es [illegible] groß genug, daß es hätte alle Erscheinungen der [illegible] verschwinden lassen. Die [illegible] Oberflächlichkeit eines [illegible]

[illegible] der große Strom [illegible] nicht so geblieben, [illegible] hatte. Dieser Aufschwung [illegible] Großes, daß alles tatsächlich [illegible] lauf des [illegible], wenigstens der Phantasie des [illegible]





XIX. Jahrg. Erstes Maiheft 1917 Heft 15

Das Erlebnis des Großen

Von Hans von Wolzogen

Vor dem Kriege hatten wir den Verfall, die Entartung, alles, was man „Dekadenz" nannte, in vielen schlimmen Erscheinungen des deutschen Lebens. Und wir hatten dem nichts wahrhaft Großes entgegenzusetzen. Wohl haben einige das Erlebnis von Bayreuth gehabt; das war ihnen etwas Großes. Ich darf es nicht verschweigen, wenn ich vom Mangel am Großen rede. Aber dies war doch nur wenigen bewußt; es war noch keine Macht innerhalb deutscher Welt. Nur in der Idee und im Gefühle konnte es den Gegensatz zum Verfall bedeuten. Erst mit dem Kriege ist dann ein wirklicher Gegensatz in unser ganzes Volksleben gedrungen, hat das Große vor uns Gestalt gewonnen, ist dem Verfall eine Macht entgegengetreten. Mochte es als Macht der Not und des Todes empfunden werden, oder als eine solche des neuen Kraftbewußtseins und des Sieges: es war ein Erlebnis, das Erlebnis des Großen. Als Not und als Kraft war es wahrlich groß genug, daß es hätte alle Erscheinungen des Verfalles müssen verschwinden lassen. Die ganze ekle Oberflächlichkeit eines sittlichen Sumpfes sollte beseitigt und vergessen sein; der große Strom war wieder frei in der Welt! —

Es ist nicht so gekommen, nicht so geblieben, wie man im ersten Aufschwung des Erlebnisses gedacht hatte. Dieser Aufschwung eines Volksgefühles war selbst etwas so überwältigend Großes, daß alles tatsächlich Große, was im langen Verlauf des Krieges folgte, wenigstens der Phantasie des Volkes nicht mehr im gleichen

großen Maße erscheinen konnte. Es blieb ihm nicht gefühlsgegenwärtig und verlor allmählich seine sittliche Macht. Man mußte mit Schrecken und Kummer bemerken, daß der Verfall daheim noch nicht bezwungen, daß er noch am zerstörenden Werke war. Die große Furcht ward rege, daß nach dem Kriege, als wäre nichts Großes geschehen, das Kleine, Niedrige, Gemeine, Schlechte wieder zur Herrschaft gelangen könne. Das Große war eben doch nicht dem ganzen Volke zum wahren Erlebnis geworden.

Aber dem Volke in Waffen, draußen im Felde, inmitten des Großen selber, dem war es gewiß Erlebnis geworden. Also einem so bedeutenden Teile des ganzen Volkes! Da gab es doch wohl keinen Verfall? Von da kann uns nichts dieser Art in die Heimat gebracht werden. So hofft man. Gewiß ist die Wirkung des Großen auf die Menschen, auch die in Feldgrau, nach der Verschiedenheit ihrer Charaktere, Temperamente und geistigen Anlagen sehr verschieden. Die Erlebnisse des Krieges können auf die Mitkämpfer als etwas Furchtbares, Niederdrückendes, Erhebendes, Begeisterndes, Entselbstendes, das Lebensgefühl Steigerndes, ja, als etwas Göttliches oder Höllisches wirken. Was bringen diese Menschen nun von dem allen zurück? Bringen sie überhaupt etwas zurück? Auch dies wird sehr verschieden sein. Die Mehrzahl der Menschen ist jedenfalls „Durchschnitt". Sie mochten durch das Ungeheure, worein sie über das Maß ihres Wesens hinaus verflochten waren, zu einem Erlebnis gesteigert worden sein, das ihnen sonst unmöglich gewesen wäre. Aber dies hält nicht vor; im Alltag werden sie wieder die Alltagsmenschen, deren Schwäche in der Nichterlebensfähigkeit besteht, denen das Große fremd bleibt. Sie werden in ihrem Empfinden und ihren Äußerungen nur von außen bestimmt. An Stelle des Erlebnisses tritt bei ihnen die Erziehung.

Diese aber ist die Pflicht der Minderheit, der wirklich Erlebenden, Erlebensfähigen, der mitfühlenden Wissenden des Großen. Ihnen liegt es ob, das Große, über das Erlebnis hinaus, als eine geistig-sittliche Kraft lebendig zu erhalten. Ihre Aufgabe ist es, alles zu fördern, was hierzu dienen kann. Sind sie stets nur die wenigen, so wird es um so mehr zur Notwendigkeit, daß es ihnen gelinge, dennoch eine Gesamtheit zu bilden. Dies ist nach deutschen Begriffen der Staat. Der Staat als Erzieher, als sittliche Macht. Auch er aber wird nicht nur die Gemeinde der wenigen bilden; auch in ihm bedürfen diese wenigen noch der vielen zur gemeinsamen Ordnung und Arbeit, zur gemeinsamen Pflichterfüllung gegen alle. Der Staat muß ebenso eine sichere Sphäre bestimmter, über das Persönliche hinaus reichender und wirkender Grundsätze sein. Eine solche Sphäre soll anderseits auch schon die Familie, später die Schule, dann die Gesellschaft, endlich das gesamte Volksleben bilden. Alles hat zusammenzuwirken, eines nach dem anderen, aber auch in dem andern, und über allem oder alles umfassend als regelnde, behütende, wachende Macht: der Staat. Ohne diese Sphären vermag der einzelne, vermögen die wenigen nichts. Doch ihre Aufgabe ist es, für die Schaffung, Belebung, Ausbildung, Erhaltung dieser Sphären zu sorgen. Das ist Kulturarbeit. —

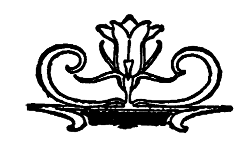
Mit kurzen Worten: es gilt das Erlebnis des Großen am Leben zu erhalten, es in stets neues Leben zu verwandeln. Wenn es nicht mehr erlebt werden kann, wenn es Vergangenheit geworden ist, dann soll dafür Ersatz geschafft werden.

Immer muß Wirkung des Großen unter irgend einer Form ermöglicht werden. Dazu gehört aber auch vor allem, daß die Erlebensfähigkeit geweckt, gestärkt, erhalten werde. Hierfür sind die besten edelsten Formen und Kräfte unseres Deutschtums aufzubieten. Sie müssen stets am Werke bleiben, eine Gegenwärtigkeit des Großen in der Volksseele zu sichern. Dies ist das eigentliche Lebenswerk der Zukunft; wodurch die Zukunft unseres Volkes das Leben des Volkstums erhalten und behalten kann. Der Krieg hat uns nicht nur sein eigenes Erlebnis gebracht und hinterlassen, er hat vielmehr uns wiederum unserer Erlebnisfähigkeit bewußt gemacht. Diese einmal geweckt, hat sie das ganze Gebiet alles Großen vor sich, dessen unser Volkstum von je gewürdigt worden ist. Es war von Vergessenheit bedroht, von Widermächten übertäubt, an Kraft geschwächt, der Ehre beraubt, fast zum Schemen, wenn nicht zum Spott geworden. Groß erschien es, das Große zu überwinden. Da überwand uns die Gewalt des Kriegserlebnisses. Es lehrte uns, daß es ganz anderes gälte zu überwinden. Die Kraft der Überwindung kam uns aus eben dem Geiste, der bisher all unsere deutsche Größe beseelt hatte. Der Krieg läßt uns kein verödetes Land zurück, weder außen noch innen. Unser Seelenland hat Saat empfangen. Sorgen wir für die Ernte! Erkennen wir in Ehrfurcht die Saat aus altem Korne und glauben wir wieder in Treuen der Macht der alten Sonne! Deutschland darf nicht ohne Größe sein. Die es erlebt haben und erleben können, bleiben seine Verehrer, Vertreter, Verfechter und damit Erzieher ihres Volkes. So lebe das Erlebnis des Großen!



Das Konzert · Von Otto Doderer

Ich hörte nicht, ich fühlte nur die Töne,
Ich stand ergriffen in dem Heere
Bewehrter Väter, Brüder, Söhne,
Die zwischen Tod und Schlachten standen
Und in der ros'gen Kirchensphäre
Die Ewigkeit der Melodie'n empfanden,
Die Augen zugedrückt, das Haupt gesenkt,
Die Hände qualenvoll verschränkt,
Bis die Akkorde des Finale
Sich türmten in ein mächtiges Gebraus;
Das straffte sie wie Sturmsignale,
Und klirrend schritten sie hinaus.



Die schwedische Margret

Eine Kriegs- und Hexengeschichte aus Nordschleswig

Von Erich Schlaikjer

(Fortsetzung)

Dann brach der Weltkrieg über das deutsche Land herein. Mit einem furchtbaren Ruck versank alles, was bis dahin gewesen war. „Zu den Waffen!" erscholl es von Nordschleswig bis hinab an die Alpen.

Der Krieg flog wie ein ungeheurer Vogel über die deutsche Welt, und der Schatten seiner Schwingen fiel in alle Seelen. Niemals hatte das lebende Geschlecht einen gleichen Ernst an sich erfahren. Der Kampf auf Leben und Tod für ein ganzes Volk war gekommen. Die Stunde war dunkel, aber eine vaterländische Ergriffenheit glühte in allen Herzen. Tamke war 48 Jahre alt, aber er war unter den allerersten, die sich freiwillig meldeten. Sein straffer, in Wind und Wetter gestählter Körper brauchte die Strapazen nicht zu scheuen. Er hatte weder Eltern noch Kinder. Die deutsche Natur war der Inhalt seines Lebens gewesen. Was konnte er Besseres tun, als sie mit dem Bajonett schützen?

Auch in der Stadt fand man es ganz selbstverständlich, daß Tamke unter den ersten war. Der Gedanke, daß dieser Mann irgendeine Pflicht nicht erfüllen sollte, konnte gar nicht gedacht werden.

„Die Ersten werden die Letzten sein", scherzte Tamke, als seine Einberufung nicht kommen wollte. Schon bei der freiwilligen Meldung hatte es allerhand Schwierigkeiten gesetzt. Die frische Jugend strömte so opferwillig in ungezählten Scharen herbei, daß der schnauzbärtige Feldwebel bei der Meldung seiner achtundvierzig Jahre ihn mit einem kritischen Kopfschütteln betrachtet hatte. Es kam hinzu, daß er, wie alle Lehrer seiner Altersklasse, nur eine infanteristische Ausbildung von sechs Wochen erhalten hatte. In den Augen des Feldwebels zählte das überhaupt nicht. In seinem Inneren rechnete er ihn zu dem ganz kümmerlichen ungedienten Landsturm und wollte ihm allzuviel Hoffnungen auf Annahme nicht machen.

Auch die Behörde hatte Einwendungen gemacht, weil grade Tamke ein Schulmeister war, den weder sie selber noch die Kinder gern missen wollten. Kurz: man nahm die Meldung mit hochachtungsvollem Mißvergnügen auf, wie Tamke zu sagen pflegte. Man machte Miene, den Weltkrieg ohne ihn zu führen; aber man besann sich schließlich doch. Die Annahme kam.

Die Annahme; aber nicht die Einberufung. In der ersten Zeit fieberte er den Heeresberichten entgegen und konnte sich nur schwer mit der liebgewordenen Schule und dem stillen Arbeitszimmer bescheiden. Die Studierlampe, die sonst so regelmäßig an jedem Abend aus dem dunklen Mauerblock der Bürgerschule herausstrahlte, wurde nicht angezündet. Es trieb ihn unruhig durch die Stadt und die Gastwirtschaften. Dann aber sah er ein, daß auch das Warten eine Pflicht sei, und nahm sein altes Leben wieder auf. Der Räuberwald erhielt seinen Besucher wieder, und die Studierlampe brauchte nicht zu feiern. Still

und ruhig sah man das offene, männliche Gesicht über den Büchern sitzen, und die geliebten Sammlungen wurden wie im tiefsten Frieden gepflegt. Arbeit und geduldiges Abwarten war die Losung geworden.

An einem dunklen, regnerischen Herbstnachmittag erfuhr er aber unter der Hand, daß er auf seine baldige Einberufung rechnen könne, und eine frohe Unruhe kam über ihn. Das bürgerliche Leben begann zu versinken, und der Krieg fing an, seine alten Schauder und Lockungen zu entfalten. Die Lampe füllte wie sonst das Zimmer mit stillem Licht. Das Buch war aufgeschlagen und erzählte vom Leben der Insekten. Aber es sprach vergeblich zu seinem sonst so gelehrigen Schüler.

„Unmöglich", sagte Tamke schließlich und klappte das Buch zu. „Jetzt beginnt das große Abschiednehmen von den alten Bekannten und guten Freunden. Fangen wir mit dem Räuberwald an."

Der nasse Sturm heulte draußen so jäh auf, als wenn er ihn erschrecken wollte.

„Guter Freund," antwortete Tamke, „das nützt dir nichts. Die Schlacht draußen hat andere Schrecken."

Dann hing er seinen alten Lodenmantel um, drückte den Schlapphut fest in die Stirn und ging.

* * *

Die dunklen Gassen waren menschenleer, nur hier und da huschte eine einsame Gestalt vorüber, die so schnell wie möglich in einem Haus verschwand. Der Sturm war Alleinherrscher und peitschte den Regen gegen die Mauern und Fensterscheiben. Auf schadhafte Stellen in den Dächern der alten Giebelhäuser schien er es besonders abgesehen zu haben. Dann und wann flog ein Dachziegel mit lautem Krach auf das nasse Pflaster herab.

Am Süderende der Stadt kamen die letzten niedrigen Häuser, wo die Armut wohnte. Weiter draußen lag nur noch wie ein herausgeschobener Vorposten die alte verfallene Wassermühle, die seit langem nicht mehr betrieben wurde. Er stand einen Augenblick auf der Brücke still und horchte in den rauschenden Bach hinunter, der durch die vielen Regengüsse der letzten Zeit angeschwollen war. Dann bog er rechts ab und hatte nun bald die Landstraße erreicht, die in den Räuberwald hinausführte.

Zu beiden Seiten des Wegs lagen die weiten, einsamen Felder. Der Sturm tummelte sich hier in seiner ganzen Kraft und warf ihm immer wieder die Regenschwaden entgegen.

Einen Augenblick dachte er wirklich daran, die Wanderung aufzugeben, aber dann spürte er, daß der Regen nachließ.

Eine nasse Viertelstunde hatte er noch zu überwinden, dann hörte der Regen ganz auf, und der Mond begann langsam eine Bresche von Licht in den dunklen Nachthimmel zu legen.

Es entstand dort oben ein hin und her wogender Kampf von Licht und Finsternis, der eine eigentümliche, unsichere Beleuchtung über die Landschaft legte. Bald sprengte der Mond die dunkle Wolkenmauer und schuf einen mild

erhellten Nachthimmel, der einen bleichen Schein auf die Erde herabsandte. Während der Wanderer aber durch diesen Schein hindurchschritt, lag der Sturm murrend und knurrend als ein besiegter Unzufriedener in irgendeinem Winkel des Himmels. Dann sprang er plötzlich unwirsch auf, trieb Riesenwolken zusammen und jagte sie mit lautem Geheul vor den Mond. Es wurde so finster, daß man nicht Hand vor Augen sehen konnte. Nach einer Weile erlahmte dann seine Wut, und der Mond ließ sein geheimnisvolles Licht über Bäume und Sträucher weben.

Tamke war froh, daß er sich nicht vom Regen hatte schrecken lassen. Ein so magisches Spiel von Licht und Schatten sah man nicht oft.

In einem hellen Augenblick leuchteten plötzlich die weißgekalkten Wände des Spukhauses auf und lagen in ihrer menschenverlassenen Einsamkeit da. Der Sturm aber raffte sich sofort auf, trieb ungeheure Wolken vor den Mond und heulte schaurig und zornig zugleich durch die rabenschwarze Finsternis.

Eine Sekunde lang war es, als wenn der Fuß Tamkes von einer unsichtbaren Gewalt am Erdboden festgehalten würde. Grade in dunklen, stürmischen Herbstnächten sollte es da nicht geheuer sein. Wenn er eine Viertelstunde zurückging, konnte er links durch die Felder abbiegen und auf einem Fußweg in den Räuberwald gelangen.

„Das will in den Krieg und nimmt schon daheim vor Ammenmärchen Reißaus", sagte er dann aber zu sich selber und zwang seinen Körper mit einem Ruck vorwärts.

Die Seele aber sprach: „Man kämpft mit Menschen! Geistern braucht man sich nicht zu stellen. Mich friert an diesem Ort."

„Unsinn!" knirschte Tamke zurück und setzte seinen Weg fort.

Ihm war plötzlich so leicht, als habe er eine alte, finstere Fessel gebrochen und von sich abgeworfen. Wachsam sein war alles. Seine Augen bohrten sich spähend in das tiefe Dunkel hinein.

Dann aber ging es ihm plötzlich wie ein kalter Stich durchs Herz. Eine dunkle Männergestalt stand am Zaun. Genau an der Stelle, wo der fremde, ruhelose Mörder erscheinen sollte. Taten sich hier wirklich die Gräber auf?

„Es kann ein Waldarbeiter sein", versuchte er einzuwenden.

„Unsinn!" erklärte der Verstand. „Um diese Zeit stellt sich kein Mensch von Fleisch und Blut gerade an diesen Zaun."

Ja, was war es denn?

Drauf los!

Ein Baum.

Tamke faßte mit der einen Hand den Baum, mit der anderen den Zaun und ruhte ein wenig aus. Es wurde wieder ganz still in ihm, und ein fröhliches Lachen über sich selber begann sich zu melden. Nur noch zwanzig Schritte, dann hatte er all das überwunden, was der Spukglaube der ganzen Gegend in seine Seele geworfen hatte.

Er richtete sich langsam auf und schickte sich zum Gehen an.

Was war das?

Er schlang unwillkürlich den Arm um den Baum, als ob er eine Stütze brauche. Eine weibliche Stimme wimmerte klagend durch den dunklen Garten.

„Ein Tier“, fieberte sein Gehirn. „Irgendein Vogel. Der verrufene Ort macht dich scheu.“

Und jetzt wieder! Ein langgezogenes, klagendes Wimmern. Genau wie der Förster es in den dunklen Herbstnächten gehört haben wollte.

Ein Tier! Er biß sich mit Gewalt in diese Ansicht fest.

Und jetzt wieder! So lang und klagend wie nie zuvor.

Nein, das war kein Tier. Es gab im Räuberwald kein Tier, das er nicht kannte. Das war eine weibliche Stimme in furchtbarer Not.

Aus dem Haus selber konnte sie nicht kommen. Das lag dunkel und verlassen da. Eine Stimme aus dem Hausinneren wäre auch gar nicht zu ihm herausgedrungen. Es mußte um das Haus herum sein. Ging hier das ermordete Mädchen klagend um?

Gerechter Himmel, es entspann sich drinnen in der undurchdringlichen Finsternis ein Kampf! Ein Ächzen und Stöhnen und Sichaufbäumen. Ein Niedersinken und Jammern und Wimmern. „Ewiger Gott, laß mich vor mir selber nicht jämmerlich werden!“ flehte er. Aber der Schreck ließ den kalten Schweiß auf die Stirn treten.

Ein entsetzliches Aufschluchzen wie aus einer wunden Brust ging plötzlich durch die Nacht.

Das war ein Weib in ihrer letzten furchtbaren Stunde. Es war kein Zweifel möglich.

„Wohlan,“ knirschte plötzlich Tamkes Energie mit einer wilden Kraftanstrengung, „dann soll sie wenigstens einen finden, der ihr beisteht. Mein Leben gehört mir sowieso nicht mehr. Es ist dem Krieg verpfändet. Draußen oder hier. Überall schließt Gott selber uns die Augen.“

Mit drei starken Schritten stand er in dem kleinen Garten.

„Ist hier jemand?“ rief er überlaut, um durch den Klang der Stimme die eigne Furcht zu dämpfen.

Ein stärkeres Wimmern. Sonst nichts.

Wenn nur der Mond einen Augenblick scheinen wollte! Aber der Mond wollte nicht. In der Finsternis begannen plötzlich rote Ringe zu kreisen. So angestrengt bohrten sich seine Augen hinein. Aber er sah nichts.

Doch.

Dort am Erdboden lag irgend etwas Dunkles. Es hatte keine menschliche Gestalt, aber gleichviel — —

Mit einem Satz war Tamke daneben, und im selben Augenblick stürzte er in die Knie, als wenn ein Blitz ihn erschlagen hätte. Unwiderstehlich brachen die Tränen ihm aus den Augen.

„Mein Gott, bist du es wirklich, Margret? Liegst du hier unter einem Reisigbündel auf der nassen Erde und kein Mensch nimmt sich deiner an! Ich elender Schurke wäre auf ein Haar auch davongelaufen.“

In einem Nu hatte er sie von dem schweren Bündel befreit und schwang es auf seine eignen kräftigen Schultern.

„Ich bin zusammengebrochen“, sagte Margret, als sie schließlich zitternd und keuchend neben ihm stand. „Das Reisigbündel drückte mir die Brust so fest

auf die Erde, daß ich nicht reden konnte. Ich habe Angst und Not ausgestanden, aber ich bin nicht verzagt gewesen. Ich wußte, daß du heute abend zu mir kommen würdest."

„Wie konntest du das wissen?"

„Geh mit mir ins Haus. Ich erkläre dir mehr als das."

Sie waren an dem gebannten einsamen Ort so weit von allen menschlichen Küsten entfernt, daß sie beide unbewußt „du" sagten. Es war, als habe die dunkle Stunde alles Trennende aufgehoben und nur zwei Menschen übriggelassen.

Erst jetzt kam es Tamke zum Bewußtsein, daß sie völlig reines Hochdeutsch sprach. Sie war doch aus Schweden und drückte sich sonst in einem Gemisch von Schwedisch und dem plattdänischen Dialekt dieser Gegend aus. Sie **konnte** ja gar kein Deutsch. Das wußte er mit absoluter Sicherheit. Sollte er doch lieber den Eintritt ins Haus unterlassen?

Es war ihm plötzlich, als müsse er an ihre Redlichkeit appellieren.

„Margarete Hansdatter," sagte er, „die Leute nennen dich ein Kind der Lüge und der Finsternis. Willst du das auch mir gegenüber sein?"

„Tritt ruhig ein. Ich war es nie."

„Wer gibt dir dann aber die Macht, plötzlich deutsch mit mir zu sprechen?"

„Soll ein Weib ihre Muttersprache nicht reden können?"

„Die Leute sagen, du seist aus Schweden."

„Die Leute sagen viel. Gedulde dich hier draußen einen Augenblick. Ich bin vom Liegen auf der Gartenerde feucht und schmutzig geworden. Viel Umstände machen wir Hexen nicht. Eine andere Taille und eine reine Schürze muß es aber doch sein. Es kommen nicht oft Gäste zu mir. Du bist der erste. Das will gefeiert sein."

Ihre Stimme hatte einen scherzenden Klang angenommen. Sie war lebhaft und fast vergnügt, als sie im Haus verschwand.

Tamke blieb im dunklen Garten zurück. Eine selige Ruhe erfüllte ihn. Die Nacht um ihn herum war wieder eine vertraute Freundin. Das Grauen war aus der Luft gewichen. Das Heulen des Sturms war nicht mehr mit dem Wehklagen ruheloser Geister durchsetzt. Sein geliebter Räuberwald war wieder ein so ehrlicher Wald, wie es nur einen auf der Erde gab. Der Wahn so vieler Jahrzehnte war endlich gewichen. Er stand wieder in dem friedlichen Gärtchen einer alten Frau. Es war, als ob noch die Waldarbeitersleute hier ihr bescheidenes Glück genössen. Die untere Welt hatte ihre Macht verloren.

In den zwei kleinen Fenstern neben der Haustür blitzte Licht auf.

„Wenn ich jetzt die Stubentür offen lasse," sagte Margret aus dem Innern, „wirst du dich schon auf dem kleinen Flur zurechtfinden. Du mußt dich rechts halten."

Als Tamke eintrat, prallte er unwillkürlich etwas zurück. An der weißgetünchten kahlen Wand ihm gegenüber hing ein fast mannshohes Kruzifix.

Die alte Margret lächelte.

„Du hättest wohl eher eine Blocksbergschöne auf einem Besenstiel oder etwas Ähnliches erwartet?"

Tamke schämte sich vor ihren klaren Augen.

„Das Gerede der Leute sitzt fester, als ich dachte. Im übrigen fällt das Kruzifix auch durch seine Größe auf."

„Es hat in einer Kirche gehangen und ist dann in einen dunklen Raum unter die ausrangierten Sachen geraten. Von da kam es zu einer Bauersfrau und schließlich zu mir."

„Bist du fromm?"

„Im Sinne Gottes hoffe ich es zu sein. Im Sinn der Kirche bin ich's nicht."

„Warum hast du dir dann das Kreuz der Kirche an die Wand gehängt?"

„Es gefällt mir so gut, daß er ans Kreuz geschlagen wurde."

„Es gefällt dir so gut? Soll das eine Lästerung sein, Margret?"

„Nein, mein guter Junge. Du mußt dir nun wirklich all den finsteren Kram aus den Ohren schaffen. Du wirst schon hören, wie ich es meine. Ich bin jetzt deine Hausmutter und muß für dich sorgen. Setz' dich an den Tisch."

Margret setzte sich ihm gegenüber und strahlte ihn mit ihren ruhigen Augen an.

„Nun," begann Tamke, „wie war es also gemeint?"

Über die grauen Augen Margrets huschte der Ernst wie ein Wolkenschatten über einen tiefen Waldsee.

„Wenn jemand etwas von Gott in sich trägt, wird er leicht fremd unter den Menschen. Verstehst du das?"

„Ja."

„Wenn aber einer Gott selber ist, schlagen ihn die dummen und schlechten Menschen ans Kreuz. Glaubst du nicht, daß darin eine Wahrheit liegt?"

„Ja."

„Siehst du, und weil es eine Wahrheit ist, darum gefällt es mir."

„Wie bist du auf diese Gedanken gekommen?"

Sie senkte den Kopf und sah vor sich hin. Ihre Finger spielten mechanisch auf der Tischplatte.

„Ich trage selber etwas von Gott in mir, und es hat mich elend gemacht unter den Menschen."

„Und was ist das?"

„Meine armen Augen sehen mitunter die Dinge, bevor sie eintreffen. Das sollte nur Gott selber können. Es ist ein schweres Unglück für einen Menschen."

„Konntest du deine Wahrnehmungen nicht für dich behalten?"

„Nicht immer. Mitunter war es mir, als empfinge ich mit dem Gesicht zugleich den Befehl, es den Menschen mitzuteilen. Ich war durch meine Gabe so oft unglücklich geworden und hätte gern geschwiegen. Ich handelte aber unter einem Zwang."

„Wann trat das Hellsehen zum erstenmal bei dir auf?"

„Als ich noch daheim in Angeln war."

„In Angeln?"

Die Worte berührten Tamke ganz sonderbar.

„Ja, wir sind Landsleute. Dein Geburtsdorf liegt zwar ein gutes Stück von meinem, aber aus Angeln bin auch ich."

„Und warum bist du fortgegangen?“

„Als es ruchbar wurde, daß ich den Tod einer Bauersfrau vorhergesagt hatte, zogen sich die Leute von mir zurück. Ich stand plötzlich allein und wollte lieber in der Fremde einsam sein als in der Heimat.“

„Hatten die Leute denn nie etwas vom zweiten Gesicht gehört?“

„Sie hatten nicht so viel Bücher gelesen wie du. Sie mögen allerhand schlechtes Zeug damit verbunden haben.“

„Und dann gingst du fort?“

„Ja. Seit fast einem halben Jahrhundert bin ich eine landflüchtige Frau.“

„Margret, es tut mir leid, daß ich heute zum ersten Male in diesem Zimmer bin.“

„Laß gut sein, mein Junge. Du hast mehr an mir getan, als du je wirst begreifen können. Ich habe nicht viele von deiner Sorte gefunden.“

„Wo gingst du damals hin?“

„Nach Schweden. Es fügte sich so, daß eine Bekannte mir ein Gut in Schweden nennen konnte. Ich war eine Bauernmagd und suchte ländliche Arbeit.“

„Und in Schweden bist du all die Jahre gewesen?“

„Überall und nirgends war ich. Von Schweden bin ich langsam durch Dänemark hinuntergewandert. Von Dorf zu Dorf. Die Leute wollten mich nicht. Es bringe Unglück, mich im Haus zu haben, sagten sie. Auch um ihr Seelenheil war ihnen bange. An einigen Orten schrie man laut auf, wenn man mich erkannte. Man hetzte die Hunde auf mich. Ein kleines Stück von Gottes Herrlichkeit hatte sich in meinen schwachen Menschenleib verirrt. Ich wurde ans Kreuz geschlagen dafür.“

„Und in dem fremden Elend bist du all die Jahre gewandert?“

„Ja, und ich habe mehr als einmal hinterm Zaun schlafen müssen.“

„Wäre es nicht doch in der Heimat besser gewesen?“

„Nein, die Heimat war mir auf ewig verloren.“

„Warum?“

„Ich war kein ehrliches Mädchen, als ich fortging.“

„Was soll das heißen?“

Die alte Frau atmete schwer.

„Ich hatte ein Kind“, hauchte sie kaum hörbar.

Tamke schwieg. Es war, als ob man den Holzwurm im Kruzifix picken hören könnte.

„Wirst du mich verdammen?“

„Ich habe dazu am allerwenigsten Grund.“

„Warum?“

„Ich bin selber der Sohn einer Magd.“

„Dann könntest du ja erst recht Grund haben, den ledigen Müttern gram zu sein.“

„Nein. Ich will meine unbekannte Mutter in dir ehren.“

Zwei große Tränen tropften aus den Augen Margrets auf die welken Hände herab.

„Du bist ein guter Junge. Eine ledige Mutter hat's fast noch mehr verdient als eine andere."

Sie atmete schwer.

„Was ist aus dem Kind geworden?" fragte Tamke.

„Ich mußte es begraben, bevor ich die Heimat verließ." Ihre Augen waren auf den Tisch geheftet.

„Blick' auf, Margret. Der Vater hat mehr Grund, sich zu schämen, als du."

„Wir haben wohl beide nicht recht gehandelt. Ich hätte wissen müssen, daß er mich nicht heiraten konnte."

„Warum konnte er das nicht?"

„Er war ein eingewanderter dänischer Gutsbesitzer. Es war damals noch in der dänischen Zeit. Die Dänen waren in Angeln nicht gern gesehen. Er aber gewann sich die Herzen. Seine Augen waren so blau und sein Sinn so leicht."

„Wo lerntest du ihn kennen?"

„Ich hatte den Wald lieb. Wir trafen uns, wenn er auf die Jagd ging. In einer kleinen Jagdhütte, die er sich gebaut hatte. Oft und lange und glücklich."

„Hätte er sich deiner in der Fremde nicht annehmen können?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Es kam zu einer sehr schlimmen Szene, bevor wir auseinandergingen."

„Magst du sie erzählen?"

„Wenn du sie keinem Menschen verraten willst?"

„Keinem Menschen!"

„Wenn du über alles schweigen willst, was ich dir erzähle — —"

„Ich verspreche es."

„Siehst du — — ich trug das Kind unterm Herzen und ging zu ihm in sein Haus. Ich war in meiner Liebe so glücklich wie eine Prinzessin und meinte, daß mich auch ein Prinz leicht hätte heiraten können. Er sagte mir aber, daß er das nicht könne. Das Gut sei verschuldet. Er sei ein ruinierter Mann, wenn er nicht eine reiche Frau nehme. Hätte er das nur nicht gesagt, wäre ich still von seiner Schwelle gegangen. Nun aber sah ich eine reiche Dame vor mir, die meine Stelle einnehmen sollte. Das weckte den Haß. Das machte mich rasend. Ich wußte nicht, was ich tat. Ich drang auf ihn ein, und da hob auch er die Hand wider mich zum Schlag. In dem Augenblick kam das Schreckliche zum ersten Male über mich."

„Was für ein Schreckliches?"

„Das zweite Gesicht. Ich sah plötzlich, daß seine verzerrten Züge bleich und tot waren, und ich schrie ihn an: ‚Nimm dich in acht. Du stirbst an diesem Schlag. Ich sehe deinen Tod!'"

Margaret machte eine Pause. Die Brust keuchte.

„Und was geschah dann?"

„Er stürzte wie ein Wilder aus dem Zimmer, und ich ging fort. Es war, als ob mein Wort wie eine Furie hinter ihm her sei. Er verließ das Gut, das bald darauf unter den Hammer kam. Er verließ das Land und ging nach Amerika. Er wurde schließlich Seemann und segelte auf den großen Meeren."

„Hat er dir das geschrieben?“

„Nein.“

„Woher ist es dir dann bekannt geworden?“

„Ich diente damals auf einem Bauernhof auf Fünen. Grade in der Gegend, aus der er stammte. Ich saß abends nach der Arbeit in meiner kleinen Kammer. Es war draußen ein Herbstabend wie jetzt. Da erfuhr ich es.“

„Wie geschah das?“

„Mir war plötzlich, als ob ich erstarrte, und meine Augen wurden weit aufgetan. Ich sah ein Schiff in schwerer Seenot. Ein Mann fiel über Bord. Sie drehten bei und suchten ihn, aber sie fanden ihn nicht. Sie konnten ihn nicht finden. Er war schon tot und saß bei mir und sah mich schweigend an. Wir kannten uns so gut.“

Sie schwieg. Es entstand eine Pause. Draußen ging der Sturm ums Haus.

„Deine Geschichte ist nicht lustig, Margret.“

„Nein. Ich erfuhr dort oben, daß auch er die Heimat nie wieder betreten habe. Wir haben beide gebüßt. Ich werde ihn lieb behalten, bis Gott meine armen hellsehenden Augen für immer schließt.“

„Warum bliebst du nicht da oben?“

„Die Sehnsucht übermannte mich. Als er tot war, schien mir die Geschichte zu Ende zu sein. Ich wollte noch einmal die Felder meiner Jugend sehen. Noch einmal den grünen Wald, wo ich als junges Weib so stolz und glücklich gewesen war.“

„Bist du wieder in Angeln gewesen?“

„Nein. Als ich schleswigschen Grund betreten hatte, nahmen meine Kräfte ab. Jeder Schritt brachte mich der Heimat näher, aber mit jedem Schritt wurden meine Füße schwerer und versagten den Dienst. Ach, sie wurden so schwer wie Blei, und ich schleppte mich nur mühsam vorwärts.“

„Sonst pflegen die Füße leichter zu tanzen, wenn man sich dem ersehnten Ziel nähert.“

„Es drang zuviel auf mich ein. Mit jedem Schritt traten mir die Dörfer meiner Heimat greifbarer entgegen. Sie lagen wieder in der klaren Sonne des Tages vor mir. Ich sah mich selber so frei und aufrecht durch das Land schreiten. Nie hat ein Weib seinen Fuß so stolz auf die Erde gesetzt wie ich in der Zeit meiner bräutlichen Liebe. Und was war aus mir geworden? Eine Landstreicherin. Eine gemiedene und ausgestoßene Hexe. Ein verachtetes und getretenes Geschöpf. Ich brach unter der Last der Erinnerungen zusammen.“

„Und ist nicht später die Sehnsucht über dich gekommen?“

„Nein. Den Grund der Heimat soll man nur betreten, wenn man gesiegt hat. Ich hatte bereits in all den Jahren in Dänemark die Ausweispapiere einer schwedischen Landstreicherin benutzt. Margarete Hansdatter war ihr Name. Sie starb an einem Oktobertag hinterm Zaun. An der Branntweinflasche. Ich drückte ihr die Augen zu und nahm die Papiere an mich. Mir war es, als wäre ich damit völlig ausgelöscht, und das war mir eine so unendliche Genugtuung.“

„Was hielt dich grade hier?“

„Der Zufall. Es war mein Elend gewesen, daß die Leute das Schicksal herauszufordern glaubten, wenn sie mich auf ihren Hof nahmen. Auf dem Lande aber mußte ich sein. In den großen Städten konnte ich nicht atmen. Als ich nun von dem gemiedenen Spukhaus hörte, schien mir das ein guter Fund zu sein. Dort war niemand, der mich vertreiben konnte. Ich war so müde von dem langen Wandern. Und so blieb ich. Der Rest ist dir bekannt."

Tamke stand auf.

„Margret, ich habe eine schwere Schuld auf mich geladen."

„Wie kannst du nur so sprechen! Du bist von allen Menschen allein gut zu mir gewesen."

„Ich habe nichts Schlechtes begangen, aber ich habe viel Gutes unterlassen. Ich hätte früher in diesem Zimmer sitzen sollen."

„Das hätte mein Schicksal nicht gewandt. Das hätte nur dich mit hineingezogen."

„Man soll seine Pflicht tun und niemals nach den Folgen fragen."

Sie stand jetzt grade vor ihm.

„Reich' mir deine Hände!" sagte sie.

Er gab ihr beide Hände. Sie sah ihm tief in die Augen.

„Seitdem ich als ein landflüchtiges Weib meine Heimat verließ, hast nur du mich ohne Furcht und als ein Mensch behandelt. Du hast mir all das Glück gegeben, von dem ich hier in meiner Einsamkeit gezehrt habe. Wir Ausgestoßenen sind so dankbar. Darum solltest du meine Geschichte kennen."

„Ich danke dir."

„Willst du mir etwas versprechen?"

„Gern."

„Du bist der Sohn einer ledigen Magd, sagst du. Willst du an mein Schicksal denken und deine Mutter ehren dein Leben lang?"

„Bis an mein Grab."

„Und willst du mir zu guter Letzt auch noch etwas schenken?"

„Was ich nur irgend kann."

„Eine Heimat hat uns geboren. Du hast die Hecken und Felder gesehen, wo ich einmal glücklich war. Ich habe meinen Sohn begraben müssen. Du gehst bald in die Schlacht. Darf ich dich heute abend zum ersten und zum letztenmal meinen Sohn nennen?"

„Ich habe meine Mutter nie gekannt. Sie war eine Magd wie du. Sie ist vielleicht unglücklich geworden wie du. Ich will draußen im Krieg an dich als an meine Mutter denken."

„Mein Sohn, mein lieber Sohn!" schrie Margret jäh auf und warf sich schluchzend an seine Brust. „Ich habe wieder einen Menschen. Ich habe einen Sohn. Du bist so gut, so gut."

Tamke streichelte ihr armes, von den Menschen verfluchtes Haupt. Sein Körper bebte vor Ergriffenheit.

Margret machte sich los und strich die Haare aus dem Gesicht.

„Siehst du," sagte sie und lächelte durch Tränen, „so sind wir. Ein Weib muß irgend etwas umarmen und küssen. Nicht einmal eine alte Hexe macht da-

von eine Ausnahme. Wenn du draußen an mich als an deine Mutter denkst, — wirst du dann auch an mich schreiben?"

„Das versteht sich doch von selbst."

„Nun, dann soll dieser Abend gesegnet sein vor allen Abenden meines langen Lebens."

„Wenn ich nur wiederkomme, werde ich mich deiner annehmen."

„Du kommst wieder."

„Glaubst du?"

Sie faßte sein Gesicht mit beiden Händen und sah ihn mit ernsten, ruhigen Augen an.

„Du kommst wieder. Ich weiß es."

„Nun," scherzte Tamke, „so mancher kommt wieder, muß dann noch einmal hinausgehen und findet doch seinen Tod. Man muß am letzten Ende wiederkommen."

„Sei unverzagt. Wenn du wiederkommst, wirst du nicht mehr gehen. Und ich werde Frieden finden vor den Menschen."

„Holla, das lass' ich mir gefallen. Das ist eine gute Botschaft zum Abschied."

Draußen hatte sich der Sturm gelegt. Der Mond überstrahlte das weite Land mit einer geisterhaften Schönheit.

Tamke ging in tiefen Gedanken heim. (Schluß folgt)



Die fremden Häuser im Feindesland

Von Robert Walter

Mehr noch als Schrecken, der die Menschen jagte,
Empfängt uns, wenn der Straßen Müdigkeit
Uns in die Hütten wirft. Nachts schleicht das Leid
Von Raum zu Raum, das Welt und Gott verklagte.
Blut der Geschlechter rauscht so sonderbar.
Des Werkens Lust, die Qual von manchem Jahr
Stört unsern Schlaf, weil ihre Kraft versagte.

Wir tragen Krieg durch alle Tore ein.
Gebälk umfängt, das Sparrenwerk ein Zittern,
Im Grunde bleibt das Beben von Gewittern.
Angst fliegt in Jahren auf aus tausend Ründern.
Daß wir hier waren, wird Urenkelkindern
Noch wie der Sturm und düstere Märchen sein.



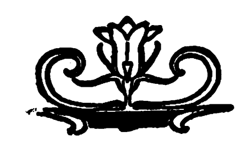
Vision

Unter den Kanonen von Verdun

Von Ernst Martin Ziegler, z. Zt. im Felde

Ich stehe still auf sonnenüberglofter Höhe;
Weithin mein Blick in blaue Fernen fliegt. —
Was soll's mit all der Fülle, die ich sehe,
Die ausgebreitet, schwellend vor mir liegt?
Was soll das Drängen der Erscheinung,
Das uferlos aus allen Poren quillt
Und — scheinbar — ohne Sinn und ohne Meinung
Den Raum erfüllt?
Was ist's mit mir, was mit der Menschenwelle,
Die sorg- und fraglos hierhin, dorthin schäumt,
Nicht achtend ihres Zieles, ihrer Quelle,
In eitlem Nichtstun ihren Tag versäumt?
Was ist der Sinn der Dinge um mich her,
Die mich umbranden wie ein brausend Meer? —
— — — Und tiefer noch wird meine Einsamkeit,
Und stiller noch die mittägliche Stunde.
Von Erdenschwere los und ganz befreit
Hör' Gott ich sprechen mit unnahbar'm Munde:
„Ich bin der ew'ge Urgrund aller Welt. —
Kein Staubgeborner wird es je ergründen,
Wie aus geheimnisvollen, dunklen Schlünden
Das Leben quillt — und steigt — und fällt. —
Ihr seid die Sprache, die mich rühmet,
In der Gestalt gewinnt, was ich gedacht;
Ihr seid die Form, die mir geziemet,
Auftauchend aus des Schweigens ew'ger Nacht.
Als leuchtendes Gewand umfließt ihr meinen Leib,
Verhüllend zwar und doch auch offenbarend,
Und stets das ewige Geheimnis wahrend
In dem ich bleib' . . .
Ich brauche euch! — Um meiner Kraft
Und ihres Wesens mir bewußt zu werden,
Entsagt der Einheit sie und schafft
Und webt die bunte Vielheit dieser Erden.
In ungezählte Formen sich ergießend,
Unendlich wirkend, stets auf neue überfließend:
Das nur ist Leben mir — und mir gemäß!
Die Welt, die ist mein schillerndes Gefäß . . .“

Schon wollte sich die Lichterscheinung wenden,
Da flehte ich mit aufgehobnen Händen:
„Und ich, mein Vater, sprich, wie ist's mit mir?
Wie lebe ich, wie dien' ich dir? . . ."
Da ward die Stimme wärmer — und ich glaubte
Segnende Strahlenhände über meinem Haupte:
„Nur wenigen ist es vergönnt, zu wissen,
Daß außer ihnen ich nicht weilen kann,
Nicht hinter nebelhafter Sternenbahn:
Daß sie in sich mich suchen müssen. —
Gesegnet sei, wer es erkannt!
Fremd ist er zwar im weiten Land,
Und Fremdling muß er sein den andern,
Die mit ihm wandern. —
Doch aus der eignen starken Seele rauscht,
Was durch ihn zeugen will mein ew'ger Wille;
Erhorchen wird er's aus der innern Fülle,
Wenn er nur unbeirrt und gläubig lauscht.
Und was in seines Wesens Tiefe er erkannt,
Soll fassen er mit unverzagter Hand.
Frei ist er ganz! — In ihm lebt sein Gebot!
Schaffend und wirkend löst er sich von Not,
Schaffend und wirkend — wie ich — der Gott! — —"
— — „Und wenn ich sterbe — Vater —?"
„Du wähnst zu sterben; doch in Wirklichkeit
Ist es ein Wechseln nur vom äußern Kleid.
Du bist bei mir und kannst mir nicht entfliehn.
In neuen Formen wirst du wiederkehren
Und meinen Schöpferwillen ehren.
Ich muß dich immer näher zu mir ziehn:
Daß reiner meine Flamme in dir brennt,
Und das Geschöpf in sich den ew'gen Schöpfer kennt." — —
— — Um mich entschwebte es — ich sank ins Knie,
Und lauschte der verklungnen Melodie.
Dann stieg ich talwärts — schwankend — und wie trunken,
Unsterblicher Gedanken voll — und ganz versunken . . .

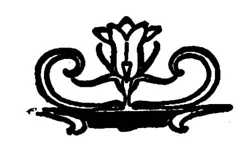




Apremont (Argonnen) — Berthold Clauß

Beilage zum Türmer

Schon wollte sich die Lichterscheinung wenden,
Da flehte ich mit aufgehobnen Händen:
„Und ich, mein Vater, sprich, wie ist's mit mir?
Wie lebe ich, wie dien' ich dir? . . .“
Da ward die Stimme wärmer — und ich glaubte
Segnende Strahlenhände über meinem Haupte:
„Nur wenigen ist es vergönnt, zu wissen,
Daß außer ihnen ich nicht weilen kann,
Nicht hinter nebelhafter Sternenbahn:
Daß sie in sich mich suchen müssen. —
Gesegnet sei, wer es erkannt!
Fremd ist er zwar im weiten Land,
Und Fremdling muß er sein den andern,
Die mit ihm wandern. —
Doch aus der eignen starken Seele rauscht,
Was durch ihn zeugen will mein ew'ger Wille;
Erhorchen wird er's aus der innern Fülle,
Wenn er nur unbeirrt und gläubig lauscht.
Und was in seines Wesens Tiefe er erkannt,
Soll fassen er mit unverzagter Hand.
Frei ist er ganz! — In ihm lebt sein Gebot!
Schaffend und wirkend löst er sich von Not,
Schaffend und wirkend — wie ich — der Gott! — —“
— — „Und wenn ich sterbe — Vater —?“
„Du wähnst zu sterben; doch in Wirklichkeit
Ist es ein Wechseln nur vom äußern Kleid.
Du bist bei mir und kannst mir nicht entfliehn.
In neuen Formen wirst du wiederkehren
Und meinen Schöpferwillen ehren.
Ich muß dich immer näher zu mir ziehn:
Daß reiner meine Flamme in dir brennt,
Und das Geschöpf in sich den ew'gen Schöpfer kennt.“ — —
— — Um mich entschwebte es — ich sank ins Knie,
Und lauschte der verklungnen Melodie.
Dann stieg ich talwärts — schwankend — und wie trunken,
Unsterblicher Gedanken voll — und ganz versunken . . .





Apremont (Argonnen) — Berthold Clauß

Beilage zum Türmer

Über Annexionen

Von Karl Hildebrand-Leipzig

Wir alle sind damit einverstanden, daß die Katastrophe des Weltkrieges nicht den Sinn eines abschließenden Verderbens, sondern eines Reinigungsprozesses haben darf. Dauernder Friede soll aus der Feuerwäsche hervorgehen; dauernden Frieden wollen selbst unsere Feinde ihren Nachkommen als Erbstück hinterlassen. Aber wie himmelweit auseinander gehen die Meinungen über die Wege zu diesem Ziele! Unsere Feinde wollen den Frieden mit unserer Vernichtung erkaufen. Die einen bei uns wollen das strikte Gegenteil: keine Annexion und kein Aufkommen von Revanchegelüsten; die anderen sind wieder der Meinung, daß dauerhaft und stark zusammengehören, legen sich aber vernünftige Selbstbeschränkung auf und wollen Deutschland stark machen durch notwendige, mehr oder weniger ausgedehnte Grenzerweiterung. Wer würde von diesen zum Ziele kommen?

Voraussetzung sei, daß Deutschland seine Gegner wirklich besiegt hat. Zuvor aber wäre es noch notwendig, sich klarzumachen, wie bei gleichem Ziele eine so große Abweichung zwischen den beiden Gruppen möglich ist. Die praktische Logik soll, wie so oft in menschlichen Dingen, der etwaigen Schwäche einer der Ansichten zu Hilfe kommen, und sie gibt uns einen Fingerzeig, die Prämissen, die Ansatzstellen zu Sprüngen im geistigen Schließen einmal genauer anzusehen. Und da hapert es bei unserer ersten Gruppe. Sie setzt voraus die normale Konfiguration der Völker, auch bei den Gegnern eine Politik frei von Schmutz, Heuchelei und gemeiner Habsucht, die die Idee der Menschheit als ihr Prinzip anerkennt. Die Geschichte läßt sich nicht nach subjektiven Ansichten meistern mit Hypothesen, Voraussetzungen, Machinationen aller Art; sie übt selbst majestätische Kritik, und ihre Erfahrungen sind zu respektieren. Die allgemeinste Aufgabe für den Weg zum Ziel ist, daß sich das Subjekt der Objektivität anbequeme.

Die erste Gruppe sagt: In jeder Annexion liegen die Keime zu neuen Kriegen. Das ist richtig. Es ist damit aber nicht gesagt, daß die Keime sich immer derart auswachsen werden und auswachsen können, daß sie zur Frucht reifen, also zum Kriege führen. Die Revanchegedanken können Wunsch bleiben, wie sie so oft Wunsch geblieben sind, wenn einem starken Willen und einer starken Macht gegenüber die Ausführung aussichtslos oder gewagt erscheint. Kolonien, Irland, Indien und viele andere Beispiele. Es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß trotz Annexion der Besiegte mit dem Sieger sympathisiert. Spanien und Amerika. Also kann der Satz allgemein nicht gelten. In der Annexion liegen Keime, aber die Annexion muß nicht zum Kriege führen.

Auch ohne jede Annexion, durch das bloße Besiegtsein schon sind Keime für neue Streitigkeiten gesät. Das ist ebenso richtig. 1814. Die glimpfliche Behandlung Frankreichs hat die Feindschaft der Rassen nicht überwunden. Bei beiderseits anständigen, ehrlichen Gegnern kann die Zeit das Keimgift unschädlich machen, wie es nach 1866 zwischen Deutschland und Österreich geschah. Hier ist eine solche

Stelle, wo die Geschichte mit ihrer Völkerpsychologie objektiv zu reden hat. Bei unseren jetzigen Gegnern ist ein solches Verhalten, mindestens von Franzosen und Engländern, nicht anzunehmen. Frankreich würde höchstwahrscheinlich auch ohne die Annexion von 1871, nur wegen gekränkten Ehrgefühls, genau so wie mit der Annexion jetzt unser Gegner sein und würde auch ohne Annexion im jetzigen Kriege schwerlich als Besiegter ein Freund oder Neutraler in Deutschlands Zukunft werden. Großmut wird immer dort schlecht belohnt werden, wo man dafür kein Verständnis hat. In allen Fehden ist es die erste Pflicht, den Gegner in allen Phasen des Kampfes und noch am Ende desselben richtig einzuschätzen. Frankreich hat sogar mehr als einmal, ohne selbst bekämpft oder gar besiegt zu sein, nur weil es Deutschlands Erfolge nicht ertragen konnte (Rache für Sadowa!), seinen Haß bis zur Tat gesteigert. Man prüfe aus hundert gegenwärtigen Beispielen, ob der Charakter dieses Volkes anders geworden ist.

Der entscheidende Antrieb zum Weltkriege war nicht die Annexion Elsaß-Lothringens, sondern Rußlands und Englands Neid vor dem tüchtigeren Rivalen, waren Rassengegensätze, die in dem Gegenspiele ihrer grundverschiedenen Eigenschaften, namentlich beim Kreuzen auf dem Wege nach vorgesteckten Zielen einmal zu Konflikten führen mußten. Das wird auch weiterhin bis zu einem endlichen sittlichen Ausgleiche unter den Völkern die Hauptursache zu Kriegen bleiben, wenn es nicht vordem gelingt, eine starke Mauer gegen völkischen Egoismus aufzurichten. Was da aus neidischen, tiefer stehenden, untüchtigen Völkern aufsteigt, das sind auch Revanchegelüste, die oft viel mächtiger sind in ihrer Wirkung, als jene aus Annexionen entstandenen und die wir nicht in ihrem Aufsteigen verhindern können, wir müßten denn absichtlich auf jedes Vorwärtsstreben und Überflügeln verzichten und unsere angeborene und anerzogene Tüchtigkeit gewaltsam unterdrücken! Wieder ausschließlich das Volk der Dichter und Denker werden: das wäre dann das wirksamste Mittel für Deutschland, einen Krieg zu vermeiden. Man brauchte sich wahrhaftig nicht zu wundern, wenn auch dafür Vertreter sich finden sollten.

Schließlich wäre aber auch das noch nicht das Universalmittel. Jedes Zurückweichen, Nachlaufen, Rücksichtnehmen, sobald es zur Schwäche wird — und vor dem Kriege hat all das keine ganz geringe Rolle gespielt —, trägt in sich einen Anreiz für andere, mit jenem anzubinden bei Gelegenheiten, wo man Starke in Ruhe lassen würde. Es ist so gut wie sicher, daß das Verzichten auch jetzt wieder den Zweck verfehlen würde. Der Gedankengang für den Angreifer liegt dann immer nahe: wenn es schief gehen sollte, wird dir nicht viel passieren, am liebsten bekommst du noch etwas heraus, damit du Ruhe hältst. Geht der Kampf immer um einen hohen Preis, so wird jeder Leichtfertigkeit vorgebeugt. Begeisterung könnten Kriege, durch solche Schwäche wiederholt verursacht, nimmermehr erzeugen.

Wir sehen, das Nichtannektieren ist durchaus keine Sicherheit gegen weitere Kriege; es enthält Anreize, die gerade so gefährlich werden können wie die Keime der Annexion, ja gefährlicher, weil hier auf einen Zuwachs an Kraft verzichtet wurde.

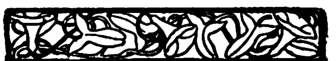
Bliebe die Geldentschädigung als eine mildere Form der Annexion, da der Gegenstand ersetzt werden kann. Ist ein Land in der Lage, mit Hilfe dieses Geldes

seine Grenzen so zu befestigen und sich so stark zu machen, daß es vor Überfällen sicher und geborgen ist, so wäre damit ein dauerhafter Frieden „erkauft" und der Zweck erfüllt. Ob bei der prekären Lage Deutschlands dies möglich wäre, mag sich jeder selbst an den Fingern abzählen.

Dauerhaft ist das, was stark ist. Alles andere sind Hypothesen. Das ist der Ertrag dieser Überlegungen.

Und Deutschland braucht diese Stärke nicht nur für sich, sondern auch in seiner künftigen Rolle als Friedenswächter. In der Mitte Europas muß eine Macht bestehen, welche sich besonders erwählt ansieht, die Friedensbeziehungen unter den Nationen zu pflegen, und diese Macht muß zugleich die Hilfsmittel besitzen, um diese Beziehungen zu schützen. Das kann nur Deutschland mit seinen Getreuen sein, weil es nicht von einer egoistischen Leidenschaft fanatisiert wird. Von Deutschlands irenischem Sinn, aber auch von seiner Stärke und Einigkeit hängt die Einigkeit und der Friede des Weltteils ab und der stetige Fortschritt in seiner Zukunft. Deutschland stark machen, das heißt dauernden Frieden schaffen. Mit Geldentschädigung allein ist das nicht zu erreichen. Gerade der, der weit in die Zukunft blickt, muß eine verständige Erweiterung seiner Grenzen fordern, innerhalb deren das deutsche Volkstum Raum für gesunde Entwicklungsstadien findet. Dann erst ist das Gehäuse fertig, in dem ein beständiger, freier Geist, der Ruhe von außen braucht, ungehindert im Inneren schalten kann.

Aber nicht nur die Logik, auch die Gerechtigkeit erfordert vom Siege geeignete Maßnahmen. Wenn ein Gericht einen Einbrecher und Mörder nicht bestrafen wollte, weil die Richter für ihre Person später Revanche fürchten, so hörte alle Gerechtigkeit auf und die Richter setzten sich der Verachtung der Welt aus. Der Sieger vertritt die irdische Gerechtigkeit. Das Gerichtsverfahren war öffentlich genug und unterliegt der Beurteilung der Welt. Krankhafte Schwäche würde Verachtung nach sich ziehen. Der Sieger ist auch verantwortlich seinen Volksgenossen. Es würde sonst wirklich aussehen, als ob ihm all das verlorene teure Blut und Gut gleichgültig wäre!



Maimorgen · Von Richard O. Koppin

Letzte Nebelschleier steigen,
Morgenglanz gleißt durch die Gärten,
Still entfliehn die Traumgefährten,
Und die Nacht sinkt von den Zweigen.

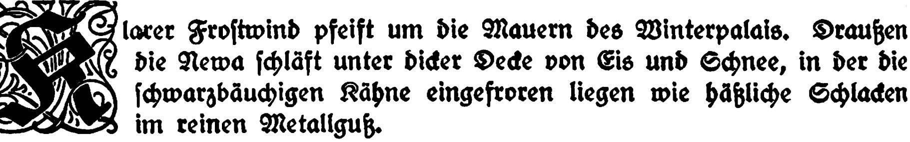
Lieder schürzen sich zum Reigen,
Regen ihre Blütenschwingen,
Flattern gleich den Schmetterlingen
Durch das große Frühlingsgeigen.



Des Zar-Befreiers letzte Fahrt

(1. März 1881)

Von Wolfgang Kraus



Klarer Frostwind pfeift um die Mauern des Winterpalais. Draußen die Newa schläft unter dicker Decke von Eis und Schnee, in der die schwarzbäuchigen Kähne eingefroren liegen wie häßliche Schlacken im reinen Metallguß.

Am hohen Fenster steht der Kaiser und blickt hinaus über die mächtige Breite des gefesselten Stromes. Drüben die unter ihren nadelspitzen Turm geduckten trotzigen Mauern von Peter-Paul, hinter denen so vieles begraben liegt, schwarzes Verbrechen und lichte Sehnsucht, heut blinzeln sie ganz unschuldig in den leuchtenden Sonntagsfrieden, und zwischen den beiden Holzbrücken, denen der winterharte Strom einen Teil der Bürde von den Schultern nimmt, wandert die unablässig sich erneuende schwarze Kette der Fußgänger zwischen der Doppelreihe schmächtiger Tannenbäumchen über den Sonnenspiegel des Eises.

So ruhig und friedlich ist dieses Bild.

In leisem Singen tönen die feinschwingenden Glöckchen der rasch vorübergleitenden Schlitten auf und schwellen wieder ab in silbern verklirrender Musik.

Die Menschen, die man von weitem sieht, die Stimmen, die nur gedämpft von draußen hereintönen, alles scheint so gut. Der Kaiser sinnt. Soll er es glauben, daß unter diesen selben Menschen alle Laster und Verbrechen leben, die ihm sein Herrscherwerk so arg verbittern?

Ist dieses Volk, das zwischen Kneipe und Kirche stumpfsinnig im Zickzack durch die Weltgeschichte geht, dieses Volk, dessen Lippen im Fuselrausch den goldenen Glanz der alten Heiligenbilder küssend beflecken, ist es auch schon reif für die Wohltaten, die er ihm schenken will? Gleichviel! Mögen sie darüber herfallen wie die Hunde über den hingeworfenen Knochen, er sieht kein anderes Ziel, als weiter auf dem Wege, der ihn als ersten unter Rußlands Zaren dazu führte, die Ketten des Bauernvolkes zu lösen. Bindet er nicht die Schlechten, indem er die Besten zusammen mit ihnen frei macht, durch ein desto festeres Band? Peters Geist hat diese Mauern dem trügerischen Sumpf abgezwungen, um in ihrem Schutz das Licht aus dem Westen zur wärmenden Flamme zu hegen. Der Kampf mit dem Sumpf wird ewig sein! Aber das Licht, das Licht darf darum nicht verlöschen!

Liebe leuchtet aus dem gütigen Auge, als der Kaiser sich zum Schreibtisch wendet, dem treuen Träger so vieler schaffender Gedanken. Dort ist es entstanden und gereift und gewachsen, das Stück Papier, das morgen schon den Namen Alexanders II. hinaustragen wird in die Welt als den Namen des Mannes, der es gewagt hat, dem russischen Volk eine Verfassung zu geben. Morgen schon —

Im Vorzimmer hallen Schritte auf.

Der Adjutant vom Dienst meldet den Generaladjutanten Graf Loris-Melikow.

Freudig nickt der Kaiser. Sein braver Mitarbeiter ist ihm stets willkommen.

Mit ehrerbietiger Zurückhaltung, aber drängende Besorgnis im lebhaften Blick, tritt der Gemeldete ein.

„Nun, mein lieber Graf, was bringen Sie mir?“

„Nichts Gutes, Euer Majestät.“

„Dann hätten Sie es auch bis zur Rückkehr von der Wachtparade sich versparen können.“

„Majestät dürfen nicht zur Parade!“

Der Kaiser stutzt.

„Majestät haben sechsmal dem Tode durch die nichtswürdigen Buben des Umsturzes in das Auge gesehen. Heute, das siebentemal, wäre die Herausforderung des Schicksals zu groß.“

„Hat man Beweise?“

„Mehr als das. Einer der Teilnehmer an einer neuen Verschwörung, die am heutigen Tage das Leben Euer Majestät treffen soll, hat in seiner Furcht den ganzen Plan enthüllt. Der Leiter der Verbrecherbande ist ergriffen, den andern ist man auf der Spur. Ein riesenhaft ausgesponnenes scheußliches Netz überzieht die Hauptstadt.“

Des Kaisers Blick hat sich umdüstert, und kaum meistert er seine Erregung, während er mit äußerlicher Ruhe nach allen Einzelheiten fragt.

Er zieht die Uhr.

„Zehn Minuten nach halb zwölf. Auf drei Viertel eins ist der Wagen bestellt. Es ist doch wohl zu spät?“

„Majestät, ein Wort nur, und das Leibgarde-Sappeur-Bataillon, das heute Wache hat, braucht gar nicht erst auszumarschieren.“

„Solange habe ich nun immer schon die Sonntagsparaden absagen lassen. Gerade heute werden viele erwarten, mich wieder zu sehen.“

„Wer Euere Majestät liebt, wird freudig auf ein Schauspiel verzichten, wenn er seinen Zaren vor Mörderhand geschützt weiß.“

Der Zar wendet sich kurz entschlossen zum Grafen.

„Nun gut, wenn Sie mir versprechen, daß Sie die Parade noch vor dem Abmarsch zur Michaelsmanege absagen können, dann gebe ich Ihnen nach, aber es soll nicht heißen, der Zar hat Furcht — —“

Die Großfürstin Alexandra Josephowna wird gemeldet.

„Ah, meine liebe Frau Schwägerin,“ begrüßt sie der Kaiser, „ich freue mich, daß du kommst. Da kann ich mich bei dir ja gleich entschuldigen, daß ich die Wachtparade wieder absagen muß. Ich fühle mich nicht ganz päßlich und bleibe zu Hause.“

Die Lebhaftigkeit, mit der die Großfürstin, trotz ihrer Jahre eine stattliche Frau, dem Zaren entgegengeeilt ist, macht einer unverhohlenen Enttäuschung Platz.

„Wie schade! Gerade heute war mein Dmitri bestimmt, sich als Ordonnanz bei dir zu melden. Und er hat sich schon so sehr darauf gefreut."

Der Kaiser sieht lächelnd zu Loris-Melikow.

„Sie sehen, lieber Graf, Ihre Wünsche werden überstimmt."

„Majestät wissen, wem alle meine Wünsche gehören."

Nach einer Weile kurzen Nachdenkens wendet sich der Kaiser lebhaft zu seinem Generaladjutanten, faßt ihn an der goldenen Fangschnur seiner Paradeuniform und fragt ihn leise:

„Sie sagten doch vorhin, der Hauptführer ist ergriffen und den andern ist man auf der Spur?"

„Jawohl, Euer Majestät."

„Nun, dann ist doch für heute wohl, wenn man es ernsthaft überdenkt, kaum eine Gefahr. Lassen wir es also schon bei der alten Abmachung." Und lauter, zur Großfürstin gewendet, setzt er hinzu: „Mein Neffe soll nicht vergeblich warten, ich komme."

* * *

In der Millionaja längs des Katharinen-Kanals hat sich Volk gesammelt, das auf seinen Zaren wartet. Es ist zwei Uhr vorüber, und jeden Augenblick kann der kaiserliche Wagen vom nahen Palais der Großfürstin Katharina her auftauchen, wo der Kaiser nach der Parade gewöhnlich sein Frühstück nimmt.

Zwei einfach gekleidete Männer, die am Kanalgitter lehnen, schauen teilnahmlos auf das schneebedeckte Eis. Der ältere, dessen bleiches leidenschaftdurchwühltes Gesicht von dichtem schwarzem Vollbart umrahmt ist, flüstert dem andern, einem jungen Menschen, dem unter der Pelzmütze langes blondes Haar hervorquillt, unter der starren Maske der Gleichgültigkeit drohende Worte zu. Ebenso leise und gleichgültig gibt dieser zurück.

„Sei ohne Furcht. Was ich gelobt habe, führe ich aus. Ich werfe zuerst. Nur eines wollte ich mit meiner Bemerkung sagen, die dich eben so sehr erregt hat. Man spricht von einer Verfassung, die er geben will. Ist das wahr, — dann Fluch uns, wenn wir in ihm die Freiheit Rußlands zerschmettern."

„Unsinn," zischt der Schwarze ihm ins Ohr, „glaub' doch das Märchen nicht. Noch nie hat ein russischer Zar von seiner Macht geopfert — — da, paß auf!"

Und schon ist er in der Menge verschwunden.

Der Blonde sieht auf. Um die Ecke biegt die Spitze des kaiserlichen Zuges. Die roten Röcke der Leibgardekosaken leuchten wie fließendes Blut. Silbern funkelt auf den Tressen ihrer Uniformen das gleißende Sonnenlicht und überglänzt den weißen Schnee, der fleckenlos rein rings die Dächer kränzt.

Der Kaiser sitzt allein im Wagen, dem in kurzem Abstande der schnelle zweispännige Schlitten des Polizeimeisters folgt. Offiziere und Leibgardekosaken bilden den Schluß.

Durch die entlaubten Bäume des Parks, der dem Wagen zur Rechten bleibt, fällt der Blick Alexanders auf das Palais des Kaisers Paul. Dort im Turmzimmer, das heute, zur Kapelle umgewandelt, in ewigbrennender Lampe blutige

Schuld sühnen soll, erwürgten vor achtzig Jahren den Zaren seine eigenen Offiziere. Damals lag Märzschnee. Wie heute —

Ein leichtes Frösteln schaudert dem Kaiser am Rücken hinauf, daß er sich fester in den Mantel hüllt. „Schneller," ruft er dem alten Leibkutscher Shergejew zu, dessen viereckig geschnittener Bart ungezählte Ordenszeichen bedeckt, „laß deine Füchse laufen, Alter!"

In diesem Augenblick zieht ein junger Mann, dem die Pelzmütze etwas schief auf dem langen blonden Haar sitzt, aus dem trotz der Kälte über der Brust geöffneten Überzieher einen runden weißen Gegenstand hervor, der einem Schneeball ähnlich sieht. Bevor jemand seine Absicht erkennen kann, wirft er das weiße Knäuel in blitzschneller, aber ängstlich überhasteter Eile nach dem rasch vorüberfahrenden Wagen des Kaisers.

Ein harter springender Knall, gleich dem Abschuß eines Geschützes, bellt die Ohren taub, und in einer dichten weißen, schwarz untermischten Rauchwolke, die Schnee und Splitter mit sich in die Luft aufwirbelt, verschwindet Wagen und Gefolge.

Ein Windstoß drückt auf die schwer lastende Wolke und bläst sie zur Seite, daß unter den Fetzen ihres dunkelwogenden Rauchmantels ein grauenhaftes Bild sich enthüllt.

Die beiden Kosaken, die hinter dem Wagen ritten, greifen aus einer Pfütze von Blut mit krallenden Fingern in den Schnee. Ein fünfzehnjähriger Fleischerjunge, dessen weiße Schürze zwischen ihren braunen Flecken eingetrockneten Rinderblutes von rasch wachsendem Rot getränkt wird, liegt zwischen ihren langen Leibern und schreit mit ermattet verstickender Stimme: „Ich habe doch gar nichts getan."

Der Wagen selbst ist nur leicht beschädigt.

Der Kaiser befiehlt dem aufgeregten Shergejew, der schnell weiterfahren will, zu halten und steigt heraus. Unverwundet.

Das jähe Schweigen, das in die Leere nach dem zerreißenden Krach wie in einen tiefen Abgrund hineinschwingt, Entsetzen und schreckengelähmte Betäubung weichen jagendem Begreifen, das den stockigen Herzschlag überholt. Dann wirbelt und quillt es in der Menge auf wie Bläschen, Blasen, wie Sprudel und Wogen der Brandung. Rufe irrlichtern, die nicht wissen, soll ängstliche Liebe sie hierhin, hirnumdunkelnder Blutrausch der Rache sie dorthin treiben.

Den flüchtigen Verbrecher hat nach wenigen Schritten ein baumstarker Bär von Grenadier der Preobrashensk gepackt und schüttelt ihn wie ein elendes Bündel. Ein zweiter Grenadier schützt mit Mühe den willenlos Zusammengebrochenen vor der aufbrausenden Wut, die in einem Wirbel von Fäusten und Stöcken gegen ihn androht.

„Schlagt mich nicht!" schreit seine angstdurchschauerte Stimme, dünnbrüchig wie in der Kälte verspäteten Begreifens gesprungen. „Schlagt mich nicht! Ihr seid ja armes, unwissendes Volk!"

Die Woge, die gegen ihn anschwillt, teilt sich, und die hohe Gestalt des Kaisers tritt auf ihn zu. Über dem langen grauen Mantel leuchtet in seltsam

weltfernem Glanz wachsbleich, versteint ein Gesicht, aus dem alle Güte und Milde gewichen ist.

„Was willst du von mir, Verruchter?"

Der Bursche, dessen neunzehn Jahre sich unter dem strengen Blick des Herrschers zu kindlichem Schulbubentrotz aufbäumen, versucht ein freches Lächeln.

Ein Unterleutnant taucht aus der Menge.

„Eure Kaiserliche Majestät, sind Sie verwundet?"

„Gott sei Dank, nein", erwidert Alexander leise.

„Was?" höhnt ihm sein Mörder entgegen, „schon Gott sei Dank? Dazu ist noch nicht Zeit."

Der Kaiser zuckt unmerklich zusammen. Man sieht, wie er seine aufgescheuchten Sinne zur Ruhe zwingt. Mit festem Schritt wendet er sich, ohne den Verbrecher noch mit einem Blick zu streifen, beugt sich über den sterbenden Fleischerjungen, dem er mitleidig über das blonde Borstenhaar streicht. Jäh übermannt ihn ein heiß aus der Brust aufquellendes Gefühl, das seinen Blick zu umdunkeln droht. „Für mich," stöhnt er, „nein, das kann ich nicht tragen." Ein straffer Ruck richtet ihn auf, und er begibt sich zum Wagen.

Als er die wenigen Schritte zu dem unruhig stampfenden Gespann längs des Kanalgitters hingeht, dreht sich ein schwarzbärtiger Mann, der bis dahin am Gitter gelehnt hat, blitzschnell herum, hebt einen weißen Gegenstand empor und wirft ihn dem Kaiser unmittelbar vor die Füße.

Wieder erdröhnt der furchtbare Schlag, und wieder verhüllt die Wolke das Entsetzen, das man nur ahnen kann, mit ihrem mitleidigen Schleier.

Als sie zum Himmel zerflattert, wälzen sich zwischen Toten einige zwanzig schwer getroffene Menschen im schmutzigen Schnee, der durstig, wie ein leerer Schwamm, quellende Ströme roten Blutes trinkt. Zerrissenes Fleisch, Kleiderfetzen, hier eine Hand, von ihrem Arm weit fortgeschleudert, Epauletten, Beinstümpfe, denen das Glied fehlt, ein zerbeulter Hut, zusammengebrochenes, zerknicktes Holz — Splitter, traurige Reste bedecken die Straße.

Und an das Gitter des Kanals gelehnt, den ermatteten Kopf gestützt vom kalten Eisenwerk, sitzt der Kaiser auf dem Pflaster. Aus beiden Beinen, die bis zum Knie fortgerissen sind, strömt in stoßenden Wellen das Blut.

Ihm gegenüber sein Mörder. Auch diesem fehlen beide Beine.

Zu dem tödlich getroffenen Herrscher stürzen alle hin, selbst die schwer Verletzten, die sich kaum mehr schleppen können.

Großfürst Michael, der aus dem nahen Palais der Großfürstin Katharina auf den ersten Schlag herbeigeeilt ist, trifft schnelle Anordnungen, die in der allgemeinen Kopflosigkeit schwer zu befolgen sind.

Denn während man auf Rettung sinnt, verblutet der Kaiser.

Als man ihn in einen Schlitten heben will, scheut das Pferd und geht durch. In einen andern Schlitten wird er schließlich gebettet, und ein Rittmeister, dem selbst aus großer Wunde das Blut rinnt, setzt sich ihm gegenüber und hält die zerschmetterten Beinstümpfe hoch, aus denen unablässig der rote Born quillt und sprudelt.

Eine breite Spur von kaiserlichem Purpur folgt wie ein fließendes Band dem langsam zum Winterpalais gleitenden Schlitten.

„Recht schnell nach Hause,“ stöhnt mit geschlossenen Augen Alexander, „o, wie ist das kalt. Bedeckt mich! Bedeckt mich!“



Nicht nur im Traum · Von Walter Britting (im Felde)

Nicht nur im Traum —
Am hellen Tage oft
Geh ich die alte Straße wieder nieder.
Dort unser Haus!
Und plötzlich, unverhofft,
Begegn' ich dir,
dir und den Kindern wieder ...

Wie zag die Hand dir um die Stirne strich:
„Du, Liebster, du?!“
Ein Stammeln und Erblassen ...
Doch dann: wie jäh der jähe Zweifel wich!
Und alles Glück
umfängt und kettet mich
Und will mich nimmer, nimmer,
nimmer lassen ...

Ist draußen Krieg?
Ward Friede überm Land?
O fremde Erde, fragst du noch
uns beide?
Frag andre, die dir inniger verwandt.
Was weiß die Liebe, die sich wiederfand,
Von deiner Lust
und deinem letzten Leide! —

Eine Granate birst
im nahen Feld ...
Und wieder steh ich mitten im Gebrause
Des großen Krieges!
Wie sein Weckruf gellt!
Wie er mit tausend Fallen uns umstellt —
Und einmal — einmal —
sind wir doch zu Hause!



Christus und der Sommesoldat

Von Franz Groebbels (im Felde)

Als es Abend geworden war, schritt Christus über das große Schlachtfeld. Sein blauer Sternenmantel rauschte sacht im Raume und sein Angesicht war milder denn der Mond, der groß am Himmel stand. Und siehe, da fand er einen Soldaten, der bereitete sich allein auf das Sterben, und keiner kam, ihm seine Wunde zu lindern.

Und der Soldat hob das Haupt und sprach: „Mutter, Mutter, daß ich noch einmal fassen könnte deine Hände. Ich würde die Glut meines Angesichts vergessen und den Brand meiner roten Wunde."

Und Christus hob sich leise hinweg und schritt über die Grenze nach Deutschland und trat in ein Dorf und in ein Haus und in eine stille Kammer.

Da kniete eine alte Mutter und hatte die zittrigen Hände gefaltet und betete.

Und der Herr hob seine schmale Hand und streifte den Hauch von ihren betenden Lippen und ging leise, wie er gekommen war, zurück über die Grenze auf das Schlachtfeld.

Und als er den Soldaten wiedergefunden hatte, senkte er die Hand auf ihn nieder und öffnete sie. Und siehe, ein leichter Nachtwind entstand, der redete sanft wie eine Mutter zu ihrem Kinde und kühlte dem Sterbenden sein heißes Antlitz und die Glut seiner Wunde.

Und wieder nach einer Weile öffnete der Soldat die Augen und sprach: „Weib, Weib, o daß ich noch einmal schauen könnte deine lieben Augen. Ich würde vergessen den Durst, der mich peinigt." Und Christus hob sich abermals leise hinweg und schritt über die Grenze nach Deutschland und trat in eine Stadt und in ein Haus und an ein Bett.

Da lag ein junges Weib und weinte.

Und der Herr hob seine schmale Hand und sammelte ihre Tränen und ging leise, wie er gekommen war, zurück über die Grenze auf das Schlachtfeld.

Und als er den Soldaten wiedergefunden hatte, senkte er die Hand auf ihn nieder und öffnete sie. Und siehe, der Tau der Nacht, der milde leuchtete wie die Augen eines Weibes, trat auf des Sterbenden Lippen und labte ihn.

Und wieder nach einer Weile öffnete der Soldat den Mund und sprach: „Kind, Kind, o daß ich dich noch einmal küssen könnte. Ich würde den Schmerz vergessen und die Stunde, die mir jetzt nahet."

Und Christus hob sich abermals leise hinweg und schritt über die Grenze nach Deutschland und trat in eine Stadt und in ein Haus und an eine Wiege.

Da lag ein Kind und lächelte im Schlummer.

Und der Herr hob seine schmale Hand und sammelte das Lächeln von den Lippen und ging leise, wie er gekommen war, zurück über die Grenze auf das Schlachtfeld.

Und als er den Soldaten wiedergefunden hatte, senkte er die Hand auf ihn nieder und öffnete sie. Und siehe, das Frühlicht brach aus der Hand wie ein Strom,

senkte sich nieder und floß wie der Hauch eines ganz weichen Kusses über des Sterbenden Angesicht, und er lächelte.

Und der Herr nahm ihn in seine Arme, und sein Sternenmantel zerrann und sein Angesicht zerfloß in die leuchtende Glut des Morgens.

Mitten im Morgenrot aber lag der tote Soldat, und der Friede lag strahlend auf seinem Antlitz.



An unsere Frauen bei der Heimkehr

Von Friedrich Ulmer

Ihr wartet.
Wartet mit offenen Armen.
Und längst entwohntes Rot zeigt das Gesicht,
Durch das die Sorge ihre Furche zog.
Ich sage euch:
Nie war't ihr so schön,
Als mit den Falten härmender Liebe.
Nie war't ihr so ganz Seele,
Als jetzt, wo eure tiefste Not
Noch ringt mit der Freude,
Der leuchtenden Freude in eueren Augen.
Frauen!
Ich höre den starken, schwellenden Klang
Siegbrausender Posaunen.
Frauen.
Ich höre in schwerem, getragenem Ton
Einen Choral,
Einen nie noch gehörten.
Wenn ihr uns Helden nanntet,
Ihr waret es zwiefach.
Wir hatten. Und ihr entbehrtet.
Wir schützten. Und ihr wolltet verteidigt sein.
Wir wußten euch daheim. Ihr uns vorm Feind.
Wir kämpften. Und ihr ... zittertet.
Frauen.
Ich sehe Berge weichen.
Das ist euer Glaube.
Ich schaue heilige Strahlen
Leidbeseligter Morgenröte.
Das ist euer Hoffen.
Und durch eine Welt,
Durch unsere Welt,
Höre ich singen:
Die Liebe aber ist die größeste unter ihnen.





Im Kessel der russischen Revolution

Schneller als selbst viele Kenner des russischen Volkslebens, gute Beobachter der unaufhaltsam steigenden Gärung in fast allen Schichten Rußlands erwartet haben, hat die russische Revolution das autokratische Regiment der sogenannten Romanows weggefegt. Dieser jähe, mit einigen Stößen durchgeführte Sturz hat freilich etwas Überraschendes, aber, wie Heinrich Cunow in der sozialdemokratischen Wochenschrift „Die Glocke“ (Berlin SW 68) ausführt, eigentlich doch nur „auf den ersten Schreck“:

Dieses Regiment — schreibt Cunow — hatte durch seine neurasthenische Unbeständigkeit und durch seine Unfähigkeit, die dringendsten Forderungen der Kriegslage zu erfassen, es nachgerade mit allen russischen Parteien und Volkskreisen verdorben, so daß man in gewissem Sinne sagen darf, Nikolai Alexandrowitsch habe zuletzt, abgesehen von einem Teil der Hofcliquen und der orthodoxen Geistlichkeit, nur noch einige tausend Gendarmen und Polizisten als Stützen seiner Macht hinter sich gehabt.

Selbst die Hofkreise, die ohnehin durch den Familienkrieg der Romanows in verschiedenartige Intrigenfaktionen gespalten waren, hatten infolge der nervösen, lediglich jeweiligen Einflüsterungen und Stimmungen folgenden Verfügungen des Zaren alles Vertrauen zu seiner Regierung verloren; und noch mehr gilt das von der russischen Bourgeoisie, die ihre politische Vertretung hauptsächlich in den Gruppen der Oktoberpartei (Oktobristen) und der konstitutionellen Demokraten (Kadetten) findet. Seit der Revolution von 1905, die ihren immer mehr erstarkenden Einfluß auf das staatliche Getriebe vorbereitete, hat diese Bourgeoisie, je mehr sich ihre kapitalistische Macht hob, desto mehr ihre alten demokratischen Anschauungen kaltgestellt und sich imperialistischen Bestrebungen zugewandt.

Weit mehr als die eigentlichen Reaktionäre ist es diese Bourgeoisie, die den Krieg gewollt, gefördert und für ihn bis in die letzte Zeit gearbeitet hat, wenn sie bei diesen Bestrebungen auch in den nach Ausdehnung der russischen Macht lüsternen reaktionären Regierungskreisen auf inniges Verständnis für ihr Begehren stieß. Die liberalen Parteien, wie sie sich im „fortschrittlichen Block“ zusammengefunden hatten, der halbkonservativen Nationalisten mit beutegierigen Oktobristen, Kadetten und den erst vor einigen Monaten abgefallenen Progressisten vereinte, hofften durch einen siegreichen Krieg nicht nur die drohende revolutionäre Gärung der Arbeiterschaft, Kleinbauern und proletarischen Intellektuellen einzudämmen, sondern zugleich durch die Gewinnung Konstantinopels und der Dardanellen sowie die Annektion ostpreußischer, österreich-ungarischer und türkischer Landesteile ihr wirtschaftliches Interessengebiet auszudehnen und in Rußland ein konstitutionell-monarchistisches Regierungssystem durchführen zu können, das ihnen, wenn auch nicht die volle politische Herrschaft sicherte,

so doch die Möglichkeit bot, weit mehr als bislang die russische Staatsmaschinerie zur Ausnutzung der russischen Landesreichtümer zu gebrauchen.

Aber dieses Ziel, das sich das mit großen Hoffnungen in den Krieg stürzende liberale russische Bürgertum gesteckt hatte, wurde durch die Niederlagen der russischen Heere mehr und mehr vernichtet — zum Teil sicherlich infolge der Unfähigkeit des autokratischen Regierungssystems, nicht minder aber infolge der wirtschaftlichen Unentwickeltheit des russischen Reiches: der relativ geringen technischen Leistungsfähigkeit seiner Industrie, des Mangels an Eisenbahnen und Schiffen, der ungenügenden Durchbildung seiner Bevölkerungsklassen. In der liberalen Bourgeoisie schob man jedoch in eitler Selbstüberschätzung das Versagen der Waffen wie des gesamten technischen Apparates allein auf die Unzulänglichkeit der Zarenregierung und machte diese für alle Mißerfolge verantwortlich. Und als dann im vorigen Herbst auch die mit großen Anstrengungen und noch größeren Siegeshoffnungen unternommene neue Offensive scheiterte, da stand es für die liberalen Beutepolitiker fest, daß Rußland unter dem herrschenden System des Zarismus seine imperialistischen Kriegsziele nie erreichen werde und nur noch eine völlige Änderung dieses Systems helfen könne.

In dieser Meinung begegneten sich die politischen Führer der Oktobristen und Kadetten mit der unter der Vormundschaft Sir George Buchanans stehenden Petersburger Entente-diplomatie, die sich in ihren schönsten Hoffnungen auf die zermalmende Wucht der russischen Dampfwalze immer mehr enttäuscht sah. Zwar der Gedanke eines Sturzes des Zarismus durch eine bürgerliche Revolution fand zunächst bei England und seinem geriebenen Vertreter am Zarenhofe wenig Beifall. Die englische Regierung versuchte vorerst durch allerlei Pressionen und Drohungen, schließlich sogar durch die Entsendung Lord Milners, den Zaren zu einer Änderung des herrschenden Systems zu bewegen. Als jedoch alle solche Versuche resultatlos blieben, fand sich die Lloyd Georgesche Regierung bereit, die Revolution der Gutschkows und Miljukows zu unterstützen, denn was sollte aus der Durchführung des großen Interessenkampfes gegen das rivalisierende Deutschland werden, wenn die russische Kraft versagte. Allzuviel stand auf dem Spiel. Die russische Bevölkerung mußte um jeden Preis aufgepeitscht und zu neuen militärischen Anstrengungen getrieben werden, bis es England gelang, Deutschland den Frieden zu diktieren. Sollten denn die riesigen Kraftanstrengungen Englands und seine enormen finanziellen Opfer vergebens gewesen sein, nur weil das Zarenregiment nicht die nötige Widerstands- und Stoßkraft aufzubringen vermochte?

Freilich, eine Entthronung der Dynastie der Romanows dürften Herr George Buchanan und seine Hintermänner in der Downingstreet kaum geplant haben. Ihre Absicht wird schwerlich darüber hinausgegangen sein, irgendein anderes nicht an geistigem Übermaß leidendes Mitglied der Romanow-Familie auf den Thron zu bringen, natürlich unter Bedingungen, die die eigentliche Regierungsgewalt in die Hände der imperialistischen Oktobristen- und Kadettenführer und ihres englischen Protektors legten.

Weder die englische Regierung noch die imperialistischen Führer der russischen Bourgeoisie haben sicherlich eine Volksrevolution gewollt, sondern nur einen mit Hilfe gewisser vom Kriegsindustriellenkomitee abhängiger Offiziersgruppen durchgeführten Staatsstreich, der ihnen die Regierungsgewalt auslieferte. Doch es kam anders; die revolutionären Kräfte der aufgerufenen sozialistischen Arbeiterschaft und radikalen Bauernparteiler mit ihrer Anhängerschaft im Heer machten nicht gehorsamst bei der abgesteckten Demarkationslinie halt, die die liberalen Imperialisten gerne eingehalten hätten. Die in der provisorischen Regierung vertretenen Kadetten- und Oktobristenführer wurden zu vorläufigen radikalen Zugeständnissen gezwungen, die zu ihren erst vor einigen Wochen abgegebenen programmatischen Erklärungen im schönsten Widerstreit stehen. Die Kadetten haben sich sogar schon in vierzehn Tagen vom konstitutionellen Vernunftsmonarchismus zum prinzipiellen demokratischen Republikanismus durchgemausert. Eine ganz ansehnliche Leistung.

Und dieses Hinaustreiben der Revolution über die ihr von der liberalen Bourgeoisie zugewiesene Grenzlinie wird sich fortsetzen, denn nicht nur birgt die jetzige Revolutionsregierung in sich die schärfsten politischen und wirtschaftlichen Gegensätze, hinter ihr steht auch als Vorwärtstreiber die industrielle Arbeiterschaft und die Kleinbauernschaft mit dem proletarisch-revolutionären Intellektualismus, die sämtlich, wollen sie auch nur einen Teil ihrer Ziele erreichen, die Revolution über ihre heutige Etappe hinausdrängen müssen. Mag heute auch in der provisorischen Regierung Herr Miljukow, der mit Zustimmung von Sir Buchanan zum Minister des Auswärtigen avancierte Kadettendiplomat, in der karikierten Rolle des ehemaligen Citoyen Paul Barras die erste Geige spielen, während Herr Gutschkow als Kriegs- und Marineminister die moralische Pose des Monsieur Mallet du Pan oder, wie Camille Desmoulins ihn witzig nannte, Mallet Pandu kopiert, die Aussichten, daß sie sich lange auf ihren Ministersesseln behaupten, sind keineswegs die besten.

Schon zwischen dem agrarischen Semstwo-Liberalismus, der in der jetzigen provisorischen Regierung hauptsächlich durch ihren Ministerpräsidenten, den Fürsten Lwow, vertreten wird, und dem Liberalismus der städtischen Industriellen, Bankiers und Kaufleute bestehen recht scharfe Gegensätze. Während der erstere eine gemäßigt-liberale Selbstverwaltung der Semstwos (Landkreise) und Gouvernements erstrebt, dem größeren ländlichen Grundbesitz einen entscheidenden politischen Einfluß zu sichern sucht und teilweise einer Verständigung mit Deutschland nicht abgeneigt ist, da seiner Ansicht nach die russische Landwirtschaft das deutsche Reichsgebiet als Absatzmarkt für ihre Agrarprodukte gebraucht, verlangt der industriell-kaufmännische Liberalismus im wesentlichen möglichst uneingeschränkte Auslieferung der reichen wirtschaftlichen Hilfsquellen Rußlands zu profitabler Ausbeute, die Herstellung eines vornehmlich dem Kapitalsinteresse dienenden Scheinkonstitutionalismus, die Zentralisierung der russischen Macht in einer starken Regierungsgewalt und ihre Anwendung zur Fortsetzung einer aggressiv-imperialistischen Ausdehnungspolitik. In Deutschland aber erblickt diese Bourgeoisie durchweg ihren Hauptfeind, der ihr in eigenem Lande ihre Profite strittig macht. Und nun gar erst der Gegensatz zwischen dem gemäßigten Großgrundbesitzer-Liberalismus und der Kadettenpartei, die neben den Interessen bestimmter Handels- und Geldkapitalschichten vornehmlich die Forderungen des zu Amt und Würden gelangten Gelehrtentums vertritt und auf ihrem Programm nicht nur die Aufteilung der großen Staatsdomänen und Kirchengüter, sondern auch des privaten Großgrundbesitzes stehen hat.]

Noch schärfer ist der Gegensatz der städtischen Bourgeoisie gegen die in der provisorischen Regierung durch ihren Führer, den früheren Rechtsanwalt und jetzigen Justizminister Kerenski, vertretene, aus den Sozialrevolutionären hervorgegangene Partei der Trudowicki mit ihrem Kampfspruch „Land und Freiheit“ und ihrem intensiven Bauernhaß gegen die sie ausnützenden „Bare i Kuptzy“ (Großgrundbesitzer und Händler). In der deutschen Presse wird die Trudowaja-Gruppe meist als „Arbeitergruppe“ oder „Arbeiterpartei“ bezeichnet. Dem Sinne nach wird ihr Name weit besser mit „Partei des werktätigen Volkes“ übersetzt, woraus jedoch nicht geschlossen werden darf, daß sie vornehmlich aus Arbeitern und Kleinhandwerkern besteht. Sie ist vielmehr eine revolutionäre Bauernpartei, die die verschiedenartigsten bäuerlichen Volkselemente umfaßt, von den Landhungrigen, die nichts weiter als die Aufteilung des Großgrundbesitzes und dessen Zuweisung an die Kleinbauern erstreben, bis zu ausgesprochenen Agrarkommunisten, die eine rücksichtslos durchgeführte Rekonstruktion altkommunistischer Bodengemeinschaftsformen verlangen. Als sozialdemokratisch in unserem Sinne kann die Partei der Trudowicki im ganzen nicht gelten, wenn auch manche sozialistische Anschauungen in ihr Verbreitung gefunden haben. Auch Kerenski kann nur als Halbsozialist gelten. Die Hauptforderungen der Trudowicki sind: Enteignung und Aufteilung der Kron- und Staatsdomänen, der Klostergründe und des privaten Großgrundbesitzes zugunsten der

Bauernschaft, freie Selbstverwaltung, Begründung einer die Interessen der Bauernschaft wahrenden demokratischen Republik, baldigen Friedensschluß.

Neben der Trudowaja-Gruppe steht als Vorwärtstreiber der Revolution die sozialistische Arbeiterschaft. In der provisorischen Regierung hat sie keine Vertretung gefunden, besitzt aber die festesten Organisationen und übt durch den Arbeiterdelegiertenrat und das im Taurischen Palais tagende bolschewistische Exekutivkomitee einen starken Einfluß auf die provisorische Regierung aus. Obgleich in mehrere Richtungen geteilt, steht sie doch im ganzen auf demselben programmatischen Boden wie die deutsche Sozialdemokratie, nur daß ihr Bekenntnis zum Republikanismus infolge ihres fortgesetzten Kampfes mit dem Zarentum ein weit energischeres ist. Abgesehen von der Plechanowschen Gefolgschaft fordert sie ebenfalls baldigen Friedensschluß.

Daß diese Gegensätze aufeinanderprallen, sobald die provisorische Regierung aus dem Gebiet der schönen Versprechungen und Verheißungen heraustritt und zur Durchführung größerer politischer und wirtschaftlicher Reformen schreitet, ist unvermeidlich. Schon bei der Versorgung der Großstädte mit den nötigen Lebensmitteln werden sich große Differenzen ergeben. Ist auch die jetzige Revolution keineswegs eine bloße Hungerrevolte, so sieht sich doch die Revolutionsregierung, genau wie in der französischen Revolution die Nationalversammlung und der Konvent, vor die schwierige Aufgabe gestellt, für die hungernden Massen der Großstädte die nötigen Nahrungsmittel herbeizuschaffen. Vorläufig hat man die an verschiedenen Eisenbahnstationen aufgespeicherten Vorräte herangeschafft und teilweise die Militärmagazine geplündert; auf die Dauer läßt sich jedoch eine derartige Verproviantierung der Städte nicht durchführen, wenn nicht die Versorgung der im Felde stehenden Truppen darunter leiden soll. Die Lebensmittelnot ist aber keineswegs allein durch die Unzulänglichkeit des russischen Eisenbahnsystems verschuldet; Großgrundbesitzer und Bauer halten ihre Überschüsse zurück, teils um höhere Preise zu erzwingen, teils aus Ängstlichkeit, weil sie selbst nicht soviel geerntet haben wie in früheren Jahren, und fürchten, in Not geraten zu können, wenn sie ihre Vorräte in die Städte schicken. Zudem hat auch die Ernte ein beträchtlich geringeres Ergebnis geliefert als in normalen Zeiten, da es den Bauern an genügenden Arbeitskräften, Arbeitsgeräten, vielfach auch an Saatgetreide gefehlt hat; wozu noch eine gewisse durch die ländlichen Gesamtverhältnisse großgezogene Trägheit und Sorglosigkeit kommt. Will die provisorische Regierung die erforderlichen Lebensmittel heranschaffen, muß sie zu massenhaften Beschlagnahmen der in den bäuerlichen Wirtschaftsbetrieben steckenden Vorräte und deren zwangsweiser Abführung greifen. Das aber werden die durch die Revolution aufgerüttelten Bauern sich nicht ohne Gegenwehr gefallen lassen.

Dazu kommt, daß die Revolution die nationalistische Bewegung unter den sogenannten „Fremdvölkern" neu entfacht hat, und diese energisch ihre Autonomieforderungen anmelden: eine Bewegung, welcher die neue Regierung in weitestem Maße Rechnung tragen muß. Damit setzt sie sich aber in Gegensatz zu der großrussischen Bourgeoisie, die eine Zusammenfassung der verschiedenen Völker und Volksteile zu einer einheitlichen Macht, eine sogenannte Konzentration der russischen Kräfte fordert, um diese als Motor vor ihre imperialistische Politik zu spannen.

Ferner braucht die provisorische Regierung für die militärischen Aufwendungen, die Lebensmittelversorgung und die Neuordnung des ganzen Verwaltungsapparates notwendig neue Geldmittel. Die Barksche Finanzpolitik, durch stetige Vermehrung des Notenumlaufs und die Aufnahme kurzfristiger schwebender Schulden im In- und Auslande läßt sich nicht weiter fortsetzen. Vielleicht wird es Herrn Tereschtschenko, dem neuen Finanzminister, einem mehrfachen Millionär, Finanzmann und Zuckerindustriellen aus Kiew, gelingen, den englischen und amerikanischen Gesandten in Petersburg zu überzeugen, daß es im eigenen Interesse ihrer Regierungen liegt, der provisorischen russischen Regierung neue Kredite einzuräumen.

Aber außerdem wird sich die Revolutionsregierung zu starker Anziehung der Steuerschraube entschließen müssen: eine Manipulation, die ihre Beliebtheit in den davon betroffenen kapitalistischen Kreisen schwerlich steigern wird. Tatsächlich hat denn auch die provisorische Regierung bereits angekündigt, daß sie alle Zahlungsverpflichtungen der früheren Regierung übernimmt und sich daher zu neuen Steuererhebungen gezwungen sehe.

Noch schärfer dürfte sich bald der Gegensatz in der Friedensfrage zuspitzen. Die Oktobristen und Kadetten haben vornehmlich das Zarenregiment gestürzt, um mit verstärktem Eifer den Kampf gegen die Mittelmächte aufzunehmen und ihre imperialistischen Forderungen durchzusetzen. In der industriellen Arbeiterschaft, der Kleinbauernschaft und vielfach auch den Truppen, die größtenteils nicht mehr von unteren Berufsoffizieren, sondern von Studenten, Lehrern, Beamten, Angestellten befehligt werden, die erst infolge des Offiziersmangels in jüngster Zeit zu Offizieren aufgerückt sind, herrscht aber ein entschiedener Friedenswille, der sich noch steigern wird, wenn das Heer der politischen Flüchtlinge, unter denen zwar manche Sympathien für Frankreich, aber auch nicht geringe Antipathien gegen England bestehen, nach Rußland zurückgekehrt ist. Vorläufig suchen allerdings die Führer der Oktobristen, Kadetten und Progressisten dadurch diesem Verlangen nach Friedensschluß zu begegnen, daß sie Deutschland — wobei ihnen die Auffassung gewisser revolutionärer Intellektuellenkreise sehr zu statten kommt — als Hort aller Reaktion in Europa hinstellen, dessen Sieg unzweifelhaft zur Restauration des alten Zarenregimes und zu grausamer Bestrafung aller an der Revolution Beteiligten führen werde.

Es steht demnach die provisorische Regierung vor höchst schwierigen Aufgaben. Daraus zu folgern, daß die Revolution bald in ihr Gegenteil umschlagen müsse und daß das alte Regierungssystem wieder zur Herrschaft gelangen werde, ist jedoch verkehrt. Es gibt Regierungsmethoden, die sich so überlebt haben, die bereits in einen solchen Verwesungszustand übergegangen sind, daß sie, einmal abgetan, durch die stärkste galvanische Behandlung nicht mehr zum Leben erweckt zu werden vermögen. Was sich aus der Betrachtung der russischen Lage ergibt, ist vielmehr die Folgerung, daß jene Wendung, die sich in Rußland vollzogen hat, erst die Einleitung oder allenfalls den ersten Akt des großen Revolutionsdramas darstellt, und diesem Akt aus innerem Zwange andere folgen müssen. Werden auch sicherlich nicht alle Hoffnungsträume reifen, so gilt doch für die jetzige russische Revolution noch weit mehr als für alle früheren die Lehre, daß, um alles abzustreifen, was längst vermorscht ist, und jenes zur Entfaltung zu bringen, was bereits in dem wirtschaftlichen Entwicklungsstand sicher begründet ist, die Revolution notwendig zunächst über sich selbst hinaustreiben muß. Der Hauptakt des Dramas wird erst beginnen, wenn die aus den allgemeinen Wahlen hervorgegangene Konstituante zur Verfassungsberatung zusammentritt . . .



Dickens über englische Herrscher

Jules Grévy, der von 1879—1887 Präsident der dritten Republik war, wurde eines Tages gefragt, wo er seinen Urlaub verbracht habe. „Ich war auswärts," antwortete er, „in einem Lande, dessen Besuch mich in der Überzeugung von der Vorzüglichkeit der republikanischen Verfassung bestärkt hat." „Ei, Sie waren gewiß in der Schweiz?" „O nein!" sagte Grévy. „Ich war ganz einfach in England."

In der Tat, bestätigt Professor Dr. Sigismund im „Größeren Deutschland", (seit einiger Zeit, sehr zu seinem Vorteile, vom Abg. W. Bacmeister herausgegeben) muß jeder, der sich mit England beschäftigt, bald bemerken, daß es nur eine Scheinmonarchie darstellt. Der König ist

weiter nichts als ein gekrönter Automat, der bestimmte Bewegungen ausführt, wenn die eigentlichen Machthaber — die von den Mehrheitsparteien gewählten Minister — den Mechanismus aufziehen. Uns Deutschen, wenigstens soweit wir germanisch fühlen, ist ein solcher Zustand unfaßbar. Die Fürsten der Germanen waren Männer, die in Frieden und Krieg ihren Untertanen voranschritten und -stritten, das Ideal der Germanen war der starke Siegfried, der den Speer wirft und den Stein schleudert, nicht der schwache Gunther, der bloß die Gebärden macht und einen andern für sich handeln läßt. Allein wir begreifen die Engländer einigermaßen, wenn wir die englische Geschichte ein wenig studieren — wir müssen dann zugeben, daß eine Nation, die solche Herrscher gehabt hat, nicht mehr monarchisch empfinden kann. Um dem Vorwurf der Parteilichkeit zu entgehen, wollen wir einen Engländer als Zeugen aufrufen — es ist das kein Geringerer als der große Romanschriftsteller Charles Dickens, der auch in Deutschland wohlbekannt und allgemein bewundert ist. Unsere Quelle ist sein Werk „Eines Kindes englische Geschichte" (A child's history of England) — stilistisch betrachtet, ein Volksbuch ersten Ranges von seltener Frische und Anschaulichkeit der Darstellung. An seiner Hand wollen wir den Bildersaal der englischen Könige durchwandern, und zwar beginnen wir mit dem Jahre 1066, weil der Grund zum englischen Charakter, wie er jetzt ist, erst auf dem Schlachtfelde von Hastings gelegt worden ist.

Wilhelm I., der Besieger Haralds, der Bezwinger der Angelsachsen, war hart, zornig und geldgierig; er schreckte vor keiner Grausamkeit zurück, um seine Eroberung zu sichern; er verwandelte fruchtbares Land in Einöde, verbrannte und plünderte Dörfer und Städte und vernichtete zahllose Menschenleben. Wilhelm II., der „Rote", war falsch, selbstsüchtig, geizig und gemein. Heinrich I. war schlau nnd unbedenklich, scherte sich wenig um ein gegebenes Wort und scheute kein Mittel, sein Ziel zu erreichen. Mathilde war hochfahrenden Gemütes, und obgleich Stephan menschlich und maßvoll war und manche vortreffliche Eigenschaft besaß, brachte er doch durch seine Schwäche großes Unheil über England, das niemals mehr zu leiden hatte als in den neunzehn Jahren seiner Regierung. Heinrich II. Plantagenet war, als er den Thron bestieg, ein junger Mann voll Kraft, Geschicklichkeit und Entschlossenheit, aber er befleckte sich mit schwerer Schuld durch die Anstiftung zur Ermordung Thomas Beckets, des Erzbischofs von Canterbury, und später wurde sein Geist durch häusliches Elend gebeugt — seine Söhne waren schlechte Kerle: falsch, verräterisch, ehrlos und ungefähr ebenso vertrauenswürdig wie gewöhnliche Diebe. Mit besonderer Bitterkeit äußert sich Dickens über den vielgepriesenen Richard Löwenherz, den z. B. Walter Scott in mehreren Romanen als echten Ritter und Helden verherrlicht hat. Richard hatte ein schwarzes und meineidiges Herz, er war ein Aufrührer seit seiner Knabenzeit, er war unzuverlässig und voller Unrast, er hatte immer nur einen Gedanken im Kopfe, und zwar den schlimmen Gedanken, andern Leuten den Schädel einzuschlagen, er neigte zu Habsucht und Unterdrückung, er war blutdürstig. Sein Bruder und Nachfolger Johann ohne Land war noch schlechter; hätte man ganz England von einem Ende bis zum anderen durchsucht, so hätte man keinen niederträchtigeren Feigling oder abscheulicheren Schurken finden können als dieses erbärmliche Vieh (miserable brute). Heinrich III. glich seinem Vater Johann an Schwäche, Unbeständigkeit und Unentschlossenheit; er war eidbrüchig und gemein und zu allen Zeiten nur der blasse Schatten eines Königs. Eduard I. war im allgemeinen ein weiser und großer, scharfsinniger und gerechter Herrscher, unter dem das Land sich sehr hob. Eduard II. war ein zu armseliges Geschöpf, um auf sich selbst bauen zu können, falsch und ohnmächtig, einfältig, schlaff und jämmerlich. Eduard III. war ein tapferer Mann und ein bedeutender Krieger — unter ihm errangen die Engländer glänzende Siege über die Franzosen. Richard II., der gute Anlagen besaß, wurde durch Schmeichler und Höflinge verdorben und wurde ein heftiger, hochmütiger, verräterischer, liederlicher, verschwenderischer, schlechter Mensch. Heinrich IV., aus dem Hause Lancaster, war zweideutig in seinem Benehmen, eignete sich die Krone widerrechtlich an und war hartherzig genug, die Lollarden, die Anhänger des Refor-

mators Wickliffe, verbrennen zu lassen, doch war er ein leidlich guter König, soweit Könige gut waren (he was a reasonably good King, as kings went). Heinrich V. war trotz seiner wilden Jugend edel und ehrenhaft geblieben; ein hervorragender Feldherr, brachte er den Franzosen bei Azincourt eine vernichtende Niederlage bei, doch führte er den Krieg unter Schonung friedlicher Bürger und Bauern, was bis dahin nicht Sitte gewesen war. Ein mutiger Tod krönte ein echt fürstliches Leben. Heinrich VI. war ihm ganz unähnlich. Er war ein kläglicher, unbedeutender Wicht, ein Spielzeug seiner Umgebung, ein schwacher, alberner, hilfloser Geselle, der schließlich verblödete. Eduard IV. liebte Vergnügungen und prahlte gern, war selbstsüchtig, sorglos, sinnlich und grausam. Eduard V. war beim Tode seines Vaters erst dreizehn Jahre alt und wurde nach einer kurzen Scheinregierung umgebracht auf Befehl seines Oheims Richard von Gloucester, der als Richard III. den mit Gewalt und Tücke gewonnenen Thron zwei Jahre lang unter Blut und Greueln behauptete und als das Muster eines mörderischen Tyrannen gelten kann. Heinrich VII., der erste Tudor, war befähigt und nur dann grausam, wenn er dadurch etwas erreichen konnte, jedoch kalt, listig, berechnend und geldgierig. Heinrich VIII. war einer der abscheulichsten Schurken, die je geatmet haben, ein unerträglicher Wüstling, eine Schande für die Menschheit, ein Blut- und Fettfleck im Buche der englischen Geschichte. Eduard VI., der mit sechzehn Jahren starb, war ein liebenswürdiger, wohlbefähigter Junge, ohne Anlagen zu Roheit oder Grausamkeit. Königin Maria lebt in der englischen Geschichte als die „blutige Maria“ fort, und man denkt an sie nur mit Schauder und Abscheu. Elisabeth besaß schöne Eigenschaften und war klug, aber auch derb, gewalttätig, launenhaft, verräterisch, hinterlistig und hatte noch alle Fehler eines übermäßig eitlen jungen Weibes, lang nachdem sie ein altes war. Jakob I. war schlau, habsüchtig, verschwenderisch, faul, ein Trunkenbold, gierig, schmutzig, feige und höchst eingebildet. Dickens nennt ihn nach dem Vorgang eines seiner Höflinge nur „Seine Sauschaft“ (His Sowship) und schließt seine Besprechung mit den Worten: „Ein Wesen wie er auf den Thron gesetzt, ist wie die Pest, und jeder wird von ihm angesteckt.“ Karl I., war liebenswürdig von Person, ernst und hoheitsvoll in seiner Haltung, doch war er despotisch veranlagt und hatte ungeheuer übertriebene Ansichten von seinen Königsrechten, außerdem war er voller Winkelzüge; durch seine Unzuverlässigkeit hat er sein Schicksal zum größten Teile selbst verschuldet. Karl II. war ein charakterloser Wüstling ohne Geist und Ehrgefühl, zu Lug und Trug geneigt. Jakob II. war ein düsterer, grausamer Fanatiker, beschränkt und starrköpfig, ein frömmelnder Narr, neben dem Karl II. noch als eine wahre Lichtgestalt erscheint. Er wurde gestürzt durch Wilhelm von Oranien, der ein wackerer patriotischer Fürst und ein Mann von bemerkenswerten Gaben war.

Mit Wilhelm II. bricht Dickens seine Geschichte ab. Um die Einheitlichkeit der Auffassung nicht zu gefährden, wollen wir es uns versagen, die späteren englischen Könige und Königinnen aus den Häusern Hannover und Sachsen-Koburg zu kritisieren und nur unsere Schlüsse ziehen. Wir haben es mit einer Reihe von 28 Herrschern zu tun, denn die beiden Knabenkönige Eduard V. und VI. zählen nicht mit. Unter diesen sind nur vier mit uneingeschränktem Lobe bedacht worden: Eduard I., Eduard III., Heinrich V. und der aus deutschem Blute stammende Wilhelm III. Heinrich II. ist mehr unglücklich als schlecht, kann aber nicht als Muster eines Herrschers betrachtet werden — die übrigen jedoch sind ausnahmslos unsympathische Persönlichkeiten und haben alle Fehler und Laster an sich, die Fürsten nur immer verunzieren können. Wir wollen uns nicht pharisäisch in die Brust werfen und auf die Hohenzollern verweisen, allein wir können, wenn wir auf unsere Zusammenstellung hinblicken, es den Engländern nicht mehr verübeln, wenn sie die Regierung lieber selbst führen, als sie ihren Königen anvertrauen.



Die Politik des Dollars

Die Haltung der amerikanischen Nordstaaten Deutschland gegenüber wird vielfach auf eine Handlung der Hilfsbereitschaft Großbritannien zuliebe zurückgeführt. „Wir sind eben Engländer", ist ein Schlagwort, das zu hören man an allen Gemeinplätzen heute Gelegenheit hat. So verbreitet diese Motivierung amerikanischer Haltung Deutschland gegenüber ist, für so irrtümlich kann sie angesprochen werden. Abgesehen davon, daß der ausgesprochne Sinn der Eigenbewunderung des Nordamerikaners es als unerträglich empfinden würde, eine Politik sentimentaler Rassenzuneigung zu treiben, beruht die ganze Konstellation nachweisbar auf sehr realen Tatsachen. Wenn die Vereinigten Staaten von Amerika es für unerläßlich bepfanden, die Beziehungen zu Deutschland abzubrechen und dem Kriegszustande entgegenzuarbeiten, so handelt man im aller eigensten, nicht aber in dem englischen Interesse.

Die Vereinigten Staaten von Amerika sind durch die wirtschaftliche Politik, welche sie teils zwangsweise, teils getrieben von dem großen Verdienstwillen führten, heute in eine absolute Abhängigkeit von England geraten. Diese Abhängigkeit besteht darin, daß die Vereinigten Staaten es nicht ertragen könnten, ein geschwächtes England aus dem Weltkriege hervorgehen zu sehen! Das „starke England" ist eine Forderung, welche man heute wohl oder übel in der Union zu stellen hat. Man hat in der Union das Spiel des unvorsichtigen Mannes gespielt, alles auf eine Karte zu setzen, und diese Karte hieß: Großbritannien. Ein Unterliegen der englischen Großmacht, ja nur eine starke Schwächung der englischen Finanz- und Handelskraft, würde die Union zu den Hauptleidtragenden machen.

Wie das geschehen konnte? Getrieben von dem Verdienstwillen, getrieben von dem Machtkitzel, hat man mit der ganzen nordamerikanischen Unbedenklichkeit jenes gigantische Anleihewerk in das Leben gerufen, das heute in erster Linie das Abhängigkeitsverhältnis der Union begründet, das in erster Linie dazu zwingt, dem wankenden England die breite amerikanische Faust unter den zittrig gewordenen Ellenbogen zu schieben. Man hat es bei seinem eisernen Glauben an das allgewaltige England bei seinem Hunger auf die Kriegskonjunktur fertig bekommen, in der kurzen Spanne vom Oktober 1915 bis zu dem heutigen Jahresbeginne durch die Machinationen der Banken englische Anleihen in einer Höhe von über einer Milliarde Dollar unterzubringen.

In einem Punkte war man vorsichtig: man gab nur höchst kurze Fristen, so daß Großbritannien für 1918: 350 Millionen Dollar, 1919: 300 Millionen Dollar, 1920 250 und 1921: 150 Millionen Dollar an Anleihe abzustoßen hat. Posten, die zu tilgen einem kräftigen England keinerlei Schwierigkeiten bereiten. Anders aber schaut das Bild dann aus, wenn ein finanziell schwaches England, gar ein geschlagenes England aus dem Weltkampf hervorgeht! Diese Vorstellung für die Union wird um so unerträglicher, als mit Großbritanniens Kraft auch jene des gesamten Vierverbands zusammenbricht. Und man hat doch den sonstigen Vierverbandskomparenten naturgemäß auch finanzielle Rüstungsmittel geliefert. Neben den englischen Anleihen hat in dem gleichen Zeitraum Frankreich von den Vereinigten Staaten von Amerika Anleihen in der Höhe von 125 Millionen Dollar und Rußland in der Höhe von 50 Millionen Rubel erhalten. Amerika ist sich jetzt wohl bewußt geworden, daß es in seinen Bankfächern $^1/_8$ aller von der Entente in der gesamten Kriegszeit aufgenommenen Anleihen beherbergt. Es gehört demnach wenig Phantasie dazu, sich auszumalen, in welcher Art das ökonomische Leben der Union betroffen würde, wenn die Zinszahlungen und Tilgungen der Anleihe sich nicht in der erforderlichen Weise ermöglichen ließen.

Abgesehen hiervon kann das gesamte amerikanische Wirtschaftsleben nur dann zu dem Genusse der Kriegs-Hochkonjunktur kommen, wenn man bei einem möglichst langsamen Kriegsende

ein ungeschwächtes Großbritannien aus dem Riesenkampfe hervorgehen sieht. Ein Sieg Deutschlands wird in den Vereinigten Staaten mit einem Ausbruche einer schweren Wirtschaftskrise beantwortet werden. — Es hat ein so lebhaftes Erstaunen hervorgerufen, daß man von seiten der amerikanischen Regierung die Losung: „ein Frieden ohne Sieg" ausgab, daß man diese Losung in der Form von Kundgebungen zu dem Gehör von Europa bringen wollte und dann — kurz darauf — mit dem Abbruche der Beziehungen zu Deutschland antwortete. In dieser kurzen Zwischenzeit hat Großbritannien die Formel von dem Frieden ohne Sieg abgelehnt, und hierdurch war Amerika, das dem allgewaltigen England nicht mehr den Frieden durch den Sieg zutraute, gezwungen, sich aktiv zu beteiligen! Der Friede ohne Sieg hatte seine amerikanischen Vorteile gehabt. Eine lange Konferenz hätte den Industrien Zeit gelassen, sich in die Friedenswirtschaft hinüberzutasten, mit amerikanischer Nachhilfe wäre aus diesem Kongreßfrieden in keinem Falle ein schwaches Großbritannien hervorgegangen. Man hätte den doppelten Gewinn gehabt.

Der Grund, weshalb die Industrie einen langsamen Übergang von dem Kriege zum Frieden wünscht, beruht darin, daß die bekanntlich äußerst kapitalarme Industrie die Anlage ihrer Umlegung der Produktion teilweise kaum herausgewirtschaftet hat. Der Kriegssegen hat sich, geleitet von der Morgangruppe, nur äußerst zögernd über die gesamte Industrie verteilt, da die gesamte amerikanische Industrie indessen, teilweise gezwungen durch die Krisenperiode vom Juli 1914 zum Mai 1915, aber zu Kriegslieferanten geworden ist, das heißt, die Betriebe umgeformt haben, war diese Verteilungsart von einschneidendster Bedeutung. Der allgemeine Anteil an den Kriegslieferungen begann dann, als die Großwerke der Morgangruppe nicht mehr imstande waren, den Aufträgen gerecht zu werden. Erschwert wird die Lage der Industrie noch dadurch, daß all die Werke, welche Aufträge erhielten, wahllos Kleinbetriebe zu jedem Preise dazukauften, um die Aufträge liefern zu können. Eine Verzinsung dieser Anlagen dürfte im kommenden Frieden starke Schwierigkeiten bereiten. Hierzu kommt die schwere Gefahr, daß die Vereinigten Staaten wohl einen starken Kriegsgewinn holen, daß — abgesehen davon, daß der Gewinn sich eben nur in einer Reihe von Händen vereinigte — man aber in keiner Weise den Innenmarkt ausweitete. Im Gegenteil, der Innenmarkt ging zurück. Kommt nun der Frieden in der Form, wie Amerika ihn fürchten muß, dann stände einer allgemein eingetretenen Produktionserweiterung aller Rohstoffe industrieller Art eine zurückgebliebene Aufnahmefähigkeit im Inlande gegenüber. Es ist der Wahn der Vereinigten Staaten, erste „Exportmacht" zu werden. Fast in jeder amerikanischen Tageszeitung stehen Vorschläge, wie man den Export auch für den Frieden erweitern könne, Vorschläge über den Innenmarkt aber fehlen. Bleibt die Entente nicht Abnehmer im großen Stile, geht, wie die amerikanischen Kriegslieferanten hoffen, England nicht auch im Frieden zu starken Bestellungen über, um sich ein ständiges Heer zu schaffen und vereinigen sich die englischen Bestellungen nicht auf den gemeinsamen Druck Englands und Frankreichs hin mit denen Rußlands, was soll aus der Rüstungsindustrie, die heute überhaupt „die" Industrie bestellt, werden? Um jene Produktionserweiterungen für alle Erze, Petroleum, Wolle, Kohle und so weiter vorzunehmen, hat man gewaltige Erweiterungen schaffen müssen, diese Anlagen aber wollen verzinst werden. Und was hätte man von Deutschland hier zu erwarten? Deutschland mit seiner gefestigten Rüstungsindustrie, mit seinem Vermögen, seine im Kriege verbrauchten Heeresreserven selbst nachzufüllen. Hier kann man nur den normalen Friedensbestellungen entgegensehen, die nur für Kupfer, Wolle und Fette den üblichen Bedarf überschreiten werden.

Es hat in Amerika selbst genug Leute gegeben, welche auf diese schweren Gefahren hingewiesen haben; da die Regierung sich ihnen versagte, blieb es bei dem Worte. Die Industrie selber aber hatte weder die Energie noch die Nerven, der Kriegskonjunktur zu widerstehen und an einen Ausbau des Friedensmarktes zu denken, und als man an einer Invasion von Papiergeld — den Industrien mußten von den Bankkonsortien doch zwecks Anlageerweiterung Vor-

schüsse gegeben werden —, an einem Steigen des gesamten Lebensaufwandes, an dem Mißverhältnis zwischen dem erhofften und tatsächlichen Verdienste erkannte, daß man die Konjunktur auch von dieser dunklen Seite betrachten müsse, war es zu spät.

Da man im allgemeinen dazu neigt, einen Hinweis auf die Schattenseiten der Dollarkonjunktur als übertrieben anzusehen, da man stark befangen in der Annahme von den allgemeinen Riesengewinnen ist, die über ganz Amerika im Glückskelche hingeschüttet wurden, mag demgegenüber noch auf die nachfolgenden Tatsachen hingewiesen werden.

Daß die Industrie im allgemeinen nur in sehr zögerndem Tempo Anteil an den Milliarden Aufträgen für Rüstungen hatte, geht aus dem auffallend langsamen Steigen der Löhne hervor. Die gezahlten Lohnquoten, der Grad und der Umfang der Haltung der Arbeiterschaft gilt als ein untrügliches Zeichen für den Allgemeinstand der Industrie einer Wirtschaftsperiode, da finden wir nun, daß eine ganz erhebliche Steigerung aller Streikbewegungsarten in der Spanne der Kriegskonjunktur stattgefunden hat. Nach dem Berichte des Arbeitsamtes in Washington hatte man in dem ersten Halbjahr 1915 genau 470 Streikerhebungen, in dem ersten Halbjahr 1916 indessen — 1546 Streikerhebungen. (Bekannt ist, daß in dem zweiten Halbjahr 1916 dann das Wilsonsche Streikgesetz notwendig wurde.) Die Löhne der Arbeiter wollten sich nicht bessern, die Lebenshaltung aber wurde von Monat zu Monat teuerer. Die amerikanische Regierung hielt es nicht für erforderlich, die Ausfuhr in den Grenzen des volkswirtschaftlich Unschädlichen zu halten. Man entblößte den eigenen Markt zugunsten des Gewinns im Export. Zu dem Anreize der Preissteigerung durch das entstandene Mißverhältnis zwischen dem Angebot und der Nachfrage kam das naturgemäße Steigen der Preise im Inland als Rückschlag auf die von dem Auslande gezahlten Preise. Da der Lebensaufwand in den Vereinigten Staaten bereits vor dem Kriege ein außerordentlich hoher war, ist die neue Belastung doppelt empfindlich. Sie würde aber unerträglich, wenn ein Sieg Deutschland einen guten Frieden brächte, einen Frieden, den England — und Amerika nicht ertragen kann.

Die Entwertung des Geldes ist noch durch die in den Vereinigten Staaten eingerissene Papierwirtschaft gesteigert worden. Die Anleihen, die man dem Ententeverbande überlassen hat, sind fast ausschließlich reine Banktransaktionen gewesen. Hieraus geht hervor, daß die Anleihen den volkswirtschaftlich belegenden Zugang in das Publikum nur in einem ganz geringfügigen Umfange gefunden haben. Den Banken war diese Geschäftsabwicklung um so lieber, als sie ermächtigt worden waren, jene Schuldverschreibungen der Ententestaaten als Deckung für die Ausgabe von Papiergeld zu benützen. Und hiervon möchte man eben in weitzügigem Maße Gebrauch machen, da die kapitalarme Industrie erst einmal mit den nötigen Mitteln versehen werden muß, um — in das Geschäft hereingehen zu können.

Aus diesen Hinweisen geht wohl genugsam hervor, in einem wie ausgedehnten Maße das gesamte Wirtschaftsleben der Union an dem Kriegsausgange beteiligt — und wie einseitig beteiligt sie hierbei ist. Aus den Wesensgrenzen der Neutralität ist Nordamerika eben bereits seit dem Kriegsbeginne herausgetreten. Es ist eine seltsame Ironie in dem neuen Spiele. Als Großbritannien in diesen Weltkrieg eintrat, glaubte es, die Gewinne für sich einstreichen und — nach alter englischer Tradition — andere für sich siegen zu lassen. Als die Vereinigten Staaten von Amerika bewußt im eigenen Interesse aus den Bahnen der Neutralität indirekt heraustraten, glaubte man auch hier nur die Vorteile sein eigen nennen zu können. England fühlt den Krieg bereits lange am eigenen Leibe, die Vereinigten Staaten müssen ihm, sie wollen oder sie wollten nun nicht, folgen. Bereits haben sie das gewollte Spiel verloren, und müssen sich nun aufmachen, zu retten, was noch zu retten ist. G. Buetz



Englisch-Frankreich

Ein Schweizer Geschäftsmann, der nach längerer Tätigkeit aus Frankreich zurückgekehrt ist, schildert im „Vorwärts“ seine Eindrücke:

Nordfrankreich steht so vollkommen unter dem wirtschaftlichen Einfluß von England, daß viele städtische Bewohner bereits eine Ehre darein setzen, auch unter sich englisch zu sprechen. Der Engländer kehrt keineswegs den großen Herrn und Gebieter heraus, im Gegenteil, er zeigt viel Mitleid mit den armen Franzmännern, aber er läßt sie doch immerhin fühlen, daß sie ohne seine Anwesenheit verloren und verkauft wären, verkauft an die „Boches“, die nirgends mehr gehaßt werden als im Norden Frankreichs. Und wer es nicht den Engländern glaubt, dem sagen es die Franzosen selber, daß sie ohne den starken britischen Arm das Frühjahr nicht mehr erlebt hätten, sondern zugrunde gegangen wären. Es steckt etwas Wahres in diesen Behauptungen. Der Engländer hat nicht bloß dem Norden Frankreichs, sondern auch dem Süden und Westen die wirtschaftliche Organisation verschafft, ohne die Frankreich heute vor dem Feinde bedingungslos kapitulieren müßte. Bis Mitte Februar herrschte in dem Lande ein Verkehrschaos, das unentwirrbar schien. Selbst die Beherztesten ließen die Köpfe hängen, als sie Frankreich ohne Kohlen, fast ohne Eisenbahnen, ohne Schiffe im grausamsten Winter, den die Leute kannten, liegen sahen, und als die Bewohner in ihrer Mehrzahl apathisch die Hände in den Schoß legten und resigniert dem Abschluß des Elendsdaseins entgegensahen. Da, in dieser trostlosesten Zeit, in der das eigene Volk verzweifeln wollte, nahte sich England als Retter Frankreichs. Es nahm durch Tausende von Sachkundigen die Reorganisation des Landes und des Verkehrs in die Hand, und der Erfolg stellte sich nach wenigen Wochen ein. Die Bahnen laufen auch heute noch mehr schlecht als recht, aber sie laufen wenigstens und stehen nicht mehr beängstigend still. Auf den Flüssen und den vielen Kanälen herrscht seit vier Wochen ein Betrieb, wie ihn Frankreich in diesem Umfang früher gar nicht gekannt hat.

In Paris hörte ich einen stolzen Politiker ausrufen: „Frankreich ist durch seine Kanäle gerettet worden!“ (Das mögen sich in Deutschland-Preußen diejenigen Herrschaften gesagt sein lassen, die der Kanalpolitik die ärgsten Hemmnisse in den Weg gesetzt haben! Die Red.) Das stimmt. Aber ohne das Eingreifen der Engländer hätte Frankreich mit all seinen Kanälen nichts anzufangen gewußt. In verschiedenen großen Hafenplätzen war ich selber Zeuge, wie lediglich unter englischer Aufsicht und Anleitung die grauenvollste Verstopfung der Häfen beseitigt wurde. Mehr als ein Franzose erklärte laut: „Diese Engländer haben Wunder gewirkt!“ Wenn man dann mit den Engländern als Neutraler spricht, lächeln sie über die Franzosen, die so entsetzlich wenig Talent für Organisationsfragen zeigen. In den ersten Tagen des verschärften U-Bootkrieges schlossen in England Tausende von Geschäftsleuten ihre Bureaus und Läden und entwickelten ihre organisatorischen Fähigkeiten in Frankreich. Tausende von Amerikanern, denen in England die Us das Geschäft verdorben hatten, folgten dem Beispiel, und so wurde Frankreich namentlich in seinen nördlichen Provinzen immer stärker verengländert, so daß es heute kaum noch zu erkennen ist. Da die Us ihre Tätigkeit nicht eingestellt haben, da also für die Engländer und Amerikaner noch kein zwingender Anlaß vorliegt, von Frankreich Abschied zu nehmen, da sich hier auch mit Leichtigkeit viel und gut verdienen läßt, so betrachten die Engländer und Amerikaner diese Teile von Frankreich bereits als ihre zweite Heimat. Die meisten haben sich „angekauft“ in der Stadt und viel mehr noch auf dem Land. Die Preise für Grundstücke sind nicht sehr teuer gewesen. Die Arbeitskräfte für die landwirtschaftlichen Besitzungen holte man aus Afrika und Asien, und so haust denn der Engländer und sein amerikanischer Stammesgenosse hier wie in einer seiner Kolonien, nur daß er sich den Gesetzen des von ihm wirtschaftlich beherrschten Landes fügt. Bei seinen Forderungen tritt er oft bescheiden in den Hintergrund zurück und läßt die Bürgermeister und Polizeigewaltigen für seine Interessen wirken.



Ein Lieferungszwang für Butter und anderes

Bayern hat sich nach langem Zögern entschlossen, einen Ablieferungszwang für Milch und Butter gegen die Milchviehhalter einzuführen. Unter gewissen Vorbehalten ist der einzelne Tierhalter verpflichtet, eine bestimmte Menge von Milch oder Butter wöchentlich zur Verfügung der Behörde abzuliefern, und diese besorgt die Verteilung. Ein Pfund Butter steht gleich zehn Liter Milch. Es war die höchste Zeit, daß man sich hierzu entschloß. Denn es war zwar niemand unmöglich, zu Butter zu gelangen — sogar in recht ansehnlichen Mengen —, wenn er nur bereit und in der Lage war, tief (oft recht tief!) in die Tasche zu greifen, und wenn er mit der nötigen Kaltblütigkeit gegenüber der Gefahr der Ertappung gewappnet war; die Behörden wissen es, aber sie sind machtlos. Die übrige Bevölkerung aber war nahezu fettlos gestellt. Mitten in rein ländlichen Bezirken gelang es den Behörden nicht, auch nur so viel Butter aus der Umgegend heranzuziehen, um dem Verbraucher 30 g Fett in der Woche zu gewähren!

Leider hat auch die neue Regelung zur Durchführung des Zwanges wieder kriminelle Strafen gegen die Erzeuger angedroht, die ihrer Pflicht nicht nachkommen würden. Daraus ergibt sich ein leidiger Zwang zur Überwachung der einzelnen Wirtschaften, zur Nachschau durch die Sicherheitsbeamten und zu ebenso schwierigen wie unzuverlässigen Erhebungen über die Wahrheit der Ausreden, die die Säumigen in blühender Erfindungsgabe zur Hand haben. Verwaltungsbehörden und Staatsanwalt wissen ein Lied davon zu singen.

Schon greift die Maßnahme einer Zwangsvorschrift über die bayerischen Grenzen hinaus, da die Verhältnisse auch anderwärts kaum viel günstiger liegen; schon hat Württemberg eine neue Lebensmittelregelung geschaffen, deren Grundlage eine Pflichtablieferung bildet. Darum mag auf die Möglichkeit einer anderen Gestaltung des Lieferungszwanges hingewiesen werden, der freilich nicht für sich Erfolg verspricht, aber doch im Verein mit wirksamer Förderung der Erzeugung.

Sollte es nicht ausreichen, einen Lieferungszwang nur allgemein auszusprechen, im übrigen aber die ganze Durchführung des Zwanges den Gemeinden zu überlassen? Es würde also zwar wie in Bayern bestimmt, wieviel Milch oder Butter zu liefern wäre, aber die Verteilungsbehörde hätte es nicht mit den einzelnen Erzeugern zu tun, sondern nur mit den Gemeinden. Für jede Gemeinde wird bestimmt, wieviel aus ihr nach den bekannten Unterlagen zu liefern ist, und sie hat für die Menge aufzukommen. Für jedes Pfund Butter, das sie weniger liefert als die Pflichtmenge, zahlt sie 20 ℳ als eine Art gesetzlicher Vertragsstrafe. Die Gemeindeverwaltung hat den nötigen Einblick in Art und Umfang jeder einzelnen Wirtschaft, sie wird die erforderliche Buttermenge zu finden wissen, und die Vermögensbeteiligung jedes Gemeindegliedes an etwa anfallenden Strafbeträgen wird mithelfen, daß die Butter von selber kommt — so daß wir die Zahlung des Strafbetrags nicht oft erleben würden. Gemeindliche Selbstverwaltung gewissermaßen! Um aber der Gemeinde ihrerseits eine Handhabe gegen gleichwohl störrische Wirtschaften zu geben, wären diese wiederum der Gemeinde gegenüber zur Zahlung desselben Strafbetrags für jedes Pfund Minderlieferung verpflichtet. Die Strafverpflichtung würde in diesem Falle durch Beschluß der Gemeindeverwaltung (meinetwegen mit einer Zweidrittelmehrheit) bestimmt; auf Beschwerde entschiede endgültig die untere Verwaltungsbehörde. Die Strafbeträge würden dort wie hier nach den Grundsätzen über die Erhebung öffentlicher Gefälle beigetrieben.

Eine Regelung ähnlicher Art wäre angezeigt für die Lieferung aller Nahrungsmittel, bei denen ein Unterschied der Güte weniger in Frage kommt, und die zu der unumgänglichen Lebsucht der breiten Masse erforderlich sind. So für Eier, Kartoffeln, Schweinefett aus Hausschlachtungen.

Eine solche Regelung böte möglicherweise die Grundlage dafür, um mancherlei Anordnungen anderer Art, die heute unentbehrlich scheinen, überflüssig zu machen, so daß ihre Aufhebung erwogen werden könnte. Vor allem ließen sich wohl die Höchstpreise für solche Waren entbehren; um so leichter, als sie vielfach ohnehin nur auf dem Papier stehen und kaum mehr bewirken, als daß der Gewissenhafte oder Gendarmenscheue vom Bezug solcher Lebensmittel ausgeschlossen ist. Auch innerlich möchte sich die Aufhebung dieser Höchstpreise rechtfertigen; denn wenn durch einen vorteilhaft geordneten und darum wirksamen Lieferungszwang die für die Menge der Verbraucher nötige Menge jener Nahrungsmittel auch wirklich gesichert wäre, so mag es ruhig den Genießern und Reichen überlassen bleiben, für ihren beliebigen Mehrbedarf dem Landwirt hohe Preise zu bezahlen, und sollten diese selbst noch höher klettern, als wir sie heute beim wilden Aufkauf ohnehin schon kennen. Nach den Erfahrungen, die die Behörden aller Art in der Frage haben machen können, ist es aber recht wahrscheinlich, daß sich die Preise eher senken würden, wenn jedem Verbraucher ein gewisser bescheidener Bedarf gesichert wäre, statt daß, wie bei der heutigen Ohnmacht der Behörden gegenüber der Zurückhaltung, Hunderttausende geradezu genötigt sind, um das bißchen dringendsten Bedarf an Kartoffeln, Eiern, Fett auf den Dörfern fechten zu gehen und sich in den Kaufpreisen förmlich zu überbieten. Die Aufhebung der Höchstpreise für die Erzeugungsüberschüsse aber böte zugleich dem Landwirt einen Ausgleich dafür, daß für die Pflichtmenge die Preise auf einer bescheidenen Höhe gehalten würden.

Ein nicht minder begrüßenswertes Ergebnis wäre es auch, wenn mit der vorgeschlagenen Regelung die Notwendigkeit entfiele, durch Sicherheitsbeamte auf Bahnen und Straßen Taschen, Körbe, Rucksäcke nach all den schönen Dingen durchsuchen zu lassen, die man heute auf Schleichwegen vom Lande holt und wie Kostbarkeiten behütet — weil die behördlichen Maßnahmen mit all ihren Zwangs- und Strafdrohungen das Notwendige nicht hereinzubringen wissen. Alle solche Belästigungen des Verkehrs, die Kränkung und Verärgerung der Betroffenen, die endlich nach fettlosen Wochen wieder ein oder zwei Pfund Butter ergattert zu haben glaubten, die Ungerechtigkeit, daß der weniger Gewandte für einen bescheidenen Schmuggel schwer büßt, der dem andern im großen doch straflos gelingt — all das könnte uns erspart bleiben und dazu die unerquicklichen Preßerörterungen über die „Lebensmittelfalle" an den Bahnhöfen, wie sie erst in den jüngsten Tagen für mehrere Großstädte angeordnet worden sind, nachdem das platte Land schon längst mit ihnen beglückt war. A. Z.



Und den haben sie gemordet!

Roger Casement! Sein Andenken bleibe auch uns unvergessen! — Wie er mit den Deutschen lebte, davon weiß Dr. Franz Rothenfelder in einem Erinnerungsbuche „Casement in Deutschland" (Augsburg, Gebrüder Reichel) Schönes und Ergreifendes zu erzählen:

Für den Charakter Sir Roger Casements war es überaus bezeichnend, daß er das Land mehr liebte als die Städte, vor allem die Weltstädte, und das einfache Volk mehr als die „Gesellschaft". Von ihr sagte er einmal: „Ich finde ihre Gesellschaft weniger angenehm, als die eines Ammerseer Bauern." Dort am Ammersee unter den bayerischen Bauern — dort hatte er seine Heimat in Deutschland gefunden. Er war so recht ein Mann für die kleinen, schlichten Leute; bei ihnen fühlte er sich zu Hause, lebte und bewegte sich frei und herzlich unter ihnen. Natürlich und schlicht war er in seinem ganzen Auftreten — und dafür hat der oberbayerische Bauer ein feines und gesundes Gefühl. Sie haben ihn denn an den Ufern des Ammersees

auch herzlich liebgewonnen, diesen träumerischen Gast mit dem sanften, freundlichen Wesen, der, wenn ihn Journalisten besuchen wollten, ins nächste Dorf ausriß, aber wenn er den ganzen Tag gearbeitet hatte, gern abends die Gesellschaft einfachster Leute aus dem Volke oder lebensfroher Studenten suchte und mit ihnen Karten oder Schach spielte. Kinder liebte er sehr und beschenkte sie, wo er sie traf. Kriegerfrauen unterließ er nie nach dem Befinden ihrer Männer zu fragen. Immer hatte er für sie ein gutes Wort und eine gütige Hand. Er wartete nie auf einen Gruß, sondern grüßte selbst schon von weitem. Die einfachen Frauen — von seiner Bedienung an — gewannen ihn lieb und sorgten sich um ihn. Sie baten ihn, nicht fortzugehen, man trachte ihm nach dem Leben. „O nein, ich fürchte mich nicht", erwiderte er lachend. Es war rührend, wie sich das Volk um ihn kümmerte, über sein Wohl wachte, ihm sogar Ratschläge erteilte. Aber Sir Roger wußte Wesen und Wert dieses Volkes auch zu würdigen. Einmal mußte er unerwartet nach Berlin fahren, und bat Dr. Rothenfelder nachträglich, nach seinen Sachen zu sehen, da er wichtige Papiere und einen größeren Geldbetrag offen in seinem Koffer hatte liegen lassen. Der Bevollmächtigte konnte ihm mitteilen, daß er das Zimmer zwar unversperrt, aber alle Sachen unberührt gefunden habe. Da schrieb Casement fast beschämt: „Der ehrliche Deutsche; wie konnte ich nur ängstlich sein!"

Er hatte an der frischen, natürlichen, derben Art des bayerischen Volkes seine herzliche Freude. Als er in Dießen weilte, da sah es in seinem Zimmer, da ihm die Arbeit ein wenig über den Kopf gewachsen war, schließlich etwas bunt aus, und das Dienstmädchen nahm sich vor, die vermeintliche Abwesenheit des Gastes zum Schaffen von Ordnung zu benutzen. Sie mühte sich an einer Schublade; weil da aber alles zu sehr durcheinander geraten war, entfuhr ihr das wütende Wort: „Is halt a g'schlampeter Engländer!" Casement beobachtete diese Szene aus dem Lehnstuhle, wo er, dem Mädchen unbemerkt, saß, und ein herzliches Lachen erschallte als Antwort auf ihre Bemerkung. Die bayerische Mundart mochte er zu gern, ließ sie sich vorsprechen, Satz für Satz, denn er wollte sie gern lernen, und so gebrochen er auch Deutsch sprach, ein „Grüß Gott" setzte er doch gern in die Briefe an seine deutschen Freunde. Am Ammersee war seine deutsche Heimat. Je städtischer die Plätze waren, um so weniger Freude hatte er an ihnen. Selbst in Feldafing am Starnberger See, wohin er öfter zu Unterredungen berufen wurde, weilte er ungern; von den deutschen Großstädten war ihm München die liebste Stadt, obgleich er auch anderen Würdigung widerfahren ließ. In Berlin hat er ja die schwersten Stunden und auch Enttäuschungen seines deutschen Lebens erfahren, und es ist nur natürlich, daß er über die Reichshauptstadt sich manchmal mißgestimmt geäußert hat. Aber dann schrieb er an seine Schwester von dem Berliner Volke: „Das hiesige Volk ist äußerst wacker und geduldig und gehorsam und trägt alle Lasten mit außerordentlicher Freudigkeit und Tapferkeit. Es ist ein wundervolles Volk." Einen tiefen Eindruck hat auf Sir Roger die deutsche Weihnachtsfeier gemacht, die er im Freundeskreise zu Dresden erleben durfte. Dem Liede „Stille Nacht, heilige Nacht", das unter dem Lichterbaume erklang, lauschte er tief ergriffen; später war er verschwunden, er stand unter der Türe des anderen Zimmers, seine Augen waren von Tränen verschleiert; er sprach nichts ...



„Die lustigen Nibelungen" —

so heißt eine jener Operetten, die jetzt dem schwer kämpfenden deutschen Volke Verzerrungen und Grimassen vorführen; in diesem besonderen Falle Zerrbilder und Verulkungen unserer erhabensten Heldensage! Dazu ergreift Geheimrat Prof. Dr. Max Koch, der bekannte Literarhistoriker — jetzt als Major im Feld —, in einer schlesischen Zeitung das Wort, indem er schroff den Vergleich mit Aristophanes zurückweist.

„Ehrfurcht ist, wie schon Goethe gelehrt hat, die sittliche Grundbedingung für jeden einzelnen, und ihre höchste Stufe sei die Ehrfurcht vor sich selbst. Diese Ehrfurcht soll auch ein Volk haben vor sich selbst, seinem Wesen, wie es in Geschichte, Kunst und Denken, in Dichtung und Sage sich ausspricht. Als im letzten Spätsommer der langsam dahinrollende Militärzug uns an Bechelaren vorbei die Donau hinabführte, da dachte ich an jenen ernsten Zug der burgundischen Nibelungen hier in Etzels Land, ungewisser Zukunft entgegen. Und die Gestalten der Nibelungenkämpfer tauchten vor dem Geiste auf mit den Versen, in denen Felix Dahn schon vor vielen Jahren einmal, als auch Ost und West sich zum Kampfe gegen Deutschland zu einen schienen, seinen Volksgenossen das Bild jener alten großen Volksnot lebendig machte:

„Brach Etzels Saal in Schutt zusammen
Als er die Nibelungen zwang,
So soll die Welt auch stehn in Flammen
Bei der Germanen Kampfesgang."

In solchem Sinne müssen jetzt die Nibelungenrecken vor uns auftauchen, nicht als Operettenfiguren Offenbachscher Verzerrung. Wenn ein französischer Theaterdirektor — keiner würde daran denken — eine Parodie des Rolandsliedes auf die Bühne bringen wollte, der Mann würde gelyncht werden, und das mit vollem Rechte. Aus unserem Nibelungenliede aber macht man Ulkgestalten einer Operette in diesem höchsten Augenblicke des Entscheidungskampfes! Es ist dieselbe gedankenlose Gleichgültigkeit, die dazu führte, der zum Studium Deutschlands uns besuchenden bulgarischen Abordnung in der Berliner Hofoper statt eines deutschen Werkes ‚Aida' vorzusetzen. Wie töricht und beschämend das aber auch ist, es reicht noch nicht an das völkische Verbrechen, gerade jetzt Karikaturen der Nibelungen auf eine Bühne innerhalb des Deutschen Reiches zu bringen. Die Entschuldigung, daß es sich nicht um eine Parodie von Wagners Nibelungenring handle, würde der deutsche Meister selber mit besonderer Entrüstung zurückweisen. Steht denn nicht des deutschen Volkes Heldensage höher als jeder einzelne Künstler, der sie neu zu gestalten suchte? Wenn jemals, so muß jetzt unser Volk sich stärken am Anblick dessen, was sein todestrotziger Sinn in ferner Urzeit an Heldengestalten geschaffen. Verräter an unserem Volkstum, Vergifter der Volksseele schelte ich jene, denen in dieser Zeit das Nibelungenlied gerade gut genug dazu ist, um mit frivolem Lachen gedankenloser Operettenbesucher einen ‚Kriegsgewinn' zu machen ..."

Das Land Goethes 1914—1916

Unter diesem Titel hat der Berliner Goethe-Bund ein „vaterländisches Gedenkbuch" herausgegeben, dessen Reinertrag für die Errichtung von Volksbüchereien im Osten bestimmt ist. Der stattliche Folioband, dessen äußerlich etwas grell geratene Ausstattung Lucian Bernhard besorgt hat, ist mit über 50 Bildertafeln geschmückt, bringt musikalische Beiträge von Eugen d'Albert, August Bungert, Max Reger, Max Schillings, Richard Strauß, Siegfried Wagner u. a., außerdem an 200 Beiträge in Vers und Prosa, viele darunter in der Nachbildung der Handschrift, von Feldherren, Staatsmännern, Gelehrten und Dichtern.

Im Vorwort heißt es, daß das Buch, abgesehen von seinem Wohltätigkeitszwecke, die Absicht verfolgt, „eine Heerschau der geistigen und sittlichen Führerschaft des gegenwärtigen Deutschlands zu bieten. Des gegenwärtigen Deutschlands, das bis auf den heutigen Tag das Land Goethes geblieben ist und in dem ihm aufgedrungenen harten Daseinskampfe nicht zuletzt die Ideale verteidigt, für die sein größter Genius ihm Vorbild und Sinnbild geworden ist".

Über die Auswahl der Persönlichkeiten, die hier zu Worte kommen, läßt sich natürlich streiten. Auch wer gegen die Aufnahme keines einzigen etwas einwenden wird, muß manchen vermissen für die Erfüllung des im gleichen Vorwort angekündigten Zweckes, das in diesem Buche „alle jene Namen, die in dieser großen und schweren Zeit den Ruhm der Nation bilden", sich vereinigen sollen. Doch darauf kommt es ja nicht an. Alle derartigen Bücher werden unter einer Zufälligkeit leiden und, mag ihr Rahmen noch so gespannt sein, über den Charakter eines Stammbuches nicht hinauskommen. Betonen wir also zunächst, daß die buchtechnische Leistung hohe Anerkennung verdient. Die Kunstbeilagen sind sehr gut wiedergegeben, Druck und Papier sind ausgezeichnet, und wünschen wir also, daß dem guten Zwecke, den das Unternehmen verfolgt, ein reicher Ertrag zufließen möge. Der Preis von 25 M für das Werk ist bei der Größe und reichen Ausstattung des Bandes nicht hoch gegriffen.

Einem Stammbuche verglichen wir das Werk, und wenn wir auch wissen, daß die Beiträge eines solchen nicht allzu kritisch gewertet werden dürfen, so offenbart sich doch andererseits gerade in diesen leichteren Gaben oft am deutlichsten Art und Gedankenwelt der Schreiber. Und wenn das Vorwort zu hoch greift, indem es das Buch als ein „umfassendes Bekenntnis der deutschen Geisteswelt" bezeichnet, so verlohnt sich doch ein überprüfendes Lesen der Beiträge, auch zum Abwägen der Stimmungen und Gedanken, die jetzt in jenen Kreisen unseres Volkes leben, die sich zu den führenden rechnen. Wir wollen dabei nicht allzu streng sein und die vielen wohlgemeinten dilettantischen Verse, die hier, wie in die meisten Stammbücher, sich eingeschlichen haben, lediglich auf die in ihnen zutage tretenden Gesinnungen hin werten.

Die „Berufsdichter" fordern übrigens vielfach mit ihren Beiträgen eine scharfe Kritik heraus. Glücklicherweise ist es nur die alpabetische Reihenfolge, durch die Peter Altenberg an die Spitze kommt. Er spricht vom „Dichter": „Wir wollen die Wunden heilen, die der satte Friede den Menschen zufügt! Kriegs-Hymnen san net schlecht! Gar net schlecht Blech-Trompetchen-Geratter aus bequemer Kinderstube! Doch schmerzlicher ist es, dem Vaterlande zu dienen, mit einem Schuß in die Leber, in die Niere, in die Nabelgegend! Wir aber wollen lieber Frieden vorbereiten helfen, auf daß künftiges Schlachten unmöglich werde, und ebenso Kriegshymnen-Blech! Voraussicht ist alles; dem Tag der Stunde dienen, nichts! Ein echter ‚Arzt der Menschheit' eile ihr voraus, auf daß sie in späteren Tagen gesunde!"

Es wäre schade, diese Ausführungen der Wiener Kaffeehausgröße, die uns von vielen als eine Verkörperung des Dichtertums aufgeschwätzt wird, noch etwas hinzuzufügen. Sagen wir uns immerhin, daß unsere Literatur nicht gerade Glück ist, in einem Buche, das sich das Land Goethes nennt, an erster Stelle derartig vertreten zu werden. Auf derselben Seite steht auch Max Dessoir: „Wer Goethe nur als Deutschen sieht, der verkleinert ihn; wer das Land Goethes auf sich selbst einschränken will, der verkennt des Deutschtums weltgeschichtliche Sendung." Und wieder denke ich an Goethe, der als alter Mann nachdenklich betonte, daß das deutsche Volk mehr als ein anderes Gefahren laufe, wenn es zu sehr an Weltliteratur denke, und daß es besser als ein anderes imstande sei, aus sich selber und mit sich allein auf längere Zeit hin auszukommen. Ist es da nicht merkwürdig, daß ein Philosophielehrer der Berliner Universität just die jetzige Stunde für geeignet hält, die Einschränkung aufs Deutsche als uns drohende Gefahr hinzustellen?

Ruhiges Nachlesen verdienen die Ausführungen Robert Davidsohns über „Deutsche und Italiener". Der Mann hat seine Lebensarbeit der Erforschung der Geschichte von Florenz gewidmet, und es ist ihm nachzufühlen, daß er unter dem Geschehenen schwer leidet und den Gedanken eines künftigen Zusammenkommens heimlich liebkost. „Auf italienischer Seite brach, schon beim Beginn des Weltkrieges, ein Haß hervor, der in Deutschland, wo niemand sich solcher Empfindungen versah, als schmerzliche Überraschung wirkte, und der nicht allein daraus erklärt werden kann, daß unser Volk von der ersten Stunde an mit einer keinen Zweifel lassen-

den Entschlossenheit an der Seite Österreichs stand. Wir enthalten uns der Klagen und Vorwürfe, der Urteile wie der moralischen Wertungen; wir legen uns die Frage nach der Ursache jener Erscheinung vor, wobei wir vom Politischen absehen, dessen Erörterung in diesen Zusammenhang nicht angemessen wäre. — Einer, und sicher nicht der geringste, liegt in der Stimmung begründet, in der sich die Mehrzahl der Deutschen den Italienern gegenüber befand. Sie war zweifellos voll von Wohlwollen, doch dieses Wohlwollen war das des Erwachsenen gegenüber einem hübschen, begabten, etwas unerzogenen Kinde, das des Überlegenen gegenüber dem Schwachen, des Reichen gegen den ärmeren Verwandten, des klug Vorausblickenden und Ruhigen gegen den Triebhaften, der den Eingebungen des Augenblickes folgt. Das sehr empfindliche Selbstgefühl der Italiener, doppelt reizbar, weil es nicht auf dem sicheren Bewußtsein eigener Kraft beruht, lehnte sich gegen die häufig etwas gönnermäßige und lehrhafte Haltung vieler Deutschen auf. Man wirft den Italienern Undank vor, weil sie alljährlich durch die zahlreichen Vergnügungs-, Belehrungs- und Erholungsreisenden Deutscher hohe Einnahmen hatten. Mit Unrecht. Einerseits profitierten davon nur bestimmte, den Fremden selbstverständlich besonders sichtbare Kreise in wenigen Städten und Orten, während das große Publikum in diesen, mit Recht oder Unrecht, bittere Klage über die durch den Fremdenverkehr herbeigeführte Teuerung führte, andererseits kamen die Reisenden, ob Deutsche, Amerikaner, Franzosen oder Engländer, nicht ins südliche Land, um diesem eine Wohltat zu erweisen, sondern weil der hellere Himmel, weil die Sonne, die Schönheit der Natur und die künstlerischen Zeugnisse der Vergangenheit sie dorthin lockten. Soviel sie gaben, oder mehr als sie gaben, empfingen sie. Es ist immer übel, Dank zu verlangen, und wer Italien mit warmem Herzen und offenen Sinnen genossen, wird am wenigsten behaupten, man schulde ihm solchen, weil er bei diesem Anlaß auch einiges Geld ausgegeben habe. — Eine Klage, eine nicht unberechtigte, geistig hochstehender Italiener ging dahin, daß die Fremden, nicht allein die Deutschen, obwohl man dies zuletzt gehässigerweise gerade ihnen zur Last legte, Italien lediglich als einen sonnigen Garten, als ein großes Museum und eine Stätte der Vergangenheit betrachteten, sich aber um das Dasein, um Leid und Freuden lebender 35 Millionen Bewohner dieses Landes unendlich wenig kümmerten, daß auf Hunderte von Büchern, die bis zum Überdruß von einem phantastisch zurechtgestutzten und kostümierten Italien geschwundener Zeiten handelten, kaum eines kam, aus dem echte Kenntnis von Land und Volkstum sprach, oder das gar aus solcher Kunde heraus der Gegenwart gewidmet war. Man empfand sich in der unangenehmen Lage des Trägers eines berühmten Namens, der sein Leben lang immer nur von seinem Vater oder Urahnen sprechen hört und sich selbst nicht als Person von irgendwelch eigner Bedeutung, sondern lediglich als verklingenden Nachhall des Daseins eines großen Vorfahren gewertet weiß. Zu bestimmten Zeiten fühlten sich die Italiener gewisser Städte, wenn sie ihre Kirchen, Galerien, Ausflugsorte besuchten, durch die Masse der Fremden, unter denen die Deutschsprechenden längst bei weitem überwogen, völlig in den Hintergrund gedrängt, und es schien ihnen, sie seien in der Heimat nicht mehr daheim." Ich will noch betonen, daß Davidsohn keineswegs die Schuld der Italiener verkennt; aber wir sind stark genug, um das Berechtigte in diesen Ausführungen anzuerkennen. Schließlich ist darin ja auch das enthalten, was uns den Treubruch leichter verschmerzen läßt.

August v. Parseval spricht das in seinem Beitrag an Italien aus: „... nun wir ernüchtert sind, bemerken wir eins: Was wir liebten, war der Boden, die Luft, die Erinnerungen, die Kunstschätze: das Volk stand uns fern. Auch der berühmte Mignon-Gesang spricht nur von dem Land der Zitronen und Goldorangen, von Säulengängen und Statuen, für das Volk hat er kein Wort. Wir aber sahen ein Geschlecht von armen Leuten und wenigen Überreichen, die allein im Besitz aller Kulturgüter waren, die Massen voll Leichtsinn, voll Bettlerfrohsinn und Bettlerhaß, die Wenigen eingeschlossen in ihre Paläste. Dazwischen ein spärlicher Mittelstand ohne Selbstgefühl. Und wir waren nachsichtig mit den armen Leuten,

wenn sie uns lächelnd betrogen und ihre kleinen Taschendiebereien dem organisierten Straßenraub bedenklich nahekamen. Wir nahmen alles für Kinderkrankheiten, die sich auswachsen müßten, und freuten uns, als das durch tausendjährige Mißwirtschaft heruntergekommene Volk begann, sich zu erholen. Freilich, der Faden der Kunst war abgerissen, die Würde und der vornehme Sinn der Väter war dahin. Vergeblich sucht die Eitelkeit in Rom durch das Viktor-Emanuel-Denkmal und riesenhafte Palastbauten die Größe der antiken Überreste in den Schatten zu stellen. Es bleibt ein kleines Geschlecht unter großen Trümmern. Da kam die Schicksalsstunde, und wir sahen mit ungläubigem Erstaunen und mit Abscheu eine Nation, für die allein in ganz Europa der Begriff der Ehre nicht existiert, deren Politik im Geiste der geheimen Verbrecher-Gesellschaften aus Neapel geführt war nach Art der Briganten, deren malerische Schlupfwinkel im Sabiner- und Albanergebirg heute als Merkwürdigkeit gezeigt werden. Nun trennt uns von dem, was wir einst liebten, ein blutiger Strich, ein unverwischbarer Flecken verdunkelt das Bild. Nimmermehr können selbstbewußte Deutsche jene Orte betreten, die eine Stätte des Verrats und der Heimtücke geworden sind."

Eigenartig berührt der einzige Beitrag zur Goethe-Philologie, in dem Ludwig Geiger Bericht gibt über „die Arbeit an Goethe während des Weltkrieges", und zwar durch einen seltsamen Satz. Es ist die Rede vom Briefwechsel Goethes mit dem Herzog Karl August, der „zum erstenmal einen richtigen Einblick gewährt in das einzigartige Verhältnis des großen Dichters zu dem mannigfach angeregten und menschlich großen Fürsten. Der menschlich groß aus dem Grunde genannt werden kann und muß, da er neben vielen Tugenden und hervorragenden Eigenschaften auch Fehler und Laster besaß." Daß der Besitz von Lastern notwendig ist, um menschlich groß zu sein, ist jedenfalls eine eigenartige Auffassung.

Daß Haeckel Goethen als Vorläufer des Monismus auszuspielen sucht, überrascht nicht.

Neben guten Gedichten von Dreyer, Georg Engel, Gustav Falke, Ludwig Finckh, Lienhard u. a. steht als eigenartigster dichterischer Beitrag das umfangreiche Bruchstück aus einer Till-Eulenspiegel-Dichtung von Gerhart Hauptmann.

Einen für die inneren Lebenskräfte der Literatur wertvollen Gedanken äußert der Romanschriftsteller Jakob Wassermann: „Einsichtige unterschieben dem gegenwärtigen Krieg einen tieferen Grund, als der ist, der sich in politischen Machenschaften und Kabinettsfehden manifestiert. Ich zweifle nicht daran. Große Verwandlungen der Menschheit gehen nur von großen Katastrophen aus, und die sogenannten friedlichen Reformen dringen meist kaum durch die Haut, geschweige denn, daß sie bis ans Herz reichen. Schuldige zu suchen ist gleichwohl menschlich, und Schuldige sind auch da; daß sie zugleich die Diener des uns unbekannten Schicksals sind und so die Zukunft gestalten helfen, mindert ihre Verantwortlichkeit nicht. Sie müssen so verworfen sein, daß unsere allzu kultivierte und bürgerliche Einbildungskraft versagt, wenn wir uns den Umfang ihres Verbrechertums vorstellen wollen. Mich dünkt, daß uns neueren Dichtern der Mut, das Böse in seinem elementaren Wesen zu statuieren, mehr und mehr abhanden gekommen ist, und daß wir uns in empfindsamer Scheu daran gewöhnt haben, es psychologisch zu verdünnen und zu rationalisieren. Ja, das Böse ist, es existiert. Es gibt einen Teufel, den großen Gewissenlosen, den großen Entnervten und Entherzten. Wie genußsüchtig er ist, wie lüstern und feig! Er will nicht morden, er will vielleicht nur die Macht; oder vielleicht will er auch die Macht nicht, vielleicht will er nur Schätze; oder es ist ihm auch um Schätze nicht zu tun, und es verlangt ihn in der Finsternis seiner Seele bloß nach Lärm, Gebrüll, Verwirrung, Umsturz und Zähneklappern. Vielleicht ist er auch nicht einmal lüstern und genußsüchtig, vielleicht ist er satt, übersatt und streut Tod um sich her, damit die lässige Zeit vergeht, und brennt Städte nieder, um die steinernen Mienen seiner Schergen und Kreaturen aufzuhellen und durch Börsenspekulationen ihre Taschen zu füllen. Wie verständlich er mir plötzlich ist; wie unheimlich und grausig wahr ihn sein tiefster Kenner, Dostojewski, gemalt hat! Hüten wir uns vor ihm, denn Europa fängt erst an, unter seinen

Pranken zu erbeben. Wenn nun das Böse so folgenschwer tätig sein, solche Zerstörung und Verzweiflung bewirken kann, so müssen wir trachten, daß auch die Güte von anderer Beschaffenheit werde, als sie bisher war, verlangender, begieriger, leidenschaftlicher, wachsamer und ausdauernder. Dadurch und nur dadurch können wir den Teufel besiegen, im letzten Sinne meine ich, und wenn der Waffengang beendigt ist, werden erst die großen inneren Schlachten zum Austrag und zur Entscheidung gelangen."

Häufig sind natürlich die Gedanken über die Notwendigkeit des Krieges und die Möglichkeit eines ewigen Friedens. Zum letzteren bekennt sich am überzeugtesten der Physiker Albert Einstein, ein Nobelpreisträger. Die psychologische Wurzel des Krieges liegt nach seiner Ansicht „in einer biologisch begründeten aggressiven Eigenart des männlichen Geschöpfes", die sich auch beim Tier zeigt: „Diese aggressive Tendenz macht sich überall geltend, wo einzelne Männer nebeneinander gestellt sind, noch viel mehr aber dann, wenn verhältnismäßig enggeschlossene Gesellschaften miteinander zu tun haben. Diese geraten miteinander fast unfehlbar in Streitigkeiten, die in Zank und gegenseitigen Mord ausarten, wenn nicht besondere Vorkehrungen getroffen sind, um solche Vorkommnisse zu verhüten. — Die neueren staatlichen Organisationen haben begreiflicherweise die Äußerungen der primitiven virilen Eigenart stark in den Hintergrund drängen müssen. Aber wo zwei Staatengebilde nebeneinander liegen, die nicht einer übermächtigen Organisation angehören, schafft jenes Gefühl von Zeit zu Zeit in den Gemütern jene ungeheure Spannung, die zu den Kriegskatastrophen führt. Dabei halte ich die sogenannten Ziele und Ursachen der Kriege für ziemlich belanglos; sie finden sich stets, wenn die Leidenschaft ihrer bedarf. Die feinen Geister aller Zeiten waren darüber einig, daß der Krieg zu den ärgsten Feinden der menschlichen Entwicklung gehört, daß alles zu seiner Verhütung getan werden müsse. Ich bin auch trotz der unsagbar traurigen Verhältnisse der Gegenwart der Überzeugung, daß eine staatliche Organisation in Europa, welche europäische Kriege ebenso ausschließen wird, wie jetzt das Deutsche Reich einen Krieg zwischen Bayern und Württemberg, in nicht allzuferner Zeit sich erreichen lassen wird. Kein Freund der geistigen Entwicklung sollte es versäumen, für dieses wichtigste politische Ziel der Gegenwart einzustehen. Wie soll aber das ohnmächtige Einzelgeschöpf zur Erreichung dieses Zieles beitragen? Soll etwa jeder einen beträchtlichen Teil seiner Kräfte der Politik widmen? Ich denke wirklich, daß die geistig reiferen Menschen Europas sich durch Vernachlässigung der allgemeinen politischen Fragen versündigt haben; aber ich sehe in der Pflege der Politik nicht die wichtigste Wirksamkeit des einzelnen in dieser Angelegenheit. Ich glaube vielmehr, jeder einzelne sollte in dem Sinne persönlich wirken, daß jene Gefühle, von denen ich vorhin ausführlicher sprach, nach Möglichkeit in solche Bahnen gelenkt werden, daß sie nicht mehr der Allgemeinheit zum Fluch gereichen können.

Es ist lehrreich, wie aus demselben biologischen Grundgesetz der Jenaer Zoologe Ludwig Plate zu einem entgegengesetzten Schlusse gelangt. Er findet als den einzigen Satz, der unumstritten für alle Lebewesen gilt, daß der Kampf ums Dasein alle diese Lebewesen mit gleicher unabwendbarer Naturgewalt beherrscht: „Gilt nun dieses Naturgesetz des Kampfes ums Dasein auch für die Beziehungen der Menschen und Völker zueinander. Mancher Idealist verneint diese Frage und behauptet, daß der Mensch, kraft seiner Intelligenz und Kultur, wenigstens die größten Katastrophen, die Kriege, vermeiden kann, so wie er die Gefahr des Blitzschlages fast vollständig beseitigt hat. Ich bin anderer Ansicht. Wer in Idealen und für sie lebt und arbeitet, verliert nur zu leicht den Boden der rauhen Wirklichkeit unter seinen Füßen und vergißt, daß die großen Gesetze des körperlichen und des geistigen Geschehens ewig und unveränderlich sind. Alle aufsteigenden Völker nehmen beständig an Menschenzahl zu, und so kommt für jedes Volk einmal der Zeitpunkt, wo es mehr Land oder weitere Absatzgebiete für seinen Handel, oder Kolonien für die Gewinnung der Rohprodukte nötig hat. Dann prallen die Schwerter aneinander, das Blut fließt in Strömen, und der Sieger erobert sich

den fehlenden Platz an der Sonne. Keine Religion und keine Höhe der Kultur wird diese Naturnotwendigkeit aus der Welt schaffen. Möge das deutsche Volk aus dieser schweren, tränenreichen Zeit für alle späteren Jahrhunderte lernen, daß die Kriege ebensowenig vollständig zu bannen sind, wie Erdbeben, Überschwemmungen und Krankheiten. Daher ein für allemal fort mit dem Gerede des ewigen Friedens auf Grund internationaler Verabredungen! Die Biologie gewährt uns den Trost, daß der Kampf ums Dasein nicht nur zerstört, sondern ein Grundelement des Fortschritts ist. Er ist das ungeheure Sieb, durch das alle minderwertigen Rassen und Arten ausgemerzt werden, und nur die starken und tüchtigen am Leben bleiben und ihre guten Eigenschaften auf die Nachwelt übertragen. Wie durch den Kampf ums Dasein die Tiere sich von der einfachen Amöbe zu immer höherer Organisation und Vollkommenheit entwickelt haben, so schreitet auch die menschliche Kultur über die Leichenhügel der Schlachtfelder hinweg, höheren Zielen entgegen. Alle moralischen und physischen Kräfte, alle technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften treten hier untereinander in Wettbewerb, und der Sieger drückt der Welt den Stempel seines Geistes und Charakters auf. — Das einzige, was wir hoffen dürfen, ist, daß die Kriege um so seltener werden, je furchtbarer sie durch den jeweiligen Stand der Technik und die Größe der gegeneinander kämpfenden Völker sind, aber verschwinden werden sie nie, denn das Gesetz des Kampfes ums Dasein beherrscht ebenso unerbittlich die Lebewelt, wie die mechanischen Gesetze die toten Körper."

Manches stolze Wort steht in dem Buch über deutsche Art, oft kommt die Freude zum Ausdruck, dem deutschen Volke angehören zu dürfen. Am lautesten klingt dies Wort im Munde unseres Reichskanzlers und seines Vertreters, des Staatssekretärs Helfferich. Des letzteren Worte lauten: „Niemals zuvor hat die Welt einen so gewaltigen Gleichklang aller materiellen, intellektuellen und sittlichen Kräfte einer großen Volksgemeinschaft erlebt, wie in diesem größten aller Kriege bei unserm deutschen Volke, dem in dieser Zeit anzugehören und zu dienen der größte Stolz ist, der je einem Sterblichen zuteil werden kann."

An des deutschen Volkes Herrlichkeit kann freilich kein Gerechter nach diesem Kriege mehr zweifeln. Ein anderes ist es, ob gerade Männer in leitenden, also Überblick gewährenden Stellungen noch vom Gleichklang aller materiellen, intellektuellen und sittlichen Kräfte sprechen dürfen angesichts der Wucherzustände, unter denen wir leiden. Es ist in dem Buche oft betont, daß wir stark genug seien, die Vorzüge der anderen und unsere eigenen Fehler zuzugeben. Ich vermisse in ihm den Zorn über das Gebaren jener, die es dahin zu bringen drohen, daß wir ingrimmig bald mehr von einem Deutschland eines dunkeln, beutegierigen Raffgeistes sprechen müssen, als von dem des lichten Goethe. K. St.



Brief eines Künstlers an einen Geistlichen

Dessau 1917.

Hochgeehrter Herr Pfarrer!

Sie schreiben mir, daß das Konsistorium im Hinblick auf die diesjährige Diözesanversammlung ihren Mitgliedern folgendes Proponendum gestellt habe: Was soll in unseren Kirchengemeinden geschehen, um die Erlebnisse und Erfahrungen dieser Kriegszeit in der Erinnerung zu pflegen und für die künftigen Geschlechter fruchtbar zu machen?

Nun fragen Sie mich, den Künstler, um Meinung und Rat, indem Sie betonen, daß in der Lösung dieser Frage auch eine Aufgabe für die Kunst liege. Ich antworte Ihnen darauf folgendes:

Es sind in den letzten Kriegsjahren so viel Ideen und Vorschläge zur Gestaltung von Kriegserinnerungen usw. entstanden, schlechte und gerechte, so daß man eigentlich nur nachgrasen darf, um zu einer erträglichen Sättigung gelangen zu können. Von neuem hat sich dabei der Beweis herausgestellt, daß man auch hier ohne den fähigen Künstler oder künstlerisch disponierten Menschen nicht recht vorwärts kommen kann, wenn man mit dem Denkmal nicht auch zu gleicher Zeit ein Schund- und Schandmal unserer „Kunstkultur" herausstellen will. Ich erinnere hier nur an die Hochwelle des Ungeschmacks, die die Kriegsjahre 70 und 71 gezeitigt haben.

Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, wie aus dieser Befürchtung vor gleichen „künstlerischen" Folgeerscheinungen die meisten Regierungen zu Abwehr- und Vorbeugungsmaßregeln geschritten sind und durch die Veranstaltung von Wettbewerben sich würdige Unterlagen zu verschaffen wußten, die als Grundlage und Richtschnur für alle Kriegserinnerungen und Kriegsvertiefungen zu gelten haben. Neben den Staatsorganen haben Künstlerorganisationen mit Wort und Tat eingegriffen, um gegen Ungeschmack und Würdelosigkeit die breite Volksmasse nicht nur zu wappnen, sondern sie sogar zu bevormunden: von Rechts und Gottes wegen!

Mit hoher Freude ist es daher zu begrüßen, daß auch heute unser Landeskonsistorium, unsere Kirchenvorsteher und Geistlichen sich dieser wichtigen Sache annehmen und dadurch der ganzen kirchlichen Kunst einen der großen Zeit entsprechenden Auftakt geben wollen. Denn gerade die Gotteshäuser, Friedhöfe und dergleichen öffentliche Orte werden in erster Linie eine der vornehmsten Aufgaben darin erblicken müssen, Angehörige ihrer Gemeinde, die in Not und durch den Tod der Krieg segnete, der Mit- und Nachwelt in der würdigsten künstlerischen Form im Gedächtnis lebendig und fruchtbar zu erhalten. Das braucht aber nicht immer auf einen kirchlichen Charakter zugeschnitten zu werden, braucht sich nicht lediglich auf überlieferte Gebräuche und Formen zu erstrecken; es kann und darf sogar stark weltlich sein, wenn es nur der Heiligkeit des Ortes Rechnung trägt und als ein echtes Kunstwerk vom lieben Gott sanktioniert worden ist.

Sie schlagen da, geehrter Herr Pfarrer, biblische Stoffe wie z. B. „Moses in der Amalekiterschlacht" vor, wollen die Anwendung der „Sühnekreuzform" und anderer traditioneller Ausdrucksformen allein gewahrt wissen und gelten lassen. Warum aber heute diese Mosesfigur, dieses alttestamentliche Kriegsereignis? Warum nicht ein Stück „Feldgrau" aus dem jetzigen blutigen Weltgetöse? Warum lediglich die Sühnekreuzform und warum nicht auch das herrliche Eiserne Kreuz deutschen Heldentums und deutscher Größe? — Fähige Künstler ringen heute in der nationalen Kunst nach einem großzügigen stilistischen Ausdruck der Erscheinungswelt; in den gewaltigen Ereignissen der Zeit stehend, ist es ihnen bewußt und klar geworden, daß man mit den kleinlichen, episodenhaften Darstellungsmitteln jüngstverflossener Kunsttage der physischen und geistigen Übergewalt unserer Kriegsereignisse nicht näher kommt. Soll ich Ihnen Künstlernamen (leider nur bisher wenige!) nennen, die sogar erfolgreich am Werke sind, die Kriegserlebnisse unserer Zeit nach der metaphysischen Seite hin zu steigern? Die aus den realen Vorgängen im Felde und in der Heimat die Summe menschlicher Kriegsempfindungen ziehen und diese zu einem Sinnbild zu erheben, zu gestalten wissen? Sollte eine solche künstlerische Verklärung heldischer Personen und Tage nicht auch die Gotteshäuser zieren dürfen? Wo der Kunstgeist frei von aller irdischen Schlacke restlos erhebend gestaltet, tritt für ihn überall eine Heiligsprechung ein. — Untersuchen Sie daraufhin einmal die Kirchen unserer Vorfahren. Da kniet oft ein alter Hindenburg an Stelle eines Moses oder David und — er ist heilig in seiner monumentalen Gestaltung und Größe. — Fähige Künstlerhände haben ihn zur Manifestation großer Weltereignisse gemacht. —

So gibt es Hunderte von Vorwürfen und Stoffen aus unserer heutigen großen Zeit, die in wohlverstandener Anpassung an den Ort, in dem Abstreifen überflüssiger und überschüssiger Realität, in dem Vermeiden von religiöser und ästhetischer Gewissensverletzung

wohl unseren Kirchen und ihren Gebieten zur Zierde gereichen dürften. Wollen wir daher in Bauten, Bildern, Glasfenstern, Epitaphien, Erinnerungszeichen und Denkmälern unserer gewaltigen Zeit, unserem Lebensauftakt gleichartige Dauerwerte geben, wollen wir „das Reich Gottes auf dieser Welt“ mehren und sichtbar machen helfen, dann können wir bei allem künstlerischen Gestalten um die menschlichen und seelischen Gipfelungen unserer Zeit nicht herumgehen. Dieser nationalen Höhenluft wird auch die Kirche Rechnung tragen müssen, wenn sie zu einer Vertiefung und Verinnerlichung der Kriegserlebnisse und -geschehnisse gelangen will. Helden- und Geistesgröße sei auch für sie der Quell neuen Lebens. —

In vorzüglicher Hochachtung

Paul Rieß

Tanzpaläste und Musik-Cafés

Als zu Beginn des Krieges alle Tanzveranstaltungen verboten wurden, erhoben sich in geschäftstüchtigen Blättern sofort Stimmen, die gegen die ethischen Forderungen das Geldinteresse ausspielten und die schrecklichen Folgen der Notlage der Amüsierlokale ausmalten. So geht's ja immer.

Aber es ist auch ohne Tanzpaläste gegangen, und sogar sehr gut. Je näher wir nun dem Frieden kommen, um so wichtiger ist es, rechtzeitig Klarheit darüber zu schaffen, ob der alte Zustand, dem die Gewalt des Krieges ein Ende gemacht hat, wieder eintreten soll, oder ob wir die günstige Gelegenheit zur gründlichen Reinigung der Augiasställe, die unter den hochtönendsten Namen in Deutschland der Unzucht vorarbeiteten, benutzen wollen.

Denn über eines wollen wir uns doch klar sein: mit der Pflege des Tanzes, mit dem im Volke wurzelnden Trieb, seiner Lebensfreude durch rhythmische Bewegung Ausdruck zu geben, hatten die Veranstaltungen in den großstädtischen Amüsierlokalen nichts mehr zu tun. Im Gegenteil, unser deutscher Tanz ist durch diesen Großstadtbetrieb völlig verroht und hat sein Charakteristikum, Ausdruck volkstümlicher Lebensfreude zu sein, gänzlich eingebüßt. Aus Stätten der Freude sind Stätten der Lust geworden. Und das Gift ist schon in die Mittel- und Kleinstädte übertragen worden.

Seit zweieinhalb Jahren sind die Tanzlokale geschlossen. Irgendwelche wirtschaftliche Schädigung ist also nicht zu befürchten, wenn wir die gesamten öffentlichen Tanzveranstaltungen in ganz anderer Weise regeln als in den letzten Jahrzehnten, d. h. wenn wir zu ländlichen Sitten zurückkehren, auch in den Großstädten.

Der Tanz ist etwas Festliches. Macht man ihn zu etwas Alltäglichem, verliert er sofort seine sittliche, seine kulturelle Berechtigung.

Auf dem Lande und in kleinen Städten pflegt wohl noch jetzt ein Sonntag um den anderen oder gar nur der erste Sonntag im Monat für öffentliche Tanzveranstaltungen freigegeben zu werden. Das genügt auch für die größten Städte. Dadurch behält der Tanz etwas Besonderes, etwas, das ihn zum Ausdruck besonderer, gesteigerter Lebensfreude macht.

Wenn man, wie vor dem Krieg in großen Städten, nachtaus, nachtein in einer Unmenge von Lokalen tanzen kann, dann entsteht der „Betrieb“ mit seinem Verlangen, durch Schiebetänze und Tango-Prostitutionen dem Vergnügen einen groben Reiz zu geben.

Irgendwelche Notwendigkeit, daß man in einer Großstadt jeden Tag müsse tanzen dürfen, besteht nicht im geringsten. Diese großen Betriebslokale sind nichts als Stätten der Verwüstung der Volkskraft, in denen im günstigsten Falle eine unendliche Menge von Arbeitszeit von Tage- und Nachtdieben beiderlei Geschlechts nutzlos vertan wird. In vielen Fällen ist zwischen dem Besitz eines Tanzpalastes und dem eines Bordells sittlich ein sehr minimaler Unterschied

Doch ich will von den Folgen, die dies tägliche Angebot von Tanzbelustigung für die Sittlichkeit im besonderen Sinne hat, gar nicht reden. Wenn ich die Aufmerksamkeit aller Behörden auf die gründlichste Revision der Tanzkonzessionen nach dem Frieden lenken möchte, so bestimmt mich dazu die Erkenntnis, daß nach dem Frieden alle menschliche Arbeitskraft unendlich kostbar sein wird, daß also erstens nicht eine sehr große Anzahl Arbeitskräfte (in Hamburg gab man bei Beginn des Krieges die Zahl auf 3000 an!) in den Tanzbetrieben beschäftigt sein dürfen, und daß zweitens nicht den vielen Hunderttausenden in den Großstädten täglich die Versuchung geboten werden soll, in diese lockenden Tanzpaläste ihr Geld und ihre Lebenskraft zu tragen. Gelegenheit macht Diebe. Und wenn der Staat den Ausbeutern der Jugendkraft, die mit ihrem unsittlichen Gewerbe zur Vergeudung der nationalen Leistungsfähigkeit locken, ohne Bedenken ihr unsauberes Handwerk gestattet, macht er sich zum Mitschuldigen.

Nicht Prüderie, sondern die Erkenntnis der außerordentlichen volkswirtschaftlichen Schädigungen sollte den Staat veranlassen, die günstige Gelegenheit zu benutzen und diesen ganzen jetzt durch den Krieg getöteten Betrieb gar nicht wieder lebendig werden zu lassen.

Zeit ist Kraft, Zeit ist, da so unendlich viele Menschenleben vernichtet worden sind, nach dem Krieg noch tausendfach wertvoller als zuvor. Und alles, was den Menschen Zeit stiehlt, sollte der Staat unschädlich zu machen suchen.

Neben manchen Bureaukraten, die ja mit der Zeit der nicht beamteten Menschen oft umgehen, als sei Zeit überhaupt etwas ganz Wertloses, ist einer der furchtbarsten Feinde der arbeitenden Menschheit das Kaffeehaus. Man sagt oft, daß der Ruin Österreichs die Kaffeehäuser seien. Man würde das auch bald von Deutschland sagen können, wenn die Entwicklung so weiterginge wie im letzten Jahrzehnt.

Der Fluch für die männliche und weibliche Bevölkerung der Groß- und Mittelstädte beginnen auch bei uns bereits die Musik-Cafés zu werden. Gegen das Kaffeehaus, in dem man Erfrischungen einnahm, gegen das, in dem man Zeitungen und Zeitschriften las, war und ist nichts zu sagen. Aber die Tausende von Cafés mit Musik, in denen von 4 Uhr nachmittags bis zur Polizeistunde alle die Zeittotschläger herumlungern, die selbst jetzt im Kriege nicht wissen, wie sie ihre Arbeitskraft brauchen sollen, die sind einer der schwersten volkswirtschaftlichen Schäden. Die vielen gewohnheitsmäßigen Konzert-Café-Besucher gehören in dieser Zeit durchaus zum Auswurf der Menschheit. Wer sich jetzt nicht schämt, derartige Lokale zu betreten und regelmäßig dort in trägem Nichtstun die Zeit totzuschlagen, weiß überhaupt nicht, wie das Vaterland jetzt jede Arbeitskraft braucht.

Man sagt wohl: Das Volk will seine Erholung haben. Muß es die aber ausgerechnet in diesen mit protzig überladener Pracht ausgestatteten Räumen zwischen professionsmäßigen Bummlern und käuflichen Mädchen bei seichter Musik suchen? Wenn man ihm nicht diese grob verführerischen Gelegenheiten gäbe, so würde es sich seine Erholungszeit, wie es seine Väter taten, zu verschönern suchen und würde nicht gewohnheitsmäßig, auch ohne notwendiges Erholungsbedürfnis, in diese Cafés laufen, die nicht einmal Erholung, sondern nur oberflächliche Zerstreuung und Abspannung bringen.

Der Staat sollte die Konzession von Musik-Cafés, die ihm täglich eine riesige Menge von Arbeitskräften in völlig nutzloser, ja verderblicher Weise entziehen, in jeder Weise erschweren, durch Abgaben, die die Betriebe unrentabel machen, durch Beschränkung der Musik auf zwei Abendstunden von 8 bis 10 Uhr. Er täte damit auch der Kunst einen Gefallen. Wenn unsere Großstadtbevölkerung in ihrem musikalischen Geschmack immer tiefer sinkt und immer abgestumpfter gegen musikalische Wirkungen wird, so ist das ganz besonders den Musik-Cafés und der Kino-Musik zu danken. Dort hört ein großer Teil des Mittelstandes stundenlang ohne alle künstlerische Selbsttätigkeit oberflächlich Musik und stumpft sich durch diesen Dauer- und Massengenuß meist noch sehr minderwertiger Musik allmählich völlig ab gegen die Kunst der Töne.

Die Musik-Cafés sind ein ausländischer Import. Sie stammen aus Ländern, die nicht ein so tief im Volksleben wurzelndes, reich verzweigtes und vertieftes Musikleben hatten, wie wir es einst besaßen. Die Behörden können dadurch, daß sie dem weiteren Eindringen dieses fremden Giftes energisch steuern, nicht nur in volkswirtschaftlicher Beziehung viel Kraftvergeudung verhüten, sondern auch von der deutschen Musikpflege eine große Gefahr abwenden. Ich erwähne nur nebenbei noch das gesundheitliche Zugrunderichten einer Unmenge von Kaffeehaus-Musikern, die jahraus, jahrein in der oft schauderhaften Luft dieser Lokale im Frieden bis in den frühen Morgen hinein die Leute amüsieren mußten.

Das Wichtigste bleibt, daß mit dem schärfsten Vorgehen gegen Musik-Cafés wie Tanzpaläste jährlich Millionen von Arbeitsstunden arbeitsfähiger Deutscher gewonnen werden, die jetzt nur, weil die lockende Versuchung ihnen mit staatlicher Erlaubnis auf Schritt und Tritt naht, in diesen Lokalen ihre Zeit, ihre Gesundheit und ihr Geld verplempern!

Es ist im Krieg famos ohne tägliche Tanzorgien gegangen, es geht in den vielen Kleinstädten bequem ohne Musik-Cafés. Die „Interessenten" beiderlei Geschlechts, vom Kaffeehausaktionär bis zur Prostituierten, werden über Ruinierung ihres Geschäftes jammern. Aber das Wohl des Vaterlandes ist doch schließlich etwas mehr wert. Mögen die Behörden da „stahlhart" werden und bleiben! Dr. Georg Göhler

Zu den Bildern und Noten

Die Bilder, die uns Berthold Clauß vom Kriegsschauplatz in den Argonnen zeigt, bringen friedliche Stimmung und wüste Zerstörung so nahe beisammen, daß auch den Daheimgebliebenen das gleichzeitig quälerische und doch auch wieder beglückende Erleben der Künstlerseele draußen im Kriege nahegerückt wird. Kommt es doch dahin, daß gerade die Zerstörung durch eine phantastische Schönheit das Künstlerauge auf sich lenkt und die zeichnende Hand in Bewegung setzt, wo das Gebilde des Friedens es nie vermocht hätte; andererseits muß der Widerspruch der friedlichen Naturstimmung zur kampfzerrissenen Menschheit selbst in hart gewordenen Naturen eine Empfindsamkeit wecken, die niemals krankhaft werden kann, weil sie eine Notwehr der gepeinigten Gefühlskräfte ist.

Berthold Clauß ist 1882 zu Altona geboren und hat sich aus dem mehr handwerklich graphischen Berufe zu dem des Künstlers in diesen Techniken, zum Maler, entwickelt. Er hat ein großes Stück Welt zu Fuß durchwandert und die Landschaften der verschiedenen Länder Europas auf sein schönheitsfreudiges Auge einwirken lassen. Als Schüler Friedrich Kallmorgens hat er sich dann trotzdem mehr der Darstellung der stillen Reize der Natur, als ihren gewaltsamen Bekundungen zugewandt. Auch als Bildnismaler hat er sich erfolgreich betätigt, bevor ihn der Krieg aus einer noch durch vielerlei kunstgewerbliche Beschäftigung bereicherten Tätigkeit herausgerissen hat.

Unsere Notenbeilage bringt zunächst ein besonders sangbar geratenes Stück aus der erfolgreichsten komischen Oper der letzten Jahre, den „Schneidern von Schönau". Ihr Schöpfer, Jan Brandts-Buys, ist ein geborener Holländer (12. Sept. 1868 zu Zutphen in Gelderland) und entstammt einem alten Musikergeschlechte, das bereits 1490 in Jakobus Buys einen berühmten Organisten an den Markusdom in Venedig entsandte. Auch Großvater und Vater waren Orgelmeister, und so wuchs der junge Jan von selber ins Musizieren und Komponieren hinein. Trotzdem geschah es nicht auf den geregelten Bahnen. Eine gewisse Widerhaarigkeit, ein ungewöhnlicher Unabhängigkeitsdrang müssen in diesem Musiker von Kind ab gesteckt haben, denn schon der Knabe quälte sich lieber allein mit der Kontrapunktik herum, als daß er den Unterricht des erfahrenen Vaters aufgesucht hätte. Er hat übrigens schon als Dreizehnjähriger in der Heimat Orgelkonzerte gegeben.

Edvard Grieg, der Norweger, hatte so günstig über des Jünglings Kompositionen geurteilt, daß er mit Hilfe eines Staatsstipendiums ans Raff-Konservatorium in Frankfurt a. M. gehen konnte, wo er Schüler bei Anton Urspruch war. Ich glaube, man darf den Einfluß dieses sehr feinsinnigen Komponisten auf den Holländer sehr hoch veranschlagen. Vor allem die Art, wie Urspruch in seiner leider von der Bühne bald wieder verschwundenen Oper „Das Unmöglichste von allem" die Werte der Kammermusik für das Theaterorchester auszunutzen verstand, scheinen mir auf den Orchesterstil von Brandts-Buys miteingewirkt zu haben. Dieser siedelte bald nach dem für alle Musiker besonders anziehungskräftigen Wien über, wo er sich aber in der Einsamkeit vergrub und durch zuweilen demütigende musikalische Handlangerarbeit sich die Mittel erwarb, ohne die auch der Bedürfnisloseste schließlich nicht mehr auskommen kann. Aber er blieb in seinem Schaffen auf diese Weise unabhängig und ließ langsam die eigenen Werke reifen. Ein Klavierkonzert erhielt 1897 den Bösendorfer Preis, Kammermusikwerke und Lieder erschienen in der Öffentlichkeit. 1909 brachte die Komische Oper in Berlin das „Veilchenfest", das aufhorchen ließ, aber doch keine Lebenskraft für die Bühne bewährte. Glücklicher war die zweite Oper „Glockenspiel", das Ende 1913 in der Dresdener Hofoper erklingen durfte, die nun am 1. April 1916 mit den „Schneidern von Schönau" einen starken Erfolg gewonnen hat, der dem Werke auch auf zahlreichen anderen Bühnen treugeblieben ist.

Die gutmütige Behäbigkeit und stille Heiterkeit der alten deutschen Schwankwelt ist hier lebendig geworden. Ein Stückchen Schilda, in das aber ein lustiger Pfiffikus hineingerät, der, zumal er ein junger frischer Bursch ist, die hübsche reiche Wittib leicht drei grämlichen Schneidern abzujagen versteht. Er vertritt das Naturrecht, und so stimmt auch das Volk seinem Erfolg zu. Bei Stoff und Umwelt dieses Dramas versteht es sich fast von selbst, daß die „Meistersinger" darauf eingewirkt haben, aber Brandts-Buys redet doch seine eigene Sprache, und in der Fähigkeit, jede einzelne Szene zum fest in sich abgeschlossenen Bilde und diesem charakteristisch verbundenen musikalischen Gebilde zu gestalten, offenbart sich echt dramatisches Talent. Dem ist es auch zu danken, daß eine solche Harmlosigkeit trotz der etwas gefährlichen Längen zwischen all den aufgeregten Stoffen der modernen Opernliteratur sich so standhaft zu behaupten weiß. St.



Öffentliche Danksagung

„Wer nicht durch diese große Not durchginge, wäre unbrauchbar für die neue Welt, an die wir glauben, er würde sogar ihr Hindernis und ihr Feind werden, und der alte Wahn hätte nach dem Kriege in ihm erst recht gesiegt. Die Wasser müssen noch steigen, bis sie alles erfüllen und bis sie, nach dem biblischen Berichte, fünfzehn Ellen über die höchsten Berge gehen. Und es darf nichts mehr erhalten bleiben von all dieser vergifteten Kultur. Auf den Wassern aber wird ein kleiner Schrein schwimmen, darinnen das einzige ist, was des Überlebens wert ist, und von dem eine neue Zeit ihren Ursprung ableiten wird, — das wahre Menschenherz." — —

An diese von E. V. Zenker (am Schluß seines „Die Sintflut" betitelten Aufsatzes in der Wiener Wochenschrift „Die Wage") herrührenden Worte habe ich in der uns allen und besonders auch mir beschiedenen jetzigen schweren Zeit immer und immer wieder denken müssen. Das wahre Menschenherz soll und wird als Sieger aus den großen Zusammenbrüchen unserer Zeit hervorgehen. Diese Hoffnung ist in mir durch die persönlichen Erfahrungen der letzten Zeit gestärkt und bestätigt worden.

Als der von meinem hochverehrten Herrn Landsmann, Professor Dr. Leopold von Schroeder in Wien, veranlaßte und von einem anderen Landsmann, nämlich dem Herausgeber dieser Zeitschrift, Herrn Freiherrn Jeannot Emil von Grotthuß, veröffentlichte Aufruf zu meinen Gunsten erschien (diesen beiden verehrten Männern habe ich in erster Linie meinen innigen Dank abzustatten!), da fehlte es nicht an skeptischen Äußerungen, die meine Hoffnungen auf ein erfreuliches Ergebnis in Anbetracht der Zeitlage dämpfen zu müssen glaubten.

Der Optimismus hat aber wieder einmal — aller Voraussicht zum Trotz — recht behalten. Es hat in dieser furchtbaren und zugleich fruchtbaren Zeit offenbar eine starke Geistes-, Gemüts- und Geschmackswendung im deutschen Volke Platz gegriffen, die, der Mode-, Reklame- und herzlosen Erwerbsschriftstellerei und dem Cliquenwesen abhold, der wahrhaften Kunst, die ihren Jüngern vor allem Herzenssache ist, günstig zu sein und immer mehr werden zu wollen scheint. Das ist auch mir und meinem bescheidenen, aber mir heiligernsten Dichtertum in unverkennbarer Weise jetzt zugute gekommen. Denn wenn ich auch anfänglich in wohlangebrachter Bescheidenheit glauben mochte, daß nur die, an und für sich ja schon sehr dankenswerte menschliche Teilnahme die zahlreichen Leser dieser Zeitschrift bewogen habe, mir zu helfen, so haben ganz unvorhergesehene Ergebnisse mich eines Besseren belehrt. Es stellte sich eine so starke Nachfrage nach meinen Büchern bei mir ein, die lange Jahre von niemand begehrt worden waren, daß es fast über meine merklich herabgesetzten Kräfte ging, ihr zu genügen. Daran aber knüpfte sich ein in die Hunderte von Zuschriften gehender Briefeinlauf, der mir soviel freundliche und herzliche Anerkennung, soviel liebevolle Teilnahme brachte, daß mich die Freude darüber beinahe überwältigt hat. In fast allen diesen Briefen, die veröffentlicht ein sehr interessantes Zeitdokument bilden würden, wird aber durchaus sachlich das Erstaunen, ja Befremden darüber geäußert, daß meine, eine solche Abwehr doch gewiß nicht herausfordernde Dichtung solange verschollen und verschüttet gewesen sein konnte. Die Nachfrage nach meinen Büchern dauert aber an und ist im Wachsen begriffen. Alle Kreise in Deutschland und Österreich, sogar die Kämpfer an den verschiedenen Fronten, Offiziere, Soldaten, Schüler und Schülerinnen, Studenten und Arbeiter, sind an dieser Nachfrage beteiligt.

Das ist, zugleich mit dem namhaften Geldeinlauf, der mich nicht nur von der unmittelbaren Not, sondern sogar von einer drückenden Schuldenlast zu einem großen Teil befreit hat, nicht nur ein für mich persönlich erfreuliches, sondern auch ein sachlich bemerkenswertes Ergebnis, das alle diejenigen, die mich durch die langen Jahre totgeschwiegen und boykottiert haben, nachdenklich stimmen mag. Das wahre Menschenherz schwimmt in der Sintflut wie die Arche Noäh obenauf, und das wahre Dichterherz ist auch nicht umzubringen.

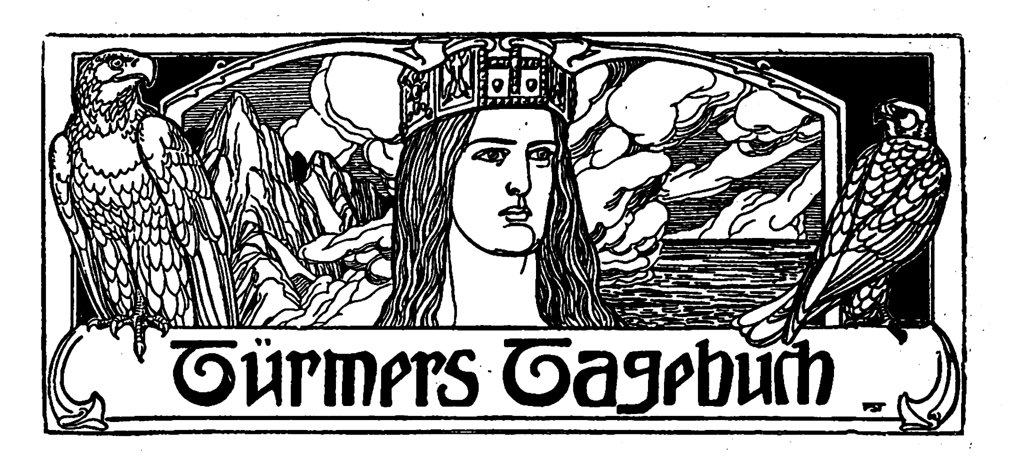
So kann ich denn, ohne Gefahr zu laufen, in persönliche Rührseligkeit zu versinken, meinen herzlichen Mannes- und Dichterdank allen den zahlreichen freundlichen Gebern, Bestellern und Briefschreibern mit gutem Gewissen und erhobenen Hauptes hier öffentlich aussprechen. Sie haben nicht nur ihre schöne menschliche Teilnahme bewiesen, — das bleibe ihnen unvergessen —, sondern zugleich, bewußt oder unbewußt (das bleibt sich gleich), gegen ein Literatursystem Widerspruch erhoben, das die deutsche Nation schädigt und schon allzulange mörderisch geschädigt hat. Insofern aber habe ich mich in meiner persönlichen Sache, die ich selbst nicht überschätze, zugleich auch zum Träger einer vaterländischen Idee gemacht, jener Idee, die auf den Schlachtfeldern Europas ihre Schlachten schlägt und ihre Siege feiert.

Es lebe die deutsche Kunst! Es lebe das deutsche Vaterland!

Höflein bei Ottensheim a. D., Ende März 1917.

Maurice Reinhold von Stern





Der Krieg

Wieder zum 1. April scharte sich in wehvollem Gedenken das ganze deutsche Volk um seinen großen Befreier und Erhöher, den Alten vom Sachsenwalde. „Wie klein und kläglich", seufzt Abgeordneter W. Bacmeister im „Größeren Deutschland" (Heft 13), „erscheinen, gemessen an diesem Manne, doch so manche Dinge, die wir in den Parlamenten erleben oder über die sich die Zeitungen streiten! ...

Es liegt im Wesen der wirklich großen Staatsmänner und Feldherren, daß Zielsicherheit und Entschlußkraft ihre Taten gebären. Nur wer stark, ja kühn ein Risiko zu tragen weiß, kann im Leben der Völker zu starker Tat gelangen; und es ist, vom psychologischen Standpunkt gesehen, kein Wunder, daß gerade der Mann nach entschlußstarken Beamten verlangte, der als größter Feldherr der Gegenwart das wahrlich nicht kleine Risiko der Schlachten von Tannenberg und Masuren ohne Zögern auf sich nahm. Wäre Bismarck nicht der ausgeprägte Tatenmensch gewesen, hätte er als Grübler und Philosoph die Dinge von allen Seiten gesehen, so wäre wohl auch er in den heute so beliebten Erwägungen stecken geblieben. Sein Werk wäre nie vollbracht worden. Und wenn in dieser schwersten Zeit des deutschen Volkes die Männer in Heer und Flotte niemanden enttäuschen, wenn wir einem Hindenburg und Ludendorff zujubeln, wie wir die jungen Seeoffiziere ob ihrer oft fabelhaften Taten bewundern, wenn wir von Tausenden von Taten im Felde hören, deren jede einzelne auf der Heldentafel niedergeschrieben zu werden verdient, so ist es letzten Endes der kühne Wille zur Tat, zu der mit Risiko verbundenen Tat, der das alles erzeugt.

Man muß in Bismarcks Erinnerungen lesen, um so recht zu erkennen, wie oft ihm auf dem Wege zu seinen klar geschauten Zielen Taten dienten, vor denen gar viele der Epigonen von heute nicht ohne Grauen stehen würden. Man wird dann unschwer den Gegensatz herausfühlen, der zwischen dem Geist des Bismarckschen Werkes und jenem Geist aufklafft, der in gewissen, leider viel zu einflußreichen Kreisen der Reichshauptstadt herrscht.

Von den vielen Tagen, an denen Bismarcks Tatwille, seine Entschlußkraft

und seine Zielsicherheit zu einsam-ragender Höhe emporstiegen, scheinen mir drei besonders bedeutsam und in ihren Ereignissen besonders ergreifend. Über einen dieser Tage sagt Prinz Hohenlohe-Ingelfingen in seinen Erinnerungen an Wilhelm I. und Bismarck:

‚Nach meiner Auffassung war an diesem Abend der große Staatsmann am größten. Er hat später Erfolge gehabt, die mehr in die Augen sprangen, als ihm bedeutende Unterstützung von allen Seiten zuteil wurde, als Armeen hinter ihm standen, welche seinen Plänen Nachdruck gaben. Aber damals stand er mit seiner Ansicht fast ganz allein da. Der König billigte sie, wäre aber gezwungen gewesen, ihn fallen zu lassen, wenn er seine Meinung nicht durchführte. Die liberalen Parteien waren ihm feindlich. Die Konservativen stieß er durch seinen Plan der direkten Wahlen vor den Kopf. Und in diesem Augenblick drohte er ganz Deutschland ohne Gewährleistung des Königs mit Friedensbruch, eine Drohung, die ihm den Kopf kosten konnte und unter einem Fürsten wie Karl I. von England und Ludwig XVI. von Frankreich den Kopf gekostet haben würde.‘

Es war in jenem Spätsommer 1863, als Bismarck die Beteiligung seines Königs am Frankfurter Fürstenkongreß zu verhindern wußte. König Johann von Sachsen wollte König Wilhelm in Baden abholen, um ihn zum Fürstenkongreß zu bringen; Königin Augusta war mit dem Sachsen im Einverständnis, und es kostete Bismarck unendliche Mühe, bei seinem König tief in der Nacht den abschlägigen Bescheid durchzusetzen. Bismarck erzählte, wie Prinz Hohenlohe-Ingelfingen berichtet, diesem, er habe dem König gesagt, wenn er nach Frankfurt gehe und befehle, daß Bismarck ihn begleite, dann wolle er wohl als sein Schreiber mitgehen, aber nicht als Ministerpräsident. Aber den preußischen Grund und Boden betrete er dann nicht wieder; denn er müsse sich dann des Landesverrats schuldig wissen. So sicher sei er, daß der Schritt zu Preußens Verderben führe.

Über den weiteren Verlauf jener Nacht heißt es dann in jenen Erinnerungen:

‚Mit diesem Bescheid ging Bismarck noch abends um 11 Uhr in das Hotel des Königs von Sachsen und brachte diesem das Schreiben, dessen Inhalt er dem Herrn von Beust mitteilte. Letzterer sagte zu Bismarck, er werde sofort den Extrazug für den anderen Morgen abbestellen; denn der König Johann sei nicht willens, ohne König Wilhelm nach Frankfurt zurückzukehren, und werde nun den anderen Tag versuchen, ihn zu bereden. Da erklärte Bismarck dem Herrn von Beust:

Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß, wenn morgen früh 6 Uhr der Extrazug mit dem König Johann nicht abgefahren ist, dann ist um 8 Uhr ein Bataillon Preußen aus Rastatt in Baden, und ehe mein König aus dem Bette aufsteht, ist sein Haus durch Truppen besetzt, die keinen anderen Auftrag haben, als keinen Sachsen mehr hineinzulassen.

Beust erwiderte, Preußen habe nicht das Recht, Truppen im Frieden nach Baden marschieren zu lassen. Das würde Bundesbruch und Friedensbruch sein. Da fuhr Bismarck auf:

Bundesbruch und Friedensbruch sind mir ganz gleichgültig. Wichtiger ist mir das Wohl meines Königs und Herrn. Heute habt ihr ihn schon krank gemacht,

morgen soll er Ruhe haben. Einen König habt ihr uns in Wien und Dresden schon ruiniert. Daß ihr uns den zweiten nicht auch zugrunde richtet, dafür stehe ich, solange ich Ministerpräsident bin, und wenn es nötig ist, mit meinem Kopfe.‘

Der andere von jenen drei Tagen sah Bismarck nachts auf einer umgestülpten Schiebkarre sitzen. Es war auf dem Bahnhof zu Jüterbog zur Konfliktszeit, am 8. Oktober 1862. Der Ministerpräsident erwartete seinen von Baden-Baden nach Berlin heimkehrenden königlichen Herrn. Im Eisenbahnzug fand dann jenes denkwürdige Gespräch statt, über das Bismarck erzählt:

‚Ich hatte einige Mühe, durch Erkundigungen bei kurz angebundenen Schaffnern des fahrplanmäßigen Zuges, den Wagen zu ermitteln, in dem der König allein in einem gewöhnlichen Abteil erster Klasse saß. Er war unter der Nachwirkung des Verkehrs mit seiner Gemahlin sichtlich in gedrückter Stimmung, und als ich um die Erlaubnis bat, die Vorgänge während seiner Abwesenheit darzulegen, unterbrach er mich mit den Worten: Ich sehe ganz genau voraus, wie das alles endigen wird. Da, auf dem Opernplatz, unter meinen Fenstern, wird man Ihnen den Kopf abschlagen und etwas später mir.

Ich erriet — und es ist mir später von Zeugen bestätigt worden —, daß er während des achttägigen Aufenthalts in Baden mit Wiederholungen über das Thema Polignac, Strafford, Ludwig XIV. bearbeitet worden war. Als er schwieg, antwortete ich mit der kurzen Phrase: Et après, Sire? — Ja, après, dann sind wir tot. — Ja, fuhr ich fort, dann sind wir tot, aber sterben müssen wir früher oder später doch, und können wir anständiger umkommen? Ich selbst im Kampfe für die Sache meines Königs, und Ew. Majestät, indem Sie Ihre königlichen Rechte von Gottes Gnaden mit dem eigenen Blute besiegeln, ob auf dem Blutgerüst oder auf dem Schlachtfeld, ändert nichts an dem rühmlichen Einsetzen von Leib und Leben für die von Gottes Gnaden verliehenen Rechte.

Bismarck erzählt dann weiter, wie der König sich bei dem Portepee gefaßt fühlte und in der Lage eines Offiziers, der die Aufgabe hat, einen bestimmten Posten auf Leben und Tod zu behaupten, gleichviel, ob er darauf umkommt oder nicht. ‚Die Niedergeschlagenheit und Mutlosigkeit des Königs hatte sich in eine fröhliche und kampflustige Stimmung während der Fahrt umgewandelt, die sich selbst den ihn empfangenden Ministern und Beamten erkennbar machte. Damit hatte ich ihn wiedergewonnen. Das preußische Portepee hatte gesiegt.‘

Und der dritte Tag, an den hier erinnert sei, war jener 23. Juli 1866 mit dem Kriegsrat in Nikolsburg nach der Schlacht bei Königgrätz, den Bismarck in der furchtbarsten seelischen Erregung verließ, so daß er selbst darüber berichtet: ‚In mein Zimmer zurückgekehrt, war ich in der Stimmung, daß mir der Gedanke nahetrat, ob es nicht besser sei, aus dem offen stehenden, vier Stock hohen Fenster zu fallen.‘ Als schließlich unter der Einwirkung des Kronprinzen König Wilhelm den Bismarckschen Vorschlägen zugestimmt hatte, da mußte es dieser gewaltige Mann über sich ergehen lassen, daß diese Zustimmung begleitet war mit einer Randbemerkung von des Königs Hand, die ihm so in Erinnerung geblieben ist: ‚Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feinde im Stiche läßt und ich hier außerstande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohne erörtert,

und da sich derselbe der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerze gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee in diesen sauren Apfel zu beißen und einen so schmachvollen Frieden anzunehmen.‘

Es ist anderen vorbehalten geblieben, die Ereignisse dieses 23. Juli mit ganz bestimmter Tendenz in eine Parallele mit der Kriegszielpolitik des jetzt regierenden Kanzlers zu bringen, trotzdem doch wahrlich das, was Bismarck damals für Preußen gewann, jeden Vergleich jener Tendenz ausschließt. Mir kam es, indem ich an jene drei Tage aus dem Lebenswerke des großen Kanzlers erinnerte, lediglich darauf an, an besonderen Beispielen zu zeigen, wie wir alle, unsere Staatsmänner eingeschlossen, für die Bildung des politischen Charakters aus Bismarck lernen können.

Dieser Mann stand in allen drei Fällen einsam auf ragender Höhe, umflutet von den Wogen des Hasses, befehdet von der Umgebung des Königs und von der Königin selbst, von den Mehrheitsparteien des Parlaments als Schädling verfolgt, wenn auch zugleich gefürchtet, von niemand in seinen Plänen verstanden.

Und an allen drei Tagen stand die Zukunft Deutschlands auf dem Spiel. Als bei Wilhelm I. das Portepee gesiegt hatte, waren die Siege von 1864, 1866 und 1870 dadurch gesichert. Als König Johann der Drohung dieses Hagen wich, war die Grundlage für die Vormachtstellung Preußens in Deutschland gelegt. Und als Bismarck in Nikolsburg die Zustimmung seines Königs in Händen hatte, mag ihm das Bild des mitteleuropäischen Staatenblocks vorgeschwebt haben, an dessen Spitze jetzt das von ihm errichtete Deutsche Reich steht.

Es hat vieler Jahre bedurft, ehe das Denken der breiten Massen ganz begriffen hat, wie hier ein politisch und historisch klar in die Zukunft schauender Geist die Weltgeschichte nach seinem Willen zum Segen des deutschen Volkes zu gestalten wußte. Es verdient aber doch Beachtung, daß es die historisch gebildeten Kreise waren, die schließlich zuerst dem Großen Gefolgschaft leisteten. Darf man aus diesem Teil der deutschen Geschichte nicht die Lehre ziehen, daß es nicht immer die die Zukunft des Landes wahrenden Gedankengänge sind, die den Beifall der Mehrheitsparteien in den Parlamenten und die Popularität der Massen finden?

In der an den englischen Botschafter Sir Ed. Malet gegebenen Erwiderung Bismarcks auf unzureichende Friedensvorschläge Frankreichs im Jahre 1870 heißt es (nach Malets Memoiren): ‚Dies ist der 27. Krieg, den im Laufe von 200 Jahren die Franzosen gegen Deutschland geführt haben, und würde jetzt ein Friede geschlossen, der den Franzosen ihr bisheriges Gebiet beließe, so wäre dies einfach ein Waffenstillstand, der nicht länger dauern würde, als bis sie die Lücken ihrer Streitkräfte ergänzt und Verbündete gefunden hätten ... Man kann unmöglich die Frage außer acht lassen, wie ihre Haltung uns gegenüber gewesen wäre, hätte der Feldzug das entgegengesetzte Ergebnis gehabt. Würden sie einen Augenblick gezögert haben, die völlige Zerstückelung Deutschlands zu vollziehen? Und sie verlangen von uns, Geld anzunehmen, das wir nicht brauchen, und Frankreich genau in dem Zustand vor dem Beginne des Krieges zu lassen. Ich bitte Sie,

sagen Sie, wenn Sie wieder nach Paris kommen: Wir wären weder Kinder noch Narren!'

Denen, die in der Gegenwart über wilde Annexionswut in Deutschland schreien, darf dieser Ausspruch eines Mannes zur Beachtung empfohlen werden, mit dessen politischem Scharfblick und Sinn für die Wirklichkeit wie für die Zukunftsnotwendigkeiten doch wohl keiner von den Lebenden sich in Vergleich zu stellen wünscht.

Was wir von Bismarck für das die Schicksale des Reiches für Jahrzehnte bestimmende gewaltige Geschehen der Gegenwart lernen können, das ist die Erkenntnis von der Notwendigkeit, jede nationale Politik nach großen, feststehenden Zielen zu gestalten, Zielen, die sich als Lebensnotwendigkeiten des ganzen Volkes darstellen, und deren Erreichung deshalb auch dann nicht aus dem Auge verloren werden darf, wenn der Weg zu ihnen dornig ist und den Einsatz eines Risikos verlangt. Wer da der landläufigen Meinung ist, daß man mitten im Kriege nicht über Kriegsziele reden solle, der ist sich kaum klar darüber, daß um der Kriegsziele willen die Kriege begonnen werden, daß die Kriegsziele häufig die Lebensnotwendigkeiten der Völker darstellen, wie denn Bismarcks Kriegsziele im großen längst feststanden, ehe die Kriege seiner Zeit geschlagen wurden.

Daß die Erreichung von Kriegszielen dabei von der Gestaltung der Kriegsereignisse abhängig ist, bleibt selbstverständlich. Aber einen Krieg führen, ohne klar umrissene Kriegsziele zu haben, selbst wenn es sich um einen Verteidigungskrieg handelt, heißt denn doch, sich planmäßig die Augen vor den Zukunftsnotwendigkeiten des eigenen Volkes verschließen. Womit gesagt sein soll, daß ein leitender Staatsmann in sich ein klar gestaltetes Kriegszielprogramm tragen muß, das er der Öffentlichkeit kaum preisgeben, das er aber fördern kann, indem er die öffentliche Besprechung der Kriegsziele anregt und beeinflußt, bis sich in den Köpfen des Volkes das Bild der Notwendigkeiten gestaltet, das im voraus zu sehen die Pflicht des Staatsmannes ist. Und Bismarck freute sich, wenn es Leute gab, die noch mehr verlangten, als er für erreichbar hielt. Denn dann konnte er sich auf solche Forderungen stützen und um so leichter erreichen, was er erreichen wollte. — Es soll niemand im Lande zu stolz sein, von Bismarck zu lernen."

Die Sorgen wegen der deutschen Kriegspolitik, so zieht der Verfasser im folgenden (14.) Heft seiner Zeitschrift die Nutzanwendung aus dem hier aufgewiesenen Lehrbeispiel, seien zwar seit dem 1. Februar d. J. leichter geworden, aber sie müßten in einem politisch durchgebildeten Volke doch auch jetzt noch ganz anders bewertet werden, als all der Zank über die Neuorientierung. „Denn sie betreffen eben diesen Kampf um ein erträgliches Dasein des deutschen Volkes, ja letzten Endes um sein Dasein überhaupt. Nie kann durch einen Mangel an innerpolitischem Fortschritt so viel an Wohlstand, Kultur und Freiheit des deutschen Volkes vernichtet werden, wie durch einen Kriegsausgang oder einen Friedensschluß, der die Erfüllung der deutschen machtpolitischen Zukunftsnotwendigkeiten verhindert ... Daß der leitende Staatsmann auf dem Gebiet dieser Ideen den

Illusionen und Utopien der Demokratie nicht genügend energisch entgegentritt, das war von vornherein die Grundlage aller Sorge, die dann durch einzelnes immer mehr verstärkt wurde.

Es ist heute noch nicht an der Zeit, eine Darstellung der ganzen Kette jener Einzelheiten zu geben. Solange nicht im Reichsparlament ein darauf hinzielender Versuch gemacht worden ist, muß sich die deutsche Publizistik leider in den Bahnen jener unklaren, die wichtigsten Dinge zwischen die Zeilen legenden Schreibweise bewegen. Aber auf einiges darf immerhin hingewiesen werden, worüber heute noch jegliche Aufklärung fehlt, trotzdem ein Volk, das Vertrauen verdient, eine Aufklärung wohl zu beanspruchen das Recht hat.

Selbst die ‚Kölnische Zeitung' hat im vergangenen Sommer ihrer Verwunderung darüber Ausdruck gegeben, daß die Reichsregierung sich von dem Eintritt Englands in den Krieg habe überraschen lassen, und hat hinzugefügt, daß der Reichskanzler dieser Anklage gegenüber einmal werde Rechenschaft geben müssen. Ein Zweifel an dieser merkwürdigen Tatsache kann schlechterdings ja kaum bestehen, angesichts der großen Verkäufe von deutschem Getreide in das Ausland noch im Juli 1914 und des völligen Fehlens einer Vorbereitung auf den Zustand der Seesperre. Nicht minder aufklärungsbedürftig bleibt das Wort vom Unrecht, über dessen schädliche Wirkung heute so wenig mehr ein Zweifel besteht, wie über seine objektive Unrichtigkeit. Man weiß heute, daß längst vor dem Krieg ein reiches Material bereits veröffentlicht war, das der Rechtfertigung des deutschen Durchmarsches durch Belgien hätte dienen können und müssen. Um so größer wird das Rätsel jener Rede vom 4. August, die man überhaupt nicht mehr versteht, wenn man, was im deutschen Volke im allgemeinen unbekannt ist, weiß, daß Deutschland am 3. August 1914, abends 6 Uhr 52, Frankreich eine schriftliche Kriegserklärung überreicht hat, in der als Kriegsgrund u. a. angegeben wird, daß französische Militärflieger offensichtlich die belgische Neutralität verletzt haben (violé manifestement la neutralité de la Belgique).

Die Besorgnisse mußten wachsen, als die in Brüssel gefundenen Geheimakten veröffentlicht wurden, als dadurch bekannt wurde, mit wie großer Klarheit die belgischen Diplomaten dieselbe politische Entwicklung vorausgesehen haben, von der wir uns haben überraschen lassen; sie mußten weiter wachsen, als die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung' die im Jahre 1912 mit Grey gepflogenen Verhandlungen auf Festlegung einer englischen Neutralität im Falle eines europäischen Krieges bekannt gab. Alle diese Veröffentlichungen sollten zwar beweisen, was für das Empfinden des deutschen Volkes längst feststand, daß England den Krieg gewollt und planmäßig vorbereitet hat; sie vergrößerten aber doch zugleich auch die Unmöglichkeit, die Überraschung zu verstehen, die England unserer Politik trotz allem und allem bereiten konnte.

Diese wenigen Dinge, herausgegriffen aus einer Fülle von Erscheinungen, die später einmal im Zusammenhang werden dargestellt werden müssen, sollten doch zum mindesten zeigen, daß die, die während des Krieges Sorge ob unserer

politischen Führung getragen haben, nicht notwendigerweise die Sorge nur trugen mit dem starren Blick auf den Staatsmann der Neuorientierung. Im Gegenteil, es muß — trotz Adlon-Konferenz und Herrenhaus — doch festgestellt bleiben, daß die Sorgen im Lande von Tausenden und aber Tausenden getragen werden, die nach der ganzen Bildungsschicht, in der sie leben, eher Anhänger denn Gegner einer gesunden innerpolitischen Neuorientierung sind. Es ist die auswärtige Politik des Reiches gewesen, die die Sorgen schon lange vor dem Krieg, als noch kein Mensch von Neuorientierung sprach, lebendig werden ließ, und wenn schon im Jahre 1911 im Reichstag von den Differenzen zwischen Reichsmarineamt und dem Auswärtigen Amt bzw. dem Reichskanzleramt ganz offen gesprochen werden konnte, so beweist das für den Tieferblickenden, wie alt viele der im Krieg besonders akut gewordenen Sorgen und ihre Ursachen im Grunde doch sind. Die zielbewußte, auf den großen Kampf mit den anglo-amerikanischen Weltherrschaftsgelüsten sich schon damals einrichtende Politik von Tirpitz war es, die den Ausgangspunkt jener Differenzen bildete, und wenn Theodor Wolff am 26. März 1917 im ‚Berliner Tageblatt‘ von der Zurückweisung des Haldaneschen Angebots in einem Zusammenhange spricht, als habe diese Zurückweisung in die Tendenzen des damals wie jetzt regierenden Kanzlers gepaßt, so ist er entweder sonderbar schlecht unterrichtet oder aber ...

Merkwürdig bleibt in dieser ganzen Geschichte, wie willig das deutsche Volk den Szenenwechsel geduldet hat, der während des Krieges vorgenommen worden ist. Ist doch an die Stelle eines welthistorisch selten bedeutsamen Szenenbildes, vor und hinter dem über die Richtlinien der auswärtigen Politik des deutschen Volkes auf seinem Wege zum Weltvolk gerungen wurde, allmählich das Szenenbild des alten deutschen Parteistreits über häusliche Meinungsverschiedenheiten getreten. Es ist wahr, die Kriegsläufte haben es schwer gemacht, dieses deutsche Volk im Bilde zu halten. So ist es gekommen, daß das ‚Hosianna‘ heute von manchem gerufen wird, der, wüßte er alle Zusammenhänge, vielleicht das ‚Kreuzige‘ schreien würde. Verlangen aber sollte man von uns allen, daß wir uns wieder zurückfinden in den Geist der großen Szene, vor der dieser Kampf auf Leben und Tod begann. Dann würden wir lernen zu erkennen, daß der Streit um die Neuorientierung, wenn er uns die Köpfe erhitzt in einer Zeit, in der die stärkste Mächtekonstellation der Welt uns mit Vernichtung bedroht, uns wahrlich lächerlich macht vor der Weltgeschichte.“





O Zeiten, o Sitten!

Der Scheidemannsche Regierungsanzeiger („Vorwärts" vom 15. April 1917) veröffentlicht einen Erlaß, der u. a. verfügt:

„Der Glaube, Deutschland führe einen Eroberungskrieg, hat sich **infolge der törichten Kriegszieldebatten** bei den Gegnern so fest eingewurzelt, daß die Worte der neuesten deutschen Regierungserklärung vielleicht auch noch nicht dazu hinreichen werden, ihn zu entwurzeln ...

Wir haben Grund zur Annahme, daß auch die deutsche Regierung **heute** diesen Standpunkt als berechtigt anerkennt und daß sie **ehrlich** gewillt ist, den Krieg zum Abschluß zu bringen in Verhandlungen, in denen sich die Mächte als einander **vollkommen Gleichberechtigte** gegenübertreten, und in denen **jeder Gedanke** an gewaltsame **Gebietsabtretungen ausgeschaltet** sein soll ...

Die deutsche Regierung würde es nicht wagen, von einer Konferenz den Krieg zurückzubringen mit der Begründung, sie hätte diese oder jene Anne**xionsforderung** nicht durchsetzen können ..."

Die „deutsche Regierung" würde es also „nicht wagen" ...

Was sonst in dem Erlaß der Scheidemann-Regierung noch verkündigt wird, hört sich zum Teil glimpflicher für die „deutsche Regierung" an. Aber es ist der Ton, der die Musik macht. Und der Ton ist — nun, ist er etwa nicht diktatorisch? So diktatorisch, daß er noch vor drei Jahren nicht vom 15., allenfalls nur vom 1. April hätte stammen dürfen.

So ändern sich die Zeiten, Sitten und Regierungen. Für den Türmer keine Überraschung. Wie die älteren Leser sich erinnern werden oder in älteren Jahrgängen leicht nachlesen können, habe ich diese Entwicklung, für unbelehrbare Ausübung eines gewissen Systems, schon seit etwa anderthalb Jahrzehnten vorausgesagt, habe ich jahrein, jahraus inständig befürwortet, es doch nicht auf die äußerste **Not** ankommen zu lassen und **dann** erst zu einem „Entgegenkommen" gezwungen zu werden, das freudiger und dankbarer begrüßt werden würde, auch lange nicht so — „rigoros" zu sein brauchte, wenn es **freier Entschließung** entsprang.

Aber — Erfolge hatte ich doch. In einem Jahre wurden mir rund 2000 Türmerbezieher ganz einfach weggegrault, und in nationalen Blättern durfte ich muntere Leitaufsätze (und „Entrefilets" — so nannte man's doch damals?) lesen mit dem Leitmotiv: „Schlimmer als Sozialdemokrat" — das war nämlich meine Wenigkeit.

Selbst die „deutsche Regierung" — mit Scheidemanns Amtsblatt zu reden — würde es heute „nicht wagen", einen Sozialdemokraten, weil er Sozialdemokrat ist, als „schlimm" zu bezeichnen. Ich würde das auch nicht geschmackvoll finden, schon weil ich es **vor** dem Kriege nicht geschmackvoll, noch weniger gerecht und vernünftig gefunden habe. Und nun gar: „Schlimmer als Sozialdemokrat"! Ei, ei! (Titel der sehr bekannten Zeitung, Namen und Rang des sehr bekannten Leitartiklers nur auf Wunsch der beiden Ungenannten, — dann aber mit Vergnügen.)

Und „wozu der Lärm“? — Weil ich, — ja doch, als Nichtproletarier, als Aristokrat, als baltischer Freiherr es wagte, die deutschen Sozialdemokraten sozusagen auch als deutsche Volksgenossen und Brüder anzusehen; weil ich, wenn Unrecht geschah, nicht danach fragte, welcher Partei oder Klasse oder Konfession der in seinem Rechte Verletzte angehörte; weil ich das Gerede von den „Reichsfeinden“ und „Vaterlandslosen“ subjektiv für einen bedauerlichen, objektiv für einen verhängnisvollen Irrtum hielt. Für einen selbstmörderischen Wahn, wenn ein so wesentliches Glied des Volkskörpers aus der Gesamttätigkeit dieses Körpers ausgeschaltet werden sollte. Wie aber, fragte ich, stelle man sich denn eigentlich einen deutschen Krieg ohne Mitwirkung dieser vielen Millionen Deutscher vor? — Ich glaubte an sie, ich sagte es laut, sie würden fürs Vaterland ihren Mann stehen, wie nur einer.

Der schwere Augusttag von 1914 mußte erst kommen, damit wir keine Parteien, nur noch Deutsche kannten. Aber es war auch die höchste Zeit.

Keine drei Jahre sind seitdem verstrichen —: kennen wir heute keine Parteien mehr? Mich dünkt, wir kennen sie schon. Nur sind es heute — andere.

Und nach abermals drei Jahren —?

O Zeiten, o Sitten! Gr.

*

Für einen Sonderfrieden mit Rußland

Zu der Erklärung der deutschen Regierung vom 14. April auf die neue russische Kriegskundgebung vom 10. April bemerkt die „Deutsche Zeitung“:

„Wir stehen mit der Erklärung der deutschen Regierung auf dem Standpunkte, daß ein Frieden zwischen den verbündeten Mittelmächten und Rußland möglich ist, der beiden Teilen Dasein, Ehre und Entwicklungsfreiheit verbürgt. Wir haben immer gemeint, daß der natürliche Gang der Entwicklung Rußland nach Osten weise, wo es kolonisatorische Aufgaben von gewaltigem Umfange bereits gelöst hat und noch weiter zu lösen haben wird. Es wird ferner für seine innere Entwicklung lange Jahre des ungestörten Friedens brauchen, die ihm ein gutes Verhältnis zu seinem deutschen Nachbar am sichersten gewährleisten kann. Diese äußere Entwicklung nach Osten und seine inneren Aufgaben würden Rußland nur erschwert sein durch die mit ihm bisher nur lose zusammenhängenden und nie zu einer inneren Einheit mit ihm zu bringenden westlichen Randvölker. Es steht deshalb in keinem Widerspruch mit Ehre, Dasein und Entwicklungsmöglichkeit des russischen Volkes, wenn Deutschland in einem künftigen Frieden mit seinem bisherigen östlichen Nachbarn sich durch Vorrückung seiner eigenen Grenzen einen besseren militärischen Schutz und durch den Erwerb von nichtrussischem Siedlungsland sich die eigene wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeit sichert. Wenn Deutschland im Wege baldiger freundschaftlicher Verständigung mit dem russischen Volke sich diesen besseren Grenzschutz und den notwendigen Erwerb von Siedlungsland verschaffen könnte, würden wir das gewiß freudig begrüßen. Wir können die Entscheidung des russischen Volkes um so ruhiger abwarten, als wir überzeugt sind, daß keine Waffengewalt uns die von uns besetzten Landesteile wieder entreißen kann, und als wir überzeugt sind, daß eine Fortdauer der militärischen Operationen uns den Besitz unserer in ihrem Kulturleben uns nahestehender Ländergebiete bringen würde.“

Diese Entspannung deutsch-russischer Gegensätze hat der Türmer von Anfang an befürwortet. Sie wäre die von den gegebenen Voraussetzungen natürlich bedingte, beiden Teilen dauernde freundnachbarliche Sicherheit und Entwicklung verbürgende. Rußland könnte sich keinen besseren, hilfsbereiteren Nachbarn wünschen.

*

Ein Königreich für einen Staatsmann

Aus einem langen Aufsatze des bekannten Mitgliedes der schwedischen Kammer Professors Dr. Gustav F. Steffen-Stockholm in der „Vossischen Zeitung" (Nr. 190) seien folgende Sätze denen, die in Deutschland noch etwas zu sagen haben, zu besonderer Beherzigung, nicht nur „Erwägung", empfohlen:

Das neue Rußland kann wohl eines Tages so werden, wie England es wünscht — d. h. eine furchtbarste Lebensgefahr Deutschlands und Mitteleuropas sowie Kontinentaleuropas überhaupt. Dies wird der Fall sein, wenn die „liberale", großkapitalistische, innerpolitisch moskowitisch-zentralistische, außenpolitisch aggressiv-imperialistische Richtung, die durch die gegenwärtigen russischen Ministernamen Lwow, Gutschkow und Miljukow gekennzeichnet ist, endgültig die Oberhand bekommt. In dieser anglophilen, modern großbürgerlichen Verzweigung der russischen Revolution lebt und waltet noch immer der moskowitische Unterdrücker- und Erderergeist. Ob er sich republikanisch oder konstitutionell-monarchisch drapiert, macht nichts zur Sache. Für eine temporäre Militärdiktatur wird er sich nicht genieren, sowie sich eine solche bei der Unterdrückung der pazifistischen und separatistischen Bewegungen im revolutionären Rußland und bei der Weiterführung des Krieges als nötig erweist. Jedenfalls werden die liberalen und anglophilen Politiker Rußlands alle denkbaren Lügen über deutsche Mordpläne gegen die Freiheit des russischen Volkes und über deutsche Welteroberungswut im Heere und im Volk verbreiten, um mit den russischen Waffen den Weltkrieg im Sinne Englands möglichst energisch weiterführen zu können.

Wenn die russische Revolution in dieser Richtung verläuft, wird es deutlicher als je, daß der Weltkrieg ein ungeheuer schicksalsschwerer Kampf um die Zukunft ganz Europas ist. Ein Kampf, an dem zwei, größtenteils außereuropäische und gegen die wahren europäischen Lebensinteressen gerichtete Kräfte teilnehmen — nämlich das Angloſachsentum Europas und Amerikas und das euro-asiatische Moskowitertum. Zwischen diesen zwei west-östlichen Mühlsteinen kann Europa zermalmt werden. Und Deutschland ist der einzige mögliche Führer im Rettungswerke. Dieses Werk muß aber schon jetzt in Gang gesetzt werden, bevor England Zeit gehabt hat, die russische Revolution definitiv in Bahnen zu lenken, die eine lange, sonst nicht zu befürchtende Fortsetzung des Weltkrieges seitens der Entente in Aussicht stellen. Der unauflösliche Zusammenhang zwischen Staatskunst und Kriegskunst tritt hier hervor. Es ist immer die große Kunst der englischen Diplomatie gewesen, sich in die inneren politischen Verhältnisse fremder Staaten und Völker während politisch kritischer Zeiten gründlich einzumischen. Fremde Politiker, Parteien und Bevölkerungsschichten mit anglophilen Neigungen — und solche fehlen jetzt nirgends in der Blütezeit des Hochkapitalismus und des Parlamentarismus — werden zu Dienern rein englischer Interessen gemacht, indem sie wähnen, nur ihren eigenen Zielen mit freundlicher englischer Hilfe nachzujagen. Der geistige Typus und die Lebensideale, welche England in extremster Form verkörpert, sind eine unsichtbare, überall mehr oder weniger stark vertretene Weltmacht, die nicht nur mit materiellen, sondern auch mit geistigen Waffen bekämpft werden muß.

Ob das englische Spiel in der russischen Revolution gelingen wird, hängt wohl wesentlich davon ab, wie sich Deutschland in der allernächsten Zeit zu den miteinander ringenden geistigen Elementarkräften des russischen Reiches stellen wird. Für oder gegen diejenigen Volkskräfte, die schleunigst — und unter englischem Protektorate! — einen neuen moskowitischen Erobererstaat errichten und den Weltkrieg zu einem im englischen Sinne „guten" Ende führen wollen?

*

Eine englandfürchtige Militärdiktatur in Rußland?

Aus dem hier bereits herangezogenen Aufsatze des Mitgliedes der schwedischen Kammer, Prof. Steffen-Stockholm, sei noch dies nachgetragen:

Russisches Industrieproletariat und russische Bauernschaft gehen in ihren wirtschaftlichen Interessen und politischen Anschauungen nicht auf die Dauer einig. „Das moderne Industrieproletariat und das moderne Großbürgertum bekämpfen zwar einander, haben einander jedoch nötig, solange die privatkapitalistische Wirtschaftsordnung eine führende Rolle spielt in der materiellen Güterversorgung. Die russischen Bauernmillionen dagegen sind noch lange nicht aus der vorkapitalistischen, ganz oder halb mittelalterlichen Welt heraus. Sie brauchen nicht den ‚Arbeitgeber‘, ohne den der moderne Proletarier nicht existieren kann. Sie brauchen recht viel Land und eine starke, schützende und nötigenfalls eroberungsfähige Staatsmacht. Ohne eine neue Landverteilung und gründliche Agrarrevolution wird das russische Bauernvolk sich diesmal nicht zufrieden geben — das sieht man schon jetzt ganz deutlich. Es ist aber dann auch deutlich, daß es zu einer Auseinandersetzung über wirtschaftliche Ideale und Ziele zwischen den revolutionären Bauern und den revolutionären Arbeitern kommen muß. Wird Rußland zugleich individualistisch bäuerlich und sozialistisch großindustriell organisiert werden können?

Und was wird bei diesen, für die breiten Massen des russischen Volks so lebenswichtigen Auseinandersetzungen und Bestrebungen aus dem Kriegseifer der russischen Bauern- und Arbeiterarmeen werden? Wird die gewöhnliche Verhetzung gegen Deutschland auch hierbei in der Länge als Kriegsstimulus ausreichen? Kaum! Aber Kriegseifer muß sein — sonst ist England verloren! Wird England also auch einige Schritte in Richtung der proletarisch-bürgerlichen Doppelrevolution in Rußland mitmachen? Es wird natürlich sein Äußerstes tun, um einen verhängnisvollen Bruch zwischen Proletariat und Bourgeoisie in Rußland während des Krieges zu verhindern. England wird wohl auch, wenn das zum Wiederbeleben des Kriegsinteresses der russischen Volksmassen als unvermeidlich erscheint, die Bourgeoisie zu wenigstens zeitweiliger Nachgiebigkeit drängen. Lassen sich die Volksmassen trotzalledem nicht sozialökonomisch beruhigen und kriegspolitisch hypnotisieren, so bliebe jedoch als Hoffnung und Berechnung Englands noch immer der für jeden Kenner Rußlands sehr naheliegende Gedanke, daß jene soziale Revolution, als Fortsetzung der politischen, sehr wohl dahin gehandhabt werden könnte, daß sie gerade in eine anglophile Militärdiktatur des russischen Liberalismus, des russischen Großbürgertums, endete. England hätte dann, nachdem es das russische Zarentum als Werkzeug gegen Deutschland verbraucht, auch noch das russische ‚Volk‘ als Werkzeug ausgenutzt, um endlich als Herr der ‚liberalen‘ Herren eines aggressiv imperialistischen russischen Kapitalistenstaates, am Ziele zu sein. Wenigstens so lange der Weltkrieg dauert.“

Der Verfasser setzt voraus, daß eine zaristische Gegenrevolution zu nicht Lebensfähigem führen könnte, und daß auch die Engländer dieser Meinung sind. Die Engländer sind aber immer der Meinung, die sie — von Fall zu Fall — für die ihnen nützlichste halten. Dies ist ihr einziger politischer Grundsatz. Grundsätze in der Politik überlassen sie — anderen. Gr.

*

Rollenwechsel

In der „Vossischen Zeitung“ schreibt Rudolf Rotheit:

Bei der russischen Umwälzung ist nicht allein die Vertreibung der Dynastie Romanow in Rechnung zu ziehen. Auch andere Kronen wurden dadurch sehr bedenklich gelockert. Allen voran die Ferdinands von Rumänien. Seit den Petersburger Märztagen hängt der Rumänenherrscher sozusagen in der Luft. Nach Norden und Osten weit und breit — bis nach China und den Ver-

einigten Staaten hinein — auch nicht eine gekrönte Seele, und nach Westen und Süden die von ihm selbst errichtete unübersteigbare Mauer. Ferdinand von Rumänien, moralisch gefallen, war seit den letzten Augusttagen 1916 als ein vom Thron Fallender bereits gezeichnet. Im Russenlager, dem er angegliedert ist, steht der Herrscherkurs jetzt unter Nennwert, und von Kredit ist keine Rede, seit der Zar für ihn nicht mehr gutschreiben kann. Der Prozeß gegen Ferdinand ist im Gange; es handelt sich höchstens nur darum, ob er kurz oder etwas länger sein wird.

Und wenn wir in und zwischen den Zeilen der italienischen Blätter richtig lesen, so herrscht in Italien eine angstvolle Stimmung, die zur Befestigung des dortigen Thrones gewiß nicht beiträgt. Für einen erfolglosen König minderen Zuschnitts, der Nikita von Montenegro zum Schwiegervater und Peter von Serbien nebst Nikolaj Nikolajewitsch zu Schwägern hat, kann der russische Nordsturm im Verein mit anderen Ereignissen ein Wetter hervorrufen, dem gegenüber Cadornas Witterungsberichte dieser Kriegsjahre ein Kinderspiel wären. In England, wo Napoleon III. seine letzten Tage verbrachte, wo Manuel von Potugal sich vergnügt und wohin Nikolaus von Rußland sich sehnt, ist noch Platz genug zur Ablagerung gefallener Kronenträger aus dem Süden und dem Osten, vielleicht sogar, wenn es nottut, auf Kosten des Staates oder der königlichen Privatkasse. England pays everything, sagte der Bukarester englische Militärattaché Thomson, als er die Petroleumanlagen in Rumänien vernichten ließ.

*

Rußland und seine Gläubiger

Ende 1913 stellte sich Rußlands Staatsschuld auf 17,6 Milliarden Mark. Davon hatte nach Angabe Pariser Blätter Frankreich rund 14 Milliarden Mark dargeliehen. Seit Kriegsbeginn erreichten die englischen Vorschüsse annähernd dieselbe Höhe. Ende 1916 berechneten englische Fachkreise die russischen Kriegsausgaben auf 47 Milliarden Mark und den Gesamtbetrag der angeschwollenen Staatsschuld auf 65 Milliarden Mark.

Die französischen Kapitalisten sind beunruhigt über die Sicherheit ihrer russischen Papiere, während sich England für seine Vorschüsse allerlei Unterpfänder geben ließ, Eigentums- und Ausbeutungsrechte auf Metall-, Kohlen- und Petroleumbergwerke, Vorzugsrechte für Schiffswerften usw.

Indessen sind diese Unterpfänder so wenig sicher wie die Stellung der gegenwärtigen Petersburger Regierung oder ihrer Vorgänger. Auch die Verpfändung von Estland, Livland und der finnischen Inseln wäre für England von zweifelhaftem Wert, da diese russischen Gebietsteile erst besetzt und schließlich gehalten werden müßten. (Könnte der englischen Politik schon gelingen und fordert jedenfalls die schärfste Wachsamkeit heraus. D. T.)

Ist es möglich, daß Rußland seine Geldverpflichtungen erfüllt? Warum nicht, wenn sich die neue Petersburger Regierung hält und Verpflichtungen anerkennt, die eine von ihr gestürzte, schlechte und gewissenlose Regierung eingegangen ist? Noch ist man in Petersburg dazu geneigt, wenn aber eine andere radikalere Richtung ans Ruder gelangt?

Was aber dann, wenn die russische Republik nicht nur die Russen, sondern auch die Fremdvölker in Rußland befreit und ihnen Selbstverwaltung gibt, wenn diese Völker ihrer nationalen Selbständigkeit zustreben, wenn Rußland sich in einen Bundesstaat oder Staatenbund auflöst oder aber, um mit einem französischen Blatt zu reden, in einen „schrecklichen Haufen von 142 Volksstämmen"?

*

Der Trick mit dem „Alldeutschtum"

In der „Neuen Gesellschaftlichen Korrespondenz" kennzeichnet Karl Peters den bekannten „Trick", die Vertreter einer starken Politik dadurch als vogelfrei preiszugeben, daß sie als „Alldeutsche" in die Acht getan werden:

„Bei uns glaubt jeder Hanswurst einen Gegner verdächtigen zu können, indem er ihm die Kennzeichnung ‚alldeutsch' anhängt.

Den „Alldeutschen Verband' habe ich selbst im Herbst 1868 gegründet, und 1890 neu umgebildet. Er vertritt Anschauungen und Ziele, welche in der britischen Welt als ganz selbstverständlich gelten und von jedem Hausknecht, ja jedem Bettler öffentlich ausgesprochen werden. Ähnlich so in Frankreich. Wenn es in Deutschland Kreise gibt, welche ihn verfemen möchten, so spricht dies ausschließlich gegen sie selbst, nicht aber gegen den ‚Alldeutschen Verband'. Das wird sicherlich das Urteil der Weltgeschichte sein, auf welches es allein ankommt."

*

Die „Freiheitsphrasen"

Auf beiden Seiten des Ozeans, schreibt die „Kölnische Volkszeitung", sind die „Freiheitsphrasen" immer höher geschwellt worden. Immer mehr setzt namentlich England seine Hoffnung auf den Erfolg dieser Phrasen, nachdem alle anderen Hoffnungen bis jetzt getrogen haben. England hat bekanntlich noch niemals andere Kriege geführt, als Handelskriege, und war früher selbst stolz auf diesen Glanzpunkt seiner Politik seit Hunderten von Jahren. Der gegenwärtige Weltkrieg ist ihm von Anfang an der größte, aber auch der letzte Handelskrieg gewesen, welchen es führen wollte. Und für Amerika ist der Krieg nicht einmal Handelskrieg, sondern nur ein Kapitalkrieg, ein Krieg für die Interessen seines eigenen Mammons, Kapitalismus und für die Erringung der Stellung als Beherrscher des gesamten Weltkapitals gewesen. Wenn also jetzt England und Amerika unausgesetzt nach allen Seiten mit tönenden Phrasen von Demokratie, Freiheit, Völkerglück und Menschheitsrechten um sich werfen, so darf man sicher sein, daß sie damit lediglich und ausschließlich ihre nackten materiellen Kriegsinteressen der Niederwerfung eines unbequemen Konkurrenten im Welthandel dienen und diese verdecken wollen. Was also wollen England und Amerika mit diesem Aufspielen der „Demokratie" gegen den preußischen „Militarismus" und die deutsche „Autokratie"? Man muß es ganz klar und unverhüllt sagen, was damit in Wirklichkeit gemeint ist. Sie wollen damit in Deutschland innere Schwierigkeiten auslösen, sie wollen durch innere Kämpfe der „Demokratie" gegen die „Autokratie" die militärische Widerstandskraft Deutschlands brechen; sie rufen die innere Revolution auf, um durch sie im Rücken unserer militärischen Fronten dasjenige zu erreichen, was sie durch ihren dreijährigen Ansturm gegen unsere militärischen Fronten von vorn nicht haben erreichen können.

Das ist das ganze Geheimnis der Phrasenstrategie, welche unsere Feinde zu so üppiger Blüte entwickelt haben. Die letzte Hoffnung unserer Feinde ist eine „demokratische" Revolution, wie in Rußland. Durch eine solche wollen sie den „preußischen Militarismus" nnd die „deutsche Autokratie" stürzen, um unser Herr zu werden, weil sie kein anderes Mittel mehr sehen, um uns militärisch niederzuringen. Die „Demokratie" in Deutschland soll mit einer „russischen" Revolution ihnen zu Hilfe kommen, da sie in ihrer eigenen Kraft die nötige Hilfe nicht mehr finden können. Einem „demokratischen" Deutschland winken sie mit einem billigen Frieden und mit freundschaftlicher Aufnahme in den Weltbund aller Demokratien zum Schutz des Weltfriedens. Mit einem „demokratischen" Deutschland hoffen sie eben in aller Zukunft bequem fertig zu werden, und wenn erst ein demokratisches Deutschland — immer so verstanden, wie England und Genossen uns gern haben möchten — als „gleichberechtigtes" Mitglied in den demokratischen Weltbund für Erhaltung des Weltfriedens und der Weltdemokratie eingeschaltet ist, dann wird es, wenn es sich zu mucksen wagt, einfach „demokratisch" niedergestimmt und hat sich dann unweigerlich zu fügen . . .

In jenen Demokratien ist keiner frei, als die obersten Inhaber der leitenden Posten beim Großkapital, der Großfinanz und der internationalen Ausbeutercliquen. Diese sind dort der Staat, dem das Volk zu dienen hat. Die formelle Demokratie ist dort nur Aushängeschild, Theaterplunder zum Aufputz für festliche Veranstaltungen, schließlich ein

Bändigungsmittel für gute, ehrliche, harmlose Idealisten, welche die demokratische Verfassung sehen, aber die hinter ihr herrschende Autokratie des Weltkapitalismus durch den Phrasennebel hindurch nicht finden können. Auch die Demokratie in Deutschland weiß ganz genau, daß sie auf Gedeih und Verderb verbunden ist mit dem Siege der deutschen Waffen. Auch sie fragt sich, was ihr eine formelle, verfassungsmäßige völlige Demokratie helfen würde, wenn es in ihr nur noch demokratische Bettler, nur noch demokratische Sklaven der englisch-amerikanischen Weltmachtinteressen und des englisch-amerikanischen Riesenkapitalismus gibt.

*

Spät kommt ihr, — allzuspät

Die „belgische Regierung" in Havre hat Ende März 1917 die Verfügung getroffen, daß die flämische Sprache im Heer eingeführt wird, damit Befehle und Unterricht besser als bisher durchgeführt werden können. Es soll zu diesem Zweck einer jeden Division und einem jeden Korps ein Übersetzer (!) beigegeben werden.

Besser konnte die seit 1830 in Szene gesetzte belgische Lüge sich nicht selber das Schlußurteil schreiben. h.

*

Wer regiert in Deutschland?

Mit dieser Überschrift äußert sich Paul Fuhrmann, Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses, in den „Berliner Neuesten Nachrichten" (Nr. 187) u. a., wie folgt:

Fühlt sich die Regierung völlig frei zu ihren Entschließungen? In diesem Zusammenhange muß der Artikel „Sozialdemokratie und Regierung" beachtet werden, den der Mentor der Politik des Abg. Scheidemann, Herr Friedrich Stampfer, im Vorwärts veröffentlicht. Herr Stampfer untersucht in diesem Artikel das Verhältnis der Sozialdemokratie zur Politik und Person des Herrn von Bethmann Hollweg. Was hier besonders interessiert, ist das Folgende: Herr Stampfer glaubt sich zu der stolzen Feststellung berechtigt, daß „die sozialdemokratische Strömung den Kurs stellenweise beeinflußt hat". Sodann zählt er auf: „Ankündigung der Neuorientierung, Abkommen mit Amerika (1916), Friedensangebot, Osterbotschaft: das alles und manches andere sind Dinge, die unmöglich gewesen wären ohne das Vorhandensein einer starken Sozialdemokratie."

Wie stark muß die Sozialdemokratie ihre Stellung einschätzen, daß sie es wagt, sich als die eigentliche Ursache großer feierlicher Kundgebungen und hochpolitischer Aktionen hinzustellen, die bisher der persönlichsten Initiative des Monarchen und seines Ratgebers, des Kanzlers, entsprungen galten und als solche auch bezeichnet worden sind. Friedensangebote und Osterbotschaft werden hier als unter dem Drucke einer starken Sozialdemokratie entstanden geschildert. Unsere Nachgiebigkeit gegenüber der amerikanischen Drohnote vom Mai 1916 galt bisher als auf außerpolitischen Erwägungen und Anschauungen des Kanzlers begründet. Die Ankündigung des „Neuorientierung" schien uns bislang auf eigenem innerlichen Erleben des leitenden Staatsmannes zu beruhen. Wir müssen jetzt im „Vorwärts" lesen, daß alles dies nicht das Werk und die Politik des Kanzlers sei, der „fast wider Willen zum Apostel der Demokratie wurde", sondern daß das Verdienst der Sozialdemokratie gebühre. . .

Es muß dem Reichskanzler überlassen bleiben, sich mit der Sozialdemokratie über die Rolle, die sie ihn spielen lassen möchte, auseinanderzusetzen . . . Hier interessiert nur die eine Frage: Wer regiert denn eigentlich in Deutschland? Hat die Sozialdemokratie ein Recht, eine Sprache zu führen, wie sie der Artikel des „Vorwärts" aufweist? . .

*

Warum gilt Deutschland in Amerika als Typus der Reaktion?

Es ist nämlich nicht nur eine für den Weltkrieg gefertigte bewußte Zwecklüge. Aber warum wird das in Amerika geglaubt?

Zu einem nicht geringen Teil, führt uns nicht ohne Grund der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Dr. Paul Lensch im „Tag“ zu Gemüte, weil es gerade die Deutschen in Amerika waren, die hierzu ihr Teil beigetragen haben. Das sprichwörtliche deutsche Elend der Kleinstaaterei, des Polizeigeschnüffels, der Demokratenhetze und der wirtschaftlichen Stagnation hatte sie einst über den Ozean getrieben, und in der Tat war der Unterschied gewaltig zwischen der freien Prärieluft, mit der sie drüben beide Lungenflügel vollpumpen konnten, und der muffigen Luft der Polizeistube, der sie hier entronnen waren. Es waren nicht die schlechtesten Köpfe des deutschen Bürgertums, die die Reaktion nach den Revolutionsjahren 1848/49 hinüberhetzte. Und in den Zeiten des Ausnahmegesetzes gegen die Sozialdemokratie wiederholte sich, wenngleich in kleinerem Maßstab, die gleiche Erscheinung. Vielen dieser Flüchtlinge und Auswanderer gelang es, in Amerika angesehene Stellungen zu erringen, die ihnen im Deutschen Bund oder im späteren Deutschen Reich wegen ihrer politischen Anschauungen stets verschlossen geblieben wären. Sie eroberten sich Positionen in der Presse, und man kann sich denken, wie dort ihre Urteile über das alte Vaterland ausfielen. So erklärt es sich, daß von den vielen Millionen Deutscher in Amerika die übergroße Mehrzahl mit Freuden ihr Deutschtum wie ein schmutziges Hemd abstreifte. Und das Urteil, über Deutschland erstarrte zum Vorurteil, das Geltung behielt, als die Zustände in Deutschland schon längst nicht mehr den früheren glichen. Je besser die Verhältnisse im Reich wurden, desto mehr sank die deutsche Auswanderung nach Amerika, so daß gerade die deutschen Jahresklassen in Amerika fehlten, die die Gegenwart kannten, und nur jene übrigblieben, die die Vergangenheit immer noch für Wirklichkeit hielten. Wie man wohl auch von weit entfernten Sternen Himmelskörper deutlich sehen kann, die es aber in Wirklichkeit gar nicht mehr gibt. Hier leiden wir in der Tat nicht bloß von den Lebendigen, sondern auch von den Toten, und ein Stück deutschen Elends greift mit rächender Hand von der Vergangenheit her in unsere Gegenwart hinüber:

> Acerba fata Romanos agunt
> Scelusque fraternae necis.

Das alles ist uns wohlbekannt, und wir wollen es nicht vergessen. Allein wenn jetzt Herr Wilson als der Häuptling der nach dem Zusammenbruch des Zarismus wohl bestechungslüsternsten und als solcher verrufensten Bourgeoisie der Welt sich herausnimmt, der deutschen Demokratie und nicht zuletzt der deutschen Sozialdemokratie demokratische Garantien als Folge eines Ententesieges über Deutschland in lockende Aussicht zu stellen, so antwortet ihm diese mit den Worten des alten Hildebrandliedes:

> Mit dem Speere soll man Gabe empfangen,
> Spitze gegen Spitze.

*

Das Parlament als Spiegel des Volkswillens

Nach der Beschneidung der schwedischen Regierungsvorlage durch eine Parteigruppierung des Reichstags wurde, wie die Stockholmer Blätter vom 26. März berichten, von einer Abordnung dem Staatsminister Hammarstjöld eine sich für die Vorlage aussprechende Zustimmungsadresse überreicht, die von über 600000 Männern und Frauen aus dem ganzen Lande unterzeichnet ist. Außerdem sind im ganzen Telegramme und Sympathiekundgebungen von über 150000 Personen eingegangen. „Allehanda“ nennt diesen Anschluß an die Politik des schwedischen Ministerpräsidenten eine Meinungsäußerung ohnegleichen in Schweden und wohl auch im Ausland. Im Anschluß daran schreibt das Blatt, daß das Volk sich in dieser Zeit der Unruhe um den König und dessen ersten Ratgeber zu einer so raschen und großartigen Kundgebung zusammenschließt, ist ein gewaltiges Zeugnis für den Willen zur Einheit und zur geschlossenen Front nach außen.

*

Die „russenfreundlichen" Balten

Freiherr Albrecht v. Rechenberg, der verdienstvolle frühere Gouverneur von Ostafrika, hat kürzlich einen Aufsatz über „Kriegs- und Friedensziele" veröffentlicht, in dem er sich mit merkwürdiger Lebhaftigkeit gegen die Wünsche wendet, Kurland nach dem Kriege an das Reich angegliedert zu sehen. Er hofft, daß sie „keine Berücksichtigung finden werden". Denn — so urteilt er mit großer Sicherheit — die dortigen Deutschen, die nur 7 % der Bevölkerung ausmachten, seien „zum sehr geringen Teil geneigt, die deutsche Herrschaft der russischen vorzuziehen". Unter der russischen Herrschaft hätten die Balten eine privilegierte Stellung eingenommen. In die höchsten Militär- und Zivilstellen seien die Balten — man brauche nur an die Stürmer, Bark, Ewerth, Sievers, Rennenkampf zu denken — in großer Zahl eingerückt: „Es ist augenscheinlich, daß die Balten auf eine ähnliche Bevorzugung unter deutscher Herrschaft nicht rechnen können und ebenso augenscheinlich, daß sie keine Neigung haben, ihre bisherige privilegierte Stellung aufzugeben."

Die „Stimmen aus dem Osten" bemerken hierzu: Auch der Augenschein kann bisweilen trügen. Zumal dann, wenn ihm keinerlei Kenntnis von Land und Leuten zur Seite geht. In Wahrheit ist nämlich an diesen Rechenbergschen Sätzen so ziemlich jedes einzelne Wort unrichtig. Es trifft zunächst schon nicht zu, daß jeder, der in Rußland einen deutschen Namen führt, baltischen Ursprungs wäre: die Ahnen der Stürmer und Ewerth z. B. sind aus dem Reich eingewandert. Es ist aber auch längst nicht mehr wahr, daß die Balten sich unter russischem Zepter einer privilegierten Stellung erfreuten. Seit die Russifizierung eingesetzt hatte, öffnete sich ihnen in ihrer engeren Heimat in Verwaltung, Justiz und Schule kaum noch ein höheres Amt. Darum haben die Deutschbalten von Jahr zu Jahr ihre Blicke mehr dem Mutterland zugewandt, von ihm die einzige Rettung aus sicherem Untergang erwartend. Das war, solange der große Krieg nicht Welt und Dinge in Gärung und Fluß gebracht hatte, vielleicht nicht sonderlich politisch gedacht, und Herr v. Rechenberg wird es am Ende nicht einmal für weltklug halten. Aber es war so, und kein Mensch hat ein Recht, die deutsche Gesinnung der Balten anzuzweifeln. Am allerwenigsten, wenn er sich für seine Behauptungen nur auf einen angeblichen Augenschein berufen kann, der in Wirklichkeit in der Aneinanderreihung von Trugschlüssen besteht. Es mag ja manchem in Deutschland wunderbar vorkommen, aber es bleibt eine täglich von neuem zu erhärtende Tatsache: droben in der ältesten deutschen Kolonie hatte sich ein Geschlecht seltsamer Träumer erhalten, die selbst in seiner Hochkonjunktur die Welle des Strebertums nicht erfaßt hatte, und denen ihr Volkstum, ihr Glaube und ihre Sprache sogar um „privilegierte Stellungen" nicht feil war. Und es auch bis auf diesen Tag nicht ist.

*

Auch Fridtjof Nansen!

Aus Kristiania wird der „Kreuzzeitung" geschrieben:

Ein Kreis von bekannten Einwohnern Norwegens veröffentlicht in der Presse einen Protest, der sich gegen die „Deportationen" von Belgiern nach Deutschland wendet. Im „Namen der Menschlichkeit" wird gefordert, daß sofort Anstalten getroffen werden, die „Deportierten" in ihre Heimat zurückzusenden. Es dürfte gewiß interessieren, einige Namen der Unterzeichner kennen zu lernen. Unter diesen seien vor allem die in Deutschland bewunderten Fridtjof Nansen und Arne Garborg genannt. Ferner befinden sich darunter der Erste Bürgermeister von Kristiania und früherer Minister Sofus Arctander, der radikale Storthingsabgeordnete Castberg, der Redakteur der deutschfeindlichen „Tidens Tegn" Dr. R. Thommesen, Höchstengerichtsadvokat J. Bredal, der in Aftenposten die deutschfeindlichen Kriegsübersichten schreibt, Professor Gerhardt Gran usw. Man sollte meinen, daß die Norweger besser täten, sich um ihr eigenes Land zu kümmern, das mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen hat und wo gerade jetzt in Finmarken, dem

nördlichsten Landesteil, Hungersnot auszubrechen droht, als sich ihre von englischem Einfluß aufgestachelten Köpfe um die belgischen „Deportierten“ zu zerbrechen. Diesen geht es, so weit sie in Deutschland beschäftigt werden, sehr gut, wie auch genügend aus den s. Z. mitgeteilten Briefen an Angehörige in der Heimat hervorgeht. Von diesen Briefen hat man in ganz Skandinavien keine Notiz genommen. Ähnlich wie die heuchlerischen Feinde Deutschlands, die neben den Waffen mit Verleumdungen aller Art gegen Deutschland kämpfen, sucht auch ein gewisser Teil der nordischen Neutralen Maßregeln, zu denen man sich deutscherseits genötigt sieht, auszubeuten.

*

Das finstere Mittelalter

Durch die Blätter geht eine auf Einzelaussagen gegründete Schilderung der Grausamkeiten, denen unsere Gefangenen nur zu oft in den Händen der Franzosen ausgesetzt sind. Dem Stil und der Genauigkeit nach muß die Mitteilung halbamtlichen Ursprungs sein. Gegen Schluß heißt es dann: „Das finsterste Mittelalter mit all seinen Martern und Foltern steigt beim Durchlesen solcher Berichte vor unseren Augen auf.“

Von Martern und Foltern, wie sie hier gedacht sind, hat das Mittelalter nichts gewußt. Ihre klassische Zeit ist die vom 16. bis 18. Jahrhundert, die der römischen Juristen und Doktoren beider Rechte, der Bureaukratie mit ihrer Fremdsucht und ihrem Romanismus, ihrer Abwendung vom deutschen Fühlen und Denken. Die Hexenprozesse und grausam ausgetiftelten Leibesstrafen sind sozusagen das öffentliche Kino dieser entgermanisierten, wesentlich aus Italien beeinflußten Kultur, und die Genießer der Premieren sind die Richter und Protokollanten, die sich von einem der Folterknechte den Wein und das Frühstück dazu aus einer guten Wirtschaft holen ließen. Wer vom Mittelalter sprechen will, lese Walter von der Vogelweide, Gudrun und Parsifal, die schönen Spielmannsepen und die lieblichen Legenden, lese die Weistümer und die Volksrechte mit ihrer gesunden, strengen Rechtlichkeit, aber auch ihrer, wo es einen Anlaß hatte, feinfühligen und barmherzigen Menschlichkeit, lese die Fülle von Weisheit, von Anstand, von Zartsinn und hilfreicher Gutsinnigkeit im altdeutschen Sprichwörterschatz.

Wir werden eine gute Politik haben, wenn sie sich, wie Bismarck, nach den Lehren der Geschichte richtet. Aber auch ihren Handlangern würde nichts schaden, wenn sie das Elementarste von deutscher Geschichte wüßten. Die Beschimpfung des Mittelalters muß einmal ein Ende haben, da sie, bis im 15. Jahrhundert sich die heimische Kultur verkehrt, eine noch unverdientere ist, als die der Wandalen, — die von der Schuld nicht freizusprechen sind, daß die auf den großen Geiserich folgenden epigonischen Regierer sie durch politische Schwäche, Kurzsichtigkeit und Versöhnungsbrüderei zugrunde richten konnten.

Ed. H.

*

Helden-Schüler

Tausende sind hinausgezogen in starker, alles tragender und ertragender Liebe und Begeisterung fürs Vaterland; die Probe aufs Exempel liefernd, daß der Geist unserer Großen und Größten lebendig in ihnen wohnte. Sie haben nicht angeschlagen die kleinen und großen Entbehrungen. Sie überwanden in ihrer strahlenden Jugend alle Todesfurcht, denn sie gaben sich ganz dahin — losgelöst von allem Engen, Kleinen, Persönlichen, denn in ihnen lebte nur eines groß und leuchtend: Die Heimat, das Vaterland! Für das galt es alles einzusetzen, ohne Zaudern! .. Und wie viele von diesen Erstlingen gingen singend in den Tod. Da entsteht nun die Frage: Wie ehrt die Schule diese ihre gefallenen Schüler und setzt sie, ihr Gedächtnis allen Kommenden zur Lehre auf?

Da wäre es meines Erachtens Pflicht von der Schulleitung der einzelnen Schulen, aus deren Lehrsälen solche Helden ins Heer gegangen sind, Gedenktafeln in den betreffenden Lehrzimmern aufzurichten: künstlerische Blätter, in die die Photos der einzelnen Schüler angebracht — mit einem ihr

Wesen kennzeichnenden Wort; Geburts- und Todesjahr, Schulzeit, d. h. wie lange sie der Schule angehörten. Von solcher Tafel müßte eine stillwirkende, anspannende Kraft auf die Schüler übergehen — „seid eingedenk"! E. W. Tr.

*

Ein deutscher Freundesdienst

Nach der „Kölnischen Volkszeitung" (vom 24. März 1917) haben „Berliner Herren" den Gedanken auszuführen beschlossen, der Türkei durch Überreichung einer deutschen Bibliothek ein Mittel an die Hand zu geben, sich über deutsche Kultur und Leistungsfähigkeit des Buchgewerbes ein Urteil bilden zu können. „Die Sammlung war im hiesigen Kunstgewerbemuseum ausgestellt, und die Stadt Köln hat durch Mitwirkung bei der Eröffnung mindestens ihr Einverständnis zu dem Plan bekundet. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich beim Besuch der Ausstellung feststellen mußte, daß diese Sammlung durchaus nicht nur deutsche Werke enthält, sondern auch englische, französische und italienische! Ihre Zahl ist sogar ganz bedeutend; ich zählte davon an fünfzig (!).

Nun fragt man sich doch, ob wir nicht die sprichwörtliche deutsche Gutmütigkeit doch etwas gar zu weit treiben, wenn wir mit deutschem Geld ausländische Werke ankaufen, um sie den Türken zu schenken! Diese Werke sind zweifellos sehr schön und wertvoll; sie übertragen an Umfang und an Schönheit der Bilder alle deutschen und reizen geradezu zu einem Vergleich, der nicht zugunsten deutscher Kunst ausfällt!

Dann wäre auch noch ein anderer Punkt zur Sprache zu bringen. Wenn wir den Türken ausgesprochenermaßen ein Bild deutscher Kultur oder vielmehr Kulturentwickelung geben wollen, so ist nicht einzusehen, warum die Grenze in die Mitte des 19. Jahrhunderts gesetzt ist. Wäre es nicht viel richtiger, wenn den Türken die gegenwärtigen Leistungen unseres Buchgewerbes vor Augen geführt würden als eine Zeit, wo sie doch gegenüber den heutigen Erzeugnissen noch in den Kinderschuhen steckten? Es brauchten ja nicht gerade nur Sachen zu sein, deren Inhalt sich auf den Orient bezieht. Und besonders nicht Sachen, die sich gegen die Türken richten. Ich muß sagen, es würde in mir doch ein peinliches Gefühl erwecken, wenn mir jemand als Freundschaftsbezeugung eine Sammlung von Streitschriften schenkte, die etwa gegen mich gedruckt worden wären, auch wenn sie in das beste Schweinsleder gebunden und mit Golddruck auf das reichste verziert wären!

Das ist aber hier der Fall! Die Mehrzahl dieser ausgestellten deutschen Schriften erblickt in den Türken den Erbfeind der Christenheit, während z. B. die englischen und französischen großen Bildwerke auf die Schönheiten des Orients hinweisen."

*

Wirtschaftliche Reformarbeit

Vor dem Kriege konnte in Deutschland auf vielen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens bedenklicher Raubbau getrieben werden. Auch nach dem Zustandekommen des Gesetzes gegen den unlauteren Wettbewerb von 1898 blieb, wie unter anderem die marktschreierischen Anpreisungen der Ramsch- und Schleuderbazare mit ihrer Warenverschlechterung zeigten, ein lebhafter Geschäftsschwindel im Gange. Zahllose Familien sind durch die Praktiken der Abzahlungsgeschäfte in Not und Verzweiflung gestürzt worden. Auch gegenüber diesem gemeinschädlichen Raubbau mit ihren teuren und minderwertigen Waren hat die Gesetzgebung nur halbe Arbeit gemacht.

Auf Grund ihrer weitgehenden Befugnisse könnte und sollte die Militärbehörde mindestens solche Abzahlungsgeschäfte, die durch ihre Massenklagen bei den Gerichten in üblem Rufe stehen, schließen lassen.

Auf Veranlassung des sächsischen Ministeriums in Dresden hat der sächsische Handelskammertag, um die zahlreichen kriegsgetrauten Ehepaare (in Sachsen etwa 10000!) vor der Ausbeutung durch die Abzahlungsgeschäfte zu schützen, die Errichtung eines Lieferungsverbandes für Sachsen auf genossenschaftlicher Grundlage vorgeschlagen. Diesem Verbande sollen die genossenschaftlichen vereinigten

Möbelfabrikanten und Möbelhändler nach bestimmten Einkäufen und zu bestimmten Preisen Möbel liefern, die den Kriegsgetrauten auf Abzahlung abgegeben werden. Um die Anschaffung von Möbeln zu erleichtern, können die Kriegsgetrauten Darlehen von dem Genossenschaftsstock oder auch von den Gemeinden unter Beihilfe des Staats erhalten.

Dieses Vorgehen ist geeignet, die Kriegsgetrauten nach Wiederherstellung des Friedens bei der Begründung eines eigenen Hausstandes den Verlockungen der Abzahlungsgeschäfte zu entziehen, und wird hoffentlich allerwärts in Deutschland befolgt werden.

*

Karfreitag und Bühnengenossenschaft

Wir machen auf eine Kleinigkeit aufmerksam. Wer Zeichen der Zeit deuten kann, der lasse sich diese deutenswerte Kleinigkeit nicht entgehen.

1) Die Deutsche Bühnengenossenschaft tagte amtsmäßig und offiziell in Berlin. Diese Tagung erstreckte sich über mehrere Tage der Karwoche. Diese Tagung ging am Gründonnerstag und am Karfreitag — also an einem der höchsten Feiertage der Christenheit — genau so weiter wie an anderen Tagen. Der Karfreitag war als solcher einfach nicht vorhanden.

2) Der Präsident Rickelt, seine Stellung zum Hildesheimer Theaterkulturverband verteidigend, glaubt betonen zu müssen, daß er gegen den Vorwurf gefeit sei, „mit der Kirche zu paktieren oder der Kirche zu dienen oder reaktionären Tendenzen Vorschub zu leisten“ . . .

Wir glauben das ohne weiteres.

Die deutsche Menschheit verehrt offiziell das Christentum; das Christentum sammelt sich in der Kirche, sei es katholische oder protestantische Form. In jenen Kreisen moderner Bühnenkunst wird es aber offenbar als eine Art Schande empfunden, sich zur Kirche zu bekennen und danach zu handeln! —r—

Gespräch in der Schweiz

„Nun, Frau Wirtin, was ist das? Seit wann wird denn bei Ihnen der ‚Matin‘ gehalten?“

„Seit die deutschen gefangenen Internierten gekommen sind — von denen haben's ein paar verlangt!“

„Können sie ihn denn lesen?“

„Weiß nicht —! —! Aber die Schweizer lesen jetzt den ‚Matin‘, seit er mal dahängt!“

* h.

Noch nicht erwacht?

Was ist Deutschland jetzt? Ein winziges Stückchen blockiertes Binnenland auf der weiten Erde, dem jeder Lumpenstaat den Eselsfußtritt zu versetzen wagt. Unser Leben auf der Spitze des Schwertes, das gottlob den ehernen Ring der Mordgesellen noch einmal in Stücke schlagen wird. Und das Alles knapp zwanzig Jahre nach Bismarcks Heimgang — eine Sandkornspanne Zeit im Leben der Völker!

So furchtbar hat sich der Mangel jeder Staatsklugheit an dem arglosen deutschen Siegfried gerächt. Mit Schöngeisterei und Träumen von Völkerverbrüderung, mit hohen Worten statt mit harten Taten wollten wir die Todfeinde gewinnen. Über eine Million unserer Besten hat den traurigen Irrtum mit ihrem Blute bezahlt.

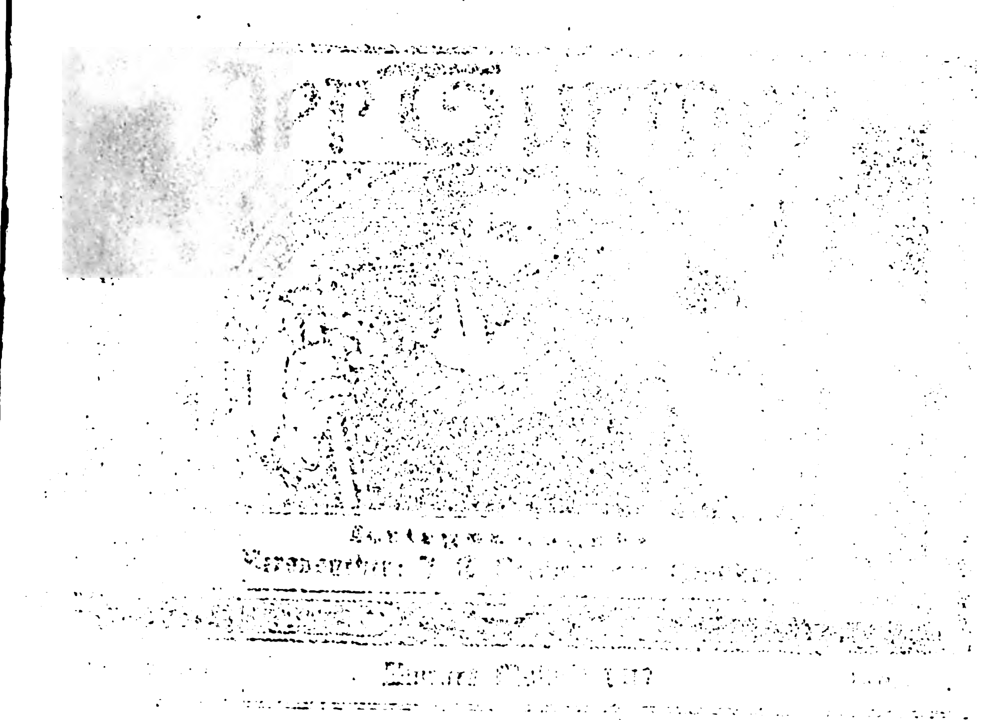
Deutscher Michel, wach' endlich auf, nimm Rache für deine Erschlagenen, Land und Leute für deine Lebenden, lerne grimmigen Haß gegen deine Widersacher und nie schlummerndes Mißtrauen gegen die fremden Gäste an deinem Herd. Selbst Christus vertrieb in heiligem Zorn die schachernden Wechsler aus dem Tempel — deutsches Volk, lerne endlich aus diesem Weltbrand deutsche Weltpolitik und laß dich im Frieden nicht länger von Blutsfremden umgarnen!

Amtsgerichtsrat Dr. Bard,
Mitgl. d. Preuß. Abgeordnetenhauses.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß · Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Aus dem Kriegsgebiet in den Vogesen A. Eichenberg



Die Würfel fallen!

Von [illegible] Freiherrn von [illegible]

[illegible] hoff [illegible] Zukunft [illegible] Feldmarschall [illegible] Krieg gewinnen [illegible].

[illegible] Revolution [illegible] Macht nähen [illegible] fest bleiben, können ähnliche [illegible] Ländern nicht [illegible].

[illegible] ist der [illegible] Eingeborene. Aber, weil [illegible] erwehrt, wer ihm [illegible], den begnadigt dieser [illegible] Reiter, — er [illegible] zu seinem [illegible]. —

[illegible] wider die Natur ist, kann nur kurze [illegible] ihrer [illegible] Richter wieder in ihre Rechte. Es kann auch England [illegible] Bündnisse nur eine Spanne noch zusammenhalten — [illegible] Verraten und Verkauften werden das Joch [illegible] — um so früher, je fester wir bleiben.

Wie die Franzosen, Italiener, Russen sonst denken mögen, [illegible] nichts an. Aber ganz gewiß sind die Franzosen [illegible] gezogen, um ihre nördlichen Küstenländer, Calais, [illegible] usw. [illegible] die Engländer zu verschleudern und sie als Lebens[illegible], die [illegible] nicht darum, portugalisiert zu werden, [illegible] Hungers

… den Vorfen A. Eichenberg

Beilage zum Türmer



XIX. Jahrg. Zweites Maiheft 1917 Heft 16

Die Würfel fallen!

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Die Stunde holt langsam zum Schlage aus, die über unser Dasein und unsere Zukunft den Spruch fällen soll. Die Stunde, an die unser großer Feldmarschall dachte, als er das Wahrwort prägte: Der wird den Krieg gewinnen, der die stärksten Nerven behält.

Die russische Revolution ist der Wendepunkt. Wenn wir sie als kriegführende Macht nützen. Wenn wir fest bleiben, können ähnliche Ereignisse in anderen Ländern nicht ausbleiben.

Der Hunger ist der Sieger über alles Erdgeborene. Aber, wer sich seiner am längsten erwehrt, wer ihm am zähesten trotzt, den begnadigt dieser gnadenlose apokalyptische Reiter, — er kürt ihn zu seinem Helden. — —

Was wider die Natur ist, kann nur kurze Frist ihrer spotten, dann tritt die erhabene als Richter wieder in ihre Rechte. So kann auch England seine widernatürlichen Bündnisse nur eine Spanne noch zusammenhalten —: die Gepreßten, Geknechteten, Verratenen und Verkauften werden das Joch doch einmal von sich werfen — um so früher, je fester wir bleiben.

Wie die Franzosen, Italiener, Russen sonst denken mögen, geht uns in diesem Zusammenhange nichts an. Aber ganz gewiß sind die Franzosen nicht darum in den Krieg gezogen, um ihre nördlichen Küstenländer, Calais, Havre, Boulogne usw. an die Engländer zu verschleudern und sie als Lehensherren anzuerkennen; die Italiener nicht darum, portugalisiert zu werden, soweit sie dann nicht schon Hungers

gestorben sind; die Russen nicht darum, sich von England versklaven und ausplündern zu lassen. Es heißt den Naturtrieb der Selbsterhaltung kurzsichtig verkennen, wenn angenommen wird, dies Gesetz ließe sich dauernd durch noch so geschickte politische Mache in Untertänigkeit erhalten.

Wenn wir fest bleiben, ist uns der Sieg sicher. Gegen Naturgesetze läßt sich nicht ankämpfen, Gott läßt seiner nicht spotten! — Aber Gottes Mühlen mahlen langsam. Die Kräfte sollen sich messen dürfen — das ist Gottvertrauen. Wer aber die Flinte zu früh ins Korn würfe —: hätte der Gottvertrauen? Nein, er ist wert, zugrunde zu gehen, denn er focht für die gerechte Sache und verzweifelte doch an ihr; er war berufen, aber nicht auserwählt, er wird verworfen!

Und die gewissen Neutralen? Würden die auch nur ein Schiff noch für die dann längst verlorene Sache Englands wagen, wenn wir von Anfang an den unfreundlichen mit kalten Schlägen die Überzeugung eingehämmert hätten, daß wir bis zum letzten Hauche fest bleiben werden; daß keine Macht der Erde uns in diesem unerschütterlichen Willen beirren kann; daß wir unser Letztes hingeben, den Sieg, den der Walter der Welt in seiner Gerechtigkeit den bis in den Tod Getreuen dann nicht versagen wird, über alle Fährnisse, über allen Höllenspuk davonzutragen?

Das bedenke, Deutscher: Willst du, vielleicht näher dem Ziele, als du ahnen magst, kleinmütig dich in ein Schicksal ergeben, das nicht Gott dir bestimmt hat, nein, du selbst dir erwählt hast? Willst du als freier Herr die Heimat wiederfinden oder als verachteter, geschändeter Lohnsklave, verdammt mit Weib und Kind und Kindeskindern zu lebenslänglicher Zwangsarbeit für die, die sich an deinem edelsten Blute zu lästerlichem Wahnwitz berauscht haben? Hast du dein Blut — ja, es ist dein edelstes Blut — dafür verströmen lassen?

Wohl, dich dürstet und hungert nach so unsäglich peinvoller Prüfung nach Frieden, — ein Narr, der das nicht begreifen möchte, ein Heuchler, der das leugnen wollte. Wohl, du wandelst in einer Wüste, in einer verödeten Erde, darauf das Leben kaum noch des Lebens wert erscheinen mag. Alles, woran dein weltweites Herz hing, alles dir Hohe und Heilige in Scherben und Trümmern! — Lohnt es da noch des Kampfes?

So scheint es. In diesen qualvollen Gasen der Völkervergiftung. Aber — die Sonne siegt, und die Nebel heben sich von dem gelobten Lande, der gülden schimmernden hochgebauten Stadt. Da wolltest du deinen Nerven nachgeben? Das wolltest du? Nie und nimmermehr!

Du würdest zum Hohngelächter der Welt —: unendliche Opfer, sein Bestes hat dieser unheilbare deutsche Narr darangegeben, dann — nahe dem Ziele — hat er sich besonnen und seinen Henkern freiwillig sich ausgeliefert.

Bedenke, Deutscher: Überdauert dein Wille den Willen deiner Feinde auch nur um eine Stunde, dann hast du gesiegt! Das ist eben der nicht tief genug zu ergründende Sinn des erlösend nüchternen Hindenburg-Worts: Der wird den Krieg gewinnen, der die stärksten Nerven behält. Es kommt nicht auf das „Durchhalten" an, es kommt auf das Länger-Aushalten an!

Beweisen wir dem Engländer, daß unsere Zähigkeit noch viel zäher ist als seine, auf die er sich so viel zugute tut, die er wohl reichlich haben mag, aber

doch nur in einem erst gründlich durchzuschüttelnden und -zurüttelnden Maße, dann wird dieses so gefürchtete, gewaltig thronende steinerne Götzenbild plötzlich ganz menschliche Züge gewinnen, mit huldvollem Lächeln die Stufen seines Thrones — immer noch Majestät markierend — herunterschreiten.

Es ist nun einmal nicht anders: durch eigene Schuld und Fehle nicht zuletzt, schuldlos-schuldig, sind wir in diese blutigen Nöte, in diese Weltkrämpfe gezüchtigt worden. Darum brauchen wir aber als Volk unser Haupt noch lange nicht mit Asche zu bestreuen, wenn wir leider die uns eingebrockte Suppe schon auslöffeln müssen. Wenn wir fest bleiben, wenn wir als opferndes, blutendes Volk auch die schwankenden Gestalten unter uns zur Festigkeit zwingen, dann kann uns kein Tod noch Teufel den Sieg entreißen, dann finden wir unsere Heimat zwar immer noch aus tausend Wunden blutend, aber genesungsfreudig und -kräftig wieder. Und dann blüht nach all den starren Schrecken ein neuer Frühling, ein deutscher Frühling! Für alle Welt, dann, aber nicht früher, auch für unsere Feinde —: Herr, vergib ihnen, denn sie wußten nicht, was sie taten.

Alles aber nur dann, wenn wir länger aushalten als unsere Feinde. Ja, in Wahrheit: auch nur eine Stunde länger.

Nun wähle, Deutscher!



Nach dem Kriege · Von Thilo Kieser

Stille Wege möcht' ich wieder gehn,
Wege, über denen Sterne blinken,
Die von all dem Elend nichts gesehn,
Drin die halbe Menschheit sollt' versinken.

Eine Sonne möcht' ich wieder schaun,
Zu der nie der Blutdunst aufgestiegen;
Die niemals — erfüllt von tiefstem Graun —
Sah verschmachtend wunde Krieger liegen.

Glockenklänge möcht' ich tief und voll
Hören über Berge, Täler schallen,
Ohne Wehmutsklage, ohne Groll, —
Jedem Einzigen zum Wohlgefallen.

Und mein Herze, das in Kampf und Streit
Wurde hart bei manchem Schreckensbilde,
Soll fortan für diese Erdenzeit
Nachsicht üben, — duldsam sein und milde...



Die schwedische Margret

Eine Kriegs- und Hexengeschichte aus Nordschleswig

Von Erich Schlaikjer

(Schluß)

Der Krieg durchzuckte die kleine Stadt mit elektrischen Schlägen. Mit einem Ruck flogen die Alltagssorgen weg, wenn die schwarz-weiß-roten Fahnen sich im Lichte des Sieges badeten. Eine ernste Festfreude ging durch jedes deutsche Herz. Auch die Todesnachrichten blieben nicht aus. Hier warfen sie eine Mutter und dort eine Frau mit lautem Gejammer auf die Knie. Die Menschen hatten den Krieg vergessen. Nun durchlebten sie ihn wieder mit allen Schrecken und seiner tiefen, unermeßlichen Größe.

Der große Aufschwung beim Ausbruch des Krieges trug aber noch immer die kleine Stadt. Eine Woge von Stolz und Kraft ging durch die Seelen, und mancher alte Vater lächelte sein sonnigstes Lächeln, wenn die Tapferkeit des Sohnes das Gespräch der Leute bewegte.

Von Tamke liefen andauernd gute Nachrichten ein. Er entpuppte sich als ein hervorragend pflichttreuer Soldat und wurde von den Kameraden vergöttert. Wer hatte das im Grunde anders erwartet?

Nachdem er drei Monate im Westen gekämpft hatte, erhielt er das Eiserne Kreuz. Dann machte er einen Offizierskursus durch, und bereits der Februar des Jahres 1915 sah ihn als Kompagnieführer. Er blieb andauernd an der Westfront. Die Feldpostbriefe der Kameraden meldeten immer wieder Schönes und Gutes von seinem Ernst und seiner Ruhe. In der Stadt breitete sich langsam und allmählich ein Gefühl des Stolzes aus. Man war doch froh, diesen tüchtigen Mann persönlich zu kennen. Wenn einer seiner jungen früheren Schüler ins Feld ging und das Glück hatte, zu seiner Kompagnie zu kommen, leuchteten die Augen. Es war, als wäre damit ein großes Stück bereits gewonnen.

„Wo der mit seiner Mannschaft steht, geht nichts verkehrt", sagten die Leute. Sie alle kannten ihren Tamke und hatten gleichsam teil an ihm.

Dann aber trat ein merkwürdiges Ereignis ein. An einem frostklaren Februartag begann's.

Unten auf dem Postamt fiel die milde Wintersonne in den Raum, wo die Postbeamten die eingelaufenen Briefe sortierten.

„Den Brief bestelle ich nicht!" sagte plötzlich der eine von ihnen und schleuderte einen Brief von sich, als wenn er plötzlich eine giftige Natter in die Finger gekriegt hätte.

„Das kann ich dir nicht verdenken", sagte ein älterer Kollege, nachdem er den Brief näher angesehen hatte.

Es war ein Feldpostbrief an Margarete Hansdatter am Räuberwald. Tamke hatte mit dem Schreiben gezögert, um erst all die furchtbaren Eindrücke in seiner Seele zu verarbeiten. Vergessen hatte er aber sein Versprechen keineswegs und löste es nun ein. Sein Name stand als Absender auf dem Umschlag.

Die beiden Briefträger berieten, was zu tun sei. Es handelte sich schließlich um eine amtliche Sache, die keinen Spaß verstand. Die wenigen Briefe, die Margret im Laufe der Jahre erhalten hatte, waren ihr auf dem Umweg durch Bauersfrauen zugestellt worden. Jetzt im Winter und im Krieg war das Problem doppelt schwer.

Ein junger Kriegsinvalide, der einen Schuß durch die Lunge erhalten hatte und als Briefträger Dienst tat, mischte sich ins Gespräch und ließ sich den Zusammenhang erklären.

„Von wem ist der Brief?" fragte er dann.

„Von Tamke."

„Vom Leutnant Tamke?"

„Von ebendem."

Er sandte ihnen einen verwunderten, ernsten Blick.

„Gebt mir den Brief!" sagte er dann kurz. „Ich kenne den Mann aus dem Feld. Was der schreibt, kann ich austragen."

In der Stadt setzte aber doch ein Getuschel ein. Die Hochachtung vor Tamke dämpfte es; aber wenn zwei sich ganz allein glaubten, kam es zum Vorschein. Ob er vielleicht ein Amulett von ihr hatte? Wenn sie Menschen auf übernatürlichem Wege töten konnte, konnte sie sie vielleicht auch auf demselben Wege am Leben erhalten. Am Ende war er gar nicht so dumm gewesen, als er es mit diesem Weib nicht verdarb.

Als dann wie ein Lauffeuer die Nachricht durch die Stadt eilte, daß Tamke das Eiserne Kreuz erster Klasse erhalten habe, schien das Gerede zunächst fortgeblasen zu sein. Es war aber nur scheintot. Es hatte sich in schmale Erdspalten und faulige Löcher zurückgezogen und züngelte immer wieder mit seiner Natternzunge hervor. Vielleicht hatte er doch ein Amulett! War die neue Auszeichnung nicht ein Beweis mehr? Mit einem Amulett von dieser Frau war es am Ende kein Kunststück, durch die lebendige Hölle hindurchzugehen. Man würde ja sehen. Man würde es ja erleben. Der Mann war unverwundbar. Das stand fest.

* * *

Anfang März gab es einen verspäteten Wintertag mit Sturm und Schnee. In dichten Wolken stob der Schnee durch die Straßen, und man begann mit einer Verkehrsstockung zu rechnen. Sie kam auch richtig, aber noch bevor sie kam, brachte die Post die Nachricht, daß Tamkes rechtes Bein dicht am Rumpf von einer Granate weggerissen worden sei. Außerdem hatte er drei Gewehrkugeln erhalten. Unverwundbar war er also offenbar nicht. In einem Feldlazarett lag er auf den Tod.

* * *

Der Tod wich vor seinem sieghaften, starken Körper zurück. An einem Frühlingstag im Mai brachte ihn der Zug heim. Drei Feldgraue, die mit ihm gefahren waren, hoben ihn vorsichtig aus dem Abteil und setzten ihn in den kleinen Wagen, der auf dem Bahnsteig bereits auf ihn wartete. Die Freunde, die ihn abholten, weinten bei seinem Anblick. Tamke selbst schien regungslos zu sein. Der Verlust des Beins hatte seinen Verstand umdüstert und ihn schwermütig gemacht.

Als er aber jetzt über das Steinpflaster gefahren wurde und die Stöße seinem geschwächten Körper Schmerz verursachten, war es, als ob etwas in ihm auftauchte. Eine Erinnerung stand plötzlich klar vor seinem Geist.

„Wenn du wiederkommst, wirst du nicht mehr gehen."

Das war anders in Erfüllung gegangen, als er geglaubt hatte. Waren die Orakelsprüche immer noch so doppelsinnig wie im alten Griechenland?

Die Eisenbahnfahrt aber hatte ihn zu stark mitgenommen. Er konnte nicht denken. Noch auf der Straße schlief er ein und wurde schlafend ins Haus getragen und ins Bett gelegt.

* * *

Spät am Vormittag wachte er nach einem langen, erquickenden Schlaf auf, und sofort trat die Erinnerung des gestrigen Tages wieder vor seine Seele.

„Wenn du wiederkommst, wirst du nicht mehr gehen."

Es war, als ob alles andere ihn teilnahmslos ließ, nur dieses eine Wort nicht. Selbst die Kriegsnachrichten bewegten ihn nicht mehr. Es war Krieg. Das wußte er. Er war draußen gewesen. Es war aus. Sein Geist umzog sich sofort wieder mit dichten dunklen Schleiern.

Dieses eine Wort aber bohrte sich durch die Teilnahmslosigkeit hindurch, wie ein scharfer, spitzer Pfriem. Es war, als ob ein Licht aufgetaucht sei, das er krampfhaft festhalten mußte. Wenn auch das erlosch, verschlang ihn die ewige Nacht.

In seiner Seele setzte sich ein Entschluß fest. Der erste, seitdem ihn der Krieg zerschmettert hatte. Er wollte die Frau wiedersehen, die das Wort gesprochen hatte. Es war das einzige Stück Leben, das noch in ihm war. Dieser eine Weg führte gleichsam in die Vergangenheit zurück. Er wollte ihn gehen.

Am Nachmittag kam ein kleiner Handwerksmeister aus der Stadt, der sich mit Botengängen und allerhand Zufallsverdienst mühsam durchbrachte. Die Freunde hatten ihn angenommen. Er sollte ihn an diesen schönen Frühlingsnachmittagen herumfahren.

Tamke war in Uniform und hatte das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse angelegt.

„Fahren Sie mich an das Haus der schwedischen Margret", sagte er.

Der Handwerksmeister wurde so verwirrt und ängstlich, daß er am liebsten drei fromme Kreuze geschlagen hätte.

„Sie brauchen mich nur bis an den Zaun zu fahren. Die kleine Strecke ins Haus schaffe ich mit den Krücken."

„Ich kann es nicht verantworten. Mir ist, als müßte ich Sie in den Tod fahren."

„Sind Urlauber in der Stadt?"

„Genug."

„Holen Sie irgendeinen. Sie brauchen ihm nur zu sagen, daß ein Kamerad ihn braucht, der selber nicht mehr gehen kann. Dann kommt er sofort."

Am Nachmittag wurde Tamke von einem Urlauber der Matroseninfanterie und dem kriegsinvaliden Briefträger hinausgefahren.

„Ich gehe gern ins Haus, Herr Leutnant", sagte der Briefträger, als sie am

Zaun hielten. „Ich habe Ihre Briefe bestellt. Es ist ganz überflüssig, daß Sie sich mit den Krücken anstrengen."

„Ich kann's allein", war die Antwort.

* * *

Die Sonnenstrahlen fielen bereits schräge, als Tamke in das kleine Zimmer eintrat. In einem alten Lederpolsterstuhl am Fenster saß die schwedische Margret und war tot. Die offenen gebrochenen Augen machten einen unheimlichen Eindruck. Es war wie ein letzter gellender Hilfeschrei der Verlassenen an die harte Welt.

Mit einem Ruck zerrissen all die dunklen Schleier um Tamkes Geist. Er spürte wieder das Unglück dieser Frau, der nicht einmal im Tode jemand nahe war. Er blickte auf ihren Lebensweg zurück, und die heißen Tränen begannen zu rinnen.

Auf dem Tisch lag ein Brief an ihn. Sonderbar genug mit seiner vollen Feldadresse. Hatte sie in ihrer Einsamkeit nichts von seiner Verwundung erfahren?

Er machte die linke Hand von der Krücke frei und drückte ihr die Augen zu. Die schrägen Strahlen der Sonne lagen auf ihrem Gesicht, und nun erst sah man, daß sie glücklich und zufrieden lächelte. Die gebrochenen offenen Augen hatten das Lächeln niedergeschrien. Es war, als ob es grade in dem Augenblick auf ihr Gesicht getreten sei, als er ihr die alten Augen schloß.

Nun hatte sie den Frieden vor den Menschen gefunden, von dem der zweite Teil der Prophezeiung sprach. Sie war wohl zum ersten Male nach langer Zeit eine glückliche Frau, die alte tote Margret.

Ihr Lederpolsterstuhl stand vor dem Fenster auf einer Erhöhung, die sie selber gezimmert hatte, um besser in den Garten blicken zu können. Tamke brachte mit einiger Mühe einen andern Stuhl so an, daß er gleichsam zu ihren Füßen saß und in das schlafende Gesicht blicken konnte.

Dann nahm er den Brief und las.

* * *

Mein lieber Sohn

Die Prophezeiung ist anders in Erfüllung gegangen, als Du gedacht hast, aber ich durfte Dir das Herz nicht schwer machen vor einem so ernsten Gang. In diesem Augenblick heben sie Dich aus dem Zug, und heute abend schlägt nun auch meine Stunde. Gott nimmt mich hinüber in seinen Frieden.

Sei unverzagt! Du hast mich aufgehoben, als mich die Menschen zertreten wollten. Du hast mich aufgehoben, als ich zusammengebrochen im Garten lag. Gott wird auch Dich aufheben aus Deinem Leid. Du wirst wieder ein glücklicher und zufriedener Mensch werden. Meine armen Augen haben es gesehen.

Ich bat Dich an jenem Abend um die Erlaubnis, Dich meinen Sohn zu nennen. Ich hatte ein Recht dazu, denn ich bin Deine Mutter. Gott legte mir das Härteste auf, was einem Menschen auferlegt werden kann. Ich mußte Dich begraben vor der Welt und konnte Dich nur wie ein Heiligtum in meinem Herzen tragen. Als die Menschen in mir ein unheimliches Wesen sahen und mich auszustoßen begannen, mußte ich Dich retten. Ich habe das Mutterglück aus meinem Herzen

gerissen, damit Dein Leben in Reinheit wachsen konnte. Wir haben beide gebüßt. Dein Vater draußen in der weiten Welt. Ich auf einer langen Wanderung von Dorf zu Dorf. In Dir aber ist unser Glück wieder lebendig geworden und schreitet aufrecht einher unter den Menschen. Gottes Wege sind nicht unsere Wege. Der Name des Herrn sei gelobt.

Als ich hier in der Stadt war und Dich so nahe wußte, konnte ich meine Sehnsucht nicht mehr unterdrücken. Ich bat Dich herzukommen, und Du kamst. Hab' tausend Dank dafür! Ich mußte Dir so fern bleiben, wie nur je, aber Gott war gütig und machte Dich zu meinem Beschützer. Ich habe mich hinter Sträuchern versteckt und Dich auf Deinen Spazierwegen beobachtet. Ich habe unter Deinem Fenster gestanden und das Licht Deiner Studierlampe gesegnet. Ich habe mein Herz vor Stolz und Freude halten müssen, wenn ich Dich durch die Straßen gehen sah. Du bist von mehr Liebe getragen worden, als irgendein anderer Sohn. Laß es ewig ein Geheimnis bleiben, daß ich Deine Mutter bin. Es liegt so tief, daß niemals, niemals darüber gesprochen werden darf. Es soll Dein und mein Reichtum sein und bleiben.

Nimm das Haus und meine arme Habe an dich. Es wird in der Stadt nicht auffallen, da du als der einzige mit mir Umgang pflegtest. In meiner Truhe findest du in ein Papier eingewickelt das Geld, das du mir für Pflanzen und Käfer gegeben hast. Ich habe es oft geküßt. Laß es eine Erinnerung an mich bleiben und denke, daß Du mit jedem Nickelstück Deiner Mutter eine unsagbare Freude bereitet hast. In dem einen Schreibheft findest Du Nachrichten von Deinem Vater und eine Schilderung seines Charakters. Sei stolz, daß sein Blut in Deinen Adern rollt. Du hast von ihm die offenen blauen Augen geerbt. Tritt nie an seine Familie heran. Sie wissen von uns dreien so wenig, wie die übrige Welt. In dem zweiten Heft stehen Aufzeichnungen aus dem langen Elend meines Wanderlebens. Denke nicht schlecht von den Menschen, weil sie schlecht von Deiner Mutter dachten. In dem dritten Heft aber habe ich die Zeiten meiner bräutlichen Liebe zu Deinem Vater geschildert — als wir noch glücklich und frei in der Jagdhütte im Wald zusammenkamen. Lies diese Blätter oft. Ich möchte gern so stolz und aufrecht vor Dir stehen, wie ich damals war.

Mein lieber Sohn! Du hast nun auch das tiefe Grauen kennengelernt. Du hast auf nackten Feldern geschlafen, wie Deine landstreichende Mutter so oft. Nimm meinen Dank für die Güte und Redlichkeit Deines Herzens. Der Herr segne Dich, weil Du noch im Alter mein Herz mit Stolz und Selbstbewußtsein erfüllt hast. Vergiß nie das Leid der Ausgestoßenen und behalte lieb

Deine glückliche Mutter

Anna Marie Tamke.

* * *

Als der Leutnant gar nicht wiederkommen wollte, ging schließlich der Briefträger ins Haus hinein. Dort saß die tote Margret lächelnd in ihrem Stuhl. Tamke aber war umgefallen und lag bewußtlos auf dem Fußboden.

* * *

„Wenn ich nur wüßte, was er im Grunde mit dieser Frau hat“, sagte der leitende Arzt des Kreiskrankenhauses, als sie ihn noch am gleichen Abend in wilden Delirien einlieferten. „Diesmal kommt er nicht mit dem Leben davon. Die Gewehrkugel durch die Brust hat ihn noch mehr geschwächt, als die Granate.“

* * *

Tamke wurde aber doch wieder gesund. Sein alter stiller Frohsinn kehrte zurück, und das Klassenzimmer war wieder von der Sonne seiner Güte erfüllt.

„Mit Gottes Hilfe und einem Bein von Professor Biesalski bin ich wieder auf die Strümpfe gekommen“, pflegte er zu scherzen.

Wenn er den Jungens von seinen Kriegserinnerungen erzählte, leuchteten ihre Augen wie ein Tag im Mai. Mitunter erzählte er ihnen aber auch von seiner Verwundung und dem geistigen Zusammenbruch. Dann wurde es ganz still im Zimmer, und sie blickten schweigend in den tiefen Abgrund des Grauens. —

Er lernte mit einem Bein radfahren und konnte wieder in den geliebten Räuberwald hinaus.

So war alles wieder in Ordnung gekommen. Was in der Stadt auffiel, war einzig und allein, daß er das Grab der schwedischen Margret zu jeder Jahreszeit bestellte und pflegte. Als ruhe da unten nicht eine Landstreicherin, sondern etwas unendlich Gutes und Teures.

„Es muß an dieser Frau doch irgend etwas Besonderes gewesen sein“, sagten die Leute.

Und damit hatten sie zum ersten Male recht.



Siegeswillen · Von Karl Frank

Das Wort des Starken kann nicht untergehn.
Der Geist des Friedens, den sie von sich scheuchten,
Wird ihren Weg als Rachegeist beleuchten
Und riesengroß an jedem Grabe stehn.

Ein Finger pochte an der Türe an
Und ward verhöhnt; als Hammer wird er kehren,
Kein Spötter wird sein Dröhnen überhören,
Wenn er in Trümmer Lüge schlägt und Wahn.

Verflogen ist der allzu lichte Traum,
Kein Heilandswort mag diesen Sturm mehr stillen —
Nun laßt die Kraft das große Wort erfüllen,
Und erst der Sieger pflanzt den Friedensbaum!



Der Neuaufbau des deutschen Lebens

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

In seiner an Platon angelehnten Weise, Darlegungen zuweilen in Gespräche zu kleiden, die teils erlebt wurden und im übrigen hätten erlebt werden können, stellt sich Scheffler einmal in die Unterhaltung eines dieser sozialen Kunsterzieher, die die ganze Glückseligkeit mit Museen und neufranzösischen Bildern herbeiführen könnten. Mitten bei Punkt soundso des eifrigen Mannes bricht er plötzlich ab, — „ich weiß nicht mehr, was es war; denn jetzt hörte ich nur noch jenes peinliche Geräusch, das entsteht, wenn man oftmals hintereinander das Wort ‚Kultur, Kultur, Kultur' ausspricht".

Es ist das politische ermüdende Gegenstück, wie wir die „Ziele der Menschheit" nicht gut länger mehr vertragen, wo das peinliche Vermissen der genauen Vorstellung ähnlich dabei herauszutreten pflegt. Heutzutage, wo schon der einzelne Staat eine so überaus schwierige, von tausendteiligen Bedingungen bewegte und im richtigen Gangwerk abhängige Maschine geworden ist, kann der politisierende Sachverständige allerdings noch immer so die Zustimmungen aller Wohlmeinenden und selber nicht genau Denkenden mit sich ziehen, überzeugende Hoffnung und ethische Selbstbefriedigung aufrichten. Schon die französische Revolution verwirklichte im Jahre 1791 die Unbeschriebenheit des Politikers mit Kundigkeiten und Erfahrungen, verhing ein Selbstverbot der Wiederwahl über die Mitglieder der älteren Nationalversammlung, die noch aus den wirklichen Verhältnissen draußen im Lande kamen, ihre „Cahiers", d. h. Schilderungen der realen Schäden nebst Abhilfe-Gedanken, mitbrachten und durch einen großen Teil ihrer Beschlüsse den Jahren 1789—1791 tatsächlich das Verdienstvolle und ewig Denkwürdige gaben. Zur Weiterführung setzten sie aber durch einen auch sehr edel gemeinten, überhasteten Beschluß die grundsätzliche Unwissenheit, also desto zungenfertigere Meinungsfechterei als „ideale Repräsentation" des Volkes ein, die denn sofort die Advokaten übernahmen, und brachten Frankreich selber, durch Wegräumung aller geschichtlich, landschaftlich, gesellschaftlich aus sich selbst gewachsenen Verhältnisse, überhaupt durch Wegräumung alles Bedingten und Bedingenden, in den geeigneten reibungslosen Zustand, wo alle die neuen Departements und alle die neuen Citoyens völlig naturwissenschaftlich-philosophisch gleichartig waren, keine Erdenreste dessen, was man hätte kleinlich berücksichtigen müssen, an ihnen hafteten, ihre vollkommenen Tugenden und ihr vollkommener Glückszustand sich auf die kürzesten und zweifellosesten Formeln bringen ließen und man mit diesen daher auch, was ganz logisch war, sogleich die ganze „Menschheit" beschenkte.

Seitdem bleibt denn tatsächlich der demokratische Verstand der Menschheit mit diesem entfesselten utopischen Sophismus, um athenisch zu reden, behaftet, der aber mehr noch ein geistiger Morphinismus samt allen Ansteckungserscheinungen ist. Wer früher ein Schwachkopf oder Scharlatan gewesen wäre, redet nun sich und unzählige andere in seine gebildlosen Wortbetrunkenheiten, ungehemmt von werktäglichen Einwänden, hinein. Je größer der ungeteilte Schauplatz ist, auf

den sie sich erstrecken, desto schwerer hat es naturgemäß die Konkretheit, die auf die Wirklichkeit der Dinge hinweisende Überlegung, sich nicht rückständig nennen lassen zu müssen. In den kleinrepublikanischen Landsgemeinden von Appenzell oder Uri, diesen erhaltenen alten volklichen Thinggemeinden, wird noch heute nichts von jenem blauen Dunst geschwefelt, der als ein festliegender Nebel, aus dem man nie mehr herauskommt, das „volksrepräsentierte" Frankreich überschwadet. Auch die kommunalen Körperschaften allgemein halten sich an die Dinge, wie sie sichtbar sind. Sie sind noch keine Erbsitze untrüglicher Weisheit, denn auch ihre umgrenzten Gegenstände sind nicht stets nur so einlinig richtig zu bemeistern, aber sie sind doch eine Schule hierfür, auch für scheulos gesunde Sachkritik der Zuschauer (daher die gewisse Ironie des Ausdrucks Stadtväter), sind eine der Hoffnungen für das Wiederaufkommen öffentlichen Sachverstandes auf der heute unerläßlichen verbreiterten Basis. Sie sind denn auch der Punkt, wo schon die Sozialdemokratie aus dem seit 1791 die Öffentlichkeit überflutenden Ideenkonventionalismus — dessen fossiler, unveränderlicher Wortbestand seine Unfruchtbarkeit bestätigt — sich zum Umgang mit Realitäten, Erfahrungen, mitarbeitenden Erreichungen herauszumausern begonnen hat.

Weshalb die Partei, die das Sammelbecken aller Unzufriedenheiten und Kritiken bildet, doch zu begrüßenswerten Gesundungen im Staate so gar nicht selbstschöpferisch beiträgt, ist schon mit Gesagtem angedeutet. Ihre Bestrebungen, die sie am eintönigsten wiederholt, sind alle nur etwas Totes. Dem Bestehenden läßt sich nicht mit luftförmigen Gegenerklärungen, sondern nur vom einzelnen her beikommen, man baut von der Erde mit richtig sich fugenden Steinen. Die menschliche Gesellschaftsentwicklung wird ermutigt und angetrieben durch die höheren und schöneren Kräfte der Gesinnung, die in ihrer Stilisierung zu abstrakten Idealismen die Stärke der geschlossenen Macht gewinnen; aber gearbeitet werden kann an der Entwicklung nur aus der Erkenntnis. Die Geschichtsfeindlichkeit der Sozialdemokratie ist der Schlüssel zu ihrer Unfähigkeit, Geschichte machen zu helfen; nicht einmal so sehr, weil sie dem Überlieferten feindlich ist, als geistig fremd darin.

Alles Geschichtliche, es mag sein, was es will, Volkstum, Staat, Nation, Gesellschaftsordnung, Monarchie, Recht, Freiheit, Gemeinpflicht, „Kultur", ist allmähliche Gewordenheit, ist nicht als Idee von oben her in die Welt gekommen, sondern organisches Wachsen vom Kleinsten her, aus der Urzelle, Kristallisation, nicht anders als in der übrigen Natur. Mit der Bezwingung des willkürlichen Geschlechts — oder des unwillkürlichen, wie man's nennen will — durch das gedankliche, männliche, setzt die Ordnung, Gestaltung der menschlichen Gemeinsamkeiten ein. Es bildet sich die Familie aus, aus der die Familienverbände hervorgehn, Sippen, Phratrien, gentes, erweiterte Schutz-, Trutz- und Friedenseinungen herauswachsen, Harden, Hunderte, Phylen, curiae, und schließlich der Staat, zunächst in seinen Kleinformen, entsteht, Völkerschaft, diet oder folk mit gemeinsamer Malstätte, civitas, *πόλις* mit Schutzburg und Landbezirk. Die Volksgemeinden ordnen sich als Gau, Bant usw., nordisch fylker, in wieder größere Zusammenschlüsse, wie z. B. die Franken und Sachsen welche sind, die man weit hinterher dann „Stämme" nennt. Über diese letzteren, zwar nicht überall, z. B.

griechisch nicht, erheben sich endlich abermals jüngere politische Einigungen, für die wir uns mit dem Worte Nation behelfen; wir erweitern auch das alte Wort Volk auf diesen Umfang, drücken dann aber nicht das Staatliche mit aus. Geschichtlich bleiben nun überall, auf der ganzen Welt, bis die abstrakte Gesetzgebung darüber gerät, die Lebensformen und Kulturleistungen der höheren Verbände auf die älteren, kleineren mitbasiert, sie schonen und verwenden diese und ziehen ihre gesundeste Kraft und Sittlichkeit aus ihnen. (Die zweite Ausnahme schafft der hastig zusammenballende Despotismus in der Art der alten Perser oder des neueren Rußland.) Die rechten Nationen gleichen den in harmonischer Einheit gestalteten, reichtragenden Bäumen, mit ihren starken partikularen Wurzelästen und so bis zu den feinen letzten Fasernwurzeln ihres fruchttragenden Lebens, was die Familien mit ihren Erziehungswerten sind. Jener ausgeprägte Familiensinn, der bei uns noch im Adel lebt, kannte keine solche Begrenzung in älteren germanischen Zeiten; haben doch in dem kleinen Island ungezählte bäuerliche Familien ihre über drei, vier Jahrhunderte zurückreichenden lebensvollen Erinnerungen schließlich auch durch Aufzeichnung (die Familien-Sagas) festgehalten, wo immer das richtige und Ehre erwirkende Benehmen die Hauptsache ist. Die Schwächung des Familienlebens rächt sich stets zuletzt im Staat, man denke an Athen, an Spätrom, denke umgekehrt an Luther, wie er es wieder einsetzt und emporbringt. Darin liegt das Meistzerstörende der Weltverbesserer seit 1789, wie sie den Staatsbegriff zum unorganischen Plastellin machten, woran der Beschluß willkürlich herumfingert, die Menschen des Staats zu infusorienhaften Massenschwärmen erniedrigten, die der Zeitungswind umherweht. Unersetzliches an Imponderabilien ist durch selbstüberhebungsvolle Gesetzgebungen blindlings vernichtet und dafür das Eintagswesen zur Macht gefördert worden, mit allen den Wirkungen, die seine Parvenunatur auf die Umgangsformen, den Takt, den Geschmack, die Kunst und Lektüre, die Bildung überhaupt, auf das, was „gemußt“ wird und was „man“ tut, auf die allgemeine Lüge und immer auf die Leere der Seelen übt.

Das sind, wenn's hier auch anders hergenommen und gesagt ist, die Erkenntnisse, die Karl Storck sein deutsches Erneuerungsbuch „Die deutsche Familie“ (Halle, Mühlmann, 1917, Preis 3 M) betiteln ließen. Ein Buch der fragenreichen Zeit im umfassenden Sinne, und bedachtvoll das eigentlichste Hausbuch unter ihnen. Ein „Pharus am Meer des Lebens“, wie solche Bücher zur Zeit unserer Mütter, als sie jung waren, hießen; den man dem jungen Manne und der jungen Frau in die Ehe schenken, doch auch dem Jüngling, dem ausgewachsenen Backfisch geben soll, damit sie schöner, klarer und bewahrter in die Ehe kommen. Und damit sie wissen, was sie tun und wie's angehn sollen, wenn sie die Absicht haben, ihre Gemeinsamkeit und ihr Haus zu einem kleinen Heiligtum des Guten und Echten und Gebildeten, der häuslichen Freude an Geschmack und Künsten aufzurichten.

Der „Pharus am Lebensmeer“ sollte nicht an den Ton mancher älterer Erziehungsbücher erinnern, die bei viel Gutem darin etwas langweilig waren. Storcks Buch ist lebensvoll herzhaft und so wenig theoretisch blaß als prüde. Drum wird es auch auf jene heutige Jugend wirken, die leicht sich zu erfahren für Lehrer, die ihr noch beikommen könnten, wähnt. Zwischen der schauderhaften „sexuellen Aufklärung“ und andererseits der über Luther weg bis zu uns noch

nachwirkenden kirchenväterlichen Vorbeugungspädagogik, die meist nur die jungen Phantasien zu schleichenden Spürtrieben aufjagt und im Kessel verdrückter Lüsternheit herumtreibt, steht auf der gesunden Linie der Natur, die immer noch — wenn undurchkreuzt — die weiseste Vorsorgerin und hundertmal feinste Bewahrerin blieb, das frische Kapitel Storcks von der geschlechtlichen Erziehung. Ihm ist „Sinnlichkeit" kein schändliches und erschreckendes Wort, ist sie die wundervolle und wunderreiche, in alle Lebensgebiete den Schwung und die Schönheit bringende allschöpferische Kraft, die es darum aber auch zu diesen Erfüllungen zu leiten und willensbewußt zu behandeln gilt.

Unsere Zeit vor dem großen Kriege war sehr ähnlich der des Spätmittelalters geworden, vor dem revolutionären Bauernkrieg mit seinen Reichsverbesserungs-Artikeln und vor der kirchlichen Reformation, die ja nicht nur religiöse Erneuerung war, sondern eine solche des ganzen sozialen und ethischen Denkens. Eine ernste, sittlich-geistige Umkehr und allgemeine Selbsteinkehr nach der einseitigen Gewinnsucht und Geldkultur, der Macht des „Pfennigs", wie man damals sagte, die von den Wenigeren her stets die Vielen durch bestimmte Bedingungen einbezieht. Nicht umsonst sprach man jüngst so viel von der deutschen Hansezeit. Der wesentlichste Unterschied ist eigentlich, daß damals die Kunst in der Hut des Handwerks war; diese Meister hielten das gelernte Können fest, führten die gotische Tradition noch weiter und zerbrachen sich nicht den Kopf darüber, daß nun auch die stilistische Härte der Kunstform ebenso eckig und eklig wie der seelische leere Zeitinhalt sich zeigen solle. Den verweltlichenden Übergang zum Reichen, sich Ausschwelgenden macht freilich auch diese architektonische und kunstgewerbliche Spätgotik mit. Und ebenso spielt in die Gegenstände der Malerei der verdorbene Geschmack des Publikums hinein, den auch die kirchliche Kunst umwirbt, indem sie ihm auf ihre Art dieselben kitzelnden Schauersensationen bietet, wie unsere Zeitungen und Kinos durch die unersättlichen Schilderungen von Unglücksfällen, Morden und ähnlichen volksbildenden Dingen. Im Alten Testament (Judith usw.), in den Heiligenmartyrien fanden sich die genügend allverständlichen Stoffe für diese zahllosen Darstellungen, und für die kauffähige Oberschicht tat noch der neue Humanismus Verwandtes aus der Antike dazu. Der Lebensgeschmack des reichen Spätmittelalters steht tief unter der mittelhochdeutschen Zeit, deren Lebensspiegel ihre Epik und Lyrik sind. Die Fähigkeit einer schöneren Literatur ist richtig erloschen, außer daß das kleine Volk die alten heldischen und poetischen Stoffe noch gerne erzählt hört und diese nun die bekannten kleinen „Volksbücher" werden, bescheidene Heimatskunst. Zwar wird noch in ritterlichen Stoffen herumgeklittert, weil die jungen Stadtpatrizier gerne die Artusrunde mimen, sich vorurteilslose Grafen, Fürsten und selbst Kaiser — die ja auch nie Geld haben — zum Turnier bitten und sie womöglich, wie den Kaiser Sigismund, zu den Minne-Damen in der Frauengasse führen; aber all diese Spätepik ist erbärmliches geistloses Alexandrinertum. Wie zur Zeit der sinkenden Römer gedeiht der Geist der Satire, die Verhöhnung der allgemeinen Narretei und Liederlichkeit, teils noch didaktisch bestrebt, öfter als gleichmütige Selbstbelustigung, in der Art des römischen Petronius. Die Geschmacksneigung für die Mengung von Zote und grotesker Banalität, die mit allem, was einen

gewissen Namen hat oder manchen noch ehrwürdig ist, Ritterromantik, humanistische Mythologie, christliche Religion, einen halbbildungsmäßigen, von Scham und Takt nichts wissenden Unfug treibt, findet ihre an Kosten und Techniken nicht sparende Schaubühne in den öffentlichen Aufzügen oder Fürsteneinzügen, den ulkigen Festivitäten der reichen Vereinsgesellschaften, aber auch auf der Mysterienbühne. Den Taumel der Vergnügungssucht überbietet nur einzig der Reiz des gegenseitigen An- und Überprotzens, der Modesucht in Kleidern, wobei „je verrückter und herausfordernder, desto besser" gilt, der Geschmack und die Standesachtung gleichgültig sind, die Frauenmoden z. B. zeitweilig die Bäuche herauspolstern, nonnenhaft verhüllte Köpfe und tief enthüllte Hälse pikant zueinander wirken, die männlichen Geckereien bis zu klingelnden Schellen, zu weibischen Schnitten, Zöpfen, Dekolletierungen und richtigen Schleppentrachten gelangen.

Wie immer, wo das Geld die Freuden schaffen soll, sucht man sie außerhalb des Hauses. Seine Lebensregierung zerlöst auch hier, wenn auch nicht in solchem Maße wie im kaiserlichen Rom, die Ehen, bringt ganze Klassen von Junggesellen hervor, die es zum Teil ausdrücklich sein sollen, wie die hansischen Angestellten in den auswärtigen Plätzen. Auf jede Weise leiden die Bedingungen der inneren Ehegemeinschaft, die bei den einfachen germanischen Verhältnissen so wertvoll und schön gewesen, laut Tacitus, Sagas, Epen und anderen Quellen. Dem athenischen Hetärenkult und der Rolle der weiblichen Libertinen in Rom stellt sich spätdeutsch-mittelalterlich an die Seite das süßliche Gourmandgetue — das an gewisse moderne Feuilletonistiken und Bibliophilien erinnert — mit den holden „Amien", den lichten Fröwelin, den zarten Jungfräulein, den „fahrenden Frauen", was natürlich keine Verehrungen der Jungfräulichkeit, sondern alles wieder die entwürdigten Ausdrücke aus dem Ritterkreise sind. Bei Maifesten und Aufzügen in niederdeutschen Städten führt man sie bekränzt an der Spitze, und ehrsame Ratsherren fügen sich in die Dinge, haben, wie ehedem der kluge Sokrates, noch ihr gewisses Wohlwollen; sie lassen nur mal eine Verordnung los, die just so viel ausrichtet, daß sie sie bald wieder aufwärmen können. Eine besondere Abart, woran sich vielleicht weniger das Ärgere als das Halbverlebte erfreut, ist die Einbeziehung des Badewesens aller Formen in die sinnliche Vergnügung, dazu die verliebte Erniedrigung mit den Bademägden, deren szenisch variierte leichthemdige Darstellungen in den Initialen der berühmten Wenzelsbibel die christliche Lektüre des Königs angenehm aufmuntern. Auch von den Beginen, einer Art halbgeistlicher Pflegeschwestern, wird weitum nicht bloß geflüstert, so wenig als davon, wie sich die zurückgesetzten Frauen schadlos halten, „wer sein Weib nit find't, such's bei den München"; man nimmt's humoristisch. Die Bestrebungen zur bessernden Umkehr tragen die vielfachen Züge des selber Überreizten, manches, wie die Adamitensekten, die Geißlerfahrten von Männern und Weibern, ist mindestens zweischneidig, und überhaupt ist bezeichnend, wie das Ernstliche sich nicht mehr an die Familie wendet, sondern ähnlich dem sinkenden Altertum sich in Körperschaften — Brüder vom gemeinsamen Leben, Mystikerzirkel usw. — flüchtet. Die ganze alte Ordnung ist zerrüttet, scheint hoffnungslos, was den gegenseitigen Ständehaß und die einander anklagende Pharisäerei der Stände nicht mindert, sondern nur steigert. Die Kaufmannskreise verstehen

es, die Fälle noch vorkommender Raubritterei ins Legendarische zu übertreiben, tatsächlich powern sie die Ritter aus, soviel noch was zu holen ist; die Ritter schimpfen auf die Pfeffersäcke und beugen sich doch vor ihnen. Mit der weichlichen Vergnüglichkeit, die man sich selber gönnt, verträgt sich eine bis ins Roheste gehende Herzenshärtigkeit, Verächterei und Menschenschinderei, die noch den mittelhochdeutschen Zeiten undenkbar gewesen wären. Man hatte gut verstanden, von den Italienern gerade das Üblere zu lernen und nicht zu wenigst das neue römische Recht dafür zu brauchen.

Die Deutschen waren das Hauptverkehrsvolk des Handels geworden, seitdem sie die älteren monopolistischen Vermittler ausgedrängt oder kaltgestellt hatten. Das Mittelmeer bis nach Spanien ist das eine Quellbecken des deutschen, enger gefaßt süddeutschen Städtereichtums, das andere sind Ostsee und Nordsee mit ihren Umländern bis ins innere Rußland und bis Bayonne und Lissabon. Einzelnes Rühmliche ist genug zu berichten; auch wie die deutsche Technik und Wissenschaftlichkeit den Fremden zugute kommt, sich persönlich z. B. bei der versuchten Umschiffung Afrikas betätigt, oder wie Fresken Giorgiones und Tizians den deutschen „Fondaco“, den ausgedehnten, massigen Herbergs- und Kaufhaushof zu Venedig schmücken. Beliebtheit oder viel Ansehen haben aber diese großen Verkehrszeiten dem Namen der Deutschen weniger geworben als das Gegenteil. Und das liegt nicht an ihrer Überlegenheit, ihrer „unbequemen“ Tüchtigkeit, an ihrer Herrschaft, wo davon gesprochen werden kann. Mit der wirtschaftlichen Herrschaft ist es wie mit der politischen, der andere Teil fühlt sich zunächst gesichert und versorgt dabei. Die „Befreiung“ des Festlands von Englands Handelsmonopol durch die Kontinentalsperre ist als Geschäftsruin und Not an gewohnten Zufuhren sehr schwer getragen worden, oder heute die badischen Fischer haben nicht das geringste dagegen, daß die Ermatinger schweizer Fischhändler mit ihrem Großversand Millionäre werden, wenn sie ihnen nur die Fische regelmäßig abnehmen und sie persönlich nichts gegen sie einzuwenden haben. Und so ähnlich ist es zur Hansezeit in Skandinavien, wo nur im weit größeren Maßstab die Fische, Häring und Stockfisch, eine Hauptrolle spielen. Nein, man „mag“ die Deutschen nicht. Sie stoßen allzuviel zusammen mit Lebensart und Erziehungen, die in sich zurechtgeglichener sind, ob das nun die alte und, sei sie noch so äußerlich, gute Form des Südens ist, oder die überlieferungsvolle Einfachheit im Norden. In den Deutschen steckt vieles; das Gute, Tüchtige, Vielkundige ist der Grund ihrer Erfolge, aber etwas Chaotisches, Unfertiges, erst Emporgekommenes dabei wirkt leicht nach außen vor, Stolz und Unstolz, Lautredigkeit und Bescheidenheit zeigen sich an falscher Stelle, schon früh spricht ein englischer Schriftsteller von der nicht zu sagenden „arrogantia Theotonicorum“. Durch die italienische Renaissance, die von Deutschland selber — mit Ausnahmen — wenig weiß, ziehn sich verachtungsvolle Stimmungen, die teils zutreffen, teils auch sehr schief sind; auch die niederdeutschen Vlamen verstehen und gefallen sich, wie die Italiener, eher mit den Franzosen, obwohl die politischen Erlebnisse mehr Anlaß zum Gegenteil bieten sollten. Danach geht es aber nie; die Völkerstimmungen wie die Frauenherzen verzeihen alles oder kritisieren alles, je nach-

dem man ihnen nun einmal gefällt oder nicht. Auch Reuter und Havas allein tun es nicht, sie haben zur Voraussetzung, daß die Völker sich ihre Verdrehungen und Lügen gerne aufbinden lassen. Im Norden zur Hansezeit wohnen die Leute, die im Gegensatz zu der italienisch-französisch-vlamischen Lebewelt den Deutschen nun wieder nicht als den Bärenhäuter ansehen, der den Kavalier machen möchte, sondern eher als einen Sittenverächter, der in ihre noch altgermanisch durch Unbefangenheit und Ehrbarkeit geregelten Verhältnisse verderbliche Neuheiten hereinträgt, von denen man nicht eimal den Geschmack daran begreift. In Bergen hinter der bekannten „deutschen Brücke“ haben die hansischen Insassen eine ganze Straße mit Frauenzimmern wohnen, ein nordisches Venedig an ungeeigneter Stelle; zu den schonenschen Märkten, die sich aus dem Treffpunkt von Fischern und Aufkäufern zur wochenlangen dänisch-skandinavischen Handelsmesse entwickelt haben, werden von Unternehmern aus den gegenüberliegenden deutschen Städten, die dem Grundsatz „Geschäft ist Geschäft“ anhangen, ganze Schiffe extra mit Dirnen über die Ostsee geführt. Weitreichende moralische Eroberungen des Deutschtums hatte die eisenklirrende Stauferzeit hinterlassen, Dante ist einer ihrer höchsten aktiven Zeugen; das deutsche Spätmittelalter erwirkt eine universale Abneigung ringsum, und auch alles, was Maximilian zusammenheiratet, hat eher verschärfte Gegensätze zur Folge, als daß diese Länder in ein größeres Deutschland möchten. Verständigung mit anderen anstatt der Deutschen, um so von diesen loszukommen, das ist die Stimmung im Norden, die zum Sturze der Hanse führt, um die ungefähr gleiche Zeit, da die Gelüste der unteren Stände, zu der vom Reich abgefallenen Eidgenossenschaft überzugehen, bis in die Neckargegenden hin sich willig dafür erregende, mit Kritik geladene Hörer finden. Mit erstaunlicher Raschheit hatte das deutsche Städtertum seit der Mitte des 13. Jahrhunderts seinen Reichtum begründet, die materiellen Grundlagen von Adel und Fürsten entwertet und dadurch mittelbar den Druck auf die Bauern ans Unerträgliche gesteigert; fast jählings bricht diese ganze Entwicklung zusammen. Das bringt den Fürsten die verlorene Macht zurück, während im nunmehrigen Durchbruch der längst geforderten und unzulänglich versuchten „Reformation“ die Verinnerlichung des Glaubens und der Lebensideen auch die segensreiche Wiederverhäuslichung des Lebens bringt und von da aus die vermorschten Sittenverhältnisse durch verjüngende Erneuerung überwindet.

Lehrreiche Erinnerungen, die die Storckschen Kapitel dem Historiker wachrufen und die dort in manchem Punkt gestreift werden, wie eben das Buch durch und durch aus jenem geschichtlichen Erfahrungsgeiste geschrieben ist, ohne den sich am Geschichtlichen nichts formen läßt, weder durch den Staatsmann, noch den Volksmann, noch den Erzieher. Der geschichtliche Sinn als Leiter der richtigen Handlungen, die Philosophie als Gefährtin persönlicher Rechenschaften, — so wie es Friedrich der Große hielt. Man hat uns endlich von der Sorge mehr entlastet, daß eine zur Freimachung unserer größeren Volkszukunft allzu matte Willenskraft ihr Begräbnis im Streusand idealer Selbstverzichte suchen wolle, für welches Nichtziel denn doch noch keine Vergangenheit derartige Opfer an Blut und Besitz hat aufbieten sehen. Nun wir an die äußere deutsche Zukunft wieder vertrauensvoller denken können, wollen wir aber auch mit aller Bestimmt-

heit, daß sie keine Ära des Talmi-Amerikanismus werde. Keine Politik der ungedankten, lächerlichen, das entkräftete, eingeschnürte Volk an den Bettelstab bringenden Selbstlosigkeiten, kein Harikiri des Siegers, der am Schluß freiwillig tut, wofür die Neider alle Macht und Listen aufgeboten. Aber auch keine freie Bahn für die Übermacht der händlerischen Selbstsüchte. Die Erhebung von 1914, der seelenbefreiende Aufjubel des volklicheren, sich wieder auf seine alten Geschichtsgüter einenden Deutschland ist nicht tot, trotz den überlangen Monaten, die der Druck eines mißbrauchten Wortes Burgfriede darauf gelegen.

Die helle, begeisternde Freudigkeit hat wohl viel erleiden müssen, aber schnitt man ihr den starken, ursprünglichen Leittrieb der Gefolgstreue aus, so wuchsen andere ungestüm heraus, und der, der „Hindenburg“ heißt, bewies, daß sich unser Volk seine Art nicht nehmen läßt und auch — seinen Willen nicht, beide nicht, die sich um die rechten Führer scharen. Nicht römisch oder britisch eine Welt unterjochen will das „deutsche Wesen“, darin sind wir alle einig; aber die entengte Zukunft wollen wir ihm aufsprengen. Und daß sie wirklich die schönere und allversöhnende sei, wollen wir sie aus echt bewahrter deutscher Art entwickeln, wie Ernst Moritz Arndt das wollte, geistig und seelisch über das Gemeine erhoben, nicht „frei“ durch Phrasen und enttäuschungsvolle Irrtümer, frei durch die Haltung, Gesinnung, Erziehung der Persönlichkeit, die Männer männlich, gedankenreich und herzensfröhlich, mit ihnen die Frauen hochsinnig, natürlich und weiblich, wie sie einst Tacitus mit erkenntnisfeinen Worten geschildert hat und daß der Germane ihr richtiges Fühlen und Ahnen so hoch als sonst kein Volk zu stellen wisse. Auf diese, unserer volklichen Geschichte vorausleuchtenden Auffassungen von Häuslichkeit, Ehe und Liebe weist Storck in seinem feinen, treuen und schönen Buche hin, das jedwedem in Deutschland in diesen Schicksalszeiten, die vor allem auch innere sind, zu lesen, noch besser dauernd zu besitzen herzlich empfohlen sei, Männern und denkenden Frauen.



Gebet · Von Otto Oertel

Erfüll' mich, Herr, mit deinem Geist,
Daß er, was dir gefällt, mich heißt!

Er rufe mich, vergess' ich dich,
Und wehre mir, denk' ich an mich!

Er helfe täglich mir dazu,
Daß ich, was niedrig ist, nicht tu'!

Er schaffe, daß ich unerschlafft
An meine Pflicht setz' alle Kraft!

Er mahne mich, daß Weib und Kind
Geschenke deiner Gnade sind!

Er mache täglich mich bereit,
Zu wenden armer Brüder Leid!

Er lehre mich, ist stolz mein Sinn,
Daß ich nur Glied des Ganzen bin!

Er wirke, daß, von Selbstsucht frei,
Ich Kaiser, Reich ergeben sei;

Daß ich, zu wehren seiner Not,
Getreu ihm bin bis in den Tod!

Mein Gott und Herr, ich bitte dich,
Erfülle mich, erfülle mich!



Herr Gerard und die deutsche Regierung

Ein nötiger Nachtrag

In der 95. Sitzung des Deutschen Reichstages (29. März 1917) hat der Abgeordnete Dr. Werner (Gießen) eine Rede gehalten, die im amtlichen Bericht von Seite 2867 ausgeht und Seite 2876 endet. Das sind bei der zweispaltigen Druckanordnung der amtlichen Reichstagsberichte etwa 18 Spalten. Die Berichte in den meisten Zeitungen beschränkten sich in ihrer Wiedergabe auf etwa 12 Zeilen, es können aber auch etwa 17 Zeilen gewesen sein. Wenn der Türmer sich nun veranlaßt sieht, dieser Wiedergabe aus dem amtlichen Bericht das nachzutragen, was den Lesern nicht schon aus dem Türmer bekannt ist, so wird wohl niemand auf den Einfall kommen, daß er damit einem gemeingefährlichen „Dauerredner" zu einem angemaßten Rechte verhelfen möchte.

Dr. Werner (Gießen), Abgeordneter:

Vorausschicken möchte ich, daß in unserem deutschen Volke in den letzten Jahrzehnten das Engländertum viel zu sehr Fortschritte gemacht hat, und daß insbesondere durch Heiraten in der hohen Beamtenschaft der englische Geist sehr stark verbreitet worden ist. Es ist hier nicht der Ort und ich habe auch nicht den Willen, einzelne Personen besonders zu nennen, aber daß auf Grund solcher Heiraten und auf Grund der Einführung englischen Geistes in Deutschland die englische Gesinnung weit um sich gegriffen hatte vor dem Kriege und sich leider auch noch während des Krieges gezeigt hat, das läßt sich von keinem Kenner der Tatsachen bestreiten. Auch haben wir gegenüber Amerika und dem Engländertum uns allzu sehr in den Hintergrund drängen lassen, und als seinerzeit Präsident Roosevelt in Berlin war, Präsident Roosevelt, der jetzt eine ganze Division gegen „den preußischen Militarismus" heranführen will, da hat Berlin vor dem Präsidenten Roosevelt tatsächlich im Staube gerutscht.

Ich habe von diesem Orte wiederholt darauf hingewiesen, daß der Herr Reichskanzler und auch andere Leute von führender Stellung im Deutschen Reich allzu sehr die amerikanischen Zeitungsleute bevorzugt haben. Zunächst einmal war das der amerikanische Zeitungsberichterstatter Wiegand, der für die „World" des Herrn Pulitzer schreibt, eines der schlimmsten gelben Organe in den Vereinigten Staaten. Aber auch die Hearst-Presse ist von unseren leitenden Herren allzu sehr bevorzugt worden. Am 9. Juli 1916 hörten wir eine Meldung, daß der Reichskanzler den Vertreter der amerikanischen Hearst-Presse, den Herrn William Bayard Hale, empfangen und ihm längere Unterredungen gewährt habe. Es hieß da: Die Äußerungen des Herrn Reichskanzlers werden zunächst in der amerikanischen Presse erscheinen, später werden sie dann auch in der deutschen Presse veröffentlicht werden. Nun zu Gerard.

Der Botschafter Gerard hat wiederholt deutsche Gefangenenlager besichtigt. Er hat auch über Ruhleben einen Bericht gebracht. Er war auch in dem Gießener

Gefangenenlager und hat dann auch über Wittenberg jene eigentümliche Darstellung veröffentlicht, die das Kriegsministerium veranlaßte, eine strikte Gegenerklärung zu bringen. In diesem Bericht, der in der englischen und amerikanischen Presse erschien, behauptet Gerard, daß die armen englischen Gefangenen von Hunden gehetzt würden, daß man sie halb verhungern ließe, daß man sie mit Absicht ansteckenden Krankheiten aussetze usw. Das war ein sehr eigentümlicher Beweis von Freundschaft für das Deutsche Reich, und es ist doch in diesem Zusammenhang höchst bemerkenswert, daß jener Mann wiederholt und noch vor gar nicht langer Zeit als Freund des Deutschen Reichs und hoher Beamter gefeiert werden konnte.

Die Freunde des Herrn Gerard waren die Herren Conger, Ackerman und Swing. Dieser Ackerman hat von Paris aus einige giftige Artikel gegen die deutsche Regierung losgelassen und darin auch behauptet, daß die deutsche Regierung verhindert habe, daß Korrespondenzen nach Amerika hinüberkamen, die die amerikanische öffentliche Meinung in wahrheitsgemäßer Weise über die Stimmung des deutschen Volkes unterrichteten.

Diese drei Männer, Conger, Ackerman und Swing waren zugleich auch Vertrauensmänner des Northcliffespions Curtin. Dieser Northcliffe hatte früher einen programmatischeren Namen, er hieß Stern und stammt aus Frankfurt am Main. Er ist einer der größten Zeitungsgewaltigen der Welt. Sein Spion Curtin hat dreihundert Tage in Berlin geweilt und auf Grund seines Verhältnisses zu dem Herrn Gerard dann in den englischen „Times“ aufsehenerregende Enthüllungen gebracht.

Am 7. Oktober 1916 erschien von dem Bunde der Wahrheitsfreunde ein offener Brief an den Präsidenten Wilson, der in einer ganzen Anzahl von Zeitungen in der Provinz abgedruckt wurde, ohne daß dazu von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ oder einer amtlichen Stelle Stellung genommen wurde. In Berlin wurde dieser Brief allerdings durch die Zensur verboten. In diesem offenen Brief wurde eine ganze Reihe von Fragen an den Präsidenten Wilson gestellt, darunter folgende:

Erstens: Weshalb kam James W. Gerard am 20. April 1916 unmittelbar vor Abgabe Ihres dreisten Ultimatums an Deutschland auf meine Geschäftsstelle und bedrohte mich dort in Zeugengegenwart?

Zweitens: Weshalb hat James W. Gerard mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln Jahr und Tag gearbeitet, den Wahrheitsbund „unschädlich“ zu machen, z. B. Landesverweisung des Vorsitzenden der deutschen Gruppe, Charles Mueller, zu erreichen?

Drittens: Weshalb hat James W. Gerard uns andauernd bei deutschen Behörden unter unwahren Angaben denunziert?

Viertens: Weshalb hat James W. Gerard zum Teil durch sehr fragwürdige Helfershelfer einen großen Verleumdungsfeldzug gegen uns inszeniert?

Fünftens: Weshalb hat James W. Gerard in der zweiten Hälfte des August sich angeboten, sein hiesiges Wirken vor mir, einem Privatmanne, zu rechtfertigen?

Sechstens: Weshalb hat Ihr Gesandter geplant, leitende Kreise Bayerns gegen ebensolche Preußens aufzuhetzen, und ist dann, nachdem dieser Plan durch uns vereitelt worden war, heimlich über Dänemark nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika abgedampft?

Siebentens: Durfte James W. Gerard den Versuch machen, einen von Deutschland als Kriegsberichterstatter zugelassenen amerikanischen Offizier dazu zu verleiten, daß er, unter Bruch seines Manneswortes, deutsche militärische Geheimnisse ihm verriete?

Oberst Edwin Emerson hat Ihrem Staatssekretär Lansing hierüber am 20. Dezember 1915 berichtet.

Achtens: Durfte der diplomatische Berliner Postsack der Vereinigten Staaten von Nordamerika benutzt werden, um schriftliche Mitteilungen von Engländern nach und von London zu befördern?

James W. Gerard hat wiederholt öffentlich erklärt, daß er nur die von drüben erhaltenen Weisungen befolgt habe. Also haben Sie — Präsident Wilson — Rechenschaft abzulegen.

Zum Schlusse heißt es: Welche Gründe haben Sie, Ihren Gesandten, der sich, wie auch andere, um teures Geld einen Botschafterposten von Ihnen erkauft hatte, irrezuführen? Entspricht solche Irreführung der Verfassung der Vereinigten Staaten von Nordamerika???

Am 25. August 1916 wurde dem damaligen Unterstaatssekretär Dr. Zimmermann ein wichtiger Brief von Herrn Marten übermittelt. Am 29. reiste leider Herr Unterstaatssekretär Zimmermann auf einen mehrwöchigen Urlaub, so daß das im Briefe angebotene, sehr wichtige und belastende Material gegen Gerard nicht angenommen wurde. Der Brief, den ich eben vorgelesen habe, wurde am 2. Dezember, also einige Wochen nach seinem Erscheinen, beschlagnahmt. Am 12. Dezember 1916 wurde ein Telegramm an den Herrn Reichskanzler abgeschickt, worin der Geschäftsführer des Bundes der Wahrheitsfreunde Material gegen das friedensfeindliche Gebaren des Botschafters Gerard vorzubringen und vorzulegen sich erbot. Eine Antwort ist darauf nicht erfolgt. Am 23. Dezember 1916 wurde wiederum ein Brief an den Herrn Staatssekretär Zimmermann gesandt, und am 28. Dezember 1916 ist dann auch eine Rücksprache mit einem der Herren der Wilhelmstraße erfolgt. Dann hat das Königliche Polizeipräsidium in Berlin einen Beamten in die Geschäftsstelle des Bundes der Wahrheitsfreunde gesandt, um von ihm Material gegen Gerard zu erlangen; das geschah am 7. März dieses Jahres, also nach Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen Amerika und uns. Der Geschäftsführer des Bundes der Wahrheitsfreunde, Herr Marten, hat dieses Verlangen abgelehnt, und zwar mit folgenden Worten:

„Bezugnehmend auf den heutigen Besuch Ihres Beamten wiederhole ich auch schriftlich, daß ich das an mich gestellte Ansinnen, in der Gerardsache den Herren der Wilhelmstraße zu helfen, ablehnen muß. Wer Mr. Gerard war und was er trieb, war im Auswärtigen Amt seit Jahr und Tag bekannt.

Wenn man — weshalb erst jetzt? — Material gegen Gerard haben will, so war schon am 7. Oktober 1916 ein Teil in meinem ‚Offenen Brief an Wilson‘, der in Tageszeitungen vollinhaltlich abgedruckt war, in aller Öffentlichkeit angeboten.

Wenn die politische Reichsleitung jetzt die Dinge haben will, von denen ein Teil in einer von Freunden Casements herausgegebenen Broschüre ‚Es werde Licht‘ überall bekannt wurde, so hätte die Reichsleitung alles seit Januar 1916 haben können. Ich darf auch auf mein Telegramm an Seine Exzellenz den Herrn Reichskanzler vom 12. Dezember 1916 verweisen, usw. usw.“

Daß die Engländer das Spionagesystem der Amerikaner hier in Berlin als eine glatte Selbstverständlichkeit ansehen, geht auch aus einem Aufsatze des bekannten Marineschriftstellers Archibald Hurd hervor, der am 1. April 1916 im „Daily Telegraph“ einen Aufsatz veröffentlichte, in dem er die Aufmerksamkeit der Engländer auf die eindringlichen Warnungen amerikanischer Marinezeitschriften richtete, in denen darauf hingewiesen wurde, daß im Sommer 1916 in der Nordsee allerlei Überraschungen kämen. Er fährt dann fort. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind die einzige Seemacht, welche Marineattachés in Wien und Berlin besitzt. Deshalb sollten amerikanische Seeoffiziere wohl in der Lage sein, zu beurteilen, was die Zukunft uns bringen kann.

Der Botschafter Gerard hat nun am 6. Januar d. J. das bekannte Festessen der amerikanischen Handelskammer im „Adlon“ mitgemacht. Es wäre sehr viel zweckmäßiger für Herrn Haußmann gewesen, sich mit dieser Adlonsache zu beschäftigen, wäre jedenfalls sehr viel dankbarer und sicher auch sehr viel mehr im Interesse des Deutschen Reichs gewesen als der Kampf gegen die „Kanzlerstürzer“ im Hotel Adlon. Ich will auf alle Einzelheiten, die bei dem Festessen zutage getreten sind, nicht eingehen. Ich will bloß darauf hinweisen, daß der Vorsteher der Handelskammer, Herr J. Wolf, gesagt hat, daß der Botschafter Gerard der amerikanischste Botschafter sei, der jemals in Berlin geweilt habe, und daß der Staatssekretär Dr. Helfferich dabei ausgesprochen hat, daß der amerikanische Botschafter bewundernswert in den Geist der deutschen Sprache eingedrungen sei, und daß es außerordentlich begrüßt werden müßte, einen Botschafter der Vereinigten Staaten zu haben, der das Deutsche so gut beherrschte. Es wäre daher sehr am Platze gewesen, wenn man mit Botschafter Gerard recht gut und vernehmlich „deutsch“ gesprochen hätte, ohne sich dabei zu entschuldigen, daß man deutsch rede.

Herr Gerard hat aus Amerika auch Geld mitgebracht — die Namen, die dafür in Betracht kommen, will ich hier nicht nennen; jeder bedeutet ein Programm für sich —; aber dieses Geld gibt er vor, in Amerika zu Wohltätigkeitszwecken gesammelt zu haben. Zu sagen, daß er das Geld gesammelt hat, ist doch für Kenner der Tatsachen ein starkes Stück. Wenn er dann weiter meint, daß die Beziehungen zwischen Amerika und Deutschland so günstig seien wie niemals zuvor, und daß, wenn Männer, wie der Reichskanzler,

Herr Helfferich usw. an der Spitze der Reichsleitung ständen, dann diese unzweifelhaft sehr guten Beziehungen auch bestehen bleiben würden, so ist das auch nach meiner Meinung und auch nach der sehr vieler Leute im Lande eine starke Anmaßung. Denn wer an der Spitze der deutschen Reichsleitung steht als Reichskanzler oder Vizekanzler, das ist immer noch nicht die Angelegenheit des Herrn Gerard und des Präsidenten Wilson, sondern das Bannrecht des deutschen Kaisers.

Nun ist durch die Einschränkung des U-Bootkrieges im Auslande vielfach die Meinung verbreitet gewesen, daß es dem deutschen Volke gar nicht ernst sei mit dem U-Bootkriege, und wir brauchen uns darüber nicht zu wundern, daß Präsident Wilson wiederholt der Meinung Ausdruck gegeben hat: „Wir können uns gar nicht denken, daß Deutschland den Unterseebootkrieg rücksichtslos führen will.“ Es gibt allerdings noch einflußreiche Kreise im deutschen Volke, die zu den amerikanischen Plutokraten allerengste Beziehungen haben, sehr einflußreiche Kreise, die ein Interesse daran haben, daß sie mit England wieder in das alte Geschäftsleben kommen, und die auch darauf hingewiesen haben, daß die U-Boote vielleicht nicht mit der Schärfe vorgehen möchten, wie das nach der Note der deutschen Regierung den Anschein habe. Die „Frankfurter Zeitung“ zum Beispiel hat noch nach dem 1. Februar geschrieben: Sollte es denn wirklich unmöglich sein, vorher zu einer grundsätzlichen Einigung zu gelangen? Und Dernburg schrieb im „Berliner Tageblatt“: Viele von uns haben sich bemüht, den rücksichtslosen U-Bootkrieg, wenn nicht ganz aufzuhalten, so doch solange als irgend möglich zu verschieben. Daß der U-Bootkrieg von 1915 schon bald außerordentliche Wirkungen gehabt hat, das geht aus einer Rede des englischen Handelsministers Runciman und aus der Denkschrift des deutschen Admiralstabs hervor, und in dem Gutachten des englischen Nationalökonomen Foxton Mills wird festgestellt, daß beim unabgeblendeten U-Bootkrieg es England sehr schlecht hätte gehen können. „Wir können uns wohl vorstellen, was das Ergebnis gewesen wäre,“ sagt er, „wenn die U-Bootsangriffe ein wenig wirksamer gewesen wären, und wenn wir auch nur kurze Zeit die Aufsicht zur See verloren hätten. Wir sind uns vollkommen bewußt, daß selbst eine Unterbrechung der Seeverbindungen auf ein paar Monate uns die Aushungerung und die Aussicht auf demütige Kapitulation nahe gebracht hätte.“

Es ist ja besonders begrüßenswert, daß jetzt die Saulusse im U-Bootkrieg zu Paulussen geworden sind, und daß besonders Herr Staatssekretär Helfferich sich gegenüber Leuten, die ihn über den U-Bootkrieg interviewt hatten, dahin ausgesprochen hat, daß das U-Boot das einzig sichere Mittel sei, um den Krieg rasch zu beenden. Deshalb wünschen wir nun aber auch, daß der U-Bootkrieg in keiner Weise und gegenüber keinem Staate durchlöchert werde.

Wenn von der deutschen Regierung versucht worden ist, im Falle eines Krieges der Union mit Deutschland entsprechende Vorkehrungen durch ein Bündnis mit Mexiko zu treffen, so ist das sehr zu begrüßen. Damit hat die deutsche

Regierung den Standpunkt verlassen, den sie 1916 eingenommen hat, als die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ über eine Verhandlung der Holländischen Kammer berichtete. Danach erklärte der holländische Minister des Äußeren nach der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ vom 2. März 1916 das Folgende: „Ich kann mit der größten Bestimmtheit versichern, daß zwischen den Niederlanden und Deutschland kein geheimes Bündnis besteht oder jemals bestanden hat, auch kein geheimes Abkommen oder eine Verabredung, und daß auch noch nicht ein Versuch unternommen worden ist, Verhandlungen darüber anzuknüpfen.“

Nun ist in den Etatsdebatten von dem Abgeordneten Haußmann in der Aussprache auf das Verhältnis des Herrn Reichskanzlers zu seinen Gegnern hingewiesen und mit harten Worten über die Gegner des Herrn Reichskanzlers hergezogen worden. Ich möchte dazu bemerken, daß genau so wie die Presse und die Parteien der Linken das Recht für sich in Anspruch nehmen, die Politik des Herrn Ministers v. Loebell und des preußischen Landwirtschaftsministers unter die kritische Lupe zu nehmen, ja ihre Entlassung zu fordern, es auch Leute gibt und zu allen Zeiten gegeben hat, die die Politik eines Kanzlers nicht für richtig halten — vor dem Kriege und auch in dem Kriege. Jedenfalls darf man doch den Leuten, die die Politik des Herrn Reichskanzlers bekämpfen und kritisieren, nicht einen Vorwurf wegen pseudonymer und namenloser Streitschriften usw. machen, denn auch aus der nächsten Nähe des Reichskanzlers sind vor dem Kriege Schriften erschienen, die unter einem Pseudonym in die Öffentlichkeit kamen. Ich nenne bloß die Bücher „Weltpolitik und kein Krieg“ und „Grundzüge der Weltpolitik“. Von der Zensur gar nicht zu reden. Und was die Einschätzung der Politik des Herrn Reichskanzlers angeht, so haben gerade Parteigenossen des Herrn Haußmann vor dem Kriege aus ihrer Kritik an Herrn v. Bethmann durchaus kein Hehl gemacht. Der Herr Abgeordnete Müller (Meiningen) hat zum Beispiel bei der Erörterung über die Heeresvorlage im Reichstag am 8. April 1913 ausgesprochen, daß die Militärvorlage eigentlich ein Ergebnis der bisherigen Diplomatie sei, und er bezeichnet diese als „kondensierte schlechte Diplomatie“ mit den „mangelhaftesten Leistungen, die in den letzten zwanzig Jahren hier erlebt worden sei“. Also jedenfalls hat man auf der Seite der Partei des Herrn Haußmann früher, vielleicht noch bis in den Krieg hinein, auch auf dem Standpunkt gestanden, daß die Politik des Herrn Reichskanzlers sehr wohl eine Kritik verdiene.

Herr Haußmann meinte dann in seinen Ausführungen vom 2. März, das deutsche Volk müßte „europäisch“ sehen lernen. Nun, ich glaube, das deutsche Volk müßte erst einmal lernen, deutsch zu sehen. Es hat sich durch Erziehung angewöhnt, die Dinge durch eine griechische, lateinische, französische, englische oder semitische Brille zu betrachten. Deshalb wäre es sehr viel besser, wenn das deutsche Volk erst einmal den Wert seiner Geschichte, seiner Leistungen und seines völkischen Seins erkennte, ehe es europäisch sehen lernt. Auch sind wir Deutschvölkischen mit dem Suchen nach dem Typ eines sogenannten mittel-

europäischen Menschen oder ähnlichen Bestrebungen, wie sie der Herr Abgeordnete Naumann vertritt, durchaus nicht einverstanden. Wir wünschen selbstverständlich gegenüber den Vereinigten Staaten von Nordamerika die vereinigten Staaten von Mitteleuropa, aber mit germanischer Vorhand, vom Belt bis zur Adria, wir haben kein Interesse daran, Rassenmanscherei und -mengerei zu bekommen, deren wir schon genug haben, und können uns demgemäß mit dem „Mitteleuropäer" des Herrn Abgeordneten Naumann keineswegs einverstanden erklären.

Wenn aber gar Herr Abgeordneter Haußmann von einem sogenannten „alldeutschen Mauerschwamm" redet, so muß ich das in der entschiedensten Form zurückweisen. Es gibt ganz andere Kräfte, die das Gebälk des Deutschen Reichs zermürben, als die Alldeutschen. Jedenfalls muß das eine immer wieder betont werden, daß die Alldeutschen von ihren Zielen und ihren Gedanken durch den Krieg nichts aufzugeben brauchen, daß sie sich in keiner Weise neu zu orientieren haben, sondern in allen ihren Voraussagungen recht behielten.

Wenn nun auch auf die Umwandlung der Sozialdemokratie im Kriege große Hoffnungen gebaut worden sind, so darf ich doch gegenüber der Behauptung, daß der Herr Reichskanzler es verstanden habe, die Sozialdemokraten bei der nationalen Stange zu halten, darauf hinweisen, daß die Sozialdemokratie als Partei es gar nicht hätte wagen können, dem Willen der breiten Arbeitermassen und dem nationalen Empfinden am Anfange des Krieges sich entgegenzustellen, und daß der Arbeiter genau weiß: der Krieg ist mitentstanden durch die industrielle Ausdehnung des Deutschen Reichs, und daß wir daher auch in Krieg mit England kommen mußten. Weil der Arbeiter ganz genau weiß, auch soweit er Sozialdemokrat ist, daß die Vernichtung Deutschlands auch die Vernichtung seiner Arbeitsstelle, seine völlige Verarmung und Hungertod bedeuten würde, deshalb hat er sich zum deutschen Staatsgedanken bekannt wie alle Deutschen.

Dem Danke an unsere Kämpfer an der Front draußen und auf der See schließe ich mich von ganzem Herzen an. Kein Dank kann groß genug und kein Gefühl heilig genug sein, was uns gegenüber diesen Leuten draußen im Felde, auf der See, unter See und in der Luft beseelt. Aber die dort in fremder Erde zu vielen Hunderttausenden begraben liegen, und die ihre Gesundheit in diesem Kriege aufgeopfert haben, und die zu Hause die Fülle von Entbehrungen und Einschränkungen des Krieges ertragen, die haben einen Anspruch darauf, daß ihnen nun auch ein Frieden zuteil werde, der der Opfer wert ist, die dafür gebracht worden sind. In diesem Sinne können wir uns mit einem Geschäftsfrieden, wie ihn Theodor Wolff im „Berliner Tageblatt" und wie ihn sein Stammesgenosse Markussohn in London vertritt, der gesagt hat, daß der Krieg ein riesenhaftes Geschäftsunternehmen sei, nicht einverstanden erklären. Ein Geschäft ist der Krieg unter keinen Umständen, und ich darf hier zum Schluß auf ein Wort unseres Kaisers hinweisen, der am 2. März 1898 bei der Rekrutenvereidigung folgendes gesagt hat: „Wo

ein deutscher Mann, in treuer Pflichterfüllung für sein Vaterland gefallen, begraben liegt, und wo der deutsche Aar seine Fänge eingeschlagen hat: das Land ist deutsch und wird deutsch bleiben."



Heimkehr · Von Juliane Kinkel

Nun öffnet weit die Tore,
Der Sohn, er kommt,
Er kommt vom Schlachtenlärm,
Zurück zur Heimat.
Öffnet weit die Tore
Ihr Knechte, —
Und du, Magd,
Tritt leis ins Zimmer,
Zünd' die Kerzen an
Zum Willkomm
Dem Sohn,
Doch sei leis,
Damit dein Tritt
Die Frau nicht weckt,
Aus Geistes Nacht,
Aus der Ohnmacht
Wohltuendem Umfangen.
Und leise zieh
Die Fensterläden zu,
Damit der Sonnenstrahl
Nicht dringt ins Haus.
Es tut so weh
Und schaffet Wunden nur
Dem wehen Herz.
Zuviel der Sonne
Auf dem Hofe schon,
Der heut so stumm
Und ohne Lärm —
Vergiß den Rosmarin
Nicht abzuschneiden.
Den Weihbrunn nimm
Und stell' ihn zu den Kerzen,
Und streu' des Weihrauchs Korn
Ins Feuer.
Der Sohn, er kommt,
Er soll das Haus
Bereitet finden. — — —

Ich höre schon der Rosse Traben.
Zünd' die Kerzen an
Und ihr, ihr Knechte,
Öffnet weit die Tore
Und geht zurück ins Haus.

Drauß am Tor
Steht grad und hünenhaft
Ein stiller Mann,
Willkomm dem Sohn zu sagen.

Die Tritte zweier Männer
Hallen durch das Haus.
Ich hör's am Tritt,
Sie tragen schwere Last.

Der Weihrauchduft,
Des Rosmarines Wehen
Zieht schwer und schwelend
Aus dem offnen Zimmer
Durch den Gang.
Und auf der Schwelle
Stumm und traurig,
Weißhaarig
Ein stiller Mann.

Die Kerzen flackern
In dem düstern Zimmer;
Das Haus steht leblos,
Weit offen die Tore.
Der Sohn ist da,
Ist aus der Schlacht gekommen
Und hat bereit gefunden
Des Vaters Haus,
Der Ahnen stolzes Erbe.
Der Sohn ist da. — —



Deutsche Karikaturen
Von Emil Gerlach


eutsche National- oder Stammeslieder melden viel schöne Eigenschaften unseres Volkes und seiner Teile. Es sind freilich Eigenschaften, welche die ganze Kulturwelt als schön anerkennt und welche daher jedes Volk so ziemlich ebenso als sein besonderes Eigentum beansprucht und besingt.

Aus der großen Zahl dieser deutschen Lieder kann man wohl auf einen starken Willen zur Selbsterziehung schließen. Denn die suggestive Macht von Vers und Melodie überredet den Sänger und Zuhörer, so zu werden, wie das Idealbild schildert.

Aber zum Verständnis gewisser Sonderbarkeiten unseres nationalen Lebens ist daraus wenig zu lernen. Zu milch- und wasserfarben sind diese Bilder, und ihre „Tugenden" haben zu wenig vom Nietzsche-Sinn dieses Wortes, als daß sie zur Beurteilung einer Volksindividualität beitragen könnten.

Dagegen gibt es eine deutsche Eigenschaft oder, bescheidener gesagt, eine bei den Deutschen stark und weithin verbreitete Eigenschaft, aus der sich mehr verstehen läßt, was jetzt selbst manchem Deutschen unverständlich ist.

Der Deutsche ist im allgemeinen gründlich in allem, was er ernstlich, d. h. berufsmäßig oder liebhabermäßig tut oder denkt.

Diese Eigenschaft steht nicht auf der Tafel der allgemein anerkannten ethischen Schönheiten, ist daher auch kaum besungen. Sie erfreut sich auch keiner internationalen oder auch nur gemein-europäischen Beliebtheit — man darf daher wirklich glauben, daß sie ziemlich ausgesprochen deutsch ist.

Der Deutsche liebt seine Gründlichkeit und ist stolz auf sie — der Ausländer empfindet sie langweilig an sich und in ihren Folgen und Wirkungen unbequem. Nicht zuletzt verdanken wir ihr die Zahl unserer Feinde, ihr aber auch verdanken wir in erster Linie unsere Erfolge dieses Krieges, ihr, die jede Kunst oder Technik so gut fundiert hat, daß darauf im rechten Augenblick ein Riesenbau errichtet werden konnte, den die anderen vergeblich nachzuahmen suchen, da ihnen die Basis fehlt.

Aber man kann jede Tugend übertreiben, und wenn ein Volk seine Massentugend hat, so ist es nicht denkbar, daß diese bei jedem einzelnen gleichmäßig ausgebildet ist, daß sie nicht dem einen fehlt, bei dem anderen aber vollständig aus dem Rahmen seiner übrigen Fähigkeiten heraustritt. Wir sollten uns besonders über die letzteren Leute nicht wundern, und wir tun ihnen eigentlich unrecht, wenn wir uns über sie ärgern oder über sie lachen. Ihre Schwäche oder ihr Leiden gehört naturnotwendig zu unserer Stärke als Nation.

Aber es ist schwer, darin gerecht zu bleiben und vor allem das Lachen zu verbeißen, denn die Übertreibung der Gründlichkeit in einem Punkte führt zur Karikatur.

„Das will ich sein!“ sagt der Übergründliche, „nicht nur halb und halb, sondern in eiserner Konsequenz von Grund auf.“ Und so zeichnet er sich derart zurecht, daß man nichts mehr sieht als einen unproportionierten geistigen Zug an einem verschwindend kleinen Gesamtmenschen, welcher der ganzen Außenwirkung der Persönlichkeit sein Gepräge gibt.

Kennen wir nicht diese lebenden Karikaturen, diese ausgesprochen deutschen Karikaturen?

Den Beamten, der vor lauter Unbestechlichkeit rundum unnahbar stachlig und grob ist; den Schutzmann, der vor eitel Ordnungsgeist am liebsten alles kommandierte; den Spezialisten so manchen Gebietes, der so sehr Meister in der Beschränktheit ist, daß er beschränkt im meisten bleiben muß; den Friedensleutnant, dessen Schneidigkeit in jedem Worte schnarrt wie ein gedankenloses Uhrwerk; den trinkfesten Studio mit dem mimosenhaften Ehrgefühl; den Turner, der nie seine Haltung vergißt; den Sänger, der nichts ohne Singen genießt; den praktischen Reisenden oder Touristen, der praktisch bis aufs Hemde ist —

Wir kennen sie und lachen darüber. Und das Ausland kennt von uns diese Karikaturen am besten, es betrachtet sie als das Deutsche an sich, denn es ist leicht, karikierte Eigenschaften zu erkennen, schwer aber, die Durchschnittsnote eines Volkes zu finden. Wer weiß, wieviel von dem Schreckgespenst des deutschen Despotismus und Militarismus auf den martialischen Schutzmann und den überdrilligen Feldwebel mit seinen Kasernhofblüten zurückzuführen ist!

Immerhin — für uns sind diese und viele andere nur harmlose Alltagskarikaturen der kleinen Welt.

Es liegt aber in der Natur der Sache, daß dieselbe Erscheinung auch an Stellen auftritt, wo sie das Ausland unmittelbar interessiert und uns unbequem wird, nämlich in der politischen Öffentlichkeit.

Offenbar war die erwähnte Verkennung des wahren Mittelwertes unserer Besonderheiten oder Sonderbarkeiten im Ausland an dem Trugschluß stark beteiligt, der dort glauben ließ, deutsche politische Theoretiker würden bei Kriegsausbruch um keines Fingers Breite von ihren Theorien abweichen.

Im ganzen irrten sie, aber es wäre gegen alle Wahrscheinlichkeit, wenn es nicht einige solche gründliche Theoretiker gäbe, an deren Programm oder Schema alle Tatsachen spurlos vorbeigehen.

Wie! ein sattelfester Theoretiker des Klassenkampfes, der seine Ursachen und Bedeutung gründlich studiert hat sein Leben lang, er sollte darin eine Unterbrechung oder gar Abschwächung gut heißen können, und gerade wegen eines Krieges, der doch in dieser Theorie überhaupt nur als das stärkste Beispiel dafür existiert, wohin die andere Klasse steuert? Das ist der Krieg für ihn, das bleibt er für ihn — es gehört die Oberflächlichkeit eines Welschen dazu, das zu vergessen.

Oder wie! ein überzeugter Apostel des ewigen Weltfriedens, dessen theoretische Möglichkeit für ihn keinem Zweifel unterliegt, er sollte etwas anderes als Frieden predigen in dem Augenblick, in dem er auf so viele Lasten und Leiden des Krieges hinweisen kann? Nicht etwa Frieden um jeden Preis, nein, das ist eine böswillige Unterschiebung, nein, einfach Frieden schlechthin als das Selbstver-

ständliche. Daß Franzosen so chauvinistisch sind, das zu vergessen — soll das deutscher Gründlichkeit die Tiefe nehmen?

Und wen eine tausendjährige Geschichte gelehrt hat, daß neue Grenzen neue Reibflächen sind, sollte der schwach in seinem Glauben werden, weil es sich zeigte, daß die Reibung an den alten Grenzen Brand ins eigene Haus brachte? Das wäre eine windige Theorie, die so leicht verblutete wie hunderttausend deutsche Brüder! Sind wir denn Nützlichkeits-Engländer?

Oder wenn ich für Freiheit einstehe, Freiheit der Nationen und Freiheit des einzelnen, wenn ich gegen jeden politischen Zwang und Despotismus stehe und immer stand — wahrlich, dann mag sich Polen quer durch alle deutschen Stämme ziehen: Windbeutelei wäre es, wollte ich eine Wiederaufrichtung seines Königreiches loben, die ihm nicht volle Selbstbestimmung seiner politischen Bündnisse und Feindschaften gibt und die nur einen Polen zwingt, Preuße zu sein. Und dann mag die ganze Welt Waffen schmieden wider uns: es ist und bleibt unverträglich mit der Gründlichkeit meiner Theorie, daß deshalb ein Deutscher Granaten drehen müßte, der lieber Schachfiguren drechselt.

Solche Politiker haben wir, und nur wir haben sie in dieser krassen Form, die ein Gaudium für unsere Feinde ist, die nicht klüger geworden sind seit Kriegsanfang. Mit Unrecht erheitern sie sich an diesem Überschuß unserer Stärke, denn diese Erscheinung gehört zu unserem Volksbilde wie die lebenversengende Glut der Hundstage zum früchtereifenden, goldenen Sommer.

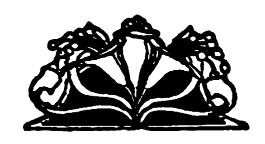
Und mit Unrecht glauben manche von uns, diese Politiker reden nur im Ton augenblicklicher kurzsichtiger Unzufriedenheit ihrer Wähler, wie etwa die Frauen vor der Verkaufsstelle sagen: „Sie sollen doch Frieden machen!" od. dgl. Ihre Reden haben im Gegenteil gar nichts mit dem Augenblick zu tun.

Und mit Unrecht ärgern wir uns darüber, daß diese Leute auf verantwortungsreichem Posten nicht einsehen, wie sie uns und dem Friedensziele schaden. Es ist Torheit, sich über das Unabänderliche zu ärgern, und unabänderlich ist ihre Unbelehrbarkeit.

In einer alten Nummer des „Simplizissimus" findet sich eine vorzügliche Kennzeichnung lebender Karikaturen.

Eine Zeichnung — wohl von Bruno Paul oder einem Wilke — stellt eine Familie ausgesuchter Häßlichkeiten dar, die ein Heft des „Simplizissimus" durchblättert, und entrüstet spricht einer aus dem edlen Kreise: „So häßliche Menschen gibt es ja gar nicht."

Etwas Ähnliches würde unser Imaginärpolitiker zu jeder Karikatur in Wort und Bild sagen, die einer zu seiner Bekehrung und Belehrung ersinnen möchte, wenn es nicht gerade seine eigene Photographie wäre. Und an der gibt es für ihn nichts auszusetzen.



Vor der Seminartür

Von Adolf Gregori

Mühsam, sehr mühsam arbeitet sich an zwei Stöcken ein Student über den Gang vor der Türe des Literarischen Seminars der Universität in K. Ein schwarz-weißes Bändchen im Knopfloch tut dar, mit wem man es zu tun hat.

Von der anderen Gangseite her kommt ein Kommilitone, der ebenfalls mit Fortbewegungsschwierigkeiten zu tun hat; aber lange nicht wie der andere. Er benutzt beim Gehen nur einen Stock. Daß er ähnlich wie der andere einen Teil seiner Jugend und seiner Rüstigkeit verloren, beweist, daß auch er das schwarz-weiße Band im Knopfloch trägt.

„'n Morjen!", „'n Morjen!" ist die burschikose Begrüßung der beiden, die sich kennen, an der Seminartür. Bewundernd schaut der mit den zwei Handstöcken an dem andern hinauf und hinunter, schüttelt den Kopf und sagt: „Donnerwetter, Mensch, wie du mit dem Holzbein daherstolzieren kannst! Es ist eine wahre Pracht. Ich beneide dich darum. Hätte doch auch mir die Granate nur ein Bein abgerissen! Ich wäre jetzt so gut daran wie du. So mußte der Protzkasten über mich hinwegfahren und mir das Becken zerquetschen. Und die Folge mußte sein, daß meine beiden von Natur gewachsenen Beine wohl erhalten blieben, das Untergestell aber so wacklig geblieben ist, daß ich wahrhaftig nicht besser gehen kann."

Der andere vergnügt: „Ja, siehst du, das ist der Vorteil davon, daß ich bei der Infanterie war, die ja mitunter erbärmlich viel laufen mußte, während du dann hochnäsig von deinem Protzkasten auf die lausigen Fußgänger herabblicktest."

Lachend und sich trotz ihres Gebrechens hänselnd, treten die beiden Jünglinge in den Seminarsaal.

„... Hätte die Granate doch auch mir nur ein Bein abgerissen!" — dies die Rückwirkung all der Summe des Ungemachs und Duldens!

Wie mich das Morgengespräch vor der Seminartür mit Ehrfurcht und Dank erfüllt!

Drinnen und draußen · Von Mela Escherich

Es ist dasselbe drinnen wie draußen,
Ob die Kanonen Gebete sprechen
Und die Todesschreie erbrausen,
Oder ob einsam die Herzen brechen.

Es ist dasselbe draußen wie drinnen,
Ob wir dem Feinde bieten die Stirne
Oder ob wir den Sieg gewinnen
Wider die Wichte im eignen Hirne.

Es ist dasselbe. Nur nicht erliegen!
Nur um ein heiliges Ziel verbluten!
So müssen wir kämpfen! So müssen wir siegen!
So dienen wir alle dem Guten!



Wann kommt der Retter diesem Lande?

Wie herrlich, was wir von denen draußen, von unserer Heeresleitung hören! Da heißt es in dem Bericht Ludendorffs vom 24. April in bekannter Steinschrift: „Wie an der Aisne und in der Champagne, so ist hier bei Arras der feindliche Durchbruchsversuch unter ungeheuren Verlusten gescheitert. Englands Macht erlitt durch die Voraussicht deutscher Führung und den zähen Siegeswillen unserer braven Truppen eine schwere, blutige Niederlage! Die Armee sieht voll Zuversicht neuen Kämpfen entgegen.“

„Die Voraussicht deutscher Führung“ — das ist es, was den Siegeswillen kürt und krönt! Denn was hülfe unseren Tapferen und Treuen all ihr Opfermut, all ihr zähes Standhalten, wenn sie von einer kurzsichtigen, unfähigen Führung ziel- und planlos hin und her geworfen würden, wenn diese „Führung“ sich das Gesetz des Handelns vom Feinde — und das dauernd! — vorschreiben ließe? Nutzlos wären alle ihre Opfer, all das vergossene Blut, all die verbrauchte, in Jahrzehnten nicht zu ersetzende herrliche Kraft!

„Was der römische Diktator gegen Hannibal, was Blücher in den Monaten vor Leipzig gegen Napoleon im kleinen anwandte, das“ — vergleicht Otto Eichler in der „Deutschen Zeitung“ (Nr. 204) — „ins Große, Neuzeitliche übertragen, führte die deutsche Heeresleitung im Westen aus. Der Feind fand keine erstarrte Verteidigungsfront, die, glashart, den Durchbruch gestattete, sondern bewegliche Armeen, die den ungeheuren Stoß elastisch auffingen oder ihn ins Leere leiteten, um ungeschwächt in wuchtigen Gegenstößen den erschöpften Angreifer zu werfen. Daß die meisterhafte Lösung dieses Problems auf dem Höhepunkt des Weltkrieges, unter dem Donner der Geschütze fast einer ganzen Welt gefunden wurde, das ist die weltgeschichtliche Größe einer Leistung, zu der das deutsche Volk voll Vertrauen und Bewunderung aufblicken darf.

Wie ein Absturz aus allen sieben Himmeln in die Hölle wirkt es, wenn man nach diesen Leistungen höchsten Genies und einer Tat- und Opferkraft, über die Jahrhunderte dereinst Iliaden schreiben können, hinabsteigt in die Niederungen der Politik, die solche Heldenleistungen unserer Heere begleitet. In Berlin und in Wien entkleiden sich zugunsten der Sozialdemokratie die Staatsmänner (eigentlich sind es nur beamtete Männer des Staates) ihrer Aufgabe und ihres Berufs; und die Monarchie wird dahin gebracht, zugunsten der demokratischen Zeit- und Tagesstimmung sich selbst ihrer Kraft zu berauben, sich gleichsam zu entkernen und in der von dem Grafen Czernin mit so unbegreiflicher Hitze ersehnten allgemeinen Friedenskonferenz den Urteilsspruch Woodrow Wilsonc, des Vorkämpfers des demokratischen Systems, des ersten Friedensbürgers der Welt abzuwarten, ob auch nur die Hülle der monarchischen Regierungsform fortan noch statthaft sein kann, da nach Wilsons Meinung ehrlich friedlich, ohne Intrigen und Spionenbetrieb nur Demokratien sein können.

Herrlichen Tagen führen uns die Herren von Bethmann und Scheidemann entgegen. Ein von der Kriegslast erdrücktes, auf den Meeren nur ge-

duldetes, von Rohstoffbezug und Warenabsatz in allen Feindesländern und ihren Kolonien abgeschnittenes, von Englands während des Krieges aufgebauter wirtschaftlicher Gewaltherrschaft selbst vom russischen Markte weggedrängtes, durch Handelsverträge in der Hälfte der Welt benachteiligtes, von dem Boykott und der Hetze unserer Hasser in der ganzen Welt niedergehaltenes Deutschland würde das Ende sein, wenn wir auf den teils offenen, teils nicht mehr zweifelhaften Bahnen dieser Männer zu einem Frieden kämen. Man stelle sich überhaupt einmal eine allgemeine Friedenskonferenz vor, auf der Abgesandte des Herrn von Bethmann (unter ihnen zweifellos Scheidemann) gegen die diplomatische List unserer Feinde zu bestehen hätten!

Und doch scheint Herr von Bethmann, trotz der Erfahrungen von Algeciras, gerade sie anzustreben. Als er in der üblen Erklärung der „Nordd. Allg. Ztg." über unsern Vorstoß am Stochod die Bündnistreue des russischen Volkes als selbstverständlich (sozusagen als Hindernis eines Sonderfriedens) voraussetzte, konnte man denken, er sage das aus List, um nicht als Verführer des russischen Volkes zu erscheinen; dann war es etwas hölzern deutlich und darum vermutlich nicht von Wirkung. Es gewinnt aber mehr und mehr den Anschein, als wolle er die in St. Petersburg herrschende Sozialdemokratie wirklich wegscheuchen von Sonderfriedensgedanken und sie hineintreiben in den Ruf nach einer allgemeinen Friedenskonferenz, wie Herr Scheidemann sie nunmehr dem deutschen Reichskanzler anbefohlen hat. Ein neues Algeciras des Hasses und der bestialischen Wut wider Deutschland, mit dem Ziel der Neuordnung und Festlegung der Welt unter gemeinsamer anglo-sächsischer Kontrolle, unter Verwerfung der Hohenzollern-Dynastie (‚no terms with the Hohenzollern'), unter Abneigung gegen jede Art von Monarchie, unter Verbot jeder militärischen Sicherung der Grundlagen des Deutschen Reiches. Man wird vielleicht bald die Frage aufwerfen dürfen: Deutsches Volk, läßt du dies im korrekten Amtsgang der vollendeten Unzulänglichkeit und auf den Bahnen des erdfernen sozialdemokratischen Dogmatismus ruhig geschehen?

Auch der russische Sozialdemokrat Tscheidse soll sich jetzt gegen einen Sonderfrieden ausgesprochen haben. Der sozialdemokratische dänische Minister Stauning aber bezeichnet die allgemeine sozialistische Friedenstagung binnen etwa vierzehn Tagen als ganz sicher. Troelstra und andere Holländer, Huysman aus Belgien, die Russen und Deutschen, die kommen danach ganz sicher. Von den Franzosen und Engländern schweigt man fast völlig. Der französische Munitionsminister Thomas soll sich auf der Durchreise nach Rußland ‚nicht unversöhnlich' gezeigt haben. Die maßgebenden französischen und englischen Regierungssozialisten werden aber höchstwahrscheinlich **nicht** kommen — es sei denn, um zu stören und zu hindern —, aus Paris kommen andernfalls höchstens wohl ein paar Kientaler.

Innere und äußere Politik hat dergestalt in Deutschland die Sozialdemokratie der Regierung aus den Händen genommen. Was in Rußland Hauptschuld des Zaren war, ehe er mit Recht vom goldenen Stuhle fiel, summierte sich in anderer Weise bei uns mehr und mehr als Schuld des

Herrn von Bethmann Hollweg. Sein durch Kriegsausbruch gescheiterter und an jeder neuen bestialischen Hassestat unserer Feinde von neuem blühender Verständigungswahn soll uns einen neuen diplomatischen Niederbruch bereiten und dazu das wirtschaftliche Ende. Der Kanzler scheint durch seine beschlagene politische Brille diese Gefahr und Todesgefahr nicht einmal zu erkennen; jedenfalls wurde unerhört schuldhafterweise bei uns von Amts wegen nie etwas getan, um gegenüber der Propaganda für einen Scheidemann-Frieden die notwendigen realen Friedenssicherungen eines Friedens für Deutschland nach einem Krieg mit den Interessen und dem Haß der halben Welt zu klären und auch den breiten Massen im deutschen Volke zum Bewußtsein zu bringen. Ist es Unrecht oder Irrtum, wenn man glaubt, Minister am Werke zu sehen wie einen Bodelschwingh im Preußen des Jahres 1848? Die englischen und die französischen Sozialisten würden sicher nicht den Frieden um jeden Preis fordern, wenn einmal die erdenklich größte Gefahr für uns, eine allgemeine Friedenskonferenz, zusammenträte; wohl aber würden die deutschen und die russischen Sozialisten so stehen; schon insofern also ständen wir im Nachteil . . ."

„Es ist nützlich und notwendig" — erinnert in der selben Nummer (204) Lutz Korodi —, „in diesen Tagen, da der zweitgrößte Weltteil zum Kampfe gegen uns rüstet, der frohgemuten Tafelrunde zu gedenken, in der Amerikas verwichener Botschafter den anwesenden deutschen Staatsmännern mit dreister Leutseligkeit sein Wohlverhaltungszeugnis ausstellte und dem Deutschen Reiche wünschte, es möchte ihm die Führung durch diese Männer seines — Mr. Gerards — Vertrauens recht lange beschieden sein, denn dann stünde es gar gut um das Verhältnis Amerikas zu Deutschland; noch nie, so gönnerte der Biedere mit kecker Stirn, war dies Verhältnis so freundlich, so ungetrübt wie jetzt. Er mußte es ja wissen, der Wolf im Smoking, denn er war ja kurz vorher in Amerika zu Besuch gewesen, um sich diese Zensur für die beglückt aufhorchenden Tafelgenossen zu holen. Und wieder über ein kleines reiste der Magister Germaniae wieder in die Heimat anglikanischer Ränke, diesmal bekümmerten Herzens, von seinen belobten Freunden notgedrungen mit dem diplomatischen Laufpaß ausgestattet. Und eben erst hören wir, wie er in Neuyork (am 19. April) entdeckt hat: ‚Wenn wir (die Vereinigten Staaten) nicht an der Seite der Alliierten in den Krieg gezogen wären, dann wären wir gezwungen gewesen, am Ende des Krieges ganz allein die Deutschen zu bekämpfen, und der übrige Teil der Welt hätte lächelnd zugesehen.'

Das Mysterium höherer Staatskunst, für gewöhnliche Sterbliche nicht zu ergründen, ist darin beschlossen, daß ‚das Urteil des Auslandes' über uns ein günstiges sei. Den höchsten Triumph also feierte diese Geheimkunst bei jenem Liebesmahl, da die Sonne der Huld Ehren-Gerards so milde ob den Häuptern der belobten deutschen Staatsmänner leuchtete. Es war erreicht: wohlwollender konnte der Neutrale von heute und Feind von morgen nicht Zeugnis ablegen über die Richtigkeit der Reichspolitik und über die Notwendigkeit, daß gerade diese Männer, Amerika zum Heil, ihres hohen Amtes walteten. Einen diebischen Spaß muß es diesem grausamen Witzbold bereitet haben, als er so

mit seinen Gastgebern, volkstümlich gesprochen, ‚Schindluder trieb‘, im innersten Kämmerchen seines exneutralen Herzens Abschiedsfest feiernd.

Und die deutschen Männer, die von diesem widerwärtigen Satyrspiel mit zensural geregelten Gefühlen Kenntnis nahmen und sich in desto ausgiebigerem Maße das ihrige dabei dachten, was nur zwischen den Zeilen sachte angedeutet werden durfte, sie wurden im Angesichte dieses stolzen Erfolgs mitleidig belächelt: was wußten sie von Politik, diese schlechten Musikanten und grundsätzlichen Schwarzseher! Die von ihnen angefochtenen und verkleinerten Meister deutscher Staatskunst hatten es nun schwarz auf weiß, was sie fürs Reich, für Amerika, für die Menschheit geleistet haben; mit dem Gerard-Zeugnis in der Tasche konnten sie pfeifen auf das Mißvergnügen unentwegter Volksgenossen.

Volksgenossen? — Das Wort mutet schon beinahe altväterisch an. ‚Genossen‘ — das hat noch einen Klang, denn nächst dem Urteil des Auslandes ist das der Genossen von Wert, soweit sie dem Ausland wohlgefällige Töne ihrem Instrument zu entlocken vermögen. ‚Frieden ohne Eroberungen, ohne Entschädigungen‘ ist die Losung; den mit ihr Gewappneten öffnen sich die Tore des Reiches, sie ist ein vollgültiger Auslandspaß zur Reise nach Stockholm, wo den moskowitischen Genossen anvertraut wird, daß der Rest der deutschen Annexionsnarren bald in einer Droschke zu bergen sein wird, und daß das deutsche Volk aus Millionen Wunden geblutet, daß es Königreiche niedergerungen, dem gierigen Koloß im Osten, dem beutelüsternen Nachbarn im Westen den Pfahl ins Fleisch gestoßen hat, um die Früchte des Kampfes auf dem Altar eines Friedens niederzulegen, der nicht schleunig genug geschlossen werden kann, weil wir nicht ein, zwei Monate warten dürfen, bis die revolutionäre Zersetzung in Rußland — nach dem Urteil der so ganz und gar unpolitischen Volksgenossen deutscher Nation! — sich zur vollsten Blüte entfaltet. Hauptsache ist, daß Rußland sich in Frieden ‚innerlich konsolidiere‘, daß es seine Kräfte sammle — zum nächsten Krieg . . .

Anders, ganz anders denken die nichtgenössischen Volksgenossen. Aber auf ihr Urteil kommt es nicht an. Sie hat Mr. Gerard in seinem Abschiedstoast keines Wortes gewürdigt; trotz ihnen sprach er den Männern seines Vertrauens in angenehmer Weinlaune seine allerhöchste Zufriedenheit aus.

‚Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche!‘ Das Wort klingt uns heute noch so hell in den Ohren wie einst, da wir es vom hohen Balkon auf dem Schloßplatz, im Innern jauchzend, vernahmen. ‚Nur Deutsche‘ — also nur Volksgenossen. So sprach unser Volksgenosse an erhabenster Stelle irdischer Gewalt in deutschen Landen. Der Mann in der Wilhelmstraße hat es nicht gehört. Er wüßte sonst, daß in dem ‚Kennen‘ der Volksgenossen auch ihre Würdigung liegt. Dieser Mann kennt nur eine Partei, die genössische, die in Stockholm unsere Kriegsbeute, um die Hunderttausende von Witwen, Millionen von Waisen ihre Gatten, ihre Väter in fremder Erde ließen, feilzubieten, nein zu verschleudern kühn entschlossen sind. Die sieggekrönten Streiter im Feld werden es den Händlern, den Menschheitsschwärmern danken, wenn sie heimkehren, um im Frieden, dem ‚ehrenvollen

für alle Teile', der Steuern erdrückende Last zu tragen, als einzige bleibende Erinnerung an das Grauen des uns aufgezwungenen Krieges in der alten und in der Welt des Mr. Gerard.

Mit schulmeisterlicher Tadelgebärde verweist man die Volksgenossen, die Erobertes behalten, verlorenes Gut ersetzt haben wollen. Wirkliche Staatskünstler würden dessen froh sein, daß es Männer im Reich gibt, die bei der bevorstehenden Auktion die Höchstpreise hinaufschrauben. Wahre Staatskunst erzieht sich förmlich eine temperamentvolle nationale Opposition, die im Fordern für des Reiches Mehrung sich selbst überbietet, die ein brauchbares Instrument ist für künftiges Feilschen am grünen Tisch. Je weichlicher, je verschämter die Regierung ist, desto willkommener muß ihr solche Rückenstärkung sein; es bleibt ihr noch immer genügend Spielraum, sich — nach Maßgabe ihrer Schwäche — Etzliches abmarkten zu lassen. Aber nein, bei uns muß alles so diplomatisch gebildet sein, wie in der Berliner und Stockholmer Wilhelmstraße, alles so zum ‚Verhandeln' bereit und doch so wenig händlerisch im strengen rechnerischen Sinne des Kaufmanns.

Herr Gerard hat Wilson gelehrt, wie mit den Deutschen umzuspringen ist. Noch rasseln sie drüben nur mit dem Säbel und schon diktieren sie uns die Friedensbedingungen. Liberal, wie Wilson es meint, müssen wir werden bis in die Knochen, nur dann dürfen wir auf gnädige Behandlung nach dem Yankeesieg von übermorgen rechnen. Und siehe da, wir verstehen den Wink! Wir orientieren, um nicht das deutsche Wort ‚morgenländern' zu gebrauchen, uns rüstig neu; in der Jerusalemer Straße wird forsch das künftige Haus der Freiheit eingerichtet, darinnen das deutsche Friedensvolk im Wilsonstil wohnen soll. Dem Führungsattest Mr. Gerards wird Wilson ein neues, noch stolzeres hinzufügen, wenn die Genossen in Stockholm und ihr diplomatisches Gefolge ganze Arbeit machen . . ."



Sonntags · Von Otto Doderer

Das Volk ging in die Kathedrale
Durch die geöffneten Portale
Wie Bettler scheu, und keine Glocke klang.
Eintönig schleppt der Bittgesang.

Am Marktplatz spielt die Regimentskapelle.
Die Melodien wispeln, schwingen
Sich um die letzte Giebelzelle, —
Wie fremde Lieder durch die Häfen, —
Und wenn wir uns auch eisern zwingen,
So staut sich doch das Blut in unsern Schläfen,
Und alles Heimweh wird zur Gier.
O ew'ger Sonntag, Heimat, über dir!





Kriegsrauschsucht

Nach der Zeitung „Birschewija Wjedomosti" melden die Blätter aus Nishnij Nowgorod, daß dort während der Messe alkoholische Getränke fast ebenso offen getrunken werden wie vor dem Verbot. Nur kostet eine Flasche Sekt 50 Rubel. Und eine Flasche Kognak kostet 80 Rubel.)

Zeiten des Niedergangs zeichnen sich durch die Jubelstimmung der Beteiligten aus. Durch eine Trugstimmung, wie sie der Todkranke vor seinem Ende fühlt, wenn er vermeint, daß er nie kräftiger und wohler gewesen, als gerade jetzt, wo es zu Ende gehen muß.

Es kommt über die, welche am wenigsten zu Freude und Taumel Anlaß hätten, eine Rauschsucht, die alles betäubt. Diese Rauschsucht ist ein Sturmzeichen. Sie beweist die innere Ungesundung, das trügerische, in nichts begründete, nur scheinbare Wohlbefinden.

Es nimmt uns nicht wunder, wenn wir hören, daß die Lokale Petersburgs und anderer russischer Hauptstädte von einem vergnügungssüchtigen Volke gefüllt sind, dem keine Kosten zu hoch dünken. Wir vernehmen aus Paris und London Meldungen von Gastereien, Veranstaltungen, die an Luxus und Völlerei die Friedensfeste in den Schatten stellen. Der Sekt fließt in Strömen, und alle Übertreibungen der Feinschmeckerei und Völlerei werden gepflegt.

Wir würden uns nicht weiter über die Ausschreitungen wundern. Denn es ist immer so gewesen, daß die, welche am Krieg verdienen, die, welche an ihm nicht persönlich Anteil nehmen, aus einer seltsamen Sucht der Verschwendung heraus ein schlemmerisches und genießerisches Leben zeigen. Aber die große Menge, welche leidet und selbst opfert, sie auch wird in den Wirbel der Gegenwirkungen gezogen. In den Strudel einer Gegenbewegung, die den Leiden und den Qualen des Kriegs Trotz bieten will. Eine solche Gegenwirkung erstreckt sich auf die fernsten Kreise und fernsten Zonen. Die lustgetäuschte Rauschsucht im Kriege, dieser Wunsch, sich zu betäuben, ist auf der ganzen Erde gleichermaßen nachweisbar. Es scheint, als wenn die trübe und schwermütige Last des Krieges bei vielen Menschen direkt das Bedürfnis nach Rausch und Selbstvergessenheit züchtet.

Rußland hat das Branntweinmonopol im Krieg dahin abgeändert, daß es nur in beschränktem Maße Alkohol und seine Ersatzstoffe herausgab. Man sah die Gefährlichkeit eines giftigen Stoffes in einer Zeit, die voll von Aufregungen und Möglichkeiten der Schädigungen war, auch in Rußland ein.

Jedoch die Rauschsucht der Massen kannte keine Hindernisse. Es ist wohl naturwissenschaftlich nicht abzuleugnen, daß überhaupt auf der Welt bei allen Völkern und Stämmen das Bedürfnis nach Rausch und Betäubung besteht. Die Japaner haben den Reisschnaps und das Opium. Die Chinesen besitzen das Opium, das Gift einer völkischen Gesundheit.

Die Neger haben das Pembebier oder irgendeinen Ersatz. Die Südseeinsulaner brauen sich die Kawa-Kawa, welche durch das Zerkauen von Maniok- und ähnlichen Wurzeln hergestellt wird. Die Baschkiren und Korjäten haben den Fliegenschwammabsud, ebenso wie viele andere sibirische Völker. Die alten Deutschen hatten ihren Gerstensaft, den Met. Die Franzosen haben den Absinth, der direkt eine Volksgefahr, eine Bedrohung der Geburtenfähigkeit geworden ist. Es ist eine solche Neigung für berauschende Getränke, enthalten sie nun Alkohol oder irgendein Alkaloid, welches auch Rauschwirkung äußert, nicht abzuleugnen und wohl in der menschlichen Natur begründet.

Aber so sehr, wie es sich jetzt gerade im Kriege bemerkbar macht, ist es noch nicht aufgetreten oder aufgezeichnet worden. Französische Armeebefehle verbieten die Verkaufsgelegenheiten für Schnaps, Liköre und ähnliches. Es werden in der französischen Armee strenge Fahndungen nach Kokain- und Opiumgenießern gehalten. Man hat Ätherrauschfreunde entdeckt. Es muß geradezu die Leidenschaft wie eine Seuche grassieren. Es mag sein, daß die nahe Berührung mit exotischen Gästen und die Verbreitung ihrer Lebenssitten die Gefahr erhöht hat. Denn wir wissen, daß die exotischen Soldaten in großer Zahl solchen Lastern frönen.

Nicht nur dies. In der englischen und französischen Gesellschaft, aber auch in der amerikanischen, ist ein gewaltiges Ansteigen des Verbrauchs bemerkbar, der sich auf Alkohol und andere Rauschstoffe bezieht. Die Preise für Kokain, Äther und solche Gifte sind außergewöhnlich in die Höhe gegangen. Auf allerlei Schleichwegen werden die gewünschten Erzeugnisse geschmuggelt. In den Kneipen des Montmartre gibt es Händler und Zwischenträger, die ihre festen Kunden haben, in den feinsten Kreisen und der höchsten Gesellschaft. In den Hafenstädten existieren Opiumtempelchen und geheime Klubs, in denen man für teures Geld allen diesen Rauschlastern sich hingeben kann. Im Krieg ist alles das sehr angewachsen; und die Sorge um eine weitere Durchdringung noch nicht angesteckter Volksteile redet deutlich aus manchen Verboten der Behörden.

In England hat sich die Trunksucht so ausgebreitet, daß der Verkauf von berauschenden Stoffen strengen Maßregeln unterliegt. Die hohen Kreise wissen unter allerlei Bemäntelungen doch ihr Ziel zu erreichen. Der Verbrauch von mit Alkohol, Kognak usw. gefüllten Konfituren ist enorm gewachsen. Und der Verbrauch von Äther sowie ähnlichen Drogen hat bedrohliche Ausdehnung angenommen. Kokain und Morphium werden dort, wie in Amerika, besonders von den Damen bevorzugt. Betrunkene Frauen in den Gossen und auf den Straßen englischer Großstädte, vorzüglich der Industriehauptstädte, sind keine Seltenheit. Die Gattinnen der Krieger im Felde, der Söldner, welche heute mehr und regelmäßiger Geld vom Staate beziehen wie früher, sind mit die besten Abnehmer der Rauschmittel.

Da der Schnaps in Rußland ja auf staatlichen Befehl fast verschwunden oder beinahe unsichtbar geworden ist, sind überall Ersatzmittel aufgetaucht, welche zuweilen phantastische Herkunft und Zusammensetzung haben, z. B. Brennspiritus mit Pfeffer, Tabak und Tollkraut gemischt. Ferner Kölnisch Wasser. Die Kölnisch-Wasser-Fabriken haben in Rußland einen rasenden Zuwachs erfahren. Soviel wie jetzt ist nie in Rußland das wohlriechende Schönheitsmittel verwandt worden. Weitere Stellvertretungen und Ersatzmittel sind Lack, Politur, Äther, Benzin, Holzgeist usw. Man sieht, der Erfindergeist der Russen hat Mittel und Wege gefunden. Das Bedürfnis, der Drang nach Rausch muß außerordentlich sich vermehrt haben. In dem Wolgagebiet hat die Trunksucht im Krieg erschreckend sich gemehrt. Die Bauern haben den Alkoholbetrieb als Heimarbeit aufgenommen. Sie stellen das Rauschgift selbst zu Hause her.

Wir wissen, daß es in Frankreich auf je 71 Einwohner eine Kneipe gibt. In 35 Jahren haben sich diese Stätten des Trinkens um 100000 vermehrt. Dafür haben auch die Bevölkerungsziffern der am meisten verseuchten Bezirke abgenommen, z. B. in der Normandie um 200000 Einzelwesen.

In der Mandschurei hat während des Krieges die Morphiumsucht geradezu verwüstende Folgen gezeitigt. Das Opium, welches dort leidenschaftlich verzehrt und geraucht wird, ist im Preise gestiegen. Deshalb gingen die Rauschfreunde zum Morphium über. Die Japaner treiben einen blühenden Schmuggelhandel und machen das großartigste Geschäft aus der Ausbeutung dieser Leidenschaften. Die gewöhnlichsten Kulis verwenden dort die Morphiumspritze und verfahren dabei sparsam, weil die Dosis für sie dann nur auf zwei bis fünf Cent kommt.

Wir dürfen hier ja erwähnen, daß sich England das alleinige Verkaufsrecht des Opiums für den Osten durch Gewalt und Verträge gewahrt hat. Es ist ein weltgeschichtlicher Skandal, daß die Briten allein das Gift nach China verkaufen dürfen, um ihre indischen Einkünfte auf einer bestimmten Höhe zu halten, ganz gleich, wenn auch noch so viele arme Opfer der Rauschsucht daran zugrunde gehen müssen. „Auf der Steuerbordseite laden sie Götzenbilder, auf der Backbordseite Bibeln, wenn sie aus dem Londoner Hafen die See gewinnen." Sie finden für ihr Gewissen stets eine Freisprechung. England allein trägt die Schuld an der noch heute herrschenden Opiumvergiftung Chinas.

Die Ärzte Rußlands und der Länder, in denen der Alkoholverbrauch gesetzlich beschränkt wird, tatsächlich aber um so mehr als heimliches Laster besteht, werden von den Patienten ununterbrochen gequält, doch in irgendeiner Form Alkohol oder andere Rauschstoffe zu verschreiben. Die Apotheken bekommen in letzter Zeit des Kriegs unerfüllbar viele Verschreibungen, die offenbar nur dazu dienen, Alkohol zu verschaffen. In Amerika, besonders in den „dry states" (trockenen = alkoholfreien Staaten) nimmt das geradezu komische Formen an. Dort ist Alkohol durch Staatsgesetzgebung unter Strafe verfemt. Die schlauen Yankees aber, „die öffentlich Wasser predigen", wissen Mittel und Wege. Mückenstiche, Schlangenbisse, Verdauungsstörungen, Krankheitsfälle usw. dienen dazu, den Alkoholgenuß zu heiligen, weil dies so im Gesetz vorgesehen ist. Die Ärzte dort haben als Hauptleiden also die entsprechenden Krankheiten, die „auf Alkohol vergehen", zu behandlen.

Es bleibt erstaunlich, daß auch in Amerika, welches gar nicht direkt vom Krieg betroffen ist, diese Rauschsucht so gewachsen ist und im Kriege unvorhergesehene Ausdehnung angenommen hat. Mag sein, daß die Goldflut, welche so grenzenlos das Land überströmte und alle die beteiligten weiten Kreise berührte, die Begierden nach Luxus und Taumel angestachelt hat. Es werden dort in dem Lande der Yankees jetzt mehr sybaritische Gelage abgehalten wie früher. Der Luxus der Unternehmer bildet das Tagesgespräch. Und die allgemeine Whisky- und Alkoholstimmung macht sich in der Presse und den Auslassungen der Öffentlichkeit deutlich verspürbar.

Aber auch das Volk schwimmt in den alkoholischen und anderen Rauschgenüssen. Die allgemeine Weltstimmung des Kriegs mit seiner seelischen Spannung und Reizsamkeit scheint direkt nach Ventil und Auslösung zu suchen. Die Rauschtäuschung scheint dabei die beste Entspannung und Lösung zu gewähren. Die überall sich gleichermaßen äußernde Rauschsucht ist eben nur durch eine gemeinsam wirkende Ursache zu deuten. In Franzisko, Neuyork, Boston, selbst der Quäkerstadt Philadelphia finden wir, aber genau so in vielen anderen Orten der Union, besonders in den großen Hafen- und Küstenhauptplätzen, den Opium-, Kokain-, Äthermißbrauch jetzt stärker wie je. Die Kenner der Unterwelt amerikanischer Mammutstädte können beliebig viele neue und sehr besuchte Unternehmungen, wo man gegen entsprechenden Obolus seine Opiumpfeife erhält, nachweisen. Und es steht fest, daß nicht nur niedriger Pöbel, sondern gerade die feinen Menschen die besten Kunden sind. Bedauerlicherweise hat der Mißbrauch unter den Frauen große Anhängerschaft gefunden.

Es ist zweifelsfrei bewiesen und durch die Auslassungen der ausländischen Presse direkt belegbar, daß diese Rauschsucht in allen Ländern der Feinde und geheimen Hasser Deutschlands herrscht und während des Kriegs zugenommen hat. Wir wollen keine Zusammenhänge zwischen dem ethischen Bewußtsein des Sich-im-Rechte-Befindens und diesem den Niedergang andeutenden Sturmzeichen aufstellen.

Aber seltsam bleibt es, daß wir sicher in Deutschland davon nichts merken. Warum sind bei uns keine irgendwelchen Signale eines solchen völkischen Infektionszustandes merkbar? Im Gegenteil, bei uns ist statistisch der Alkoholkonsum gewaltig gesunken. Wir wissen ja, daß nicht mehr ein Halbteil der Bierproduktion und auch des Konsums besteht. Und daß bei uns Ersatzstoffe und Aushilfsmittel, wie Opium, Morphium, Äther, Kokain usw. irgendeine Rolle spielen, ist bei der geradezu peinlichen wissenschaftlichen Überwachung unmöglich. Bei uns kann kein Gramm des Alkaloids Morphium, außer durch ärztliches Rezept, an einen Privatmann gelangen, ebenso ist es mit allen den anderen Mitteln. Außerdem ist bei unserem gesunden und starken Volke kein Bedürfnis nach verfeinerten, gekünstelten Räuschen oder traumähnlichen Zwischenseelenzuständen vorhanden. Ebensowenig wie die Masse des deutschen Volkes sexuell raffiniert und verdorben ist, so wenig ist sie es in ihren Ansprüchen für trügerische Taumel- und Rauschzustände.

In dem deutschen Volke ruht ein ungeheures Schwergewicht rassenhafter Gesundheit und Erden-Bodenständigkeit. Die Kriegsrauschsucht hat bei uns keine zerstörerischen Wegzeichen hinterlassen.

Wir stehen dieser Erscheinung, die so deutlich dem Sehenden bei den anderen offenbar wird, beobachtend und abwartend gegenüber. Es kann kein gutes Zeichen sein. Die Zukunft wird lehren, wie weit diese Kriegsrauschsucht der anderen als pathognomonisches (auf eine Krankheit deutendes) Symptom zu bewerten sein wird und sich verhängnisvoll äußern muß.

Dr. Spier-Irving (München)



Ein russischer Drohbrief

Im Jahre 1910 erfreute sich in russischen Städten ein fliegendes Blatt reißenden Absatzes. Es war ein Drohbrief wider — den Kometen. Das Blatt ist als Dokument für die russischen Kulturzustände interessant, weshalb sein Inhalt deutschen Lesern nicht vorenthalten werden soll. In nachstehender Übersetzung ist auch die mangelhafte Orthographie und Syntax nach Möglichkeit beibehalten worden.

„Du teufel satanas Beelzebub höllischer verstelle Dich nicht als Stern. Himmlischer nicht wird es Dir gelingen zu betrügen die rechtgläubigen nicht zu verstecken den riesenschwanz Gottgräulichen, dieweil kein Schwanz ist an den Sternen des Herrn. Versinke Du in den tartaros in den ofen der gehenna, lege Dich in den verderblichen. Aber du luzifer allen teufeln teufel allen unholden unhold nicht fürchten wir christen rechtgläubige Dein Kind leibliches gräulich des bauches, Halley übel riechende, nicht wird sie uns umbringen durch Dampf gestank gas fäulnis verursachendes, möge versiegeln Herr Gott Car himmlischer lippen unsre und nasenlöcher mit Weihrauch Wohlduftendem Halley grimmige riesenschlange grausamste, Riesenschwanz heidnischer, tauche ein Deinen schwanz in den fluß feurigen möge er schwarz werden und verbrennen und ausbraten, aber gerade zum Frühstück Deiner erzeuger Luzifer. Nicht Halley Du, sondern Verfluchte der Verfluchten Verfluchten Verfluchten Hundertmal Zweihundert, Dreihundert, Vierhundert, Fünfhundert, Sechshundert sechs und sechzig. Wie in der Apokalypse geschrieben ist Sei Du verflucht für immer versiegelt für die Ewigkeit Schlüssel Schloß Ein zehnmal.“

M. E.



Die lettische Frage

Von lettischer Seite wird der „Züricher Post" geschrieben:

Die traditionelle Sympathie der Schweiz für unterdrückte Völker wird seit einiger Zeit systematisch zugunsten einer Agitation ausgenutzt, die die lettische Bevölkerung Kurlands und Livlands vor einer ihr angeblich drohenden „Germanisierung" schützen will und dabei auch vor direkter Entstellung der Tatsachen nicht zurückschreckt. Derartige, dem wirklichen Sachverhalte widersprechende Schilderungen dürfen im Interesse einer objektiven Urteilsbildung nicht unwidersprochen bleiben.

Daß die Letten in dem besetzten Gebiete vorläufig noch Zurückhaltung gegen die Deutschen beobachten, ist erklärlich. Sie rechnen noch mit der Möglichkeit einer Rückkehr der Russen, und vielfache Erfahrung hat gezeigt, welches Los die Russen denen bereiten, die sich freundschaftlich zu den Deutschen gestellt haben. Wohin ihn sein Interesse weist, wird der klar und nüchtern urteilende Lette, wenn er erst einmal ohne Furcht sich äußern kann, nicht verkennen. Er baut Getreide und braucht den aufnahmefähigen deutschen Markt. Eine Eisenbahnverbindung zwischen Memel und Mitau, die bisher die Russen künstlich verhindert haben, würde ihm die besten Absatzmöglichkeiten schaffen. Er ist evangelisch und sucht den natürlichen Anschluß an die deutschen Glaubensgenossen gegenüber der russischen Orthodoxie. Er gehört, auch wenn er kein Deutscher ist, dem europäischen Kulturkreis an.

Was bedeutet denn das Gespenst der „Eindeutschung", mit dem man die Letten schrecken will? Daß ein Volk von rund zwei Millionen Köpfen keinen selbständigen Staat bilden kann, leuchtet ein. Die Frage ist nur: wo ist das lettische Volkstum sicherer aufgehoben? Bei den Russen, die noch kürzlich den lettischen Vereinen in Riga den Gebrauch der lettischen Sprache verboten, die ihr wiederholtes Versprechen auf Einführung der Autonomie nie einlösten, die noch jedes Volkstum, das ihnen ausgeliefert wurde, systematisch unterdrückten, wofür die Nationalitäten-Konferenz in Lausanne so erdrückende Beweise lieferte, die 760000 Letten vor Einrücken der Deutschen zwangsweise ins Elend führten, worüber kürzlich die lettische Zeitung „Jaunais Wahrde" ergreifende Einzelheiten veröffentlichte, die die lettischen Legionen — trotz des hochklingenden Namens nicht etwa lettische Freiwillige, sondern zwangsweise eingezogene Soldaten — systematisch an die gefährdetsten Stellen setzte, um die Russen zu schonen und gleichzeitig ein unerwünschtes Volkstum zu dezimieren? Oder bei den Deutschen, die bereit sind, den Letten ihre Schulen und ihre Sprache zu lassen? Wodurch haben es die Deutschen um die Letten verdient, einer systematischen Unterdrückung bezichtigt zu werden? Waren es die Russen, die den Letten die Bibel und das Gesangbuch in ihre Sprache übersetzt haben? Nein, es waren die deutschen Pastoren, und der Gebrauch der gotischen Schriftzeichen beweist noch heute, wem die Letten die Erhebung ihrer Sprache zu einer Schriftsprache verdanken. Daß die bisherige deutsche Oberschicht sich abschloß, mag manchen Letten gekränkt haben, aber er soll bedenken, daß diese Schicht, des natürlichen Rückhalts am Mutterlande beraubt, sich abschließen mußte, um nicht von den übermächtigen Völkern, innerhalb deren sie lebte, aufgesogen zu werden. Ist erst einmal die Verbindung mit Deutschland wiederhergestellt, wird dieser Zwang zur Abschließung fortfallen und damit ein besseres Verständnis der beiden Rassen erzielt werden.

Die russischen Liberalen werden es an Lockungen nicht fehlen lassen, um die Letten zu sich herüberzuziehen. Aber mit ihrem seit alters gezeigten gesunden politischen Instinkt werden die Letten nicht verkennen, daß die russischen Liberalen zum mindesten ebenso zentralistisch und imperialistisch gesinnt sind wie die Reaktionäre. Gerade unter dem liberalen Kaiser Alexander II. hat die schlimmste Russifizierungspolitik in den Ostseeprovinzen eingesetzt. Finnland und Polen haben bei den Liberalen stets die ablehnendste Haltung erfahren und Miljukoff, der jetzige

Minister des Auswärtigen, war es, der dem Volk der Litauer vor kurzem erklärte, eine litauische Autonomie gehöre nicht zum Parteiprogramm der Kadetten.

Der praktische lettische Bauer weiß schon heute sehr wohl, daß er im Anschluß an Deutschland wirtschaftlich und kulturell nur gewinnen kann. Aber auch die lettische Sozialdemokratie beginnt sich zu besinnen. Wir erinnern bloß an die aus sozialdemokratischer lettischer Feder stammende Broschüre „Junker, Arbeiter, Bauer in den Ostseeprovinzen Liv-, Est- und Kurland" (Genossenschaftsdruckerei in Freiburg i. Br.). Dem Verfasser wird auch sein Gegner nicht Liebe zu den baltischen Deutschen nachsagen, denn sein Buch ist gespickt von schärfsten und gehässigsten Angriffen gegen die baltischen Deutschen. Und trotz alledem kommt es zu der Ansicht, daß die Masse des lettischen Volkes eine Angliederung an Deutschland mit größter Freude begrüßen würde, da die wirtschaftlich Schwachen aller Volksstämme des Baltikums dadurch nur gewinnen werden. „Die Versicherung des Reichskanzlers von Bethmann Hollweg, daß die Balten und Letten der russischen Gewaltherrschaft nicht wieder ausgeliefert werden sollen, kann jeden wahren und ehrlich denkenden Letten in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft seines Volkes nur bestärken" — so schließt der lettische Sozialdemokrat.



Die Grundfrage des preußischen Wohnungsgesetzes

Der preußische Wohnungsgesetzentwurf zeigt schon durch seine äußere Gestalt und seine Gliederung die Verschiedenheit der Gegenstände, teils rechtlicher, teils technischer Natur, die in ihm behandelt werden müssen. Bei dieser Verschiedenheit ist es schwer, einen in sich geschlossenen Standpunkt zu all diesen Fragen zu gewinnen, die doch für jeden einzelnen so wichtig sind, weil die Art ihrer Lösung naturgemäß auf die Lage des Wohnungsmieters, aber auch des Hausbesitzers unmittelbar zurückwirkt. Die Schwierigkeit wird noch dadurch erhöht, daß von allen diesen Fragen bedeutsame wirtschaftliche Nebenwirkungen ausgehen, die gar leicht sich in den Vordergrund drängen und dazu führen, daß die Wohnungsfrage nicht vom Standpunkte der allgemeinen Wohlfahrt aus, wie es sich gebührt, sondern vom Standpunkt irgendwelcher eng begrenzten Klasseninteressen, sei es des Mieters, oder des Hauseigentümers, oder des Bodenhändlers behandelt wird. Darum gilt es, wenn befriedigende und heilsame Arbeit geleistet werden soll, eine Grundfrage zu suchen, der alle Einzelheiten sich unterordnen und die deshalb eine einheitliche Beurteilung der verschiedenen Fragen, einen gerechten Ausgleich der verschiedenen Sonderinteressen ermöglicht.

Nun ist es eine ziemlich ausgemachte Sache, daß die Schwierigkeiten des städtischen Wohnungswesens in letzter Linie zurückgehen auf die Steigerung der Grundrente, den Wert und Ertrag des der Wohnungsherstellung geopferten Bodens, den die Anhäufung wachsender Menschenmassen auf beschränktem Raume immer mehr in die Höhe treibt, und auf die Tatsache, daß unser heutiges Recht in Verkennung des tiefgehenden Unterschiedes zwischen der wirtschaftlich notwendigen Handelsspekulation (die sich auf die Gütererzeugung richtet) und der wirtschaftlich entbehrlichen, ja schädlichen Wertspekulation (die auf die reine Wertbewegung abzielt) diese Grundrente und ihre Steigerung der privaten Ausnutzung hemmungslos überlassen hat. An diesem rechtlichen Tatbestand kann nun zwar das Wohnungsgesetz hinsichtlich der beherrschenden Grundlagen nichts ändern. Aber es kann die Quelle des Übels insofern verstopfen, als es Bestimmungen trifft, die die Erzielung einer übermäßigen Grundrentensteigerung als privaten Gewinn hintenhält oder ganz vereitelt.

Darum wird das die Grundfrage gegenüber dem Wohnungsgesetzentwurf sein müssen, wie durch seine einzelnen Artikel und Bestimmungen die Erzielung übermäßiger Grundrentengewinne verhindert wird. Wird dieser grundsätzliche Standpunkt anerkannt, dann ist zugleich die ganze Erörterung des Wohnungsgesetzes dem reinen Parteistreit entrückt und zum Segen für die Sache einem aus dieser selbst gewonnenen Gesichtspunkt unterstellt. Die dem Entwurfe beigegebene Begründung sagt, daß mit Rücksicht auf die nach dem Kriege drohende Wohnungsnot in der Art der Jahre nach 1870/71 und mit Rücksicht auf die Bedeutung der Wohnungsfrage für das leibliche und sittliche Wohl der Bevölkerung der Wohnungsversorgung erhöhte Sorgfalt gewidmet werden muß. Und noch klarer wird in der Begründung des mit dem Wohnungsgesetz organisch zusammenhängenden Entwurfs eines Bürgschaftssicherungsgesetzes es als die Aufgabe des Staates erklärt, gegenüber den großen Verlusten dieses Krieges alles daran zu setzen, daß unser Volk die ungeheure Einbuße an Kräften möglichst rasch wieder wett macht, und zu diesem Zweck die unmittelbare Fürsorge für das Kleinwohnungswesen in seiner ganzen Ausdehnung selbst in die Hand zu nehmen und im Rahmen der zurzeit verfügbaren Kräfte für sie Mittel bereitzustellen. Darin liegt auch schon das Zugeständnis enthalten, daß die Wohnungsfrage vom Standpunkt des Allgemeininteresses und der für dieses grundlegenden Frage aus behandelt werden soll.

Wenn diese Frage: Wie kann durch die Bestimmungen des Wohnungsgesetzes übermäßige Grundrentenbildung und deren Einziehung durch private Spekulation verhindert werden? — wenn diese Frage in den Mittelpunkt gestellt wird, sind damit von vornherein die sämtlichen Schichten der Wohnungsmieter einverstanden, die die Steigerung der Grundrente in Gestalt erhöhter Mieten aufzubringen haben. Aber auch über die Mieterkreise hinaus muß diese Frage als ein geeigneter Ausgangspunkt der Erörterung angesehen werden von allen, die auf dem Gebiet des Wohnungswesens entweder, wie der solide Hausbesitz, eine dauernde Kapitalanlage oder, wie das Baugewerbe in seinen verschiedenen Zweigen, Arbeitsgelegenheit und Lebensunterhalt suchen.

Der großstädtische Hausbesitz krankt, wie besonders der Krieg mit schonungsloser Offenheit enthüllt hat, an der Überschuldung. Sie hat ihre Ursache in letzter Linie darin, daß bei den großen Massenmiethäusern der ganze Mittelstand aus seinem durchschnittlich vorhandenen Vermögen, wenn es in einem Hause angelegt werden soll, nur einen verhältnismäßig geringen Prozentsatz des gesamten Wertes als Anzahlung leisten kann. Das große Massenmiethaus aber ist die einzige Bauform, die auf dem künstlich hochgetriebenen Boden in den der Spekulation ausgelieferten Stadterweiterungsgebieten unserer Großstädte noch mit Aussicht auf Rentabilität errichtet werden kann. So ist es die Boden- und Grundrentenspekulation, die von vornherein den Hausbesitz in die undankbare und, wie wir jetzt im Kriege sehen, für zahllose Einzelexistenzen und die Volkswirtschaft im ganzen äußerst gefährliche Rolle hineinzwingt, nur dem Namen nach Besitzer „seines“ Hauses, in Wirklichkeit aber der Verwalter seiner Hypothekengläubiger zu sein. Deshalb geht die Frage, wie in Zukunft übermäßige Grundrentenbildung und ihre private spekulative Ausnutzung möglichst eingeschränkt werden kann, ganz und gar parallel mit den wohlerwogenen Interessen der Hausbesitzer selbst.

Ähnlich liegt es beim Baugewerbe. Seit Jahren beobachtet man, daß sich das solide Unternehmertum von dem großstädtischen Wohnungsbau mehr und mehr auf andere Gebiete der Bauunternehmung zurückzieht. Das ist ein Zeichen dafür, daß das Bauunternehmertum in der heutigen Art der großstädtischen Wohnungsherstellung seine uneingeschränkte Befriedigung nicht gefunden hat. Und daß die breiten Schichten des Bauhandwerkertums der Sache nicht anders gegenüberstehen, ist bekannt. Die vielfachen traurigen Erfahrungen mit dem Bauschwindel, die natürlich um so häufiger werden mußten, je weiter die eben erwähnte Abwendung des soliden Unternehmertums von der Wohnhausherstellung um sich griff, haben hier ihre Wirkung auf das Urteil der betroffenen Kreise nicht verfehlt. Auch der Bauschwindel

aber ist schon vielfach nachgewiesen als eine unmittelbare Folge der Überantwortung des Grundstücks- und Baumarktes an die private Spekulation auf die reine Wertbewegung. Wird die übermäßige Grundrentenbildung durch wohnungsgesetzliche Bestimmungen eingedämmt, so ist auch diesen Schichten des werktätigen Volkes auf das beste damit gedient.

Die Bestimmungen über Bauordnung und Wohnungsordnung und -aufsicht, die der Wohnungsgesetzentwurf enthält, können sicherlich sehr segensreich wirken. Aber ihre Bedeutung tritt doch weit zurück hinter den Wirkungen, die ausgehen können von der grundsätzlichen Gestaltung des Gesetzes in der Art, daß alles und jedes darauf abgestellt wird, übermäßige Grundrentensteigerungen zu verhindern. Auf diese Weise wird die Debatte über das Gesetz zwingend nach sachlichen Gesichtspunkten, auch nach sachlichen Gegensätzen orientiert, und das Gesetz selbst kann dadurch zu einer Tat werden, die der großen Zeit würdig ist, die das Gesetz zu schaffen unternimmt.

C. P. Heil

Die Truggestalt der Annie Besant

In fast allen Ländern der Welt zählt Frau Besant, die seit Jahrzehnten Amt und Würden einer Präsidentin einer der „internationalen" theosophischen Gesellschaften bekleidet, ein nicht unbedeutendes Gefolge besonders aus den vornehmen und reichen Kreisen der Gesellschaft zu ihren ergebenen Jüngern und Jüngerinnen.

Und ohne Zweifel haben wir es bei Frau Besant mit einer Persönlichkeit zu tun, die im Geistesleben der Gegenwart bis vor kurzem nicht nur in England, ihrer Heimat, sondern in der gesamten heutigen Kulturwelt eine, wenn nicht bedeutende, so doch auffallende Rolle spielte, in der letzten Zeit jedoch sich mehr und mehr in bedenklichen Entgleisungen verirrt und verliert.

Man könnte die Sache auf sich beruhen lassen, wären nicht auch bei uns in Deutschland Verehrer und Verehrerinnen, die Frau Besant und ihrer Theosophie erhebliche Summen zur Verfügung stellten, und die vielleicht auch jetzt noch glauben, deren Verirrungen wenigstens in bedingter Weise in Schutz nehmen zu müssen.

In welcher Art übrigens Frau Besant, obwohl Vertreterin einer „brüderlichen Geistes-Gemeinschaft" der Menschheit, seit Kriegsbeginn gegen das deutsche Volk und das Deutschtum überhaupt wütet, mögen folgende Worte, die der „Theosophischen Kultur" (Juni-Nummer) entnommen sind, darlegen. Sie schreibt, nachdem sie den Engländern das höchste Lob gesungen, über unser deutsches Volk:

„Das auserwählte Volk des deutschen Gottes stinkt in den Nasenlöchern Europas. Dieses Embryo-Reich des bodenlosen Abgrunds der Hölle, empfangen vom Haß und gestaltet im Mutterleib der Gier, darf niemals zur Geburt kommen. Es ist das neue Barbarentum, es ist der Gegensatz zu allem, was edel, mitleidsvoll und menschlich ist!"

Wenn eine wild gewordene Suffragette so schreibt, so erwartet man nichts anderes. Wenn aber eine Dame, die Anspruch darauf macht, „Führerin" der Menschheit, Künderin der „wahren" Ideale zu sein, soweit im Denken und Reden entgleisen und sinken kann, so begibt sie sich selbst jeglichen Anspruchs weiterer „Führerschaft".

In ihrer Stellung zum Christentum hat sich Frau Besant in unhaltbare Widersprüche festgerannt. Im „Theosophist" (1913) erklärt sie: „Viele von uns und ich selbst sind keine Christen."

Im einen Teil ihrer Schriften läßt sie die historische Persönlichkeit Christi gelten, im andern behauptet sie wiederum auf Grund ihrer „okkulten" Forschungen, daß der im Neuen Testament beschriebene Jesus Christus nie gelebt, daß alles, was in den Evangelien, der

Apostelgeschichte, den Briefen der Apostel stehe — also das ganze Neue Testament —, samt und sonders Phantasiegebilde seien, erfunden von Mönchen des zweiten Jahrhunderts.

Auf Grund dieses summarischen Urteils wird nun der Leser zum Schluß kommen, die Person Christi wäre fernerhin für Frau Besant erledigt. Weit gefehlt; diese ist ihr sogar so wichtig, daß sie, die Frau Besant, vor etwa 4 Jahren den einzig wahren und wirklichen Christus in der Person eines Brahminenknaben „entdeckt" hat — auch wieder auf Grund „okkulter" Forschungen —, eine Entdeckung, die den intelligenten Kreisen in Indien denn doch zu toll wurde und diese in solcher Weise aufbrachte, daß Frau Besant schleunigst Indien verlassen mußte, um sich nach Paris und später nach London zu begeben, — selbstverständlich unter Mitnahme ihres wiedergekommenen „Christusknaben".

Als der Vater merkte, was Frau Besant mit seinem Jungen vorhatte, brachte er die Sache vor den Gerichtshof in Madras, aber er machte die betrübende Erfahrung, daß die Engländerin Besant gegen ihn, den eingeborenen Inder, recht bekam. Die Besant durfte also ihren neuen „Christus" weiter erziehen und dressieren. Damit aber diese ihre neueste Attraktion auch die richtige Fassung und Umrahmung bekäme, gründete sie einen „Orden", den Orden vom „Stern des Ostens". Dieser Orden sammelte alle diejenigen europäischen — selbstverständlich auch deutschen — Gläubigen und bereitete sie vor, den Christus-Alcyone würdig zu empfangen, mit anderen Worten: auf diesen schamlosen Schwindel blind hereinzufallen — und die nötigen „Ordensgelder" möglichst reich fließen zu lassen. Dann kam der Weltkrieg dazwischen, — aber außer dieser Störung noch eine andere. Alcyone (so ist der Name dieses jugendlichen Inders) hat sich offenbar nicht ganz so entwickelt, wie seine gefeierte Protektorin dies gewünscht. Was wirklich vorkam, weiß man nicht, aber das eine weiß man. Annie Besant hat diesem von ihr entdeckten „Christus", dem „Stern des Ostens" — den Laufpaß gegeben, und — denkt der Leser — nun genug von ihren „okkulten Forschungen".

Weit gefehlt! Frau Besant läßt sich nicht so leicht aus der Fassung bringen. Sie hat, als praktische Engländerin, in Paris einen anderen Jüngling aufgegriffen und nun diesen zum Christuskandidaten proklamiert. Ist's Schwindel, ist's Narrheit? Wahrscheinlich beides zusammen. Und die Anhänger und Verehrer der Frau Besant?? Nun, die neigen und beugenn sich vor der nie fehlenden göttlichen Weisheit ihrer Meisterin — und nehmen die allerneueste Wendung ebenso hin wie vieles andere auch. Man könnte über Frau Besants Persönlichkeit und Wirken die Worte schreiben: „Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden."

Den christlichen Kreisen war die Tätigkeit der Frau Besant seit Jahren ebenso ein Gegenstand des Bedauerns, wie der indischen Intelligenz eines immer offensichtlicher zutage tretenden Hasses. Ein Hindu-Gelehrter schreibt über sie: „Mrs. Besant macht den englischen Zeitungen weis, ihre Widersacher hier, in Indien, seien über sie zornig, weil sie gewisse Reformen anstrebe, wie die Abschaffung der Kinderehen und anderes. Dies ist aber durchaus irreführend. Die Welt weiß ganz genau, daß Mrs. Besant von den gelehrten und philosophischen Kreisen Indiens ganz andrer Dinge halber getadelt wird. Unsere Bewegung befaßt sich hauptsächlich damit, den Schaden wieder gutzumachen, den Mrs. Besant und ihre theosophische Gesellschaft unsrer Philosophie und Literatur dadurch zufügt, daß sie den Anspruch erhebt, unsre heiligen Schriften zu erklären, aber alles den theosophischen Vorurteilen und Erfordernissen ihrer Person und Gesellschaft anpaßt und dadurch die Reinheit unsrer heiligen Schriften fälscht."

Der modern wissenschaftlichen Richtung war Frau Besant, die ehedem Werke Büchners und Häckels erstmals ins Englische übersetzt hatte, längst entfremdet, — zufrieden mit ihren Erfolgen und stolz auf alles andere herabsehend von der Warte ihrer „okkulten Forschungen". Sie ist für den Osten ebenso erledigt wie für die Länder des Westens oder Nordens, mit

Bezug auf wissenschaftliche wie religiöse Probleme; selbst in England rücken die Kreise, die eine Vertiefung und Läuterung der Theosophie anstreben, mehr und mehr von ihr ab. Und sie, die sich vermaß, in des Daseins letzte Fragen Licht und Klarheit zu bringen, gleicht auf ihrem Suchen nach immer neuen Sensationen einer Führerin, die der Selbstbetrug blind und taub gemacht hat. Mephisto sagt: „Du bist doch nur für uns bemüht." (Faust II, V. Akt.)

Rudolf Hartmann



Ein vlämisches Kriegstagebuch

Nachdem Steyn Streuvels, der vlämische Dichter, zum höchsten Mißvergnügen der Ententeverschworenen schon in den Anfangszeiten des Krieges zum Ausdruck gebracht hatte, daß die deutschen Soldaten, aus der Nähe betrachtet, auch sozusagen Menschen seien, ist nun noch ein anderer Vlame mit einem höchst bemerkenswerten Kriegstagebuch hervorgetreten, in dem über die Kriegsvorgänge in Belgien ein mitbeteiligter Augenzeuge spricht: J. R. Domela Nieuwenhuis-Nyegaard, Pfarrer an der evangelischen Gemeinde zu Gent. Dieser Mann, der für England, wo er lange lebte und wirkte, eine gewisse Neigung hat und von holländisch-dänischer Abstammung ist, darf in weit höherem Sinne als Wahrheitszeuge gelten wie Streuvels: nicht nur, weil er als Geistlicher und guter Europäer zwischen oder über den Nationen steht (seine Genter Gemeinde umfaßt Angehörige fast aller europäischen größeren Völker), sondern vor allem, weil er, in den Tagen des deutschen Durchmarsches auf seinem Fahrrad durch weite Strecken des Kampfgebietes gelangend, viel mehr vom Kriege gesehen hat als Steyn Streuvels, der ihn nur von einem Punkte aus erlebte.

Was weiß Pfarrer Nieuwenhuis von den Kriegsvorgängen in Belgien zu berichten? — Nur das, was er mit eigenen Augen sieht und mit eigenen Ohren vernimmt! Er reist bei Ausbruch des Krieges von Holland nach Belgien und gibt uns Schilderungen und Meditationen von Engländern wieder, die, aus Wiesbaden kommend, ihrer Heimat zustreben. Er kommt in Gent an und schildert die wahnwitzige Aufregung des Volkes — wobei die Bedrängnis der dort wohnenden Deutschen unmittelbar anschaulich wird. Und nun beginnen die Streifzüge durch einen erheblichen Teil des Landes (Veurne, Dixmuiden, Brügge, Ostende, Brüssel usw.), von denen der treusorgende Pfarrer, der jedem Ruf um geistlichen Beistand sofort Folge leistet, jedesmal mit einer großen Bürde von Erlebnissen heimkehrt, von denen er sich durch sofortige Niederschrift des Geschauten zu befreien sucht. Auf diese Weise hören wir viel von den Geschehnissen — nicht selten auch Dinge, die Unbeteiligten noch heute unbekannt sein dürften, so zum Beispiel eine spannende Erzählung von Ereignissen, die die Stadt Gent „um eines Haares Breite" dem Kriegsschicksal der Vernichtung entgehen ließen. Nicht vielen bekannt geworden ist auch der Heldentod des Reservehauptmanns Paul August Ehrhardt, der sich zur Zeit des Kriegsausbruches an der belgischen Küste zu vergewissern hatte, ob die Engländer dort Truppen ans Land setzten; Nieuwenhuis hat sich für den Offizier, der gefangen und zum Tode verurteilt wurde, mit hartnäckigem Eifer bei den höchsten Spitzen des Landes — leider vergebens — eingesetzt, hat den Helden, der sein Schicksal mit wahrhaft spartanischer Größe ertrug, auf seinen letzten Gang vorbereitet und dem Heldentod des Edlen durch schlichte Vermeldung des Falles mit allen seinen Einzelheiten ein rührend schönes Denkmal gesetzt; ein Denkmal, das aber auch einen schwarzen Schatten wirft . . .: auf belgische Soldateska, belgische Sittenverwilderung, belgische Schamlosigkeit. Wenn wir bei Nieuwenhuis lesen, daß „man die Leiche des zu Tode Gebrachten beraubt und aus seinen Kleidern Anzüge für die Kinder des Totengräbers gemacht hatte" — so wird man hoffent-

lich die Worte, die ich zur Kennzeichnung des vom Tagebuchschreiber ohne jedes Räsonnement Berichteten gebrauche, nicht für zu stark halten.

Es ist eine die stärksten Eindrücke vermittelnde Besonderheit unserer Schrift, daß sie die Verhaltungsweise der Belgier in den denkwürdigen Tagen des Herbstes 1914 an erlebten Beispielen ohne vorsichtige Zurückhaltung kennzeichnet. Obwohl der Verfasser belgischer Staatsangehöriger ist, kann er nicht umhin, die belgischen Franktireurverbrechen, die wenig pflichtbewußte Haltung der belgischen Behörden, die schlimme Demoralisation der belgischen Soldaten (und Offiziere!), das unheilvolle Treiben der belgischen Presse, die Wüstheiten des belgischen Mob in seinen Aufzeichnungen zu enthüllen. Demgegenüber steht die Kennzeichnung des deutschen Soldaten. Der Genter Pfarrer weiß, wo immer er sie sieht, nur Gutes und sehr oft rührend Schönes von ihnen zu berichten. Die Beispiele ihrer Frömmigkeit, ihrer Kinderliebe, ihrer natürlichen Güte, ihrer Geduld im Leiden, ihres Wohlverhaltens gegen Frauen, ihrer heldenhaften Tapferkeit und Treue — sie tönten wie ein schönes Lied aus dem einfach vermeldenden Munde des Vlamen. Mit den „Greueln" aber verhält es sich hier wie überall: wo der Zeuge danach fragt, werden ihm zwar meist die haarsträubendsten Geschichten — von denen Nieuwenhuis manche wiedergibt — aufgetischt. Fragt er aber weiter: Hat es einer gesehen? — so müssen die Geschichtenträger betroffen schweigen. Zuweilen fragt Nieuwenhuis, im Beichtigerton des sanft forschenden Seelsorgers, einen sterbenden oder schwerleidenden deutschen Soldaten wohl selber darum. Und die (psychologisch alles sagende!) Antwort? „Jedesmal waren sie tief entrüstet."

Das Kriegstagebuch von Nieuwenhuis, das in der deutschen Übersetzung um zwei Mark nur direkt vom Rembrandt-Verlag in Oberweimar i. Thür. versandt wird, ist nicht etwa geschrieben, um ein Gegenstück gegen die Entente-Verleumdungen in die Welt zu stellen. Das Beste daran ist ja gerade die absichtslose Art, in der der Verfasser, der ursprünglich gar nicht an eine Veröffentlichung gedacht hat, seine Erlebnisse niederschreibt; so hat es denn auch eine Weile gedauert, ehe Teile dieser Augenzeugenschilderungen in holländische Zeitschriften kamen, und ehe das Ganze in Buchform — zunächst auch nur in Holland, dann erst in der deutschen Übersetzung — erscheinen konnte. Um so höheren Wert wird das Werk für die forschende Mit- und Nachwelt haben, die hinsichtlich der belgischen Dinge die Wahrheit herzustellen bemüht ist.

Die Fäulnis Rumäniens

Dieses von Hermann Kienzl herausgegebene und eingeleitete Buch (München, Georg Müller) erscheint zu spät, um für uns Deutsche den Nutzen haben zu können, zu dem es berufen war. Andererseits muß man gestehen, daß es wahrscheinlich kaum Beachtung gefunden hätte, wenn es zur rechten Zeit erschienen wäre. Denn wir wollen es ganz ruhig eingestehen: nicht nur unsere amtliche auswärtige Politik wollte nichts „Unangenehmes" von draußen hören, das deutsche Volk selbst denkt sich und beurteilt das Ausland so, wie es ihm am genehmsten, d. h. am bequemsten ist. So bewahrt man sich am leichtesten die Gemütsruhe und strapaziert nicht den eigenen Geist.

Bis in diesen Weltkrieg hinein galten für uns die Rumänen als einzige kulturelle Kraft des Balkans. Bei der benebelnden Wirkung, die das Wort „Kultur" ausübte, waren darum auch die Rumänen als Volk allen anderen Balkanstämmen überlegen. Dann hörten wir allmählich in steigendem Maße von der furchtbaren Verderbtheit, die das Land durchseuchte, und bekamen die falsche Einschätzung seiner Gesamtverhältnisse bitter zu fühlen. Sicher hat die bei uns eingewurzelte Überschätzung der dynastischen Verhältnisse dazu mitgewirkt; aber wie Kienzl in seiner kenntnisreichen und vielseitigen Einleitung nachweist, traf auch die bei uns

verbreitete Einschätzung des Königs Karol nicht zu. Ich glaube, daß Kienzls hartes Urteil, dieser vielgerühmte Herrscher habe im Grunde immer nur sich selbst, seinen persönlichen Ruhm und die Wahrung seiner Stellung gesucht, zutrifft. Nur so ist es zu erklären, daß seine lange Regierung auf die innere Kultur ohne jede Wirkung geblieben ist, und daß er am Ende derselben in seinem Lande ganz einsam stand. Nur selbstlose Arbeit vermag wahrhafte Verehrung und hingebende Treue zu gewinnen; sie aber wird es auch sicher tun.

Unter den scharfen Lichtern, die Kienzl aufsteckt, verblaßt überhaupt viel von dem Glanze, der das alte Königspaar in Bukarest umstrahlte. Aber entgegen Kienzl, dessen Einleitung in eine begeisterte Würdigung der besten deutschen Kennerin Rumäniens, Mite Kremnitz, ausklingt, vermag ich auch diese Frau nicht von Schuld freizusprechen; sie selbst hat das meiste dazu beigetragen, daß Deutschland den Bukarester Hof in diesem Nimbus sah. Aus ihrem Roman hätte man freilich die Bukarester „Gesellschaft" besser kennen lernen können. Das Beste dazu aber kommt jetzt aus dem Nachlaß der am 18. Juli 1916 Verstorbenen und liegt u. a. in den von ihr übersetzten kleinen Dichtungen und Aufsätzen rumänischer Schriftsteller, die Kienzl hier herausgegeben hat.

„Es gibt eine durch die Zeiten stetig rinnende, von Zufällen ungetrübte Quelle der Volkswissenschaft: die Dichtung, die Literatur eines Volkes." Kienzls Wort sollte vor allem von unseren Diplomaten beherzigt werden. Sie brauchten dazu keine weit zurückgehenden Studien zu machen, sondern müßten sich nur an das Schrifttum der zwei letzten Menschenalter halten. In Rumänien hätten sie zuvor auch kaum etwas gefunden. Eine die Gesellschaft widerspiegelnde rumänische Literatur gibt es eigentlich erst seit Ende der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Die letzten zwanzig Jahre zeigen bereits wieder ein bedauerliches Nachlassen der damals aufstrebenden Kräfte.

Die aus dem Bauernleben geschöpften Skizzen von A. Vlahutza entrollen ein grausiges Bild der völligen Entrechtung und Versklavung des rumänischen Bauern, der im Frieden bis auf den letzten Blutstropfen ausgesogen worden ist für seinen Pachtherrn und jetzt im Kriege als Kanonenfutter vorgetrieben wird zur Verteidigung einer Regierung, die an niederträchtiger Vergewaltigung der Schwachen nicht überboten werden kann. Jakob Negruzzi verhöhnt die Bestechlichkeit der Justiz und die Heuchelei der Geistlichkeit. Von dem einzigen bemerkenswerten Dramatiker des Landes, J. L. Caragiale, bringt das Buch zwei Szenen aus dem „Verlorenen Brief"; das ganze Stück ist übrigens unter dem Titel „Die Kammerwahl" von Kienzl bearbeitet und mit gutem Heiterkeitserfolg am Berliner Schillertheater aufgeführt worden. Es geißelt das üble Treiben bei den Wahlen. Des gleichen Verfassers kleines Volksdrama „Auge um Auge" wirkt wie das Textbuch einer italienischen Oper aus dem Kreise der Veristen, ist aber auf der durchaus zutreffenden Schilderung der Justizverhältnisse aufgebaut. Tagebuchblätter einer ungenannten Frau entrollen das Bild des hohlen Familienlebens der „besseren" Kreise. Der einzige lichtere Ton kommt in das Ganze durch Johann Slavicis Dorfgeschichte „Budullas Michel". Sie aber spielt in Siebenbürgen. Denn wie Kienzl sehr richtig sagt, „nicht die österreichisch-ungarischen Rumänen, vielmehr die Rumänen des Königreichs Rumänien seufzen unter einer Fremdherrschaft". Mögen auch die Siebenbürger Rumänen noch so rückständig sein, es gibt doch wenigstens die Möglichkeit des Emporwachsens aus der Tiefe.

Das Buch zeigt eine bedauerliche Lücke, die vielleicht durch die jetzt übliche, sehr einseitige Auffassung des „Burgfriedens" verschuldet ist. Die Rolle, die der Bojar in der einen Hälfte Rumäniens den kleinen Bauern gegenüber spielt, hat in der anderen der rumänische Jude inne. Davon erzählen uns die ausgewählten Geschichten nichts.

Die ganze Hohlheit und Verderbtheit der rumänischen Kultur aber, die alle diese Erzählungen bezeugen, wird noch einmal im Zusammenhang bloßgelegt durch den Aufsatz: „Gegen die Richtung der rumänischen Kultur" von Titus Majorescu, aus dem wir nur

einige kurze Stellen hierhersetzen wollen: „Dem Anscheine nach und nach den statistischen Rubriken der äußeren Formen besitzt Rumänien heute fast den ganzen Apparat westländischer Zivilisation. Wir haben Politik und Wissenschaft, haben Zeitungen und Akademien, haben Schulen und Literatur, auch Museen und Konservatorien haben wir, einige Theater sind auch vorhanden, ja wir haben sogar eine Konstitution! Aber in Wahrheit sind das alles entseelte Produkte, Ansprüche ohne Berechtigung, Gespenster ohne Körper, Trugbilder ohne Wirklichkeit, und so ist die Kultur der höheren Schichten der rumänischen Gesellschaft null und nichtig, ja schlimmer als null, schlimmer als nichtig, und der Abgrund, der sie vom niederen Volke scheidet, wächst von Tag zu Tag in seiner Breite und seiner Tiefe. Die einzige reale Klasse unserer Gesellschaft ist der rumänische Bauer, und seine Realität besteht in dem Leiden, das ihn erdrückt, ihm auferlegt von den eitlen Hirngespinsten der höheren Schichten. Denn mit dem Schweiße seines Angesichts muß er die materiellen Mittel hergeben für die Aufrechterhaltung jenes Schwindelgebäudes, das wir rumänische Kultur nennen. — Daß wir in dieser Weise weiterleben sollen, ist eine Sache der Unmöglichkeit. Das Klägliche des unteren Volks und das Lächerliche des oberen Plebs sind auf die letzte Spitze getrieben. Durch die Erleichterung des Verkehrs dringt nun die westländische Kultur zu uns; ihr entgegenzugehen, waren wir nicht imstande. — Ohne Kultur kann ein Volk noch weiterleben, denn ihm bleibt die Hoffnung, daß sich in einer späteren Phase seiner natürlichen Entwicklung die höhere Form menschlichen Zusammenlebens entwickeln wird. Mit einer falschen Kultur kann kein Volk leben, und wenn es dennoch in ihr beharrt, dann wird es nur ein Beispiel mehr liefern zu dem unerbittlichen Gesetz der Weltgeschichte, daß im Kampfe zwischen der wahren Zivilisation und einem widerstrebenden Volk das Volk vernichtet wird und nie die Wahrheit."

Die Sachlichkeit zwingt uns, diesem Kulturbilde noch einige Züge hinzuzufügen, die man je nach Temperament ironisch oder tragisch nehmen wird. Der Verfasser dieser scharfen Anklage gegen die rumänische Kultur, Titus Majorescu, war die Seele jenes Bukarester Friedens von 1913, der ein Musterstück hinterlistiger Erpresserpolitik darstellte, und jetzt (im Jahre 1916) wußte er sich mit Kompromissen an der Stellungnahme vorbeizuschleichen, zu der er seiner ganzen Auffassung nach verpflichtet gewesen wäre. Er scheint also selber von der Kultur ganz gehörig infiziert zu sein, die er so scharf zu verurteilen verstand. K. St.



Neue Dramen

Am Ende entscheidet auch für den Theatererfolg immer nur das Maß der aufgewendeten rein dichterischen Kraft. Ich spreche hier natürlich vom Theater als Kunststätte, nicht als Vergnügungsanstalt. Auch die erprobtesten Erfahrungssätze werden durch das Walten jener geheimnisvollen Kraft umgestoßen. Es stehen im Spielplan des abgelaufenen Winters zwei Dramen von Anton Wildgans nach der Zahl der Aufführungen und, was noch wichtiger ist, nach dem Verbreitungsgebiet an den ersten Stellen, trotzdem beide in jenem bühnenfeindlichen Sinne „Ideendramen" sind, daß Geschehen und Menschen zur Darlegung der Idee erfunden werden. Gewiß sind es nicht die tief einprägsamen und dauernd nachhaltigen Wirkungen, die von solchen Dichtungen ausgehen; sie werden immer nur durch den starken Menschen erzielt werden. Wohl aber kann ich mir denken, daß die Dauerwirkung auch dieser Dramen insofern nicht eng begrenzt ist, als man nach Jahren ihnen wieder mit derselben Aufmerksamkeit lauschen kann, wie heute. Sie gewinnen von der Zeitlosigkeit, die ja nichts anderes ist als Zeitewigkeit, ihrer Probleme.

Schon in den Titeln der beiden Werke kennzeichnet sich ihre Begrifflichkeit. „Armut" heißt das eine, „Liebe" das andere. „Trauerspiel" nennt sich jenes, dieses „Tragödie". Für

keines von beiden trifft die Bezeichnung zu, denn es liegt ganz beim Empfangenden, ob er sie tragisch nehmen will oder muß. Denn beide tragen auch die Erlösung in sich, wie jede Idee für denjenigen, der sie in einer höheren aufgehen zu lassen vermag. Beide Dramen verdienen im Buch (Verlag L. Staackmann, Leipzig) gelesen zu werden und gewähren in ihm wohl einen reineren Genuß, als auf der Bühne, auf der der Schauspieler seiner innersten Natur gemäß aus den Gestalten Individualitäten zu schaffen sucht und damit den Schwerpunkt der Dichtungen verrückt, wobei sie dann ihr inneres Gleichgewicht einbüßen.

Vor dem Trauerspiel „Armut“ stehen die Verse:

„Stunde der Heimkehr aus Verworrenheit,
Gegrüßt seist du, du bist voll der Gnaden.
Genug erklang der eigne Widerstreit,
Verliebtheit, Sehnsucht nach erhöhtern Pfaden.
Will wieder, wie ein Kreuz, der Menschheit Leid
Auf meines Liedes starke Schultern laden.“

Das ist die Auffassung des Dichterberufes, seines Dienens an der Menschheit, des Mithelfens, durch Mitleid Wissens, dem der Graldichter unserer Zeit in seinem „Parsifal“ die erlösende Kraft zugesprochen hat. Am Höhepunkt der Dichtung antwortet der schlichte Meister der Armut, auf seines Sohnes empörte Frage: „Armut, Armut, was werde ich durch dich!“ — „Ein Bettler, wenn du nur danach brennst, was die andern haben und sind — ein Mensch, wenn du leidend erkennst, daß andere immer noch ärmer sind — ein Dichter, wenn du die Herzen wirbst, die sonst für die Armut verhärtet sind — ein Heiland, wenn du für jene stirbst, die deine verstoßnen Brüder sind.“

So wäre des Dichters Amt, um Mitleid zu werben, das Menschenerdreich zu lockern für die Einsaat der Liebe. Hierin liegt gleich der schmerzliche Verzicht mit ausgesprochen in der Erkenntnis, daß die Heilung nur von der Tat, nicht vom Worte auszugehen vermag. In diesem Punkte hat der Dichter nicht den Mut gehabt, seine schönen Gedanken durchzugestalten, denn wir nehmen nicht den Glauben mit, daß der Tod des Vaters seine Kinder zum Kampf gegen die Armut gestählt, sie zur Überwindung der Bitternis gekräftigt hat. Es gehört eben auch in der Dichtung zuweilen mehr Mut zur bejahenden Freude, als zur „Tragik“.

Der Rahmen des Geschehens ist eng, aber er hält die Stimmung kräftig zusammen. Das Heim eines kleinen Beamten, in dem mühselig vor der Umwelt die schwere Not verhüllt wird. Um so grausamer zerwühlt sie die Glieder des Hauses. Die Mutter ist versteint. Daß sie in ihrer Jugend bessere Tage gesehen, wird in ihr zum verzehrenden Vorwurf für die Gegenwart und ertötet in ihr alle Fähigkeit zur Freude. Der Vater ist ein Meister im Verzichten und ein noch größerer in der Fähigkeit, aus jenem Weltbesitz Freuden zu gewinnen, der außerhalb des menschlichen Machtbereichs liegt. „Man muß doch nicht immer gleich die Sterne vom Himmel herunter verlangen! Mehr als den Abglanz von allen Sonnen, mehr als die Sehnsucht nach allen Wonnen, was sie auch trachten, treiben und sinnen, können Menschen doch niemals gewinnen.“ Vielleicht ist die Tochter ihm am meisten wesensverwandt, so stark in ihr die Jugend ihr Recht zu haben glaubt. Die fesselndste Gestalt ist der Sohn, ein Gymnasiast, in dem die Bitterkeit der Mutter neben der Weltseligkeit des Vaters liegt, so daß nun beide miteinander in Kampf geraten. Für den Alltag ist das Ergebnis ein ironisch-überlegener, aber doch immer noch ätzender Humor, in ihren Feierstunden wird diese junge Seele zum Dichter.

Auf das wenige Geschehen kommt es nicht an. Es ist dazu da, zu zeigen, daß alles anders ist, wenn es den Armen begegnet: „Labsal der andern, an unsern Lippen, wird Bitternis.“ Der Vater stirbt uns den gottseligen Tod des in aller Erdennot dem Himmlischen Zugerichteten vor. Und dieses Sterben ist der Lichtpunkt in diesem Grau des Lebens. Es ist der Dichtung Fehler, daß sie ein anderes Licht nicht aufzustecken vermochte. Denn nicht von außen, vom Dichter

nicht, nicht einmal vom Heiland, kann die Erlösung kommen. „Das Himmelreich ist in euch." Mehr kann selbst der göttliche Erlöser nicht tun, als uns diesen Weg zum Himmelreich weisen.

„Dies gottlose Volk hört ja nicht auf ein Gedicht" ist der Dichtung letzter Vers. Bedeutet das müden Verzicht? Ich werde das Wort, auch das schönste, nie überschätzen. Ich glaube nur an die Erlösungskraft der Tat. Aber vielleicht sind Worte doch berufen, in uns den Willen zur Tat auszulösen und damit gewissermaßen die Tat aus den sie umstrickenden Hemmnissen heraus zu erlösen. Wer in den Berliner Kammerspielen dies Drama sah, erlebte um das Stück noch ein zweites. Diese Darstellungsstätte ist nur ermöglicht durch den Reichtum. Satte Wohlhabenheit genießt, in tiefe Sessel eingeschmiegt, behaglich das Spiel von der Armut. Und doch, rein literarisch oder gar rein gesellschaftlich läßt sich eine solche Dichtung nicht anhören. Freilich, so lange die Bühne nur an einem von Dutzenden Abenden auf diese Weise zur Kanzel wird, muß die Wirkung bald verblassen. Aber auch das „gottlose Volk" würde wieder auf ein Gedicht hören lernen, wenn die Dichter sich erneut darauf besännen, daß sie die Verweser der menschlichen Würde sind. Die Kunst gräbt sich ihr eigenes Grab, wenn sie sich selbst und andern als Leitbild hinstellt, um ihrer selbst willen da zu sein. Dann wird das Gedicht immer nur als Gedicht gehört und genossen werden. Nur wenn die Kunst sich einstellt ins Leben, als Kraft dieses Lebens mit seinen andern Mächten sich eint oder auch sie bekämpft, wird sie eine Macht fürs Leben werden. Erst dann wird sie dem Ziele näher kommen, das gerade in den letzten Jahrzehnten dauernd beredet worden ist, eine gestaltende Lebenskraft zu sein. Denn darin, daß die Kunst der Behandlung ihres eignen Widerstreites entsagt, nicht mehr sich selbst genügsamer Inhalt ist, sondern der Menschheit Leid, der Menschheit Kanpf als Kreuz auf sich nimmt, liegt ihre Tat. Ohne dieses selbstaufopfernde Dienen am Ganzen vermag sie nur Wort zu sein.

Ich überschätze die dichterische Kraft in diesem Werke nicht, in dem ich, wie aus meinen Darlegungen hervorgeht, nicht eine Erfüllung, aber doch den Willen zum Guten sehe. Es ist eine trostreiche Tatsache, daß auch das großstädtische Publikum diesem Willen nicht zu widerstehen vermag. Nur so erklärt sich die Überwindung der in der Formgebung liegenden Widerstände. In der Art, wie Wildgans sein Thema ergriff und zur Darstellung einer mit unerbittlicher Folgerichtigkeit einseitig zu Ende gebrachten, das Leben mit seiner unendlichen Mannigfaltigkeit und seiner steten Verbundenheit mit hunderterlei anderen verleugnenden Idee vergewaltigt, liegt eine enge Verwandtschaft mit dem Naturalismus eines Zola (etwa in „La terre"). Zola überwand diese innere künstlerische Unfruchtbarkeit durch ein aus einer ganz andern Welt hervorgeholtes Stilelement, die epische Wiederholung (am klarsten ersichtlich im 1. Kapitel von „Lourdes"). Die sieghafte Macht aller wahrhaft künstlerischen Form offenbarte sich für mein Gefühl am stärksten darin, daß man trotzdem dieses rein künstlerische Element als naturalistisch in Anspruch nahm. Anton Wildgans erlöst sich und uns von der Langeweile aller bloßen Gedankenhaftigkeit durch das stilistische Formelement der Lyrik. Gerade die psychologisch fesselndste Gestalt, die am ehesten dazu angetan wäre, aus ihrer eigenartigen Individualität heraus den Stoff zu einem dramatischen Geschehen zu geben, der Jüngling, wird zum Deuter einer ganz naturalistisch gesehenen Umwelt dadurch, daß er in seiner Sprache von jeder realistischen Wahrheit befreit wird. Was er spricht, ist ein Buch lyrischer Gedichte. Das Schöne aber ist, daß eine durch den Naturalismus hindurchgegangene Zuhörerschaft gerade durch diese „Unnatürlichkeit" künstlerisch besiegt wird. —

Nicht so lauter ist die Wirkung der fünfaktigen Tragödie „Liebe". Zum Teil liegt das wohl daran, daß die Luft noch immer von den Bazillen der Zeitkrankheit Erotik in hohem Maße durchschwängert ist. Es ist doch schließlich dasselbe Publikum, das in diesem dritten Kriegswinter Wedekinds „Erdgeist", wie der Tragödie von Wildgans die auffallendsten Reihenaufführungen verschaffte. Wenn aber auch derjenige, der sich nicht zu diesem Publikum zu rechnen braucht, von der Tragödie „Liebe" nicht die gleiche menschliche Befriedigung erfährt, wie beim Trauerspiel „Armut", so müssen die Gründe dafür beim Dichter liegen, und zwar in seinem Mensch-

lichen, denn das Nicht-zureichende der künstlerischen Behandlung allein braucht ja das geistig-seelische Ergebnis nicht herabzumindern. An sich hätte die Behandlung eines Problems, unter dem schließlich ein jeder, also auch der Dichter, in irgendeiner Art „leidet", menschlich tiefer packen müssen, als eines, das er sich nur „mitleidend" zu eigen macht.

Das Versagen muß also darin liegen, daß das Problem nicht tief genug erfaßt ist. In der Tat sieht Wildgans nicht nur dort ein Tragisches, wo es für den wirklich stark ethisch empfindenden Menschen nicht vorhanden ist, sondern er hat obendrein auch noch nicht einmal das ganze sachliche Material im Sinne des Naturalismus zusammengebracht. Er hat die Idee in der zeitlichen Umgrenztheit nicht zu Ende gebracht, bevor er sie, unter dem Gesichtspunkte des Ewigen — der letzte Akt ist sub specie aeternitatis überschrieben — zu lösen suchte.

Auch hier sind die auftretenden Personen nicht so sehr Menschen mit den vielseitigen Abhängigkeiten, aber damit doch auch Befreiungsmöglichkeiten, die in Wirklichkeit in jedem walten, als einseitig gebaute Figuren, in die der Dichter die verschiedenen Hauptrichtungen der Idee Liebe hineinlegt. Auch die Idee Liebe selbst erfährt eine nur im Gedankenhaften so scharf zu ziehende Trennung, die der Weltreisende Vitus Werdegast als „Liebe" und „Freude" gegenüberstellt, wobei jene als Sentimentalität der Geschlechter jede Sinnenfreude mit Bleigewichten beschwert. Martin drückt sich seiner Gattin Anna gegenüber, als sie gewahr werden müssen, daß sie beide, jedes für sich noch lächerlich jung, aneinander dagegen alt sind, „ganz sachlich" dahin aus: „Das kommt daher, daß unser erotisches Reizbedürfnis mit den Jahren zunimmt, während die Reize, die wir aufeinander ausüben, immer schwächer werden." Und noch in der Schlußszene, in der der höhere Standpunkt erstrebt wird, klagt Martin: „Warum leiden die Menschen so sehr an ihrem Geschlecht? Wie mit Harpunen trifft sie der Herr mit ihrem Geschlecht, und die Widerhaken entreißt er der Wunde, daß sie verbluten." Seine Frau aber erhebt die qualvolle Anklage: „Alles beginnt zu wanken, wenn Liebe nicht ewig ist, wenn von der Herzen Inbrunst Begierde sich trennt und das ruhlose Blut andere Erlösung sucht."

Nach alledem müßte das Drama, so wie es hier angelegt ist, nicht „Liebe", sondern „Ehe" heißen. Ehe nicht im Sinne der staatlich oder kirchlich genehmigten Vereinigung zweier Menschen, sondern als Möglichkeit der dauernden Lebensgemeinschaft, des Einswerdens von Mann und Weib. Das Problem wird von vornherein schief, wenn man Liebe und Freude gegeneinanderstellt. Es ist nicht wahr, daß der Herr die Menschen mit ihrem Geschlechte trifft. Diese leiden nur dann und nur dadurch, daß sie aus „Liebe" ein Höheres verlangen, als die geschlechtliche „Freude": eben die Liebe. An sich ist diese Liebe ein anderes, als die geschlechtliche Freude, und das Problematische entsteht nur dadurch, daß bei der Verbindung Mann und Weib beide in ihrer Entstehung wechselweise so ineinander verankert sind, daß sie sich ohne Qual nicht wieder auseinanderlösen lassen. Es bleibt also nur das Mittel, dem weiteren Bgriff zum Siege zu verhelfen. Dieser weitere Begriff aber ist die Liebe. In ihr muß die Kraft liegen, das durch Erotik ruhlose Blut auch dann zu erlösen, wenn dem Körper des geliebten Menschen diese stillende Macht nicht mehr innewohnt. Selbst wenn die von Martin bei Wildgans aufgestellte Behauptung zuträfe und „unser erotisches Reizbedürfnis mit den Jahren zunimmt, während die Reize, die wir aufeinander ausüben, immer schwächer werden", könnte sich der Fall nur dann zur Tragödie entwickeln, wenn die Vorbedingung der Liebe nicht erfüllt, sondern eine erotische Neigung dafür gehalten worden war.

Trotzdem kann man dem von Wildgans vorgeführten Beispiel eine gewisse typische Geltung nicht absprechen. Zwei hochgebildete, schöne Menschen, für die alle Vorbedingungen des Glückes erfüllt scheinen, sind einander müde geworden, sie sehnen sich gewissermaßen aneinander vorbei. Dem Mann ist die Ursache des Unbefriedigtseins klar, der Frau nicht, und darum drängt sie sich in ihrer Sehnsucht immer wieder an den Mann, da sie meint, ihr Gefühl sei immer noch „so wie einst". Die Thesenhaftigkeit des Stückes bringt es mit sich, daß bei diesen Auseinandersetzungen eine gewisse Brutalität des Empfindens mit unterläuft, die im Munde

gebildeter Menschen nur um so peinlicher wirken kann. Hier rächt sich die innerste Unlebendigkeit der Problemstellung, da ja das Leben glücklicherweise den Menschen fast immer in so zahlreiche Beziehungen stellt, daß er einer einzigen nicht bis zu dieser Selbstvernichtung nachleben kann.

Aber davon wollen wir in diesem Zusammenhange absehen, es kommt uns auf das Problem selbst an. Durch das Dazwischentreten eines Jugendfreundes des Gatten wird in diesem die Bändigung durch das Pflichtgefühl seiner Frau gegenüber gelockert, in der Frau aber der Sinn nach „Freude" geweckt. So folgt der Mann der Dirne, während die Frau nur deshalb sich nicht verliert, weil der Freund sich sein letztes Heiligtum, die Freundestreue, nicht beflecken will. Beide kommen am letzten körperlichen Fall vorbei. Die seelische Untreue bekennen sie sich in einem ebenso grausamen, wie schönen Wahrheitsmute. Und hier dämmert dem Manne die Wahrheit. Wir Menschen haben kein Anrecht auf Liebe, sie ist ein Gnadengeschenk. „Alle tausend Jahre nur einmal vielleicht aufsprüht der göttliche Funke und zündet ein Menschenherz! Dann rauschen die Quellen auf und Lieder, unsterbliche, blühen aus stammelndem Munde eines Gesegneten. Doch von Lust und Besitz vermelden die Lieder nichts. Immer nur Sehnsucht hat die begnadete Zunge gelöst! So auch bleibt uns kein anderer Ausweg vielleicht als Verzichten und Schweigengebieten unbändigem Trieb, und, in Sehnsucht uns übend, einig und heilig zu sein." — Anna: „Das ist das Ende der Liebe —!" — Martin: „Oder ihr Anfang erst! Denn was sich küßt und paart, ist ewig in Trug verstrickt. Aber der strauchelnde Fuß eines, der aufwärts sieht, findet noch immer mehr an irdischer Seligkeit, als das Auge des Thoren, das nur auf der Erde sucht."

Das ist nur dämmernde Erkenntnis und schwer zu verstehen, weshalb sie nicht zur Helle geführt ist. Wenn der hl. Augustinus sagt: „Einander lieben soll heißen: einen Gott haben", so betont er katholisch-theologisch das Transzendentale der Liebe, das in seinen letzten Folgerungen sie entirdischen müßte. Muß aber nicht alles Göttliche, was den Menschen vom Tierischen scheidet, auch im Irdischen ganz zu erleben sein, da der Mensch doch ins Irdische gebannt ist? Gewiß, Liebe ist nichts anderes, als Selbstentäußerung, Hinauswachsen über sich selbst, und zwar nicht nur in den einen geliebten Gegenstand hinein, sondern durch das Zweinswerden mit diesem zu einem Neuen. Und wie der nüchterne Mensch zu dieser Dichtung von Wildgans bemerken möchte, sie wäre als Tragödie undenkbar, wenn diesem Ehepaar eine Schar von Kindern beschieden wäre, um die sich beide gründlich sorgen und mühen müßten, so findet auch die Ethik die Erlösung von allem Leiden des Geschlechts darin, daß es dem Menschen gelingt, der Liebe in ihm Betätigungsmöglichkeiten zu schaffen. Diese brauchen dann nicht dem eigenen Blute zu gelten. In der Hingabe ans allgemein Menschliche muß ausmünden, was als persönliches Begehren begonnen hat. Darum empfindet jeder, auch der nicht zu dieser Weltanschauung sich Bekennende, die Bezeichnung „Tragödie" für die Dichtung von Wildgans falsch. Denn die Selbstsucht kann niemals im edlen Sinne tragisch wirken. Alle Nichtbefriedigung, die sie schließlich immer in sich bergen muß, ist natürliche Vergeltung.

Es ist seltsam und letzterdings doch ein Beweis dafür, wie sehr doch gerade unsere Künstler durch die ganze Auffassung der Kunst, wie sie in den letzten Jahrzehnten geherrscht hat, aus dem innigen Zusammenhang mit dem Leben der Gesamtheit herausgelöst worden sind, daß eine solche Dichtung während dieses Weltkrieges entstehen konnte (der Dichter gibt im Anhang die Daten). Müßte nicht die jetzt geforderte Hingabe an ein außer uns Liegendes, müßte nicht die zuzeiten überwältigend aufflammende Freude, mit der die Selbstaufopferung von Tausenden vollzogen wurde, die Lösung auch dieses persönlichen Problems ganz von selber gebracht haben? Es ist die schmerzlichste Erscheinung in unserm Kunstleben, daß von den Künstlern immer noch vor allem die Frage erwogen wird, wie das Erlebnis des Krieges durch die Kunst bewältigt werden könnte, während doch die Frage sein müßte, wie sich die Kunst an diesem Kampf auf Leben und Tod beteiligen könnte. Denn nicht die Kunst ist der Endzweck, sondern das Leben.

In diesem Sinne hat die beste künstlerische Tat während dieser Kriegszeit bisher vollbracht: Karl Schönherr mit seinem Drama „Volk in Not“ (Buchausgabe bei L. Staackmann, Leipzig). Als ein „Deutsches Heldenlied“ bezeichnet er sein Werk. Es ist ein dramatisch gewordenes Volkslied von Erhebung, Kampf und Leid, es ist, wenn man will, ein lebendig gewordenes Triptychon, wie es Egger-Lienz vom Tiroler Volksaufstand gemalt hat. Das Werk ist von einer unerhörten Knappheit des Ausdruckes. Nicht einmal Andreas Hofer, der Führer, tritt mit seinem Persönlichen hervor. Wenn auch der leitende Kopf, ist er doch nur ein Teil dieses Volkes, das immer als Ganzheit gefühlt wird und gerade deshalb in jedes einzelnen, jedes Mannes, jeder Frau, jedes Knaben persönlichem Schicksal als Ganzes lebt und wirkt. So wird jene höchste Typisierung erreicht, die gleichzeitig für jedes einzelne Individuum die stärkste Geltung hat, da jeder einzelne in jenen Typus nicht nur wegen der Verallgemeinerung hineinpaßt, sondern in ihm auch die stärkste Erhöhung des wahrhaft Lebendigen in sich selber empfindet. Dabei ist die Mache des Werkes meisterhaft, wenn der Ton auch durch die erzwungene Knappheit zuweilen etwas gewaltsam und in der Schlußwendung sogar roh wirkt. Wie im ersten Akt die unter der dicken Aschenschicht des aufgezwungenen Gewaltfriedens glimmende Glut des Freiheitsdranges wider den Willen fast aller dieser Menschen angefacht wird, sich immer mehr erhitzt und schließlich als lohende Flamme über allen zusammenschlägt, ist mit einer in ihrer gebändigten Knappheit hinreißenden Kraft dargestellt, zu der ich kein Seitenstück kenne. Erschütternd in der einfachen Wucht und in der Vermeidung jeder pathetischen Gebärde, ist auch die Welt des Frauenwehs erlebt. Und damit wird, was zeitlich festgelegter Vorgang ist, zum zeitlich ungebundenen Erleben, wird vor allem Erlebnis dieser, unserer Stunde.

Ich habe da und dort die Meinung gehört, es sei Schönherr nur gelungen, für den Augenblick packende Bilder zu geben, die aber ohne inneres Nachwirken in uns blieben. Für wen das gilt, der kann an unserm innersten Volkstum keinen Anteil haben, mag er seine staatsbürgerliche Zugehörigkeit noch so stark betonen. „Nation ist die Gesamtheit derer, die eine gemeinsame Not empfunden haben“, ist ein Wort Richard Wagners. Das Gemeinsame dieser Not gezeigt und damit das Weh des einzelnen in die Höhe des nationale Werte Schaffenden erhoben zu haben, ist das große Verdienst Schönherrs, der in diesem Werke mit der Kunst seinem Volke in der schwersten Zeit dient. Ein Höheres aber, als Dienen, gibt es in dieser Stunde nicht.

Karl Storck



Eine Kunststeuer

Im Zusammenhang mit einer Luxussteuer ist von den Konservativen, dem Zentrum, den Nationalliberalen, der Freisinnigen Vereinigung und der Deutschen Fraktion ein Steuerentwurf eingebracht worden, der eine Besteuerung von 20 v. H. für Kunsterwerbungen vorsieht, soweit der einzelne Wert den Betrag von 100 ℳ übersteigt. Ausgenommen von der Steuer sollen die Verkäufe der Kunsthändler untereinander sein, und die Verkäufe an das Ausland.

Die verschiedenen großen deutschen Kunstverbände, die Berliner Königliche Akademie der Künste an der Spitze, haben an den Hauptausschuß des Reichstages eine Eingabe gerichtet, die Kunst von dieser Luxussteuer auszunehmen. Man kann nur dringend wünschen, daß die Künstler mit ihrer Eingabe Erfolg haben. Denn wenn der Antrag, so wie er gestellt ist, durchgehen würde, wäre er eine schwere Ungerechtigkeit für die Künstlerschaft und wohl auch ein Unglück für die Kunst. Es wäre freilich dringend zu wünschen gewesen, daß die Künstlerschaft diesen Anlaß benutzt hätte, um zwischen Kunsterzeuger und Kunsthändler den scharfen Schnitt zu machen, der für unser Kunstleben überhaupt dringend notwendig ist, im besonderen Falle der Kunststeuer aber zugleich den Weg zu einer glücklichen Lösung zeigt.

Das konnte in diesem Falle um so leichter geschehen, als der zur Beratung gestellte Antrag auch schon diese Scheidung vorsieht. Daß es dabei zugunsten des Kunsthandels geschieht, bezeugt einmal die völlige Fremdheit weiter gebildeter Kreise, zu denen man doch die Abgeordneten rechnen muß, in allen künstlerischen Lebensfragen, sodann aber auch die geschickte Art, in der der Kunsthandel sich überall als bedeutsame und darum zu schonende Kraft unseres Kunstlebens aufzuspielen versteht. Da in der inzwischen auch von der Presse aufgenommenen Behandlung der Frage vielfach in der gleichen Richtung gearbeitet wird, müssen wir hier noch einmal darauf eingehen. Es kann ganz kurz geschehen. Die Darlegungen, die ich genau vor einem Jahre (1916, 1. Maiheft S. 198), als diese Steuer zum erstenmal drohte, hier gegeben habe, wurden von zahlreichen Künstlern mit lebhafter Zustimmung begrüßt und sind, soweit ich sehe, in ihrer Berechtigung nirgendwo widerlegt worden. Ich kann also auf sie verweisen.

Wir dürfen keine Kunststeuer bekommen, wir können sehr gut eine Kunsthandelssteuer vertragen. Es darf also von vornherein nicht besteuert werden: der Kunstbesitz (eine Ausnahme muß nachher behandelt werden). Was heute in festen Händen, sei es von Museen, wie Kunsthändlern, privaten Sammlern oder auch vielleicht bei einem nur ein Bild sein eigen nennenden Kunstfreunde sich befindet, dürfte im Interesse der Kunst auch dann nicht zur Steuer herangezogen werden, wenn diese Steuer ohne grobe Gewaltsamkeit durchführbar wäre und einen höheren Ertrag verspräche, als es wirklich der Fall ist.

Steuerobjekt kann ein Kunstwerk nur und erst dann werden, wenn es Handelsobjekt wird, also beim Verkauf. Hier aber ist scharf zu scheiden. Wenn der Erzeuger sein Kunstwerk verkauft, muß es steuerfrei bleiben. Schon aus Gründen der Steuergerechtigkeit. Des Künstlers Einkommen erwächst aus den Verkäufen seiner Werke. Für dieses Einkommen wird er zur Einkommensteuer herangezogen. Es ist keinesfalls zu rechtfertigen, daß ausgerechnet der Künstler in doppelter Weise für seinen Verdienst steuerpflichtig sein soll. Noch wichtiger ist der ethische Standpunkt. Eine Vermehrung des Besitzes an Kunst kann nur durch den lebenden, noch schaffenden Künstler erfolgen. Diesen irgendwie in den Möglichkeiten, Kunst zu erzeugen, beschränken, ihm seine künstlerische Tätigkeit beschneiden — und das geschieht unbedingt durch die Besteuerung — heißt also die Kunst selbst schädigen, in ihren Lebensmöglichkeiten unterbinden.

Der Kunsthandel dagegen kann zur Vermehrung des Kunstbestandes in keiner Weise beitragen. Er kann nur eine kapitalistische Verschiebung und Vermehrung der in Kunst angelegten Summen bewirken. Er kann aber unmöglich die Kunst selbst irgendwie bereichern, das ist nur dem Schöpfer gegeben. Nun könnte man einwenden: Indem durch den Kunsthandel die für Kunst aufgewendeten Summen wachsen, erhalten die Kunsterzeuger mehr Geld, werden also in ihrer Leistungsfähigkeit gesteigert. Das ist aber nicht wahr. Von der Wertsteigerung der Kunstwerke entfällt auf den schaffenden Künstler nur ein ganz kleiner Prozentsatz, und zwar fällt dieser auf jene Künstler, deren Werke ohnehin bereits in hohem Maße Marktwert besitzen, die also auch ohne diese Vermehrung ihrer Einnahmen in allen äußerlichen Verhältnissen für ihr Schaffen günstig gestellt sind. Aber auch der größere Teil dieser Künstler hat verhältnismäßig nur wenig Vorteil von dieser Wertsteigerung ihrer Werke durch den Kunsthandel. Wenn diese erfolgt, stehen die Künstler fast immer bereits in hohen Lebensjahren und die Werke, denen jene Wertsteigerung vor allem zugute kommt, sind längst nicht mehr in ihrer Hand. Daß diese Künstler dann in ihren letzten Lebensjahren auch die neugeschaffenen Werke zu ausnehmend hohen Preisen verkaufen können, ist ja an sich ganz gut, für die Kunst aber durchaus nicht immer ein Vorteil. Jedenfalls stehen diesen wenigen Künstlern, die durch den Kunsthandel Mode geworden sind, eine ungeheure Überzahl der anderen gegenüber, die von diesem Kunsthandel keinen Vorteil haben. Ich bin im Gegenteil überzeugt und habe das am angegebenen Orte nachgewiesen, daß es für die große Zahl der Künstler und auch für die Kunst ein Vorteil wäre, wenn das Hineindrängen des Maklertums zwischen Kunsterzeuger und Kunstkäufer beseitigt würde.

Aber die wirklich großen Umsätze im Kunsthandel werden überhaupt nur mit Werken

verstorbener Künstler erzielt. Es ist doch einfach ein Unfug, zu behaupten, daß hier auch noch so große Wertsteigerungen oder Wertverschiebungen auf die Kunst selbst von irgendwelchem Einfluß sind. Es sei denn, daß man an die schädliche Wirkung denkt, die durch die mit oft recht unlautern Mitteln erreichten Verschiebungen der Beurteilung alter Kunst auf schwächere Künstler geistig ausgeübt worden ist.

Für die Kunst kann es nur von großem Vorteil sein, wenn im allgemeinen die vorhandene Kunst dort bleibt, wo sie nun einmal ist, wenn vor allem der Verschiebung des Kunstbesitzes innerhalb der Privatkreise Hemmnisse bereitet werden. Für die Öffentlichkeit, die Gesamtheit ist es höchstens von Belang, daß Besitz an alter Kunst allmählich dieser Öffentlichkeit zugeführt wird, dadurch, daß er in öffentliche Sammlungen kommt. Es wird bei einer etwaigen Besteuerung leicht sein, diese Fälle des Ankaufs alten Kunstbesitzes durch Museen ganz freizulassen oder sehr zu begünstigen. Im übrigen aber hat die Gesamtheit, hat die Kunst nur ein Interesse daran, daß das in privaten Kreisen für Kunst vorhandene Kapital dem neuen Kunstschaffen zufließt, weil dadurch eine wirkliche Bereicherung des Kunstbesitzes stattfindet. Es ist also gar nicht einzusehen, inwiefern eine Besteuerung der durch den Kunsthandel bewirkten Verkäufe irgendwie der Kunst schaden könnte.

Man wird mir einen Fall entgegenhalten, den des Ankaufs von Kunst aus dem Auslande, durch den der nationale Kunstbesitz vermehrt werden kann. Die Kunst selbst muß man auch in diesem Falle aus dem Spiele lassen. Ob ein Kunstwerk in unserm Lande oder in einem fremden sich befindet, ist für die Kunst selbst gleichgültig. Natürlich freuen wir uns, wenn es uns gelingt, eine möglichst große Zahl von Kunstwerken unserm Lande zuzuführen. Nun glaube ich, daß, wo es sich um wirklich große Werte handelt — und für den Erwerb außernationaler Kunst sollten eigentlich nur solche in Frage kommen — auch die Besteuerung des Ankaufs kein Hemmnis sein dürfte. Die aufzuwendenden Summen sind, wo es sich um wirkliche Meisterwerke handelt, bereits so groß, daß dieses Mehr an Steuer kein Hindernis sein kann. Handelt es sich aber um neue Kunst in fremden Landen, um die Kunst der dort Lebenden, so bleibt sie ja ohnehin steuerfrei, sobald diese Werke bei uns durch eine Sammlung oder einen Privaten vom Künstler selbst erworben werden. Die Besteuerung tritt ja erst dann ein, wenn der Kunsthändler als Wiederverkäufer auftritt.

Ich sehe aber gar keinen Grund ein, weshalb unsere Herren Museumsbeamten sich nicht die Mühe machen sollen, selber auf die Suche zu gehen, statt den Kunsthändlern den Spürsinn und die feine Witterung für Zukunftswerte zu überlassen und ganz ungeheuerlich zu bezahlen. Laßt doch die Museen ihren Personalbestand in der Hinsicht ergänzen, wenn die vorhandenen Herren lediglich für Umhängungen brauchbar sind. Denn die wissenschaftliche Bearbeitung des Materials gehört nicht zum eigentlichen Museumsdienst. Also kein Zoll auf fremdländische Kunst, sondern die gleiche Behandlung mit der einheimischen: Steuerfrei der Verkauf vom Erzeuger, besteuert der Wiederverkauf auf irgendeinem Handelswege. Näher liegt ein Schutzzoll auf einheimische Kunst, für den sich ja auch bereits Beispiele finden. Die Ausfuhr eines von unseren Künstlern geschaffenen oder überhaupt in unsern Grenzen sich befindenden Kunstwerkes bedeutet eine Verminderung des nationalen Besitzes an Kunst, die nur durch den Wiederankauf auszugleichen wäre. Es erscheint mir durchaus angebracht, daß die nationale Gesamtheit, wenn sie schon des betreffenden Besitzes an Kunst verlustig gehen soll, ein Anrecht auf eine Entschädigung hat, die in Form eines Ausfuhrzolles eingezogen werden kann.

Es scheint mir selbstverständlich, daß eine solche Kunststeuer nach einem mit der Höhe der Kaufsumme wachsenden Steuersatze angesetzt wird.

Zwei Ausnahmen sind noch zu erörtern. Die eine hätte dauernd zu gelten, die andere nur für die Verhältnisse unseres Krieges. Die erste betrifft die Verkäufe durch öffentliche Kunstausstellungen. Soweit diese Kunstausstellungen von Künstlerverbänden veranstaltet werden, fallen sie nicht eigentlich unter den Begriff des Kunsthandels. Vielmehr schafft sich

hier eine Vereinigung von Kunsterzeugern mit ihren eigenen Mitteln eine Gelegenheit, ihre Erzeugnisse zum Kauf anzubieten. Die auf Kunstausstellungen erzielten Verkäufe fallen also in beträchtlichem Maße unter den Begriff der direkten Verkäufe des Kunsterzeugers und müßten demnach entweder ganz steuerfrei bleiben oder doch nur sehr gering herangezogen werden.

Ein zweiter Fall trifft die durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse. Es ist kein Geheimnis, daß in diesem Kriege das Kunstgeschäft in einer vielleicht schwer vorauszusehenden, von unseren maßgebenden Kreisen jedenfalls nicht vorausgesehenen Weise — ich habe hier im Türmer von vornherein darauf hingewiesen — zur Anlage von Kriegsgewinnen und damit zur Steuerhinterziehung mißbraucht worden ist. Der Kunsthandel als kapitalistische Macht hat auch in diesem Falle seine innere Wesensverwandtschaft mit anderen kapitalistischen Mächten bewährt. Es müßte also hier ein neues Kunststeuergesetz rückwirkende Kraft erhalten und in diesem Falle auch bereits in festem Kunstbesitz befindliche Werke zur Besteuerung herangezogen werden, soweit sie in den Kriegsjahren gekauft worden sind. Daß dabei auch der eine oder andere Nicht-Kriegsgewinnler getroffen werden wird, mag sein, verschlägt aber nichts. Denn wer sich im Kriege, der von Tausenden das Letzte an Opfern verlangte, den „Luxus“ des Kunsterwerbs leisten konnte, darf der Gesamtheit dieses verhältnismäßig kleine Steueropfer bringen.

Soweit ich sehen kann, wäre auf dieser Grundlage die Frage der Kunststeuer auch technisch leicht zu lösen.

Karl Storck

Zu unseren Beilagen

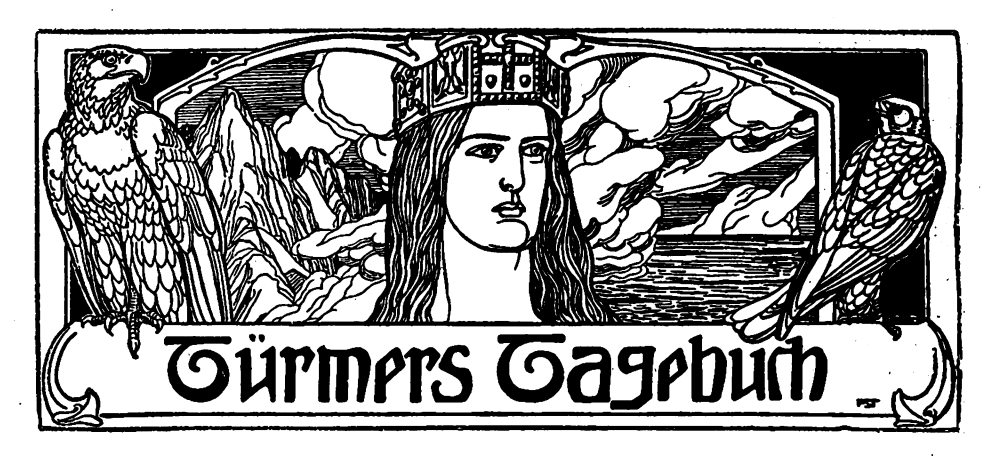
Eichenbergs so tiefen Frieden atmendes „Kriegsbild aus den Vogesen“ zeigt die gleichzeitig kräftige und duftige Farbigkeit der elsässischen Landschaft, die schon oft den Vergleich dieses uns geneideten Landstriches mit Toskana angeregt hat. In solchen zwischen den Kampfpausen entstandenen Bildern offenbart sich ein wertvolles Stück der deutschen Soldatenseele. Denn wie aus zahllosen Feldpostbriefen hervorgeht, sind es nicht nur die Künstler, denen der Krieg die Freude an der Landschaft nicht geraubt hat, unsere ganze Männerwelt ist vielmehr wieder zu einem engeren Zusammenleben mit der Natur gekommen, das für die kommende Friedenszeit Gutes verspricht. Hoffentlich haben wir dann Land genug, um die geweckte Landsehnsucht zu befriedigen.

Die Zeichnung von Rudolf Lipus dient der Erinnerung an den sich jährenden Tag der Seeschlacht im Skagerrak. Die Zeichnung ließe sich unschwer zu einem Erinnerungsblatt entwickeln, indem für die Eintragung des Namens und der übrigen Daten noch Raum geschaffen würde.

Zur Notenbeilage des 1. Maiheftes ist noch nachzutragen, daß wir durch den Abdruck der dreistimmigen Lieder von Hugo Zuschneid für die Pflege des mehrstimmigen Gesanges in unserer Hausmusik werben wollen. Es ist im Türmer schon verschiedentlich auf den Wert hingewiesen worden, den die Pflege des mehrstimmigen Gesanges gerade für die Bereicherung unseres häuslichen Musizierens haben könnte. Die nächstliegende Form dieser Mehrstimmigkeit wäre wohl die Mitwirkung wenigstens einer Männerstimme; aber für die musikalische Praxis hat der Satz für drei Frauenstimmen sehr gute Aussichten, da der größere Teil des häuslichen Musizierens doch bei den Frauen liegt. Und vom erzieherischen Standpunkte täte der mehrstimmige Gesang den Frauen besonders wohl, weil er den Blick für den inneren Bau der Kompositionen schärft, zu rhythmischer Genauigkeit erzieht und von dem beliebten Ableiern der Schlagerware und „effektvollen“ Salonstücke ablenkt.

Der Komponist hat gleichzeitig im eigenen Verlage (Offenburg i. Bad.) ein kleines Heftchen, „Dreistimmige Lieder“, herausgegeben, das für 30 ₰ zu haben ist. Mit den einfachsten musikalischen Mitteln sind rein künstlerische Wirkungen erstrebt und erreicht. Man versuche es einmal mit solchen fast aus dem Stegreif zu bewältigenden Aufgaben, man wird dadurch sicher Lust zu der viele schöne Aufgaben bietenden Frauenchorliteratur gewinnen.





Der Krieg

Wir sprechen von Amerika als von dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten. Wohl wenige von uns werden es aber für möglich gehalten haben, daß Hunderttausende von Deutschen in den selben Tagen streiken könnten, in denen ihre Brüder in der gewaltigsten Schlacht der Weltgeschichte einer Hölle preisgegeben waren, dem wütenden, verbissenen Vernichtungswillen einer Übermacht von Todfeinden und Todesgeschossen standhalten mußten, über die man sich bei uns zu Hause nur gar zu leicht mit dem bequemen Trost hinwegzusetzen sucht, es sei ja nicht die Zahl entscheidend, sondern der Geist. Um nichts und wieder nichts haben 200 000 Metallarbeiter in Groß-Berlin (im ganzen Reiche waren es schätzungsweise 300 000) die Arbeit niedergelegt — wie auch die „Deutsche Tageszeitung“ hervorhebt: „in dem selben Augenblicke, in welchem unsere Tapferen draußen bei Arras und an der Aisne Kämpfe durchzumachen haben, deren Furchtbarkeit und deren Grauen vor allem durch die ungeheuren Massen von Kampfmaterial verursacht sind, die unseren Feinden zur Verfügung stehen! Selbst wenn statt eines Grundes, der sich von vornherein als völlig nichtig erweisen mußte, hundert und tausend Gründe für die Metallarbeiter vorhanden gewesen wären, dann wäre noch immer längst nicht die Einstellung ihrer Arbeit, zumal gerade in dieser Zeit, berechtigt gewesen. Darum ist dieser Streik so überaus bedauerlich, und darum wird er für immer ein schwarzer Tag in der Geschichte der Metallarbeiter von Groß-Berlin bleiben.

Bei diesem Streik hat sich gezeigt, daß die Gewerkschaftsführer ihre Leute nicht in der Hand haben. Andernfalls wäre es ja gar nicht denkbar, daß der Ausstand noch ausbrechen konnte, nachdem alle Zusicherungen, die die Arbeiter nur wünschen konnten, den Gewerkschaften tatsächlich schon gemacht waren. Im Kriegsernährungsamt, im Kriegsamt und überhaupt an allen Stellen, die hier in Betracht kommen, sitzen ja doch Vertrauensmänner der organisierten Arbeiterschaft; daß sie diesen beklagenswerten Streik nicht hindern konnten, läßt nur die Folgerung zu, daß sie in Wirklichkeit nicht das Vertrauen und den Rückhalt in der Arbeiterschaft besitzen, die sie in Anspruch nehmen.

Überaus bedenklich ist auch der Grund, der zur Einstellung der Arbeit geführt hat. Nach dem ‚Vorwärts' beschwerten sich die Metallarbeiter darüber, daß ein Arbeiter ‚in auffälliger Weise' zum Militärdienst eingezogen worden sei, und wollten die Arbeit nicht wieder aufnehmen, ehe diese Angelegenheit nicht geordnet wäre. Erst nach wiederholter Versicherung des Oberkommandos, daß der Mann schnellstens vom Militär entlassen werden würde, wenn sich herausstellen sollte, daß wirklich andere als rein sachliche Gründe zu seiner Einstellung geführt hätten, ließen sich die Führer der Metallarbeiter dazu bewegen, die Wiederaufnahme der Arbeit zu empfehlen. Nun weiß jedermann, daß heute mancher zum Militärdienst eingezogen wird, dessen körperliche Eignung nicht voll erwiesen ist; ganz abgesehen davon also, daß die nötige Korrektur dann eben später erfolgt, gibt die Einziehung eines Wehrpflichtigen, den seine Bekannten für körperlich ungeeignet halten, nicht den geringsten Anlaß zu begründeter Beschwerde. Geradezu ungeheuerlich ist es aber, daß um eines solchen einzelnen Falles willen 200000 deutsche Arbeiter in dieser Zeit unseren Tapferen draußen die notwendige Unterstützung durch die heimische Rüstungsarbeit versagen."

Und das ist es eben, meinen die „Berliner Neuesten Nachrichten", was jedem von der Notwendigkeit einer starken Regierung und eines starken monarchischen Staates Überzeugten unverständlich bleiben wird und ihn mit berechtigtem Zorn und Unmut erfüllen muß, daß die in Frage kommenden Herren der Regierung die Forderungen der Streikführer und der freien Gewerkschaften so glatt bewilligten, daß das Berliner Tageblatt noch beglückter als der seine Gedanken vorsichtiger verbergende Vorwärts nun jubeln kann: ‚Man kann ohne Übertreibung von einer Demokratisierung unserer Ernährungspolitik sprechen.' Wirklich: ohne Übertreibung! Das ist ja wohl das Wesen der vielbesungenen Demokratie, daß eine Gruppe der Bevölkerung oder eine Partei die Gunst eines Tages und die Verlegenheit der Gesamtheit rücksichtslos dazu ausnutzt, für sich Sondervorteile und Sonderrechte durchzusetzen? Und sei es auch nur ein Viertel Brot in der Woche und eine kleine Kommission zur Beaufsichtigung der Regierungsorgane und der Lebensmittelverteilung in Berlin. Vier bis fünf Stunden dauerte eine Aussprache der Streikführer mit den für die Ernährungsfrage zuständigen Staatsbehörden, nach der Exzellenz Michaelis, der preußische Staatskommissar für das Ernährungswesen, schriftliche Zusicherungen abgab; schriftlich — so wollten es die Arbeiterführer . . .

Eine Kommission der Gewerkschaftsvertreter und Arbeiter ist fortan sozusagen die vorgesetzte Behörde nicht nur der die Lebensmittelfragen bearbeitenden Arbeitsausschüsse der Stadt Berlin, sondern Aufsichtsbehörde, an die zu berichten ist und die vor wichtigen Entscheidungen zu hören ist, auch für die preußischen und Reichsbehörden mit dem Recht, Akten und Statistiken zu prüfen und zu entscheiden, u. a. ob der Bevölkerung, d. h. den Arbeitern mehr Brot abgegeben werden soll, und nach dem ‚Berl. Tagebl.' sogar mit dem Recht, eine Sitzung mit den Reichs- und Kommunalverbänden anzuberaumen, wenn sie glaubt, daß Unregelmäßigkeiten in der Lebensmittelverteilung vorkommen. Besonderes Interesse soll dem Schleichhandel gewidmet werden. An sich sehr löblich, aber nicht

Aufgabe einer Arbeiterkommission. [Leider nur haben die amtlichen Stellen vielfach versagt. D. T.

Man würde es nicht glauben, daß es sich um Vorgänge im Deutschen Reiche handeln könnte, wenn man es nicht selbst miterlebte. Sogar über die Freilassung eines zum Heeresdienst eingezogenen Arbeiters zu verhandeln, mußten sich die staatlichen Behörden entschließen und versprechen, daß keiner der Streikenden, von denen viele Soldaten und für die Beschäftigung in der Rüstungsindustrie reklamiert sind, etwa durch einen Gestellungsbefehl gemaßregelt würde. Wir müssen uns mit Rücksicht auf die Zeitumstände versagen, diesen geschichtlichen Vorgang so zu kritisieren, wie es nötig wäre. Nur das wollen wir feststellen, daß die Haltung der Vertreter des Staates den Forderungen der selbstsüchtig nur an sich und ihre Ziele denkenden sozialdemokratischen Arbeiter gegenüber einen gefährlichen Schritt vom Wege bedeutet, der vom deutschen Volk nie verlassen werden darf, soll seine glückliche Entwicklung und seine Zukunft nicht gefährdet werden. Und nur der erste Schritt kostet Brot und Spiele! Ihm hätte mit aller Tatkraft Widerstand geleistet werden müssen! Diese gebieterische Forderung der Arbeitermassen Roms kennzeichnete einst den Beginn des Verfalls der Kaisermacht. Brot und Aufsichts-Kommission! Was jetzt das Zugeständnis der deutschen Staatsbehörden an einen Bruchteil der Berliner Arbeiter, die auch ohne dieses Zugeständnis wohl bald zu der hochgelohnten Arbeit in den Rüstungswerkstätten zurückgekehrt wären. Mögen die jetzt so nachgiebigen Vertreter der Staatsautorität — es klingt wie Hohn, soll aber nur die Lage kennzeichnen — und das deutsche Volk es niemals zu bereuen haben ..."

Und wieder mußte Nothelfer Hindenburg in die Bresche treten. „Unsühnbare Schuld am Heer und besonders an dem Mann im Schützengraben!" so lautet sein Spruch. „Man fragt sich," forscht der „Deutsche Kurier", „wie es denn überhaupt soweit kommen konnte, und man kommt nicht daran vorbei, diese unerhörten Erscheinungen als eine Folge der systematisch betriebenen Verhetzung der Massen einerseits und jener oft genug beklagten Politik des Gehenlassens andererseits zu bezeichnen, die von der verantwortlichen Leitung der Reichspolitik betrieben worden ist. Die jahrelange Verhetzung macht sich geltend: Wenn immer und immer wieder seitens der Demokratie, ihrer Führer und ihrer Presse statt der Betonung der Lebensnotwendigkeiten und Pflichten, die der Krieg dem ganzen Volke aufzwingt, wenn es seinen Untergang abwenden will, innerpolitische Dinge tagaus tagein als die Hauptfragen des Tages hingestellt werden, dann muß schließlich bei den Massen das Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber den wirklichen Forderungen des Tages — Kampf und Sieg — nachlassen. Für den unheilvollen Einfluß der demokratischen Presse gerade in der letzten Zeit bieten diese Arbeitseinstellungen einen unanfechtbaren Beweis. Von der unmittelbaren Verhetzung von radikalster Seite aus wollen wir gar nicht reden. Nur das eine sei festgestellt, daß weder die politische Führung der Sozialdemokratie noch die gewerkschaftliche die Massen in der Hand behalten haben. Herr Scheidemann hat ja auch Wichtigeres zu tun; er muß mit den Ge-

nossen feindlicher Völker verhandeln, damit unsere Feinde nur ja ungeschmälert und ungekränkt aus dem Kriege hervorgehen können!

Zum zweiten sind die Arbeitseinstellungen eine Frucht der amtlichen Politik, die von unserer heutigen Regierung betrieben worden ist. Man hat sich, statt selbst zu führen, von der sozialdemokratischen Führung in so vielen Dingen kritik- und widerstandslos einfach treiben lassen, daß es kein Wunder ist, wenn die Sozialdemokratie sich nunmehr als Herr im Hause fühlt. Einen von Streikenden und Straßendemonstranten eingesetzten Ausschuß als Überwachungsorgan für die Tätigkeit einer königlichen Staatsbehörde anzuerkennen —: ist das der Weg, um irregeführten und aufgeregten Massen gegenüber die Staatsautorität, die doch wahrlich schon genug gelitten hat, aufrechtzuerhalten? Wäre hier nicht vielmehr seitens der leitenden Stelle ein ernstes belehrendes Wort und ein nachdrücklicher Hinweis auf die jetzt jedem einzelnen obliegenden Pflichten am Platze gewesen? Ist hier nicht die Grenze überschritten, die im Interesse der Aufrechterhaltung auch unserer militärischen Autorität innegehalten werden muß?

Aber, Gott sei Dank, wir haben Hindenburg. Mit klaren Worten spricht er es aus, daß angesichts der Bemühungen, die Ernährungsschwierigkeiten nach Möglichkeit zu mildern, die Ernährungsfrage kein Grund zur Arbeitseinstellung sein konnte und durfte. Er ist sicherlich der letzte, der verkennt, wie schwer die Entbehrungen sind, die unserem Volke durch die Aushungerungspolitik Englands aufgezwungen werden. Er verlangt, daß alles geschieht, um Erleichterung zu schaffen. Sicherlich wird auch alles geschehen und zwar auch nach der Richtung hin, daß das Vorhandene gleichmäßig verteilt wird. Darüber aber darf man sich nicht täuschen, daß es gerade in diesem Zeitpunkte, der über den Ausgang des Krieges entscheidet, darauf ankommt, Entbehrungen, die wir nicht vermeiden können, zu ertragen. Und auch darüber muß das ganze Volk sich klar sein, daß ein Friede, der jetzt etwa geschlossen würde, wenn er kein siegreicher für uns ist, in keiner Weise die Möglichkeit geben würde, die Ernährungsverhältnisse zu bessern, daß er im Gegenteil die vorhandenen Schwierigkeiten in schlimmster Weise verschärfen müßte.

Für besonders unerhört hält die Kreuzzeitung — und das kann auch nicht scharf genug herausgestellt werden —, daß die Einziehung einzelner Personen zum Heeresdienst zum Gegenstande von Forderungen der Streikenden und von Verhandlungen mit ihnen gemacht worden ist. Millionen von Männern stehen willig im Kampfe und folgen gehorsam dem Rufe der militärischen Behörden, ihre Lebensstellung und ihren Beruf, ihre Familie und ihr Heim verlassend und ihr Leben in die Schanze schlagend. Es heißt, an den Grundlagen unserer Kriegführung und unserer Sicherheit rütteln, wenn es durch Streiks zur Machtfrage gemacht wird, ob einzelne Männer dieser ernstesten und heiligsten Pflicht genügen sollen oder nicht. Daß ferner dem Ausschuß der Streikenden dauernde Mitwirkung bei der Bearbeitung der Ernährungsfragen eingeräumt wurde, bedeutet eine schwere Ungerechtigkeit. Die Arbeiterorganisationen als solche sind in allen Behörden reichlich vertreten.

Bei diesem Streik konnte man freilich sagen, daß der ärmere Sohn sich als der treuere erwies; denn Millionen von Familien, die finanziell viel schlechter

dastehen als ein großer Teil der streikenden, hochgelohnten Rüstungsarbeiter, ertragen die sie schwerbelastenden Ernährungsschwierigkeiten ohne Murren. Wie muß es auf diese wirken, daß es nur des Streiks bedurfte, um den Streikenden eine besondere Mitwirkung bei den Behörden zu sichern. . .

Während dieses Krieges ist die Sozialdemokratie und sind besonders die Gewerkschaften zu einer Überspannung ihres Machtbewußtseins gelangt, die sie verleitet hat, bei Durchsetzung ihrer Forderungen die Rücksicht auf die Notwendigkeiten des Krieges nicht mehr genügend im Auge zu behalten. Den großzügigen Gedanken des Hilfsdienstgesetzes, wie es zuerst im Einvernehmen mit der Obersten Heeresleitung geplant war, haben die Gewerkschaften in einseitiger Vertretung vermeintlicher Arbeiterinteressen in sein Gegenteil zu verkehren gewußt, als sie die Aufnahme des § 9 Absatz 3 in das Hilfsdienstgesetz erzwangen, wonach eine angemessene Verbesserung der Arbeitsverhältnisse einen wichtigen Grund zum Verlassen der Arbeitsstelle im Kriegsbetriebe abgibt, und besondere Instanzen zur Durchführung dieser Ansprüche schufen. Während also Millionen von Soldaten draußen ihr Leben in die Schanze schlagen, ohne dabei nach der Höhe von Lohn und Sold und nach der Beseitigung schwerer Vermögensschäden fragen zu können, die ihnen aus jahrelanger Abwesenheit von der Heimat erwachsen — während dem Landwirt all seine Erzeugnisse zu festgesetzten Preisen zwangsweise abgenommen werden — während Handel, Industrie und Handwerk ihre Betriebe je nach dem Bedürfnis der Kriegswirtschaft einstellen oder nur zu vorgeschriebenen Bedingungen fortführen können, ist für den Arbeiter in ängstlicher Vorsorge das volle Recht gewahrt geblieben, zur Besserung seiner Lohn- und Arbeitsbedingungen den Fortgang der für die Kriegführung nötigen Betriebe beliebig zu stören und deren Zwangslage voll für sich auszunützen. Die Aufnahme einer ausdrücklichen Bestimmung, wonach dieses Recht hinter den Zweck des Gesetzes zurückzutreten habe, wurde nicht beliebt. Die vorhergesagten Folgen sind nicht ausgeblieben. Weiter Kreise der Arbeiterschaft, die bis dahin ernst und ruhig der Kriegsarbeit nachgingen, hat sich nach Erlaß dieser Bestimmungen eine große Unruhe bemächtigt, und Lohnbewegungen sind seitdem an der Tagesordnung. Aus dieser Stimmung heraus hat die Neigung zu Veranstaltung von Streiks, die zunächst vielleicht von den Ernährungsschwierigkeiten ausgingen, zugenommen; ihr haben wir auch die Ereignisse des Rüstungsstreiks wesentlich mit zu danken.

An die Reichsregierung sind seit den ersten Monaten nach Beginn des Krieges nicht nur von konservativer Seite ernste Warnungen vor einer Politik gerichtet worden, durch welche sie die Machtstellung der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften durch allzu große Nachgiebigkeit verstärkte. Gleichwohl hat der Herr Reichskanzler eine immer engere Gemeinschaft und Fühlung mit diesen Organisationen gesucht und gefunden. Er hat geglaubt, auf diese Weise die Einigkeit und Geschlossenheit des Kriegswillens des ganzen Volkes erreichen zu müssen. Der Rüstungsstreik kann nicht als ein Aktivposten für die Bilanz dieser Politik gebucht werden, sondern bedeutet eine ernste Mahnung für die Zukunft. Jedenfalls können wir auch die Reichsregierung von der Verantwortung für das Geschehene nicht freisprechen. Das Urteil des Generalfeldmarschalls — das wäre die Sprache ge-

wesen, die unseres Erachtens die Reichsregierung vor Beginn des Streiks, zu einer Zeit, als man mit seinem Ausbruch bestimmt rechnen mußte, an die Beteiligten hätte richten sollen.“

Noch ernster und bedenklicher aber als diese wahrlich schon tief bedauerlichen, an sich kaum noch zu übertrumpfenden Erscheinungen und Ereignisse sei die Entwicklung, zu der sich eine im Lande waltende sozialdemokratische Führerschaft ausgewachsen hat, auswachsen durfte: „Der sozialdemokratische Parteibeschluß scheut sich nicht, den Kanzler vor die Frage zu stellen, ob er den Frieden nach dem Diktat der internationalen Sozialdemokratie oder nach dem eigenen deutschen Interesse schließen will. Trotz des Widerspruchs der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung sind auch wir der Meinung, daß der Beschluß des sozialdemokratischen Parteivorstandes, unter allen Umständen nur einen gemeinsamen Frieden zu erstreben, und zwar einen solchen ohne Annexionen und ohne Entschädigungen, falls es zur Durchführung gelangen sollte, geeignet ist, das Vaterland einem Abgrunde entgegenzuführen. Der Widerspruch, den dieses Vorgehen der Sozialdemokratie gefunden, ist ein allgemeiner. Wir haben durch Anführung einer größeren Anzahl von Pressestimmen den Nachweis hierfür erbracht, und wir können noch berichtend hinzufügen, daß die Zentrumspresse durchweg, ebenso wie die Presse aller bürgerlichen Parteien sich diesem Widerspruch angeschlossen hat, ja daß selbst das Berliner Tageblatt in gewissem Sinne von den Beschlüssen der Sozialdemokratie abrückt. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß weit in die Reihen nicht nur der Arbeiter als solcher, sondern auch der sozialdemokratisch organisierten Genossen hinein jedes Verständnis für diesen Standpunkt der Sozialdemokratie fehlt und fehlen muß. Wer in dieser Frage den Einfluß des sozialdemokratischen Parteiausschusses überschätzen und aus diesem Grunde eine entschiedene Stellungnahme gegen dessen Friedensvorschläge vermeiden zu müssen glaubt, der würde vor einem Gespenste zurückweichen. Hier konnte mit Leichtigkeit ein führender Staatsmann durch eine klare und entschiedene Stellungnahme eine große geschlossene öffentliche Meinung hinter sich haben und für den vaterländischen Zweck in Dienst stellen. Dadurch würde die Einheit des Verteidigungswillens nicht gestört, sondern nur wesentlich verstärkt worden sein. Die Erklärung der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung genügt diesen Anforderungen in keiner Weise. Wir sind an sich bereit, in weitestem Maße dem Umstande Rechnung zu tragen, daß der leitende Staatsmann in einem Augenblick, in dem vielleicht Verhandlungen schweben oder nahe bevorstehen, über Einzelheiten der Kriegsziele sich öffentlich nicht aussprechen kann. Dem Gedanken aber, daß Deutschland seinen Frieden nach dem Diktat der internationalen Sozialdemokratie und der russischen Revolutionäre schließen solle —, daß es irgendwie ein Interesse daran habe, seinerseits auf eine allgemeine Friedenskonferenz zu dringen, anstatt den Versuch zu machen, einen unserer Feinde von der Koalition abzudrängen — dem Gedanken vor allen Dingen, daß für Deutschland nach diesem Kriege ein Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen überhaupt in Frage kommen könne, all diesen Ungeheuerlichkeiten müßte ein Staatsmann, der die Führung des Volkes in der Hand behalten will, klar und unzweideutig widersprechen. Die Bezugnahme auf die

früheren Erklärungen genügt deshalb nicht, weil eben diese Erklärungen, wenn sie auch annehmbare Ziele formuliert haben, hinsichtlich der Mittel und Wege dazu stets vieldeutig und Gegenstand der verschiedensten Auslegungen gewesen sind. Auch hier kommt man von dem Eindruck nicht los, daß man es nicht hat über sich gewinnen können, den Forderungen der sozialdemokratischen Führer einmal klar zu widersprechen. So ist denn festzustellen, daß, mit Ausnahme vielleicht von einer Zentrumsstimme, diese Antwort des Kanzlers auf allen Seiten Kritik und Widerspruch gefunden hat.

Jetzt gilt es, alle Kraft des Volkes für den Endkampf anzuspannen. Wir müssen immer wieder an das Hindenburgwort erinnern, daß es darauf ankommt, wer am längsten die Nerven behält. Deutschland hat alle Veranlassung dazu, auch in der Frage der Nerven zu siegen. Die Offensiven im Westen scheitern an der unerschütterten Tapferkeit unseres Heeres und an seiner genialen Führung; unerhört sind die blutigen Opfer der Feinde auf diesen Kampfplätzen. Mißlingt ihnen dieser Stoß, so haben sie neue Kräfte zu unserer Unterwerfung auf dem Lande nicht einzusetzen. Inzwischen erringen unsere U-Boote Erfolg über Erfolg. Mit vollem Rechte wies der Staatssekretär des Reichsmarineamts im Haushaltsausschuß darauf hin, wie es gar nicht zu verstehen sei, wenn es Leute geben sollte, die hinsichtlich des U-Boot-Krieges jetzt noch flau zu machen versuchen. Immer zahlreicher dringen die Nachrichten aus England heraus, die zeugen, wie ernst und schwer diese Gefahr auf England lastet. Daß Heer und Flotte bis zum letzten Siege ihre Kraft einsetzen werden, daran kann niemand zweifeln. Daß auch unser Volk dazu bereit ist, hat aufs neue die ungeheuer große Beteiligung der weitesten Kreise an der Kriegsanleihe gezeigt, über die der Staatssekretär des Reichsschatzamts nähere Zahlen mitgeteilt hat. Nun gilt es aber auch, den Kämpfern draußen wie dem Volke in der Heimat Mut und Vertrauen zu stärken. Das internationale Friedensgerede der Sozialdemokratie und die Aussicht, daß bei Verzicht auf jede Annexion und jede Entschädigung nichts weiter bringen wird, als ungeheure neue Lasten, wirken auf die Einheit des Verteidigungswillens, wirken auf Mut und Ausdauer des Volkes im Ertragen der Nöte und Entbehrungen des Krieges vernichtend. Ein kraftvolles Bekenntnis des leitenden Staatsmannes gegen dieses Tun und Treiben für einen vollen deutschen Sieg und deutschen Frieden hätten wie ein reinigendes Gewitter all diese Nebel zerstreuen können."

Die Kriegsziele, wie sie Herr Scheidemann dem deutschen Volke — es gibt nämlich, mit Erlaubnis, außer dem sehr überschätzten Scheidemann-Grüppchen auch noch ein deutsches Volk — durch Vermittlung des Herrn Reichskanzlers als seines Staats-Sekretärs diktieren möchte, nehmen sich, wenn man sie für vaterländisch ernst und ehrlich halten will, geradezu kindlich aus. Herr Scheidemann will also auf Land, wie auf Geld- oder Geldeswertentschädigung grundsätzlich verzichten. „Zunächst", so führt ihm Legationsrat Dr. v. Schwerin in der „Deutschen Warte" zu Gemüte, „muß man bei einem so stark bevölkerten Lande wie Deutschland darauf bedacht sein, zum Zwecke der Ansiedlung Land zu schaffen, denn wir brauchen eine auf dem Lande wohnende starke Bevölkerung, um dem Druck von Osten mit Aussicht auf Erfolg widerstehen zu können. Dabei ist von einer

eigentlichen Eroberungspolitik gar nicht die Rede, sondern es handelt sich um die Wiedergewinnung alten deutschen Koloniallandes in den baltischen Provinzen. Bei der Ausdehnung im Westen handelt es sich wiederum um altdeutsche Länder, denen soviel Freiheit als möglich gelassen werden soll, in ihren inneren Verhältnissen, und die selbstverständlich auch gar nicht Bestandteile des Deutschen Reiches zu werden brauchten, wenn sie nur in ihren äußeren Beziehungen fest mit dem Deutschen Reiche sich vereinigen. Aber eine Scheinneutralität Belgiens würde dazu führen, es mehr oder weniger zu einem ‚Neu-Ägypten' unter englischer Herrschaft werden zu lassen! Aus dem Verzicht dieser für die Existenz des Deutschen Reiches absolut notwendigen Angliederungen würde nicht etwa der ewige Friede entstehen. Im Gegenteil: wir würden, betrogen um die Früchte der Kampfjahre, sehr bald genötigt sein, einen neuen Feldzug zu führen, und zwar unter ganz besonders ungünstigen Umständen und ohne die Sicherheit, daß wir wiederum Belgien und Nordfrankreich einerseits und Polen andererseits als Kampffeld hätten. Denn daß diese Länder auf jeden Fall versuchen würden, sich selbst möglichst stark gegen derartiges zu sichern, wäre nur natürlich. Genau das Gegenteil von dem, was Herr Scheidemann erreichen wollte, nämlich den ewigen Frieden, würde der Friede unter Verzicht auf Ausdehnung zur Folge haben. Ganz unverständlich scheint es, daß Abgeordnete, welche doch ausschließlich Arbeiterinteressen vertreten wollen, durch Verzicht auf Kriegsentschädigung die Arbeiterschaft schwer schädigen wollen. Denn ohne eine Kriegsentschädigung, die, wie schon verschiedentlich ausgeführt ist, in allen möglichen Formen geschehen kann, würde im Deutschen Reiche die zum Aufbau so notwendige Arbeit nur schwer wieder aufgenommen werden können. Die ‚Pazifisten' freilich glauben, daß die ‚Internationale' Friede und Freundschaft aller Arbeiter untereinander bedeute. In Wahrheit ist sie nur ein Aushängeschild. Im Laufe des Krieges hätte sich Herr Scheidemann wohl überzeugen können, welches die wahren Gründe der Mehrzahl der englischen und französischen Arbeiterschaft gegen uns sind, auch gegen unsere Arbeiter. Deutschland gilt der Internationale als Hort der ‚Reaktion'. Deshalb wäre ihr nichts erwünschter, als daß Deutschland niedergerungen und womöglich vernichtet wird. Aber sie sind nicht töricht genug, um heute noch zu glauben, daß dies möglich sei! Die ungeahnten Kräfte Deutschlands sind nicht gebrochen. Daher ist für die ‚Internationale' die Aufgabe nicht mehr Niederzwingung Deutschlands, sondern Schwächung, damit, wenn sich einst neue Gelegenheit bietet, das angefangene Werk vollendet werden kann. Deswegen soll Deutschland auf alles verzichten, was es groß und stark in der Welt machen könnte. Während England große Teile von Frankreich besetzt hat und niemals ganz wieder herausgeben wird, während es die Herrschaft, allerdings durch U-Boote gestört, im Mittelmeer an sich gerissen hat, Mesopotamien, viele Inseln und Teile des Festlandes von Griechenland sich untertänig gemacht hat, den größten Teil der deutschen Kolonien besetzte, und sicherlich von allen diesen Eroberungen recht wertvolle Teile bei einem baldigen Frieden festzuhalten wissen würde, soll Deutschland ohne Kriegsentschädigung und ohne Landzuwachs aus diesem Kriege hervorgehen! Wer dafür eintritt, der unterstützt die

Macht Englands und bedroht die Zukunft Deutschlands. Ahnungslos besorgen es gerade auch solche Sozialdemokraten, welche sich in diesen schweren Zeiten als reichsfreundlich und vaterländisch zeigten. Tun sie es, weil sie das wahre Gesicht der Internationale nicht kennen? Nur was uns und unseren Bundesgenossen frommt, ist für uns erstrebenswert, nur unsere Ehre und unser Ansehen und Fortkommen in der Welt haben wir zu beachten; nicht, daß wir zu unbescheiden, sondern, daß wir zu bescheiden auftreten, ist die Gefahr!"

... Man muß an die Zeit vor Ausbruch des Krieges, an die Juli- und Augusttage zurückdenken. „Damals", erinnert die „Kölnische Volkszeitung", „hatten sich alle die großen Wortführer eines General- und Massenstreiks, den die Sozialdemokratie jahrelang vorher für den Fall des Krieges angekündigt hatte, in Mauselöcher verkrochen. In Berlin wagten sie ganz draußen an der Peripherie kleine Demonstrationen gegen den Krieg, sie blieben harmlos und schüchtern. Ein christlicher Gewerkschaftsführer kam damals aus den Hauptstädten der Sozialdemokratie vom rheinisch-westfälischen Industriegebiet und erzählte, wie klein die großen Wortführer der Sozialdemokratie in diesen Tagen geworden seien. Damals war es selbst einem Radikalen wie Dittmann, wie seine Gegner ausplauderten, nicht mehr ganz klar, ob er nicht sogar für Kriegskredite stimmen sollte. Kein sozialdemokratischer Führer und keiner von den Agitatoren, die jetzt große Worte reden, durfte damals es wagen, Bedingungen aufzustellen, unter denen der Krieg geführt und der Frieden geschlossen wurde, wenigstens nicht in der Öffentlichkeit.

Wochen und Monate des siegreich vordringenden Krieges gingen dahin. Die Sozialdemokratie bewilligte die Kriegskredite, d. h. sie machte die Schulden mit, lehnte aber die Steuern und den Etat ab, verweigerte also die Mittel, um die Schulden und den Schuldendienst zu zahlen. Allmählich aber tauchten die still in den Hintergrund getretenen Führer wieder in der Öffentlichkeit auf. Haase und Scheidemann waren sehr geschäftig, gingen in der Wilhelmstraße aus und ein und brachten es soweit, daß eines Tages über Nacht Herr Scheidemann in der Meinung sehr weiter Kreise Deutschlands zum einflußreichsten Mitrater und Berater der deutschen Reichsregierung geworden war. Es sah fast so sich an in der Öffentlichkeit, als ob tagtäglich die deutsche Reichsregierung keinen Entschluß mehr fasse, ohne vorher die Bewilligung des Herrn Scheidemann dafür erhalten zu haben. Man fühlte es im Parlament und draußen im Lande, wie gewaltig Herrn Scheidemann und anderen sozialdemokratischen Führern der Kamm schwoll, wie von Woche zu Woche, von Monat zu Monat das Selbstbewußtsein, das Machtgefühl dieser Gruppe wuchs. Schon bald hielt Herr Scheidemann seine Reden, in denen er der Reichsregierung die Friedensbedingungen diktierte. Als diese nicht antwortete, ging er weiter und erklärte jeden, der an einen Sieg glaubte, für einen Narren, also auch die Heerführer und Truppen, die seitdem ihre siegreichen Schlachten geschlagen haben. Und noch weiter ging die Sozialdemokratie. Sie diktierte Bedingungen, unter denen allein noch der Krieg weitergeführt werden dürfe. Die deutsche Reichsregierung schwieg noch immer. Jetzt endlich hat sie in ihrem Organ

einen Anfang damit gemacht, die Führer der Sozialdemokratie zur Ordnung zu rufen. Wie gesagt, nur einen Anfang. Noch will sie nicht feste Stellung nehmen, indem sie sich den Anschein gibt, als ob es sich nur um einen gewöhnlichen Streit um die Kriegsziele handle. Damit kommt man aber der Sache nicht auf den Grund.

Wir sind überzeugt, daß Herr von Bethmann seine volle Unabhängigkeit vor der Sozialdemokratie gewahrt hat, aber wenn nach außen der Eindruck entstehen konnte, daß der Führer der Sozialdemokratie der mächtigste Mann im Reiche geworden sei, der über innere wie äußere Fragen, insbesondere über die Friedensbedingungen, mehr zu sagen hätte, als in einem monarchischen Staat gut und erträglich ist, so wird es heute schon kräftiger Mittel bedürfen, um diese üble Wirkung der sozialdemokratischen Geschäftigkeit auszudämmen. Wohin soll das führen? frugen seit Monaten und Jahren viele treue Monarchisten, die nicht das Wort ‚reaktionär' verdienen, die aber die Dinge voraussahen, die jetzt gekommen sind und die noch drohen. Sie sind entstanden aus dem Überfluß an Machtbewußtsein gewisser Kreise. Wenn Scheidemann jeden für einen Narren erklären durfte, der an den Sieg glaubt, dann war es erst recht begreiflich, wenn Radikale und irregeführte Schwärmer durch törichte Handlungen den Siegeswillen brechen wollten. Wenn Scheidemann öffentlich verkünden durfte, daß nur unter den von ihm festgelegten Bedingungen der Krieg weitergeführt werden dürfte, dann war es begreiflich, daß eines Tages verblendete und verhetzte Scharen das Wort Scheidemanns aufgreifen und ebenfalls Bedingungen diktieren wollten, unter denen der Krieg weitergeführt werden dürfte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Ereignisse der letzten Wochen alle den politischen Hintergrund hatten, in ihrer Wirkung das sofortige Ende des Krieges und einen Frieden um jeden Preis zu erzwingen. Gewiß, die sozialdemokratischen Führer haben nach Kräften jetzt zu löschen geholfen, als das Haus in vollem Brand stand. Es ist ihnen auch mit zu danken, daß die Ereignisse nicht den gefürchteten Umfang angenommen haben. Aber die, welche verblendet und verhetzt, jene unbesonnenen Taten begingen, den Helden an der Front Munition und Waffen verweigern wollten, sind nur allzu gelehrige Schüler jener Reden gewesen, welche den Glauben an den Sieg für eine Narrheit erklärten und einen Frieden um jeden Preis erzwingen wollten. Es ist höchste Zeit, daß dieses Treiben ein Ende nimmt. Es kann nicht länger so weitergehen, daß im Ausland und im Inland der Eindruck erweckt wird, als ob Kaiser Wilhelm, die Generäle Hindenburg und Ludendorff unter der Oberkontrolle von Scheidemann und den sozialdemokratischen Führern stehen. Dieser Eindruck kann nicht beitragen zum Sieg und kann noch weniger beitragen zu einem für Deutschland ehrenvollen Frieden, der unseren Helden den gebührenden Lohn für die tausendfältigen Opfer an Gut und Blut bringt."

* * *

So aber geht alles seinen unerbittlich ehernen Gang, und wir haben nur die Hoffnung auf Gott und unsere gute Sache, auf unser gutes Schwert und unsere großen Heerführer. Politisch scheint alles im alten Gleise weiter rollen zu müssen — Kismet. Wohl hätten sich, wie Univ.-Prof. Dr. D. Hashagen (Bonn) in der

„Deutschen Zeitung" aufzeigt, unter dem gewaltigen Eindrucke des Weltkrieges die Wesenszüge deutscher Politik und Diplomatie, auch wenn die verantwortliche Oberleitung die selbe blieb, gründlich umgestalten können. Diese Möglichkeit sei jedoch nicht eingetreten. Gewisse Grundrichtungen, denen die äußere Politik der Reichsregierung schon vor dem Kriege gefolgt sei, seien auch während des Krieges maßgebend geblieben.

„Zu diesen Grundanschauungen gehören besonders bestimmte Vorstellungen über die beste diplomatische Behandlungsart, die gegenüber Gegnern, unsicheren Freunden, schwierigen Neutralen zur Anwendung gebracht werden müsse. Bei ihnen allen wird, das ist die Annahme, ein Erfolg am ehesten dann zu erreichen sein, wenn man ihnen gegenüber eine möglichst gleichbleibende sachliche Freundlichkeit zum Ausdruck bringt. Besonders der Eintritt der noch nicht in den Krieg verwickelten Mächte in den Krieg wird, das ist die Voraussetzung, dann am ehesten verhindert oder wenigstens am längsten hinausgezögert, wenn man gegenüber diesen Mächten möglichst wenig auftrumpft, vielmehr möglichst deutlich und häufig zu erkennen gibt, daß man versöhnlich und nachgiebig genug sei, um auf berechtigte Wünsche Rücksicht zu nehmen und die Verhandlungen über gewisse Streitgegenstände möglichst lange weiterzuführen.

Mit dieser allgemeinen Art des Vorgehens hängt noch ein weiterer Wesenszug deutscher Diplomatie zusammen. Sie vermeidet es beinahe grundsätzlich, gegenüber jenen schwankenden Freunden oder werdenden Feinden als der fordernde oder gar der drohende Teil aufzutreten. Kriegerische Drohungen werden kaum angewandt. Gewiß werden im Verlaufe solcher Verhandlungen Forderungen aufgestellt, aber in der Regel nur von den Gegnern, nicht von den Deutschen. Der fordernde Teil ist durchweg der Gegner. Die deutsche Diplomatie beschränkt sich im allgemeinen darauf, die Forderungen des Gegners zur Kenntnis zu nehmen und ihnen möglichst lange noch gute Seiten abzugewinnen. Durch dieses Verfahren kommt ein Zug ausgesprochener Passivität in diesen Teil der diplomatischen Arbeit. Die deutsche Diplomatie vermeidet es in der Regel, den Versuch zu machen, dem Gegner in einiger Hinsicht das Gesetz des Handelns aufzuerlegen. Sie ist versöhnlich, ritterlich, passiv.

Auch legt sie besonderes Gewicht auf völkerrechtliche Korrektheit. Sie geht von der Annahme aus, daß das vor dem Kriege herrschende Völkerrecht auch der deutschen Diplomatie das oberste Gesetz vorschreibe. Sie fühlt sich nicht nur gegenüber dem Interesse des Landes, sondern auch gegenüber dem Völkerrechte und damit gegenüber der Menschheit verpflichtet. Es sind übernationale Größen, die auf ihre Arbeit Einfluß gewinnen. Wo die deutsche Diplomatie den Boden des Völkerrechts aufgibt, unterläßt sie es selten, einen derartigen Schritt lediglich als Vergeltungsmaßregel hinzustellen. Auch durch dies Streben nach völkerrechtlicher Korrektheit kommt ein Zug ausgesprochener Passivität in die Arbeit des Auswärtigen Amtes.

Die Reichsleitung treibt diese Politik nicht etwa nur im geheimen, sondern sie bekennt sich bei wichtigen Anlässen in aller Öffentlichkeit zu ihr. Mit ihren Veröffentlichungen verbreitet sie selbst über die Wesenszüge ihrer Diplomatie das entscheidende Licht. Zur Schilderung dieser Wesenszüge stehen daher bereits

jetzt die besten und zuverlässigsten Quellen zur Verfügung, die sich überhaupt denken lassen: nämlich die Veröffentlichungen und Kundgebungen der Kaiserlichen Regierung selbst. Wenn man sich um die bessere Erkenntnis der Wesenszüge ihrer Diplomatie bemüht, so braucht man feindliche Quellen, Gerüchte, Ausdeutungen irgendwelcher Art oder sonstige trübe Quellen gar nicht heranzuziehen. Denn für die Charakteristik der deutschen Diplomatie geben ihre eigenen Äußerungen den Ausschlag. Diese sind auch nicht etwa durch irgendwelche Vertrauensbrüche oder sonstige Enthüllungen ans Licht gekommen, sondern die Reichsregierung selbst hat den Schleier gelüftet. Besonders mit diesen Veröffentlichungen hat sie sich auf das entschiedenste zu den schon vor dem Kriege angewandten milden Grundsätzen bekannt. Man darf in ihnen keine Selbstkritik erwarten. Sie dienen der Rechtfertigung der schon vor dem Kriege ausgebildeten Wesenszüge deutscher Diplomatie.

Politisch besonders lehrreich sind von diesen Veröffentlichungen die Aktenstücke über die deutsch-englischen Neutralitätsverhandlungen von 1912 und die belgischen Gesandtschaftsberichte aus dem letzten Jahrzehnte vor dem Kriege. Mit diesen und anderen Veröffentlichungen will die Reichsregierung ihre eigene Friedensliebe und die Kriegshetze der Feinde beweisen. Der Ertrag dieser Veröffentlichungen reicht aber weiter. Erst aus ihnen erkennt man in vollem Umfange, wie weit die Opferwilligkeit der deutschen Diplomatie gegenüber dem feindlichen Auslande gegangen ist, wie unbeirrt man an einer nachgiebigen Versöhnungspolitik festgehalten hat, wie man alles aufgeboten hat, um unter ständigen Rückzügen den Weltfrieden aufrechtzuerhalten.

Noch die diplomatischen Verhandlungen vor Kriegsausbruch, für deren Schilderung allein mehr als tausend Dokumente zu Gebote stehen, sind von demselben Geiste beeinflußt. Aus dem Streben nach völkerrechtlicher Korrektheit erklärt es sich im besonderen, daß die russische nicht sofort mit einer deutschen Mobilmachung beantwortet worden ist, sondern zunächst nur mit Verhandlungen, einer befristeten Anfrage und schließlich mit einer formellen Kriegserklärung, auf Grund deren Deutschland in der feindlichen Presse als der formell Angreifende hingestellt werden konnte. Teilweise erklärt sich daraus auch das Wort über das Unrecht gegenüber Belgien, welches übrigens unvereinbar ist mit der vierundzwanzig Stunden vorher in Paris überreichten Kriegserklärung. Sie enthält nämlich eine Beschwerde über den Bruch der belgischen Neutralität durch Frankreich.

Während des Krieges ist dieselbe Diplomatie gegenüber den Neutralen, besonders gegenüber Italien, Rumänien und den Vereinigten Staaten von Amerika versucht worden. Auch das Friedensangebot hängt mit ihr zusammen. Und selbst die Erklärung und Durchführung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges scheint die alten Methoden noch nicht außer Kraft gesetzt und die alten Wesenszüge noch nicht von Grund aus geändert zu haben. Starke Worte sind zwar genug gefallen. Es kommt aber nur auf die Taten und vor allem auf die Erfolge an. Eine Diplomatie kann nie nur nach ihren guten Absichten beurteilt werden. Über ihren Wert entscheidet an letzter Stelle der Erfolg."





Freiherr von Bissing

Das Wirken dieses nun heimgegangenen deutschen Generalgouverneurs in Belgien ist in der Heimat wohl vielfach unterschätzt worden. Er hat, wie die „Deutsche Tageszeitung" mitteilen kann, um sein Programm in Belgien zu fördern, von Anfang an mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. „Noch vor wenigen Wochen brachte der Generalgouverneur zum Ausdruck, er sei ein entschiedener Gegner des Gedankens, daß König Albert oder seine Söhne den Thron Belgiens oder Thron Flanderns und Walloniens zu besteigen hätten. Gleichwohl wird behauptet, daß Vertreter selbst dieses Gedankens unter seinen Beamten im Generalgouvernement sich befunden haben, auch befinden sollen. — Andererseits konnten wir dem Freiherrn von Bissing auch darin vollkommen zustimmen, daß die endgültige Regelung der Form- und Thronfragen, zumal der Personalfrage sorgfältigster Überlegung bedürfe und daß in dieser Beziehung provisorische Zustände unter allen Umständen einem nicht oder mit ungeheuren Schwierigkeiten wieder gutzumachenden Mißgriffe vorzuziehen seien. Es gibt da Spuren, die schrecken . . .

Die großen Schwierigkeiten, mit welchen Freiherr von Bissing während der Periode seiner Verwaltung zu kämpfen gehabt hat, waren die längste Zeit besonders durch die deutsch-amerikanischen Beziehungen bedingt. Die Vertreter der amerikanischen Hilfskommission für Belgien betrachteten und betrugen sich als politische Agenten der Vereinigten Staaten nicht nur, sondern auch als solche des auswärtigen Amtes zu London. Sie saßen außerdem als aufmerksame und mißgünstige Aufpasser in den belgischen Städten, versuchten sich in alles einzumischen und im antideutschen Sinne zu wirken. Die Politik der deutschen Reichsregierung, die Vereinigten Staaten durch Liebenswürdigkeit und Nachgiebigkeit für Neutralität oder gar Hilfe zu gewinnen, mußte infolgedessen Verhältnisse in Belgien schaffen, die an sich unerfreulich waren und für den Generalgouverneur große und ärgerliche Schwierigkeiten bedeuteten.

Der Generalgouverneur in Belgien hat eine überhaupt schwierige Stellung, zumal, wie wir heute auch noch fürchten, die deutsche Regierung hinsichtlich Belgiens einen klaren, unveränderlichen Entschluß weder befolgt, noch vielleicht selbst gefaßt hat . . . Der verstorbene Gouverneur besaß als Staatsmann und vor allem als Organisator bedeutende Fähigkeiten, aber er konnte oft nicht, wie er wollte, und seine mit dem Alter wankend werdende Gesundheit versagte ihm wohl auch die Kraft und Energie, seinen Willen durchzusetzen, gerade wo es sicher der Sache zum Heile gedient haben würde"

*

Was sie nicht sehen wollen

Sozialdemokratische Führer hinter der Front verkünden bekanntlich als wichtigstes „Kriegsziel" einen Frieden ohne Gebietserweiterung und ohne Kriegsentschädigung. Ihnen versucht Geheimrat Prof. Dr. Reinke, Mitglied des Herrenhauses, im „Tag" den Star zu stechen:

„Die Sozialdemokratie [? Es ist nach dem Zeugnis vieler glaubwürdiger Genossen nur eine überwältigend kleine Minderheit der Partei, D. T.] übersieht, daß das Problem nicht heißt: einen Frieden für die Gegenwart abzuschließen, sondern einen Frieden zu gewinnen, der dem deutschen Volke Sicherung gibt gegen neue Kriegsgefahren und eine friedliche Entwicklung in der Zukunft verbürgt. Nicht nur an uns selbst, sondern an unsre Kinder und Enkel haben wir zu denken und besonders an das Los unsrer kommenden Arbeitergenerationen. Die noch keineswegs zum Abschluß gelangte russische Revolution kann in dieser Hinsicht uns ebensowenig Garantie bieten wie der Traum schiedsgerichtlicher Auseinandersetzung mit dem Imperialismus Englands, Frankreichs und Amerikas.

Bislang ist im Kriege nur eine Annexion vollzogen worden, es ist das die Annexion Ägyptens durch England. Soll die rückgängig gemacht werden? Und wie will man England dazu zwingen? Will man auch Bulgarien hindern, die von ihm zurückgewonnenen Gebiete zu behalten und den Rest der Dobrudscha dazu? Dazu dürfte es wohl der Sozialdemokratie aller Länder an Macht gebrechen.

Schließlich der Verzicht auf Kriegsentschädigung. Neben Englands Handelsneid war Frankreichs Revanche-Eitelkeit der letzte Grund des Krieges. Soll diesen Mächten keine Buße auferlegt werden, wenn sie besiegt sind? Sollen wir alles tragen, was wir ohne unsre Schuld erlitten? Wenn die für unsre Selbsterhaltung gebrachten Blutopfer unersetzlich sind, so sind es nicht die Opfer an Gut. Wollen wir daran gehen, nach geschlossenem Frieden 100 Milliarden zu verzinsen und zu amortisieren, wollen wir darauf verzichten, unsre geleerten Lager mit Rohstoffen auffüllen zu lassen, haben wir kein Kapital in der Hand, um Industrie und Handel neu zu beleben, so werden die Arbeiter durch Hungerlöhne bei riesenhaften Preisen aller Bedürfnisse in erster Linie die Leidtragenden sein."

Halbamtliche Verbreitung der Scheidemannschen „Kriegsziele"

Im Anschluß an die Äußerungen der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" zu der bekannten sozialdemokratischen Kriegszielerklärung schreibt das „Kölner Tageblatt":

„In der großen Mehrheit des deutschen Volkes daheim und draußen an der Front wird es gerade in diesen gewaltigen Kampf- und Opfertagen bedauert werden, daß diese Regierungserklärung keine klare Stellung gegenüber dem ungeheuerlichen sozialdemokratischen Friedenszielprogramm, hinter dem nur eine Minderheit steht, einnimmt. Um so mehr, wenn man sehen muß, daß der Parteibeschluß der Sozialdemokratie über einen Frieden ohne Annexionen und Kriegsentschädigung und die ausführliche Begründungsrede Scheidemanns in der Parteiausschußsitzung durch das halbamtliche deutsche Wolffsche Telegraphenbureau in dem ganzen Ausland verbreitet worden ist; die Erwiderung des ‚Unabhängigen Ausschusses für einen Deutschen Frieden' auf diese ungeheuerliche sozialdemokratische Krieszielerklärung ist hingegen in keinem neutralen Blatte durch das W. T. B. zugestellt zu lesen. Dem beschränkten Untertanenverstand will es wenig in den Kopf, daß eine solche Haltung der von der ‚Norddeutschen Allgemeinen Zeitung' betonten, ‚starken, zum Siege führenden Politik' entspricht. . "

*

Offiziöses Wissen

Das Amtsblatt der Scheidemannregierung hatte bekanntlich verfügt:

Die deutsche Regierung würde es nicht wagen, von einer Konferenz den Krieg zurückzubringen mit der Begründung, sie hätte diese oder jene Annexionsforderung nicht durchsetzen können. Sondern nur dann würde das deutsche Volk die entsetzliche Last eines noch länger dauernden Krieges auf sich nehmen, wenn die Gegner die Wiederkehr des Friedens von Bedingungen

abhängig machen wollen, die sich mit seiner Ehre und Freiheit nicht vertragen. So wie der deutschen Regierung würde es aber jeder Regierung ergehen. Sind die Verhandlungen einmal aufgenommen, so müssen sie auch zum Ziele führen, weil es der Wille aller Völker so verlangt,

„Das," bemerken die „Alldeutschen Blätter", „war der drohende und befremdlich mit der Behauptung offiziösen Wissens ausgestattete Kommentar, der es voll verdeutlicht hat, wie uns die Friedenspolitik des deutschen Reichskanzlers hinein- und hinabgeführt hat in den Ideenkreis der Sozialdemokratie, in die Bereitschaft, die Volkszukunft den Augenblickswünschen und allerlei Gegenwartsmenschlichkeiten zu opfern. Während Hindenburg sein großes Werk sann! Während die U-Boot-Beute der ersten beiden Monate des uneingeschränkten Krieges unter Wasser 1642500 Tonnen an versenkten Schiffen, die das Sperrgebiet durchfuhren, erbracht hatte!"

*

Die Leiche des Patroklos

Der „Vorwärts" berichtet, von allen Seiten werde „die Reichsleitung" aufgefordert, „Mut zu haben", und stellt — den Dolch im Gewande — die Schicksalsfrage „Entweder — Oder", das Ultimatum:

„Entweder sie muß den Mut haben, alle ihre bisherigen Erklärungen nach innen und außen und alle Zugeständnisse zu widerrufen, sie muß den Mut haben, zu erklären, daß während des Krieges und nach dem Kriege alles beim alten bleiben soll, sie muß den Mut haben, zu sagen, daß sie um Belgien, Nordfrankreich, Kurland, Polen und x-Milliarden Kriegsentschädigung weiter Krieg führen will und möge es noch zehn Jahre dauern. Oder aber sie muß den Mut haben, jetzt zu erfüllen, was sie versprochen hat und noch mehr zu tun, sie muß dem Volke sein Selbstbestimmungsrecht geben, und sie muß an Stelle ihrer doch kaum noch verhüllenden Andeutungen eine vollkommene klare Erklärung ihres Friedenswillens abgeben, wie es die Sozialdemokratie und mit ihr sicherlich die ungeheure Mehrheit des Volkes verlangt. Es geht nicht weiter mit der Politik der Konzessiönchen und des diplomatischen Versteckspielens. Die nervöse Erregung, die dieser Zustand der politischen Undefinierbarkeit hervorruft, durchdringt alle Schichten des Volkes. So scharf in den meisten anderen Dingen die Meinungen auseinandergehen: das Recht zu wissen, was nun eigentlich werden soll, möchten auch wir als allgemeines Menschenrecht proklamieren."

„Und mehr poetisch als freundlich", ergänzt treu und brav das „Berliner Tageblatt", „vergleicht das sozialdemokratische Parteiorgan den lebenden Herrn von Bethmann Hollweg mit der Leiche des Patroklos, um die sich bekanntlich ein erbitterter Kampf entspann."

*

„Zum ersten Male in der Weltgeschichte"

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hatte bekanntlich Rußland gegenüber die Erwartung ausgedrückt, daß es seinen Verbündeten die Treue wahren werde, weiter hatte sie unsern glänzenden Sieg am Stochod als eine nebensächliche Kriegshandlung hingestellt, von der die Russen ja nicht glauben sollten, daß wir sie damit ernstlich schädigen wollten. Zu dieser staatsmännischen Kundgebung, der weder Freund noch Feind den Ruhm vorenthalten wird, daß sie in ihrer Art einen Gipfel bedeutet, bemerkt der Reichstagsabgeordnete Dr. Gustav Stresemann in der „Tägl. Rundschau":

„Ob Rußland seinen Verbündeten gegenüber noch vertragsmäßig oder moralisch gebunden ist, nach alledem, was England in diesem Weltkriege getan hat, das mag man zum mindesten den verantwortlichen Männern an der Newa selbst überlassen. Wir haben ihnen deutscherseits nicht zu bescheinigen, daß sie ihren Verbündeten die Treue zu halten hätten. Wenn aber gar unter Bezugnahme auf den russischen Heeresbericht Äußerungen über den

deutschen Waffenerfolg am Stochod erfolgen, die wie eine Entschuldigung für den deutschen Sieg klingen, dann kommt man zu Empfindungen des Unmutes, für die sich schwer ein parlamentarischer Ausdruck finden läßt. Was in dieser Beziehung etwa zu sagen war, haben wir im Reichstag aus dem Munde des Herrn Reichskanzlers gehört, als er davon sprach, daß größere Kampfhandlungen an der Ostfront nicht stattfinden würden. Außer dem Stochodkampf haben solche größere Kampfhandlungen, soweit man es aus den Berichten überblicken kann, auch nicht stattgefunden. Daß wir nicht im Osten offensiv vorgehen, um dem Zarismus zu Hilfe zu kommen, weiß nach unseren Erklärungen jeder Mensch. Im übrigen muß es aber doch auf Heer und Volk geradezu niederdrückend wirken, wenn — wohl zum ersten Male in der Weltgeschichte! — die Regierung eines Landes sich geradezu entschuldigt, daß sie in einem Kampf um die Existenz von Land und Volk einen Sieg über den Feind errungen hat! Auf die Feinde in Rußland und auf die 67 Millionen Deutsche in der Heimat und an der Front muß die Wirkung — wenn man an eine Herbeiführung des Friedens denkt — eine gleich ungünstige sein."

*

Leimruten für deutsche Simpel

Den verlogenen Erzählungen, als habe man jemals in Deutschland törichte Berechnungen aufgestellt, daß der U-Boot-Krieg innerhalb eines geringen, bestimmt bemessenen Zeitraumes: in 3 Monaten oder gar 3 Wochen, zum Ziele führen werde, läßt die „Deutsche Tageszeitung" eine — leider auch für den Hausgebrauch noch immer nicht überflüssige! — Abfertigung angedeihen:

„Derartige Ausstreuungen der neutralen und auch der feindlichen Presse sind lediglich bestimmt, auf jene gewissen deutschen Kreise einzuwirken und einen Abbruch des U-Boot-Krieges durch ‚Vermittlungspolitik' mit den Vereinigten Staaten herbeizuführen. Nichts fürchtet man in England und bei unseren sonstigen Feinden mehr, als unbeirrtes deutsches Durchhalten im U-Boot-Kriege. Zu den Mitteln, dieses Durchhalten zu verhindern, gehörte in erster Linie die große Westoffensive, welche durchbrechen und damit die Kraft des Deutschen Reiches zum Kriegführen mit eins vernichten sollte. Diese Hoffnung wird scheitern und ist schon gescheitert. Als zweites Mittel bleibt unseren Feinden gesteigerte Einwirkung auf die neutralen Mächte in Verbindung mit der Anwendung aller Mittel und Methoden, um die Stimmung im Deutschen Reiche zu beeinflussen. Zu diesen letzteren Bemühungen gehören die Umtriebe durch Agenten, von denen General Groener dankenswerterweise öffentlich gesprochen hat, freilich nur von einem Teile von ihnen. Diese sollen Rüstungsstreik hervorrufen, ferner Unruhen und Krawalle aller Art. Eine andere Gattung dieser Umtriebe will auf andere deutsche Kreise einwirken, damit sie glauben, daß es unmöglich sei, Großbritannien gegenüber das Ziel des U-Boot-Krieges zu erreichen.

Die ausländische und neutrale Presse ist voll davon, wie entsetzliche Zustände in Deutschland beständen, und durch entsprechende Schilderungen soll wiederum eingewirkt werden auf die neutralen Bevölkerungen und die des Deutschen Reiches. Beiläufig bemerkt, dürften die aus Schweden berichteten Unruhen zu einem wesentlichen Teile auf britische Agenten zurückzuführen sein. Gewiß hat man sich in Schweden seinerzeit in der Schätzung der Nahrungsmittelvorräte geirrt, aber die Schilderungen der Unruhen und gerade in Schweden lassen doch darauf schließen, daß der englische Einfluß durch diese Unruhen auf Parlament und Regierung drücken will, um dadurch zu erreichen, daß Schweden sich Englands Forderungen fügt, und die britische wie amerikanische Regierung gestatten, daß Nahrungsmittel nach Schweden eingeführt werden.

Für Großbritannien zeigt sich in dieser Beziehung wieder der Vorzug der Insel und die unvergleichlich große Leichtigkeit, Vor-

gänge und Zustände der Außenwelt zu verbergen. In Wirklichkeit sind, durchschnittlich genommen, die Lebens- und Ernährungsverhältnisse in Großbritannien für die minderbemittelten Schichten nicht besser, sondern schlechter als in Deutschland, und weitere Verschlechterung greift progressiv Platz. Man hungert auf den großbritannischen Inseln, und Straßenkrawalle sind an der Tagesordnung.

Das sind die Tatsachen, und auch sie zeigen wiederum, daß das Durchhalten gerade für den U-Boot-Krieg die erfolgverheißende Bedingung ist."

*

Neu-Orientierung

Die Sozialdemokratie, schreibt die „Kreuzzeitung" aus Anlaß des Rüstungsstreiks, hat mit ihrer Bekehrung zur staatlichen und völkischen Gemeinschaft und mit ihrer Betätigung der Gemeinbürgschaft gegen die Feinde des Vaterlandes die volle Gleichberechtigung erlangt. Es sieht sogar beinahe so aus, als ob ihr darüber hinaus noch mehr zuteil geworden ist. Sie gilt heute für regierungsfähig, und es scheint fast, als ob sie den Anspruch wenn nicht auf Teilhaberschaft an den Regierungsgeschäften, so doch auf eine bevorzugte Rücksichtnahme besitzt. Ihr Führer Scheidemann hat sich in die Rolle der Regierungsfähigkeit schon so eingelebt, daß er manche Gepflogenheiten regierender Staatsmänner annimmt. Er empfängt Vertreter der ausländischen Presse zu Kundgebungen der Kriegsziel- und Friedenspolitik der Regierung, ohne daß ihm bislang von berufenen Stellen die Ermächtigung dazu bestritten worden ist. In einer Unterredung mit Berliner Vertretern Wiener Blätter hat er erklärt, daß die drei leitenden Staatsmänner des Deutschen Reiches, Österreichs und Ungarns jeden Tag zum Friedensschluß unter gleichen Bedingungen bereit seien. Er hat dabei der großen Genugtuung Ausdruck gegeben, daß die Staatsmänner der Zentralmächte je länger desto deutlicher „in der Terminologie sich den Friedenszielen angepaßt" hätten, die die Sozialdemokratie von allem Anbeginn aufgestellt habe. An der vollen Deutlichkeit der Übereinstimmung der Kriegsziel- und Friedenspolitik der Regierung und der Sozialdemokratie fehlt nach Scheidemann nur die Kleinigkeit, daß, wie er sich ausdrückt, immer noch mehr Rücksicht auf unsere Junker genommen wird, als die Herrschaften verdienen. Den Kundgebungen und Auffassungen Scheidemanns entspricht sowohl die Haltung seiner Partei zur Regierung wie auch die Behandlung, die der Sozialdemokratie von der Regierung und den amtlichen Behörden zuteil wird. So arbeiten z. B. die Vertreter der freien Gewerkschaften an den behördlich eingesetzten Kommissionen mit, die zur Lebensmittelnachprüfung auf dem Lande bestellt sind, und beteiligen sich an den Untersuchungsfahrten und Beschlagnahmen dieser Kommissionen. Die Ernährungspolitik ist nicht nur sozialisiert, sie ist auch demokratisiert, so daß zusammenfassend gesagt werden könnte, sie sei sozialdemokratisiert. Nach den Mitteilungen des amtlichen Parteiblattes der Sozialdemokratie über die Beilegung des Ausstandes der Arbeiter der Rüstungsindustrie in Großberlin sind sämtliche Forderungen, die die Vertreter der Ausständigen gestellt haben, von den Behörden bereitwilligst und unverzüglich gewährt worden. Auf die Befürchtung wegen Maßregelung der vom Militärdienst auf Reklamation freigestellten Streitenden haben die in Frage kommenden Behörden versichert, daß jede Benachteiligung der Reklamierten wegen der Beteiligung an der Arbeitsniederlegung unterbleiben wird. Insbesondere ist noch auf die Forderung der Ausständigen, daß eine als Maßregelung aufgefaßte Einziehung eines ihrer Vertreter zum Militärdienst rückgängig gemacht werde, die Zusage gegeben worden, daß die Entlassung aus dem Militärdienste auf dem schnellsten Wege auf erneute Reklamation erfolgen werde, falls die Einziehung aus nicht militärischen Gründen stattgefunden habe. Über Mangel an behördlichem Wohlwollen und

Entgegenkommen können sich also auch die in Kriegszeit streikenden Sozialdemokraten nicht beklagen.

*

Internationale Wühlarbeit

Die Treibereien der Volks- und Vaterlandsverräter, auf denen die Verantwortung für die zeitweilige Arbeitsniederlegung in einem Teil der Rüstungsindustrie lastet, haben endlich auch den Reichskanzler dazu vermocht, auf das Verwerfliche und Gefährliche der Arbeitseinstellungen im Augenblick, in dem an der Westfront die Entscheidungsschlacht geschlagen wird, hinzuweisen. Auch die „Berliner Neuesten Nachrichten" erkennen an, daß dieser Hinweis wenigstens an Deutlichkeit und Ernst nichts zu wünschen übrig läßt. Eine noch größere Wirkung, als jetzt, wäre von dem Schreiben des Reichskanzlers an sämtliche Bundesregierungen zu erwarten gewesen, wären diese — im Grunde natürlich an die Rüstungsarbeiter und ihre gewissenlosen Führer gerichteten — Worte im rechten Augenblick gesprochen worden, d. h. bevor Hunderttausende der Rüstungsarbeiter sich mißleiten und zu politischen Machenschaften mißbrauchen ließen. Bekannt war ihre Absicht ja vorher. Im übrigen muß leider festgestellt werden, daß auch bei diesem Schreiben der Kanzler nicht Führer ist, sondern mit einigen Tagen Verspätung auf dem von Hindenburg und dem sächsischen Staatsminister Grafen Vitzthum von Eckstädt gewiesenen Wege wandelt. Nachdem Hindenburg von der unsühnbaren Schuld gesprochen hat, die die Arbeiter auf sich laden, wenn sie in diesen Zeiten die mit ihrem Leben für das deutsche Volk kämpfenden Kameraden im Felde im Stich lassen, und nachdem Graf Vitzthum von Eckstädt erklärt hatte, daß die, die den Arbeitern erlauben, die Arbeit niederzulegen, schwere Verantwortung tragen, und die, die das taten in der Absicht, Deutschlands Widerstandskraft zu schwächen, sich dann selbst von der Gemeinschaft ihres Volkes lossagten, kann der Hinweis des Kanzlers auf die Androhungen des Strafgesetzbuches für Landesverrat nur dahin aufgefaßt werden, daß die Reichsregierung die bundesstaatlichen Regierungen auffordert, von nun ab wenigstens ohne Nachsicht gegen ‚jene verbrecherischen Machenschaften' anzukämpfen und gegen die Führer und zum Streik Hetzenden rücksichtslos vorzugehen. Daß hier tatsächlich keine Rücksicht mehr genommen werden kann, davon würde man auch überzeugt sein müssen, wenn es sich tatsächlich bei den Arbeitsniederlegungen nur um eine Kundgebung gegen angebliche Ungerechtigkeiten bei der Lebensmittelverteilung handeln würde. Es handelt sich aber nicht um derartige Kundgebungen, sondern die Drahtzieher haben bei den Arbeitsniederlegungen wieder einmal die Arbeiterschaft zu politischen Zwecken mißbraucht. Es handelt sich um sehr gefährliche Machenschaften politisch-revolutionärer Art, denen zumal in dieser Zeit nicht scharf genug entgegengewirkt, nicht nur nach der Tat entgegengetreten werden muß. Auch hier sieht jeder, der die Verhältnisse auch nur einigermaßen kennt, die Fäden, die von dem sogenannten Ernährungsstreik über die Führer der Sozialdemokratie zu den demokratischen Zielen der internationalen sogenannten Friedenskonferenz in Stockholm führen, und wir sehen, daß wenigstens unter den Führern der deutschen Sozialdemokratie die nationale Stimmung des 4. August 1914 allmählich verblaßt ist. (Verweigerung der Unterschrift unter die Huldigung des Reichstagsausschusses für unsere Helden, Antrag auf Einsetzung eines Ausschusses zur Überwachung der Kriegführung, Kommission zur Beaufsichtigung der Lebensmittelverteilung u. a. m.) Auch Scheidemann hat sich offenbar wieder den politischen Zielen zugewendet, die er im Grunde wohl niemals aufgegeben und gekennzeichnet hat, als er einst den französischen Genossen zurief: ‚Wir wollen keinen Krieg! Die deutschen Arbeiter, die deutschen Sozialisten achten und lieben euch, Proletarier und Sozialisten Frankreichs, als ihre Brüder! Sie wollen nicht auf euch schießen.'"

*

Herr Scheidemann

Die „B. N. N." hatten die Überzeugung ausgesprochen, daß Scheidemann, neuerdings „der außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister der verbündeten Regierungen in besonderer Mission im Ausland", zu der Verfolgung seiner ursprünglichen international-sozialdemokratischen Ziele zurückgekehrt sei, und hatten dabei festgestellt, daß er nicht einmal mehr das Vertrauen seiner eigenen Wähler habe. Diese Überzeugung wird durch den Brief eines Arbeiters bestätigt. Dieser norddeutsche Arbeiter warnt vor einer Überschätzung Scheidemanns. Er schreibt u. a., daß die häufige Nennung Scheidemanns in Verbindung mit den Friedenszielen wohl „nur für die hohe Politik" notwendig sei, nicht aber mit Rücksicht auf Scheidemanns Stellung in der deutschen Arbeiterschaft. Der Schreiber drückt sich allerdings anders und vielfach kräftiger aus. Er meint weiter:

„Scheidemann ist kein Bebel, und Herrn Scheidemanns Worte gelten in der Arbeiterschaft nicht halb so viel, als einst die Worte Bebels galten. Wenn nun sogar die ‚Köln. Volkszeitung' fragt: ‚Mit Hindenburg oder Scheidemann?' dann ist das Maß aber voll. Kann man die Namen Hindenburg und Scheidemann überhaupt in einem Atem nennen? Jeder deutsche Arbeiter wird mir recht geben, daß Hindenburg uns Arbeitern unendlich mehr gilt, als Scheidemann. Was bedeutet denn die ganze Friedensentschließung der Sozialdemokratie? Innerhalb der Partei verliert Scheidemann mehr und mehr die Mehrheit. Dazu kommen die Spaltungen. Die Unabhängigen gründen eine neue Partei. Die große Partei zersplittert von Tag zu Tag immer mehr. Scheidemann muß unbedingt den Anschluß wiederfinden, will er nicht allein stehen auf weiter Flur. Dazu kommen noch die Streiks. Die Streikenden wählten Haase zu ihrem Vertreter. Die Kluft wurde immer größer. Für Scheidemann galt es, seine Stellung zu wahren, um Führer zu bleiben. Er spielte seinen letzten Trumpf aus, um den Anschluß nach links wieder zu gewinnen. Bei der deutschen Arbeiterschaft hat Scheidemann aber damit keinen Erfolg gehabt. Sollten die Vertreter des Parteiausschusses mit dem Kampfrufe Scheidemanns auf die Arbeitsstellen kommen, so werden die deutschen Arbeiter sie auslachen und werden sie fragen, ob Scheidemann weiß, was es für die deutsche Arbeiterschaft heißt, die Verzinsung für die 60 Milliarden Kriegskosten durch Steuern aufzubringen."

*

Die Antwort aus dem Schützengraben

Der „Vorwärts" vom 28. April sieht sich zu der Mitteilung genötigt, daß ihm jetzt täglich mit dem Ersuchen um Abdruck zahlreiche Briefe von Parteigenossen zugehen, „die an die Arbeiterschaft daheim die dringende Bitte richten, sie nicht im Stich zu lassen. Da der Abdruck dieser Briefe Seiten auf Seiten verschlingen würde, müssen wir leider allgemein auf ihn verzichten. Feststellen wollen wir, daß in all diesen Briefen, die zum Teil in den allerschärfsten Ausdrücken gehalten sind, derselbe Gedankengang wiederkehrt:

Wir sind nicht zu unserem Vergnügen hier draußen und können nicht fortgehen, wenn es uns beliebt. Euer Los ist mit dem unseren nicht zu vergleichen. Ihr habt es immer noch hundertmal besser als wir. Ihr dürft also Euer Bestreben, Eure Lage zu verbessern, nicht so weit treiben, daß Ihr die unsere verschlechtert. Ihr könnt noch weniger durch Befolgung törichter Ratschläge etwas zu unseren Gunsten tun. Ihr könntet dadurch höchstens unseren Untergang herbeiführen. — Die so schreiben, sind alle Parteigenossen und Arbeiter."

*

Herrn Cohns u. Gen. Mißtrauensvotum gegen Hindenburg

Im Haushaltsausschusse des Reichstages ist ein Antrag Dr. Cohn (Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft) gestellt worden,

der nichts Geringeres fordert, als die **Einsetzung eines besonderen Ausschusses zur Überwachung der Kriegführung und der Verwaltung der besetzten Gebiete!** Diese ausgewachsene Lächerlichkeit und — Verstiegenheit wird in der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung", wie folgt, gegeißelt:

„Herrn Cohn paßt die ganze Richtung im Hauptquartier mit Hindenburg an der Spitze schon lange nicht, das ist begreiflich. Hindenburg hat die unangenehme Eigenschaft, wenig zu reden, um so mehr zu handeln. Es geht im Hauptquartier überhaupt zu wenig parlamentarisch zu, nicht einmal das System der ‚Kleinen Anfragen' ist dort üblich, es ist das unparlamentarischste System, das man sich denken kann. Dem abzuhelfen, erscheint Herrn Cohn, Ledebour, Dittmann und Genossen ein dringendes Bedürfnis, und so beantragen sie einen ‚Überwachungsausschuß', der dem Hauptquartier endlich einmal parlamentarische Sitten beibringen soll. Man könnte meinen, die Antragsteller hätten in diesen ernsten Zeiten etwas zur Erheiterung beitragen wollen. Wer das glaubt, überschätzt Herrn Cohn. Denn ihm und seinen Freunden ist es bitter ernst damit, und das ist allerdings ein Zeichen der Zeit ... Diesen Ausschußpolitikern ist es gänzlich gleichgültig, ob sich irgend etwas oder irgend jemand bewährt hat, das Prinzip verlangt, das alles demokratisiert wird. Also her mit dem Hofkriegsrat — es ist schon alles dagewesen — mit **Herrn Cohn an der Spitze, der Hindenburg endlich zeigen wird, wie man Kriege zu führen hat, ohne den Feinden wehe zu tun!**

Man kann über diesen Unfug leider nicht zur Tagesordnung übergehen, dazu ist die Zeit nicht angetan. Wir hören tagtäglich von dem unerhörten Ringen im Westen, aber es ist, als ‚hörten' wir bloß davon, als fühlten wir nicht mit. Während da draußen das deutsche Volk in Waffen für unser Leben kämpft, indem es sein Leben opfert, feierten tausende deutscher Arbeiter, um wirtschaftliche (!) Forderungen zu erzwingen. Als ob sie dadurch auch nur ein Pfund Brot mehr erhalten können, als ob dadurch Englands Hungerkrieg aus der Welt geschafft werden kann. ‚Eine unsühnbare Schuld am deutschen Heer' hat Hindenburg dieses Vorgehen gewisser Arbeiterkreise genannt, und es scheint, als ob dieses Wort die meisten zur Besinnung gebracht hat. Die aber den Streik **veranlaßt** haben — und diese Leute stehen der Partei des Herrn Cohn recht nahe —, haben damit eine Schuld auf sich geladen, von der niemand sie freisprechen kann. **Dieselben Leute aber haben jetzt den traurigen Mut,** dem Deutschen Reichstag einen Antrag vorzulegen, der ein **Mißtrauensvotum gegen Hindenburg und die Oberste Heeresleitung darstellt, zur Freude des gesamten feindlichen Auslandes.** Man hat sich im Laufe des Krieges ja mit allerhand Unbegreiflichkeiten abgefunden, der jetzige Antrag aber **schlägt denn doch dem Faß den Boden aus.** Wir sind gespannt, ob der Deutsche Reichstag Herrn Cohn die gebührende Antwort erteilen wird."

*

Der Nothelfer

Von Zeit zu Zeit, so liest man in der vom Grafen von Reventlow (München) herausgegebenen Zeitschrift „Die Wirklichkeit", dröhnt uns aus dem Zeitungspapier die tiefe und ruhige Stimme des alten (?) Mannes entgegen, dessen Glaube uns über die Abgründe des Krieges sicher hinwegträgt.

Vor einiger Zeit sprach sich der Führer ruhig, kalt und schlicht über das Eingreifen Amerikas in diesem Kriege aus, und zeigte das Bild kraftvollen, einheitlichen Handelns nach einem großen, wohldurchdachten Plan, und die Riesenschlachten im Westen bewiesen, daß Hindenburgworte nicht leere Versprechungen sind.

In der letzten Woche vernahmen wir den tiefen, grollenden Ton wieder, gelegentlich der Arbeiterunruhen. Er sprach es ruhig aus, daß heute nicht mehr die Zeit ist, die Arbeit niederzulegen, um kleiner Dinge willen, wie er nun einmal die Brotverkürzung darstellt, wenn es sich um Leben und Tod des ganzen Volkes handelt.

In jedem Worte, in jedem Satze finden wir den großen, glaubensstarken Mann, den Führer, dem wir vertrauen. Allein wer das Vaterland liebt und aufmerksam den Ereignissen folgt, hat immer gefunden, daß Hindenburg nur dann seine Stimme erhob, wenn die Not sehr groß war. Immer haben wir das Gefühl gehabt, der alte, große Mann tritt mit seiner mächtigen Persönlichkeit in eine Bresche, die gebrochen wurde, weil die staatsmännische oder diplomatische Taktik nicht genug Voraussicht und Energie besaß, um das Einbrechen zu verhindern.

Auch unsere Feinde wissen, daß Hindenburg heute die stärkste, geistige Gewalt in Deutschland ist. Sie wissen, daß er immer da eintreten wird, wo die Not am größten ist.

Wir fürchten, daß dies nicht genügend bedacht wird. Die Kleinen pflegen sich gerne hinter dem Stärksten zu verstecken; es ist sehr bequem.

Aber um unseres Volkes willen hoffen wir, daß der Zauber Hindenburgs nicht unnötig verbraucht wird. Denn wir müssen ebenso wie mit dem Brot mit allen anderen Kräften sparen, die uns zu Gebote stehen, auf daß sie sich nicht unnötig verzehren.

*

Ein „System der Täuschung"

Das Wolffsche Telegraphen-Bureau verbreitet unter dem 25. April folgende Depesche aus Basel:

Die Baseler Nachrichten bringen einen Artikel, in dem ausgeführt wird: Die Kriegszieldiskussionen der deutschen Presse seien ein Beweis für die Zerrissenheit des deutschen Volkes hinsichtlich der Kriegszielwünsche. Solche Erörterungen wären bedenklich in einem Augenblick, wo die geistige Geschlossenheit gegenüber dem feindlichen Auslande unbedingt nötig sei, damit letzteres Respekt vor den deutschen Friedensangeboten haben könne. Eine Bekanntgabe des von der Regierung zur Frage der Kriegsziele angenommenen Standpunktes könne man dem Reichskanzler im gegenwärtigen Augenblicke um so weniger zumuten, als Friedensunterhandlungen keine Ladengeschäfte mit fixen Preisen wären. Es sei unbegreiflich, daß die deutsche Presse für die durch diese Frage geschaffene delikate Lage des Reichskanzlers so geringes Verständnis zeige.

Die „Vossische Zeitung" kann es nicht glauben, daß ein schweizerisches Organ von sich aus den Mut fände, die deutsche Presse in dieser Weise zu schulmeistern: „Uns mutet diese Art, die Presse zum Wohlverhalten zu mahnen, vielmehr recht heimisch an. Wir möchten deshalb doch das Wolffsche Telegraphen-Bureau darauf aufmerksam machen, daß es mit der Verbreitung derartiger Pressestimmen die öffentliche Meinung in Deutschland irreführt. Wir können ja die Reichsregierung nicht daran hindern, sich auf dem Umwege über gefällige Journalisten in irgendeinem Blatte selbst zu loben. Aber wir erheben Widerspruch gegen die Verwendung solcher Selbstbelobungen in einer Weise, die einen ganz falschen Eindruck von dem Echo machten, das unsere halbamtlichen und amtlichen Erklärungen im Ausland erwecken. Mit Hilfe des Wolffschen Telegraphen-Bureaus ist vor dem Kriege die öffentliche Meinung Deutschlands falsch orientiert worden. Wenn die Zusammenstellung der Pressestimmen richtig gewesen wäre, die aus Frankreich, England und vielen anderen Ländern vor dem Kriege offiziös in Deutschland verbreitet wurden, so hätten wir das beliebteste Land der Erde sein müssen. Der Krieg hat uns bewiesen, wie sehr wir getäuscht wurden. Wir wünschen nun wenigstens im Kriege dieses System der Täuschung nicht mehr fortgesetzt zu sehen. Im übrigen ist die Auffassung, die in den Baseler Nachrichten zum Ausdruck kommt, ja auch objektiv falsch. Es besteht im Deutschen Reich durchaus keine Zerrissenheit. Auch nicht hinsichtlich der Kriegsziele. Es besteht vielmehr Einmütigkeit in der Verurteilung der Unentschlossenheit. Wir halten es für im höchsten Grade bedauerlich, daß das Wolffsche Telegraphen-Bureau solchen Pressestimmen durch die Verbreitung eine Bedeutung verleiht, die sie in Wirklichkeit nicht haben."

*

Diplomatie

In der „Deutschen Tageszeitung“ liest man:

Es ist schon lange offenes Geheimnis und seinerzeit durch die ganze auswärtige Presse — teils auch durch die deutsche — gegangen, daß im vorigen Jahre in Stockholm Vorbesprechungen zwischen dem damaligen Minister Protopopow, in dessen Begleitung sich das Mitglied des Reichsrates Olsufyeff befand, und einem Vertreter des Deutschen Reiches stattgefunden haben. Protopopow war, wie ein russisches Blatt sagte, auf Anregung eines „zu Stockholm ansässigen Juden namens Aschberg“ gekommen; Aschberg ist, wie wir hinzufügen, Bankier und soll in dem großen Transitogeschäft und ebenfalls in den kapitalistischen Gründungen der schwedischen Sozialdemokratie lebhafte Tätigkeit entfalten. Dem „Ruskoje Slowo“ zufolge hätte Aschberg dem russischen Minister gesagt, der deutsche Gesandte zu Stockholm wünsche eine Unterredung mit ihm. Anstatt dessen, so habe Protopopow nachher erzählt, sei der deutsche Bankier Herr Warburg, an Stelle des deutschen Gesandten Herrn von Lucius, zur Unterredung erschienen, die in einem von Herrn Aschberg gemieteten Hotel stattfand. Der Gesandte habe sich mit Krankheit entschuldigt. Wie wir auch von einer anderen Seite gehört haben, wäre Protopopow wenig erbaut gewesen und hätte es als verletzend und unangemessen empfunden, anstatt vom deutschen Gesandten von einem jüdischen Bankier zu einer Unterredung von solcher Tragweite empfangen zu werden. Wir enthalten uns vorläufig eines Eingehens auf die Ausführungen und Vorschläge, welche Warburg gemacht haben soll. Die Sache zerschlug sich bekanntlich und natürlich. Dieses, wie gesagt lange erledigten Vorganges kann aber gerade jetzt Erwähnung getan werden — falls die obige Darstellung zutrifft —, um das Verhalten des deutschen Gesandten zu Stockholm in das richtige Licht zu setzen und zu zeigen, wie solche Verhandlungen eingeleitet werden müssen, wenn sie scheitern sollen. Der Gesandte hätte den russischen Minister zur Unterredung auffordern lassen, um über einen eventuellen Sonderfrieden zu verhandeln, also immerhin doch ein Gegenstand von einer gewissen Bedeutung. Der Minister kam, der Gesandte ließ sich entschuldigen und schickte Herrn Warburg, gegen dessen Person und Qualitäten wir an und für sich durchaus nichts sagen wollen. Die Psychologie aber, einen jüdischen Bankier als Vertreter des Deutschen Reiches zu solchen Verhandlungen mit einem konservativen russischen Minister zu schicken, ist, gelinde gesagt, unverständlich. Vielleicht trifft man dieses Mal wenigstens Vorsichtsmaßregeln, damit keine ähnlichen Arrangements gemacht werden.

*

Noch ein amerikanischer „Freund“

Daß es in monarchischen Staaten und im alten Europa nicht ganz so leicht ist, Verrat und Felonie im Dienst ausländischer Interessen durchzusetzen, darüber hat, wie die „Alldeutschen Blätter“ berichten, Präsident Wilson zum Schluß noch eine, wie es scheint, ganz artige Belehrung erhalten. Aus Wien wurde nämlich nach Berlin gemeldet, daß der bis vor kurzem in Wien beglaubigte Botschafter der Vereinigten Staaten Penfield vor seiner Abreise dem Wiener Auswärtigen Amte bestimmte Vorschläge unterbreitet habe, die darin gipfelten, daß Österreich-Ungarn sich von dem Deutschen Reiche trenne und auf Grund eines Übereinkommens sich mit der Entente vergleichen solle, so daß Österreich-Ungarn einen Teil Galiziens, ferner die Landschaft Trient, sowie den Banat, Bosnien und Herzegowina abtreten, dafür aber nach der Niederwerfung Deutschlands Bayern und Schlesien erhalten solle. Die Ablehnung erfolgte, wie es scheint, in der Form, daß Herr Penfield die Zwecklosigkeit eines weiteren Verbleibens in Wien einsah. Wir können aber von Berlin aus bestätigen, daß noch einige Wochen nach dieser Ablehnung Damen,

die zu der brasilianischen Gesandtschaft in Berlin gehören, geflissentlich vor ihrer Abreise aus der deutschen Reichshauptstadt die Meinung zu verbreiten suchten: Deutschland stehe jetzt binnen kürzester Frist ganz allein — denn Österreich-Ungarn werde die Bundesbeziehungen zu ihm lösen. All-amerikanische Politik! Amerikanische Gedanken, Wünsche und Worte!

*

Die Zentrale

Die kritische Stimmung unseren diplomatischen Noten gegenüber, schreibt die „Deutsche Tagesztg.“, „ist im Hinblick auf Äußerungen unserer auswärtigen Politik wie die mexikanische Instruktion des Staatssekretärs mit dem Angebot nordamerikanischen Gebiets und die letzte Erklärung der ‚Norddeutschen Allgemeinen Zeitung‘ nur zu erklärlich. Wenn man aber auch in diesem Zusammenhange in der linksstehenden Presse die Behauptung wiederholt, die Unzulänglichkeiten unserer diplomatischen Arbeit seien darauf zurückzuführen, daß unsere Diplomaten sich einseitig aus adligen Kreisen zusammensetzten, so ist das eine völlig falsche Auffassung, und wenn man sie gar mit einer Wendung gegen die konservative Politik ausspricht, so bedeutet das eine haltlose Irreführung. Wir haben kürzlich eingehend nachgewiesen, daß unsere Diplomatie sich allerdings vorwiegend noch aus Adelskreisen zusammensetzt, daß aber der altpreußische Adel dabei nur eine sehr geringe Rolle spielt; und daß insbesondere die Konservativen, einschließlich natürlich des konservativen Adels, um so weniger Anteil an den Fehlern unserer auswärtigen Politik haben, als sie weit weniger Fühlung mit unserer Diplomatie halten und unserer auswärtigen Politik in der nachbismarckischen Zeit weit kritischer gegenübergestanden haben als linksstehende Parteien. Wir hoben neulich zugleich hervor, daß unsere Diplomaten durchaus nicht im Durchschnitt Unfähigkeiten sind, daß vielmehr Mängel des Blicks und des Willens in der Zentrale unserer auswärtigen Politik die Hauptschuld an ihren Mißerfolgen tragen. Das gilt insbesondere natürlich für die Äußerungen unserer auswärtigen Politik, die den Anlaß zu der verschärften Kritik gegeben haben; sind doch die beanstandeten diplomatischen Noten und Erklärungen sämtlich in der Zentrale entstanden.“

*

„Ich bin kein Löwe nicht!“

Man muß der „Frankfurter Zeitung“ nachsagen, daß sie — trotz ihrer offiziösen „Versuchungen“, denen sie nur gar zu gern erliegt — doch immer noch klüger geleitet wird, doch nicht so munter von der offiziös-demokratischen Tageswelle sich treiben läßt, wie das „Berliner Tageblatt“, das sich, je länger der Krieg dauert, um so geschminkter in einem gepolsterten internationalen „Freiheits“-Akrobatentum gefällt (Jakobinermütze mit feuilletonistischen Lackschuhen). Die „Frankfurter“ versteht es immerhin noch, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Hier nur das Nützliche aus einem ihrer Aufsätze; das Angenehme — „man muß Verbindungen haben“ — wird dann hintenherum als künstlerisch geschürzte Schleife drangeknüpft. Also — über „Friedensbetrachtungen“ —:

„Man müßte sich in der Erörterung dieser Dinge eine gewisse Zurückhaltung angewöhnen; sie empfiehlt sich schon deshalb, weil unser Friedensvorschlag vom Dezember von der Gegenseite so schroff und verletzend zurückgewiesen worden ist. Seitdem hat sich durch die russische Revolution in einem der wichtigsten Ententeländer ein Umschwung von Grund auf vollzogen, und es ist sehr wohl denkbar, daß die neue Macht dort, wenn sie einmal fest genug steht und ihren Willen ungehindert durchsetzen kann, das Programm ihrer Vorgänger in entscheidender Weise abändert. Das ist durchaus möglich, und die Politik der Reichsleitung wird bei der Ansetzung aller Faktoren in ihrer großen Rechnung auch diesen zu berücksichtigen haben. Verkehrt dagegen und schadenbringend scheint es uns zu sein, daß nach guter oder vielmehr schlechter deutscher Weise über diese allenfalls eintretende Wandlung

in der Politik des russischen Nachbarn, der bisher noch unser Feind ist, mit einer Leidenschaft und Offenherzigkeit gezankt wird, als seien die Russen erwiesenermaßen auf nichts so begierig, als uns gefällig zu sein, und als gäbe es in aller Welt nicht Leute genug, die jedes aus Deutschland dringende Wort zu unserem Schaden ausbeuten. Die Kunst der feinen psychologischen Behandlung fremder Völker ist im Vaterlande nicht eben häufig, auch nicht bei denen, welche die Berufsjournalisten aus diesem Anlasse zu schulmeistern pflegen. Wir stimmen ausnahmsweise den alldeutschen Zeitungen völlig zu, wenn sie es rügen, daß die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung' vor ein paar Tagen den deutschen Erfolg am Stochod gleichsam entschuldigend als ‚von einer örtlich begrenzten taktischen Notwendigkeit vorgeschrieben' hinstellte, nicht etwa ‚als größere Kriegshandlung von allgemeiner Bedeutung'. Der offiziöse Artikelschreiber hat hier gezeigt, daß er in seinem Metier hinzulernen könnte. Nutzloses Papiergewüte gegen die Feinde ist zu verwerfen, heute wie früher. Aber Deutschland hat es nach solchen Taten und Geschehnissen nicht nötig, wie Zettel der Weber im ‚Sommernachtstraum' zur Beruhigung der Zuschauer vorzutreten und zu erklären: ‚Ich bin kein Löwe nicht!'"

*

Baltische Treue

Etwa vor zwei Monaten haben die Vertreter der kurländischen Ritter- und Landschaft, des deutschen Bürgertums und der Geistlichkeit dem Chef der deutschen Verwaltung in Kurland, dem trefflichen Herrn von Goßler, eine Entschließung überreicht, in der es heißt:

„Die kurländische Ritter- und Landschaft ist sich eben dessen voll bewußt, daß es auch diesmal ihre oberste Pflicht ist, für ihr Deutschtum die schwersten Opfer zu bringen, um ihre nationale und politische Aufgabe zu erfüllen. Weit weist sie es von sich, als ob durch wirtschaftliche Nöte und Sorgen ihr deutsches Empfinden eine Einbuße erleiden und ihr politischer Blick getrübt werden könnte. Die kurländische Ritter- und Landschaft ist eine deutsche und erkennt es klar, daß ihr nur von Deutschland das Heil kommen kann, daß nur durch den Sieg Deutschlands und durch Angliederung Kurlands an das Deutsche Reich sie ihr höchstes Gut, ihr Deutschtum, erhalten kann. Sie spricht hiermit ihre volle und freudige Bereitwilligkeit aus, dieselben Opfer zu bringen, dieselben Entbehrungen zu tragen wie die Bevölkerung des Reichs, in der festen Zuversicht, daß Kurland nach dem Frieden an das Deutsche Reich angegliedert wird."

*

„Dies Kind, kein Engel ist so rein" —

Eine Reuter-Depesche hatte gemeldet, ein deutsches Unterseeboot habe einen amerikanischen Torpedobootszerstörer angegriffen, ihn zwar nicht getroffen, aber der Torpedo sei dicht vor dem Bug des amerikanischen Fahrzeuges vorbeigegangen. Daraufhin wurde eine deutsche Mitteilung veröffentlicht, die mit sittlicher Entrüstung erklärte: diese Reutersche Meldung könne nur als frivoles Mittel bezeichnet werden, um Deutschland die Eröffnung der Feindseligkeiten zuzuschieben. Tatsächlich befinde sich noch kein Unterseeboot in der westlichen Hälfte des Atlantischen Ozeans.

„Man wird sicher", bemerkt die „D. T.", „überall mit Interesse von der deutschen Mitteilung Kenntnis nehmen, daß noch keine deutschen Unterseeboote sich auf der Westseite des Atlantischen Ozeans befinden, und vielleicht wird das Interesse ein ähnliches sein wie neulich, als die ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung' erklärte und andeutete, der deutsche Sieg am Stochod sei eine leider unvermeidliche taktische Notwendigkeit gewesen, habe aber sonst wirklich nichts zu bedeuten und ähnliches werde nicht wieder vorkommen. Immerhin war jener Stochoderfolg nun einmal da, während es sich hier nur um die Erklärung handelt, daß deutsche Unterseeboote sich noch nicht auf der Westseite des Atlantischen Ozeans befinden, die Amerikaner also ruhig sein könnten. Beiläufig bemerkt, ist die

deutsche Meldung auch natürlich für die großbritannische Schiffahrt von und nach amerikanischen Häfen eine außerordentliche Beruhigung, denn sonst wäre der transatlantische Verkehr nicht nur auf einer, sondern auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans gefährdet. Da nun Unsicherheit besonders im Kriege und ganz besonders für die feindliche Handelsschiffahrt ein nicht gerade angenehmes Gefühl ist, außerdem den Betrieb der Schiffahrt selbst hindernd beeinflußt, so läßt sich ermessen, daß auch unsere Feinde sich durch diese Meldung wesentlich beruhigt fühlen werden."

*

Aus Neuyork

„In letzter Stunde", nämlich vor Wilsons Kriegsansage, wurde von drüben am 5. April gekabelt, „ist von dem Berliner Korrespondenten der deutschfreundlichen Hearstblätter, Hale, ein Telegramm eingetroffen, in welchem es heißt: ‚Ich habe Gelegenheit gehabt, mit Seiner Kaiserlichen Majestät zu sprechen. Obschon die zwei Kriegsjahre dem Antlitz des Kaisers ihr Siegel aufgeprägt haben, so hat dieser doch seinen klaren und lichtvollen Verstand bewahrt. Er schien mir im Verlaufe der Unterredung aufrichtig gewillt, in den Reihen der liberalen und konstitutionellen Monarchen Platz zu nehmen.' Die Depesche Hales hat hier vielfach geradezu Heiterkeit hervorgerufen."

Den Umständen nach sehr begreiflich.

*

Neudeutscher Firnis

Kürzlich wurde auf die Neigung der Zentral-Einkaufsgesellschaft hingewiesen, durch Mieten von mehreren teuren Gasthöfen ihre Residenzen in den ansehnlichsten Gegenden von Berlin zu konzentrieren, wo andere es auch für diese Zwecke täten. „Mit welchen enormen Kosten zu Lasten der Allgemeinheit und mit welchen entsprechenden Verdiensten muß die Z.E.G. arbeiten!" fügte die „Deut. Tagesztg." hinzu.

Eine Spalte vorher steht der Bericht über einen Berliner Vortrag des treuen Rudolf Eucken. „Wir hatten einen Tempel ohne Allerheiligstes"; das deutsche Heiligtum war leer und öde geworden vor diesem Kriege, seine Wände hallten von ehrfurchtslosem Spott und wahllos niederer Genußsucht, die ihn orgiastisch entweihte; wir müssen wieder ein echteres Leben, ein erneuertes geistiges, seelisches Schauen aus uns, von innen her, finden. „Wenn es eine Tiefe des Lebens gibt, von unserm deutschen Volke her müssen wir sie finden!"

Noch sieht es, nach 2³/₄ Jahren des erschütterndsten Krieges, wahrlich nicht so aus, daß an uns die Welt genesen könnte! Und was sicher nicht am wenigsten Schuld mit daran trägt, das ist der berühmte Burgfriede, so wie er gehandhabt wurde; man kann im Maulkorb nicht, auch wenn er nur auf die Hälfte der Lippen drückt, für deutschen Sinn, so wie er überliefert ward, und für deutsche Forderungen, wie die große Mehrheit des gesunden Volkes sie noch immer suchend will, mit flammender Wirkung und alle erfassender Deutung zeugen.

Wirklich, manchmal graut uns noch nicht veryankeeten Deutschen vor der Zeit nach dem — Siege. Einfach, auch den Verständnissen nach, das Glück in den echteren Gütern erkennend, hätte die große Schicksalszeit Alldeutschland machen müssen, so wie es einst in einem auch ziemlich übelen Preußen die napoleonische schwere Zeit getan. Aber wie sehen so manche Beispiele aus, dort, wo man in der Einkehr zur Einfachheit sichtbar vorangehen sollte! Die ganze Staatlichkeit müßte doch das begreifen, um was nicht zum wenigsten das Volk seinen Hindenburg so hoch verehrt.

Wenn sich dicktuerischer Unternehmersnob, wo „das Geld gar keine Rolle spielt", und Beamtenliebedienerei vor der Rolle dieses Geldes nach dem Kriege inniger paaren werden, da kann es einen Klang geben, — der in das Finale von manchem, das wir jetzt noch schirmen und hochhalten, ausläuten möchte. Ed. H.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



XIX. Jahrg. Erstes Juniheft 1917 Heft 17

Des deutschen Volkes Vaterunser 1917

Von Rudolf Brandt

Vater unser.

Ja, du bist unser Vater! Mögen sie uns Barbaren, mögen sie uns Hunnen nennen: Du bist unser lieber Vater. Siehe, da ist ein Volk — dein deutsches Volk, mein Vater! — das führt deinen Namen nicht nur auf den Lippen, wenn die Staatsklugheit es gebietet, wenn es gilt, zuschauende Völker zu blenden und schlechte Taten zu bemänteln — siehe, da ist ein Volk — dein deutsches Volk, hoher, geliebter Vater! — dem lebst du im Herzen, in der Seele, im Gemüte; lieber Vater, ein Volk, das dich in deinem eigenen Buche, in der Natur, liest und kennt und liebt und in schlichten und reinen Liedern von dir singt — lieber Vater, das ist dein Volk — und du bist unser Vater!

Vater unser!

* * *

Der du bist im Himmel.

Ja, du bist im Himmel! Laß sie die „Vernunft" als Gottheit ausrufen, laß sie das Gold zum Götzen machen, kindische Kleidernarreteien und öden Formelkram pflegen und diese Pflege Kultur nennen und darin ihren Gottesdienst finden; laß sie als Höchstes die Sinnenglut und die Zweckmäßigkeit verehren und das Volk

verspotten, dem du, lieber Vater, und deine Erdenäußerungen in Natur und Gemüt das Höchste sind: Sie werden dein Volk nicht irren; es gibt nur einen Gott, und das ist nicht der Gott der Heuchler, der sich des einen Tages spotten und des andern Tages loben läßt, wie es den Erdensöhnen genehm ist. Mögen sie spotten, lästern oder heucheln. Du bist Gott, der große, der gütige, der einzige und gerechte Gott, du, lieber Vater,

der du bist im Himmel.

* * *

Geheiliget werde dein Name!

Heilig, heilig! Rein und wahr und treu und gütig und heilig! So bist du, lieber Vater im Himmel, und so kennt und verehrt und liebt dich dein deutsches Volk. Geheiliget werde dein Name! Sie werden kommen und zetern und sagen: Die Deutschen haben Haß gesäet in deinem Namen! Doch wo kein Haß, da ist keine Liebe, und das ist kein Sohn Gottes, der das Gemeine und Heimtückische und Niedrige und Verdorbene nicht haßt. Denn Gott will das Bestehen des Schlechten nicht. Rein soll die Erde sein, und die Macht des Schlechten, des Unfähigen und Verlogenen soll vergehen vor dem reinen Scheine des Lichts. Schwert wider Schwert! Auf die Knie mit dem Verworfenen! In den Wolken aber steht das weiße Kreuz, und Lilien lehnen die schlanken Schäfte dagegen und senken die schönen Häupter und träufen Frieden herab auf die wilde Stätte, da das Unkraut gejätet ward. Der böse Feind ist mächtig und der Kampf ist hart. Wir wissen nicht, von wannen dem Schlechten die Macht in der Welt kam. Aber wir wissen, wir müssen sie brechen helfen mit eiserner Faust. Gottes Schwert und Gottes Kreuz und Gottes Friedenslilien und dermaleinst wieder Lerchenlieder über sonnigen Feldern. Nieder mit dem Verworfenen in der Welt! Schwert und Schild vor Gottes Heiligtum! Fest steht das deutsche Volk gegen eine Welt niedrigen, feigen Hasses; fest steht es und wankt nicht, und sein Schlachtruf ist:

Geheiliget werde dein Name!

* * *

Dein Reich komme!

Auf daß dein Reich komme, dein Reich schon auf Erden, lieber Vater, darin reine, stolze und tüchtige Menschen nebeneinander leben und arbeiten, ohne tückischen Haß und niedrigen Neid, jeder ein stiller und starker Edelmann der Gesinnung. Dein Reich wird kommen, hoher Vater im Himmel! Nicht durch Verträge, die dem Niedrigen, das in Menge wuchert und der Zahl nach herrscht, die Macht geben würden. Entwickeln wird es sich und wachsen, aus sich selbst heraus, langsam und stetig, denn es ist das Gesunde. Das Niedrige aber wird im eigenen Sumpfe ersticken, untergehen, wie jetzt schon verkommene Völker, die im verzehrenden Neid und der brennenden Wut der Unfähigkeit wehrlose Gefangene zu Tode quälen, und deren Führer sich am Leiden der Geknechteten erfreuen. Sodom und Gomorrha! Hier Schwert des Herrn und Gideon! Und kratzen sie aus allen Erden-

winkeln das Gewürm zusammen und führen es wider das deutsche Volk und wühlen sie hervor aus den Tiefen aller Erdteile die todbringenden Stoffe und schleudern sie herab auf die Getreuen —: dein Volk, das ein Volk der Priester war — Priester Gottes und der Kunst und der Wissenschaft — es ist ein Volk der Kämpfer geworden und wird standhalten allen Schrecken der Hölle. Was wähnen sie denn? Glauben sie, der Herr werde zusehen, wie sein Volk — das Volk, das ihn wahrhaft liebt — von Gottesleugnern und Spöttern, Frevlern und Heiden zertreten wird? Hart schreitet das Schicksal über die bebende Erde, aber die Zeit wird erfüllet werden, und ein gewaltiger Schritt im Leben der Menschheit nach vorwärts wird getan sein. Die deutschen Kämpfer aber falten die Hände um den Knauf des Schwertes und beten:

Dein Reich komme!

* * *

Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden!

Lieber Vater im Himmel, wir schwachsichtigen Menschen wissen es nicht, warum neben so viel herzinnig Schönem und Gutem so unsäglich viel Gemeines und Widerwärtiges und teuflisch Feindseliges ist in der Welt. Wir wissen nur, daß es so ist, und daß oftmals, mitten zwischen roten Rosen und weißen Lilien, die Natter zischt, und daß plötzlich neben den himmelanstrebenden Bogen und Türmen und Pfeilern einer Kirche und mitten im lebendigen Gewühl schaffender Menschen jäh eine Kluft sich öffnet und ein Abgrund heraufgähnt voll Scheußlichkeit, Widrigkeit und Vernichtung. Lieber Vater im Himmel, wenn uns alle Schrecken jener grauenhaft feindseligen Macht umgeben, wir wissen dennoch — unsere Seele fühlt es — du bist da und hältst deine Vaterhand über allem. Nein, wir verstehen es nicht, von wannen dem Bösen die Macht kam auf Erden! Aber in uns ist die Gewißheit: Langsam, doch stetig zerbröckelt seine furchtbare Gewalt; besser wird's von Jahrhundert zu Jahrhundert, und wenn es einmal scheinen möchte, als gewinne das Gemeine wieder mehr Raum und Kraft — es ist nur ein Schein, wir wissen es. Dein Wille geschehe! Komme, was da wolle: Am Ende steht Gottes Macht, rein und leuchtend, und der tote Drache wird hinabgestürzt ins Meer der Vergessenheit. Sie raucht von Blut, sie zuckt und bäumt sich in wildem Schmerz und Schrecken, unsre schöne, geliebte Gotteserde. Es muß sein! Durch Kampf zum Sieg! Es hält aus, dein treues deutsches Volk, hält aus gegen die ganze Welt. In Gift und Rauch und Feuer und Schrecken hält es aus und denkt:

Dein Wille geschehe!

* * *

Unser täglich Brot gib uns heute.

Sie wollen uns verhungern lassen, lieber Gott, verhungern die Frauen, die Greise, die Kinder. Sie befahren die Meere und legen die kalte Teufelsfaust auf die Früchte der Erde. Glauben sie denn, Gott lasse sein Volk verhungern? Glauben sie, ein Volk, in dessen Lande sich täglich ungezählte Hände — weiche

Frauen- und zarte Kinder- und dürftige Greisenhände! — falten und ungezählte Häupter sich im Gebet senken und ungezählte Lippen gläubig zu Gott bitten: Unser täglich Brot gib uns heute! — glauben sie, — deren Gott der Genuß und der Mammon und die Mode ist — glauben sie, ihnen zuliebe ließest du dies Volk verhungern? Seht! Schaumstreifen durchfurchen die Meere, Donner brüllt auf und vernichtende Blitze zucken, und das stolze Werk ihrer Hände versinkt in der gurgelnden Flut. Seht! Weiße Riesen schweben zwischen Himmel und Erde, und feurige Lohe senkt sich von ihnen herab auf die Stätten ihrer Macht. Wollen sie uns verhungern lassen? Noch sprießt das Korn aus der deutschen Erde; noch regen sich die Hände unsrer Frauen und Kinder und füllen die Scheuern. Noch steht das deutsche Volk fest und unerschüttert; und findet eine seltene Klage von daheim den Weg zu den Streitern in den nassen Todesgräben dort draußen: So spürt es der Feind an den stärkeren Schlägen des deutschen Schwertes, der deutschen Kolben und der deutschen Spaten. Glauben sie, was ihre Kraft und Fähigkeit gegen deutsche Männer nicht vermochte, durch den Hungertod für Wehrlose zu erzwingen? Mögen sie es glauben! Im lieben deutschen Vaterlande aber knien allabendlich viele Tausende unschuldiger Kinder vor dir, Gott und Vater, im Gebet, und ihre zarten Lippen flehen:

Unser täglich Brot gib uns heute!

* * *

Und vergib uns unsre Schuld.

Wenn wir uns dein Volk nennen, lieber Vater im Himmel, so wissen wir wohl: schuldlos sind wir nicht. Nicht schuldig sind wir an diesem Kriege, den Mißgunst und Eitelkeit und Feindschaft gegen das wertvollere Volk begann; aber doch nicht schuldlos vor dir. Da sind viele auch unter uns, die so denken wie unsre Feinde; denen der Genuß und der Vorteil alles ist und die des deutschen Volkes bestes und göttlichstes Erbteil, das Gemüt, in sich ersticken. Und auch die andern, die mit ganzer und treuer Seele an dir hangen, sind nicht frei von Schwachheit und Fehle. Vergib uns unsre Schuld! Du bist unser gütiger Vater, und wir wissen es, du zürnst nicht mit denen, die dich von Herzen lieben und mit allen Kräften bestrebt sind, das Gute zu tun und das Reine zu fördern, wo es auf Erden zu finden ist. Es ist eine wilde Zeit, lieber Vater, und dein deutsches Volk steht an den Wällen und schießt und haut und sticht — auf Menschen, auf empfindliche, verletzbare Menschen! Vergib uns! Ach, wir tun es nicht gerne! Wir boten ihnen den Frieden an: offen, ehrlich und fest, nach deutscher Art; sie antworteten mit Drohungen der Vernichtung. Sie wollen und sie können nicht anders. Kein Haß ist größer, als der vom Neid geborene. Und sie beneiden uns um unsre Arbeitsamkeit und Tüchtigkeit. Hände, die sich oft um die Griffe von Hacke und Schaufel falten, aber selten um den Kelch des Genusses! Ein Volk, das seine Weihnachten beim Tannenbaum und am häuslichen Herde feiert, statt in den Räumen öffentlichen Vergnügens. Ein Volk, dessen besten Teilen die Ehe noch nicht zum Spott ward: Das ist das deutsche Volk. Leider aber, lieber Vater — es sind auch unter uns schon viele, die

ihr Lebensbestes verpfuschten und nun Trost und Rettung vor sich selbst suchen in der gott- und herzlosen Denkart und den verdorbenen Werken der Kunst unsrer gemütslosen Feinde. Nein, wir sind nicht fehlerfrei und schuldlos. Aber doch sind wir das Volk, das dir, lieber Vater, in seiner großen Menge noch mit dem Herzen am nächsten steht. So segne uns denn, lieber Vater im Himmel, und schenke uns Besserung —

und vergib uns unsre Schuld!

* * *

Wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.

Abermals hatte uns ein Volk verraten und ohne Grund den Handschuh hingeworfen mit Spott und Hohn. Da flammte gerechter Grimm empor im deutschen Heere, und nur eine kurze Spanne, so lag der Verräter gezüchtigt am Boden. Der Adler des Sieges rauschte hernieder von deiner Hand, gerechter Gott, und senkte sich auf die schwarzweißrote Fahne. Der deutsche Kaiser aber sprach zu den Feinden: Sehet, das Kriegsglück war uns wieder hold; nun kommt, wir sind nicht übermütig; kommt, ihr werdet uns niemals besiegen, ihr seht es ja, wie das deutsche Schwert arbeitet. Aber kommt, laßt uns Frieden schließen! Da antworteten sie: Du hast Furcht! Wir jedoch wollen euch vernichten! — Und dennoch soll ihnen dereinst vergeben sein um deines Namens willen! Sie sagen: Wenn der Kampf der Waffen vorüber ist, dann werden wir euch weiter befehden mit den Waffen der Schlauheit, der Hinterlist und der Verleumdung; dann wollen wir euch wirtschaftlich verderben! Also auch dann noch wollen sie uns deine Gabe, das tägliche Brot, nicht gönnen! Völker, die keine Vergebung kennen, deren aus Neid geborener Haß keine Ruhe gibt und fortwährend Befriedigung heischt. Es soll ihnen trotzdem vergeben sein, um unsres lieben Vaters willen. Wir wissen es ja, auch unter ihnen gibt es noch treue nnd gute Seelen, und namentlich England hat früher neben den Schlimmsten der Schlimmen so manchen großen und guten Sohn hervorgebracht. Es soll alles vergeben sein! Wenn der Streit ausgetragen und das Leben des deutschen Volkes gegen ihren Vernichtungswillen gesichert ist, dann werden sie unsre Hand zu brüderlichem Drucke offen finden. Freilich, eine gepanzerte Hand, und das Schwert wird liegen müssen neben Pflug und Ambos und Schreibtisch. Denn wir haben sie kennen gelernt in diesem furchtbaren Ringen und werden auf unsrer Hut sein. Doch wir streiten ja nicht nur für uns allein, auch nicht nur für den lächerlichen Götzen einer äußerlichen Scheinkultur — wir kämpfen für dich, lieber Vater, und dein Reich auf Erden und für den Bestand dessen, was am Menschen das einzig Wertvolle ist: für das Gemüt. Und weil wir für Gottes Reich kämpfen, darum sind wir versöhnlich und rufen ihnen zu: Wenn einst die goldenen Tage kommen werden, die Tage nach beendetem Streit, dann werft die blutigen Waffen in die Ecke, trocknet den Todesschweiß von der Stirn und tretet an den Rand eures Landes und das Gestade eures Meeres, und dann laßt uns einander wieder zurufen, was wir gefunden und erdacht und entdeckt zur Weiterbildung des Menschen, zur Beherrschung der Stoffe und zur Ausbreitung des Reiches Gottes auf der Erde. Seid

gut und klug und vergebt uns, was wir in Notwehr euch zufügen mußten, in des Vaters Namen,

wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!

* * *

Und führe uns nicht in Versuchung.

Lieber Vater im Himmel, dies ist eine schwere und ernste Bitte. Führe uns nicht in Versuchung! Wenn wir nach deinem Ratschluß in Not geraten sollten, so schütze uns vor gottverlassener Verzweiflung, vor Unglauben und Mutlosigkeit. Und wenn aller Glanz des Erfolges und irdischen Glückes sich über uns ausbreitete, laß uns nicht übermütig werden! Erhalte uns unser frommes deutsches Gemüt, schütze uns vorm Versinken in Genußsucht und vor innerer Vertrocknung! Laß uns auch nicht weichlich und schwächlich werden in siegestrunkener Verwöhnung; schenke uns auch ferner Verantwortungsgefühl und Pflichttreue und aufrechte Tüchtigkeit und wahrhaftes Manntum. Gib, daß wir niemals verkennen, wie nur im Fortschritt und in der Arbeit der Segen liegt, wie aber träges Genießen allzeit das Ende siegreicher Völker bedeutet hat. Öffne dem deutschen Volke die Augen über seine eigenen und die Fehler seiner gemütlosen und eitlen Feinde und über die Folgen für diese betörten Völker, und erhalte ihm die bescheidenen und tüchtigen Eigenschaften der siegreichen Väter.

Führe uns nicht in Versuchung!

* * *

Sondern erlöse uns von dem Übel.

Erlöse uns, lieber Vater, von dem Krieg! Rauchendes Blut, zerrissene Leiber, verstreute Glieder — deine Menschen getötet — die Güter, die du ihnen geschenkt, vernichtet — Gräßlichkeit rings und Grauen — lieber Gott und Vater im Himmel, das ist nicht nach deinem Sinne, das ist das Werk jener finsteren, feindseligen Mächte, der Kampf des Niedrigen und Häßlichen gegen das Hohe und Schöne — mach' Ende, du allgütiger Gott im Himmel! Kein vorzeitiges! Du kennst dein deutsches Volk und weißt, es wankt nicht, es hält durch, für seine Zukunft und für deines Namens Ehre gegen Heuchler, Frevler und Heiden, gegen Schlechtigkeit und Dummheit, gegen die Menschen und Mittel einer Welt, gegen Verleumdung und Hunger. Wir wanken nicht! Aber unsre Seelen, durstig nach Frieden und Schönheit und Ruhe, bitten dennoch: Erlöse uns von dem Übel! Wir wissen es wohl, nichts ist härter, unbarmherziger und zäher, als das Böse; so wissen wir auch, es ist keine Hoffnung auf Erlösung, denn durch gewaltige Schläge des Schwertes. So schärfe denn unser deutsches Schwert und führe das Volk zum Siege, dessen Sinn treu und rein auf friedliche Arbeit im Garten Gottes gerichtet ist, und das nicht den Gedanken hegt, auch nach dem goldnen Tage des Friedens weiter zu arbeiten an der Vernichtung seiner einstigen Gegner.

Erlöse uns von dem Übel!

* * *

Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit, Amen.

Dein! Es ist alles dein! Auch was dich leugnet und sich spreizt und versessen dem Schlechten ins schillernde Auge schaut — es ist alles dein. Das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit! Nein, nein, wir sagen es immer wieder, wir wissen nicht, wie das Böse und damit die Feindschaft und damit das Leid in die Welt kamen. Aber wir wissen es: Dein ist das Reich! Was da widerstrebet, muß vergehen vor deiner Kraft und dereinst knien und huldigen deiner Güte und deiner Herrlichkeit in Ewigkeit! Daß du dich uns gegeben hast! Daß wir dich ahnen, fühlen, deiner in der Seele gewiß sein dürfen! Unser Vater, der du bist im Himmel! Siehe, dein deutsches Volk kniet vor dir auf der zuckenden Erde! Immer mehr Völker verwickelt die feige Schlechtigkeit in ihre Netze: Hier kniet dein deutsches Volk, o Herr, und jetzt bittet es nicht im Gebet, jetzt schaut es nicht rechts und links, jetzt schaut es nur hinauf zu dir, jetzt ist sein Herz erfüllt von demütiger, schauernder Liebe, jetzt huldigt es dir, du großer und getreuer Gott, denn:

Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit! Amen!



Die deutsche Seele spricht · Von Reinhold Braun

Ob ihr die Hölle zum Schergen dingt,
Der Frevel euch nie gelingt:
Daß ihr mich zwingt! —
Mit Gott und dem Guten bin ich im Bunde.
Drum kommt meine Stunde! —
Der Weg ist blutvoll, der Weg ist schwer.
Doch:
Ob die Hölle Meer zu Meer
Stürmen und branden läßt,
Ich und mein Glaube stehn fest!
Und weil ich Gott und dem Guten schwor
Und mich nicht in Lug und Trug verlor,
Kämpf' ich gradaus in der Wahrheit Geleit!
Kämpf' ich gradaus durch Haß und Neid,
Durch Wut und Blut, durch Grimm und Graus!
Gradaus! —
Nach aller Stürme verbrandendem Drang
Kommt meine Stunde,
die Stunde voll Licht und heiligem Klang!



Noch mehr U-Boote!

Von J. E. Frhrn. v. Grotthuß

Dieser Ruf ergeht selbstverständlich nicht an unsere Oberste Heeresleitung; die tut von sich aus schon das Äußerste und vieles, was die Vorstellungen von Menschenvermögen hinter sich läßt. Aber könnte nicht noch einiges von unserem Volke beigetragen werden? Durch freiwillige Bereitstellung von Kräften? Durch Opfer jeder Art? Nach den von vielen ungeahnten Erfolgen unseres U-Boot-Krieges muß doch jedem Deutschen klar geworden sein, daß diese Waffe im Verbande mit den anderen uns einen siegreichen Frieden geradezu verbürgt, daß wir diesen Frieden um so früher heimbringen können, je mehr wir an unsere U-Boot-Waffe wenden. Könnte, sollte nicht eine freiwillige Wehr zu diesem Sonderzwecke organisiert werden? Es steckt — auch nach allen Opfern — noch immer sehr viel schlummernde Kraft im Riesen Deutsches Volk, die nur geweckt zu werden braucht. Bürger, Arbeiter, Bauern! Ihr wollt doch alle einen baldigen Frieden, ihr wißt, daß es nur ein siegreicher sein kann, denn ihr wollt doch nicht etwa wieder in Krieg ziehen, kaum daß ihr eure todmüden Glieder nur einmal zur Ruhe ausgestreckt habt? Werket, bauet, zahlet U-Boote. Tretet an! Dann habt ihr den deutschen Frieden noch in diesem Jahre! Aber es muß gehandelt werden, es muß schnell gehandelt werden, bevor die feindlichen Brüder erst zur Besinnung kommen. Denn allzu lange ist schon gesäumt worden. Wieviel blühende Mannheit hätte gerettet werden können, wie viele Witwen, Waisen und Schwestern hätten heute noch Gatten und Vater und Bruder! Wie viele können noch gerettet werden! Noch ist es Zeit, noch halten wir unser Schicksal fest in der eigenen Hand. Tretet an! Mit Leib und Seele, mit Gut und Blut — drauf!

Gegen Gift hilft nur Gegengift, gegen Raubmörder nur kalte Notwehr, nicht sanftsäuselndes Friedensgewäsch oder gar lüstern-feige Selbstbezichtigung. Da hilft nur der eisige Stahl oder die kurze Kugel. Von Papierpolitik und Papierrederei haben wir nichts zu hoffen, alles zu befürchten. Es heißt Gott versuchen, von Disteln Feigen zu verlangen. Jedes, auch das kleinste Lebewesen zwar hat seine Aufgabe, seinen Zweck im Weltenplan. Aber nur auf dem ihm von Gott gewiesenen Raume, und Gott läßt Seiner nicht spotten! Das Weib, das Er mit Unfruchtbarkeit geschlagen hat, das soll sich nicht auflehnen gegen Seinen Willen. Darum, daß endlich ein Ende werde mit der Schlächterei —: Drauf!

Und doch hört man im Lande ein Raunen, daß gewisse Kreise wieder eifrig am Werke seien, den U-Boot-Krieg unwirksam zu machen! Wer sind diese Kreise? Was sind das für Leute? Deutsche oder „Agenten des Auslandes“? Gibt es denn in Deutschland noch solche Schwachköpfe? Schwer zu glauben, nachdem selbst die britische und französische Presse sehr deutlich und ganz ohne Rücksicht auf ihre früheren Verschleierungskünste zu stöhnen und ächzen begonnen hat. Die „Times“ sagt (nach der „Deutschen Tageszeitung“): England habe keine Hoffnung, den Verheerungen der Tauchboote und Minen bald entrinnen

zu können. Eine andere englische Äußerung gesteht, daß das Moment der Zeit jetzt endgültig auf die Seite der Mittelmächte getreten sei, eine Bemerkung, die indirekt aus feindlichem Munde den Beweis für die Behauptung erbringt, „daß die ungeheuren englisch-französischen Anstrengungen und das rücksichtslose Opfern der Truppen durch die Erkenntnis veranlaßt worden ist, daß die beiden Westmächte, wenn sie nicht schnell und gründlich die Entscheidung auf dem Lande erzwingen und damit beenden können, nicht in der Lage sein werden, die Wirkungen des U-Boot-Krieges noch lange zu ertragen. Die Pariser Zeitung ‚Rappel‘ nennt die U-Boot-Frage eine solche auf Leben und Tod und setzt einen sehr kurzen Termin, nämlich einen Monat; mehr Zeit hätten die Verbündeten nicht zur Lösung dieser Frage . . .

[Der ‚Rappel‘ sagt: Wenn der U-Boot-Krieg so weiterginge, so drohe ein ‚hinkender Frieden‘, durch den die Welt Deutschland ausgeliefert würde . . . Ein hinkender Friede würde unter den vom ‚Rappel‘ angenommenen Voraussetzungen nur dann eintreten, wenn das Deutsche Reich die U-Boots-Kriegführung so zeitig abbräche, folglich nicht beabsichtigte, bis zum wirklichen Siege zu gelangen und diesen dann entsprechend auszunutzen. Ohne Zweifel wird die deutsche Sozialdemokratie in dieser Richtung wirken, soviel sie kann, und alle Droh- und Druckmittel, über die sie zu verfügen glaubt, anwenden. Man wird dann sehen, wieweit der Einfluß dieser Kreise, ferner derjenigen, welche durch ‚Berliner Tageblatt‘, ‚Frankfurter Zeitung‘ usw. bezeichnet werden, reicht. Die deutsche Regierung hat bis jetzt unter vielfach maßgebendem Einflusse dieser Richtungen gestanden und ist leidend anstatt leitend. Die ‚Kölnische Zeitung‘ deutet in einer anscheinend offiziösen Auslassung gerade in diesem Augenblick an, daß man sich unter Sieg nicht zu viel denken solle. Der Friede müsse auf dem Wege der Verhandlungen herbeigeführt werden. Zugleich stellt der ‚Vorwärts‘ die schöne Behauptung auf: die österreichisch-ungarischen Kriegszielerklärungen müßten für das Deutsche Reich bindend sein. Kurz, man sieht schon allenthalben den Aufmarsch, um einen Sieg und gar seine Ausnutzung zu verhindern.

Von den bekannten Männern und Kreisen der ‚nüchternen Überlegung‘, die bekanntlich einen Sieg und dessen Ausnutzung für etwas Undiplomatisches, Unüberlegtes und höchst Bedenkliches halten, wird gerne gesagt, das Deutsche Reich habe ja die ‚ganze Welt‘ gegen sich, und deshalb müsse man doch einsehen usw. usw. Archimedes hat gesagt: Er brauche nur einen festen Punkt, um die Erde zu bewegen. Wir haben diesen festen Punkt für unsere Kriegführung durch den im Rahmen der Gesamtkriegführung betätigten U-Boot-Krieg. Er richtet sich gegen den Kraftmittelpunkt und die Seele der dem Deutschen Reiche in Waffen gegenüberstehenden ‚Welt‘: Großbritannien. Der U-Boot-Krieg ist das Mittel, um dem britischen Volke seinen Lebensnerv abzuschneiden, das ist in Deutschland lange bezweifelt worden, genau so lange, wie man noch immer an das Vorhandensein einer stillen Liebe der Vereinigten Staaten für das Deutsche Reich und vor allem seine Regierung glaubte. Jetzt beginnt die Erkenntnis des Gegenteils vielleicht allmählich zu wachsen.

Je gründlicher der deutsche U-Boot-Krieg durchgeführt wird, desto weniger hinkend im deutschen Sinne wird der Frieden werden. Die ‚Welt‘ braucht uns nicht zu schrecken, denn wir haben das Mittel, dem Motor dieser feindlichen Welt, Großbritannien, die Triebkraft zu nehmen, und zwar durch ein Mittel, welches im Verhältnis zum Landkriege mit unvergleichlich geringen Verlusten verknüpft ist. Verhandelt muß natürlich werden, aber es ist doch von einiger Bedeutung, ob das Deutsche Reich dann als Sieger dasteht und in der Lage ist, jeden Augenblick an die Söhne Albions zu sagen: Gut, wenn ihr nicht wollt, so hungert weiter! — oder ob das Deutsche Reich als bescheidener Kulturkompromißler mit lang ausgestreckter ‚Friedenshand‘ von der sogenannten Internationale zu Friedensverhandlungen eskortiert wird, nachdem der U-Boot-Krieg geopfert worden ist.“

Die „Deutsche Tageszeitung“ hält es für sehr angezeigt, „schon jetzt auf diese Perspektive und ‚Frage‘ hinzuweisen“. Leider mit Recht, wie auch ich bestätigen muß. Es ist ungeheuerlich, aber es ist nun einmal so, und man wird nachgerade gegen das Ungeheuerlichste abgestumpft. Schöner können es unsere Feinde nicht haben. Längst hätte diese grausige Schlächterei ihr Ende in einem deutschen Frieden gefunden, wären nicht weite Kreise des deutschen Volkes politisch von so trüben Vorstellungen benebelt, daß sie bald bereit sind, ihren Hals unter das Beil des Henkers zu legen, wenn ihnen nur mit „internationalen“ Phrasen gut zugeredet wird. Das ist der letzte und tiefste Grund dieser unsäglichen Dauerschlächterei, daß so viele Deutsche nicht etwa nach ihrer „Fassong“ — nein, nach der ihnen vorgehaltenen internationalen Schablone selig werden wollen — Marke: „Menschheit“, „Freiheit“, „Gleichheit“, „Demokratie“ usw. Daß z. B. Freiheit und Gleichheit unversöhnliche Gegensätze sind, darüber machen sich die Guten keinerlei Gedanken! Aber die es ihnen schönrednerisch vorgaukeln, die wissen auch warum: — im trüben läßt sich gut fischen und — herrschen. Das ist der ganze Zweck der internationalen Übung.

Was kann dagegen helfen?

Nach dem Kriege Erziehung, im Kriege Zähmung und, wenn's denn sein muß, Zwang diesen instinktlosen Instinkten! Nun leben wir aber mitten im fürchterlichsten Kriege, der je über diese Erde gerast ist, und es geht um unsere Selbsterhaltung, was die heiligste Pflicht eines Volkes ist, die dreimal heiligste Pflicht, wenn das Volk das Herz der Menschheit ist. Kein noch so Hochgestellter darf sich anmaßen, ein solches Volk in seinen Rechten zu kürzen, in seinem Streben zu kümmern. Auch der höchstgestellte Beamte darf sich nur als bejahender Vollstrecker, nicht als Verneiner des volklichen Entwicklungsdranges, nicht als pfändender Gerichtsvollzieher fühlen. Aber tatsächlich gibt es, wie Dr. C. Mühling im „Tag“ sehr glücklich ausführt, „in Deutschland eine nicht geringe Anzahl von unverbesserlichen Schwarzsehern, die sich durch die geflissentliche zur Schau getragene Zuversicht englischer Minister und englischer Zeitungen über die Wirkungen unseres U-Boot-Krieges täuschen lassen. Eine Rede wie die, die Lord Curzon neulich gehalten hat, läßt diese Leute durch unanfechtbare Zahlen erwiesene Tatsachen vergessen und alle die auch in der Presse des gesamten Vier-

verbandes mehr oder weniger verhüllt zum Ausdruck kommenden Angstgefühle übersehen.

Diesen Leuten kann man nicht oft genug sagen, daß es keinen englischen Staatsmann gibt, der nicht noch in dem Augenblick, in dem er sich, durch die bitterste Not gezwungen, auf Friedensverhandlungen einläßt, mit dem Brustton der Überzeugung behaupten würde, daß der Sieg Englands und seiner Bundesgenossen ganz unzweifelhaft sei. Wenige Tage, bevor Jules Favre nach Versailles ging, um mit Bismarck über den Frieden zu verhandeln, hielt Gambetta in Lille eine Rede, in der er wörtlich sagte, daß in drei Wochen kein Feind mehr auf französischem Boden stehen würde, weil die Deutschen am Ende ihrer Kraft seien und Frankreich erst jetzt zur vollen Entwicklung seiner vom Kaiserreich schmählich vernachlässigten Heeresorganisationen gelangen würde. Herr Curzon geht in seiner Rede längst nicht so weit. Wie schwach aber seine ganze Beweisführung ist, geht daraus hervor, daß er sich genötigt sieht, unserer Regierung und unserer Marineleitung Hoffnungen anzudichten, die sie nie gehegt haben, um seinen Landsleuten den Trost des Scheiterns dieser Hoffnungen spenden zu können. Er sagt nämlich, die deutsche Regierung hätte der deutschen Bevölkerung den Glauben beigebracht, daß England in einigen Wochen ausgehungert werden könne. Diesen Glauben hat niemals irgendein Mensch in Deutschland gehegt. Wir haben immer nur mit einer ganz allmählichen Wirkung unseres U-Boot-Krieges gerechnet, und es hat begeisterte Anhänger des U-Boot-Krieges in Deutschland gegeben, die nicht angenommen haben, daß unsere furchtbare Waffe schon nach drei Monaten Italien, Frankreich und England zur Rationierung ihrer Lebensmittelvorräte zwingen würde. Die hervorragenden Marinesachverständigen und Techniker zerbrechen sich seit Jahren den Kopf darüber, durch welche neue Erfindungen man die Unterseeboote vernichten könne. Zuweilen wird geheimnisvoll angedeutet, daß man ein Mittel gefunden habe, wie jüngst von Daniels in Neuyork. Aber die öffentliche Meinung in England begnügt sich nicht mehr mit der Gedankenarbeit in den Laboratorien, sie wird ungeduldig und will endlich Ergebnisse, will Taten sehen. Mit großen Zahlen, die noch dann lediglich auf dem Papier stehen werden, wenn der Krieg längst beendigt sein wird, ist sie nicht mehr zu beruhigen. Wenn die Vereinigten Staaten aufgefordert werden — die ‚New York World‘ verkündet diese englischen Wünsche —, dreitausend Kanonenboote zu tausend Tonnen zu bauen, die sich wie Bluthunde auf die deutschen U-Boote stürzen sollen, so weiß jedes Kind, daß diese Forderung erst in Jahren erfüllt werden kann. Die englischen und französischen Blätter aber predigen jeden Tag, daß die Gefahr der Aushungerung gerade in den nächsten Monaten am größten werde.

Daß die tausend Holzschiffe von dreitausend Tonnen, die Amerika bauen soll, voraussichtlich erst in Aktion treten werden, wenn nichts mehr zu retten ist, darauf hat Helfferich in seiner letzten Rede vor dem Haushaltsausschuß schon hingewiesen. Daß auch die von Lloyd-George in seiner Rede in der Guildhall angeführten Zahlen über die Beschränkung der Einfuhr nicht stimmen können, dafür nur ein Beispiel. Er erklärte, daß England seinen Bedarf an Holz aus seinen



eigenen Wäldern decken und auf die Holzeinfuhr aus dem Auslande verzichten müsse. Tatsächlich aber vergeht kein Tag, an dem nicht irgendein norwegisches mit Holz beladenes Schiff, das sich auf dem Wege nach England befindet, in unserem Sperrgebiet versenkt wird. Auch von diesen Zahlen, die seit der vorletzten Rede des englischen Ministerpräsidenten bis zu der oben erwähnten, am 28. April gehaltenen, sich verzehnfacht haben, von 900 000 Tonnen auf acht bis zehn Millionen gestiegen sind, wird das Wort gelten: ‚In magnis voluisse sat est.‘

Man sieht aus allen diesen Beschwichtigungsversuchen, daß sich der englischen Regierung eine große Nervosität bemächtigt hat. Sie fühlt — um mich eines Bildes Churchills zu bedienen — die deutsche Faust an der Gurgel und fürchtet das Aussetzen der Herzschläge.“

Endlich! Welche Widerstände aber waren zuvor im eigenen Lande zu brechen, bis man sich zu dem Entschlusse durchrang! Und dennoch! Dennoch die Ungeheuerlichkeit, daß — auch heute noch zäh und zielbewußt auf eine Abschwächung und Einschränkung des U-Boot-Krieges hingearbeitet wird. Wer durchaus Selbstmord verüben will, verfüge ganz nach Belieben über seine eigene werte Person; das deutsche Volk fühlt sich noch keineswegs altersschwach oder lebensüberdrüssig. Im Gegenteil, es will sich freiere und weitere Lebensbedingungen schaffen, es will vorwärts, und es muß vorwärts, soll es nicht elend zugrunde gehen, dann in der Tat Selbstmord verüben, schimpflichen Selbstmord an einer 1000jährigen Heldengeschichte. So kläglich sollte dieses größte, dieses wundervolle Epos verlaufen? —

Wir haben das Mittel, uns einen deutschen Frieden zu erzwingen. Allein schon die Pflicht gegen unsere bis in den Tod getreuen Brüder im Landkriege hätte es uns längst in die Hand drücken müssen.



Ein Tag hinter der Front · Von Paul Lingens

So geht der Tag ... ein volles Stundensäumen.
Des Herzens Schlag ermattet, und ein Träumen
Ist jeder Wunsch ... man starrt die Zeit entlang
Wie einem Wölkchen blauen Rauches nach.
Und ein Erinnern klopft im Blute bang —
Dann wieder fliegen alle Pulse jach.

So geht der Tag — bis daß die Nebel steigen,
Und Bilder lockend tanzen wirre Reigen.
Bis daß in einer Flamme helle Glut
Wir starren — bis der letzte Wunsch verzehrt.
Dann: schlafen, schlafen! Leise nur im Blut
Ein Rauschen noch nach fernem Glück begehrt.



Der Verrat von Laon am 9. Sept. 1870

Eine historische Szene aus der Pikardie

Von Kurt Arnold Findeisen, z. Zt. im Felde

In der oberen Hälfte des Gottesackers von Laon unter Bäumen jener dunkelgotischen Art, die hier ach so selten ist, unter einer Gruppe nachdenklicher Fichten, ragen drei Steine, die ein Schicksal aufgerichtet hat. Der erste, ein hoher Obelisk, redet französisch: „A la mémoire des gardes-mobiles tués à l'explosion de la citadelle le 9 septembre 1870" (Zum Gedächtnis der Mobilgardisten, die am 9. September 1870 durch die Sprengung der Zitadelle getötet wurden). Und dazu hundertvierundsiebzig Namen. Der zweite, ganz in Buchsbaum und Fichtengrün gekleidet, weiß zu sagen: „Hier ruhen 32 Oberjäger und Jäger der 1. Kompagnie Magdeburgischen Jäger-Bataillons Nr. 4, Opfer der Explosion der Zitadelle von Laon am 9. September 1870. Das Offizierkorps." Der dritte ist in diesem Kriege an die Stelle eines verfallenen Mals und einzelner verblichener Namenplatten gesetzt worden. Er meldet, daß hier elf weitere deutsche Opfer jener Sprengung, Jäger, Musketiere vom 4. Infanterie-Regiment 26, ein Artilleriehauptmann, ein Gefreiter von den siebzehner Dragonern, ein Landwehrmann, ein Gardegrenadier, die letzte efeuumbogene Ruhestätte gefunden haben.

Um alle drei Male aber wittert eine dröhnende Ballade — —

Am 9. September 1870 um die Mittagszeit. Horngeschmetter klettert den Felsen von Laon empor: „Ein Jäger aus Kurpfalz, der reitet durch den grünen Wald —". Vier Kompagnien grüne Magdeburger. An ihrer Spitze, inmitten seines Stabs, von Ulanenfähnchen umflattert, der Herzog Wilhelm von Mecklenburg.

Er ist der Führer der sechsten Kavallerie-Division, die die Aufgabe hat, den Anmarsch der Maasarmee auf Paris zu verschleiern. Vorgestern war er im strömenden Regen von Sedan her in St. Quentin angekommen. Sofort hatte er einen Parlamentär an den alten General Théremin d'Hame, den Oberbefehlshaber der hochragenden Feste, ausgesandt, bedingungslose Übergabe zu fordern. Gestern einen zweiten. Der Graubart hatte beide Male um Bedenkzeit gebeten. Heute waren die ersten Pferdenasen schon in Eppes aufgetaucht. Da löste sich endlich mit dem weißen Wimpel des Unterhändlers aus einer Nebelwolke der Adjutant des Kommandanten: die Festung ergibt sich mit Besatzung und Munition auf Gnade und Ungnade. — Hurra!

„Auf, sattelt mir mein Pferd und schnallt darauf den Mantelsack —". Jägerhörner die gewundene Straße empor. Feindselig blicken über Wipfel Kasematten und Bastionen; unnahbar wächst die Kathedrale in den Regenhimmel.

„Die vierte Kompagnie besetzt die Stadttore, die dritte und zweite hält auf dem Markt, die erste übernimmt die Zitadelle!" Befehle schwirren. Kolben rasseln bei Fuß. Das gebändigte Dröhnen des Kolonnenschritts löst sich auf in das Poltern von zahllosen siegesbewußten, lotigschweren Soldatenstiefeln.

Die schmalen Häuser in den grauen Gassen überläuft ein Gruseln. Der Platz zwischen dem Rathaus, dem Theater, das früher eine Kirche gewesen war, und dem Gasthof zum Eberkopf weitet sich förmlich vor Angst und Erschrecken. Kriegerisches Gewimmel füllt ihn im Augenblick: Wagen, Gewehrpyramiden, aufgelöste Reihen stehender, liegender Gestalten in Uniformen, die die Farbe moosiger Mauerreste haben.

Kleine Französlein lugen mit furchtsamen und doch neugierigen Pupillen hinter den Gardinen herab auf den Trubel. Und ihre Eltern, die seit dem 3. September aufs Schlimmste gefaßt sind, ballen verstohlen die Fäuste oder lassen die blassen Köpfe hängen wie vor etwas Ungeheuerlichem, das in den nächsten Minuten gegen sie anspringen muß. Und es duckt sich auch schon zum Sprung. Aber es kommt nicht von der Seite, von der sie es erwarten und befürchten.

Denn unterdessen hat sich die vierte Kompagnie an den Ausgängen der Stadt postiert, an den Toren von Ardon und Soissons, an der Porte des Chenizelles und dort, wo sich Pforten und Pförtchen in der verwitterten Mauer öffnen und Steilwege zu den Vorstädten nieder in die Ebene fallen. Und die erste Kompagnie ist durch die Rue Châtelaine und die Rue des Cordeliers, die wie ausgestorben liegen, an geschlossenen Läden und verhangenen Fenstern, an Notre Dame und der grauen Templerkapelle vorbei nach der Zitadelle marschiert. Am Wachthaus vor der Wallbrücke bekam sie die ersten Mobilgardisten der Besatzung zu Gesicht, das französische Wachtkommando.

Stumm, unter präsentiertem Gewehr, wird es abgelöst. Dann rückt die Kompagnie über die Gräben in die Werke ein. Ein leises Gefühl der Beklommenheit geht mit, nicht bei allen, aber doch bei den meisten, denen die Totenstille und die Öde der Straßen den Eroberermut und das breite Bewußtsein der Siegessicherheit nachdenklich gemacht und gedämpft haben. Ein zages Gefühl soldatischer Unbehaglichkeit stellt sich stärker ein, als sie im Hof die Garnison — wohl an die zweitausend Köpfe — unter Gewehr in Doppelreihen aufgestellt sehen. Auch hier unheimliche Stille und Betretenheit. Die Offiziere schreiten, die Hand am Käppi, zum Gruß der Ankömmlinge steif und kalt vor, an ihrer Spitze die untersetzte, aber straffe Gestalt ihres grauhaarigen Generals, über dessen Antlitz es seltsam zuckt und wetterleuchtet.

Der Herzog ist vom Pferde gestiegen. Er nähert sich ihnen mit seinem Stab. Darauf schallt ein französisches Kommando über den Platz. Einen Atemzug ist's, als ob eine trotzige Bewegung der Auflehnung durch die blau-rote Front ginge, aber nur einen Atemzug. Dann rasseln die Chassepots zur Erde und fliegen zu Haufen. Nur dort, wo die Linieninfanteristen stehen, werden einige wüste Rufe laut; von dort kommt auch ein paarmal das schrille Knattern zertretener Kolben und Läufe. Abermals ein Kommando. Die Entwaffneten ordnen sich in Marschkolonnen. Zu vieren untergefaßt verlassen sie zugweise den Hof. Blitzende Bajonette geben ihnen das Geleit.

„Sie haben das Beste getan, was Sie tun konnten, mein General“, spricht der Herzog zu dem griesgrämigen Alten.

„Votre altesse, ich habe nur meinen Befehl ausgeführt —“

Er will noch etwas hinzusetzen, da spürt er unter sich die Erde wanken und wird gleichzeitig mit dem Herzog zur Seite geschleudert. Ein fürchterliches Dröhnen ist auf einmal in der Luft, ein ohrenzerreißendes Tosen wie von hundert rasenden Mörsern. Erdklumpen, Mörtel, Grasbüschel, Steinblöcke wirbeln umher wie Papierfetzen. Ein ungeheurer Luftdruck stößt schräg vor, zermalmend, was sich ihm entgegenstemmt. Blitzfunken und Donner immer neuer Explosionen wüten in der Staubwolke, die wie eine Riesenwand zwischen Himmel und Erde steht.

Menschliches Stöhnen mischt sich mit den Klagelauten verendender Tiere. Ein Wettlauf brüllender Todesängste setzt über Leichen und verrammelt das Ausfalltor. Flackerschein einer himmelstürmenden Feuersäule schießt über Trümmerabgrund und Schädelstätte. Die Hölle ist los und das Chaos.

Als der Herzog wieder zu sich kommt, fühlt er, daß er liegt, und daß ein dumpfer Schmerz ihm im Rücken bohrt. Den General sieht er nicht mehr, wohl aber sieht er eine maßlose Pinie schwefelgelben Rauchs über sich emporschatten. Zwei Offiziere sind um ihn bemüht. Dem einen rieselt Blut unter dem zerdrückten Tschako hervor.

Er richtet sich halb empor. Steine, Steine rings, über denen Schwaden von Staub schweifen, ein dampfendes Geklüft von Felsblöcken, wo der eine Flügel der Zitadelle gestanden hat. Wie er, von seinen Begleitern gestützt, von der Stelle schwankt, faßt ihn das Grausen. Verkrampfte Hände, Arme, zu denen der Körper fehlt, recken sich ihm entgegen aus Asche und Schutt. Füße in den Schnürschuhen der Mobilgardisten, noch zur Flucht vorgeschnellt, liegen ihm im Weg; der, den sie retten wollten, ist in alle Winde zerstoben. Verglaste Augen starren ihn an, Gesichter, von Qual und Raserei verzerrt, eingeklemmt in aberwitzig klaffendes Gemäuer. Schreie dringen an sein Ohr, die ihn selber aufstöhnen machen: „Hilfe, Hilfe!" „Miséricorde, mon officier!" „Kameraden, meine Augen! Ich sehe nichts, ich — sehe — nichts — mehr — —" Bajonette spießen aus Balkenknäueln; Käppis, Tschakos, Tornister liegen in Fetzen und wahnsinnig verstreut. Sein wankender Fuß klettert über Schutthalden und Mauerbruch; jetzt tritt er auf etwas Weiches und zuckt zurück wie von einer Otter gestochen: zwischen Quadern und dem Balkendreieck eines Giebeldachs, dran die Schiefer noch unversehrt ineinanderhaften, ein Pferdekadaver.

Offiziere stürzen herbei und melden. Er hört nur halb: Sprengung, Pulvermagazin, Verrat eines einzelnen, General Théremin d'Hame unschuldig, selber verwundet.

Und da bringen sie den Alten auch schon vorübergetragen; bewußtlos liegt er, mit blutender Schläfe. Und jetzt wieder einen. Sie schleppen ihn in seinem Mantel, an den Zipfeln tragend, einen Jägeroffizier. Der rechte Arm fehlt ihm, das linke Bein hängt zertrümmert, das zerschundene Gesicht ist kein Gesicht mehr; und dennoch versucht es zu lächeln. Und der linke Arm hebt sich ein wenig, wie um zu salutieren.

„Mein Gott, wer war das?"

„Leutnant Dräger, Führer der ersten Kompagnie."

Und einen dritten bringen sie, eingehüllt in eine blutige Zeltplane. Den Artilleriehauptmann, der zur Übernahme der Munition mit in die Werke kom-

mandiert war. Seine Batterie hält unten links von der Reimser Straße abgeprotzt. Ein Sprengstück hat ihm den Hinterkopf abgeschlagen.

Der Herzog faßt sich an die Stirn und taumelt. Sie drängen ihn sanft nach dem Ausgang. An der ersten Wallmauer ist eine Schar dabei, einen halb Verschütteten auszugraben, einen Trompeter. Er regt sich noch. Am linken Auge trägt er Spuren eines Huftrittes. Er kommt zur Besinnung, macht ratlose Augen, atmet tief, stammelt: „Pferd gehalten — Hauptmann Mann — über die Chassepots geschleift — nach dem Wallgraben — hängen geblieben — Pferd hinunter — wo — wo ist — mein — — Hauptmann — —?"

Sie deuten nach den vorsichtigen Lastträgern, die eben ins Tor einbiegen. Er wendet mühsam den Kopf, schüttelt ihn, sieht sie der Reihe nach entgeistert an und sinkt zurück, während ein hilfloses Zucken um seine Mundwinkel kreuzt.

Im linken inneren Graben stehen Kühe, verstört in ein Rudel zusammengedrängt, aber ganz gesund; und eine rupft schon wieder am Wallgrase. Die rechte Grabenseite ist, einem Schlachthof gleich, gräßlich angefüllt mit zerstückten und zerquetschten Leibern von Schafen. Über sie hinweg geschah das erbarmungslos sichelnde Fegen des Luftdrucks. Seine Opfer sind auch die Mobilgardisten, die, noch zu vieren untergefaßt, wie sie hinausmarschierten, vor dem ersten Wall tot auf ihren Gesichtern liegen wie umgefallene Zinnsoldaten. Der Jägerposten am Torweg dagegen, zu dessen Füßen sich, im Tumult und Wirrwarr durch den Kopf geschossen, ein blonder, blutjunger französischer Souslieutenant streckt, ist bewahrt und unverletzt, ebenso auch das Wachtkommando vor der Brücke. Es hat alle Hände voll zu tun, die herbeistürzenden, jammernden Einwohner abzuwehren, die ihre Männer, Väter, Brüder, Söhne unter den Opfern glauben.

Denn die ganze Stadt ist sofort in den furchtbaren Schrecken hineingerissen worden, vor allem das Quartier an der Plaine und um die Rue Saint-Pierre au Marché. Hier sind Häuser in sich zusammengesunken, Frauen und Kinder unter sich begrabend. Steinblöcke von der Größe einer Brunnenfassung liegen hier in der Straße, umgefallene Mauern, abgehobene Dächer, Erkerwände, Schornsteine, geknickte Gartenbäume. Keine Fensterscheibe ist hier mehr heil. Glas, Gitter, Holzläden, Blumentöpfe in Millionen Splittern. Ist doch sogar die große, herrliche Rose am Chor der Kathedrale in Stücke gegangen. Und überall Wimmern und Weinen und schlotterndes Entsetzen, das sich nicht beruhigen will.

Vom Markt her auf Seitenwegen, denn die kürzeste Straße ist nicht gangbar, rücken jetzt die beiden Kompagnien zu Rettungswerk und Hilfeleistung. Sie hatten sich gerade mit Speise und Trank versehen wollen, als das Unerhörte geschah. Der ganze breite Platz hatte gebebt, vom Theater und vom Hôtel de ville waren die Dachschiefer abgestrichen, unten die Büchsen durcheinandergeschüttelt worden; eine ganze Korporalschaft hatte der Luftdruck wie Abziehbilder an die Wand gedrückt. Sofort hatte es geheißen: „An die Gewehre!" Über und über mit Staub bedeckt, den gespannten Revolver in der Hand, war von der Zitadelle her ein Ulanenoffizier gejagt gekommen und hatte geschrien: „Verrat! Verrat!" und dann, nachdem er Atem geschöpft: „Der Herzog, Ihre Kompagnie, viele Offiziere, sie alle sind verraten und in die Luft gesprengt!"

Hinter ihm hatte es aufgelöste Scharen Mobilgardisten hergetrieben, die mit den Taschentüchern fuchtelten, brüllten und wie gehetztes Wild von Haustür zu Haustür sprangen. Und schließlich war ein Adjutant gekommen und hatte den Befehl gebracht: „Nicht auf die Franzosen schießen, sie sind verraten wie wir! Abrücken zu Absperrung und Hilfe!" —

„Nun reit' ich nicht mehr heim —". Die runden Jägerhörner blasen es heute nicht in den Abend. Aber für viele frische Jungen der ersten Kompagnie und für manchen andern war's doch geblasen — — —

Am nächsten Tag traf der Höchstkommandierende der Maasarmee, der Kronprinz Albert von Sachsen, mit seinem Generalstabschef General von Schlotheim selber ein, ließ sich durch die Trümmer der Zitadelle führen und ordnete betroffen die schärfste Untersuchung an. Am 11. September, mittags ein Uhr, wurden die gefangenen Offiziere im Rathaussaale vor ein Kriegsgericht gestellt und vernommen. Ihre Unschuld trat sofort klar zutage. Einige Stunden später geschah dasselbe im Hôtel Dieu mit dem schwerverwundeten Kommandanten.

Ein Jägerposten mit gezogenem Hirschfänger, erzählt einer, der dabei gewesen war, stand vor seinem Krankenzimmer. In mattblauem Schlafrock mit rotem Futter, einen weißen, festen Verband um die Stirn, lag drin eine schöne, kernige Soldatengestalt mit grauem Haar und Schnurrbart. Der General schien Schmerzen zu haben, und das Verhör war kurz. Seine Aussage lautete: „Ich war in Paris, um dort wegen der Bedingungen der Übergabe mit der Regierung zu unterhandeln. Dieselben wurden einstimmig gutgeheißen. Am Tag nach meiner Rückkehr kam der den Dienst eines Artillerieoffiziers vom Platz versehende Sergeant Harriot zu mir und sagte, er wolle bei der Übergabe die Zitadelle in die Luft sprengen. Ich verwies ihm das, glaubte ihm aber nicht, sondern hielt ihn für einen überspannten Kopf und beobachtete ihn während seines Dienstes, ohne weiter Auffälliges zu bemerken. Als ich bei der Übergabe nach ihm rief, fehlte er, und ehe ich ihn suchen lassen konnte, war das Unglück geschehen." —

Unter den Toten und Verwundeten in allen Lazaretten suchten wir die Spur dieses Harriot, jedoch vergeblich. Endlich, am Abend, kamen wir in das Haus eines französischen Artillerie-Unteroffiziers. Er lag im Sterben und röchelte bereits, umgeben von trostlosen Mitgliedern seiner Familie. Der Divisionsauditeur sprach eindringlich zu ihm, und mit Mühe stieß er noch die Worte hervor: „Harriot — Lunte — Pulvermagazin!" und war tot. Aus alledem geht hervor, daß Harrio mit einer Lunte das Pulvermagazin angezündet und dabei selbst den Tod gefun den hatte. Glücklicherweise hatte die Leitung, die durch Schwefelfäden verbunden war, versagt, sonst wäre das Unglück ein zehnfach schwereres gewesen, und auch die altehrwürdige Kathedrale würde wohl dann dem Fanatismus eines einzelnen zum Opfer gefallen sein. —

Der Herzog von Mecklenburg erholte sich zunächst wieder. Er schrieb an seine Herzogin: „Danke Gott auf den Knien mit mir für seine wunderbare Gnade, die mich errettet hat. Die Explosion erfolgte 12¼ Uhr mittags; wer der Täter gewesen, steht nun fest: Unteroffiziere der Artillerie der Forts, die die Pulverkammer angesteckt. Doch muß alles vorher zum Sprengen eingerichtet gewesen

sein, denn es sprang eine Masse von Granaten und Bomben mit in die Luft, außerdem Steine, ganze Quadern, und Holz. Der der Festung zunächst liegende Teil der Stadt ist eingestürzt oder zertrümmert. Unsere Leute haben sich nachher musterhaft benommen, und trotz der natürlichen Wut sind keine Freveltaten vorgekommen. Ich danke Gott stündlich für die Gnade der Erhaltung." Nach neun Jahren ist er in Heidelberg seiner Verwundung doch noch erlegen.

Thérémin d'Hame starb schon am 4. Oktober im Laoner Krankenhaus. Vorher soll er noch an seine Frau geschrieben haben: „Mich wird mein Leben lang der Kummer quälen, daß eine so ruchlose Tat sich ereignen konnte, während ich kommandierte."

Um so schamloser war's, daß Pariser Zeitungen den Verrat verherrlichten. Eine nannte ihn „einen der erhabensten Züge, die unsterblich machen und die Bewunderung der fernsten Nachwelt finden"; eine andere faselte: „Ehre diesen würdigen Waffenbrüdern der glorreichen Verteidiger von Straßburg! Sie haben sich um die Republik verdient gemacht. Es ist unsre Sache, Pariser, daß auch wir jetzt zeigen ..." und so fort. —

Nie ist ein so treffender, achselzuckender Spruch auf ein Fürstengeschlecht und eine ganze Gesellschaftskaste gemünzt worden, der haarscharf auch auf das stammverwandte Volk paßte, wie das Adelsverdikt: „Rien appris, rien oublié!" (Nichts gelernt und nichts vergessen!) Unter diesem Sigillum, freilich nicht ohne ein schmerzliches Kopfschütteln, nehmen wir neuen Deutschen in Frankreich auch die verhallte Katastrophe von Laon zu den Akten. —

Die Zitadelle ist wieder aufgerichtet worden. Im September 1914 hat sie eine zweite kampflose Inbesitznahme durch die Prussiens erleben müssen, diesmal ohne heimtückisch zweckloses Pulverspiel. Hannoveraner und Braunschweiger waren's, die da von St. Quentin, La Fère her einrückten. Ob sie den „Jäger aus Kurpfalz" geblasen haben, weiß ich nicht; wahrscheinlicher ist, daß mit ihnen das fröhlich flatternde Lied durchs Tor zog: „Wenns die Soldaten durch die Stadt marschieren".

Abendfeier · Von Richard O. Koppin

Und alle Stimmen werden leiser,
Nun's wieder Abend werden will —
Dicht an den Kirchturm schmiegen sich die Häuser,
Und unbefragt stehn alle Wegeweiser
Und träumen still.

Lichtmüde Dämmerschleier spinnen
Ihr Schattennetz weich übers Land,
Und alle Bilder blassen und zerrinnen,
Turm, Gasse, Baum und Hof und Menschen sinnen
Tagabgewandt.



„Einigkeit und Recht und Freiheit"

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Daß bei den Konservativen der politische Blick sich am wenigsten doktrinär verfärbt, ist gewiß. Politiker sind sie aber auch nicht gewesen. Daß wir das Juste-Milieu im Sinn von 1830 schon bekamen, haben sie nicht verhindert: daß die exekutive Macht „regiert" und die Geldleute herrschen. Bei aller noch ungebrochenen Zivilcourage sind sie aus der Arena der Zeitziele mehr auf ihr Teil zurückgewichen und halten da nur eine Hindenburglinie fest. Begreiflich, da ein jahrzehntelanges Trommelfeuer von allen Kalibern der Hetze und Schmähung zermürbt. Der Antrag Kanitz 1894, das staatliche Getreidemonopol, war der glücklichste Entschlußgedanke, der in der national wirtschaftlichen und volkssozialen Entwicklung der letzten Jahrzehnte aufgetreten ist. Mit dem umhöhnten Mißerfolg ließen sie's aber bewenden. Es fehlt die zähe, verbissene Ausdauer, womit die Allvernehmlichkeit gegnerischer Bestrebungen so lange der Öffentlichkeit auf die Ohren fällt, bis sie mechanisch mitgeht. Hätten wir beim Kriegsbeginn die staatliche Brot- und Mehlvermittlung als eine seit 20 Jahren eingelebte, mit längst bezahlten Lehrgeldern und kundiger Erfahrung im Reichstag gehabt, so wäre vieles besser gewesen. Richteten wir sie wenigstens nach dem Kriege ein, so ließe sich die Hälfte der Zinsen aller Reichskriegslasten aus dem, was sonst die Privatvermittlung schluckt, bezahlen. Nun wird man sehen, ob diesen absolut sozialistischen Gedanken die zur Mitarbeit erwachenden Sozialdemokraten einbringen werden. Oder ob die Konservativen noch einmal für diesen großen Volksgedanken eintreten werden. Wie sie gerade seit dem Kriege die Gesamtheit wohl packen könnten, haben die großen Zuhörerschaften des Herrn v. Heydebrand in den beiden, auf konservatives Publikum am wenigsten eingestellten Großstädten Hamburg und Frankfurt und die Art, wie dieser ganz überblickende Mann in der Schönheit des freien Gutsinnigen zu ihnen sprach, bewiesen. Es kommt für unsere Zukunft darauf an, ob sie sich mit einer ganzen Anstrengung zur Rettung der inneren Geschichtlichkeit unseres Volkstums aufraffen werden, die nicht immer durch die äußeren zu retten sind. Die Bemühung um den Mittelstand, so wohlmeinend an sich, ist kein durchschlagender Ersatz, keine große staatsmännische Entwicklungspolitik. So gab es einst die wohlmeinendsten Gesichtspunkte zur Abwehr der neuen Eisenbahnen: den Schutz der wohlgepflegten Chausseen und Postverbindungen mit allen daran Beteiligten, der vielteiligen Grenzeinrichtungen, der heimischen Bürgergewerbe gegen einen vernichtenden Länderverkehr, in zahlreichen Gutachten kehrt wieder, sie dürften nicht „aufgeopfert" werden, am frevelhaftesten erschien die Zumutung von Leuten wie Fr. List, daß der Staat selber den Bahnbau erwägen könne; Friedrich Wilhelm IV. behielt doch recht: „diesen Wagen, der durch die Welt rennt, hält kein Arm mehr auf!" und der Übergang in die veränderten Verhältnisse vollzog sich auf dem Wege der Anpassungen anstatt der Zerstörung.

Es ist mehr denn je die Zeit, daß die konservativen Kreise, als ein bedeutsames großes Ganzes, heraus müssen aus den umzirkelten Taktiken und Sondergefühlen. Zu nah an ihrem Zaun schwinden die feineren Fühlungen. Geistige Unabhängigkeit, die ihnen zur Seite kämpft, verstehen sie nicht recht, achten sie in dubio auch nicht einmal. Das ist auch in dem weiteren Sinne der Fall, daß der deutschgesinnte Dichter und Schriftsteller nur eine kümmerliche Resonanz in ihnen findet, selbstmutiges Urteil, das für ihn eintritt, schon gar nicht. Der weltliche Teil der konservativen Bildung traut doch auch mehr dem zu, was die tadellose Organisation der, höflich ausgedrückt, Linken in den deutschen Tagesumlauf bringt. Konservativ zu sein does' n't pay, wie unsere amerikanischen Freunde sagen. Zu deutsch: wer leben muß, kann sich das nicht leisten, wer etwas Gedachtes zu sagen hat, muß schon zu den andern hinüber, wo man klug genug ist, seine Verbeugung auch vor einem forschen Ketzer zu machen, und nur die reinen Toren auf die Totschweigungsliste setzt, die der Meinung sind, es genüge, was zu können. Daß die Kultur und Geistigkeit in Deutschland beherrscht wird, hat der große Heerbann der Rechten ebenfalls nicht verhindert. Eine ihnen gegenüber weit geringere Minderheit beherrscht am Staatsschiff den Steuerapparat, beherrscht die Geschmäcker der sich „bildenden“ Allgemeinheit, beherrscht die öffentliche Fama und Meinungsmache. Durch diese läuft schließlich die Mär in allen fünf Erdteilen um, die Junker beherrschten die Regierung und sie seien schuld, wenn ein einst liebenswert, taktvoll und kulturvoll gewesenes Volkstum sich verwandelt habe.

Die Osterbotschaft hat ihre entscheidende Bedeutung nicht darin, daß ein fragwürdiges Wahlsystem, das nach Wesen und Ursprung genau so undeutsch und ungermanisch wie das des Reiches ist, verschwindet. Sondern sie liegt in den Umständen, in den Tendenzen, die ihr voraufgingen und nachdauern werden, liegt wie immer darin, daß das, was als „Erfüllung“, als ein neuer Haltepunkt gegeben wird, danach erst das Unabsehbare fortzeugend aus sich entwickelt. Der Reichsparlamentarismus erstreckte seine Wirkungen nur wesentlich auf das Zeitliche und die Ummantelung der deutschen Verhältnisse. Seine undurchdachte Übertragung auf die inneren Staaten — wenn auch diese erpreßt würde — geht aber an den Körper selber, erfaßt die gewachsenen Gebilde in ihrer ganzen bisherigen Bedingtheit und Lebensüberlieferung. Das Volksgeschichtliche dankt dann ab zugunsten der französisch abstrakten Denkformen und deren klug beherrschter Anwendung. Der Sieger bleibt ihrer sicher, man hört es aus spöttelnden Genugtuungen, die sich nicht unterdrücken lassen. Bis an die erreichte Osterankündigung hatte der Vielgenannte sie in seinem „Berliner Tageblatt“ für das stürmische, unaufschiebbare Verlangen des „deutschen Volks“ erklärt. Hinterher war es gar nicht so. Es sind ihm zu viele, die jetzt auf einmal dasselbe gewünscht haben wollen. Er spricht anzüglich von dem „Wind“, der sie herüberträgt, nachdem sie sehen, wo der Sieg liegt. Sie „sind plötzlich so vertraulich (!), als ob sie immer dabei gewesen seien“. So hätten nach 1815 — aus welchen Quellen diese Tatsache gesogen ist, ist uns unerfindlich — „mehrere Millionen harmloser Europäer erzählt, sie hätten bei Waterloo mitgekämpft“. Der neue Cäsar ist nicht gänzlich reiner Laune. Klingt ihm durch die Osterglocken ein altes gar so dauerhaftes Lied aus

ähnlich wie heute bewegter Sturmzeit und Drangzeit? „Einigkeit und Recht und Freiheit sind des Glückes Unterpfand; blüh' im Glanze dieses Glückes — —" Ach nein, nur nicht an Pyrrhus denken. So beschränkte Demokraten wie Hoffmann von Fallersleben blamieren sich heute. Geibel und Treitschke liest auch kein Deutscher mehr. Mit kurulischer Aufrichtung wandelt er vor dem festtäglichen Lager, die Fahnen der Bekehrten zu begrüßen. „Der Liberalismus oder die Demokratie" (Name ist Schall und Rauch) „reicht allen bewegt die Hand. ‚Angenehm überrascht, Sie bei uns zu sehn!'"

Was hier in Gänsefüßchen steht, stammt aus keinem modernen Aristophanes, den wir ja immer noch nicht haben, dank der erwähnten Resonanzverhältnisse, sondern wörtlich von dem Leiter des „Berliner Tageblatts", „Millionen harmloser Europäer". Die Harmlosigkeit ist kein eigentlicher Anlaß zum Schwindeln. Aber diese Liebenswürdigkeit mußte heraus, die drei Worte verbinden sich zu unwiderstehlich. Wenn das auch nicht sehr vertieften Glauben an die allgemeine, direkte und geheime Selbstmündigkeit der Millionen demokratischer Europäer verrät. — Anders wohl ist der Klang, wenn ein Pindar, ein Schiller die Siege der Menschheitsgedanken feiern.

Bei allem, ob auch der Liebling der deutschen Nornen ironisch über Windprobleme sinnt, das Mittel des Sieges war die Idee. Denn immer siegt die Idee kraft ihrer seelischen Eigenschaft als Ziel, selbst dann noch, wenn sie nur blinder Gefolgsglaube ist, Schwärmerei, Utopie, wenn sie die Weltbeschwindelung ist (Entente und Wilson), wenn sie der altbewährte Unsinn ist, der siegt. Schwärmerei, Utopie, suggestiver Unsinn, — den Millionen der Unkritischen, „Harmlosen", die nach Bejahung, Wärme, Erhebung, Begeisterung verlangen, bieten sie das, was nie das zuständliche Beharren kann, die Erwägung, Tiftelei, das „Bedenken", Sich-nicht-getrauen, die typisch orakelnde Undurchsichtigkeit. Und wenn alle diese recht hätten. Recht haben nützt gar nichts. Nicht einmal hinterher wird uns zugestanden, daß wir recht hatten, wenn es hageldick zutage kommt und alle so wie wir reden. Politik ist etwas anderes. Sie ist vergeblich ohne Psychologie, ist keine ohne die Völkerkunde der Seelen.

Es nützt auch politisch nur bei den Anständigsten, daß man der von der Gegenseite ausgespielten Idee sich wohlmeinend beugt. Wer sie nicht handhabte, wird den Böswilligen nur ihr Besiegter heißen. Insofern stärkte der Ostererlaß die Ententeblätter: er sei das Bekenntnis des Unterliegens, machen sie die hoffnungsvollsten Verwechslungen mit Ludwig XVI. und Nikolaus II. Es nützt uns dort auch keinen Pfifferling und würde nur als das Geständnis des Verbrechers genommen, wenn wir in irgendeinem Teil vor dem verzagen, was die Gläubigkeit der Dreiviertel aller Völker gegen uns fanatisiert und was nach den Wachstumsgesetzen des Blödsinns sich bis zur Befreiung der Menschheit von Deutschland gesteigert hat. Zurückweichen ist so ziemlich der einzige Verzicht, nicht schließlich doch zu widerlegen. Doch ist auch so noch unerläßlich die Idee.

Niemals, in den so absolutistischen Zeiten, hat ihre Werbung der Politik fehlen dürfen, und das Werben ohne sie ist erst die kläglichste Verkennung des

Politischen. Nur niemals hat sie heißen dürfen: Handel, Geld, „offene Türen", „nur wirtschaftliche Ziele". So wenig wie in der inneren Politik, weil das Geldmachen keine Idee ist, das Ganze seelenlos gehässig auseinandertreibt, zu viele Niedrigkeit und zum schlimmen Ende noch die Korruption ins Scheinrecht bringt. Seit den Phönikern ist Mal um Mal die emsige ganze Erreichung derartiger Völker von der anwachsenden Verachtung vernichtet, spurlos ausgetilgt worden. Die „nur wirtschaftlichen Ziele" aber auszusprechen, damit sich Freundschaft und Verständigung gründen zu wollen, hat doch bis gegen das Ende des 19. Jahrhunderts noch keine Staatskunst fertig gebracht. Noch keine Nation hatte auch dazu sich erniedrigt, den Amerikanismus in seiner nackten Gestalt öffentlich anzubeten. Damit die kurzen Gedächtnisse der Völker nicht den Amerikanismus sehn, pflanzte der Präsident der Munitionspharisäer und besorgt gewordenen Goldgeber das Banner eines Idealismus auf, der die Groteske für nützlicher als alle Logik hält. Jetzt lohnt sich den Engländern, daß sie diese Neu-Angelsachsen von drüben allzeit als etwas für sie national Peinliches behandelt haben — so etwa wie die englische Dame ihre Empfänge trennt in die für die Bekannten und die für „arme Verwandte, Amerikaner und so Leute" —; denn das wirbt, kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß wie das Sehnen, bei einem, der stolzer ist, sich beliebt zu machen. Wir kennen das ja auch von manch liebevollem Werben. — Nationen sind wie die Weibsleute, klatschgläubig moralisieren sie, aber sie kümmern sich den † † † um alle Moral desjenigen, der sie zu nehmen versteht. Fuchs Albion flirtet mit allen, und gegen uns zischen sie wie verrückt gewordene Gänse.

Im 17. Jahrhundert waren es die Generalstaaten, die keine Liebe fanden, die Weltpolitiker der „Kommerzien", wie sie es nannten. Das war diese Regierung der Ratspensionäre, die Admirale wie von Tromp, Evertsen, de Ruyter hatte und deren von Ängsten vor späteren Handelsverlusten bestimmte Politik bei ungenutzten Siegen stecken blieb. Es war die Tragik dieser Admirale, im Herzen oranisch, volksmäßig zu denken, doch der Partei, die nun einmal das Land regierte, untadlig getreu ihren Heldenmut zu widmen. Wasser und Feuer vertrugen sich, wenn gegen das Merkantilland sich eine Entente bilden wollte, Frankreich, England, Schweden, Österreich, dazu die buntscheckigsten Reichsstände. Die Idee eines einzigartigen Vorrangs von Frankreich, die Ludwig XIV. erfand und majestätvoll durchführte, legte das ganze Europa, Fürsten und Völker, gefolgsbereit zu seinen Füßen. Da, als Holland in Not war, als es verloren schien, in den vier Hauptprovinzen die Franzosen standen, scholl das „Oranje boven!" auf, erhob sich das Volk gegen diese schuldige Politik, die schon den zweiten Krieg verdarb, den sie mit ihrer Schwachseligkeit nicht abgewendet hatte, in der Erregung der Volkswut wurden die Brüder de Witt buchstäblich in Stücke gerissen. Ein Mann stand da, der dachte, der handelte, Prinz Wilhelm III.; mit dem Ziel, das er in die Lage warf, riß er sie herum: „Völker Europas, wahrt euch gegen Frankreich!" entflammte er den protestantischen Volksgedanken, ebnete neue Beziehungen, fand Verbündete, wurde, obwohl er nicht einmal sehr glücklich kämpfte, noch wieder zum Erretter.

Die Gesamtheit im Volk und in den Völkern muß Sicherheit spüren die Wille, Selbstbewußtsein und Idee verleihn. Ihr liegt das Radikale nicht so wegen seiner Inhalte, als weil es nicht klügelt und ausweicht; es ist ihr, was sie braucht, darin, Herz, Mut und Gesinnung. Die Menge revoltiert mit einem Thomas Münzer, der sie zu bereden weiß, aber sie geht über zu einem Luther, der dazwischenfährt, nicht weil er als Beschwichtigungsgeheimrat unter sie tritt, sondern weil sie in seinem Zorn spürt, der ist echter und größer. Propheten braucht sie, und wo die großen schweigen, sind es die kleinen und die falschen Propheten.

Die nationale Reichsgründung 1871 hatte die deutsche Idee des 19. Jahrhunderts für das allgemeinere Verständnis, das hier nicht unrichtig fühlte, auf einen Haltepunkt gebracht, fürs erste „erfüllt". Aber wie Bismarck sorgte, daß sie in ihren realisierten Formen das Wirkende, Lebendige behalte, verbreitete er sie zu den Völkern da draußen. Er lehrte die Nationen, uns um die Hohenzollern zu beneiden, lehrte, betrieb, propagierte die Idee der Monarchie als der konstitutionellen Führerin der Wohlfahrt, der ausgleichenden Gerechtigkeit und sozialen Fürsorge, als den starken Hort der Sachlichkeit, Pflichttreue, Rechtlichkeit im Staat, die verläßliche Schutzwehr, daß die Geschicke der Nationen und ihre ehrlichen Leistungen an den Staat nicht den Händen politisierender Machtstreber und schmutziger Profitmacher verfallen. Damals stiegen im Zeichen der Monarchie die jungen Nationen auf, wie Italien, Rumänien, begannen sich andere zu erholen, die von der Parteiung menschenalterlang zerrüttet waren, Deutschland war in der Lage, sich seine Freunde zu wählen, und noch über sein großes Leben wirkte es nach, daß junge entstehende oder sich sondernde Staaten nach einem monarchischen Führer begehrten. Dann aber kam die Zeit des Erlöschens, einer von dem starken Reich in der Mitte des Erdteils ausstrahlenden Geschichtsidee. Durch den noch so großsinnig gehüteten allgemeinen Frieden konnte sie nicht ersetzt werden, da dessen Grundsätzlichkeit etwas Unlebendiges ist (wenn sie nicht tatvoll erkämpft ist, wie unter dem alten Kaiser), auch durch unvermittelte Kraftworte nicht ersetzt wird, noch durch Mitgefühl für solche, die Schläge bekamen oder, wie die Buren, vergewaltigt wurden. Denn die Weltgeschichte stand deswegen nicht still, weil sie im Deutschen Reich durch das umgekehrte Fernrohr des Politischen betrachtet wurde. Jede der andauernden Verwicklungen, in Kuba, in Südafrika (wo die Vereinigten Staaten England vom Panamakanal abdrängten), im nahen und fernen Osten usf. ward durch die politisch lebendigen Mächte ausgenutzt; allum veränderten sich die Beziehungen, schlossen sich Bündnisse, die zur Zeit der Bismarckschen Gedankenaktivität Unmöglichkeiten waren, fanden sich Kompromisse, wie durch Rußland und England in Persien, zusammen und lernten sich alte Widersacher darüber vertragen. Die ganze politisch aktive Welt entdeckte, daß sie ihre Gegensätze überbrücken konnte, wenn sie eine gemeinsame Spitze gegen Deutschland auffinde, das mit den „wirtschaftlichen Zielen" unter den sämtlichen Nationen, die sich ihrer Erreichungen selber erfreuen wollten, Stimmungen, wie sie einst gegen die Hansen und die Generalstaaten gemeinsame waren, entstehen ließ, auch unter den schwächeren insofern, daß sie das wirtschaftliche

Übergewicht noch lieber den Engländern ließen, die da im alten Vorrang waren und kein so lautrediges Aufsehens davon machten. Mit derartigen Richtlinien sind wir zu diesem Weltkrieg gekommen, und mit der Unterbreitung unserer Kriegführung unter die Kritik der Übelwollenden haben wir Raum dafür gegeben, daß die Kritik und das Übelwollen sich auf die ganze Welt ausdehnten. Der prächtig keimfähigen Giftsaat, daß gegen uns die Ideen der Zivilisation zu schützen seien, erwiderten wir mit der „Freiheit der Meere". Nach 50 Jahren wird ein Historiker feststellen, daß es wertvoll und ehrlich so gut gemeint war. Vorläufig aber sehn die Nationen dieses alte Inventarstück anders, — auch Holland zu Zeiten, auch die Engländer verlangten die Freiheit der Meere, als sie nicht die Herrschaft darüber hatten. Die Seefahrtstaaten, ihre Reeder und Kaufleute sagten kein Piep oder Papp zu der befreienden Aussicht, und bei der breiten Meinung der Völkerwelt lockt man so keinen Hund vom Ofen. Da heißt es aufs packende Ganze gehn; aber die „Freiheit der Menschheit" wurde uns vorweggenommen; wir wären die gewesen, die sie vom ersten Tage mit der flammenden Größe der rechtlichen Idee hätten verkünden sollen, müssen: Befreiung der Völkergesamtheit von dem mit Trug, Schuld, Raub, Despotie aller Art beladenen Albion! Indessen, auch wenn der Kanzleigeist sich solchen Heroldtums getraut hätte, so durfte es nicht sein, weil die alte Liebe nicht kränkend beleidigt werden sollte, die gegen uns den großen Lügen- und Vernichtungskrieg unternahm. Das Feldherrnzelt dieser Kriegspolitik blieben die Kartenhäuser der Verständigung, Versöhnung.

Noch wieder in diesen Tagen las ich, zu Algeciras sei durch das „weise Nachgeben Deutschlands" der Krieg vermieden worden. Was bei festerem Auftreten dort geworden wäre, ist schwer zu sagen, aber soviel ist gewiß, daß durch die Niederlage von Algeciras mitsamt der eingesteckten italienischen Extratour der Weltkrieg samt seiner Gruppierung geworden ist. Hundertmal kommt in den landläufigsten Geschichtsbüchern der Schulsatz vor, wie „die Schwäche einer Politik ihr Verderben wird", aber gelernt wird aus der Geschichte nichts, und unsere ganze Idee, aber leider nur eine fixe Idee, blieb das Zurückweichen. a) Das Zurückweichen sofort, das beeilteste „Désintéressement" der Diplomatie, b) mit einer Zwischenzone von allseitig deutelbaren Versprechungen, die sozusagen allen nachgeben. Durch die Macht der Taten haben wir unter den Knechtsvölkern Rußlands die schöpferische Idee ihrer Selbstbestimmung entzündet; verleugnen wir sie jetzt, zur Verbequemlichung des Friedens, so sind wir es, die das allrussische berstende Gefüge wieder zusammenbringen, was dann aber auf Dauer ist; damit setzen wir uns gegen dieses künftige Rußland in ein quantitatives Verhältnis, das dem von Mexiko gegen die Vereinigten Staaten zu vergleichen ist.

Über jede Erwägung gilt es die Weiterdauer des deutschen Volkes — und mittelbar so die des noch übrigen Germanentums zu sichern. — Diese Erkämpfung aber, die unsre schon chinesenhaften Lebensengungen glückhaft wieder ausweitet, neue Aufgaben, neue Bodenständigkeiten schafft, wird dann auch, genau wie es zur Stauferzeit die ostelbische Kolonisation tat, die stagnierten inneren Gegensätze verwandeln zu fruchtbar belebender Gemeinsamkeit. Momentelang

erblickten wir diese allösende freudige Schicksalsvereinigung: als der Kaiser das Wort, daß es nur noch Deutsche gebe, sprach. Zusammenhänge einer für richtig gehaltenen Verständigungspolitik, nach innen und außen, bewogen, daß man das davonjagende Parteiroß doch baldigst wieder einfing, um die „Volksführer" wieder draufzusetzen. Diese Taktik ist die bescheidenere, aber schließlich entscheidend ist die Wirklichkeit, wenn sie nur geklärt wird: daß Volk, Staat, Monarchie keine Gegensätze bilden, daß sie zusammengehören, daß der wahre Feind aller drei die Art von unproduktiver Feldherrschaft ist, die alles nur spekulierend abgrast, den Frieden wie den Krieg, die alle Götter neben ihr zerstört, alle schönere Kultur, die ein Volkstum sich erarbeitet hat, durch ihre einträgliche Unterbietung und Scheindemokratie zu verpöbeln strebt. Nicht unsere Arbeiter stehen unserem Gemeinschaftssinn am fremdesten, es hat sich in ganz anderen deutschen Schichten viel Widerwärtigkeit selbstgefällig ausgebildet, die aus dem Wesen der Nation heraus muß. Eine Krisis des Volkstums will sich in diesen fiebrigen Tagen entscheiden; nicht so, wie die vielleicht voreilig Triumphierenden, sondern als Deutsche nehmen wir das Ostergeschehnis; es drängt mich zu erwähnen, was mir darüber ein liberaler Großberliner Oberlehrer schreibt: „Ich bin Optimist, weil ich in einer Zeit leben kann, die so mächtige, allgemein wendende Entwicklungsmöglichkeiten schafft, die der Kraft und Vernunft zum Rechte helfen werden!" Der nächste Vorteil des wendenden Zeitpunkts liegt in dem, daß er die Konservativen zwingt: daß sie — was sie auch schon angekündigt — schöpferisch mitzudenken und die richtige Wendung zu geben dabei sein werden. Leicht ist es gewiß nicht. Aber was auf eine latente, den zu Wenigen sichtbare Weise nach bedenklichster Analogie mit dem spätkaiserlichen Rom zum künftigen Untergang führte, kann sich unter den heutigen Zeichen zur Erneuerung wenden. — 16. April 1917.



Vor Tage · Von Richard O. Koppin

Im Traum der Nacht liegt noch der Wald befangen,
Die Berge schlummern noch, in Dunst gehüllt,
Noch sind die dunklen Weiten rings erfüllt
Von jenem großen, unerlösten Bangen.

Verschlafen regt sich leise nur die Quelle,
Kaum hörbar geht der Atem der Natur,
Und zaghaft wagt, auf scheuen Sohlen nur,
Sich aus der Nacht die erste Dämmerwelle.

Die steigt und wächst und wird zum Himmelsdome,
Und ihr smaragden in den Saum gestickt,
Erglänzt ein Stern, dem nahen Sonnenstrome
Als Tagverkünder still voraufgeschickt.



Blücher

Von Max Jungnickel (Musketier)

Es ist doch sonderbar!

Ein grauköpfiger Kerl, ohne jegliche Freundschaft zum Orthographiebuche, schlägt, mit der Tabakspfeife im Munde, Schlachten, glorreiche Schlachten, die durch die deutsche Geschichte strahlen.

Was ist das für ein Feldmarschall, der Unglück klein schreibt und Armee auch klein und hinten sogar mit h?

Ja, dieser Blücher!

So steht er da: tabakumräuchert, Spielkarten im Königskittel und die Marschroute nach Paris.

Und er flucht, daß selbst der König zusammenknickt.

Und er rast durch Schlachten und Pulverdampf und er schreibt an seinen Bruder, wegen seiner zehnjährigen Tochter Friederike: „Sollte meine tochter Schon Frisirt sein, so bitte um gottes willen laß alles auß kemmen.“

Und den lieben Gott sieht er nur im Harnisch.

Und Napoleon hätte er so gerne in Unterhosen erwischt.

Und er weint um die Königin Luise wie um eine selige, blaue Heimat, die vom Sturm zerrissen wurde.

Blücher!

Alle Soldatenherzen hat er in der Tasche.

Und als er in schweren Stiefeln durch die Himmelstüre krachte, da hat ihm der Herrgott eine Blume ins Knopfloch gesteckt, und Blücher hat gelächelt wie damals, als er den fünften Schafkopf glücklich gekloppt hatte.

* * *

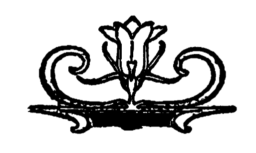
Immer rein in den Tornister!

Sie sind ja so leicht, die Briefe vom alten Blücher.

Und wenn ihr, Kameraden, irgendwo in Rußland oder in Frankreich, eine Heckenrose brecht, so legt sie zwischen die hingehauenen Blücherbriefe.

Oder wenn du das Eiserne Kreuz erhältst, so lege das Blättchen, worauf dir dein Kompagnieführer deine Tapferkeit und deine Furchtlosigkeit bescheinigt, zwischen die schwertdurchklirrenden, donnernden Blücherzeilen.

Und wenn es der da oben sieht, im Elysium, der alte, gute, rauhborstige Preußen-Feldmarschall, dann wird er dir einen Gruß zunicken, einen lachenden Soldatengruß.



Wie kommen wir mit Rußland zu einem heilen Frieden?

Von J. E. Frhrn. v. Grotthuß

Nach dem Wirrwarr der von Tag zu Tag, oft von Stunde zu Stunde einander bekriegenden Berichte aus dem revolutionären Rußland erscheint es geradezu als vaterländische Pflicht, der folgenden Gegenüberstellung deutscher und russischer Zukunftsfragen von dem bekannten deutschen Siedlungspionier Silvio Bröbrich-Kurmahlen, einem der wenigen wirklichen Kenner russischer Verhältnisse, im gesamten deutschen Volke durchdringendes Gehör zu verschaffen. Damit dem deutschen Volke endlich die Augen darüber aufgehen, was ist und worum es sich handelt! Was hier gesagt wird, gründet sich nicht auf die Eintagssuggestionen einer englisch-russischen, „provisorisch"-„offiziösen" Petersburger Telegraphen-Agentur, deren Drähte zur Abwechslung je nach dem Tagesbedarf auch von einem Arbeiter- und Soldatenrat gespielt werden. Nicht auf die machtlüsternen Wünsche und hohlen Phantastereien einer deutschen, sonst aber nirgends in der Welt vorhandenen gemeinbürgenden „Internationale". Auch nicht auf die nüchternen Erwägungen der im Schlepptau dieser „Internationale" sich geborgen fühlenden, willig ihr nachschwimmenden Lastkähne mitteleuropäischen „Kapazitäten". Nein, diese Darstellung gründet sich ganz einfach auf Tatsachen, deren richtige oder falsche Wertung über Sein oder Nichtsein Deutschlands und der verbündeten Österreichisch-Ungarischen Monarchie entscheiden wird. — Wenn sich die Leser mancher Ausführungen in „Türmers Tagebuch" noch erinnern, dann werden ihnen die folgenden Gedankengänge nicht ganz fremd erscheinen: —

Will man mit Rußland zum Frieden kommen, dann muß man die Verhältnisse nehmen wie sie sind, und nicht, wie man sie sich hier ausmalt.

Es ist ein Wahn, daß die provisorische Regierung und die Teile des Arbeiter- und Soldatenrates, die sie stützen, auf einen für Deutschland günstigen Frieden einzugehen bereit seien. Die letzte hier eingetroffene Nummer von Kerenskis Leibblatt „Djen" bringt einen Artikel, in welchem verlangt wird, daß das preußische Litauen mit dem russischen zusammen einen autonomen Teil Rußlands bilden müsse, ebenso das türkische Armenien mit dem russischen unter Angliederung weiterer Teile Kleinasiens; daß Polen mit den polnischen Teilen von Posen, Westpreußen und Schlesien ein „nicht ganz selbständiger" Staat in engerer Verbindung mit Rußland werde usw. Das sind also die „gemäßigten" Kriegsziele Kerenskis, des starken Führers und Vertrauensmannes vom Arbeiter- und Soldatenrate in Petersburg! Da ist es denn verständlich, wenn er, wie bekanntgegeben, erklärt hat: „Wenn der deutsche Sozialdemokrat David glaubt, seine Hoffnungen auf mich und Tscheidse zu setzen, so wird er grausam enttäuscht werden!"

Es ist eine unumstößliche Tatsache, daß die provisorische Regierung und desgleichen die meisten führenden Männer der Sozialisten und Sozialrevolutionäre ebenso deutschfeindlich und moskowitisch-chauvinistisch sind wie die Regierung des Zaren. Dies ist nicht nur die Auffassung der Balten, die die russischen Verhältnisse sicher beurteilen, sondern ebenso die der ganzen finnländischen und ukrainischen Sozialdemokratie, von den bürgerlichen Parteien der Fremdvölker ganz zu schweigen. Die Sozialdemokraten Finnlands sind der Ansicht, daß die revolutionäre Demokratie in Petersburg ebenso chauvinistisch wie der Zarismus ist, und daß sie vor allen Dingen niemals das Heft in Händen behalten wird, daß deshalb die Sozialdemokratie und die innerpolitische Entwickelung Finnlands alles von der großrussischen und demokratischen Bewegung in demselben und schlimmeren Maße zu befürchten hat wie bisher vom Zarismus — deshalb will ganz Finnland seine vollkommene staatliche Unabhängigkeit erlangen, eine Sache von höchster Bedeutung für Deutschland, da Finnland deutschfreundlich und als selbständige Macht ganz auf Deutschland angewiesen ist. Dadurch wird dann der Zusammenschluß zwischen England und Rußland über Skandinavien verhindert, — die Ostsee bleibt ein deutsches Meer, und der mitteleuropäische Block reicht damit bis zum Eismeer.

Das ist Lebensfrage für Deutschlands Zukunft! Deshalb wird die ententefreundliche revolutionäre Demokratie in Petersburg nicht gutwillig darauf eingehen, deswegen sollten wir aber die Rede des sozialdemokratischen Präsidenten des finnländischen Senats, Tokoi, des Chefs der finnländischen Regierung, mit „leidenschaftlicher Anteilnahme“ begrüßen, die zur Eröffnung des Landtages die volle staatliche Selbständigkeit Finnlands verlangt. Er sagte in der finnländischen Kammer am 20. April unter stärkstem Beifall des ganzen Hauses folgendes: „Die ganze Entwicklung unseres Volkes, seine Vergangenheit und seine Geschichte zeugen davon, daß Finnlands Volk reif ist, ein selbständiges Volk zu werden, welches über seine eigene Rechtsordnung, seine eigenen Angelegenheiten und seine Pläne mit voller Selbständigkeit entscheidet. Unsere ganze Kulturentwicklung hat sich im Zeichen der Selbständigkeit vollzogen. Unsere wirtschaftliche Entwicklung ist in dem Grade selbständig und unsere Gesellschaftsordnung derart von derjenigen Rußlands verschieden, daß zwischen ihnen keine solche Verbindung in Frage kommen darf, daß die eine oder andere darunter leiden müßte ... Ich verlasse mich darauf, daß das Selbstbestimmungsrecht des finnischen Volkes, die Grundlage der Selbständigkeit des finnischen Volkes, auf sicherem Boden steht; es ist unsere Pflicht, dieselbe unerschütterlich und folgerichtig zu entwickeln, damit die Selbständigkeit des finnischen Volkes schon in der nächsten Zukunft gesichert sein möge.“

Wollen wir, will unsere Sozialdemokratie der Sache der Freiheit und der des Reiches dienen, dann müssen wir Finnland unterstützen und mit Finnland unterhandeln, dann muß unsere Regierung und unsere öffentliche Meinung laut die staatliche Unabhängigkeit Finnlands fordern!!

Die Petersburger Machtgruppen haben als Stütze ihrer „Freiheitsbewegung“ 60 000 russische Soldaten in Finnland, die in Helsingfors, Abo und Wyborg ihre Offiziere abgeschlachtet, in den anderen Garnisonen sie eingesperrt, verjagt oder

abgesetzt haben und eine schwere Bedrohung von Leben und Ordnung in Finnland bedeuten und voll Haß und Mißtrauen gegen die Finnländer von Petersburg erfüllt werden. Im Lande die zügellose Soldateska, an der finnisch-schwedischen Grenze die englische Grenzsperre, in der nördlichen Ostsee die Unternehmungen der Engländer, die darauf gerichtet sind, sich dauernd festzusetzen, um sich den Zusammenhang mit Rußland über Schweden zu sichern! Da sind die Finnländer schmerzlich von einer öffentlichen Meinung Deutschlands überrascht, die die neue Entwicklung Rußlands, welche für sie dieselbe alte Knechtschaft bedeutet, nicht stören will!

Ist es da nicht zu befürchten, daß sie sich schließlich den Engländern in die Arme werfen, um Rettung von Rußland zu finden, den Engländern, die sicher ihren großen Anteil an den großen Unruhen in Schweden haben, und die im letzten Jahre mit ihrer entschlossenen Politik in Schweden so viel Boden gewonnen haben, wie Deutschlands Interessenvertretung dort verloren hat!

Hier ist es angebracht, auf Englands Unternehmungen in Estland und in der nördlichen Ostsee hinzuweisen. Es hat großen Grundbesitz um Reval und Baltischport aufgekauft. Soeben erfahre ich von zuverlässiger livländischer Seite, daß auf der Insel Ösel, wo sich die russische Fliegerstation Papenholm befindet, von einer anonymen englischen Gesellschaft zu ungeheuren Preisen, gegen sofortige Barauszahlung, alle um dieselbe liegenden Güter erworben werden; durch Livland reisen englische Agenten mit derselben Absicht, und in estnischen Zeitungen, die in Reval erscheinen, liest man Aufforderungen vom „Englischen Bildungskomitee", das bereit ist, die estnische Jugend in größerer Anzahl in englischen Bildungsanstalten in London und England zu ihrer Förderung aufzunehmen. — Darf das alles von uns geduldet werden?

Und dabei wird die tatsächliche Macht der provisorischen Regierung in Rußland von Tag zu Tag fadenscheiniger!

Genau wie Finnland steht die ukrainische Bewegung. Auch da ist es angebracht, zunächst darauf hinzuweisen, daß die ukrainische Sozialdemokratie auf ganz anderem Boden steht wie die deutsche. Der ukrainische Sozialdemokrat Pensa hat es nach der ersten Entwicklungsphase der russischen Revolution ausgesprochen, daß niemals die Petersburger Bewegung, die mit so leidenschaftlicher Anteilnahme von der deutschen Sozialdemokratie begrüßt wurde, den Ukrainern die Freiheit bringen wird und bringen will; denn auch er glaubt nicht daran, daß die chauvinistische moskowitische Bauernentwicklung von der Petersburger Demokratie überwunden werden kann,— und der beste Beweis für seine Auffassung ist ja auch, daß die Engländer den großen Führer der ukrainischen Sozialdemokratie, den der Zarismus mit demselben Haß verfolgte, wie die kadettische Partei der Volksfreiheit, die Miljukow usw., den Verfasser des berühmten Buches über die erste russische Revolution, Trotzki, der von Amerika jetzt nach Rußland eilte, in Halifax eingesperrt haben, — sicher im Einverständnis mit der provisorischen Regierung in Petersburg.

Genau so wie die Sozialdemokratie der Ukraine denkt auch das ganze ukrainische Volk, das, gleichfalls auf das tiefste enttäuscht durch die Anteilnahme der

öffentlichen Meinung Deutschlands für die neue Entwicklung Rußlands, sich einmütig erhoben hat, um seine Freiheit und Selbständigkeit zu begründen. In Kiew, der alten Metropole der Ukraine, ist die Nationalversammlung der Ukraine zusammengetreten, die sich als souveräne Vertretung des Ukrainervolkes konstituiert hat, — die „Zentralna Ukrainska Rada", deren Organ die in Kiew erscheinende Nowa Rada ist. An der Spitze der Versammlung, der „Rada", stand der Lemberger Professor Gruschewski, ein ostgalizischer Ukrainer, der, von den Russen aus Lemberg nach Sibirien verschleppt, jetzt durch die Revolution befreit, nach Kiew geeilt ist und dort zum Vorsitzenden der „Rada" gewählt wurde. Es stellt sich heraus, daß sich die ganze Ukraine, bis in das Dongebiet, der Bewegung angeschlossen hat. Unzählige Verbände und Vereine, die bis zur Revolution im geheimen ihr Dasein fristeten, haben sich ihr überall angeschlossen. Die „Rada" hat sich auf den Standpunkt des Perejaslawer Traktates vom Jahre 1654 gestellt; in diesem Traktate ging die Ukraine in die Personalunion mit Moskau, in der Person des Zaren, ein, unter Wahrung voller eigener Souveränität, eigenen Heeres, eigener diplomatischer Vertretung im Auslande und eigener von Moskau unabhängiger Kirche. Da heute der Zarismus und damit die Personalunion gestürzt ist, so bedeutet die Stellungnahme der „Rada" eben die volle Souveränität der Ukraina. Wie mächtig die Bewegung ist, geht daraus hervor, daß bereits eine tatsächliche Umgestaltung der Kiewer Verwaltung stattgefunden hat: die bisherige Stadtverwaltung dieser Hauptstadt der Ukraine bestand nur aus Großrussen und Polen — während die neue Stadtverordnetenversammlung entsprechend der Zusammensetzung der Bevölkerung aus 1 Russen, 2 Polen, 12 Juden und 86 Ukrainern besteht. Die russische Universität in Kiew, das Hauptrussifizierungsinstitut, ist bereits ukrainisiert! Der Kiewer Militärbezirk, einer der großen Militärverwaltungsbezirke Rußlands, ist in den ukrainischen Militärbezirk verwandelt worden, und die Ukrainer werden schon im Heere zu besonderen ukrainischen Formationen zusammengestellt. Die Rada fordert die völlige Trennung der ukrainischen Mannschaften vom russischen Heere und damit ihre eigene Armee. Sehr stark ist auch die Stellung der Ukrainer in Petersburg dadurch, daß in der Garde fast ausschließlich Ukrainer waren, und die Garde doch zum größten Teil in Petersburg ist. Bei derselben treten die Sonderbestrebungen ganz klar zutage. Infolgedessen war die großartige Manifestation der Ukrainer in Petersburg die größte von all den vielen Demonstrationen der letzten Wochen. Sie hatten sich aus den Museen und Kriegstrophäensammlungen die alten Nationalfahnen der Saporoger, des heldenhaften Ritterordens der Ukrainer, hervorgeholt und zogen unter Voraustragen dieser für sie heiligen Zeichen und mit ukrainischen Fahnen, die Selbständigkeit der Ukraine heischend, durch die Straßen der Stadt Peters des Großen, der ihren letzten großen Freiheitskämpfer, Mazeppa, und seinen Bundesgenossen Karl XII. besiegte und damit die Ukraine endgültig unterjochte.

Nun wacht die Freiheit dieses 30 Millionenvolkes auf. Diese sollten wir mit „leidenschaftlicher Anteilnahme begrüßen" und fördern! Das erfordert unsere Zukunft — nicht die Begünstigung der großrussisch-moskowitischen Entwicklung in Petersburg, die alle Freiheitsbewegung der Fremdvölker

Rußlands ersticken will und damit uns mit der ungeheuren Gefahr des moskowitischen Eroberungsstaates neu und viel drohender überziehen will!

Was ist nun von Deutschland aus geschehen, um mit der Ukraine und ihren Bestrebungen in Verbindung zu treten, wo wir doch kein wirkungsvolleres Mittel haben konnten, um Rußland zu schwächen, als die Unterstützung der Ukraine? Fast gar nichts, weil man die ukrainische Frage einfach nicht kannte oder für bedeutungslos hielt! Gewiß hat daran der Einfluß der polnischen Politik die Hauptschuld, da die Polen, namentlich die Österreichs, alles daransetzen, um die ukrainische Frage als Utopie hinzustellen, weil sie nichts so sehr fürchten, als die machtvolle Entwicklung der Ukrainer, die ihnen ihren maßgebenden Einfluß in Ostgalizien, das ein rein ukrainisches Land ist, rauben muß; ebenso fürchten sie auch in der Westukraine, daß sie dort zu existieren aufhören, wo sie den Großgrundbesitz zum allergrößten Teil in ihrer Hand haben, da ihnen allerdings die Ukrainer diesen unbedingt für innere Kolonisation fortnehmen würden. Deutsches Interesse kann aber nur mit größter Zufriedenheit den Gegensatz zwischen den Ukrainern und den Polen begrüßen. Niemals wird die Ukraine mit den Polen — bei der uralten Todfeindschaft zwischen diesen Völkern — gemeinsame Sache gegen uns machen; wohingegen die Polen stark in breiten Kreisen ihres Volkstums auch heute noch dazu neigen, mit den großrussischen Moskowitern gegen Deutschland zu gehen; wir haben ja gesehen, wie Kerenski, der Vertrauensmann von Arbeiter- und Soldatenrat, bereit ist, Ostdeutschland den Polen anzugliedern, wenn diese sich in russische Abhängigkeit begeben.

Wohl ist es hier ermöglicht worden, daß in den russischen Gefangenenlagern Angehörige des ukrainischen „Bundes zur Befreiung der Ukraine", zu dem Ukrainer aller politischer Parteien, von Sozialdemokraten bis zu Konservativen, gehören, unter den Gefangenen gearbeitet haben, um für den Fall einer Revolution ihre Volksgenossen vorzubereiten. Das hat zur Folge gehabt, daß der Vorsitzende des Bundes zur Befreiung der Ukraine, Skoropys, durch 20000 Unterschriften von ukrainischen Soldaten und Offizieren die Vollmacht erhalten hat, namens der ukrainischen Kriegsgefangenen in Deutschland und Österreich nach Rußland zu reisen und in Petersburg und Kiew zu erklären, daß sich die kriegsgefangenen Ukrainer der Forderung der Zentralna Ukrainska Rada anschließen, deren Grundlage der Traktat von Perejaslaw ist. Diese Arbeit des Bundes zur Befreiung der Ukraine ist natürlich in Rußland bekannt. Um so *schädlicher für unser Interesse ist daher, daß die Heeresverwaltung unseres österreichischen Bundesgenossen unter polnischem Einflusse in den besetzten Teilen der Ukraine, in Wolhynien, die entgegengesetzte Politik verfolgte.*

Dort haben die Österreicher ukrainische Schulen geschlossen und statt dessen polnische eröffnet, in jeder Art und Weise gezeigt, daß sie nur polnische Interessen vertreten, und die deutsche Verwaltung scheint in dem von ihr verwalteten Teile der Ukraine jedenfalls keine Fürsorge für die ukrainische Sache an den Tag gelegt zu haben. Auch das ist in der Ukraine bekannt geworden und hat mit der freudigen Begrüßung der großrussischen Revolution durch Deutschland ohne Erwägung der Fremdvölker Rußlands eine starke Depression hervorgebracht. — Die ukrainische

Freiheit aber, nochmals sei es betont, erfordert unsere leidenschaftliche Anteilnahme, denn sie ist unser Lebensinteresse gegenüber den Moskowitern und Polen. Vergessen wir nicht, daß wir durch den Frieden mit Rußland, wie er von Petersburg über Stockholm geplant wird, nicht ein Korn Getreide erhalten, weder nach Friedensschluß, noch auch in der nächsten Zeit, weil unsere Feinde sicher von den Petersburger Ententefreunden die ganze russische Weizenausfuhr erlangen werden. Diese aber stammt aus der Ukraine, und wenn wir für die Ukraine eintreten und ihre Freiheit und Unabhängigkeit fördern, so schaffen wir uns dieses mächtige Weizenland als Sicherung unserer Ernährungsverhältnisse, bis Litauen und das baltische Gebiet voll liefern können.

Alles sollte von unserer Seite geschehen, um in voller Öffentlichkeit von seiten der Regierung und Volksvertretung die Freiheit der Ukraine zu fordern und die Bestrebung der Ukrainer öffentlich freudig zu begrüßen. Dazu ist es nicht zu spät, sondern jeder Tag, der diese Erklärung früher bringt, bringt uns auch dem Frieden näher. Das Übersehen und Vertuschen der ukrainischen Freiheit stärkt die Polen in ihren Bestrebungen, sich auf Kosten der anderen Fremdvölker auszubreiten. Im Süden durch Unterdrückung der Ukrainer und im Norden durch die erhoffte Einverleibung Litauens und Kurlands sind die Polen auf dem besten Wege, ein starker Feind Deutschlands zu werden, während sie beschränkt auf Kongreßpolen (ohne das litauische Suwalki) und mit Angliederung von dem stark polonisierten Ostwilna und Grodno, im Süden durch die Ukraine in Schach gehalten, im Norden von deutschem, litauischem und baltischem Gebiet umklammert, an uns gefesselt sind. Die Ukraine könnte gar nicht fester an unsere Interessen geschmiedet werden, als wenn es gelänge, ihr Ostgalizien zuzuteilen und dafür Bessarabien zu nehmen. Österreich hätte vollen Ersatz in diesem schönen Lande und in Rumänien.

Will man die Moldau den Russen lassen, so übersieht man, daß zwischen dem Großrussenlande und der Moldau die ganze Ukraine liegt, das unter großrussischem Joche schmachtende „eine heilige, unteilbare Rußland“ würde auf diese Weise von uns gestärkt und durch ein reiches Land, das wieder unrussisch ist, durch die Moldau, vergrößert werden, dadurch ein neues Land zur Aushebung für seine Heere erhalten, während die freie Ukraine sicher auf Bessarabien verzichten würde, an welchem es kein Interesse hätte, weil es nicht ukrainisch ist, und die Ukrainer nur einen Nationalstaat haben wollen. — Österreich erhielte aber damit die beherrschende Stellung an beiden Ufern der Donaumündung, die Erfüllung eines Lebensinteresses für die Zentralmächte.

Daher müssen wir in dieser Richtung mit „leidenschaftlicher Anteilnahme“ die Friedensbedingungen nach Osten fördern, sie liegen auch hier in der Förderung der Fremdvölker Rußlands begründet!

Diesem wahren Frieden, der die Freiheit der Völker Osteuropas und die Sicherung der Zentralmächte im Osten bringt, sei noch einmal der Frieden entgegengestellt, den die Petersburger Sozialistengruppen wollen. Es ist der Frieden des Ententeinteresses unter dem scheinheiligen Mantel internationalen sozialdemokratischen Interesses. Plechanow, der große Vertrauensmann

der Petersburger Arbeiter, hat im großen Arbeiter- und Soldatenrat eine Rede gehalten, in der er seinen Standpunkt zum Frieden darlegt: er verlangt die „Besiegung und Vernichtung Deutschlands“, nicht „weil die Deutschen Monarchisten und Militaristen sind, sondern weil sie Rußland wirtschaftlich beherrschten und beherrschen!“ Also das unverhüllte Programm der Wirtschaftskonferenzen der Entente zu Paris, London u. a.! Nehmen wir dazu Kerenskis oben erwähnte Friedenshoffnungen, ferner Miljukows Kriegsziele, denen doch die der beiden eben genannten Führer des Arbeiterrates gleichkommen, und wir werden uns sagen, daß es nicht verständlich ist, was die Stockholmer Konferenz eigentlich Segensreiches für uns zutage fördern soll, als die klare Erkenntnis für unsere Sozialdemokratie und für alle, die sich etwas von Stockholm versprechen, daß unsere „leidenschaftliche Anteilnahme“ für die Sache der Freiheit in Rußland verschwendet ist, wenn wir sie den Petersburger Machtgruppen entgegenbringen, anstatt den Fremdvölkern Rußlands. Daran ändert auch nichts die durch die Petersburger Telegraphenagentur zur Miljukownote vom 1. Mai verbreitete Stellungnahme des Arbeiter- und Soldatenrates; denn die Zusammenfügung von Preußisch-Litauen und den deutschen Gebieten Polens unter Rußlands Souveränität wird in Petersburg nicht als Annexion, sondern als „Befreiung“ aufgefaßt!

Und wie weit reicht denn die Macht Petersburgs? Kaum weiter als die Petersburger Straßen! Im ganzen Rußland wird die Anarchie immer schlimmer und größer, die Armee immer wertloser und schwächer! Die Unordnung wächst ins Ungeheuerlichste, und die Bauernfrage ist bereits die alles überwuchernde Bewegung in Rußland geworden, die immer mehr Soldaten von der Front nach Hause zieht und immer wüstere Formen annimmt. In vielen Gebieten des Reiches haben die noch in der kommunistischen Dorfverfassung lebenden Bauern die durch die Stolypinsche Reform aus ihrer Mitte Ausgeschiedenen, zum Individualbesitz Übergegangenen gezwungen, wieder in die Kommune einzutreten und haben ihnen, da sie mehr Vieh und Pferde hatten, weil sie die besser Entwickelten sind, das fortgenommen und unter die Gemeinde verteilt usw.

Petersburg steht vollkommen ratlos der ungeheuren Verwirrung Rußlands gegenüber — dies ist der Zustand der „Regierung“, mit der man verhandeln soll! Tatsächlich kommen in Petersburg nur die einzelnen Machtgruppen der organisierten Sozialisten in Frage, die sich gegenseitig bekämpfen und von der Straße dabei unterstützt werden, daneben die „provisorische Regierung“, die jeden Tag versinken kann und durch hochtönende Phrasen durch die Petersburger Telegraphenagentur mit Hilfe des hermetischen englischen Grenzabschlusses Europa von ihren imposanten Entschließungen Kunde gibt! Mit dieser Regierung kann nicht verhandelt werden, — das wäre für uns noch schlimmer, als alle bisherigen Versuche, auf die „öffentliche Meinung Rußlands“ einzuwirken, da eine solche heute gar nicht mehr existiert, weil es ein solches Rußland gar nicht mehr gibt, auf das die deutsche Öffentlichkeit zu wirken versucht. Alles, was in der Richtung unternommen und gesagt worden ist, bis zur Entschuldigung wegen des Stochodsieges, ja bis zur Erklärung, daß man es für selbstverständlich halte, daß Rußland seinen Verbündeten treu bleiben müsse usw., hat nur schwer ge-

schädigt, vor allem aber die Fremdvölker Rußlands zu der Überzeugung bringen müssen, daß in Deutschland die maßgebenden Stellen entschlossen sind, die moskowitische Unterdrückungspolitik des „einen heiligen, unteilbaren Rußlands" zu unterstützen.

„Mit leidenschaftlicher Anteilnahme" haben die deutschen Sozialdemokraten die Entwicklung in Rußland begrüßt! Das haben auch wir getan. Wahrlich, es ist ein Glück für Millionen von Menschen, daß endlich einmal die Welt von diesem Ungeheuer, dem Zarismus, befreit ist! — Nur eins haben die Sozialdemokraten zu sagen vergessen, daß dieses Ungeheuer erlegen ist der über alle Begriffe gewaltigen Machtentwicklung des deutschen Heeres!

Schon vor bald 20 Jahren hat der heutige fanatische Ententeanhänger unter den Petersburger Sozialisten, Plechanow, auf dem Kongreß russischer revolutionärer Sozialisten in der Schweiz leidenschaftlich die Ansicht vertreten, daß die russischen Revolutionäre nicht gegen das Deutsche Reich Stellung nehmen dürften. Die deutsche militärische Macht sei der einzige starke Machtfaktor, der den Zarismus in Schach halten könne. — Er hat recht behalten — heute hat dieser Machtfaktor den Zarismus zerschmettert und vernichtet, — nur dadurch wurde die revolutionäre Entwicklung in Petersburg überhaupt möglich! Die Hoffnung, daß an diesem ehernen Heldentume der Zar und sein fluchbeladenes System der Knechtung von Millionen und aber Millionen „fremdstämmiger" Untertanen durch das moskowitische Großrussentum zugrunde gehen würde, hat alle Fremdvölker Rußlands beherrscht, deshalb ist der Sieg von Tannenberg in „leidenschaftlicher Anteilnahme" von Finnländern, Esten, lettischen Sozialdemokraten, Ukrainern, Kaukasiern und den Mohammedanern Ostrußlands und Zentralasiens begrüßt worden — es ging ein Raunen von kommender Freiheit durch das Riesenreich des Zaren! Deswegen ist dieser Sieg ein gewaltiges historisches Ereignis!

Diese Hoffnungen sind heute erfüllt, und dadurch ist ein anderes Rußland geschaffen; das moskowitische Großrussentum wird durch steigende Anarchie entkräftet, und die öffentliche Meinung Deutschlands und unsere Sozialdemokraten begreifen nicht, daß sie unseren Todfeind, das Moskowitertum, stützen und neuaufbauen, wenn sie diese Entwicklung der Petersburger revolutionären Strömung fördern!

Das Glied des Petersburger Arbeiterrates Gendelmann sagt: „Es besteht fraglos die Gefahr einer Gegenrevolution — sie ist die Zukunft!" aber eine Zukunft, der wir nicht zum Leben verhelfen dürfen!

Die einzigen festen und sicheren Faktoren in der ungeheuren chaotischen Entwicklung sind heute das politisch fest organisierte Finnland und die ukrainische Rada in Kiew, die hinter sich alle Parteien der Ukrainer hat, die bürgerlichen Parteien ebenso wie die ukrainischen Bauern und Sozialdemokraten! Ebenso die Bestrebungen der andern Fremdvölker.

Die Esten in Estland haben geschlossen gegen die großrussisch-moskowitische Entwicklung Stellung genommen und volle Autonomie für ihr Gebiet im Zusammenschluß mit den Deutschen Est- und Livlands verlangt. Die Letten in Liv-

land haben das größte Mißtrauen gegen Moskau, wenn sie auch gespalten sind in deutschfreundliche und deutschfeindliche Gruppen. Kurland und Litauen sind fest in unsrer Hand, Polen haben wir befreit, — es ist Pflicht unserer Selbsterhaltung, nach diesem ersten Schritt zur Befreiung der Fremdvölker für die Ukraine, Finnland und die anderen Staaten einzutreten. Zu diesen gehören vor allem unsere Volksgenossen in Rußland, die 2½ Millionen Kolonistenbauern Rußlands und die Deutschbalten in unserem alten Koloniallande. Von einer leidenschaftlichen Anteilnahme für diese 2 Millionen aufs äußerste bedrückten und der Vernichtung preisgegebenen Volksgenossen in der öffentlichen Meinung Deutschlands kann leider nicht geredet werden.

So dieser treue Kurländer und vielleicht — nein gewiß, noch treuere Deutsche. Denn dem baltischen Deutschen geht und ging sein größeres deutsches Volkstum noch immer über sein eigenes und doch so tiefgeliebtes Stammestum. Es kann dem kaum ein gleiches aus deutscher Geschichte an die Seite gestellt werden. Aber ist es nicht eine Schmach, daß im deutschen Volke auch in diesem niederträchtigsten aller Kriege, der je gegen ein nur allzu friedensseliges, nur allzu ritterlich harmloses Edelvolk gezüngelt und bis zur kreischenden Tollwut aufgestachelt wurde, noch Stimmen laut werden, ja übermächtig werden dürfen, aus denen man auch nur ein ehrliches Mitgefühl für die sich opfernden Brüder vergeblich herauszuhorchen sich bemüht? Daß Deutsche so entartet, so gehirnverkleistert sein können, ihr Heil bei den Feinden, den immer noch gegen uns ihren wahnwitzigen, selbstmörderischen Vernichtungswillen einsetzenden Feinden zu suchen, sich den Forderungen einer sie verachtenden und verhöhnenden nationalen „Internationale“ auf Kosten des eigenen Volkes bäuchlings zu unterwerfen? Wie darf dergleichen, das den Befreier nicht nur Ostpreußens einem Überwachungsrat unterstellen will, das den für unsere, für ihre Freiheit sich opfernden Brüdern den bloßen, wohlfeilen „Dank“ weigert, — wie darf dergleichen sich erkühnen, das hohe hehre Wort „Freiheit“ in den Mund zu nehmen?

Und doch: ob schuldig schon: die Schuldigsten sind diese — wie nennt sie doch Freund Mephisto? — diese „Kleinen von den Meinen“ nicht. Man denke nur an das „Deutschland“ zurück, das Bismarck erst zusammenschweißen und dann auf den Sattel heben mußte. Und konnte! Als einen Ambos hatte er dieses Deutschland übernommen, als einen Hammer hinterließ er es. Weil eben er selbst Hammer und kein Ambos war; ein echter und rechter deutscher Volksschmied, kein verfilzter Pinsel aus einem internationalen Kleistertopf. Und die innig gestählte Rüstung, in der die Augusttage von 1914 das deutsche Volk stolz erhobenen Hauptes, blitzenden Auges sich in den Sattel schwingen sahen, in einig gehärteter Kraft zum Ritt um Tod und Leben, — das war noch immer Bismarcks ehrliche deutsche Schmiedearbeit, keine gefirnißte pappene Bazarware!

Die Feinde frohlockten — sie täuschten sich! Sie meinten, des alten Schmiedes Arbeit könne nach so manchem, was sie luchsäugig lüstern beobachtet hatten, nicht mehr halten. Aber sie hielt. Sie hält immer noch! Aber — wie lange? Die Feinde draußen können die Rüstung zwar einbeulen. Unter den Freunden drinnen aber sitzen Menschheit beglückende Mikroskopiker, Ästheten, Gesundbeter, Philo-

sophen, angstflötend in dumpfen Stübchen auf kurulischen Sesseln. Die sehen in der zwar eingebeulten, aber nicht durchzuschlagenden Rüstung einen antimikrobischen Schönheitsfehler, eine ärgerliche Indigestion und wollen das unmodern gewordene Erz durch ihr ganz modernes pappenes Fabrikat ersetzen. Das ist die Gefahr — in jedem Sinne. — Was täte wohl Bismarck, was unser unvergeßlicher vielgeliebter alter Kaiser Wilhelm mit diesen Mikroskopikern, Ästheten usw., die Sterndeuter sein wollen und doch nur Topfgucker sind! — Millionen Deutscher beten in ihrem Vaterunser: „Und erlöse uns von dem Übel."



Die Unberufenen · Von Friedrich Karl Badendieck

Ihr standet abseits, wenn wir sprachen
Von unsres Volkes heil'ger Not;
Und während unsre Herzen brachen,
Schriet ihr nach Spielen und nach Brot.

Ihr wußtet nichts von unsrem Ringen
Um Stammeswürde, Reinheit, Kraft,
Nur feiler Hohn wollt' euch gelingen,
Wenn wir ein wehrhaft Werk geschafft.

Ihr hieltet ja in sichern Händen
Die Macht, die goldgehärtet stand,
Wir fanden Ohr nicht, aller Enden
Sang man nur euer Lob im Land.

Da schlug der Krieg an alle Pforten
Und wandte alle Werte um
Und warb für uns mit Eisenworten ...
Wir jubelten, ihr standet stumm.

Doch lange nicht, die neuen Sänge,
Die sangt ihr lauter bald als wir:
Mit uns ging diesmal ja die Menge,
Und wo die Menge ist, seid ihr.

Ihr bleibt euch gleich, wenn ihr im Kreise
Euch biegt und dreht auch, wie's grad' trefft,
Geschäft war euch die alte Weise,
Das neue Lied ist euch Geschäft.

Ihr wißt es wohl, die vielen andern,
Die euer Lärmen überschrie,
In Polen liegen sie und Flandern,
Doch tausend wurden dort wie sie.

Wenn die dann einst im Morgengrauen
Der deutschen Zukunft, nach dem Sieg,
Und deutsch, die deutsche Heimstatt bauen,
Dann — Hände weg, sonst gibt es Krieg!





Englands Oberdiktator

Alfred Charles Harmsworth wurde 1861 in der Grafschaft Dublin geboren, wäre also Irländer, soll aber, wie es heißt, von Zuwanderern aus Frankfurt a. M. namens Stern abstammen. Er erstieg die erste Stufe auf der Leiter des Erfolges, als er, wie so viele andere Emporkömmlinge der neuzeitlichen Zeitungsindustrie, seine Mitbewerber unterbot. Er begründete in den achtziger Jahren die „Daily Mail". Die Londoner Zeitungen machen ihr Hauptgeschäft durch den Einzelverkauf. Die billigste Zeitung kostete damals 8 Pfennig. Harmsworth verkaufte sie mit 4 Pfennig und fand rasch Massenabsatz. Als Zeitungsindustrieller wurde er groß und größer, begründete oder erwarb den „Daily Mirror", die „Evening News", die „Times", dazu eine Reihe von Provinzblättern, und ließ im Frühjahr 1915 rühmen, daß unter seiner Leitung wöchentlich mehr als 30 Millionen Zeitungsnummern über England und die englische Erde verbreitet würden. Obwohl Harmsworth stets den geschäftlichen Standpunkt voranstellte und nach Sensationen suchen ließ, um die Auflage seiner Blätter noch immer mehr zu erhöhen, machte er sich persönlich bei Gelegenheit auch politisch bemerkbar.

Nach Faschoda gab Harmsworth seinen Schriftleitungen franzosenfeindliche Anweisungen. In der „Daily Mail" vom 9. November 1899 war zu lesen, daß England für Frankreich nur noch ein Gefühl der Verachtung hege und sich niemals mit Frankreich werde verständigen können.

Einige Jahre später hatte der große Zeitungsindustrielle seine Ansichten gründlich geändert und erklärte Anfang 1903, England hasse die Deutschen von ganzem Herzen. Er würde es nicht dulden, daß in der „Daily Mail" etwas gedruckt würde, was Deutschland gefallen könnte. Später klagten seine Berichterstatter, daß sie über Paris und Frankreich nichts Nachteiliges bringen dürften, über Berlin und Deutschland aber nur Abfälliges schreiben müßten.

Nachdrücklich ließ Harmsworth durch seine Zeitungen für das Einvernehmen mit Frankreich Stimmung machen, nicht zuletzt durch beständige gehässige Hinweise auf Deutschlands Begehrlichkeit, Ländergier und Einfallsgelüste. Eduard VII. anerkannte diese neue Tätigkeit und hielt mit Harmsworth wiederholt politische Besprechungen ab, vertraulichere als mit manchem Minister. Damals wurde Harmsworth ins Oberhaus berufen und zum Peer von England ernannt unter dem Titel Lord Northcliffe. Im Hinblick auf seine Machtstellung als Zeitungsgröße mögen ihm die sonst hohen üblichen Gebühren für derartige Ernennungen erlassen worden sein.

Aus den deutschfeindlichen Strömungen, die schon vor dreißig Jahren gegen den Wettbewerb der deutschen Industrie eingesetzt und zu dem „Made in Germany"-Gesetz von 1886 geführt, nach der Krügerdepesche sich erneuert und während und nach dem Burenkriege erheblich ver-

schärft hatten, mochte Lord Northcliffe ersehen haben, daß mit Kriegstreibereien gegen Deutschland die packendsten Sensationen und die besten Geschäfte zu machen seien. In bezug auf Erfindungen, Entstellungen, Verdächtigungen, Beschimpfungen und Verleumdungen gegen Deutschland standen die Blätter des Lord Northcliffe allen andern englischen Zeitungen weit voran. Er war die Seele des Pressefeldzuges gegen Deutschland seit 1903 und während des Krieges.

Selbst englische Minister wie Campbell Bannerman, Winston Churchill, Mac Kenna, Balfour u. a. beklagten die Treibereien der Presse des Lord Northcliffe. „Dieser Jingopresse", sagte Campbell Bannerman Mitte 1906, „ist es nur um die Sensation zu tun. Kein Mittel ist ihr schlecht genug, um ihre Verbreitung zu fördern." Winston Churchill sprach um dieselbe Zeit von „dem täglich sich erneuernden Gebell" dieser Blätter, und Mac Kenna warnte vor der „Daily Mail", die ein „geradezu gefährliches Spiel treibt, Deutschland und England gegeneinanderhetzt und täglich über deutsche Vorbereitungen berichtet, als wolle Deutschland gegen England losschlagen". Balfour endlich nannte am 26. Juli 1909 im Unterhause die Sprache dieser Blätter mit Bezug auf Deutschland „schamlos und verwerflich".

Am treffendsten kennzeichnete Anfang Dezember 1914 der angesehene Herausgeber der „Daily News" A. G. Gardiner in einem offenen Brief an den Lord Northcliffe dessen Treiben: „Wer Ihre Laufbahn überblickt, wird keine Schwierigkeit haben, auf die Kriege hinzuweisen, die Sie angestiftet haben, auf den Haß, den Sie gesäet, auf die Sache, die Sie verlassen haben, auf Ihre Fälschungen, die Sie überall verbreiten. Sie haben hintereinander jedes Land angegriffen und zwar aus den niedrigsten Gründen. Sie haben jeden Standpunkt unterstützt, wenn Sie dachten, er würde siegreich sein, und haben ihn aufgegeben, wenn Sie glaubten, er würde unterliegen. Sie haben Ihre Zeitungen benutzt, die internationalen Wechselbeziehungen zu vergiften, um das Publikum mit schamlosen Märchen zu schrecken. Sie haben all das getan, nicht weil Sie irgend einen Glauben hatten, nicht weil Sie irgend einen Grundsatz hochhielten. Sie haben das alles getan, weil Sie den Erfolg suchten. Als Sie den Krieg gegen die Buren predigten, war es nicht, weil Sie die Buren haßten und England liebten, es war nur, weil Sie Ihre Zeitungen zu verkaufen verstanden. Als Sie den Krieg gegen Frankreich predigten und verkündeten, wir würden Frankreich mit Schmutz und Blut bedecken und seine Kolonien Deutschland geben, geschah es nicht, weil Sie irgend etwas gegen Frankreich hatten, sondern weil Sie wußten, wie man die Augenblicksleidenschaften des britischen Pöbels ausbeutet. Als Sie auf die schwersten Maßregeln gegen Rußland drängten wegen des Unfalls in der Nordsee (Doggerbank), da wußten Sie sehr wohl, daß da nur ein Versehen vorlag. Aber Sie wußten auch, daß das Kriegsgeschrei Ihnen eine gute Reklame für Ihre Zeitungen gab. Als Sie den Kaiser mit kriechender Bewunderung umgaben, als Sie ihn „unsern Freund in der Not" nannten und für ein Bündnis mit Deutschland eintraten, da geschah es nur, um Ihre Predigt zum Krieg gegen Frankreich wirksamer zu machen, mit einem Wort, Sie waren durch zwanzig Jahre der journalistische Brandstifter in England, ein Mann, stets bereit, die Welt in Flammen zu versetzen, um daraus ein Zeitungsplakat zu machen." Der jetzige Weltkrieg sei ein Lieblingsgedanke des Zeitungsbeherrschers gewesen. Nun prahle der journalistische Brandstifter, seine Zeitungen hätten alles richtig vorausgesagt.

Stillschweigend ließ Lord Northcliffe diese Vorwürfe über sich ergehen. Was konnten sie ihm anhaben! Seine Zeitungen werden von Millionen gelesen, die „Daily News" aber nur von Tausenden, und der Engländer weiß und glaubt nur, was er in seiner Zeitung liest, auch das Unglaublichste. So glaubte er auch, was die „Daily Mail" am 3. März 1917 auftischte, daß Deutschland die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand veranlaßt habe, um den Krieg zu beginnen, daß es in Rußland vor dem Krieg die Revolutionäre gegen den Zaren entflammt, in Nordamerika Ausstände hervorgerufen und in Kriegsfabriken Zerstörungen eingeleitet, daß es Verschwörungen in Südafrika und sonst in der Welt verursacht habe.



Mit Hilfe seiner Presse erhob sich Lord Northcliffe zum mächtigsten Mann in England und es gelang ihm sogar, im Musterlande des Parlamentarismus über die Köpfe der Mehrheit hinweg mit den üblichen Verdächtigungen und Beschimpfungen Minister zu stürzen, die ihm mißliebig waren wie Asquith und Grey, und andere Männer ans Ruder zu bringen, die er vorgeschlagen hatte, vor allem Lloyd George und Carson. Nach dem Ministerwechsel vom Dezember 1916 stellte die „Daily News" am 5. Dezember 1916 diese Tatsachen fest und bekannte am 6. Dezember: „Der angesichts des Feindes und durch journalistische Verleumdung erzwungene Rücktritt Asquiths bildet eine der traurigsten Erfahrungen in der Geschichte Englands."

Lord Northcliffe sprach im Namen des Volkes, er war selbst das Volk. Nicht das Parlament, sondern er hat das Ministerium Lloyd George, das Ministerium des Krieges, gemacht. Diese Auffassung bestätigte der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" am 8. Dezember 1916: In Northcliffes Hand sei die Presse eine ganz selbständige Macht geworden, vertrete die Ziele einer willkürlichen Gruppe und liefere ihre Leser wie eine Herde von Stimmvieh aus!

Lloyd George ist gegenwärtig der Diktator Englands. Er hat seine Stellung durch die Presse des Lord Northcliffe erlangt. Lloyd George kann sich auf keine Partei stützen und ist im wesentlichen auf das Wohlwollen seines Schutzherrn angewiesen. Wer daran zweifelt, möge nachlesen, was Gardiner in der „Daily News" vom 9. Dezember 1916 schrieb: daß Lord Northcliffe die Rolle eines geheimen Diktators über den amtlichen Diktator ausüben will. Von seinem liberalen Standpunkt aus klagte Gardiner über das „unheilvolle System einer Presseregierung". Lloyd George, den er nicht bekämpfte, dürfe nicht „unter der Drohung jener schreienden Plakate und hysterischen Zeitungsüberschriften leiden, die uns während der letzten 18 Monate unter einem Alpdruck von Scham haben leben lassen". Auch der Abgeordnete Thomas wandte sich am 10. Dezember 1916 gegen die „Pressediktatur" und meinte, Lloyd George könne, von ihr erhoben, durch sie ebenfalls wieder gestürzt werden wie das Ministerium Asquith.

Eine scharfe Verurteilung des Lord Northcliffe hatte die Wochenschrift „Truth" schon am 29. November gewagt und die ausschlaggebende Rolle dieses Zeitungsmagnaten beklagt. Die „Truth" bezweifelte nicht daß Lord Northcliffe „täglich Anstrengungen macht, aus den Schwierigkeiten des Staates und den Verlegenheiten der britischen Regierung und ihrer Verbündeten so viel wie möglich Ruhm, Nachrichten und Geld für seine Zeitungen zu saugen". Ein regelmäßiger Leser dieser Veröffentlichungen möchte fast zu der Ansicht kommen, daß Tod und Zerstörung einen großen Teil von Europa verwüsten, nur um die Klugheit der Übermenschen von „Carmelite House" (Northcliffes Wohnhaus) und „Printinghouse Square" zu beweisen. Und es ist eine Tatsache, daß Lord Northcliffe eine gewisse Zahl seiner regelmäßigen Kunden überzeugt hat, „daß die Schwierigkeiten, welche die Verbandsmächte darin finden, Deutschland und seine Bundesgenossen zu unterwerfen, schwinden würden, wenn Seine erlauchte Lordschaft selbst in Whitehall sitzen würden".

Als Zeitungsmacht knüpfte Lord Northcliffe auch Beziehungen mit der Presse in verbündeten und neutralen Ländern. Vor dem Kriege bereiste er Frankreich und Nordamerika, um in der Presse Bundesgenossen für seinen Kampf gegen Deutschland zu gewinnen. Seit 1906 tauschten seine Blätter die Drahtnachrichten mit dem „Matin" und dem „Echo de Paris", ferner mit der „New York Times". Eine Zeit vor dem Kriege wurde Lord Northcliffe Hauptaktionär der „Nowoje Wremja" in Petersburg und machte sie zu einem englischen Blatt. Auch der deutschfeindliche „Telegraaf" in Amsterdam steht in so innigen Beziehungen mit der „Times", daß er am 15. Januar 1917 einen Aufsatz aus der „Times" abdrucken konnte, den dieses Blatt noch gar nicht veröffentlicht hatte. Anfang März 1917 brachte Lord Northcliffe unter Mitwirkung des Bankhauses Morgan mit acht größeren Zeitungen Nordamerikas eine Verbandelung zustande mit der Aufgabe, die gemeinsamen Interessen zwischen England und Nordamerika und die Gegensätze zwischen Deutschland und Nordamerika scharf hervorzuheben und weiter zu entwickeln. Englisches Geld spielte auch schon vordem in der nordamerikanischen Presse eine Rolle. Wieder.

holt beantragte der Abgeordnete Moore in Washington eine Untersuchung des Berichtes, wonach fünfundzwanzig amerikanische Zeitungen mit englischem Geld unterstützt wurden.

In einer Ansprache auf dem Essen eines amerikanischen Klubs in London von Anfang März 1917 benahm sich Lord Northcliffe, als wäre er der Leiter der englischen Politik. Er rief die Amerikaner auf zum Kampf gegen den „Fluch der Welt“ gegen den Versuch der Deutschen, erst Europa und dann, was Lord Northcliffe in seinen Blättern schon oft behauptet hatte, Amerika zu beherrschen. Lord Northcliffe schien wenig von der militärischen Hilfe der nordamerikanischen Union zu halten, denn er verzichtete darauf, bat aber, die Union möge helfen, die riesenhaften Geldverpflichtungen einiger Bundesgenossen Englands zu erleichtern und allenfalls Belgien zu befreien. Lord Northcliffe will nicht eher Frieden schließen, wie er schon Mitte August 1916 in Italien erklärt hatte, bis England den Kaiser Wilhelm gefangen und wie Napoleon vor hundert Jahren aus Europa verbannt habe.

Lord Northcliffe hat in Nordamerika einen Freund und Gesinnungsgenossen in einem gewissen Isaac Marcossons. Auch dieser hielt im amerikanischen Klub zu London eine Ansprache und ergänzte Northcliffes Worte mit einigen Bemerkungen, die den großen Zeitungsfabrikanten und seine Leute drastisch kennzeichneten. Isaak Markussohn verkündete nach der „Times“ vom 3. März 1917: Der Krieg ist ein riesenhaftes Geschäftsunternehmen! Die Waren, die dabei verhandelt werden, sind nicht Sicherheitsrasierapparate, Seife und Hosen, sondern Menschenblut und Menschenleben! Die Welt ist mit Erzählungen von Heroismus in dem Kriege geradezu überschüttet worden. Heroismus war in dem Kriege aber die gewöhnlichste Sache von der Welt. Das Schönste in diesem Kriege ist vielmehr die Geschäftsorganisierung! Dergleichen sagten sich bisher die Emporkömmlinge des Geldes, die Kriegsspekulanten, nur unter vier Augen. Öffentlich enthüllen sie jetzt ihr unverfälschtes Gesicht.

Paul Dehn



Die Darstellung des sittlichen Kampfes in der altdeutschen Kunst

In der romanischen Epoche beherrschte der Symbolismus die künstlerische Darstellung. Ein zunächst sehr geheimnisvoller, nur in ornamentalen Linien, Zeichen, Runen redender Symbolismus. Erst langsam entrang sich dem Laubwerk und Bandwerk, der unausschöpflichen Fülle von beständig knospenden Formen, aus denen immer neue Formen drängten und trieben, das Ziel aller Formen — der Mensch.

Näher lag dem ornamental geschulten Sinn das Tier, das Tier in seiner Mittelstellung zwischen der Gebundenheit der Pflanze, in der alles Leben in die bewegte Bildung von Ranke und Rippe gebannt ist, und dem in völliger Freiheit mit gelöster Anmut sich bewegenden Menschen. Es stand im nächsten Zusammenhang mit dem Ornament, konnte selbst ornamental empfunden werden, um so mehr, da es sich in der Symbolik größtenteils um Fabeltiere (Drache, Greif, Phönix) oder um Tiere, die der nordische Künstler nur aus meist sehr fabelhaften Berichten kannte (Löwe, Panther, Pelikan, Elefant), handelte.

Als herrschendes Motiv bildete sich der Tierkampf heraus. In den Ornamenten der Buchmalerei, in den bunten Schnörkeln der Initialen, an den Konsolen und Kapitellen, an den Wangen der Chorstühle, überall entsteht ein wildes Ringen. Bestien tauchen aus dem Laubwerk hervor, fauchend und stürzend, Schwanz und Tatzen schlagend, mystische Löwenreiter streiten mit Drachen. Arme Sünder fliehen vor Ungeheuern. Der jugendliche Erlöser ringt mit Greifen und Löwen. Aber mehr noch: Tier kämpft wider Tier, ein Titanenkrieg der Fauna. Tatze schlägt wider Schlangenhaut, Kralle wider wolliges Fell, Schnabel wider

Schuppenpanzer. Kraft drängt gegen Kraft in allen Erscheinungsformen der Natur. Heiß wie der künstlerische Kampf um die Probleme von Raum und Ferne und Licht, so tobt hier noch ein andrer — welch ein Kampf! — um die Ideen des Christentums. Es ist die christliche Ethik, die sich langsam hier klarringt. Ein Widerblitz des großen Kampfes der ganzen deutschen Kultur, dieser Kampf der Mächte des Lichts wider jene der Finsternis — Christentum gegen Heidentum, Kultur gegen Barbarei, höheres Menschentum gegen den niedrigen Egoismus.

Wer sich recht in dieses kampfliche Getümmel verlieren mag, erlebt darin die köstlichsten Genüsse; denn innerhalb der unendlich reichen und weitausholenden Symbolik des Christentums findet in gleicher Weise der philosophierende Geist wie die spielende Phantasie, der sonnige Humor wie der scharfe Witz, auch der Aberglaube und heimliches Heidentum, finden Geschmack, Temperament und Laune des Künstlers das weiteste Gebiet der Entfaltung. Unendlich ist die Mannigfaltigkeit der Kampfszenen. Jedes Material spielt hierzu seine besonderen Reize aus: die spiegelnde Bronze, der wuchtige Stein, das elegante Elfenbein, die in ihrer herzhaften Gefügigkeit allesamt köstlichen Hölzer. Leuchter, Truhen, Büchsen, Gewebe, Buchdeckel, Miniaturen, Möbel, Gemälde und die weite Welt der alle Möglichkeiten plastischer Glossen bietenden Architektur bilden das Übungsfeld des Kampfes der Himmels- und Höllenmächte.

Der Sieg des Guten über das Böse! Das fortschreitende Mittelalter beschäftigt sich sehr ernsthaft mit ihm. Neben das Motiv des Kampfes tritt jenes des Sieges. Die scharf abwägende Gegenüberstellung von T u g e n d und L a s t e r. Die Gotik ist es, die dieses Thema aufnimmt. Jetzt wandeln die Allegorien die tierische Gestalt gegen menschliche aus.

Schlanke, edle, keusche Frauen treten aus dem Halbschatten der tiefen Portalgewände. Süß spielt der Reiz um den lächelnden Mund, überschattet von gesenkten Auges strengem Blick unter reiner Stirn. Lang flutet weichfaltiges Gewand hinab über köstlicher Glieder scheulos gezeigte, feierlich herbe Schönheit. Die erhobene Hand stößt leicht den Speer, lächelnd leicht in die Erde; nein, nicht in die Erde, sondern in Auge oder Schläfe eines verzerrten Hauptes. Jetzt erst sehen wir, daß diese sanften Frauen auf den Leibern von Dämonen stehen, schmerzgekrümmten, krampfverbogenen, hilflos niedergeworfenen Leibern.

Und so groß ist der Gegensatz zwischen diesen erhabenen Siegerinnen und den elenden, wie ekles Gewürm unter ihren Füßen hingeballten Besiegten, daß wir für diese nicht die geringste Spur von Mitleid zu fühlen vermögen, während jene alle Empfindungen erhebender Bewunderung in uns wecken.

Wir sehen den Sieg; nicht den Kampf. Nichts in den gelassenen, mühelosen Gebärden, den lieblich ruhigen Mienen sagt uns etwas von schwerem Ringen. Sie haben lächelnd überwunden. Das sind die Tugenden. Menschliche Gestalt mußte ihnen die meißelnde Hand geben. Aber sie sind keine Menschen. Sie leiden nicht, sie ringen nicht. Sie helfen nur denen, die leiden und ringen. Der mittelalterliche Mensch wollte beständig ein Fazit seines moralischen Vermögens ziehen. Keine Frage war ihm wichtiger als die: Was habe ich gegen die Hölle auszuspielen? Es war ein unablässiges Ausrechnen von gut gegen böse, ein ängstliches Sorgen und Wägen, daß bei der letzten Prüfung ein sittliches Mehrgewicht gegen ein lasterhaftes Mindergewicht herauskomme. Darum wirkte für die durch die ewigen Strafandrohungen verwirrten Gemüter die Zeigung der helfenden Tugenden als beruhigende Tröstung. Wie hehre Göttinnen stehen sie am Portal des Straßburger Münsters, durch ihre Lieblichkeit und Würde in jedem das Verlangen weckend, sie zu erwerben. Tugend will erworben sein wie Minne edler Frauen. Die tiefen gotischen Domportale mit ihrer faszinierenden Verjüngung der Gewände, in denen die Gestalten stehen, sprechen dieses Werben aus, und ganz umfängt den Nahetretenden der Geist des mystischen Minnehofes, wenn er in den hütenden Kreis der hehren Jungfrauen gelangt, die, „mit Würdigkeit gekrönt" und „mit Ehrbarkeit gekleidet", recht als ein festlicher Hofstaat der bräutlichen „Königin Seele" zu harren scheinen.

Den verwandten Motiven der Tugenden und Laster und der kämpfenden symbolischen Tiere gesellt sich ein drittes — der Kampf der Engel mit den höllischen Gewalten. Der große Krieg, dort ein sittlich symbolischer von allgemein allegorischem Charakter, steigert sich hier zum mystischen Erlebnis. Die Symbolik gewinnt örtlichen Hintergrund. Die Bewohner des Himmels treten gegen jene der Hölle auf. Engel wider Teufel. Es handelt sich meist um apokalyptische Darstellungen. Die Offenbarung Johannis bildete im Mittelalter ein Thema, das große Kreise des Volks dauernd beschäftigte. Die Möglichkeit eines nahen Weltuntergangs wurde fortwährend ängstlich erwogen, nicht vom wissenschaftlichen, sondern vom religiösen Standpunkt aus. Weltuntergang war gleichbedeutend mit Weltgericht. Ganze Sekten bildeten sich, die keine andere Aufgabe kannten, als die Welt auf das Weltende vorzubereiten. Zahlreiche apokalyptische Schriften, religiöse Prophezeiungen vermischt mit sittlichen, politischen und kirchenpolitischen Warnungen, Drohungen und Satiren wurden verbreitet. Eine ganze prophetische Literatur entstand. Aber alles Geschriebene und Gepredigte nahm seinen Ausgang von der Apokalypse Johannis. Aus ihr entnahm man die Form der Visionen, die Erscheinungen der Tiere, ganze Textstellen in ihrem Wortlaut. Die wunderbar erregte und erregende Sprache des Sehers von Patmos, in der in steigernder Weise die mystischen Kämpfe der Himmlischen mit den Höllischen vorgeführt werden, faszinierte die für alles Visionäre empfängliche mittelalterliche Menschheit. Aller Phantasie war erfüllt von den greulichen Bildern der in zahlreichen Varianten ausgestalteten Prophetie. Stürme, Gewitter, Sonnen- und Mondfinsternisse, Kometen, Sternschnuppenfälle und tausend andre Naturerscheinungen erschreckten die Geängsteten als mutmaßliche Zeichen des jüngsten Tages. Man träumte von fürchterlichen Tieren, Schlangen, Löwen, vielköpfigen Drachen.

So kamen die Gestalten dieser Träume und Visionen in die Kunst. Die Kunst griff aus den verworrenen Niederschlägen und Unklarheiten mit sichtender Kraft das sittliche Motiv heraus: den Kampf mit den Dämonen. In den feinen Farben der mittelalterlichen Pergamentmalerei stehen sie vor uns, ritterliche Engel und geschwänztes, aus dem Schwefelatem des Höllenrachen ausgeflogenes Teufelspack. Die große Feinheit des ganz von ornamentaler Gesetzmäßigkeit beherrschten Stiles, die Vornehmheit, die den Miniaturen der Blütezeit anhaftet, die leichte, blühende Art der Farbensprache läßt uns fast das Schwerblütige, Grüblerische und Problematische des Vorgangs vergessen, die Miniaturen sollen auch nichts andres sein als leichte Randglossen zum Text ...

Die ganze mittelalterliche Kunst hat etwas Glossenhaftes. Die Malerei war Buch- und Wandglosse, die Plastik war die Glosse der Architektur. Erst allmählich traten die Künste aus ihrem Ergänzungscharakter heraus, wurden — die Malerei im Tafelbild, die Plastik in der Rundfigur — selbständig. Aber die höchste Selbständigkeit errang die graphische Kunst: Holzschnitt, Kupferstich. Die Hauptwerke dieses Gebietes, Dürers Apokalypse und Passionen, Holbeins Totentanz, sind die Hauptwerke der altdeutschen Kunst. Was in ihnen gegeben ist, wurde von der deutschen Malerei und Plastik nicht übertroffen, ja man darf sagen, nicht erreicht. Diese Schöpfungen stehen in ihrer Behandlung der höchsten Probleme des Daseins einzig gleichwertig neben den größten Schöpfungen der Literatur und der Musik: der Göttlichen Komödie, dem Faust, dem Nibelungenring.

Das frühste dieser graphischen Hauptwerke ist Dürers Apokalypse. Es ist in der großen Masse apokalyptischer Darstellungen die unvergleichlich bedeutendste. Keine Illustration, sondern ein philosophisches Selbstbekenntnis. Ein titanisches Werk, das in großen Zügen den Kampf der Seele mit den dunklen Mächten des Daseins schildert. Mit einer beispiellosen Kraft riß Dürer den gewaltigen Stoff an sich, löste aus dem schwerverständlichen Gestaltengewirr die Träger der leitenden Ideen mit absoluter Klarheit und Schärfe aus und rettete so aus der an manchen Stellen in chaotische Gegenstandslosigkeit einsinkenden Prophetie das für alle Zeiten und Anschauungen Wertvolle — das Motiv des sittlichen Entwicklungsprozesses.



Betrachten wir kurz den Inhalt der Darstellungsfolge. Das erste Blatt, Johannis Martyrium, behandelt als Vorspiel des Ganzen das menschliche Leiden um der Gerechtigkeit willen; das zweite, Johannes unter den mystischen Leuchtern kniend, die Beschaulichkeit der betrachtenden Seele; das dritte, Johannes in Tränen vor dem versiegelten Buch die erwachende Sehnsucht nach Erkenntnis. Von Blatt zu Blatt sehen wir die Gestalt des Johannes, der die suchende Seele verkörpert, höher steigen. Nun folgen die Eröffnungen der Siegel (viertes und fünftes Blatt). Die apokalyptischen Reiter brechen hervor, die Sonne verfinstert sich, die Sterne fallen vom Himmel — der große symbolische Kampf der Selbstvernichtung beginnt. Es erwachen die sittlichen Kräfte — Auftreten der Engel, die die Winde aufhalten (sechstes Blatt). Höher schon wird Johannes erhoben (siebentes Blatt). Die Leiden wachsen. Schon ertönen die Posaunen des Gerichts (achtes Blatt). Aus dem Willen zur Erlösung ergibt sich die Notwendigkeit der Abrechnung. Die tiefernsten Mienen der Posaunenengel spiegeln die Tragik des ungeheuren Geschehens wider. Ein rasender Sturm bricht los: der Kampf der Engel. Zeitgemäße Satiren sind eingeflochten. Unter den Niedergemähten liegt ein Fürst, ein Papst (neuntes Blatt). Unerbittlich tobt der Kampf wider die Ichsucht. Dann folgt eine mystische Szene: Johannes, das Buch verschlingend. Die Seele ist auf ihrem Läuterungswege so weit gelangt, daß sie die himmlischen Mysterien erfassen kann (zehntes Blatt). Nun glimmt ein mildes Leuchten auf — die Liebe erscheint. Eine Beatrice in deutscher Fraktur. Madonnenhaft im Sternenkranze und auf der Mondsichel stehend, schwebt sie gegen die Spottgeburt der Hölle, den siebenköpfigen Drachen heran (elftes Blatt). Mit dieser Helferin gelangt der Kampf in eine neue Phase. Das Übergewicht zeigt sich. Die höheren Mächte siegen. Jetzt zwar treten sich die himmlischen und höllischen Wesen zum erstenmal unmittelbar gegenüber. Aber — welche Ironie! — das Höllentier ist eine komische Erscheinung! Da, wo sich der Teufel offen zeigt, ist es um seinen Ruhm geschehen. Das Scheusal wirkt lächerlich. Noch ist freilich der Streit nicht zu Ende. Es sind nur vordeutend die Gegensätze gezeigt. Jetzt aber naht Michael, der Starke. Jauchzend wirft er sich mit seinen Engeln wider die Teufel. Ein wilder Kampf entspinnt sich in den Lüften (zwölftes Blatt). Es ist die Stärke der Seele, die sich siegreich an dem Gegner mißt. Wieder erscheint ein siebenköpfiges Tier. Die Völker knien vor ihm. Noch einmal schwenkt Dürer ins Humoristische ab; macht aus dem Schreckgespenst eine Parodie. Sieben lächerliche Fratzen (dreizehntes Blatt). Als letzte Gestalt der sündigen Mächte naht die große Hure Babylon, die Sünde selbst. (Auch hier wieder zeitsatirische Abschweifungen auf die römische Herrschaft.) In den Wolken aber naht auf weißem Pferd der letzte Helfer, der da heißt „Treu und Wahrhaftig“. Der Liebe und der daraus erwachsenden Kraft der Überwindung (Michael) folgt die Treue. Sie endet den Kampf (vierzehntes Blatt). Auf den letzten vier Blättern fehlt Johannes. Wir wurden so in den Kampf verwickelt, daß wir ihn nicht vermißten. Jetzt aber steht er plötzlich vor uns. Auf Bergeshöhe — wir beachteten bereits das Steigen der Gestalt — erscheint er neben einem Engel, der ihm das neue Jerusalem zeigt. Weithin gebreitet über Tal und Hügel liegt mit schimmernden Türmen und Toren die herrliche Stadt. Mit verklärten Blicken schaut Johannis nach ihr, dem letzten Ziel nach heißem Ringen — dem Frieden. Man glaubt des Engels leises „Komm!“ zu hören. „Und wer es höret, der spreche: Komm! Und wen dürstet, der komme!“ ...

Ein Erlösungsdrama von feierlicher Größe. Mit einem unvergleichlich klaren, in die Tiefe alles Wesens eindringenden Gefühl erfaßt Dürer die großen Notwendigkeiten des Lebens. Er, selbst ein Ringender sein Leben lang, er kannte die unerbittliche Forderung alles Daseins, aller Entwicklung, aller Vervollkommnung: Kampf bis aufs letzte. Kämpfen und richten im Sinne Ibsens:

Leben — ein Kampf mit den Wichten
In unserm Herzen und Hirn;
Dichten — sich selber richten
Mit unbefangener Stirn.

Er kannte auch die Kämpfe seiner Zeit und verschlang die aktuellen Eindrücke mit der Fabel der apokalyptischen Dichtung. So wird sein Seelendrama durch die eingestreuten Zeitsatiren zugleich zum Kulturdrama des ausgehenden Mittelalters. Es ertönt in ihm der Schrei der germanischen Seele nach religiöser Freiheit. Diese Vereinigung von zwei gleich großen, nebeneinander herlaufenden Motiven, das Motiv des Zeitkampfes und jenes des Kampfes der Seele, beides die ewigen Kampfmotive der Menschheit, macht Dürers „Offenbarung Johannis" zu dem großen, für alle Zeiten bedeutenden Werke, als das es — leider nicht genug bekannt ist. Die Offenbarungen des Sehers von Patmos sind der Neuzeit unverständlich geworden und so kam es, daß sie darüber auch die Offenbarung Dürers vergaß. Man nahm sich nicht mehr die Mühe, sie auf ihren Gehalt hin zu prüfen, betrachtete sie als „Illustrationen" eines nicht mehr populären Textes. So ist es auch noch immer nicht beachtet worden, daß Dürer, als wichtigen Beweis für den tiefinnerlichen Anteil, den er an dem Werke nahm, auf dem „Kampf Michaels mit dem Drachen" in dem Engel rechts oben — sich selbst abgebildet hat. Der junge Dürer von 1498, nicht so schön frisiert und geschniegelt wie auf den gemalten Selbstbildnissen, sondern mit wild wehenden Locken, kampferhitzt, leidenschaftlich und begeistert — so wie auf der Erlanger Handzeichnung! —, schaut uns aus den Zügen des tapfer dreinhauenden Engels entgegen. Er selbst ist Mitkämpfer an dem großen Kampf, den er mit Einsatz seiner ganzen künstlerischen Kraft schildert!

Der Kampf mit dem Drachen — er ist der mächtige Gegenstand, der neben dem der Passion und der Marienverehrung das Hauptthema der altdeutschen Kunst bildet. Bücher und Wände, Altäre und Hausecken schmückt der hehre Engel Michael. Unendlich sind die Variationen. Bald als Ritter gewappnet, bald im wallenden Engelsgewand, bald stehend, schreitend oder aus der Höhe niederstürmend erscheint Michael mit Lanze oder Schwert auf den Feind eindringend, der sich ihm bald als Drache, bald als Wurm, bald als phantastisches Ungeheuer, bald als Teufel entgegenwirft, fliegend, kriechend, springend, ihn umringelnd, die Tatze oft schon gefahrdrohend auf ihn einschlagend, mit den Krallen sein Gewand und sogar seine Locken zerrend, mit dem Schwanz sein Bein umklammernd. Die Kunst findet der Formen nicht genug, das Prinzip der sittlichen Kraft — Michael, „ein ellenhafter wigant, gots sterke ist er genannt", sagt das „alte Passional" — zu schildern. Daneben macht sich das Bedürfnis fühlbar, außer der symbolischen Gestalt einen menschlichen Helden zu verherrlichen. Die alte Inkarnation des Mythus als Sage! So entsteht als des heiligen Michael in die Legende gezogene Replik der heilige Georg, der Inbegriff des kampfesfrohen Helden, der das Standesideal des Rittertums wird. Die Kunst schildert in ihm den Stolz des Landes, die edelste Jugend, den wahren Ritter ohne Furcht und Tadel, kernfeste Mannhaftigkeit und Gottesfurcht. Zugleich umwebt diesen christlichen Helden die Erinnerung an Siegfried. Aber den Leibesstarken, das Ideal einer barbarischen Zeit, überragt der Heilige durch seine sittliche Tat; denn nicht tötet er den Drachen, um sich in seinem Blute zu baden und seine Schätze zu gewinnen, sondern um das Land von ihm zu befreien, und nicht errettet er die als als Drachenopfer bestimmte Prinzessin, um sie, wie manche Drachentötersagen berichten, für sich zu gewinnen; sondern einsam und ungedankt reitet er fort.

Aber der entschwindenden Gestalt schließt sich ein geheimnisvolles Gefolge an: Ritter, Priester, Jungfrauen. Sie tragen die Krone des Martyriums und den Goldkranz der Heiligkeit. Jene alle sind es, die kämpften und überwanden. Und aus ihren Reihen treten bestimmte Gestalten hervor, denen die Legende — und nun spannt die Kunst fröhlich den echt deutschen sonnigen Humor an — die Überwindung eines in persönliche Erscheinung getretenen Höllenspuks nachweist. Da naht Goar mit einem Teufel auf der Schulter, Gudula mit einer Lampe, die auf ihr Gebet wieder brennt, nachdem sie ein Teufel ihr ausgeblasen. Cassius, ein Ritter der Thebaischen Legion, steht wie St. Michael auf einem Drachen, Cyriakus, der Nothelfer und Dämonenaustreiber, führt den Besiegten an einer Kette, Juliana leitet ihr Satanswürmlein

gar wie ein Lämmchen am Band, Martha, hausmütterlich, setzt ihren Höllenschoßhund, der, vollbusig und nett, nach ihr schweifwedelt, behutsam, wie einen gefangenen Maikäfer, vor sich hin. Margareta, die Heldische, besiegt einen greulichen Lindwurm durch das Zeichen des Kreuzes, desgleichen der Mönch Magnus, und gar der Einsiedler Hilarion, der den durch das Kreuz gebannten Drachen auch noch auf Reisigfeuer röstet.

Man muß den Ernst heiter und den Humor ernst zu nehmen wissen, mit dem die alten Meister diese Dinge darstellten. Von einer jedes Lächeln ausschließenden Erhabenheitswarte bleibt man ihnen ebenso fern, als wenn man sie ausschließlich von der komischen Seite her betrachten wollte. Sie hatten die gesunde Kraft, die Tragik und den Humor der Dinge gleichzeitig zu erkennen und wiederzugeben, eine Kraft, die uns, die wir Tragödie und Lustspiel streng auseinanderhalten, leider nahezu verlorenging, eine Kraft, die aber, wie es uns scheinen will, die geeignete war, die sittlichen Probleme der Menschheit in einer nicht engherzig moralisierenden, sondern großzügigen, die Gemüter erschütternden und erhebenden Form zu behandeln.

Mela Escherich

Heinrich Manns „Madame Legros“

Mit einer im Buchhandel unerhörten Reklame versucht und versteht es der Verlag Kurt Wolff in Leipzig, der Leserschaft das ihm genehme Urteil über seine Verlagswerke einzuhämmern. Wer auch nur einigermaßen Bescheid weiß um die Psychologie des Massenlesers, kann die Wirkungen dieser vom Anzeigenteil unserer Tageszeitungen ausgehenden Beeinflussung des literarischen Urteils nicht leicht nehmen. Ein unsinniger Erfolg, wie er auf diese Weise für Meyrinks „Golem“ erarbeitet wurde, wird dadurch verhängnisvoll, daß er für die Zukunft jedes Urteil über die wirkliche literarische Gesinnung unseres Volkes fälscht.

Seit einiger Zeit wird nun dieselbe Reklame in noch verstärktem Maße zugunsten Heinrich Manns entfaltet. Mit ihrer Hilfe ist es bereits erreicht, daß das Urteil „Heinrich Mann sei der größte deutsche Erzähler“, wie eine allgemein anerkannte Tatsache nachgesprochen wird. Ein solcher Erfolg macht kühn, und so begegnen wir jetzt seit einigen Wochen überall der Anzeige von Heinrich Manns dreiaktigem Drama „Madame Legros“ in Verbindung mit der lapidaren Kritik: „Ein Wendepunkt in der Geschichte unserer Literatur, das neue historische Drama der Deutschen, nach dem wir uns alle sehnten, ist aus der Taufe gehoben worden.“ Wer das geschrieben hat, steht nicht dabei. Das hindert aber nicht, daß ein solches geradezu sträflich unreifes und anmaßendes Urteil durch die stete Wiederholung seine suggestive Wirkung üben wird. Wir sind schon aus diesem Grunde gezwungen, dem Drama Heinrich Manns, dem nach der Uraufführung in München auch in Berlin ein starker Erfolg beschieden gewesen ist, eine eingehendere Betrachtung zu widmen. Für den Erfolg ist festzustellen, daß ihm die wahre Herzlichkeit abging und daß er gegen Schluß abflaute. Man darf schon bei diesem Erfolg einen guten Anteil der Suggestion zuschreiben, ein anderer beträchtlicher Teil kommt auf Rechnung unkünstlerischer Tendenzen, über die nachher zu reden sein wird.

Es sind zunächst einige mehr äußere Dinge festzustellen, die aber doch in die inneren literarischen Lebensverhältnisse unseres Volkes hineinblicken lassen. Heinrich Manns Drama ist nun das dritte Revolutionsstück, das uns in diesem Winter vorgeführt wird. Auf Büchners „Dantons Tod“ folgte des Franzosen Beaumarchais „Hochzeit des Figaro“; und diesem Auftakte zur Revolution läßt Heinrich Mann ein Stück folgen, das mit jenem 14. Juli 1789 schließt, der mit dem Sturm auf die Bastille zum Geburtstage der französischen Revolution geworden ist. Das deutsche Volk oder doch zum wenigsten das Theaterpublikum Berlins hat in einem einzigen Theaterwinter also für drei verherrlichende Darstellungen des französischen



Revolutionsgeistes Aufnahmefähigkeit und Beifallsfreude bewährt. Dieser Theaterwinter aber ist der dritte Kriegswinter, in dem unser Volk gegen dieses Frankreich seinen Daseinskampf führt.

Es gibt Leute, die uns einreden wollen, in dieser „Objektivität“ liege Größe. Ich mag die Sache wenden, wie ich will, ich kann nur das Gegenteil darin finden. Das ist fischblütige Schlappheit in nationalen Dingen. Es ist eine Art seelischer Landesverrat. Es wird auf diese Weise die seelische Mithelferkraft der einzig dringenden Aufgabe, die wir jetzt haben, entzogen. Die Seele der Besucher solcher Aufführungen wird abgelenkt, unfruchtbar gemacht für die große nationale Aufgabe der Stunde. Es ist aber auch ein schwächliches Verhältnis zur Kunst. Denn es bedeutet die Loslösung der Kunst vom Leben. Kein Akademikertum ist kälter, als dieses Artistentum, keines kunstfeindlicher. Wenn es eines Beweises bedürfte, wie unsinnig die Zensur ihre Aufgabe erfaßt, läge er in dieser Möglichkeit, in einer Zeit revolutionäre Stücke spielen zu lassen, in der offenkundig revolutionäre Strömungen durch das Land gehen, in der unsere Feinde mit Hilfe der Neutralen alles aufbieten, diesen revolutionären Unterströmungen zum Durchbruch zu verhelfen, in der der Ausbruch der Revolution in Rußland, wie das mit allen Revolutionen der Fall gewesen ist, leicht als Anfeuerungsbeispiel wirken kann. Sind es „Kinder“, die unbewußt mit dem Feuer spielen, so soll man ihnen das Feuerzeug aus der Hand nehmen; sind es aber keine Kinder, so sind es verbrecherische Landesverräter. Solche bleiben sie auch, wenn sie bloß hochmütige Narren sind, die sich an dem Gedanken literarisch aufgeilen, in der Art eines Beaumarchais dem neuen „Zeitgeist“ Schrittmacherdienste zu leisten.

Will man aus meinen Sätzen diese Beschuldigung gegen Heinrich Mann herauslesen, habe ich nichts dagegen. Aber nicht ihn kann ich anklagen, sondern jene, die ihn dulden und die ihm diesen Einfluß schaffen. Ein Heinrich Mann hat aus seiner Undeutschheit nie Hehl gemacht. Seine Wahlzugehörigkeit zur französischen Kultur geht bis in die letzte Durchbildung seiner Sprache, der er das Gepräge einer Übersetzung aus dem Französischen aufdrückt. Der Satzbau mit „man“ (man kennt das, man wird acht geben auf dich; wird man neugierig sein?), geht von Anfang bis zu Ende durch. Noch auffallender sind ausgesprochen französische Wendungen: „Als wir kürzlich verheiratet waren“ statt „kurze Zeit verheiratet waren“, oder der Mann ermahnt die Frau: „Sei zurück zum Essen“, worauf sie antwortet: „Niemand soll es dir bereiten, als nur ich“. Oder als abschließendes Urteil bei einer sehr ernsten Szene: „Das ist spaßhaft.“ Derartige Stellen lassen sich auf jeder Seite herauslesen. Wie kann man aber einen Schriftsteller, der derartig bewußt seine Sprache vergewaltigt, zu einem „führenden Dichter“ stempeln wollen!

Bei einem Manne, der sich so dem innersten Sprachgeiste des Volkes, dem er nun einmal zugehört, entfremdet, kann es auch nicht weiter wundernehmen, wenn er dem *seelischen* Leben dieses Volkes so fremd wie möglich ist, ja ihm geradezu feindlich gegenübersteht. Denn nur aus dieser Wesensfeindschaft heraus ist es psychologisch erklärlich, daß ein Dichter ausgerechnet in der Stunde, in der sein Volk in höchster Daseinsnot kämpft, sich zur Behandlung, nein zur Verherrlichung einer Lebenstat des erbittertsten Feindes seines Volkes hingezogen fühlt. Dafür reicht die Erklärung mit Artistentum nicht mehr aus. Hier ist auch nicht Weltfremdheit am Werke, sondern der ganz böse *Instinkt der Zersetzung*. Es ist die Freude am Zerstören alles Starken, gesund Triebhaften, in der Heinrich Mann dann allerdings auch sein eigenes Werk zerstört. —

Madame Legros, die Frau des Pariser Strumpfwirkers und Schnittwarenhändlers Legros, hat bis jetzt keinen höheren Ehrgeiz gekannt, als Haus und Mann gut zu betreuen und als Putzmacherin den Verdienst zu steigern. Es sind schwere Zeiten. Sie trägt darum auch kein Bedenken, alle Beziehungen auszunutzen, um den Staat um seine drückenden Steuern zu betrügen. Aber trotz alledem verläuft dieses Dasein in kleinem Behagen und der sich fühlenden Ehre des Spießbürgertums. So ist es gewesen bis zu diesem Tage, wo Frau — Verzeihung! Madame Legros eines ihrer zierlichen Spitzenhäubchen einer Kundin bringen will. Der Weg führt am Turm der Bastille vorbei. Da fällt von oben ein Brief herunter, den zufällig gerade

Madame Legros aufhebt und damit — fällt ein heiliger Lebensberuf in ihr Herz. In diesem Briefe fleht ein Gefangener, der seit dreiundvierzig Jahren hinter den Mauern der Bastille nach seiner Versicherung unschuldig schmachtet, um Hilfe. Auf Frau Legros wirkt der Zufall, der das Blatt gerade ihr in die Hand geweht, als höherer Wille. Ihr Leben war bis jetzt leer, nun ist es übervoll. Nichts anderes hat in ihr mehr Platz, als der Beruf, diesen Unschuldigen zu retten.

Hat sich ein Wunder begeben?! Wir glauben es gern. Wir sehen ab vom Zufall, wir möchten auch die Bemerkung des Mannes Legros überhören, daß seine Frau vor vierzehn Tagen ein totes Kind geboren und sich von der seelischen Enttäuschung noch nicht wieder erholt habe. Wir brauchen diese Verbeugung eines schwachgläubigen Dichters vor „wissenschaftlich exakter" Psychiatrie nicht, wenn er uns nur in unserm guten Glauben nicht stören würde.

Zunächst kann man darauf hoffen. Die Frau empfindet mit solcher Gewalt das Leid der Welt, d. h. man muß wohl hier schon sagen des einen Unschuldigen in der Bastille, daß der Zwang zu helfen sie über alles hinweghebt. Sie verliert keine Zeit: sie versucht, ihren Mann zum Hilfswerke zu überreden; dann ruft sie die Nachbarn herbei und entwickelt eine aus den Tiefen der Seele aufquellende Beredtheit, die selbst vor der stumpfen Gleichgültigkeit des Philistertums und der gemeinen Verdächtigung der Alltäglichen nicht zurückschreckt. Der Volksauflauf lockt eine adlige Gesellschaft herbei unter Führung des Chevalier d'Angelot und der Komtesse d'Orchat, die hier eine Abwechslung im Amüsement wittern. Sofort beginnt Madame Legros ihre Werbetätigkeit auch hier; der Instinkt sagt ihr, daß sie die Mächtigen für ihren Befreiungsplan gewinnen müsse.

Hier müssen wir unsern Glauben schon verteidigen. Daß der Chevalier eine Frau nur als gemeiner Lüstling ansehen kann, sei angenommen. Daß Madame Legros sich sofort auf eine geistig scharf zugespitzte Unterhaltung versteht, mag man auch noch zugeben; ja selbst, daß sie bereit ist, sich die Hilfe des Chevalier mit ihrem Körper zu erkaufen, wäre aus der Ekstase noch erklärbar, wenn nicht gleichzeitig diese Ekstatische so kluge Reden zu führen verstände. „Helfen Sie mir und ich gehöre Ihnen — wenn Sie dann noch wollen werden. . . . Denn bis dahin werden Sie erkannt haben, daß ich auch in den Armen eines andern nur dem Unschuldigen gehören würde." Diese Darstellung der Treue an den Unschuldigen ist ein sehr spitzfindiges Stück der Unterscheidung zwischen Leib und Seele. Immerhin, dieser erste Akt läßt uns noch glauben. „Du wirst mich lassen," sagt Madame Legros zu ihrem Mann, „denn du siehst wohl, daß es mir auferlegt ist. Ich bin nicht schwach. Ich weiß trotz allem, daß die Menschen sich sehnen nach dem Unschuldigen! Alle haben dasselbe Herz, und ich brauche nur ihre Laster und ihren Hohn davon wegzuziehen, wie einen Vorhang, dann werden sie ihn erkennen, den Unschuldigen und in ihm sich selbst." Man mag diese Symbolisierung literarisch finden, aber sie kann immer noch als Ausfluß einer urplötzlich vom höheren Beruf ergriffenen Seele geglaubt werden. Es kommt ganz darauf an, ob und wie es dem Dichter gelingt, uns den Aufstieg miterleben zu lassen.

Ach, es kommt zu keinem Aufstieg, es kommt nur zu einer Versandung. Madame Legros ist vom Chevalier d'Angelot, der, ein seltsamer Skeptiker, sie als Betrügerin entlarven und doch auch wieder durch ihre Echtheit zum Glauben bekehrt werden möchte, durch alle Gesellschaftskreise geschleppt worden. Sie hat überall ihr Sprüchlein hergesagt, so oft hergesagt, daß sie für sich selbst nicht mehr die zwingende Notwendigkeit aufbringt. Sie spielt eine Rolle nicht nur vor andern, auch vor sich selbst. Sie weiß selbst nicht mehr klar, ob sie im Dienste dieser R o l l e oder ihrer A u f g a b e lügt, intrigiert oder, wie es jetzt geschieht, den sie liebenden Chevalier an einen Spitzel verrät. Jedenfalls hat dieses einzige Im-Auge-behalten des Endzweckes ihr eigenes sittliches Bewußtsein völlig getrübt, so daß sie wütender Eifersucht verfällt, weil es der Komtesse gelungen ist, den Unschuldigen in der Bastille zu besuchen. Dabei müßte sich Madame Legros doch im Dienste der Sache darüber freuen, weil so die Befreiungsmöglichkeit näher gerückt ist. Aber sie will sich eben ihre Rolle nicht verkleinern lassen, der Unschuldige ist ihre „Spezialität".

Es geht nicht an, diese Handlungen noch unter die Wirkungen der Ekstase einzuordnen, denn Madame Legros steht klar neben sich, beobachtet sich genau und weiß über sich Bescheid. „Ich lüge schon, ich spiele schon Komödie. Ich habe schon meinen Leib als Preis versprochen, ich werde auch noch verraten", erklärt sie ganz nüchtern. Und als sie bei der Königin Marie Antoinette perverse Begierden merkt, nützt sie auch diese aus und wühlt sich mit raffinierter Schamlosigkeit in leichenschänderische Vorstellungen ein.

Nun sehen wir, warum Heinrich Mann die Erklärung mit der Totgeburt gegeben hat. Das Ganze ist ja gar kein Wunder, es ist ein Krankheitsfall, ein Stück Pathologie. Mit kaltem Verstande ist kühl errechnet, was in einem durch ein derartiges Ereignis körperlich und seelisch geschwächten Weibe eine vom blinden Zufall herbeigeführte seelische Einwirkung ausrichten kann. Natürlich verliert auf diese Weise das ganze Geschehen die Bedeutung des Symbols und wird zum „Fall" erniedrigt.

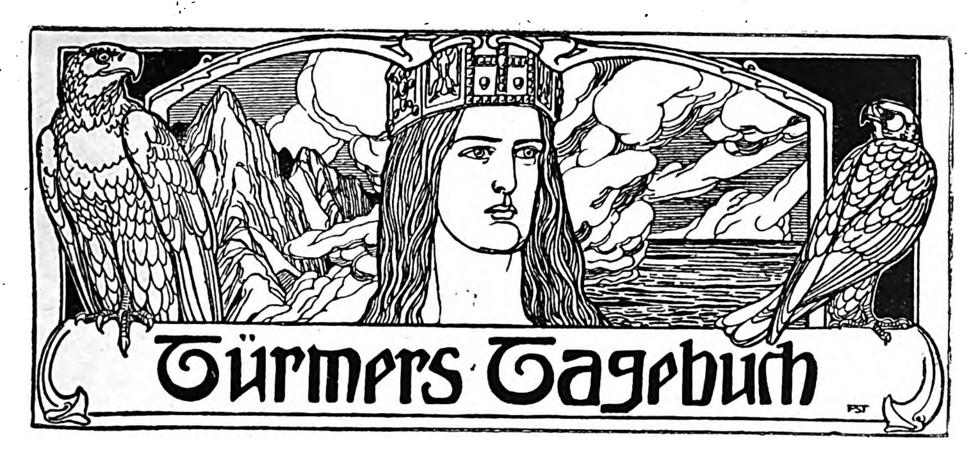
Um so verhängnisvoller ist es dann, mit ihm ein großes historisches Geschehen zu verkoppeln. Madame Legros hat Erfolg. Der Unschuldige wird entlassen und gleichzeitig mit ihr mit dem Tugendpreis gekrönt. Wäre Madame Legros wirklich ein Symbol gewesen, hätte sie in dem einen Leidenden das Leid der Menschheit gefühlt, so würde sie nun nicht auf einmal leer und inhaltlos. Aber da es nur eine Krankheit war, die sie befiel, fällt sie nun auch wieder von ihr ab, genau so urplötzlich und innerlich unbegründet. Sie hat kein Verständnis für das Leid der Welt, und als draußen die Volkshaufen zum Sturm auf die Bastille anrennen, verkapselt sie sich ängstlich in ihren Laden und in ihre alte Tätigkeit. Sie war eine Zeitlang vom Wahnsinn, vielleicht von einem heiligen Wahnsinn befallen, jetzt ist sie wieder „normal": Putzmacherin, Gattin des Bürgers Legros und Vorsteherin ihres Haushalts. Weiter nichts. Daß der Chevalier tot zu ihren Füßen liegt, berührt sie nicht weiter; daß ihr Gatte in der Zwischenzeit sich mit einer liederlichen Verwandten eingelassen hat, ist gleichgültig. Sie, die hellseherisch alle Menschen durchschaute, ist jetzt wieder stumpf und beschränkt.

Aber draußen ist die Revolution entfesselt. Das ist wohl dem Dichter die Hauptsache. Nur so ist die Gestaltung der ganzen Welt außer Madame Legros zu verstehen. Da ist nur Fäulnis, nur Zersetzung. Nicht ein einziger halbwegs würdiger Gegenspieler ist vorhanden. Die höfische Welt zumal ist mit glotzigen Plebejeraugen gesehen. Marie Antoinette ist nicht nur eine eitle Puppe, sondern voll gemeinster erotischer Instinkte. Die Komtesse d'Orchat ist um nichts besser. Diese Leute sind aus französischen Memoiren weggelaufen, aber dann seltsam plump aus dem Epischen ins Dramatische versetzt. So ist es wohl denkbar, daß die „Chronique scandaleuse" von einem Abbé berichtete, er lasse das Brevier für sich von seinem Lakaien lesen. Aber es heißt den Geist dieser Gesellschaft völlig verkennen, wenn man den Abbé selber mit dieser Frivolität seinen Standesgenossen gegenüber renommieren läßt. Auch der Chevalier d'Angelot kokettiert mit seiner Lasterhaftigkeit in unechter Weise. Oder aber er ist überhaupt unecht gewesen. Denn daß er vor den Augen der von ihm geliebten und begehrten Frau Legros sich in verliebte Intimitäten mit der Königin einläßt, ist mit zynischer Roheit bei der sonstigen Veranlagung dieses Charakters nicht zu erklären.

Und so zermürbt einem alles unter den Händen. Die ganze Szene mit dem als Baron verkleideten Spitzel ist bloße Intrigenmache, hat gar nichts mit der Sache selbst zu tun. Sie dient bloß dem Bühneneffekt. Wem aber dient das ganze Stück? Wenn nicht der Selbstbespiegelung eines eitlen Artistenhochmuts, so bleibt nur eins übrig: die revolutionäre Tendenz. Zersetzungsarbeit. Natürlich geschieht auch das nicht mit der rückhaltlosen Hingabe des von seiner Leidenschaft erfüllten Dichters. O nein. Dazu ist Heinrich Mann zu „überlegen" kalt. An einer Stelle läßt er Madame Legros als „Courtisane der Tugend" bezeichnen; in schlimmerem Sinne ist er ein Courtisan der Revolution.

Karl Storck





Der Krieg

Die Dinge reifen, die vielleicht für immer über unser Schicksal entscheiden. Am 1. Februar, so sprach Geheimrat Professor Dr. Dietrich auf der Versammlung des Unabhängigen Ausschusses für einen deutschen Frieden am 5. Mai im Sitzungssaale des Abgeordnetenhauses zu Berlin, hat der scharfe U-Boot-Krieg eingesetzt in dem Sinne, wie er ursprünglich am 5. Februar 1915 verkündet worden war, im Sinne eines Sperrgebiets, und zwar diesmal nicht nur um England, sondern um die Küsten aller feindlichen Länder. Dieser Erklärung ist alsbald am 4. Februar der Abbruch der diplomatischen Beziehungen von seiten der Vereinigten Staaten gefolgt, und zwei Monate später, am 5. April, die Erklärung des Kriegszustandes durch die amerikanische Regierung. So haben wir einen neuen und nicht zu unterschätzenden offenen Feind. Was sein Eintreten für uns bedeutet, ist bis jetzt nicht mit Sicherheit abzusehen. Von unseren U-Booten erhoffen wir, daß sie durchschlagenden Erfolg erringen und den Frieden erzwingen, ehe die Vereinigten Staaten Zeit finden, militärisch einzugreifen.

Ehe noch diese Entscheidung gefallen war, hat bekanntlich die russische Revolution, deren Beginn man, soweit heute klar ist, auf den 11. März datieren kann, Rußland ein ganz anderes Gesicht gegeben. Während dieser Staat bisher als Zarenstaat, als Sitz autokratischer Gewalt, verhaßt war, genießt er heute in weiten Kreisen unserer Bevölkerung Sympathien. Mit leidenschaftlicher Teilnahme, erklärt die Sozialdemokratie, verfolge sie die Errichtung der Republik in Rußland; sie erhofft von diesem Staate, daß er ein Friedensstaat sein werde, uns gegenüber zum Frieden bereit.

Es ist noch ein drittes Ereignis eingetreten, das große Bedeutung hat. Wir haben eine Osterbotschaft empfangen. Sie war nicht für alle von uns eine fröhliche Botschaft. Nicht etwa deshalb, weil ihr Inhalt nicht paßte. Eine Reform des preußischen Wahlrechts ist in Aussicht gestellt worden, ehe der jetzige Kanzler Ministerpräsident des preußsichen Staates war. Das ist also nichts Neues, und wir alle halten für notwendig, daß eine solche Reform eintritt. Aber was uns Bedenken erregt, ist, daß diese Frage zu einer Zeit wieder aufgenommen und in den Mittel-

punkt der öffentlichen Erörterung gestellt wird, wo unserm Reiche und Volke das Messer an der Kehle sitzt. In einem Augenblicke, wo wir nicht wissen, ob wir überhaupt bestehen werden, ist der Streit entfesselt, wie wir uns im Reich und Staat einrichten.

Es ist von Seiner Majestät dem Kaiser zwar bestimmt worden, daß die Entscheidung nicht getroffen werden soll, ohne daß auch diejenigen gehört werden, die jetzt draußen in den Schützengräben für uns ihr Leben einsetzen. Aber die Agitation hat nachdrücklich begonnen; alle möglichen Anträge werden gestellt, und die Erregung ergreift immer weitere Kreise. Das bedauern wir von ganzem Herzen. Wir haben niemals in diesen inneren Fragen irgend welche Meinung geäußert. Wir haben allen, die sich unseren Bestrebungen anschlossen, in dieser Beziehung die größte Freiheit der Meinung gelassen; das mag jeder mit sich selbst abmachen. Wir haben die Überzeugung vertreten, daß erst unser deutscher Staat gesichert sein muß, ehe man an seinen inneren Ausbau denken kann. Ich darf hier vielleicht wiederholen, was ich am 19. Januar sagte, ich darf wieder erinnern an das Wort, das David Friedrich Strauß im Jahre 1848 prägte, als damals Streit war, ob man zuerst nach der Einheit oder nach der Freiheit streben solle. Er sagte: Trachtet am ersten nach der Einheit, dann wird euch alles andere zufallen. Das Wort ist wahr geblieben. Heute ist ihm die Form zu geben: Trachtet am ersten nach der Macht, so wird euch alles andere zufallen. Haben wir in Zukunft einen Staat, der frei und selbständig in der Welt dasteht, der bestimmen kann, was er in der Welt bedeuten will, dann wird dieser Staat auch so ausgebaut werden können, daß alle in ihm gesund und froh, frisch und frei leben können.

Das ist übrigens, meine ich, schon heute der Fall. Denn wenn das Deutsche Reich sich dem Körper, für den es geformt wurde, nicht allmählich angepaßt hätte und ihm nicht so gut säße, so würde sich unser Volk nicht für dieses Deutsche Reich so einsetzen. Das Werk Bismarcks hat seine Probe am 4. August 1914 bestanden. Da ist kein Stand, kein Bekenntnis, keine Partei, die es missen möchte. Denn jeder weiß, daß auf diesem Reiche, auf dieser Einheit, auf dieser Kraft, die geschaffen wurde, auf der Macht, die diese Einheit darstellt, alles beruht, was jeder einzelne besitzt. Es gibt für uns kein Einzeldasein neben dem allgemeinen. Erst den Bestand dieses Staates sichern, und dann diesen Staat ausbauen!

Also die beiden Fragen der Beziehungen zu Amerika und der Bedeutung der russischen Revolution für uns.

Vom ersten Augenblick an, wo ein Gedankenaustausch zwischen Deutschland und Amerika einsetzte — es geschah ja durch den edel gedachten Brief unseres Kaisers vom 8. September des Jahres 1914 — waren Zweifel gestattet (die Antwort des Präsidenten Wilson zeigt es ja deutlich), ob Amerika freundliche Gesinnungen gegen uns hege, wenigstens ob sein Präsident solche im Herzen trage. Es hat sich bald bestätigt, was von vornherein klar war, was jeder wußte, der nur einigermaßen mit amerikanischen Verhältnissen, mit amerikanischer Politik, mit amerikanischer Denkart vertraut war, daß Amerika diesen ganzen Krieg, das Ringen der europäischen Völker um ihre Existenz und ihren Kampf bis auf den letzten Blutstropfen, allein und ausschließlich unter dem Gesichtspunkt des eigenen Nutzens und des eigenen Vorteils betrachten würde. Nichts anderes konnte für das amerikanische Volk als solches maßgebend sein.

Politisch ist das ja auch nicht unrichtig gedacht. Ein Volksganzes muß so urteilen und demgemäß auch sein verantwortlicher Vertreter; er darf nichts anderes im Auge haben als das Wohl seines Staates. Aber wenn man so urteilt, dann soll man nicht Redensarten über Menschlichkeit und Menschenrechte und Heiligkeit des Völkerrechts im Munde führen. Dann soll man offen sagen: Das ist der Vorteil meines Volkes; ich bin verpflichtet, ihn wahrzunehmen. Wer nicht so gehandelt hat, das ist sicher der Präsident Wilson. Mit allen möglichen Redewendungen und Ausreden hat er sich aus den Zweifelsfragen, die ihm die Verhältnisse stellten, herausgezogen und unentwegt unter dem Deckmantel der Neutralität englandfreundliche Politik getrieben. England konnte sich alles erlauben, ohne daß Amerika je ernstlich Einspruch erhob; für uns war alles, was irgendwie mit dem kodifizierten Völkerrecht auch nur leise in Widerstreit geriet, verboten und begegnete ausnahmslos dem nachdrücklichsten amerikanischen Widerspruch, vor dem wir leider ebenso ausnahmslos zurückgewichen sind. Die eigenen Maßnahmen, die Amerika früher n bezug auf Munitionsausfuhr an Kriegführende getroffen hatte, wurden verugnet. Rücksichtslos ist die amerikanische Erwerbsgier ihrem Vorteil nachgegangen, hne irgendwelche Skrupel darüber, daß Hunderttausende unserer Landsleute durch die amerikanischen Geschützlieferungen und die amerikanischen Geschosse ihr Leben lassen mußten. Und dabei hat man unausgesetzt die Menschlichkeit im Munde geführt. In Millionen von uns hat sich der Zorn geregt, daß unsere Regierung diesem Treiben nicht klarer und nachdrücklicher entgegentrat.

Vor jetzt fünfviertel Jahren haben wir eine starke Agitation für den U-Boot-Krieg entwickelt. Er wäre damals möglich gewesen, und ich sage es hier offen vor dieser Versammlung, weil die öffentliche Meinung noch immer wieder mit der Behauptung irregeführt wird, daß wir vor Jahresfrist, im März des Jahres 1916, den U-Boot-Krieg nicht hätten führen können, ich wiederhole es hier, daß unsere zunächst berufenen militärischen Autoritäten der Überzeugung waren, daß der U-Boot-Krieg damals mit vollem Erfolg hätte durchgeführt werden können. Als die Erklärung vom 8. Februar 1916 erschien, da hoffte ja jedermann auf den „verschärften U-Boot-Krieg", und wir haben von seiten der Regierung am folgenden 15. März die Erklärung hören müssen, er sei in vollem Gange. Wie weit das richtig war und blieb, will ich hier nicht weiter besprechen. Ich will nur daran erinnern, daß aus dem verschärften ein matter U-Boot-Krieg geworden ist auf Grund amerikanischen Einspruchs. Die amerikanische Note vom 20. April 1916 wurde am 4. Mai von unserer Regierung in einer Form beantwortet, die niemand billigen konnte, der die Sache klaren und ruhigen Blickes ansah. Der Vorbehalt, der am Schlusse der Note gemacht wurde, war von vornherein gegenstandslos. Es ist auch sogleich von der amerikanischen Regierung in ihrer Gegenerklärung gesagt worden, daß sie ihm irgendwelches Gewicht nicht beilegen könne, und wenn sich der Reichskanzler heute auf diesen Vorbehalt beruft, so ist das ein Hieb in die Luft. So erlahmte der U-Boot-Krieg vor dem Einspruch Amerikas, wie er ja schon im Jahre zuvor erlahmt war nach dem „Lusitania"-Fall und später nach dem „Sussex"-Fall vor ebensolchem Einspruch; man ließ sich die U-Bootwaffe „aus der Hand winden". Und das wissen ja alle, daß der Mann, der auf des Kaisers Gebot, nach des Kaisers Wunsch und Willen unsere Flotte geschaffen hat, der uns eine deutsche Flotte, eine

deutsche Seewehr gebaut hat, daß dieser Mann wegen der Meinungsverschiedenheiten zwischen militärischer und politischer Leitung seine Stellung hat räumen müssen, daß er jetzt fernsteht, ohne an der Verwendung der Waffe, die er geschmiedet hat, teilnehmen zu können.

So sind die Sachen gegangen, und weiterhin schien es so, wurde uns wenigstens von halbamtlicher und vollamtlicher Seite verkündet, daß die Beziehungen zu Amerika außerordentlich gute, ja herzliche seien. Wir haben die Versicherung ja noch einmal auf der überaus denkwürdigen Feier vernehmen können, die am Dreikönigstage hier im Hotel „Adlon“ stattgefunden hat, einer Feier, die sich tiefer in die deutsche Geschichte einprägen wird als die sogenannte Kanzlerstürzerei, die in demselben Hotel Adlon stattgefunden haben soll. Es wurde uns gesagt, daß sie nie besser gewesen seien, und das geschah alles, obgleich Wilson schon klar und deutlich für jeden, der sehen w o l l t e, gekennzeichnet hatte, wie seine Auffassung der Lage war. Er hatte am 19. Dezember v. Js. eine Mitteilung an die kämpfenden Mächte ergehen lassen. Mit großem Nachdruck hat er immer in Abrede gestellt, daß diese Mitteilung mit dem deutschen Friedensangebot vom 12. Dezember irgendwelchen Zusammenhang habe; sie sei ganz und gar unabhängig davon und beruhe ausschließlich auf seinen eigenen Wünschen. In dieser Mitteilung sagt er aber schon ausdrücklich, daß ein Friede zustande kommen müsse, der ein dauernder sei, und der könne nur gewonnen werden, wenn keiner mit großen Erfolgen aus diesem Kriege hervorgehe. Er erklärt sich bereit, er hält sich bereit — so ist der Ausdruck —, an den Friedensverhandlungen vollen und verantwortlichen Teil zu nehmen; aus den Friedensverhandlungen müsse eine Organisation hervorgehen, die nachher den Frieden in der Welt aufrechterhalte. Und wir haben damals ja erlebt, daß diese Note Wilsons von unserer eigenen Regierung als hochherzige, von der österreichischen als edle Anregung bezeichnet wurde. Wenn sie einfach als Anregung gekennzeichnet worden wäre, so wäre das wohl richtiger gewesen. Ein Friede, der auf die Autorität von vereinten Mächten aufgebaut werden soll, wird, wie die Dinge in der Welt liegen, immer ein Friede sein, der von den Angelsachsen, von England und Amerika zusammen, diktiert wird. Gegen diese würden wir in einer Völkerkonferenz nicht aufkommen. Wir hätten dann das Vergnügen, in der Welt die Rolle zu spielen, die uns John Bull und Bruder Jonathan gütigst überlassen wollen. Das wäre alles, was uns übrigbliebe.

Nun hat, noch ehe der U-Boot-Krieg begann, und ehe die Beziehungen abgebrochen wurden, Wilson noch einmal am 22. Januar seine Stellung dargelegt. Inzwischen war auf seine Note vom 19. Dezember ja jene Antwort der Entente-Mächte erfolgt, die Ihnen allen in Erinnerung ist, in der sie keinen Zweifel darüber ließen, daß sie uns vernichten wollen, daß Deutschland, Österreich, die Türkei aus der Reihe der selbständigen, lebensfähigen Staaten verschwinden sollen. Die Note war Wilson bekannt. Die Mittelmächte hatten in ihrer Antwort von hochherzigen und edlen Anregungen gesprochen; die Entente verkündete Vernichtung. Trotzdem hat Wilson in einer Erklärung an den Senat vom 22. Januar in ihrer Antwort noch eine geeignete Grundlage für Verhandlungen gesehen. In dieser Erklärung heißt es auch wieder: Frieden ohne Sieg. Das stimmt nicht mit der Meinung der Ententemächte, und sie haben sich deshalb sehr dagegen gewehrt. Aber es hieß

doch auch, daß es in Zukunft keine Staaten geben solle, in denen die Regierenden den Regierten ihren Willen aufzwingen können. Die Regierten sollen bei den Staatshandlungen mitreden dürfen. Die Amerikaner rühmen sich sonst, daß sie Nichtinterventions-Politik treiben, daß sie sich in die inneren Angelegenheiten anderer Staaten nicht einmischen. Hier diktieren sie die Verfassung der Staaten. Wenn man aber fragt, welchen Staat sie meinen könnten, so sind wir ja sicher alle furchtbar erstaunt, wenn jemand sagt, das sei auf Deutschland gemünzt; es kann, denken wir, unter den in Betracht kommenden Staaten allein Rußland gemeint sein. In Wirklichkeit aber hat Wilson, wie seine Botschaft an den Kongreß vom 3. April jedermann offenbart, an Deutschland gedacht.

Dann wird in der Erklärung vom 22. Januar weiter gesagt: Kein Volk darf ein anderes beherrschen. Auch das paßt auf uns recht wenig. Wir haben Angehörige, die es nicht gern sind; wir haben Polen, wir haben Dänen und elsaß-lothringische Protestler. Was ist das aber gegen die Millionen, die Hunderte von Millionen, die von Rußland, England und Frankreich unterjocht und unterworfen und rechtlos sind?

„Es kehre jeder vor seiner Tür." Das hätte auf die Entente und auf Amerika gepaßt, war aber auch wieder auf Deutschland gemünzt, denn unmittelbar nachher heißt es, daß es ein einheitliches, ein unabhängiges und ein selbständiges Polen geben soll. Wenn man das liest, so gerät man einigermaßen in Zweifel, ob der ehemalige Professor wirklich weiß, wo Polen liegt und wie die Bevölkerung von Polen sich zusammensetzt. Die polnische Bevölkerung wohnt zur guten Hälfte auf russischem Boden, auf Boden, der zu Rußland gehört oder gehörte, wie Sie sich nach dem 5. November 1916 ausdrücken wollen; die andere Hälfte wohnt auf österreichischem und auf preußischem Gebiet. Wenn der polnische Staat also unabhängig und selbständig und einheitlich sein soll, so muß Wilson dafür sorgen, daß alle drei Staaten ihre Polen aufgeben. Wenn er dann noch weiter hinzufügt: Jedes Volk soll einen Zugang zum Meere haben, so fragt man sich: Ja, welches Volk in Europa hat denn das etwa nicht? Das sind doch nur die Schweizer. Sonst haben sie alle einen solchen Zugang ausnahmlos, wenn sie nicht den Herd des Krieges, Serbien, oder etwa San Marino und Liechtenstein nehmen. Die Schweizer haben ihn nicht; man kann aber nicht annehmen, daß Wilson daran gedacht habe, den Schweizern einen Landstreifen etwa von Basel bis Rotterdam zu verschaffen, damit sie auch an das Meer kommen. Nein, wenn seine Worte einen Sinn haben sollen, so sind sie wieder auf Polen gemünzt, auf dasselbe einheitliche und unabhängige Polen, das allerdings keinen Zutritt zum Meere hat, einen Zutritt zum Meere aber nur bekommen kann, wenn Ost- und Westpreußen uns abgenommen werden. Das ist eine so offene Parteinahme *gegen* uns, wie nur irgendeine statthaben kann, 16 Tage nach der Adlon-Feier.

Dann kommen in der Erklärung natürlich auch die Rüstungen. Es soll nicht mehr gerüstet werden. Bewaffnete Macht soll nur zur Ordnung gehalten werden, also kein stehendes Heer. Da bläst er heuchlerischerweise auch wieder in dasselbe Horn hinein wie die Engländer und andere Feinde, die von unserem Militarismus, von unserer Militärkaste, von der preußischen Kriegskaste reden. Wir sind diejenigen, die rüsten und immer mehr rüsten. Die Russen, die Franzosen haben niemals gerüstet; auch die Engländer haben ja niemals eine Flotte gebaut. Sie alle haben

nicht gerüstet, aber wir. Und der autoritative Staatensenat, der eingerichtet werden soll, wird zu entscheiden haben, wie weit jede Macht rüsten darf, und wird den Deutschen ihr Teil zudiktieren.

Das alles sind, wohlgemerkt, Äußerungen, die von seiten Wilsons zu einer Zeit fielen, wo zwischen Deutschland und Amerika noch der volle Friede herrschte, herzliche Beziehungen!

Später hat Wilson diese Gedanken mehrmals wiederholt. Die Höhe hat er aber zweifellos bei seiner Botschaft an den Kongreß vom 3. April dieses Jahres erklommen, wo er seinen Landsleuten mitteilt, weswegen er den Kriegszustand mit Deutschland erklärt haben will. Natürlich ausschließlich und allein aus humanitären und menschlichen Interessen! Die Amerikaner sind ein edles Volk, deren Staatswesen einst begründet wurde, die Freiheit aller Völker aufzurichten, die Freiheit überallhin zu verbreiten. Das ist das amerikanische Volk, das bekanntlich niemals Indianer ausgerottet hat, um deren Boden zu gewinnen, niemals die Philippinen unterworfen, niemals Kuba, Portoriko, Hawai, Panama sich angeeignet oder untergeordnet hat (was in Zukunft noch geschehen wird, wissen wir nicht), das auch niemals in Mexiko die Revolution entfacht hat, um sich dort die Petroleumquellen zu eigen zu machen usw. usw. Es will nichts als Freiheit aufrichten und die Menschenrechte vertreten und Humanität üben.

Dieses Manifest, diese Botschaft an den Kongreß, spricht aber auch von unseren inneren Verhältnissen. Sie spricht davon, daß bei uns Autokratie herrsche. Amerika führt keinen Krieg gegen unser Volk, im Gegenteil, es will ja unser Volk erlösen und befreien, ungefähr in dem Sinne, wie zu Anfang des Krieges aus einer englischen Familie an einen Freund, den sie in früherer Zeit in Deutschland gewonnen hatte, geschrieben wurde: Wir beten jeden Abend für euch, daß ihr befreit werdet von diesem Herrscher, der euch zur Schlachtbank führt. In diesem Sinne will auch Wilson uns von unserer autokratischen Herrschaft, von unserer autokratischen Regierung befreien, die tut, was sie will, ohne das Volk zu fragen, die den Krieg führt, ohne daß das Volk daran irgendeinen Anteil hat. Diese kriegerische Kaste, wie Lloyd-George sich ausdrückt, soll unterdrückt, sie muß vernichtet werden. Ohne das ist die Freiheit der Völker nicht zu erhalten. Das ist eine Einmischung in unsere Verhältnisse von demselben Wilson, der vor dem Krieg in seinen Schriften Verständnis dafür gezeigt hat, daß Deutschland ein Staat, die Deutschen ein Volk seien, die sich inmitten Europas in besonderer Lage befänden, besonderer Vorkehrungen bedürften, um inmitten der Großmächte ihre Selbständigkeit zu bewahren. Diese schöne, richtige Erkenntnis ist jetzt völlig verwischt, genau so, wie derselbe Wilson, der, bevor er zum Präsidenten gewählt wurde, sich als Gegner der Trusts bekannte und in Aussicht stellte, die Trusts zu vernichten, wenigstens sie zurückzudrängen, sie nachher beschützt und die Monopole aufrechterhalten hat. Er hat als Präsident alles vergessen, was er als Professor gewußt und gelehrt hat.

Und warum hat er alles vergessen? Weil er gut weiß, was bei seinen Amerikanern anschlägt, was er ihnen bieten kann, ihnen sagen muß. Das ist die Tonart, die Beifall findet, und das sind die Lehren, die Glauben finden: Die Deutschen sind das unterdrückte Volk, das in Unfreiheit dahinlebende Volk, das zufrieden ist, wenn es studieren darf, im übrigen sich um Politik nicht kümmert; wenn man dieses

Volk in einen vernünftigen Zustand bringt, dann ist der Welt geholfen, dann kann seine Gelehrsamkeit, seine Wissenschaft der Welt etwas nützen. Das ist die Anschauung, die in Amerika herrscht wie in England, und mit welcher der Präsident rechnet, wenn er einen derartigen — ich weiß kein anderes Wort — Unsinn in die Welt hinausspricht.

Ich muß gestehen, daß ich als Angehöriger des Gelehrtenstandes mich einigermaßen schäme, daß noch vor wenigen Jahren, kurz vor dem Kriege, von Universitätsprofessoren die Meinung vertreten werden konnte, die amerikanische Kultur habe uns noch viel zu bieten, und speziell in unserem Universitätsunterricht hätten wir sicherlich von Amerika noch viel zu lernen. Nein wahrlich, das ist nicht der Fall. Einen solchen Tiefstand der Bildung, wie er sich gezeigt hat, indem dem Kongreß ein derartiger Unsinn geboten werden konnte, haben wir nicht, und wir haben ihn auch nie gehabt und werden ihn, so Gott will, auch in Zukunft nicht haben.

Doch genug von den Amerikanern. Die russische Revolution ist ausgebrochen. Was bedeutet sie für uns? Ich habe schon gesagt, sie wurde in weiten Kreisen mit Jubel und lebhaftester Teilnahme begrüßt. Es sind fast zwei Monate verflossen, daß sie sich hat auswirken können. Was aus den Dingen werden wird, was aus dem — verzeihen Sie den Ausdruck — Hexenkessel herausbrauen wird, kann heute noch kein Sterblicher auch nur mit einiger Sicherheit sagen. Wir wissen das nicht. Wir wissen nicht, ob Rußland in einen Zustand der Auflösung verfällt, längerer Auflösung, dauernder Auflösung, oder ob es sich in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder zu einer gewissen Ordnung durchringt. Wir haben kein Interesse, weder für den Zaren, noch für seine Gegner, noch für irgendeine Richtung seiner Gegner Partei zu ergreifen. Aber unsere Regierung ist, zwar nicht amtlich, aber doch halbamtlich, weiter gegangen. Wir haben ja acht Tage nach der Osterbotschaft als nächste Sonntagsgabe erfahren, daß unsere Regierung eine Aufklärung über den Erfolg am Stochod für notwendig hielt, daß sie ihn gleichsam entschuldigt. Wir haben ferner hören müssen, daß es unserer Regierung nicht in den Sinn kommen könne, Rußland zu bedrohen in der Stunde, wo die russische Freiheit geboren werde. Wenn Rußland infolge dieser Geburt auch noch so schwach ist, wir werden es ruhig seine Schwäche überwinden lassen, die Lage nicht ausnutzen. Ja, wir haben es für richtig gehalten, zur Bündnistreue zu ermuntern, sehen es als selbstverständlich an, daß die Russen ihren Bundesgenossen die Treue bewahren.

Wenn es richtig ist, was in den Zeitungen zu lesen steht über die Note Miljukows an die auswärtigen Mächte, so hat diese Ermunterung ja auch einen bemerkenswerten Erfolg gehabt. Denn die Note beteuert ja, daß die Russen nicht daran denken, ihre Bundesgenossen zu verlassen. Das verkündet derselbe Mann, der nicht nur Konstantinopel und die Dardanellen für Rußland will, sondern der auch die Polen als slawisches Volk in ihre vollen Ansprüche einzusetzen denkt, der von Deutschland Ost- und Westpreußen, Posen und Oberschlesien begehrt, alles, was noch polnisch ist, vielleicht sogar alles, was ehemals polnisch war. Dazu gehört bekanntlich ganz Schlesien, die Lausitz vielleicht auch noch eingeschlossen, nicht ganz allerdings. Das sind also die Gedanken, die bei diesem Manne hinter der Bündnistreue stehen.

Es ist aber nachher noch schlimmer gekommen. Unsere Sozialdemokraten

sind ja begeistert für die russische Revolution; sie verfolgen sie mit „leidenschaftlicher Anteilnahme“. Sie sind der Meinung, daß jetzt der internationale Weizen blühe. Die Sozialdemokratie in Rußland, hoffen sie, wird auch international, nicht national sein. Die deutsche ist es wenigstens zum Teil, vielleicht zum größeren Teil. Man hofft, daß die internationale Sozialdemokratie, die vereinigte Sozialdemokratie der verschiedenen Länder, den Frieden herstellen, sich damit den Dank der Menschheit erwerben und damit ihre Herrschaft für ewige Zeiten begründen werde. Nach einem solchen Erfolge könnte ja niemand widersprechen, wenn die zukünftige Weltordnung ganz auf dieser Grundlage erstrebt würde. Und weil das so in Aussicht genommen wird, so verzichten Scheidemann und diejenigen, die denken wie er, auf jede Gebietserwerbung, auf jede Entschädigung nach dem Kriege. Nur keine Annexionen, nur keine Entschädigung! Scheidemann hat früher ja schon einmal verkündet: Was belgisch ist, soll belgisch, was französisch, französisch bleiben. Daß, was russisch ist, russisch bleiben soll, hat er nicht gesagt. Da war noch der Zar, und die Zarenherrschaft war der Sozialdemokratie zuwider. Jetzt gibt es keinen Zaren mehr; da kann russisch bleiben, was russisch ist. Ferner soll Scheidemann schon früher erklärt haben: Jeder trage seine Lasten. Das hat er bestritten. Es wird auch so sein, daß er es nicht selbst gesagt hat. Aber ich sehe keinen Unterschied, ob man sagt: Jeder trage seine Lasten! oder ob man sagt: Wir wollen keine Entschädigung. Denn dann müssen wir unsere Last tragen, wahrscheinlich noch drauf zahlen. Daß ein solcher Friede verkündet wird, ist unbestreitbar. Ich zweifle für meine Person daran und glaube mit vollem Recht zweifeln zu müssen, daß das wirklich die Meinung aller Arbeiter ist, die sich zur sozialdemokratischen Partei zählen. Ich bezweifle das, ich glaube zu wissen, daß es nicht so ist. Denn sie alle müssen wissen, daß ein solcher Friede ein Friede sein würde, der das herbeiführen würde, was Scheidemann nach früheren Aussprüchen durchaus verhindern will, nämlich die Verelendung, die Unterdrückung des deutschen Volkes und damit auch des deutschen Arbeiterstandes. Denn der deutsche Arbeiterstand ist vom deutschen Volke nicht zu trennen. Schließen wir einen Frieden auf dieser Grundlage, ohne Entschädigung, ohne irgendwelchen Machtzuwachs, dann ist Deutschland auf Menschenalter hinaus ins Elend gestoßen; dann werden wir uns aus unserer jetzigen Lage nicht wieder herausarbeiten, wie Ihnen das ein anderer Redner noch näher ausführen wird.

Wir werden verschrien als Annexionisten. Heute morgen lese ich in der Zeitung, daß der Pester Lloyd uns einmal wieder Hyperannexionisten nennt. Von anderen Leuten werden wir Länderfresser tituliert. Die wegwerfendsten Urteile werden über uns gefällt. Aber die Sache liegt so — ich will es beim richtigen Namen nennen —: Das sind einfach bewußte Unwahrheiten, Lügen oder, wenn es nicht Lügen sind, so ist es verächtliche Leichtfertigkeit oder Dummheit, die so spricht. Man kann das gar nicht anders nennen. Ich habe in unserer Erklärung, die der Ausschuß gegen die sozialdemokratische Erklärung an die Öffentlichkeit gebracht hat, gesagt, Scheidemann möge neben den Verbänden und Vereinigungen, die nach seiner Behauptung annektieren wollen, auch den Reichskanzler selbst nennen. Denn wenn die Worte, die er gesprochen hat, einen Sinn haben sollen — und daß ein Sinn mit ihnen verbunden worden ist, muß man doch beim Reichskanzler annehmen —, dann unterscheiden sich seine Forderungen für Belgien und für den

Osten in keiner Weise erheblich von dem, was unser Ausschuß, und von dem, was die Verbände vertreten und sonst vernünftige Leute vertreten haben. Denn, wenn der Reichskanzler sagt, daß Belgien nicht eine Einfallspforte für unsere Feinde bleiben soll, so hat der Abgeordnete Spahn das in die richtigen Worte gefaßt: Dann müssen wir Belgien politisch, militärisch, wirtschaftlich in der Hand behalten. Nun, weiter wollen wir auch nichts. Und ähnlich im Osten, wo der Reichskanzler noch weiter geht als die Verbände! Wir wollen nicht annektieren. Annektieren heißt Land in den eigenen Staat einschließen, wie es mit der Einbeziehung von Elsaß-Lothringen ins Reich geschehen ist, wie es mit Hannover, Hessen usw. 1866 in Preußen geschah. Das will keiner von uns. Wir wollen nicht die Belgier in das Reich hinein haben, nicht die Polen, auch nicht Kurland und Litauen. Wir wollen den Bewohnern keine Reichsbürgerrechte geben. Sie sollen in besonderer politischer Organisation leben, aber in einer Form, die uns davor sichert, daß ihre Kräfte von den Gegnern gegen uns verwendet werden können. Das ist der Sinn unserer Forderungen, also nicht Annexion und nicht Länderraub. Wir wollen nicht Länder fressen, sondern wir sind überlegte, ruhige Männer, die aus den politischen Verhältnissen heraus und aus den geschichtlichen Hergängen sich darüber klar werden, was für Deutschlands dauernden Bestand notwendig und unentbehrlich ist.

Nun hat ja Scheidemann in die Lande hinausziehen, sein Ziel verkünden und auch sagen dürfen, der Reichskanzler würde nicht wagen, von Verhandlungen, aus denen er einen Frieden ohne Annexionen heimbringen könnte, mit leeren Händen nach Hause zurückzukehren. Nach unserer Meinung hätte darauf eine runde Erklärung des Reichskanzlers gehört, daß er sich auf solche Verhandlungen überhaupt nicht einlassen werde, wie er früher einmal gesagt hat, daß er sich unter Umständen mit Lord Grey nicht an einen Tisch setzen könne.

Also, es ist klar und deutlich, daß die Sozialdemokraten Ziele verfolgen, die mit den unsrigen nicht übereinstimmen, und die überhaupt unvereinbar sind mit dem, was unser deutsches Volk braucht. *Ein Scheidemann-Frieden bedeutet unsere Vernichtung.*

Nun sind die Sachen aber bedenklicher und für uns gefährlicher geworden dadurch, daß nicht nur Scheidemann solche Anschauungen verkündet hat, sondern auch die österreich-ungarische Regierung hat erklären lassen, sie wünsche keinen Ländererwerb von Rußland, sie sei bereit, auf dieser Grundlage Frieden zu schließen. Ja, die hat leicht erklären. Hat sie denn etwas von Rußland? Im Gegenteil, die Russen stehen auf österreichischem Boden, und die Russen sind ihrerseits in der Lage, auf der militärischen Grundlage zu fordern. Dagegen beherrscht Österreich-Ungarn Serbien, ebenso Montenegro, hat einen großen Teil von Albanien besetzt; Rumänien zum großen Teil erobert und damit einen gefährlichen Feind Ungarns unschädlich gemacht. Das alles sind Erfolge, die sicherlich zum Vorteil Österreich-Ungarns gereichen. *Wer aber hat sie errungen?* Hätte Österreich-Ungarn sie erreicht ohne deutsche Hilfe? Ist unser Blut dort unten nicht in Strömen geflossen, der Boden bedeckt mit deutschen Gräbern? Wer hat Siebenbürgen, wer Ungarn vor den Rumänen gerettet? Doch unsere Leute! Wiener Fremdenblatt und Pester Lloyd haben wirklich gute Riemen schneiden aus dem Leder, das wir geliefert haben. Ich sollte meinen, auf solche Äußerungen gehörte, um mit Bismarck zu

reden, ein kalter Wasserstrahl. Ich meinte, daß wir in diesen Fragen doch auch noch ein Wörtlein mitzureden haben. Die Bundesgenossen sind so freundlich gewesen, in Polen zum Leiter des Generalgouvernements Lublin einen Polen zu ernennen. Sie wissen, daß der neue polnische Staat in ein von Deutschland geleitetes Generalgouvernement Warschau und in ein Generalgouvernement Lublin zerfällt, das österreichischer Leitung untersteht. Wir müssen ja annehmen, daß das geschah, um uns die Aufgabe der Beruhigung der Polen zu erleichtern, zweifeln aber, daß dieser Zweck erreicht wird.

Es wird gelegentlich die Meinung ausgesprochen, daß Österreich-Ungarn vielleicht gar nicht den Gedanken aufgegeben habe, sich mit England und Frankreich als bündnisfähigen Mächten später unter Umständen zu verständigen, damit Deutschland im Südosten, im Donaugebiet, auf dem Balkan, nicht allzu mächtig, allzu einflußreich werde! Das wäre eine schöne Erfüllung Naumannscher Phantasien, aber eine Politik, die in Österreichs Geschichte nicht gerade etwas Neues darstellen würde. Ich meinerseits glaube daran zunächst durchaus nicht. Wenn der Pester Lloyd beteuert, daß beide Regierungen einig sind, so glaube ich das auch; aber es scheint leider, daß sie einig sind auf Deutschlands Kosten.

Alle diese Dinge, die hier berührt sind, liegen derart, daß sie nur mit ernstester Sorge betrachtet werden können. Tagtäglich und stündlich wird uns das von den verschiedensten Seiten her bezeugt. Sie glauben nicht, wieviel Zuschriften man mit solchen Befürchtungen bekommt, wieviel Angstschreie man vernimmt, in denen von den verschiedensten Seiten her betont und gesagt wird: Man muß doch einmal klar sehen, wohin der Kurs geht und wohin unsere Regierung uns führt.

Das zeigt sich als besonders notwendig, wenn Sie sich klarmachen, wie es bei einem entschädigungslosen Frieden im Osten etwa aussehen würde. Es gibt Leute, die sagen: Die russische Republik wird ganz Rußland umgestalten; die Fremdvölker werden besondere Kleinstaaten bilden; ein föderatives Verhältnis wird Platz greifen. Man liest ja schon in den Zeitungen: Nach dem Muster der amerikanischen Union. Das ist das Glaubensbekenntnis, das man schon seit ein paar Menschenaltern bei russischen Leuten findet und bei Leuten, die lange in Rußland gelebt haben. Ich kenne es seit meiner Studentenzeit: Rußland kann auf die Dauer nicht zusammenhalten; es muß in seine Volksteile auseinanderfallen. Wenn es nun wirklich auseinanderfiele in die ganze Reihe von Fremdvölkern, die in seinem Westen sitzen — es sind insgesamt gegen 50 Millionen, nicht weniger als 38 v. H. der Bevölkerung des europäischen Rußlands —, also wenn alle diese fremden Völker kleine selbständige Staaten bilden, was würde die Folge sein? Es ist ja möglich, daß ein Teil dieser kleinen Staatswesen in der Rolle fortlebte wie Finnland, also politisch neutral, ausgeschaltet, daß sie unter russischer Oberleitung ständen, ohne doch Rußlands Macht zu vermehren. Aber bei demjenigen Volk, das für uns zunächst in Betracht kommt, ist das sicher nicht der Fall. Wenn Polen in der Ausdehnung, in der es russisches Gebiet ist oder gewesen ist, wie Sie es nun nennen wollen — ich möchte lieber sagen: ist, denn ob die Erklärung vom 5. November vorigen Jahres Bestand hat, ist eine Frage, die man, fürchte ich, nicht mit ja beantworten kann —, also wenn Polen in der Ausdehnung, in der es am 5. November

vorigen Jahres aufgerichtet wurde, unter russischer Oberleitung einen Staat bilden würde, der dann natürlich auch sofort politische Aspirationen hätte, wohin würden sich dann diese Bestrebungen und Aspirationen richten? Etwa gegen Rußland? Ganz gewiß nicht! Zwar wissen die Polen, daß ihr altes Reich zum größten Teil östlich von ihrer Grenze, nach Rußland hinein, gelegen war, und sie wünschen dieses Reich auch wiederzubekommen; aber viel größere Sehnsucht haben sie nach den Volksgenossen auf unserem Boden, und das können Sie sich leicht klarmachen, wenn Sie sich erinnern, daß östlich der Grenzen von Kongreßpolen bei der Nationalitätenzählung des Jahres 1897 — das ist die einzige, die überhaupt stattfunden hat — 800000 Polen wohnten, dagegen diesseits, auf österreichischem und preußischem Gebiete, gegen 7 Millionen, dort zerstreut, vereinzelt als Grundbesitzer, Geistliche und sonstige Angehörige besserer Stände, hier meist geschlossen und mit stark überwiegender bäuerlicher Bevölkerung. Also 7 Millionen Polen diesseits in Österreich und Preußen, je etwa die Hälfte in beiden Reichen. Wohin werden die nationalen Aspirationen Polens gehen? Nach Westen, nicht nach Osten, und der Reichskanzler ist völlig im Irrtum, wenn er immer von der westlichen Kultur redet, der die Polen sich zuneigten. Nein, sie neigen sich der Macht zu, nicht der Kultur, und diese Macht winkt ihnen aus Erwerbung der deutsch-polnischen Lande, aus der Befreiung in unseren Gebieten. Die an ihr Reich anzugliedern, darin liegt ihre nationale Zukunft, und mit dieser nationalen Zukunft ist das Streben nach dem Meere verbunden. Und glauben Sie denn, daß ein solcher polnischer Staat unter russischer Oberhoheit von Rußland gehemmt werden würde, wenn er sich gegen Deutschland wendete? Denn auch in Zukunft wird Rußland, die großrussische Republik, das Schwarze Meer, den Balkan, Kleinasien, den Bosporus und die Dardanellen zu beherrschen suchen, und das Haupthindernis, das ihr da im Wege steht, wird nach wie vor Deutschlands Macht sein. Sie zu schwächen, ist und bleibt russischer Vorteil. Also eine solche Ordnung der Dinge, Abtrennung der Fremdvölker unter russischer Oberhoheit, bedeutet für uns eine große, eine furchtbare Gefahr, da der Verlust von Posen, Ost- und Westpreußen und Oberschlesien gleichbedeutend ist mit Preußens und Deutschlands Untergang. Er ist damit hinausgeschoben, nicht verhindert. Auf die Gefahren, die bei solcher Neuordnung noch von anderer Seite drohen, will ich hier nicht weiter eingehen.

Und dann: Wenn ein Scheidemann-Friede geschlossen würde, so läge Ostpreußen wieder unmittelbar vor der langen Festungskette von Warschau bis Kauen, wie unsere Vorfahren Kowno nannten, vor der Festungskette, die uns so viel zu schaffen gemacht hat, vor der Hunderttausend und mehr ihr Leben verblutet haben, die es ermöglicht hat, daß unsere schönen ostpreußischen Gaue von den Russen überflutet wurden, daß dort gebrannt, geschändet, gemordet werden konnte. Es würden bei einer Grenzregelung, die auf den bisherigen Zustand zurückgreift, unsere oberschlesischen Industriebezirke, die Basis des ganzen Ostens für Kohle und Eisen, im Bereich der feindlichen Geschütze liegen, und es ist mit Sicherheit vorauszusagen, daß es dann nicht zum zweiten Male gelingen würde, gleich zu Anfang des Krieges über die Grenze vorzustoßen und solches Vorgehen zu verhüten. Das wäre dann die Frucht, die wir aus diesem Kriege und nach diesen Opfern ohnegleichen davongetragen hätten. Das würde ein Scheidemann-Frieden nach Osten bedeuten.

Was er nach Westen in sich schlösse, wird in anderem Zusammenhange dargelegt werden.

Ich habe schon berührt, daß die Richtung, die solche Friedenswünsche vertritt, sie nicht deshalb geltend macht, weil sie wirklich die Meinung der Arbeiter darstellen, sondern weil man internationale Politik treibt und die Taktik verfolgt, der deutschen Sozialdemokratie in der internationalen Bewegung eine einflußreiche Stellung zu sichern dadurch, daß ihre Leiter stets würden sagen können: Wir haben einen Machtfrieden nicht gewollt; wenn andere Leute erobern, wir sind dagegen gewesen. Ich glaube, die da wünschen, so reden zu können, würden es sich gern gefallen lassen, wenn durch eine starke Machtpolitik der Bestand von Reich und Volk gesichert würde, wenn nur sie nicht ja und Amen dazu gesagt haben, wie in so vielen Fällen die Sozialdemokratie es sich gern hat gefallen lassen, wenn andere das Geld bewilligen, das ihren Bestrebungen zugute kommt, das sie selber aber nicht mitbewilligen wollte. Es handelt sich um Taktik, nicht um wirkliche Überzeugung. Es ist nicht wahr, daß Scheidemann mit seinen Ansichten das deutsche Volk oder auch nur den deutschen Arbeiterstand vertritt.

Leider haben diese Ansichten zu Verhetzungen in unserer Arbeiterschaft geführt. Wir haben Trauriges erlebt, auf das ich hier nicht weiter eingehen will. Gehemmt werden konnten diese tief betrübenden Versuche nur durch den kräftigen Einspruch von militärischer Seite. Es ist zu beklagen, daß erst nachher der Reichskanzler auch seinerseits Worte gefunden hat. Das ist es gerade, was wir vermissen, das ist es, was wir wünschen, daß in diesen so wichtigen äußeren und inneren Fragen, die über unsere Zukunft entscheiden — denn es handelt sich ja, wie niemandem verborgen sein kann, um unser alles; schließen wir einen Frieden, wie Scheidemann ihn will, so sind wir ein ruiniertes Volk —, daß in diesen Fragen, deren Beantwortung über unser Dasein entscheidet, unsere Reichsleitung fest, klar und bestimmt Stellung nimmt und keinen Zweifel darüber läßt, daß sie festhält an den Erklärungen, die im Reichstage schon gegeben worden sind, und zwar in dem Sinne, den der ruhige Leser allein mit den gesprochenen Worten verbinden kann. Es wird diesen Worten so oft der Vorwurf gemacht, daß sie nicht eindeutig seien. Das sind sie auch nicht; aber der ruhige, sachliche Leser wird nichts anderes herauslesen können, als daß auch unser Reichskanzler einen Frieden will, der unsere Zukunft sichert, und daß auch er einsieht, daß unsere Zukunft nur durch Macht gesichert werden kann. Dieser Machtfrage stehen alle inneren Fragen bedeutungslos gegenüber; sie haben für uns zunächst keinen Wert, im Gegenteil, sie gefährden die Einheit, gefährden sie viel schlimmer als die Bestrebungen unseres Ausschusses, die ja vor allem unter diesem Vorwande bekämpft werden.

Wir sind nicht die Minderheit, wir sind die Mehrheit. Aus dem Schützengraben her hört man es von hoch und nieder: Wofür haben wir gekämpft, wofür haben wir geblutet? Um das Gewehr auf die Schulter zu nehmen und zurückzukehren in eine arme, verelendete Heimat, in eine Heimat, die von Menschen sich leeren würde? Unsere Schiffahrt könnte dann wieder in Gang kommen durch Auswanderung; denn Deutschland könnte seine Bewohner nicht mehr ernähren. Das würden die Folgen eines Friedens sein, der geschlossen wurde, ohne

daß wir eine Machterweiterung erzielten, ohne daß wir eine Entschädigung erhielten. — —

Die Türmerleser werden es mir auch ohne weitere (kaum mögliche) Erläuterung nachfühlen, warum ich diese Rede an dieser Stelle und nicht nur in einem der üblichen gedrechselten „Referate" mitteile. Ist das die Sprache von „Über-Annexionisten"? Was wird denn hier an Forderungen anderes aufgestellt, als ein überbescheidenes Mindestmaß, das unter allen Umständen von unserem in Tod und Verderben gehetzten Volke nach all den Blut- und Gutopfern doch wenigstens angestrebt werden muß? Hätte sich unser Volk — in Jahren schwerster Anforderungen schon an seine bloße physische Daseinsmöglichkeit — nicht unter den lähmenden, abstumpfenden, zermürbenden Druck schier unwahrscheinlicher Verneinungsmächte beugen müssen, wir würden gegen so entsagende Kriegsziele, wie sie uns hier vorgetragen wurden, leidenschaftlich aufbegehrt, wir würden den Redner, der sie vorbrachte, vielleicht heimgeschickt haben. Und nun sollen es „über-annexionistische" sein? Da muß man doch fragen: Wo liegt der Hund begraben?

Aus Seheraugen muß Hindenburg diese Abrundung nach unten geschaut haben, als er uns zurief: „Vergeßt die Augusttage von 1914 nicht!" Heute kann man in der „Berliner Börsen-Zeitung" lesen, Herr von Bethmann werde sich (in irgendeiner der von ihm mit wachsender platonischer Leidenschaft begehrten Erklärungen) die Scheidemann-Formel vom Frieden ohne Annexionen zwar kaum zu eigen machen. Aber — nur das „Aber" ist heute bei allen derartigen Erörterungen, Erklärungen, Verkündigungen noch der Beachtung wert: „Auf der anderen Seite könnte eine schroffe Zurückweisung dieser Formel leicht den Eindruck erwecken, als trete die Reichsregierung den ausgeprägten Eroberungszielen der Rechten bei und zöge die Fortsetzung des Kampfes auf Leben und Tod einem Friedensschlusse vor, der Deutschlands Ehre wahrte und seine Lebensinteressen für die Zukunft sicherstellte. Der bis heute noch ungebrochene Siegeswillen Englands und seiner Verbündeten (!! Einen ungebrochenen Siegeswillen Deutschlands und seiner Verbündeten gibt es danach also nicht?!) würde dann durch die Verzweiflung und die Erwartung baldiger tatkräftiger Unterstützung Amerikas nur neue Nahrung erhalten. Unter diesen Umständen beneidet niemand den Reichskanzler um die schwere Verantwortung, die er mit seiner Erwiderung auf die Kriegszielinterpellationen erneut auf sich nehmen muß. Man kann nur hoffen, daß es ihm gelingen wird, Formulierungen zu finden, die mehr Klärung als bisher schaffen und dabei doch der entscheidungsschwangeren Zeit gerecht werden, in der wir uns gerade gegenwärtig befinden."

Das deutsch fühlende Volk, damit sprechen die „Berliner Neuesten Nachrichten" nur aus, was einem schon bis zum Halse steht, verzichtet auf weitere zweideutige Formulierungen und fordert mit Recht Klarheit und selbstbewußte Abschüttelung aller der Kreise und Personen, die uns um den Siegespreis und unsere Zukunft betrügen wollen.

„Zu diesen gehört in erster Linie die deutsche Sozialdemokratie, oder vielmehr ihre Führung, deren Organe heute sogar Lloyd George zum Zeugen anruft für etwas, was niemand bestritten hat, daß nämlich unser ganzes Volk,

also auch unsere Arbeitermassen daheim die Siege über unsere Feinde erkämpft haben. Lloyd George hat diese Rüstungsarbeiter aus keinem anderen Grunde gelobt, als um die englischen Arbeiter zu den denkbar höchsten Leistungen anzuspornen und sie dann in den Zwangsdienst einzuspannen, der die beste Illustration der vielgerühmten persönlichen Freiheit im demokratischen England ist.

Den Gipfel der Anmaßung und Irreführung erklimmt der Vorwärts dann, wenn er noch einmal feststellen zu können glaubt: Einen Frieden, der uns für die gebrachten Opfer entschädigt, gibt es nicht! Daß ihm jedes Verständnis dafür fehlt, was Ehre, Leben und Zukunft unseres Volkes gebietet, wußten wir schon. Wie lange aber läßt die Regierung noch diese Ratten an dem gesunden Körper unseres Reichsschiffes nagen? Wie lange sollen noch derartige Behauptungen von der Regierung unwidersprochen unser Volk irreführen? Wie lange soll der Vorwärts noch einen derartigen würdelosen Pessimismus verbreiten, daß es sich nur um ein paar Fetzen Land und ein paar Milliarden, um einen Bettel handle? Wie lange noch soll die Sozialdemokratie mit Revolution drohen, ohne von der Regierung bekämpft zu werden. Was ist es anders als eine Drohung mit der Revolution, wenn der Vorwärts schreibt:

‚Aber der Ruhm dieses gewonnenen Verteidigungskrieges wird dem ganzen Volk, vor allem dem arbeitenden Volk Deutschlands zufallen, nicht einem weihrauchumkräuselten Eroberer, der von gloiretrunkenen Massen umjubelt, seinen Triumphzug hält.

Für das Wahngebilde eines Eroberungssiegs, der die Gehirne umnebelt und das Volk leicht regierbar macht, wollen die deutschen Arbeiter nicht ihr Blut verspritzen. Dieses Wahngebilde ist die letzte Karte, auf die jene Wenigen gesetzt haben, in der Hoffnung, sich durch glücklichen Gewinn an Macht und Einfluß halten zu können. Das deutsche Volk hat bei diesem Spiel nichts zu gewinnen und alles zu verlieren!

Alles zu verlieren! Auch das, was es sich in drei Jahren unsäglicher Opfer und Leiden erhalten hat! Unser Werk, deutsche Arbeiter, der Erfolg unserer Verteidigung wird von einer Handvoll politischer Desperados bedroht! Wir haben am 4. August 1914 gesagt, daß wir ein Vaterland zu verteidigen haben, und wir müssen heute hinzufügen, daß wir es verteidigen werden gegen jedermann!

Freiheit und ein baldiger glücklicher Frieden sind uns versprochen. Man schuldet uns letzte sichtbare Beweise des guten Willens, diese Versprechungen einzulösen. Wir fordern sie — nicht für uns, sondern weil sie notwendig sind, damit das Reich leben kann!‘

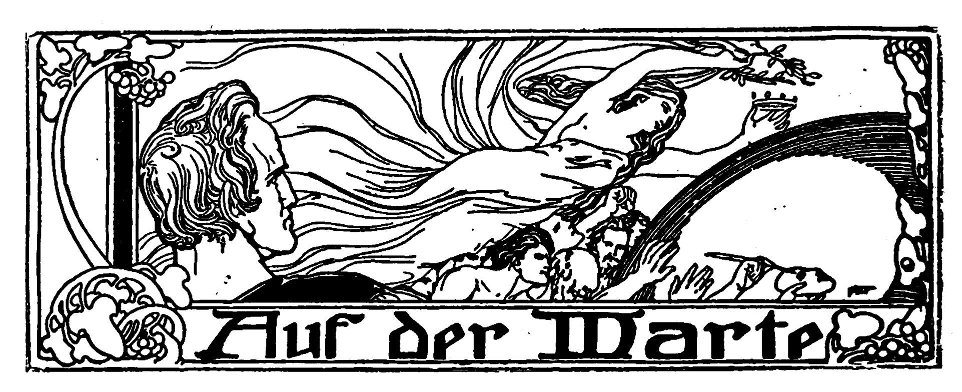
Verteidigen gegen jedermann! Wird der Kanzler auch jetzt noch schweigen dürfen? Die Zukunft, die der Vorwärts dem deutschen Volk bescheren will, ist ein Sklavenleben von Englands Gnade, die deutsche Zukunft ist ohne einen deutschen Frieden nicht möglich. Nicht der Geist, der aus den schlappmachenden Zeilen des Vorwärts weht, nicht Pessimismus führt zu Sieg und Völkerglück, sondern der Geist, der den beseelt, der mit Liliencron auf seine Fahne schreibt:

Lieber tot als Sklav!“

So sehr diese Ausführungen an sich ins Schwarze treffen, so möchte ich doch immer wieder auf das allerentschiedenste Einspruch dagegen erheben, daß Herr Scheidemann mit seiner Anhängerschaft der „deutschen Sozialdemokratie“ einfach gleichgesetzt werde. Das ist eine irreführende, nur schädlich wirkende Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse, ein Unrecht gegen die Millionen sozialdemokratischer Wähler, die über Kriegsziele und vaterländische Notwendigkeiten ganz anders denken, als Herr Scheidemann und das von ihm geführte Fähnlein. Nun darf man beileibe nicht behaupten, daß Herr Scheidemann nichts zugelernt habe. Im Gegenteil: er hat sich sogar als ein gelehriger Schüler Wilsons erwiesen, hat ihm abgeguckt, wie man durch schneidiges Auftreten unter Umständen und bei tauglichen Objekten vieles erreichen kann, was sonst mit einem kühlen Lächeln, wenn nicht mit fröhlichem Lachen abgetan würde. Aber das ist doch noch kein Beweis dafür, daß auch nur eine kleine Mehrheit in der deutschen Sozialdemokratie sich als ebenso taugliches Objekt erweisen müßte. Mut, Einsicht, Verstand sind nicht an irgendwelche Klasse, noch an Ämter und Würden gebunden; nichts konnte uns das so klar zum Bewußtsein bringen, wie die schnelle Entschlußkraft, das tapfere und treue Aushalten unserer deutschen Brüder aus dem Arbeiterstande gerade in diesem Kriege. Wer dürfte ihnen auch den Wahnwitz zutrauen, nichts heißer zu ersehnen, als ihre gesunden Glieder in Höllengreueln umsonst zu Markte getragen zu haben, nur um mit ihren letzten Kräften in einem Scheidemannfrieden als Lohnsklaven *für die zu hungern und zu fronden, die sie zerschossen und zerschunden haben* — an Leib und Seele! Ich meinerseits glaube nicht an soviel Aufopferung für — Herrn Scheidemanns Unfehlbarkeit.

Wer sich mit einer feindlichen „Internationale“ zusammentut, um in solcher Gemeinschaft einen Sonderfrieden, also *den* Frieden, wenn auch einen günstigen, *für sein* Volk und Vaterland, zu *hintertreiben* —: ist der, zwar durch Ehrgeiz und Machtdünkel verblendet, nicht genau so ein *Kriegsverlängerer*, wie alle die anderen Kriegsverlängerer auch? Denn auf den mildernden Umstand der Verblendung haben mehr oder weniger sie alle wohl Anspruch. Daß aber ein *Sonderfriede* mit Rußland uns dem *allgemeinen Frieden viel schneller, ja mit einem Schlage* zugeführt hätte und zuführen würde, das sollte doch einem politischen Genie vom Range Herrn Scheidemanns (und gar nach seinem Umgange in der Wilhelmstraße) nicht verborgen geblieben sein. Oder kann sich Herr Scheidemann nicht mit dem Gedanken befreunden, daß die ganze feindliche Bundesbrüderschaft in dem Augenblicke in die Brüche gehen müßte, in dem Rußland erklärte und bewiese: „Ich mache nicht mehr mit, seht zu, wo ihr bleibt“?

Herr Scheidemann will also ehrlich den Frieden, aber nur einen von ihm und der „Internationale“ diktierten, einen *Scheidemann*-Frieden. Einen *deutschen* Frieden, möge er auch *früher* zu erreichen sein, lehnt er ab. Sonst könnten ja die Haase, Ledebour und ach, der kleine Cohn, ihm den Wind aus den internationalen Segeln nehmen. Und wenn Herr Cohn erst — — Es ist nicht auszudenken, *die* Konkurrenz!



Wilhelmstraße

Die vom Grafen Bothmer herausgegebene Zeitschrift „Die Wirklichkeit“ veröffentlicht ein Schreiben eines „Wirklichen Geheimen Rats“ über die deutschen Friedensbedingungen, das gewisse Ziele auch der maßgebenden Persönlichkeiten durchschimmern läßt:

„Von Frankreich wird eine Gebietsabtretung nicht verlangt, ein schmaler Streifen bei Metz ausgenommen, der von den Militärs unbedingt gefordert wird, da sonst Metz bei der Tragweite der neuzeitlichen Geschütze als Festung keinen Wert mehr hat. Das Erzbecken von Briey, das von der deutschen Industrie aufs dringendste gefordert wird, ist meiner Meinung nach Frankreich zu belassen. Deutschland braucht das Erzbecken nicht und man wird nicht verlangen wollen, daß der Krieg um Brieys willen um Jahr und Tag verlängert wird. Belgien wird unter dem jetzigen Könige wieder hergestellt. Bürgschaften sollen für uns dadurch geschaffen werden, daß das gesamte Verkehrswesen — Eisenbahn, Post, Fernschreib- und Fernsprechdienst — unter deutsche Leitung kommt. Die Bahnstrecken nach Antwerpen und Zeebrügge sollen stark ausgebaut und dabei alle Tunnels vermieden werden. Dadurch soll Deutschland die Möglichkeit erhalten, schnellstens Truppen an die belgische Küste zu werfen. Diese selbst soll stark befestigt werden. Außerdem soll Belgien zu Deutschland in einen Wirtschafts- und Zollverband treten. Diese Bürgschaften erscheinen maßgebenden Personen hinreichend, um Belgien nicht zu einem Durchzugsland für unsere Gegner werden zu lassen. Auf Kriegsentschädigung sollen wir verzichten. Ich bin der Auffassung, daß England sich niemals zur Zahlung einer Entschädigung bereit finden wird, und daß Frankreich, Rußland und die übrigen Feinde — von Japan natürlich abgesehen — zur Zahlung nicht imstande sind. Von Rußland werden Kurland und Litauen einverleibt. Was Polen anbetrifft, so haben sich die auf dieses Gebiet gesetzten Erwartungen nicht erfüllt. Die Polen selbst verraten keine erhebliche Teilnahme für das von den Mittelmächten zu schaffende Staatsgebilde. Es ist daher durchaus möglich, daß wir über Polen mit Rußland verhandeln.

Auf dem Balkan für Bulgarien die ganze Dobrudscha, Serbisch-Mazedonien und die Teile Serbiens um Nisch, so daß Bulgarien Zugang nach Ungarn erhält. Aus dem Rest Serbiens und aus Montenegro wird ein Staat gebildet, zu dessen Regierer der zweite Sohn des Königs von Montenegro — Mirko — vielleicht auserwählt werden könnte. Die Walachei falle unter gewissen Bedingungen an Österreich. Dadurch würde dies in die Lage kommen, seine Finanzen erheblich zu verbessern. Über die Moldau wird sich mit Rußland reden lassen. Rußland würde die Durchfahrt durch die Dardanellen, auch für Kriegsschiffe, zugestanden. Dadurch erreicht man eine Annäherung Rußlands an Deutschland und eine Verstärkung unserer Stellung gegen den Westen. Mit Rücksicht darauf läßt sich der Verzicht auf Gebietserweiterungen im Westen rechtfertigen!

Von unseren Kolonien können wir Kamerun, Togo und Ostafrika zurückverlangen. Ob es gelingen würde, auch Südwestafrika zurückzuerhalten, erscheint zweifelhaft, weil die Buren Anspruch auf dieses Gebiet erheben. Zu den erwähnten Teilen Afrikas sollten Teile des Kongostaates, die Belgien für das von uns für Belgien aufgewandte Geld abzutreten hätte, und Teile der portugiesischen Kolonie Mozambique kommen, um auf diese Weise ein abgerundetes afrikanisches Kolonialreich für uns zu bilden."

Das könnten schon die „Maximal"-Forderungen der Wilhelmstraße sein.

Politische Initiative

fordert ein Aufsatz der „Mecklenburger Warte":

„Während England, Frankreich und Rußland lange Jahre vor dem Weltkriege die Welt mit einem deutschfeindlichen Lügennetz umspannen, das uns als kriegswütige moderne Teutonen, als länderschluckende Berserker und unsere Staatsmänner als gewalttätige Imperialisten darstellte, ließen wir mit geistesabwesendem Lächeln alle die an sich albernen, im ganzen aber doch ungeheuer gefährlichen Lügen über uns ergehen, glaubten, daß Lügen wirklich kurze Beine hätten, und entschlossen uns höchstens zu einem backfischartig jüngferlichen ‚Aber nein, so ist es ja doch gar nicht', was uns die fremden Völker natürlich durchaus glaubten. Anstatt in allen einigermaßen bedeutsamen Städten und Ländern uns eine gefügige Presse zu kaufen, sandten wir — Austauschprofessoren, Pastoren und Ferienkinder in die Welt und waren entsetzt, als im August 1914 die Hölle ihre Teufel millionenfach gegen Deutschland ausspie. Wie ein tüchtiger Geschäftsmann der Konkurrenz die Reklame ablauscht und dieselbe zu übertreffen sucht, so ist es auch im Leben der Völker. Es ist Unsinn, von Pressebestechung zu reden. Geschäftsunkosten sind's, nichts weiter. Geschäftsunkosten jedoch, die sich tausendfach bezahlt machen. Freilich muß derartiges durch Jahrzehnte vorbereitet werden; von heute auf morgen geht das nicht. Es verlangt auch niemand von uns, daß wir die Zeitungen, die unseren Propagandamitteln zugänglich sind, für tugendhaft halten oder sie gar mit dem Schwarzen Adlerorden bedenken. Das will diese Art von Gentlemen gar nicht, und das erhält ihre Konkurrenz von England oder Frankreich auch nicht. Geld ist alles, was diese Herrschaften verlangen, und wenn sie uns dafür die Sympathien ihrer ehrenwerten Nationen auf den Hals schreiben, so sind wir zufrieden. England macht es auch nicht anders und hat doch stets Erfolge mit seinen großzügigen Mitteln gehabt. Wir dürfen nicht deutsche Ehrbegriffe aufs Ausland übertragen. Die Leute lachen uns ja aus, und zuletzt sind wir die Dummen. Gerade der Weltkrieg zeigt so recht die Urteilsfähigkeit der Menschen in den neutralen Staaten. Auf der einen Seite kämpft die Entente, vor allem England, mit den gemeinsten Bedrückungen und rohesten Übergriffen und nach dem Rezept: Je schwächer der Neutrale, um so brutaler wird er behandelt. Auf der anderen Seite versendet das vor seinen Feinden so unvergleichlich heldenmütige Deutschland Entschuldigungsnoten über Entschuldigungsnoten. John Bull tritt die Neutralen auf die Hühneraugen, der deutsche Michel läßt sich treten. Das ist der ganze Unterschied. Und der Erfolg? In ganz Amerika, in Holland, Dänemark, Norwegen, der Westschweiz usw. stehen 75 v. H. der öffentlichen Meinung auf seiten unserer Feinde und schmähen Deutschland trotz seines blanken Schildes und seiner ehrlich anständigen Kampfesweise ...

Bismarckische Initiative in Kriegs- und Weltpolitik ist das Gebot der Stunde! Rücksichtsloses deutsches Sich-Durchsetzen nicht nur auf den Schlachtfeldern, sondern überall kann weitere Massenopfer von uns abwenden. Wir sollten uns den endgültigen Sieg nicht unnötig schwer machen."

*

Kronprinz Wilhelm

Unserem Kronprinzen widmete die „Kreuzzeitung“ zu seinem 35. Geburtstage (6. Mai) u. a. folgende Worte:

„Wenn jemals nach Treitschkes Wort das Vaterland warnend und weisend in alle unsere Gedanken zu treten hat, so ist das jetzt der Fall, und Kronprinz Wilhelm wird es an seinem Geburtstage sicherlich in tiefster Seele empfinden. In die Gefühle der Treue und der Ehrerbietung und in die aufrichtigen Wünsche mischen sich freilich — man kann es gerade in dieser Stunde nicht verbergen — Unruhe und Sorge über Vorgänge, die jetzt unser innerpolitisches Leben bewegen. Sie müssen uns mit der Befürchtung erfüllen, ob nicht mit dem, das jetzt Tag für Tag und Stück für Stück an bewährten historischen Einrichtungen beseitigt wird, dereinst auch Glanz und Machtfülle der Königskrone verbleichen werden. Nichts Besseres können wir daher dem Kronprinzen zu seinem Geburtstag wünschen, als daß solche Befürchtungen sich nicht bewahrheiten möchten, daß in letzter Stunde Kräfte in unserem Vaterlande lebendig werden, die das zu erhalten verstehen, das uns stark gemacht hat zum Bestehen des schwersten Daseinskampfes. Mit dem Kronprinzen Wilhelm sehen wir uns alle in die Weite einer gewaltigen deutschen Zukunft, in ihm sehen wir die Gewißheit, daß er das in harten Gegensätzen und in unerschütterlicher Hingabe geschaffene Vermächtnis seiner Ahnen, insbesondere das große Werk seines Urgroßvaters, stark und gesund erhalten will. . . .

Denn auch auf dem Kronprinzen Wilhelm liegt, nach den Worten des unvergeßlichen Ersten Kaisers im neuen Reiche, die Verpflichtung, ‚das auf den Schlachtfeldern von 1870 geschaffene Reich zur Wahrheit zu machen‘. An der Gefolgschaft aller Kreise unseres Volkes wird es dem Hause Hohenzollern niemals fehlen, wenn es in den Bahnen seiner großen und stolzen Überlieferung wandelt. Den Heldenmut, das nationale Ehrgefühl, die Hingebung, die Arbeitsamkeit, die Pflichttreue im Dienste des Vaterlandes und die Liebe zum Vaterlande — sie nannte einst Fürst Bismarck in seinem dahingeschiedenen Herrn verkörpert.“

*

Immer noch dunkle Mächte?

Die „Alldeutschen Blätter“ Nr. 20 Berlin W 35, schreiben:

Wer einen kleinen Einblick in die Vetternwirtschaft hat, wie sie zwischen gewissen deutschen Schiffahrtskreisen und England noch immer besteht, weiß, daß der Druck des U-Boot-Krieges in jenen Kreisen fast ebenso lästig empfunden wird, wie man in England, in zweiter Linie auch in Frankreich, den ins Ungeheure wachsenden Verlustziffern an Schiffsraum in Verbindung mit der drohenden Hungersnot ratlos und angstvoll gegenübersteht. Es ist deshalb begreiflich, daß auf beiden Seiten versucht wird, die rastlose Tätigkeit unserer U-Boote nach Möglichkeit einzudämmen, zum mindesten aber Wege zu finden, die deutsche Seesperre zu durchlöchern. Nach neuerdings vorliegenden Meldungen ist der Verdacht nicht von der Hand zu weisen, daß die Verhandlungen in aller Heimlichkeit weiter betrieben werden, so daß aller Heldenmut und Aufopferung unserer U-Boot-Leute letzten Endes doch nur vergeblich sein würde. Es liegen uns nämlich Auslassungen, zumeist dänischer Blätter, zum U-Boot-Krieg vor, die ernsteste Beachtung verdienen.

So schreibt z. B. die Kopenhagener „Nationaltidende“ vom 25. April, die deutschen Gesandten in den neutralen Staaten seien zu einer Bundesratssitzung nach Berlin gereist, um über die Einschränkung des U-Boot-Krieges zu verhandeln. „Dagens Nyheder“ vom selben Tage widmet dieser Meldung gleich einen ganzen Leitartikel mit der wohl leider nicht unberechtigten Überschrift „Die fehlende Logik des U-Boot-Krieges“. Am nächsten Tage bestreitet allerdings „Tidens Tegn“ die Meldung von der Gesandtenreise und behauptet, lediglich der deutsche Gesandte in Kopenhagen sei nach Berlin gereist

und zwar in eigener Angelegenheit. Der Wert eines derartigen „Dementis" ist während des Krieges noch mehr im Kurse gesunken als schon vorher, und es ist überaus bezeichnend, wie fast die gesamte dänische und norwegische Presse die Einsprüche Spaniens gegen Deutschland auszuschlachten sucht. Eine Auswahl dieser Pressestimmen mag das beweisen.

In ihrer Ausgabe vom 25. April spricht die „Berlingske Tidende" von den großen Zugeständnissen Deutschlands an Spanien, die durch des letzteren Kriegsdrohung erreicht worden seien, und bemerkt, daß andere Nationen mindestens dasselbe Interesse daran hätten. Noch schärfer drückt sich „Ekstrabladet" in einem mit „Stop!" überschriebenen Aufsatz aus und fordert auf, es mit der Kriegsdrohung ebenso zu machen. Am 27. April erwähnt „Berlingske Tidende" unter „Zufuhren an die neutralen Länder" nochmals die deutschen Zugeständnisse an Spanien und meint, was dem einen recht sei, das sei es auch dem andern, zumal Deutschland auch den holländischen Schiffen mit Mais und Futtermitteln Erleichterungen gewährt habe. Die deutsche Regierung richte überhaupt fortdauernd ihre volle Aufmerksamkeit darauf, wie den Neutralen die mit dem U-Boot-Krieg verbundenen Schwierigkeiten erleichtert werden könnten.

Nun wird gewiß niemand etwas dagegen haben, wenn den Neutralen Gelegenheit gegeben wird, sich ihre Lebensbedingungen zu erleichtern. Die Gefahr liegt aber vor, daß die Sucht, zu verdienen, viele neutrale Reeder verleitet, für ihre Länder bestimmte Einfuhren wieder nach England auszuführen. In dieser Auffassung wird man bestärkt, wenn man liest, was „Tidens Tegn" vom 27. April zu dem deutschen Angebot, den in englischen Häfen liegenden holländischen Schiffen am 1. Mai Freigeleit zu gewähren, zu berichten weiß. Es habe sich dabei um die Wiederholung eines früheren Angebots gehandelt, das aber an unannehmbare Bedingungen geknüpft gewesen sei. Danach hätten sich die freizulassenden Schiffe verpflichten sollen, nicht wieder in das Sperrgebiet zu kommen, weiter hätten sich die Reeder verpflichten sollen, auch keines ihrer anderen Schiffe nach Häfen der Verbandsmächte segeln zu lassen. Auf diese Bedingungen hätte sich natürlich kein neutrales Land einlassen können. Bekanntlich haben inzwischen tatsächlich am 1. Mai 20 holländische Schiffe mit deutschem Freigeleit die englischen Häfen verlassen. Es erhebt sich demgemäß die Frage: Hat die deutsche Regierung ihre ganz selbstverständlichen Bedingungen fallen lassen oder haben die holländischen Reeder sie angenommen?

Es ist klar, daß die deutsche Öffentlichkeit das Recht besitzt, zu erfahren, was sie von diesen nordischen Betrachtungen zum U-Boot-Krieg zu halten hat. Die Erfahrung in diesem Kriege, von der englischen Kriegserklärung an bis zu Wilsons Indianertanz um Nächstenliebe und Menschheitsrechte, hat gelehrt, daß alle Beteuerungen der deutschen Regierung, die Sentimentalität verlernt zu haben und rücksichtslose Entschlossenheit zum Leitspruch machen zu wollen, leider nur mit äußerster Vorsicht aufzunehmen sind.

*

Weshalb keine Sonderfrieden sein dürfen

Telegramm der Petersburger Telegraphen-Agentur vom 25. April:

„Gegenüber einer Gruppe israelitischer amerikanischer Finanzleute, die von der Besorgnis sprachen, die das Gerücht von der Möglichkeit eines Sonderfriedens zwischen Rußland und Deutschland in Amerika bewirke, gab Miljukow die Erklärung ab, daß keine russische Partei eine derartige Friedensmöglichkeit ins Auge fasse."

Die Krönung des ganzen Weltkriegs wird doch erst der internationale Friedensschluß. Deswegen ist aber ein Kongreß, wo man die Regierungen alle beieinander hat, unentbehrlich. Sonst könnten Friedensschlüsse zustande kommen, bei denen es übersehen wird, den Hauptpunkt sich gegenseitig aufzuerlegen.

*

Kismet

In einer Rede über „Weltlage und Zukunft" in München streifte der Reichstagsabgeordnete Dr. Stresemann auch die politischen Einwirkungen auf Rußland:

„Zähneknirschend müssen wir gestehen: die Diplomaten in London arbeiten gut, und wir haben ihrer Arbeit nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen vermocht."

Das ist so wahr, wie es auch in Zukunft, wie es auch bei einem Friedensschluß wahr bleiben wird, weil alles beim alten bleibt und bleiben wird. Kismet. Gr.

*

Austausch

Wer dereinst die Weltgeschichte dieser Tage schreibt, wird wohl das ganze Augenmerk darauf zusammenspiegeln können, wie sich der Anstieg von Deutschland, der Abstieg von England durch den Krieg vertauschten. Deutschland bis dahin die Nation der Wehrerziehung, des „Militarismus", der nicht gerade jeden Hohlkopf taktvoller und liebenswürdiger machte, aber im ganzen die Nation zu unvergleichlichen Tüchtigkeiten heranzubilden und befähigen vermochte. England bis dahin das Land eines geldstolzen Materialismus, überhebend nicht nur gegen jedes andere Land, sondern im eigenen Volk selbstsuchtshart, an Bildung begnügt mit einem dünnen Quantum des Schicklichen, das eine tiefe Unwissenheit grundierte und über dem sich die wenigen, klassisch freidenkenden, hochverfeinerten Geister — meist Schotten, auch einzelne Iren — erhoben, die ihre beste Würdigung in Deutschland fanden. — Der Weltkrieg der tiefverlogene Daseinskampf des gefirnißten Materialismus gegen die deutsche Tüchtigkeitserziehung. Und nach dem gescheiterten Ausgang: in England die Verjüngungen, Scharnhorstisch anstraffende Selbstzucht wie einst nach dem preußischen Jena im morsch gewordenen Friedrichs-Staat; und im siegreichen Deutschland die Triumphe des Wurmstiches, woran die Völker welken und allmählich faulen: als Lebensidee der Materialismus, als Lenker der Klüngel des selbstbezweckten Parlamentarismus . .

— — — — — — — — — —

Es mußte doch sicher schon ein Wurm vorhanden sein, daß es sich dahin in Deutschland wenden konnte. Mag England sein, wie es will, das bleibt ihm: daß jedermann seine Schuldigkeit tut, wenn es an Englands Nation und ihre Größe geht.

Hei, das wäre eine Phantasie, wenn wir das austauschen könnten: Northcliffe für Mosse, Lloyd-George für Scheidemann und die befreundeten Bindestrich-Männer, Reutersche Mach-Kunst für Wolffsche, daß mal die andern sich in die Belämmerten verkehrten, und so und dann mit Gott und Hindenburg für deutsches Volk und Vaterland!

Ed. H.

*

„Bismarck verstand von diesen Sachen nichts"

Trotz einzelnen, wenn auch heftigen Entgleisungen, darf man der deutschen Presse immerhin zugestehen, daß sie im allgemeinen des Ernstes dieser Zeit sich bewußt bleibt. Eine Ausnahmestellung nimmt die offiziöse Presse ein. Gegen eine offiziöse Presse an sich ist grundsätzlich nicht viel einzuwenden, aber gerade sie dürfte doch nicht als Spaßmacher immer wieder in die Arena treten. Und immer wieder tut sie's doch, als wäre sie vom Zirkusdirektor als „Dummer August" engagiert. Da liest man z. B. — nach soundsoviel ähnlichen offiziösen Späßen — in der „Tägl. Rundschau" folgende Lustigkeit:

„Fast könnte sich der Eindruck einstellen, als gehöre es zum Ausweis der Geschäftsbefähigung zu halbamtlicher Handlangerei, Bismarck zugunsten der Gegenwart zu verunstalten, wenn man in der Berliner ‚Neuen preußischen Korrespondenz', die offiziös bedient zu werden pflegt und auch jüngst den vielbesprochenen Kriegsentschädigungs-Verzicht-Artikel der ‚Bayerischen Staatszeitung' geliefert hat, in einem Artikel über unsere Kriegsentschädigung von 1871 folgenden Erguß liest:

‚In Wirklichkeit nahmen wir mit der rechten Hand fünf Milliarden in Empfang und gaben mit der linken fünfundzwanzig hin. Bismarck verstand damals von diesen Sachen noch nichts, sondern verließ sich auf Delbrück, sonst hätte er die Kriegskosten auf eine Milliarde ermäßigt oder gar gestrichen und einen Handelsvertrag abgeschlossen, der uns für fünfzig Jahre zollfreie Einfuhr gewährte und den Franzosen 10 v. H. Wertzoll aufnötigte. Dann hätten wir nebenbei den ganzen Wirtschaftskrach von 1873 nicht gehabt.‘

Schade, daß Bismarck, der doch sonst nicht so ganz unbegabt und unerfahren war, ‚von diesen Sachen nichts verstand‘ und wohl auch sonst nicht auf der geistigen Höhe der heutigen Reichsleiter stand, die ja gern in Gegensatz zu Bismarck gestellt werden. Wenn Bethmann und seine Getreuen 1870/71 am Werke gewesen wären, hätten sie das Reich sicher ganz anders gegründet oder vielleicht — auch die Gründung unterlassen, um nicht den Neid der Nachbarn herauszufordern. Haben doch auch die ‚Grenzboten‘ seinerzeit darauf aufmerksam gemacht, daß Bethmann eine ganz andere Natur sei als Bismarck und gemäß seiner Veranlagung und philosophischen Bildung zu unserem Heile andere Wege verfolge. Immerhin ist Bismarck bei aller seiner Mangelhaftigkeit in seinem Leben recht vieles und recht Großes geglückt; wir wünschen, daß seinem gefeierten Nachfolger wenigstens einiges glücken möge, das das Bismarcksche Werk befestigt und nicht gefährdet.“

Man braucht nicht Nationalökonom zu sein, um nebenbei auch dem wirtschaftlichen Talent des offiziösen Über-Bismarck volle Bewunderung zu zollen. Ein Finanzminister, der seine Rechnung auf einen 50jährigen Handelsvertrag gründete, stünde etwa auf der gleichen Höhe mit einem Reichskanzler, der mit einem 50jährigen Frieden als mit einer verbürgten Tatsache rechnete. Das Deutsche Reich hatte ja auch Kiautschau auf 99 Jahre gepachtet, und wie lange hat die Herrlichkeit gedauert? — Übrigens eine sonderbare Mischung von Merkantilismus und Kino-Romantik, ein Sternbild, in dessen Zeichen wir überhaupt in den Jahrzehnten vor dem Weltkriege standen. Das gepriesene Tsingtau — eines der vielen bekannten Kartenhäuser, die beim ersten Hauche zusammenbrechen mußten. Und das alles mußte man mit sehenden Augen an sich herantreten lassen. Gr.

*

Friedrich der Große und Nachfolger

Die „Neue Zürcher Zeitung“, im allgemeinen nicht unsere Freundin, bringt am 5. Mai einen Aufsatz über London und über den Kampf des kleinen Preußen gegen den Vernichtungswillen der vereinigten Großmächte. „Warum drängt sich heute die Erinnerung an den Preußenkönig wieder auf? Warum ist im Deutschen Reich die Gestalt Friedrichs wieder lebendig geworden und zieht die Blicke des ganzen Volkes auf sich? Warum werden literarische Denkmäler, wie das berühmte Werk des Engländers Thomas Carlyle, neu aufgefrischt, um sie dem Volke wieder zugänglich zu machen? Weil bewiesen werden soll, daß ein bewußter Wille in der Weltgeschichte herrscht, der das deutsche Volk vor dem Willen der Vernichtung schützen wird. Friedrich der Große hat seine Kriege geführt nicht um Eroberungen zu machen, sondern um seinem Königreich eine Stätte der Entwicklung unter den Nationen Europas zu sichern.“

Das ist ganz richtig der Unterschied von Eroberungshabsucht à la Cuba und Philippinen und nationaler Verbreiterung als Lebenspflicht. St. H.

*

Die Politik auf Filzpantoffeln

„So gut,“ äußern sich die „Leipziger Neuesten Nachrichten“, „die bulgarische Regierung sich ganz offen darüber ausspricht, daß die Befreiung der Bulgaren in Mazedonien und in der Dobrudscha ihr Kriegsziel ist, so gut hätte die Reichsregierung sich längst darüber aussprechen können, wie sie über das Schicksal des Deutschtums im eroberten

Kurland und im feindlichen Rußland, im Zusammenhang mit dem Frieden denkt. Denn dies Deutschtum soll, nach dem Scheidemann-Frieden, der russischen Willkür und den Wechselfällen der innerrussischen Entwicklung hilflos preisgegeben werden, ebenso wie die uns stammverwandten Flamen darnach der alten Drangsalierung durch die Wallonen hilflos preisgegeben würden. Wären wir Nichts-als-deutsch-Gesinnten denn nicht die verächtlichsten Gesinnungslumpen von der Welt, wenn wir uns, angesichts der hartnäckigen Behauptungen der Sozialdemokratie und des ebenso hartnäckigen Schweigens der Regierung dazu, über diese Dinge keine Sorgen machten? Daß die Regierung sich darüber so gar keine Sorgen zu machen scheint, daß sie ganz und gar von der Sorge eingenommen ist, ein festes Eintreten für das Auslandsdeutschtum könnte irgendwo im nichtdeutschen Ausland unliebsam empfunden werden, und daß ihr über diese Sorge die lebendige Fühlung mit dem deutschen Volkstum und seinen Lebensbedürfnissen abhanden zu kommen scheint, das ist fürwahr die traurigste Erfahrung, die wir in diesem Kriege haben machen müssen. Und sind denn die Erfahrungen, die die Regierung mit ihrer rücksichtsvollen Weise gemacht hat, gar so ermutigend? Die Politik auf Filzpantoffeln ist doch, unter dem Beifall derer, die morgens und abends ein paar „Alldeutsche" verspeisen, der Reihe nach angewandt worden gegen Italien, gegen Rumänien, gegen Amerika, gegen Rußland. Das neueste Ergebnis dieser Politik ist Miljukows Runderlaß an die Verbündeten, worin er Kampf bis zum ruhmreichen Endsiege gelobt!

*

Energische Töne

redet der „Vorwärts" mit der „Reichsleitung". Zusehends, berichtet die „Tägliche Rundschau", wächst der Unwille der Scheidemänner über die zögernde, zaghafte Reichsregierung, die ihre weiter versprochenen Abschlagszahlungen zu verzögern trachtet, obwohl ihr die Sozialdemokratie tagaus tagein ihre Forderungen vorhält. Ungnädig äußert der „Vorwärts" Zweifel, ob die Reichsregierung die Führung im Kampfe um ein freies Deutschland übernehmen wolle, und erteilt dem Reichskanzler folgendes Mißtrauensvotum:

„Aufgabe einer Regierung ist es, ihrem Volk bei der Lösung wichtiger Aufgaben voranzugehen. Ein leitender Staatsmann, der sich ziehen und schleppen läßt, statt aus eigener Initiative kräftig Hand anzulegen, wo es gilt, das Staatsschiff vorwärtszutreiben, hat den Nachweis seiner Befähigung für den von ihm bekleideten Posten nicht erbracht."

Nicht mehr auf den Reichskanzler, sondern auf den Verfassungsausschuß will nunmehr der „Vorwärts" seine Hoffnungen bauen. Er trägt ihm seinen bescheidenen Wunschzettel vor. Darauf stehen u. a. die Beseitigung des § 153 der Reichsgewerbeordnung (der Bestimmungen zum Schutze Arbeitswilliger), des Jugendparagraphen des Vereinsgesetzes, der Koalitionsverbote gegen ländliche Arbeiter und Gesinde, die Einführung der Ministerverantwortlichkeit, die Ausdehnung des Reichstagswahlrechts auf beide Geschlechter und vieles andere mehr. Um den Verfassungsausschuß zu Fleiß und Willfährigkeit anzufeuern, stößt der „Vorwärts" für den Fall, daß auch dort sein Verlangen keinen Erfolg hat, die fürchterliche Drohung aus, daß die sozialdemokratische Fraktion von der Reichstagstribüne herab der arbeitenden Klasse zurufen werde:

„Von dem guten Willen und dem gerechten Sinn der Regierung und der Reichstagsmehrheit habt ihr nichts zu erwarten. Ihre Taten entsprechen nicht ihren schönen Worten. Macht euch darauf gefaßt, daß mit dem Frieden der Kampf um die Freiheit nicht endet, sondern erst recht beginnt!"

Herr Scheidemann würde solche Töne nicht anschlagen, wenn er sich des Erfolges nicht sicher fühlte. Wenn einer, muß Herr Scheidemann es wissen.

*

Revolutionäre Logik

Wer nur im geringsten die Geschichte der französischen Revolution kennt, wird sich belustigen, wie alle ihre Selbstgefälligkeiten in der russischen wiederkehren und statt der eigentlichen Gedanken zur Hauptsache werden. Den ehemaligen Zaren bezeichnen ihre Blätter nun schon als den „Oberst Romanow", was sie aber durchaus nicht hindert, von dem „Fürsten Lwow" mit geschmeichelten Gefühlen, weil er zu ihnen gehört, zu reden.

Ach ja, du lieber Himmel, von so vielen Ismen man auch reden mag, der Idiotismus ward doch die am stärksten vordringende Macht. Zwischen den Diplomaten und dem Verstand der Weltbeglücker bleibt uns, fast scheint es so, selber nur die arme bange Wahl.

*

Philipp der Große

Wovon wir nach einem Scheidemann-Frieden leben werden? Aber selbstverständlich doch von — Herrn Scheidemann! Die Frage aufwerfen, heißt Herrn Philipp Scheidemann unterschätzen. Herr Philipp Scheidemann wird uns reichlich Ersatz leisten für alles, worauf wir bei seinem Friedensschluß gehorsam verzichtet haben: Lebensmittel, Rohstoffe, Heimstätten für unsere Kriegsbeschädigten, Ablösung unserer dann etwa 150 Milliarden Kriegs- und Wiederaufbaukosten ohne drückende Steuern; Freiheit, Sicherheit, unbegrenzte Entwicklungsmöglichkeiten. Es bedarf nur eines Winkes von Herrn Philipp Scheidemann, und England, Frankreich, Rußland, Italien, Amerika usw. werden sich darum reißen, in Hülle und Fülle uns alles frei ins Haus zu liefern. Sollten sie aber wirklich schamlos genug sein, Herrn Philipp Scheidemann auszulachen — was schadet's? Philipp der Große wird alles aus dem eigenen Handgelenk schütteln. Philipp dem Großen ist nichts unmöglich. Ihm wächst ein Kornfeld aus der flachen Hand. Deshalb macht Er's auch so billig. Philipp der Große fordert — nach berühmtem Muster — nur eine Kleinigkeit: unbedingtes Vertrauen zu Ihm. „Ein Narr, der an einen deutschen Sieg glaubt!" Ein Quadratnarr, der nicht an Philipp den Großen glaubt! Heil Dir im Friedenskranz, Vater des Vaterlands! Heil, Philipp, Dir! —

„Philippken, Philippken, hüte dich,
Fangen sie dich, so hangen sie dich."

Gr.

*

Regierung und Fideikommißgesetz

Über diese merkwürdige Angelegenheit, die vorläufig bis zum Herbste vertagt worden ist, äußern sich die „Berliner Neuesten Nachrichten":

„Das preußische Staatsministerium bringt *ohne Not* das Fideikommißgesetz ein. Die Regierung tut es, ohne vorher mit den Parteien die notwendige Fühlung genommen zu haben, obwohl sie, wenn sie nicht außerhalb alles politischen Geschehens lebte, wissen mußte, daß dieses die *heftigsten Parteileidenschaften aufwühlende Gesetz nicht gut in die Kriegszeit hineinpaßte.* In monatelangen Verhandlungen der Kommission kämpft sie um ihre Vorlage. Der Kanzler mahnt in seiner Abgeordnetenhausrede die Parteien, zu einer *Einigung* zu gelangen. Nationalliberale, Zentrum und Konservative beherzigen diese Mahnung und *vergleichen* sich. Die Rechte kommt, um den Nationalliberalen die Verständigung und die Zustimmung zu erleichtern, diesen sehr weit entgegen. Es kommt dadurch eine Fassung des Gesetzentwurfes zustande, die vom liberalen Standpunkte aus eine sehr erhebliche *Verbesserung* gegenüber der ursprünglichen Vorlage und vor allem gegenüber dem bisher bestehenden Zustande bedeutet. Da kamen fortschrittliche, in die Form hochpolitischer Bedenken gekleidete *Drohungen.* Das weckte bei der Regierung, die bisher mit Energie und Folgerichtigkeit ihr gesetzgeberisches Werk betrieben und verteidigt hatte, schwerste Sorge und ernste Bedenken. Tapfer, wie sie sich nun einmal während des ganzen

Krieges gezeigt hat, rief sie nach Hilfe in ihrer Not. Sie erreichte es durch ihre Kulissenarbeit, daß außer den Konservativen alle übrigen Mehrheitsparteien, die mit wenigen Ausnahmen bereit waren, das Gesetz zustimmend zu erledigen, sich mit der Verschiebung dieser Erledigung einverstanden erklärten. Mit diesem Ergebnis hätte vor allem die so mutige Regierung sich zufrieden erklären sollen. Aber die Regierung wollte öffentlich zeigen, daß sie wirklich mutig und tapfer war. Freilich entschloß sie sich erst dazu, als sie festgestellt hatte, daß sich eine Mehrheit für ihre von fortschrittlicher Drohung herbeigeführte Anschauung gefunden hatte. Sie gab ihre von keinem Menschen erwartete und wohl nur von sehr wenigen gebilligte Erklärung ab mit dem Stolze, den der bekannte Ritter nach seinem Kampfe gegen die Windmühlenflügel empfunden haben mochte."

*

Agenten des Auslandes!

General Groener hatte nur zu sehr recht, als er den Rüstungsstreik nicht zuletzt auf ausländische Einflüsse zurückführte. Der „Deutschen Tageszeitung" wird aus einer Stadt in Thüringen berichtet, daß dort ein Agent des Auslandes die Arbeiter sogar in öffentlichen Lokalen mit denselben Behauptungen bearbeitete, mit denen unsere Feinde gegen Deutschland hetzen und ihm die Schuld am Kriege zuzuschieben suchen. Ganz offen und ungescheut erklärte dieser Agent des Auslandes den Arbeitern, nicht unsere Feinde hätten Deutschland, vielmehr hätte das Deutsche Reich die Gegner überfallen. Weiter sagte er, das arme Volk müsse deshalb bluten, weil die Kapitalisten mit ihren erworbenen Reichtümern nicht 5, sondern 10 v. H. verdienen wollten. Ein weiteres verhetzendes Schlagwort, das aus seinem Munde kam, hatte etwa folgenden Wortlaut: Früher plünderten uns die Raubritter, jetzt werden dem armen Volke „die blutigen Fäden langsam aus den Fingernägeln gezogen". Daß diese hetzerische Betätigung nur das Ziel haben kann, die deutschen Arbeiter zu Streiks wie auch sonst einer Stellungnahme gegen das eigene Vaterland anzureizen, liegt wohl auf der Hand; und ebenso, daß sie nicht mehr und nicht weniger als Landesverrat bedeutet.

Mit Mundspitzen halten wir nicht mehr „durch", — es muß gepfiffen werden! Aber — eine vaterländisch immerhin nicht zu beargwöhnende Zeitschrift wie der Türmer wird seit dem 18. Januar 1915 unter Präventivzensur gehalten, — Agenten des Auslandes haben die Möglichkeit, in öffentlichen Lokalen deutsche Arbeiter gegen das eigene Vaterland zu hetzen, Landesverrat zu betreiben!

*

Ein Traum?

Ich habe mich nie als Prophet gefühlt, aber einiges und nicht das Unwichtigste habe ich hier — ich müßte lügen, wenn ich es leugnen wollte — vorausgedacht. Und heute glaube ich: wir stehen, wenn nicht eine eiserne Faust die Zügel ergreift, noch vor dem Schwersten, Unbeschreiblichen. Wiederum möchte ich erklären: das ist keine Prophetie und soll keine sein. Es widerstrebt mir, erst zu sagen, daß es nur sich aufdrängende, zwingende Gedanken sind. Es kann aber auch noch was anderes dabei sein —: kann ich's wissen? Eins fühle ich — als drängten unzählige Stimmen sich an mich heran: „Wir stehen vor dem Abgrund, wir ringen die Hände — wir stürzen, wenn nicht ein Retter kommt, ein Held, ein Herr! Wir sehen nicht nur Hügel, — wir sehen Häupter am Boden schleifen, wenn nicht ein Retter kommt — Hilf! Hilf! Wir flehen, wir schreien! Wir sind die Seelen der Lebenden, die ihr noch opfern wollt, wenn nicht ein Retter kommt, ein Held, ein Herr!"

Ein Traum? — Vielleicht. Gr.

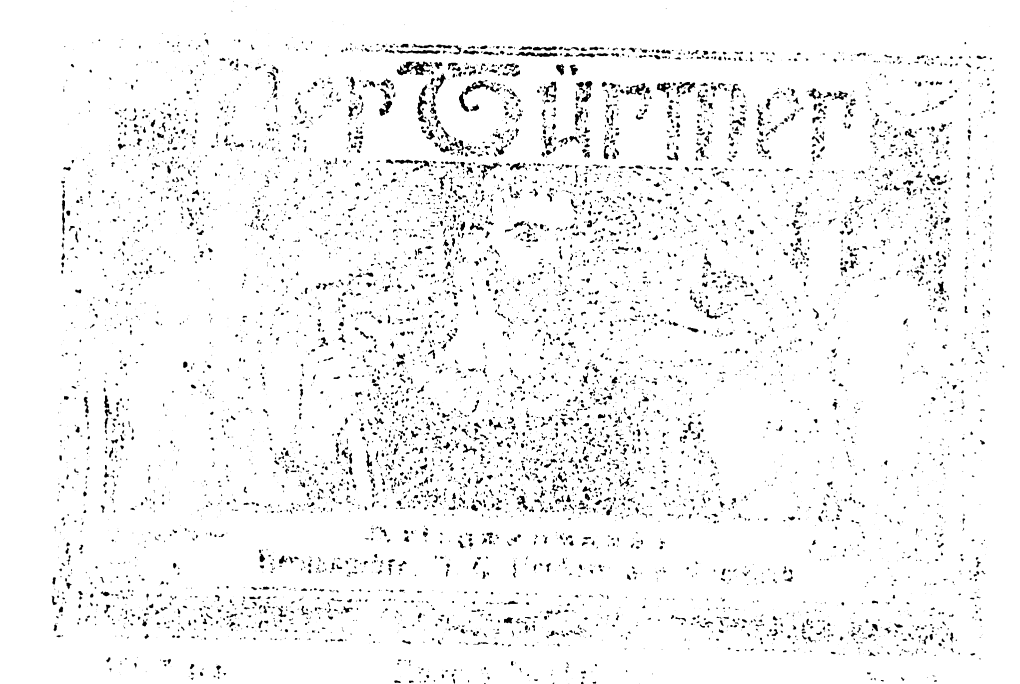
Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtliche Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Sander-Herweg

Kirchhof in Bolimoro in Polen

Beilage zum Türmer

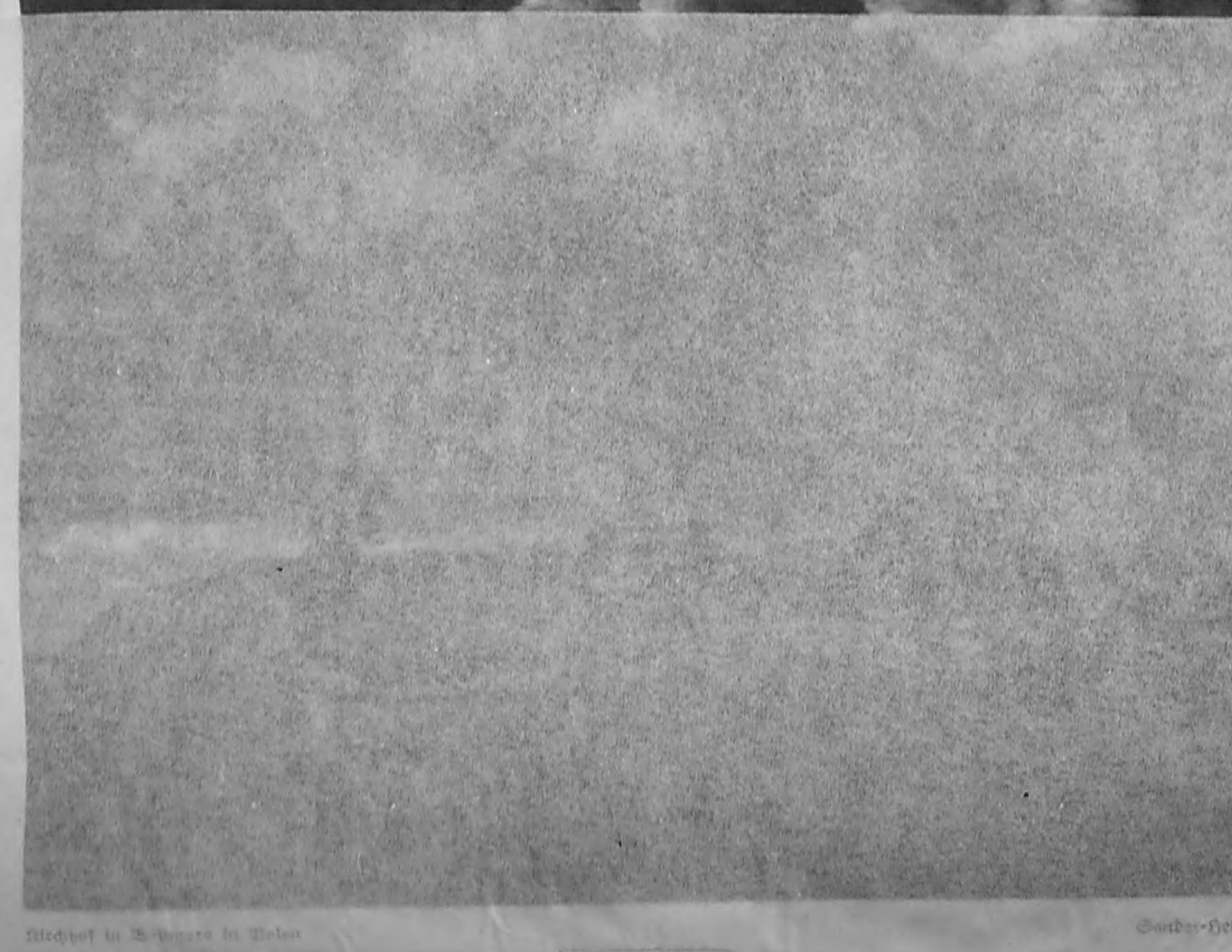


Wohin die Reise?

Von J. E. Frhrn. v. Grotthuß

[illegible]

„Das revolutionäre Rußland wird die [illegible] gegenüber seinen Bundesgenossen [illegible] hat nicht die Absicht, sich zu entwaffnen, um [illegible] Eroberungsplänen die Arme freizumachen, es will [illegible] Friedensprobleme [illegible] die dem [illegible] sprechen, indem [illegible] deutsche Volksteile [illegible] Hand bringen."



Kirchhof in [illegible] in Wales

Sandor-Herweg



XIX. Jahrg. Zweites Juniheft 1917 Heft 18

Wohin die Reise?

Von J. E. Frhrn. v. Grotthuß

Welche unabsehbaren Wirkungen, denen erst eine künftige Geschichtschreibung gerecht werden wird, hat doch das Genie und der Tatenwille weniger aufrechter Männer durchzusetzen vermocht! Ist es — mit Ludendorff — nicht Hindenburg, der Vertreter des deutschen „Militarismus", der mit seinen reinigenden Gewitterschlägen, ein Werkzeug des Weltenrichters, auch den blutgeleimten Zarenthron zertrümmert hat? Oder waren es vielleicht die Menschheitbeglücker, die Scheidemann, Lloyd George, Wilson usw.? Was aber wird bei uns daraus gedreht? Ein Strick, an dem sich das deutsche Volk aufhängen soll! Hindenburg-Hiebe waren es, die den fanatischen Kriegshetzer und Deutschenfeind Miljukow mit seinem nicht minder strebsamen Genossen Gutschkow von ihren gepolsterten Ministersesseln verjagt haben. Aber das sogenannte Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands, das Amtsblatt der Scheidemann-Regierung, erklärt mit zynischer Kaltschnäuzigkeit:

„Das revolutionäre Rußland wird die Pflichten, die ihm ein Defensivbündnis gegenüber seinen Bundesgenossen auferlegt, nicht verletzen, es hat nicht die Absicht, sich zu entwaffnen, um Deutschland zu westlichen Eroberungsplänen die Arme freizumachen, es will keinen Lösungen des Friedensproblems zustimmen, die dem Selbstbestimmungsrechte der Völker widersprechen, indem sie nichtdeutsche Volksteile militärisch oder politisch in deutsche Hand bringen."

Soweit also ist es gekommen, daß ein in Deutschland erscheinendes Blatt in aller Offenheit und Unbekümmertheit für den Feind und gegen das eigene Volk und Vaterland Partei ergreifen darf!! Mit der Revolution gedroht hat ja Herr Scheidemann schon in öffentlicher Reichstagssitzung. Jetzt läßt er in seinem Amtsblatt auch noch ganz offiziell verkünden, daß er die Fahne des feindlichen, aber revolutionären Rußlands gegen das Deutsche Reich hochhält!

Ich möchte mir nur die ganz bescheidene Frage erlauben: Wie lange noch, glaubt man wohl, werden die Anhänger des bestehenden Staates und der bestehenden Staatsverfassung für diesen Staat und diese Verfassung eintreten mögen und können, wenn sie sich selbst aufgeben? Päpstlicher als der Papst kann man wohl nicht sein. Wer auf seine Rechte selbst verzichtet, — darf der erwarten, daß andere sich dafür einsetzen und aufopfern?

„Wir wundern uns nicht," schreibt Graf Reventlow, „daß der ‚Vorwärts' dieses mit so selbstverständlicher Bestimmtheit ausspricht, und wir bezweifeln nicht, daß er aufs beste unterrichtet ist. Bemerkenswert bleibt aber doch — wenn auch keineswegs überraschend —, daß das Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands mit solcher ebenfalls selbstverständlichen Entschlossenheit die Sache unseres russischen Gegners vertritt, im Tone leichter Entrüstung erklärt, auch das revolutionäre Rußland werde seine Defensivpflichten seinen Bundesgenossen gegenüber nicht verletzen, es ‚habe nicht die Absicht', sich zu entwaffnen, um Deutschland zu westlichen Eroberungsplänen die Arme freizumachen usw. Ebensowenig kann verwundern, daß der ‚Vorwärts' in froher Hoffnung erklärt, daß die von den russischen Sozialisten verlangte ‚aktive auswärtige Politik' nicht zum wenigsten bezwecken werde, auch von Rußlands Bundesgenossen die Bereitwilligkeit zu einem ‚annektionslosen Frieden' zu erhalten. Sei es aber soweit gekommen, meint der ‚Vorwärts', so müßte das Deutsche Reich auf demselben Boden Frieden schließen, denn eine Fortsetzung des Krieges wäre dann ‚kein deutscher Verteidigungskrieg mehr, den mit Gut und Blut zu unterstützen die deutschen Sozialdemokraten gelobt haben, sondern er wäre ein deutscher Eroberungskrieg, und diesen zu bekämpfen, wie jenen zu unterstützen, sind die Sozialdemokraten durch ihre Erklärungen im gleichen Maße verpflichtet'. — In diesen Sätzen liegt die deutliche Wiederholung der von Herrn Scheidemann kürzlich im Reichstage ausgesprochenen Revolutionsdrohung. Er hat versucht, wie er es ja gern tut, seine Äußerungen zu dementieren, aber ohne Erfolg. Der ‚Vorwärts' bestätigt sie nur. Die deutsche Sozialdemokratie will in eine sachliche Auseinandersetzung über die Kriegsziele nicht eintreten, oder sie ist unfähig dazu. Sie schafft sich zwei bequeme Schlagworte: ‚Eroberungskrieg' und ‚Verteidigungskrieg' und arbeitet mit diesen ohne Ansehen der Sache. Verteidigung der deutschen Interessen, der deutschen Unabhängigkeit und wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeit kennt das Blatt nicht, sobald eine Grenzänderung damit verbunden ist oder wenn das künstliche Mißgebilde Belgien unter dem Schutze des Deutschen Reiches in seine natürlichen völkischen Bestandteile zerlegt wird. Daß der sachgemäß angewandte und verwirklichte Begriff der Verteidigung des Deutschen Reiches sich

nicht nur auf das eigene Gebiet beziehen kann und darf, sondern genau ebenso auf die Möglichkeit künftiger Unabhängigkeit, wirtschaftlicher Entwicklung und militärischer Sicherheit, sollte eine Selbstverständlichkeit sein....

Die Auflösung der militärischen Macht des russischen Reiches haben wir von Anfang an als den maßgebenden und auch als den einzig festen und berechenbaren Faktor im russischen Chaos bezeichnet. Die schönsten Programmreden und Proklamationen können weder die Auflösung des Heeres hindern noch einen Ersatz dafür schaffen. Weil sie damit ihre Grundlage verloren haben, gehen Gutschkow und Miljukow.

Vom deutschen Standpunkte gesehen, wäre nach wie vor kaltblütiges aufmerksames Zuwarten das Zweckmäßige. Heute ebensowenig wie vorher vermögen wir einzusehen, weshalb man Hals über Kopf pränumerando alle nach Osten notwendigen Kriegsziele aufgeben sollte. Weshalb die deutsche Sozialdemokratie dafür eintritt, braucht nur angedeutet zu werden. Sie ist der Ansicht und Absicht, daß deutscher Verzicht nach Osten auch den Verzicht nach Westen nach sich ziehen müsse, damit sodann der ‚allgemeine‘ — für Deutschland ruinöse — Friede zustande komme. Der russische ‚Arbeiter- und Soldatenrat‘ ist damit sehr einverstanden. Er verlangt bezeichnenderweise schon ‚Maßnahmen zur Verteidigung der russischen Grenzen‘, natürlich nach deren ‚Wiederherstellung‘. Einen Sonderfrieden verwirft der Arbeiter- und Soldatenrat ebenso wie die deutsche Sozialdemokratie. An die Möglichkeit eines Sonderfriedens haben wir von dem Augenblick an nicht mehr geglaubt, als die deutsche und die österreichische ungarische Regierung mit langgereckten Friedenshänden und sehnsüchtigen Zeitungsartikeln nach Rußland hinüberwinkten.

Je mehr die russische Kriegskraft schwindet, desto unfähiger wird Rußland zu kriegerischen Handlungen, während andererseits die gebieterische Notwendigkeit wächst, sich auf die Sorge für die inneren Angelegenheiten zu beschränken. Kann uns das nicht bis auf weiteres genügen? Frieden mit Rußland erscheint uns nach wie vor wünschenswert, aber nicht einer um jeden Preis, da die Notwendigkeit für einen solchen nicht vorliegt... Der Reichskanzler sagte: die militärische Lage sei besser denn je. Warum soll man — und dazu angesichts der russischen Verhältnisse und Entwickelung — eine Politik treiben, als ob das Gegenteil der Fall wäre? ...

Wir vermögen nicht einzusehen, weshalb die derzeitige Umwandlung Rußlands in eine Demokratie und die Schaffung eines vorläufig ganz unabsehbaren revolutionären Chaos das Deutsche Reich berechtigen oder gar verpflichten könnten, von der Schaffung und Erringung wirklich realer Garantien nach Osten abzusehen. Die deutsche Demokratie bleibt sich immer gleich. Sie glaubt immer, weil sie es gerade wünscht, daß eine ‚neue Epoche der Menschheit‘ angebrochen sei oder unmittelbar vor dem Anbruche stände. Kurz vor dem siebziger Kriege stellte der Fortschrittler Virchow seinen berühmten Antrag, und nie war die Menschheitsphrase in Deutschland populärer, als kurz vor dem Weltkriege. Dieser Krieg soll nun aber dieses Mal ganz gewiß eine ganz neue Epoche herbeiführen, Macht-

politik wird es nicht mehr geben, und das Deutsche Reich soll den Anfang machen, auf Schutzmittel und nachher auf Machtmittel zu verzichten. Man muß sich immer wieder wundern, daß die deutsche Demokratie, die das Wort ‚weitblickend' so ungemein gern im Munde führt, ihren Weitblick hier nicht betätigt, indem sie zugibt, daß kein Mensch wissen kann, wie die Welt, und wie im besonderen Rußland in einigen Jahren und für unsere Nachkommen aussehen und sein wird, und daß es nicht gerade Gewissenhaftigkeit bedeutet, die weltgeschichtliche Gelegenheit, dem Deutschen Reiche Schutz und Sicherheit zu schaffen, vorübergehen zu lassen."

Ist man sich denn noch immer nicht klar darüber geworden, was solche Äußerungen, wie die Scheidemanns im Deutschen Reichstage und in seinem regierungskräftigen Amtsblatt eigentlich zu bedeuten haben? Wie ermutigend, anfeuernd sie auf den schon erlahmenden Kriegswillen unserer Feinde, wie niederdrückend, vernichtend sie auf unsere Brüder an der Front, aber auch hinter der Front, wirken müssen?

Draußen stehen viele Millionen unserer Besten in unerhörtem Opfermut gegen alle speienden Feuerschlünde der Hölle. Was sollen, was können sie von uns denken, wenn wir ihnen solche Botschaften aus der Heimat senden, für die sie mit Leib und Seele einstehen? Ja, sind sie vielleicht empfindungslose Gliederpuppen, die wir hinter den Öfen gewärmter Partei- und sonstiger Küchen Sitzenden nach unserem häuslichen Bedarf beliebig hin und her schieben dürfen? Gen Himmel schreit das Mißverhältnis zwischen solchem Opfermut draußen und solcher Schafheit und Schäbigkeit drinnen! Wo bleibt denn euer noch so wundervolles Wahlrecht, wenn der Feind ins Land kommt und euern Wisch Papier euch um die Ohren haut? Ihr glaubt, das sei nicht möglich? Nun hört einmal: an sich sollte und könnte das nicht möglich sein, aber eine gottverlassene Dummheit und Verstocktheit kann auch das an sich Unmögliche möglich machen. Auch der Aberglaube kann Berge versetzen.

Ein Rätsel, daß dies alles geschehen darf? — — — Nach der neuen heftigen Offensive Italiens gegen Österreich hat das „Wiener Fremdenblatt" Gefühle wieder in sich entdeckt, die erheblich feuriger für eine Fortsetzung des Krieges bis zu einem Siegesfrieden funkeln und die Bundesbrüderschaft mit dem Deutschen Reiche erheblich stärker betonen, als — sagen wir —: vor der italienischen Offensive. Daß das „Wiener Fremdenblatt" das Organ des Grafen Czernin ist, darf wohl als bekannt vorausgesetzt werden. In allen Zeitungen hat auch gestanden, daß Herr von Bethmann den Grafen Czernin in letzter Zeit wiederholt in Wien besucht hat und daß nach diesen Besuchen verkündet wurde, die deutsche „Reichsleitung" befinde sich über die „Kriegsziele" im allerengsten Einvernehmen mit der österreichisch-ungarischen. Die österreichisch-ungarische Regierung hatte bekanntlich erklärt, sie stelle sich „voll und ganz" auf den Standpunkt der sozialistischen Internationale, insofern sie mit ihr einen „annektionslosen Frieden" — allerdings war nur von Rußland die Rede — erstrebe. Das hat ja auch gute Weile, denn vorläufig haben die Russen österreichisch-ungarische Gebiete im Besitz, auf Deutschlands Boden steht aber kein einziger russischer Soldat, — deutsche Heeresmacht hält Polen,

Litauen, Kurland in fester Hindenburghand. Daß Österreich-Ungarn ganz und gar nichts von Serbien, Montenegro, Rumänien annektieren wolle, hat das „Wiener Fremdenblatt" nicht behauptet. — — —

Bekannte, auch unter Zensur gedruckte Tatsache ist weiter, daß vor den Besuchen Herrn von Bethmanns beim Grafen Czernin von einer sogenannten Kanzlerkrisis gemunkelt wurde. Nach diesen Besuchen war das Munkeln gegenstandslos geworden. Mit Recht! Denn es war nicht nur ein Munkeln, sondern einfach ein Fabeln. Wer sich etwa vorspiegeln wollte, Herr von Bethmann könnte seine Dienste dem deutschen Vaterlande, Kaiser und Reich entziehen, der hätte — „wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nie erjagen" — von Kants kategorischem Imperativ auch nicht die leiseste Ahnung. —

„Sein oder Nichtsein, das ist jetzt die Frage." Michel, der nur als Narr Unsterbliche, hat aber ganz andere, viel wichtigere Fragen im Schädel: „Wie werde ich bei meinen Feinden beliebt? Wie kann ich ihnen meine Demut und Unterwürfigkeit beweisen, damit sie mich wieder in Gnaden annehmen, wenn auch verachten? Wie kann ich den mir übergeordneten deutschen Bruder unter meine Füße kriegen? Mein wahrer Feind ist doch nicht der vornehme Ausländer, der Ausländer ist überhaupt ein höheres Wesen. Mein wahrer Feind ist mein Bruder, weil er auch nur Deutscher ist, also nichts Besseres als ich, Michel der Allerweltsnarr, Michel der internationale Lohnkellner."

Man kann mit Recht schwere Anklagen gegen die nach Bismarck betriebene auswärtige deutsche Politik erheben, — keine erreicht das Gewicht der Selbstanklage: Wo warst du, als über dich gewürfelt wurde? Wo bist du, da jetzt wieder über dich gewürfelt wird? Am Waschtroge deiner häuslichen Wäsche!

Alles hat seinen Grund, findet in sich selbst Verzeihung, was der tiefste Sinn des erlösenden christlichen Mysteriums ist. Schlagt die Bücher deutscher Geschichte auf, durchblättert sie die Jahrhunderte durch, — dort seht ihr euch im Spiegel. Von den Goten, den Hohenstaufen zum 30jährigen, Siebenjährigen Kriege bis heute. Was seht ihr dort? Die abenteuerliche Sehnsucht nach der Fremde, die eigenwillige Liebe und Treue zur Heimat, zur Scholle. Im engen Kreis verengert sich der Sinn. Der Deutsche in der Heimat kann sich ja kaum noch rühren, ohne einem anderen auf die Füße zu treten —: Land, Land und abermals Land! — Ohne neue, große Siedlungsgebiete gehen wir als selbständiges Volk an uns selbst zugrunde. Das kann geschäftstüchtigen Mitbürgern sehr gleichgültig sein, für uns andere ist es die Lebensfrage.

Wohin die Reise? Jetzt einmal ganz gegenständlich: nach Land! Aber zu solchem, demütigen Deutschen erschreckend kühnen Unternehmen gehören auch Reiseführer. Ist es nicht eine restlose Selbstentmannung, wenn die Scheidemanngilde den bloßen Gedanken an deutschen Landerwerb geradezu als Hochverrat gegen die feindlichen Völker beschimpft und bekämpft? — Die sind noch lange nicht frei, die ihrer Ketten spotten und sie dennoch küssen. Sklaveninstinkte beherrschen sie. Nie aber ist größeres Unheil über die Welt gekommen, als wo Sklavenseelen durch Duldung und Schwäche zur Macht gelangten.

Wohin die Reise?

Wehe dem Volke, das die Zeichen der Zeit nicht erkennt, nicht erkennen will — aus elender Spießbürgerei, aus moralischer Feigheit! Das sich nicht einmal dazu ermannen mag, seine gesetzliche Vertretung zu befreienden Taten zu zwingen. Ein Reichstag, der in weltgeschichtlichen Augenblicken so kläglich versagt, so auf seine dörflichen Kirchturmsbedürfnisse eingestellt ist, wie der jüngst abgesessene, — dem sollte man noch reichlichere Gelegenheit geben, seinen „taktischen" Nichtigkeiten zu frönen? — Einen Spiegel, den er sich wahrscheinlich leider nicht „hinter den Spiegel stecken" wird, hält der Abgeordnete W. Bacmeister diesem Reichstage im „Größeren Deutschland" vor:

„Während die harte Faust unserer U-Boote der britischen Weltherrschaft an der Gurgel liegt, während die Verzweiflungsoffensive der Engländer und Franzosen in Blutströmen erstickt wird, während das russische Heer sich in Anarchie aufzulösen beginnt, predigt man dem deutschen Volke den Willen zur Macht, aber nicht etwa den Willen zur Macht in dem Sinne, daß es sich seine Stellung unter den Weltvölkern sichert, nein den Willen, sich nicht mehr in der bisherigen Weise regieren zu lassen. Der Reichstag, auf den Millionen im Lande immer wieder und wieder gehofft haben, ergeht sich nicht etwa in Erwägungen, ob wir neues Land für bäuerliche Siedler haben müssen, ob die flandrische Küste seit Jahrhunderten eine wichtige Rolle in der britischen Politik gespielt hat, so wie Belgien als Aufmarschland Frankreichs; nicht darüber, ob die so herrlich ‚westlich orientierten' Polen eines Tages den Anlaß zu einem neuen Krieg geben werden, oder über die Frage, wie die Maaslinie als sichere deutsche Grenze auszugestalten sei, von der wahren Freiheit der Meere gar nicht mehr zu reden. Nein, der Reichstag hat viel Wichtigeres zu tun. Er muß erst einmal in Deutschland das Unterste nach oben kehren. Mit einem Feuereifer nimmt sich sein Verfassungsausschuß dieser Arbeit an; Heer und Flotte haben ihm offenbar zu wenig geleistet, da muß gründlich reformiert werden. Indem er hier die Einigkeit predigt, drückt die zufällig vorhandene Mehrheit, die von einem nicht durch den Weltkrieg geläuterten Volk gewählt wurde, alle Andersdenkenden an die Wand; sie, die jeden an den Pranger zu stellen suchte, der mit Herrn von Bethmann Hollweg einmal nicht einverstanden war, kümmert sich den Teufel um die ernstesten Einwände der Regierungsvertreter und stößt nebenbei die Regierungen der Bundesstaaten nach Belieben vor den Kopf. Und während die Sozialdemokraten im Lande ihr internationales Süpplein kochen, den Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen predigen, während ihr linker Flügel landesverräterische Agitation in den Fabriken treibt, während Herr Cohn den Marschall Hindenburg unter seine Kontrolle bringen will, während sich eine Kluft auftut zwischen den breitesten Schichten des Volkes, auch der sozialdemokratischen Wähler, und den Scheidemännern, bereiten die bürgerlichen Politiker des Reichstags bis tief in die Mitte hinein gemeinsam mit den Sozialdemokraten das neue Deutschland vor. Und merken kaum, wie lächerlich sie sich machen, wenn sie hämmern und feilen, tischlern, zimmern und tapezieren in dem deutschen Hause, das lichterloh brennt und das zu retten Millionen da draußen ihr Bestes opfern. . .

Den starren Blick auf die ‚Neuorientierung' gerichtet, hat die Reichstagsmehrheit offenbar ganz aus dem Auge verloren, daß es sich heute um Größeres dreht. Wenn der Kanzler nur der Mann der ‚Neuorientierung' bleibt, alles andere scheint ihr gleichgültig zu sein. Daß diese Regierung der ‚Neuorientierung' jahrelang vor dem Krieg von Mißerfolg zu Mißerfolg geschritten ist, daß dem elsaß-lothringischen Fiasko das polnische gefolgt ist, daß der Leiter der deutschfeindlichen Einkreisung die oft gewarnte deutsche Regierung überraschen konnte, daß es an jeglicher wirtschaftlichen Vorbereitung des Kriegs gefehlt hat, daß wir während des Kriegs von Illusion zu Illusion geführt wurden, daß alle diese Illusionen dahingegangen sind wie Seifenblasen, daß wir immer schwach waren, wo wir stark hätten sein sollen, daß wir mit Hilfe einer schroffen Zensur zwei Jahre lang die herrlichste Volksstimmung zerschlagen haben, die es je gegeben hat, daß wir ziellos durch das größte Geschehen der Weltgeschichte ‚geführt' worden sind, daß jetzt kein Mensch mehr weiß, was Deutschland will, das alles kümmert den Reichstag wenig, wenn er sich nur, nicht gehemmt von einer starken Regierungshand, nach Belieben ‚neu orientieren' kann.

Verständnislos und halb verzweifelnd möchte man manchmal die Feder aus der Hand legen. Ist wirklich niemand da, der so gewaltig und überzeugend von den Lehren der Geschichte, von dem Wesen der englischen Weltherrschaft, von den Lebensnotwendigkeiten des deutschen Volkes zu predigen verstände, daß es ein deutsches Erwachen gäbe? ‚Wir wissen, daß in den letzten zwei Wochen gewisse Kreise systematisch zu bestimmten Zwecken in Deutschland einen tiefen Pessimismus verbreiten', sagte am 9. Mai die ‚Kölnische Volkszeitung'. Ja, wir wissen das auch. Sonst würden wir fragen: Ist denn so etwas möglich? Und wenn man dann liest, daß die im Besitz der bayerischen Regierung befindliche ‚Bayerische Staatszeitung' in ihrer Nr. 104 in langen Auseinandersetzungen von goldener Mittelstraße spricht, ein Maßhalten beim Friedensschluß empfiehlt, bei welchem Deutschland auf jeden Landerwerb, jede strategische Sicherung seiner Grenzen und jede Kriegsentschädigung von vornherein verzichten müßte, wenn dieses Blatt statt dessen befürwortet den Geschäftsfrieden des ‚Berliner Tageblatts' und seiner Gesinnungsgenossen, die statt der Sicherungen im Westen und im Osten, statt Kriegsentschädigungen und strategischen Frontverschiebungen unentgeltliche oder wenigstens billige Lieferung von Materialien, sowie Herausgabe der beschlagnahmten Schiffe und Kolonien als genügendes Entgelt für alle die ungeheueren Opfer an Gut und Blut ansehen, wenn man weiß, daß die ‚Bayerische Staatszeitung' ganz Graf Hertling ist und Graf Hertling so ungefähr ganz Bethmann Hollweg, so braucht man nicht lange zu raten, welche Kreise es sind, die in aller Geschäftigkeit jenen Pessimismus verbreiten? Sie haben der Wilhelmstraße immer zur Verfügung gestanden, heute mit Optimismus, morgen mit Pessimismus; sie haben schon vor zwei Jahren den Frieden ohne jede Annexion gepredigt. Pazifisten und Sozialisten teilen sich in die Arbeit. Schon wagte der ‚Vorwärts' den Anhängern eines starken deutschen Friedens mit dem Abfall Österreich-Ungarns zu drohen, wie seine Gesinnungsgenossen mit dem Abfall der Sozial-

demokratie gedroht haben. All diesen Leuten ist das deutsche Volk noch viel zu stark und siegesgewiß, weil sie selbst den Sieg nicht wollen. Den Sieg aber brauchen wir, wenn Deutschland nicht untergehen soll. Und den Sieg haben wir, wie Hindenburg sagt, wenn die Heimatarmee durchhält.

Deshalb ist es, da die Regierung es nicht tut, am Deutschen Reichstag, der Giftschlange des Pessimismus den Kopf zu zertreten, zu zeigen, daß der Sieg nahe ist — er ist nahe — und einen starken deutschen Frieden zu erzwingen. Diese Aufgabe zu erfüllen, ist von welthistorischem Wert. Ein Arbeiter schrieb mir dieser Tage: ‚Gebt uns einen tatkräftigen Führer, wir folgen schon!' Ja, wahrlich, das wäre ein verfehltes Spiel, etwa dem deutschen Volke einen faulen Frieden zu machen und dann zu sagen: Die Volksstimmung hat uns dazu gezwungen. So härt man auch auf diese Volksstimmung losgeschlagen hat, sie ist gar leicht zu gewaltiger Auferstehung zu bringen. Ein Volk, das führerlos, aber doch voll gläubigen Vertrauens auf die Führung derer draußen im Feld und auf den Meeren, den Kriegswinter 1916/17, fast ohne zu murren, ertragen hat, ist zu Unendlichem fähig und bereit, wenn man ihm endlich zeigt, daß seine Zukunft von starken Händen getragen und geformt wird."

Ein ganzer Mann wöge diese, häuslichen Verrichtungen obliegenden Mehr- oder Minderheiten auf. Aber der Wahrheit die Ehre: obwohl ich von den Konservativen nicht gerade verwöhnt bin, — sie ließen sich nicht „beschmusen", sie haben ehrlich Farbe bekannt, sie haben die deutsche Fahne hochgehalten! Die feindliche Welt darf nicht behaupten: eure ganze Volksvertretung hat sich unter unseren Willen gebeugt. Daß die Konservativen Deutschland vor diesem Rufe bewahrt haben, das soll ihnen unvergessen bleiben.



Weitergeben! · Von Mela Escherich

Liebesgaben! Liebesgaben!
Was sie brauchen, was wir haben.
Weitergeben! Weitergeben!

Ach, ist nicht das ganze Leben
Ein beständig Weitergeben?
Ein Erwerben, kurzes Freuen,
Ein Empfangen und Verstreuen.
Was wir je genossen haben, —
Liebesgaben!
Und als dürftigen Zins daneben,
Daß gelegentlich im Wandern
Wir auch andern
Weitergeben!

Kunstdünger
Von Fritz Müller

Der Wanderlehrer wurde aus der Hauptstadt in das weltvergessene Hinterkirchen geschickt.

„Zuerst versuchen Sie's mit einem Vortrag," hatte es geheißen, „dann von Haus zu Haus."

Im Vortrag saß der Wirt zum Roten Ochsen. „Schenerösshalber," hatte der gesagt, „weil der Herr bei mir übernacht't." Der Wirt zum Roten Ochsen übernachtete nämlich ebenfalls im Vortrag. Sogar schnarchen tat er.

Dann war der Gemeindediener da. Den hatte der Bürgermeister geschickt. „Schenerösshalber," meinte er, „damit jemand von der Obrigkeit da ist." Auch der Gemeindediener hatte vor zu übernachten. Immerhin sah sein behördliches Einnicken manchmal wie eine Zustimmung aus, während des Ochsenwirts Geschnarch von der Ferne als ein Beifallsgemurmel gelten konnte, bei einigem guten Willen.

Der gute Wille war nämlich auch da. Das war der dritte im Vortrag. Sonst war niemand da, außer ein paar brave Jungen aus der Fortbildungsschule, die der Herr Lehrer abkommandiert hatte. „Schenerösshalber," hatte er gesagt, „um den Zusammenhang der Wissenschaften zu bezeugen."

Der Wanderlehrer hielt seinen ebenso interessanten als lichtvollen Vortrag — so stand es immer in der Zeitung — über künstliche Luftstickstoffdüngung.

„Der moderne Bauer", sagte er, „muß heute mit der Wissenschaft Hand in Hand gehen." In der dritten Bank nickte der Gemeindediener.

„Bauer und Professor sind heute Brüder", steigerte sich der Redner. Beifallsgemurmel des Wirts zum Roten Ochsen in der letzten Bank.

„Und so ist es heute der Wissenschaft gelungen," hieß es später, „aus dem Stickstoff der Luft den besten Dünger für die Äcker herzustellen." Des Ochsenwirts Beifallsgemurmel modulierte sich in sanfterstauntes Aah.

„Und so schließe ich meinen Vortrag mit der Erklärung, daß der Bauer, der an der künstlichen Luftstickstoffdüngung heute noch vorbeigeht, sich am Vaterland versündigt." Der Gemeindediener machte einen Doppelnicker. Ja, er nickte noch eine ganze Weile, trotzdem der Vortrag längst vorbei war. Und das Beifallsgemurmel in der letzten Bank wollte überhaupt nicht enden.

Die Zustimmung der Zuhörerschaft war um so höher einzuschätzen, als sie in Sachen Kunstdüngung durchaus parteilos waren. Der Gemeindediener und der Wirt zum Roten Ochsen waren die einzigen im Dorf, die keinen Acker hatten. Wie mußten erst die interessierten Bauern selbst bei der morgigen Bearbeitung von Haus zu Haus . . .

„Werd nix geb'n", sagte die Huberbäuerin von drinnen, als es klopfte.

„Ich bin ja doch der Wanderlehrer."

„Jesses, jetzt gehn die Lehrer auch schon betteln auf der Wanderschaft."

„Ihr irrt euch, ich komme des Düngers wegen."

„Tut mir leid, ham selber z'wenig."

„Ich will ja keinen nehmen, bringen will ich einen."

Der Unglauben saß der Huberbäuerin auf der Nase: „Dünger bringen, woher denn?"

„Aus der Luft." Der Unglauben rutschte von der Nasenspitze. Der Zorn saß drauf. Die Sache war ja klar, der wollte sie zum Narren halten.

„Aus der Luft? Sie Hansdampf! Glei' machen S', daß S' selber wieder 'nauskomm'n an d'Luft, Sie Luftikus!"

Nein, die Weiber sind nicht für den Fortschritt, dachte der Wanderlehrer, und klopfte beim Riedelbauern an. Der hörte wirklich ruhig zu. Aber hinter den Ohren kraute er sich doch:

„Jojo, g'hört hab i scho' amal was von dem Deifelszeug, aber es werd halt a Schwindel sein."

„Es ist kein Schwindel, Riedelbauer."

„Aber, wie sollt' ma' denn aus der windigen Luft 'n ordentlich'n Dünger — whsst", machte er mit der Hand, als ob er eine Fliege fange, und machte die Faust vorsichtig wieder auf, „wo is' er nacha jetzt, der Luftdünger, ha?"

Der Wanderlehrer erklärte ihm ebenso interessant als lichtvoll — so heißt es in der Zeitung — die wissenschaftliche Erzeugung des Luftkunstdüngers. „Verstanden, Riedelbauer?"

„Whsst — whsst — wo is' er nacha jetzt, der Luftdünger, ha, Herr Lehrer — whsst — whsst — wo denn, ha?"

Der Bachbauer war entgegenkommender. Er wollte es probieren. „Aber was krieg' i nacha dafür, wenn i's probier'?"

„Eine gute Ernte."

„Dumm's Zeug — d' Ernt' g'hört ja sowieso mei' — was S' mir zahl'n?"

„Zahlen? ei, zahlen müßt Ihr den Dünger."

„Was, für d' Luft sollt' ma' auch noch zahl'n! — pfüat Good, Herr Lehrer!" sagte der Bachbauer.

Dann versuchte es der Wanderlehrer beim Strohhofer. Der hielt eine Zeitung mit einer landwirtschaftlichen Beilage. Kaum daß der Lehrer den Mund aufgetan hatte, sagte er:

„O mei', des wiss'n mir scho' lang, Herr Lehrer."

„Schon lang? Die Entdeckung ist ja erst —"

„O mei', des wiss'n mir scho' so lang, daß mir's scho' wieder vergess'n ham — dann meinen s' in der Stadt drin, sie hätt'n a Entdeckung g'macht, a nagelneue."

„Aber warum wendet Ihr's denn nicht an, Strohhofer?"

„Weil mir mit 'm Fortschritt gehn und mit die vergessenen Sach'n überhaupt nix tun ham woll'n."

Beim Moosbauern aber ging es ihm so:

„Lass'n S' mi' aus, Herr Lehrer, mit dem neumodischen Zeugs — sonst könnt's ei'm gehn wie dem Schindlerbauern."

Wie es dem gegangen wäre?

„Wie's dem 'gang'n is'? Oaner hat ihm a Buch g'schickt, a dick's, aus der Stadt, und in dem hat er alle Tage verstudiert, und nacha is' er überg'schnappt, der Schindlbauer, und g'storb'n dran."

Wie das Buch geheißen habe?

„Des weiß kei' Mensch, aber mindestens fünf Pfund is's schwer g'wes'n, hat der Postbot' g'sagt, und drei Wochen d'rauf war er a Leich, der Moosbauer."

Wie alt er geworden sei?

„Fünfad'achtz'g, aber vielleicht wär' er fünfaneunz'g wor'n sonst."

Hier ging dem Wanderlehrer für Luftkunstdünger die Luft aus. Aber zum Pfarrer ging er doch noch vor dem Rückzug in die Stadt. Ob es der nicht in der Predigt einmal probieren wolle?

Hem, eigentlich sei nirgends in der Bibel ein Hinweis auf den Luftkunstdünger, meinte der alte Herr.

Aber doch davon, daß ein Säemann ausging zu säen, sagte der bibelfeste Wanderlehrer, und etliches fiel auf guten Acker. Diesen Acker recht gut zu machen, dazu könne der Herr Pfarrer helfen, es sei auch vaterländisch.

„Nun, wenn's für Deutschland ist, so will ich deutsch mit ihnen reden." Am nächsten Sonntag aber kam es also von der Kanzel:

Aber sie könnten da unten werkeln, so lang sie wollten, es nütze ihnen nichts. Von oben käme der Segen. Käme ihr Dünger etwa von oben? Von unter den Kühen kommt er, Ihr Deppen! Kuhdünger von unten mag schon recht sein, solang man welchen hat. Aber hat man nicht genug, so kommt der beste Dünger von oben, aus der Luft. Und das sei ein Dappschädel, der das nicht wüßte! Und die Dummheit sei auch eine Sünd', und keine kleine. Denn von der Dummheit könne man keinen absolvier'n. Die sei wie der Stickstoff aus der Luft. Der sei auch nichts wert, solang man keinen Dünger daraus mache, das verstünde sogar ein Rhinozeros. Auch aus der Dummheit aber könne man einen Dünger machen, indem man das befolge, was die Kirche sage, in Dreiheiligennamen! Und die Kirche sage heute, wer nicht mit Luftkunstdünger dünge, sei ein Esel. Und wer bis zum nächsten Sonntag nicht an die und die Adresse wegen Dünger hingeschrieben habe, der hätte es mit ihm zu tun, was diese Zeitlichkeit anbelange. Und was die Ewigkeit anginge, so könnten sie sich darauf verlassen, daß dort droben seit Adams Zeiten überhaupt nur mit Luftdünger in den himmlischen Saatfeldern gearbeitet würde. So daß der Petrus einen, der damit nicht umzugehen wüßte, nicht schlecht anfahren würde: „Du Himmiherrgottsaxendi, Du kennst net amal den Luftdünger, du dreidoppelter Schafkopf du, solche Deppen können mir da herob'n net brauch'n . . ."

* * *

Der vortragende Rat im Landwirtschaftsministerium hatte den Wanderlehrer zu sich befohlen:

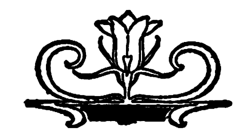
„. . . und geradezu vorzügliche Resultate haben Sie in der Gegend von Hinterkirchen erzielt, wo schlechterdings jeder Landwirt mit Luftstickstoffdünger

gearbeitet hat. Es ist dies Ergebnis einer zielbewußten Wissenschaft um so erstaunlicher, als — unter uns, mein lieber Oberwanderlehrer — gerade diese Gegend in bezug auf konservative Kirchlichkeit . . ."



Das ist so wunderlich . . . Von Alice Weiß-v. Ruckteschell

Das ist so wunderlich:
zu denken,
Daß irgendwo noch eine Heimat ist.
Daß irgendwo in alten grauen Mauern,
Im weißen Winterkleid,
Am stillen Meer,
Noch eine Stätte, die nie anders war,
Die niemals fremd war.
Wunderlich
Zu denken, daß das weite Meer,
Das ich in Jahren langer Wanderschaft
An viele fremde Küsten schlagen hörte,
Dort immer singt wie einst —
wie einst — wie einst. —
Zu denken, daß die alten, dunklen Tannen
Ins Giebelfenster nicken — Tag für Tag, —
Und hinter jenem Fenster eine ist
Die niemals fremd war, — niemals anders war —
Und die für all mein Weh
Und meiner Seele trotzig-wildes Wollen
Dies eine weiche gute Streicheln hat,
das niemals anders war.
Siehst du — manchmal, da bin ich
So müd' von all dem Wandern,
Manchmal wird mir
Die Unrast, und das Suchen, und das Wollen,
Das Sollen, und das Können so zur Qual!
Und dann —
dann ist's so wundersüß:
zu denken,
Daß irgendwo noch eine Heimat ist.



Wachsen oder Sterben

Von E. L.

Immer wieder muß dem deutschen Volke gesagt werden, daß es über den Kriegszielen nicht die Friedensziele und unter diesen keinen Augenblick das Wichtigste vergessen darf: die Aufgabe, als Volk zu wachsen — nicht aus Furcht vor dem vereinigten Anglo-Amerikanertum und vor dem Russentum mit seiner gewaltigen Geburtenziffer und seinen endlosen Räumen, sondern vor allem deswegen, weil ein Volk, als Organismus, wachsen muß, wenn es nicht sterben will. Eine Haupterkenntnis der neueren Physiologie ist, daß von dem Augenblick an, da Wachstum und Fortpflanzung aufhört, jeder Organismus zum Tode verdammt ist. Ja, noch mehr: der Tod ist nicht der nie fehlende Schatten des Lebens, sondern er stellt eine Neuerwerbung der höheren (spezialisierteren) Lebewesen dar. Protozoën mit nie aufhörender Teilungsmöglichkeit, auch Korallenstaaten, bei denen der Tod der Einzelzelle den Stock nicht berührt, sind tatsächlich unsterblich. Völker aber können unsterblich werden, wenn sie auf stetiges Wachstum bedacht sind.

Bedauerlich gering ist die Zahl derer, die das erkennen, und noch seltener sind die, welche in solchem Sinne fordern und wirken.

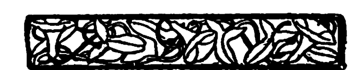
Man möchte meinen, daß wenigstens unsere entsetzlichen Menschenverluste eine Ausgleichsstrebung größten Stiles im Volke hervorrufen sollte. Doch was geschieht? Zeitungen schreiben in Jammerton über unsere um ihre Ehe betrogenen Mädchen; Ärzte halten Vorträge über die Notwendigkeit, durch Vorträge die schlechte Geburtenziffer vorzutragen, und durch verbesserte Heilmethoden Tuberkulose-, Geschlechts- und Geisteskranke zeugungsfähig zu machen. Glaubt man wirklich, durch Klagen, Reden und Danaidenarbeiten Erfolge zu erzielen? — Dabei ist Deutschland in einer Lage, in der sich noch kein vom Kriege geschwächter Staat jemals befunden hat, in der Lage, daß es Millionen und aber Millionen von Stammesbrüdern im Ausland sitzen hat, von denen weit mehr, als unsere Verluste ausmachen, mit leichter Mühe zurückgeholt werden können. Merkwürdig, ein elendes Italienervolk hat einen Irredentismus, ein edles deutsches Volk hat nicht nur keine Eroberungsabsichten auf deutsch besiedelte Länder; sieht nicht ein, daß der größte Teil des Auslandsdeutschtums in den englischen Kolonien mit Einschluß der Vereinigten Staaten jetzt endgültig verloren gehen muß; erkennt nicht, daß gerettet werden muß, was kann, damit der Gegner geschwächt, das Muttervolk gestärkt werde; denkt überhaupt kaum an die ausländischen Brüder — getreu dem alten polizeistaatlichen, lebensfeindlichen Prinzip, daß Staatsverband über Volksverband gehe. Nun, für die „Deutschrussen" soll ja etwas getan werden, wohlgemerkt erst, seitdem der Russe sie in rohester Weise um alles gebracht hat. Vielleicht wird man sich nach dem Eingreifen Amerikas auch mit den Deutschengländern beschäftigen lernen; schon bisher sind in England Woche um Woche Ausnahmegesetze gegen Deutsche erschienen, die bei uns nur je ein kurzes Entrüstungsgebrüll hervorgerufen haben, die aber, an sich betrachtet, in ganz vor-

züglicher Weise den Nationalitätsgedanken zum Ausdruck bringen und jede Nachahmung verdienen; hauptsächlich eben in dem Sinne einer Absonderung des Auslandsdeutschtums von seinen Wirtstaaten.

Eine Rückleitung von Auslandsdeutschen könnte unsere Bevölkerungsziffer wieder auf den Status quo heben, vielleicht sogar noch höher. Keinesfalls genügt sie, um das Wachsen unseres Volkes über den Status quo hinaus sicher zu stellen — das Wachsen, das uns vom Tode rettet, uns unsterblich machen kann, das — imperialistisch-dogmatisch gesprochen — unsern Niedergang verhindert, unsere Weltmachtstellung vorbereitet. Was ist das Mittel zu solchem Wachstum? Selbstverständlich nicht weitere Industrialisierung und Verstädterung, ebensowenig Tropenkolonisation, sondern lediglich Bodengewinn in der gemäßigten Zone, am besten vor den Toren unseres Staatshauses. Die deutschen Einwanderer in Amerika haben sich verdreifacht, die Schwaben in Ungarn sich etwa vervierfacht, die Deutschen in Südrußland sich verzwölffacht, weil sie mehr Platz hatten als zu Hause und trotzdem — vielleicht weil — ihnen die Einwanderungsländer weniger Zivilisation geboten haben als das Mutterland. Möchte doch jeder Deutsche einsehen, daß unsere vielgerühmte Zivilisation und Ordnung zum größten Teil gar nichts anderes darstellt, als einen mühsam beigeschafften medizinischen Apparat gegen Übervölkerungs- und Stadtkrankheiten; daß wir uns eine Menge von weiteren Sozialgesetzen nebst dazu gehörigen Beamten, Richtern und Anwälten, eine Menge von weiteren Ärzten, Vereinen und Heilstätten für Nervöse, Perverse, Schwindsüchtige und Geschlechtskranke, eine Menge von erfolglosen Reden und Schriften in Sachen der sinkenden Geburtenziffer, des hohen Heiratsalters, der Entwertung der Frauenehre ersparen können, wenn wir unser Volk ins Freie führen. Hygiene statt Medizin, Vorbeugung statt Wiederunterdrückung, Neubauen statt Ausbessern, Natur statt Ersatz muß die Losung unserer neuen Arbeit sein. Daß zu solcher Hygiene der vorhandene Boden nicht genügt, ergibt sich schon aus der Tatsache der Landflucht. Auf dem Lande sind die Verhältnisse fast noch enger als in den Städten. Seinen Stadtkindern hat es der Staat durch umfangreiche und peinliche Vorsorge ermöglicht, die soziale Stufe ihrer Eltern zu ersteigen. Von mehreren Bauernsöhnen aber kann nur einer Bauer werden; die andern müssen herabsteigen zu den Kleinhandwerkern oder zu unselbständigen Dienstboten und Arbeitern. Diese Ungerechtigkeit, von der die Städter keine Ahnung haben, die sie aber jetzt an Börse und Magen spüren, muß unbedingt abgestellt werden und kann nur abgestellt werden, wenn Neuland für die jüngeren Bauernsöhne gewonnen ist.

Nun haben wir Kurland und es wird uns gut tun. Doch Kurland ist für die Deutschen aus Rußland bestimmt (soweit sie nicht als Südländer in Österreich aufgenommen werden), und Kurland ist klein im Verhältnis zu Sibirien, Turkestan, Kanada, die den Gegnern zur Verfügung stehen. Was wir aber sonst dem Reiche angliedern werden, westlich der Warthe und Memel, östlich der Maas und westlich des Wasgenwalds, ist gefüllt mit fremder und feindlicher Bevölkerung. Denken breitere Schichten noch immer nicht an die Möglichkeit, durch einen einzigen Satz des Friedensschlusses diese Volkssplitter in ihre eigentlichen, relativ

leeren Vaterländer abzuschieben und uns kostenlosen Boden als beste Kriegsentschädigung zu erwerben? Die Spuren der Französlinge und Renegaten in Elsaß-Lothringen scheinen viele unserer Politiker nicht zu schrecken; andere dagegen fürchten sich so sehr vor einem neuen Reichsland, daß sie lieber gar nichts annektieren wollen; eine dritte Gruppe — Jentsch, Marbod, Köhler, Dix —, die nur Land, aber kein Volk annektieren will, scheint der Öffentlichkeit ziemlich unbekannt zu sein. Und doch stellt das „Ansiedelungsprinzip" nicht weniger dar, als die Lösung der wichtigsten politischen Probleme eines Volkes: Unter diesem Prinzip ist es möglich, Staats-, Volks- und strategische Grenzen zur Deckung zu bringen, — wodurch innere und äußere Nationalitätenzwiste soweit als möglich auf- und abgeschoben sind. Es läßt sich dadurch für lange Zeit ein weiteres Steigen der Nahrungspreise verhindern, was uns jetzt dringend not täte, schon angesichts der billigen Preise in der mongolischen Westhälfte. Nur auf solche Weise ferner können wir eine Kriegsentschädigung erlangen. Und nur so ist ein weiteres organisches, in allen Teilen gleichmäßiges Wachstum unseres Volkes möglich, unter Aufwiegung der schädlichen Folgen der Verstädterung, deren schlimmste der Geburtenrückgang ist.



Teestunde · Von Georg Britting (im Felde)

Der Spiegelschrank ist braun und rot lackiert,
Sehr alte Stiche gilben an den Wänden.
Mein Bursche kommt mit aufgesprungnen Händen —
Du lieber Gott, wie der den Tee serviert!

Ich werde rot und fühle mich geniert.
Die Schäfer in der Etagerenecke
Und auch die Puten an der stucknen Decke,
Sie lächeln Hohn und blicken sehr pikiert.

Er ist darob nur wenig irritiert.
Ihm ist es gleich, was sie für Fratzen machen,
Und seine ungewichsten Stiefel krachen
Auf dem Parkett, daß Glas und Spiegel klirrt.

Der würdige Marquis, der, wohlfrisiert,
Aus goldnem Rahmen mein Souper betrachtet,
Erschrickt nicht schlecht, als ihn, ganz ungeachtet
Des Marquisats, mein Bursche arretiert.

An seine Stelle hängt er ungerührt
Mein Lederzeug und meine alte Mütze.
Und den Marquis, daß er noch etwas nütze,
Hat er als Teetablett sich engagiert.



Die tote Stadt

Von Richard Kramer

Langsam kriecht eine weiße, duffgleißende Schlange in die Stadt. Sie zerfällt in ihre Glieder, die in dem gefrorenen Dunkel steinumhüllter Wege versinken . . . wie Spuk.

Kein Kommandowort. Kein Lachen und fröhlicher Zuruf; denn es lauert in den gähnenden Augenhöhlen und Rachen der gestorbenen Häuser.

Die Leute meines Zuges stehen in Marschkolonne auf der Straße — Gewehr bei Fuß. Sie schwanken leise. Oder branden Rauchwolken aus den Nerven durch meine Augen?

Ein bleiches, undurchdringliches Licht ist über uns . . . das Licht eines Grabgewölbes. Manchmal fliegt eine hektische Röte darin auf, wenn sich der Sturm in die brennenden Häuser am Rande der Stadt wirft.

„Wir wollen sie aus den Betten vertreiben!“ Du mußt lächeln: Betten in diesem Kirchhof? Der stolze Reiter, der uns die frohe Botschaft in die Herzen warf, hat es sich anders vorgestellt.

Die Stimme des Hauptmanns . . . fremd, wie an einer Kette zerrend. Auftrag: Razzia auf versprengte Russen, die sich in der Stadt versteckt halten könnten.

Der Zug wird in starke Patrouillen aufgelöst. Große Flocken fallen. Ihr leiser Flügelschlag geht über deine Ohren hin, bis an einer Straßenecke ein Windstoß sie zusammenrafft und in deine Augen streut.

Was ist das? Ein stranguliertei Schrei springt angstvoll zwischen diesen Steinleichen her und stirbt jäh. Hat man dort irgendwo einen Russen niedergeschlagen? Alle deine Sinne legen sich gleich spitzen Fühlern in das Dunkel. Dein Herz zuckt wie ein sturmverwehter Vogel in deinen bebenden Händen. Ein heißes Gähnen geht über den Lichthof der Gasse. Sonst Starre und Totenstille!

Du vermißt den geselligen Hall taktmäßig schreitender Füße. Der Schnee leidet's nicht. Wie im Katzengang tastest du vorwärts. Deine Sinne sind wie Fangnetze ausgehängt.

Eine Steinleiche grinst dich aus verlebten Zügen und zerbrochenen Augen an. Mein Gott. . . Alles krampft sich in dir zusammen! . . Da . . über den steinernen Knochenrand einer gähnenden Augenhöhle wächst langsam ein Rohr . . . ein Gewehrlauf . . . da . . . ganz langsam. Es stürzt eine Schwere in dir bis auf die Hacken hinunter und rammt dich an den Fleck, wo du bist. — Knisternd gleitet das Fangnetz deiner Sinne über die zerfurchte Fassade des modrigen Totenschädels — das Rohr ist verschwunden!

Der Schädel jenes kleinen Hauses dort ist eingebrochen. Eiteriger Augenschleim leckt über die fahlen Backenknochen — wie von der Gewalt des Granatenschlages herausgepreßt. Modriger Strohgeruch sickert durch dein Fleisch wie durch einen Filter, als du näher kommst.

Bewegung ist in dem Leichenfeld — unheimliche Bewegung. Als kollerte dort etwas über die schwarze Zunge, bis an den Rinnstein herausgeschlagen. Sie vibriert, wie beim verendenden Tier.

Da knickt ein Schädel abwechselnd in der linken, dann in der rechten Gesichtshälfte ein. Bald ist deine Hand, die die Pistole umklammert, wie mit einem vollen Eimer beschwert, bald leicht und zitternd wie eine Feder.

Du wendest dich sinnlos hastig! Das war ein Schürfen. Ganz deutlich — ein heimliches, tückisches Schürfen! Um dich herum knacken — spritzen die Funken deiner Sinnlichkeit — grün — rot!

Aus allen Höhlungen, Kanten, Winkeln greift es mit Polypenarmen nach dir. Und jedesmal, wenn es zurückzuckt, stürzen schwergewichtige Riesenschwären aus deinem Fleisch.

Beizender Holzessig legt sich auf deine Zunge — kratzt deinen Rachen. Große, dunkle Blasen, wie von unsichtbaren Kräften durchblüht, schwellen an, sinken ein und schwellen wieder. Zuckendes — greifendes Leben überall in der bleiernen Totenstille. Schreie — Rufe sind in dir . . . werden von einer klobigen Walze zu gurgelndem Brei gewalzt. Am Horizont deines Bewußtseins springen ein paar Takte aus Webers Rondo brillante . . . ganz flüchtig, als ob ausgedörrte Hölzer durcheinanderfielen — seelenlos — ohne warmen, lebendigen Schwung nebeneinandergeworfen. Ganz tief flimmert dein Ich — ein kühler Stern! Dein Selbst sucht wie eine wilde Flamme seinen Weg. Weglaufen — weg — weg! keucht ein Schweinehund in dir! Du läufst — läufst! Die ganze Umgebung ist ein wildrollender, chaotischer Film. Etwas Schlüpfriges unter deinen Füßen. Indem du fällst, hast du die Ursache vergessen. Das Entsetzen stürzt wie ein Fels auf dich herab und quetscht dich an den Boden. Du siehst nichts — hörst nichts — fühlst keinen Schnee — keine Kälte . . . alles ist ausgelöscht. . .

Stimmen! Deutsche Stimmen! Langsam biegst du in die breite Gasse ein. Leute der Nachbarkompagnie führen einen Trupp Gefangene vorbei.

In deiner Brust dehnt sich leise eine volle Knospe. Ein feines, seliges Platzen — und langsam legt sie ihre zarten Blätter nach allen Seiten, und ein schwerer, süßer Duft rinnt in dir aus.

Wie du jetzt in der dunklen Ecke eines Hauses stehst, hüllt dich die Totenstille mit balsamischem Tuche ein. Dein Kopf ist heiß geworden: das Fieber und — die Scham. Ein heiliger Vorsatz richtet sich hart gegen einen Schweinehund in dir.

Wieder stehen Stimmen am Ende der Straße auf — kommen näher und näher. Obgleich er gedämpft spricht, hörst du einen Unteroffizier deines Zuges: „Nein, bringt sie alle in die Kirche!“ Als sie vorüberziehen, rufst du ihn an. Er stutzt und kommt herzu auf die Parole. „Lieber M., sagen Sie den andern, daß beim heutigen Geschäft nicht durch die Straßen schwadroniert werden soll!“ „Zu Befehl!“ „Wieviel habt ihr denn da?“ „Eben sind elf geschnappt worden!“ „Und die andern?“ „Bald an zweihundert sind in der Kirche!“ „Schön!“ Er klappt die Hacken zusammen. Der Schlag hallt und ertrinkt dann in den Steinleichen. Du drohst ihm mit dem Finger. Er lacht . . .

Deine Sehnsucht ist ein schwarzer Schwan, der den roten Schnabel gen Westen richtet und in deutsches Land fliegt. Und du stehst im Dunkel der Mauer. Ein Eisenring preßt dein Herz. Denn alle Brücken nach deinem Lande sind abgebrochen, und kein Pionier schlägt sie dir.

Da knickt ein Schädel abwechselnd in der linken, dann in der rechten Gesichtshälfte ein. Bald ist deine Hand, die die Pistole umklammert, wie mit einem vollen Eimer beschwert, bald leicht und zitternd wie eine Feder.

Du wendest dich sinnlos hastig! Das war ein Schürfen. Ganz deutlich — ein heimliches, tückisches Schürfen! Um dich herum knacken — spritzen die Funken deiner Sinnlichkeit — grün — rot!

Aus allen Höhlungen, Kanten, Winkeln greift es mit Polypenarmen nach dir. Und jedesmal, wenn es zurückzuckt, stürzen schwergewichtige Riesenschwären aus deinem Fleisch.

Beizender Holzessig legt sich auf deine Zunge — kratzt deinen Rachen. Große, dunkle Blasen, wie von unsichtbaren Kräften durchblüht, schwellen an, sinken ein und schwellen wieder. Zuckendes — greifendes Leben überall in der bleiernen Totenstille. Schreie — Rufe sind in dir . . . werden von einer klobigen Walze zu gurgelndem Brei gewalzt. Am Horizont deines Bewußtseins springen ein paar Takte aus Webers Rondo brillante . . . ganz flüchtig, als ob ausgedörrte Hölzer durcheinanderfielen — seelenlos — ohne warmen, lebendigen Schwung nebeneinandergeworfen. Ganz tief flimmert dein Ich — ein kühler Stern! Dein Selbst sucht wie eine wilde Flamme seinen Weg. Weglaufen — weg — weg! keucht ein Schweinehund in dir! Du läufst — läufst! Die ganze Umgebung ist ein wildrollender, chaotischer Film. Etwas Schlüpfriges unter deinen Füßen. Indem du fällst, hast du die Ursache vergessen. Das Entsetzen stürzt wie ein Fels auf dich herab und quetscht dich an den Boden. Du siehst nichts — hörst nichts — fühlst keinen Schnee — keine Kälte . . . alles ist ausgelöscht. . .

Stimmen! Deutsche Stimmen! Langsam biegst du in die breite Gasse ein. Leute der Nachbarkompagnie führen einen Trupp Gefangene vorbei.

In deiner Brust dehnt sich leise eine volle Knospe. Ein feines, seliges Platzen — und langsam legt sie ihre zarten Blätter nach allen Seiten, und ein schwerer, süßer Duft rinnt in dir aus.

Wie du jetzt in der dunklen Ecke eines Hauses stehst, hüllt dich die Totenstille mit balsamischem Tuche ein. Dein Kopf ist heiß geworden: das Fieber und — die Scham. Ein heiliger Vorsatz richtet sich hart gegen einen Schweinehund in dir.

Wieder stehen Stimmen am Ende der Straße auf — kommen näher und näher. Obgleich er gedämpft spricht, hörst du einen Unteroffizier deines Zuges: „Nein, bringt sie alle in die Kirche!“ Als sie vorüberziehen, rufst du ihn an. Er stutzt und kommt herzu auf die Parole. „Lieber M., sagen Sie den andern, daß beim heutigen Geschäft nicht durch die Straßen schwadroniert werden soll!“ „Zu Befehl!“ „Wieviel habt ihr denn da?“ „Eben sind elf geschnappt worden!“ „Und die andern?“ „Bald an zweihundert sind in der Kirche!“ „Schön!“ Er klappt die Hacken zusammen. Der Schlag hallt und ertrinkt dann in den Steinleichen. Du drohst ihm mit dem Finger. Er lacht . . .

Deine Sehnsucht ist ein schwarzer Schwan, der den roten Schnabel gen Westen richtet und in deutsches Land fliegt. Und du stehst im Dunkel der Mauer. Ein Eisenring preßt dein Herz. Denn alle Brücken nach deinem Lande sind abgebrochen, und kein Pionier schlägt sie dir.

Die Bilder fliegen vorüber bis an den Tag — liegt er am Rande einer Ewigkeit? — worin ein kahles Land wie eine Decke grau und weiß hineingebreitet lag. Da zogt ihr aus als letztes Bataillon eines fliegenden Regiments.

Ach — alle Brücken sind entzwei,
Die nach dir führen, deutsches Land!
Und als sie brachen, riß ein Schrei
In mir an einem Eisenband!

Nicht Pfeifgezwitscher, Trommelsang!
Durch eine Pforte schlich man sich —
Das Weh zu süßen, nicht ein Klang.
Ein Schwarm von gierigen Krähen strich

Dicht über uns in grauen Tag.
Doch an dem Wegesrande stand
Die warm an deinem Herzen lag,
Und stand und hob die weiße Hand —

In ihrem gelben Mantel stand —
Ach — alle Brücken sind entzwei —
Als heiße Flamme weit im Land!
Stumm zog das Bataillon vorbei.

Das Haus gegenüber ist unversehrt. Um seinen hohen Schädel wabert das rote Licht des Feuers — auf und ab. Funken und sich einschnürende und wieder verbreiternde Flammenflecke sind in den Fensterscheiben. Nur im Erdgeschoß, das in Dunkel getaucht ist, liegen zertrümmerte Fenster in Leichenstarre. Was? Im ersten Stock wird langsam ein Fenster geöffnet. War das nicht eine große, blänkernde Russenkokarde? Dein Zwerchfell fluktuiert! Dein Vorsatz? Da ist jemand in dir, der dich unsäglich spöttisch anblickt. Ein Grauen glimmt in dir an. Du gehst quer über die Straße — nein, du kommst wie an Marionettenfäden hinüber. Dein Gesicht wird von einem Magneten auf das Fenster gerichtet. Mit hastigen Sätzen in den schützenden Aufgang. Es fällt etwas hinter dir ab, was wie Erleichterung empfunden wird. Aber dein Zwerchfell fluktuiert wieder, als sich deine Hand auf den Drücker legt. Wieder blickt dich der andere höhnisch an.

Du tust das Dümmste, was du tun kannst, brichst mit Gestampfe in den Flur ein und pfeifst durch die Zähne, während du die Stuben des Erdgeschosses abschreitest. Knallend hallt der Laut deiner Füße von den Wänden. Wenn du die Tür einer neuen Stube aufschiebst, brennt die Erregung wie eine Flamme über dich hin. — Nein, hier ist nichts. Du schleichst wieder. Du nimmst behutsam die steile Treppe. Auf einer Stufe lauerst du. Tote Stille. Es reißt in dir an Strängen, du hörst das laute Klopfen deines Herzens, das von den starren Wänden angesogen wird, als wollten sie sich wieder mit Leben füllen. — Vor der Tür im ersten Stock fluktuiert wieder dein Zwerchfell — und der andere grinst. Der Grimm dirigiert deinen Fuß. Die Tür fliegt und schlägt hallend gegen die Wand. Schneidend — es kostet dich Anstrengung — zerreißt deine Stimme die Stille: „Na, Panje, kack padschiwajetjä?" „Jä!" antwortet es flach. — Wo noch eine Tür ist, fliegt sie. Und immer: „Kack padschiwajetjä!" Und Krachen und kack padschiwajetjä! Auch hier ist nichts.

Das Giebelzimmer willst du dir schenken. Da ist sicherlich auch nichts — bewahre. Du hast Eile hinunterzukommen. Da grinst der andere — o wie hämisch grinst er. Wütend stürmst du die letzte Treppe. Wie ein Wilder ins Giebelzimmer! Trittst eine kleine, zerbrechliche Tür ein. Pechschwarze Nacht blökt dich an. Im Zimmer hängt rotes Licht wie ein leise wehender Schleier. Nichts — überall nichts.

Als du die Treppe abwärts steigst, spielt es noch einmal wie mit kleinen Fingern auf deinem Zwerchfell — lächelt verschmitzt der andere. Dann bist du draußen und trocknest den Schweiß vom Gesicht. —

Auf einem Umwege kommst du auf einen freien Platz, wo stellenweise das blanke Pflaster glitzert. Nun plappern deine Füße wieder hinter dir her. Dir ist heimelig zumute. Ein linder Ton ist in der Luft. Aha – der Vorfrühling fingert ins Land. Und deine Seele legt sich hinein und läßt sich treiben von dem linden Hauch.

Noch einmal zwischen düsteren Steinleichen hin. Da duckt sich jemand an der Mauer. Diesmal täuschst du dich nicht. Dein Arm ist starr. Der Finger liegt am Abzug. Er oder du? fragt blitzschnell dein Ich. Er! brüllt dein Selbst! „Wer da?" ... „Wer da?" Und das drittemal heiser: „Wer da?" Dein Finger krümmt sich langsam. Jetzt bist du Erz. „Ich bün es!" kommt es schläfrig von der Mauer.

Du lächelst, als der Mann auf dein Geheiß zu dir kommt. Ihn schelten? Du? — Heute? — Nein! „Also, mein lieber Holsteiner ... Sie sind todsicher aus Holstein, nicht wahr!" „Jewoll!" „Na — das freut mich — riesig freut mich das!" Er grinst breit. „Aber das nächstemal, dann geben Sie gefälligst gleich die Parole, mein lieber — lieber Holsteiner, nöch — sonst ballert dich einer übern Haufen — so wie ich beinah — und deine Liebste weint sich zwei Löcher ins Gesicht — und es ist doch schade um jeden guten Deutschen, vor allem um einen Holsteiner — nöch — he?" „Jewoll — oaber es ging man so bannig schnell ..." „Haha — ja — soll es auch! Gut Nacht, mein lieber Holsteiner!" Du fühlst mehr, als daß du es siehst, wie der Schlingel grinst.

Der Hauptmann: „Wo waren Sie denn, mein Lieber?"

„Auf einem Gange durch das mir angewiesene Stadtviertel, Herr Hauptmann."

„Allein?"

„Jawohl!"

„Hören Sie, wissen Sie, daß wir hier ein zweites Löwen — so in kleiner Ausgabe hätten erleben können?"

„Das ist mir erst beim Rundgang auf die Seele gefallen!"

„So? Hoffentlich sehr nachdrücklich!"



Mädchenbitte · Von Anna von Weltzien

O bringe nicht zum Tönen meine Tiefe ...
Daß traumlos es in dieser Notzeit schliefe,
Des Blutes Fordern wiegt' ich ein.
Und ob mein Puls auch nach dem deinen riefe —
Du darfst nicht Ziel mir noch Erfüllung sein.

Denn ungeteilt will dich und mich das Ringen,
Wo's um das Letzte, Höchste geht.
Ins große Ganze müssen wir verklingen
Wie Saiten, die von Leides Adel singen,
Und über die der Atem Gottes weht.



Eine Stimme aus dem Grabe

Ja leider aus dem Grabe! Um so eherner sollte uns ihr Ruf ins Ohr dröhnen. Denn sie ist ein Zeugnis von weltgeschichtlicher Bedeutung, das Zeugnis eines wahrhaft weitblickenden, klaren, zielbewußten und willensstarken Staatsmannes: eine Denkschrift von Generaloberst Freiherrn von Bissing, weiland Generalgouverneur von Belgien. Es ist, als hörte man Bismarcks Stimme —:

„... Ich will mich nicht auf den Streit einlassen, ob England unbesiegbar ist, und ob es so viel Kraft besitzt, daß, trotz der Bedrohung des englischen Weltreiches, trotz der sich immer mehrenden Anzeichen, daß England im Abend- und Morgenlande in seinem Lebensnerv schon getroffen ist, dasselbe alles daransetzen kann, um Belgien uns zu entreißen, um uns zu zwingen, Belgien dem französisch-englischen Einfluß wieder preiszugeben — auch um zu erreichen, daß dieses Land seine ursprünglichen Grenzen wieder erhält, dieselben in Zukunft statt am Kanal, bis zur Ostgrenze von Belgien vorgeschoben werden; sondern ich beabsichtige nur in Erweiterung meiner, bereits in einer Denkschrift niedergelegten Anschauung von der dira necessitas oder besser von der heiligen Pflicht zu sprechen, Belgien unserem Einfluß und unserer Machtsphäre zu erhalten, es für Deutschlands Sicherheit nicht wieder freizugeben. Freilich, meine bestimmte Hoffnung muß zur Gewißheit werden, daß die endgültige militärische Entscheidung für uns den Sieg bedeutet. Aber wir müssen uns darüber jetzt schon klar werden, daß ein wiederhergestelltes Belgien, ob es als neutrales Land erklärt wird oder nicht, mit Naturgewalt in das Lager unserer Feinde nicht nur hinüberdrängen, sondern von denselben herübergezogen werden wird. Selbst wenn man an Versöhnungsillusionen festhalten möchte und durch noch so gute Verträge Garantien schaffen könnte, wird Belgien nach jeder Hinsicht als Aufmarschgebiet und Vorpostenstellung unserer Feinde ausgebaut und benutzt werden.

Auf die strategische Bedeutung Belgiens für einen künftigen Krieg sei mit folgendem hingewiesen. Um überhaupt den jetzigen Krieg offensiv führen zu können, war die oberste Heeresleitung gezwungen, durch Belgien zu marschieren, wobei sich der rechte Flügel des deutschen Heeres noch an der holländischen Provinz Limburg mühsam vorbeidrücken mußte. Das Ziel des gegenwärtigen Krieges bestünde strategisch für den westlichen Kriegsschauplatz darin, daß man Raum gewinnt, um mit unserem Heer in einem allenfallsigen neuen Krieg gegen Frankreich und England aufmarschieren zu können. Wenn nun das Ergebnis des jetzigen Krieges der Fortbestand eines belgischen selbständigen Staates wäre, so würden die Operationen ganz anders und schwieriger wie bei Beginn des jetzigen Krieges geführt werden müssen; denn das Bestreben Frankreichs und Englands wird darauf gerichtet sein, dem deutschen Heere, im Verein mit dem verbündeten oder stark beeinflußten Belgien, zuvorzukommen. Da wird man mit Recht fragen, ob es dann gelingen kann, die operative Freiheit des deutschen rechten Flügels zu gewähr-

leisten und ob überhaupt ein Aufmarsch dieser Heeresgruppen so möglich ist, um einen neuen Krieg auch offensiv führen zu können.

Der jetzige Krieg hat aber auch gezeigt, daß der Besitz der deutschen Industriegebiete eine Lebensfrage für das Durchhalten, für eine energische Kriegführung bedeutet; ihr Schutz ist nur durch den Besitz eines zu verteidigenden Geländes vorwärts des Rheins möglich. Die jetzige Reichsgrenze genügt in dieser Beziehung nicht. Ein durch englische und französische militärische Kräfte verstärktes Belgien gefährdet unser schon durch seine Fabriken für die Heeresversorgung so bedeutungsvolles Industriegebiet in greifbarer Weise. Beherrscht England weiterhin Belgien schon in Friedenszeiten, so wird es sich nicht scheuen, Holland ebenso zwingen zu wollen, wie es jetzt in Griechenland geschah, die Neutralität aufzugeben, oder sich für die militärischen Operationen Englands gefügig zu zeigen. Geboten ist es daher, die unentbehrlichste Hilfsquelle unserer Kriegführung durch weit hinausgeschobene Verteidigungslinien für alle Zukunft zu sichern und damit auch die Operationsfreiheit unseres rechten Flügels zu gewährleisten, das Aufmarschgelände in wünschenswerter Weise zu erweitern.

Ehe ich das militärisch-strategische Gebiet verlasse, ist es noch notwendig, darauf hinzuweisen, daß das belgische Industriegebiet von großem Wert, nicht nur im Frieden, sondern auch für den Kriegsfall ist. Ein etwa neutrales Belgien oder ein Belgien, das dem französisch-englischen Einflusse unterworfen ist, mit seinen Waffenfabriken, mit seiner Metallindustrie, seinen Kohlen, stärkt in ähnlicher Weise wie unsere Industriegebiete die Kampfkraft und Widerstandsfähigkeit des Landes. Es ist daher unbedingt notwendig, zu verhindern, daß die belgische Industrie der Rüstungspolitik unserer Gegner zustatten kommt. Die Vorteile, die wir während des jetzigen Krieges nachträglich aus der belgischen Industrie, durch Entnahme von Maschinen usw., ziehen konnten, sind ebenso hoch anzuschlagen, wie die Nachteile, die die Feinde durch das Fehlen dieses Kampfzuwachses erlitten haben.

Wenn man die Bedeutung Belgiens als Aufmarschraum für unsere Heere und als das Gebiet betrachtet, welches die weiteren Operationen offensiv und defensiv begünstigt, so kann kein Zweifel mehr bestehen, daß eine Grenze, die ganz fälschlich als Maaslinie bezeichnet wird und durch die Festungen Lüttich und Namur gesichert sein soll, unzureichend ist. Sie muß vielmehr bis an das Meer, auch im Interesse unserer Seegeltung, vorgeschoben werden.

Mit der unmittelbaren Wichtigkeit für die Kriegführung erschöpft sich aber die Bedeutung des belgischen Industriegebietes nicht. Der Kampf der Waffen wird in Zukunft von einem härteren Wirtschaftskrieg begleitet sein als heute. Was wäre unsere Austauschpolitik nicht nur mit Holland, sondern auch mit weit entfernten nordischen Ländern ohne die Kohle geworden. Die 23 Millionen Tonnen jährlicher Förderung im belgischen Kohlenrevier hat uns ein Monopol auf dem Kontinent gegeben, das mit dazu beigetragen hat, uns lebensfähig zu erhalten. Neben diesen, für einen neuen Krieg in Betracht kommenden Faktoren ist der Schutz unserer Wirtschaftsinteressen in Belgien, selbst während des Friedens, von unschätzbarer Bedeutung. Ein wieder selbständig gewordenes

Belgien wird niemals neutral sein, sondern im Gegenteil sich dem Schutze Frankreichs und Englands unterwerfen. Wenn wir Belgien nicht in die Hand nehmen, es nicht in Zukunft für unsere Interessen verwalten und durch Waffengewalt schützen, würde unser Handel und Industrie die erworbene Stellung in Belgien verlieren und vielleicht nie wieder zurückgewinnen. Die Gefährdung der deutschen Interessen in Antwerpen liegt auf der Hand, wird unweigerlich eintreten, sobald Deutschland Belgien wieder preisgibt. Es ist kein Zweifel, daß dieses Land in einen engeren Wirtschaftsverband mit England und Frankreich treten wird, sobald es sich wieder selbständig fühlt. Die belgische Regierung und die geflüchteten Politiker in London arbeiten jetzt schon offen auf dieses Ziel hinaus. Die belgische Industrie werden wir selbstverständlich nie töten wollen, aber wir müssen sie durch Spezialgesetze unter die gleichen Produktionsbedingungen stellen wie die deutsche. Wir können sie unseren eigenen Industrieorganisationen eingliedern und sie so als Hebel für die Preisbildung auf dem Weltmarkte in unseren Dienst stellen. Mit Antwerpen würden wir nicht nur den Hafen und die Einwirkung auf die Eisenbahntarife usw. verlieren, sondern vor allem auch die starken Einflüsse, welche die Stadt als Handels- und Geldplatz besonders in Südamerika besitzt. Auch diese Kräfte würden sich natürlich gegen uns kehren, sobald man frei über sie verfügen kann.

Wie wenig zuverlässig sich ein neutrales Belgien vor dem Kriege und bei Anfang des Krieges erwiesen hat, gehört der Geschichte an, und wenn man auf solche geschichtlichen Wahrheiten Wert legt und Wert legen muß, so darf man sich nicht dazu bewegen lassen, den Staat Belgien wiederum als ein neutrales Land im Friedensschluß aufleben zu lassen. Ebenso wie vor dem Kriege wird ein neutrales oder nur durch Verträge anderer Art gebildetes selbständiges Belgien dem verderblichen Einfluß Englands und Frankreichs und dem Bestreben Amerikas, die belgischen Werte auszunutzen, anheimfallen. Dagegen gibt es nur das Mittel der Machtpolitik, die auch dafür sorgen muß, daß die jetzt noch feindselige Bevölkerung, wenn auch nur allmählich, sich der deutschen Herrschaft anbequemt und unterordnet. Es ist auch notwendig, daß wir durch einen, die Angliederung Belgiens sichernden Friedensschluß die hier im Lande angesiedelten deutschen Landsleute so schützen können, wie es erforderlich wird. Dieser Schutz wird uns auch für den künftigen Weltmarktkampf ganz besonders wichtig sein. Ebenso kann durch die Beherrschung Belgiens allein das belgische Sparkapital und die schon heute bestehenden zahlreichen belgischen Aktiengesellschaften im feindlichen Auslande für die deutschen Interessen verwertet werden. Wir müssen die in der Türkei, im Balkan und China erheblichen belgischen Kapitalsanlagen unter unserer Kontrolle halten.

Zu den deutschen Interessen in Belgien gehört auch die bereits gut gediehene vlamische Bewegung, welche unheilbar getroffen werden würde, wenn wir unsere Machtpolitik auf Belgien nicht ausdehnen. Wir haben bei den Vlamen viele offene und sehr viele noch versteckte Freunde, die bereit sind, sich dem großen Kreis der deutschen Weltinteressen anzuschließen. Das wird auch für die zukünftige Politik Hollands sehr wichtig sein, aber sobald wir unsere

schützende Hand abziehen, wird diese Bewegung von den Wallonen und Französlingen als deutschfreundlich gebrandmarkt und vollkommen unterdrückt werden. Die Vlamenfrage ist ja damit nicht gelöst, und ich bin durchaus nicht der unbegründeten Hoffnung, daß wir ganz leichtes Spiel bei der Beherrschung Belgiens mit den Vlamen haben werden. Schon jetzt muß man alles tun, um uferlose Hoffnungen zurückzudämmen. Eine Gruppe der Vlamen träumt von einem selbständigen flandrischen Staat mit einem König, der es regieren soll, und von einer vollständigen Loslösung aus dem bisherigen Staatenverbande. Gewiß ist das Vlamentum zu schützen, aber niemals darf man die Hand dazu bieten, es vollständig selbständig werden zu lassen. Die Vlamen mit ihrer gegensätzlichen Stellung zu den Wallonen werden als germanischer Volksstamm eine Stärkung deutschen Volkstums werden.

Belgien muß genommen und behalten werden, wie es jetzt ist und künftig auch sein muß. Nur durch eine möglichst einfache Lösung des belgischen Problems werden wir eine wesentliche Bedingung unserer zukünftigen Weltstellung erfüllen. Geben wir einen Teil Belgiens preis, oder machen wir einen Teil desselben, wie das Gebiet Flandern, als Vlamenstaat selbständig, so schaffen wir uns nicht nur erhebliche Schwierigkeiten, sondern wir berauben uns der erheblichen Vorteile und Hilfen, welche das ganze Gebiet Belgiens allein unter deutscher Verwaltung gewähren kann. Schon aus Rücksicht auf die nötigen Stützpunkte unserer Flotte und um Antwerpen nicht von dem belgischen Handelsgebiet abzuschließen, ist das zugehörige Hinterland erforderlich.

Nach 100 Jahren wird sich so beim Friedensschluß die Gelegenheit finden, die Fehler des Wiener Kongresses wieder gutzumachen. Wir haben 1871 durch die Annexion Elsaß-Lothringens, welches Preußen schon damals für sich beanspruchen wollte, einen ersten jener Fehler gutgemacht. Jetzt heißt es ohne Zagen und ohne Versöhnungsgedanken nicht in neue Fehler zu verfallen. Gneisenau sagte damals:

‚Wir müssen die Abtretung aller Länder und Festungen fordern, deren Flüsse sich in den Rhein, die Mosel, die Maas, die Schelde und in die Lys ergießen. Die Linie Calais—Basel ist die einzigste Grenze gegen Frankreich, welche die Sicherheit gegen ein unruhiges, kriegerisches und fähiges Volk gewährt.‘

Blücher klagte nach dem Friedensschluß im Jahre 1815:

‚Dieser Friede ist ein elendes Machwerk, durch welches Preußen und Deutschland vor der ganzen Welt als betrogen dasteht.‘

Der Dichter Ernst Moritz Arndt fordert die Naturgrenzen von Dünkirchen bis Mömpelgard nach Basel. Zu den deutschen Ansprüchen zählte er Flandern, Calais, Brügge, Gent, Brabant, Brüssel, Löwen, Antwerpen und die Maasdistrikte. Ein Jahrhundert und die jetzigen kriegerischen Ereignisse selbst haben bewiesen, wie richtig Gneisenau und Blücher geurteilt haben.

Nun ist beim künftigen Friedensschluß eine so einzige Gelegenheit gegeben, das Verlorene einzuholen, und wir müssen es, weil, infolge unserer eigenen großen Entwickelung, Belgien noch viel wichtiger wie je für uns geworden

ist. Wenn wir Rücksichtslosigkeit und Festigkeit nicht zeigen, um England die nötige Achtung gegen uns abzugewinnen, wenn wir nachgeben, wenn wir uns auf die Maaslinie zurückziehen oder irgendeine Verständigung über Antwerpen treffen, dann stehen wir der Welt gegenüber als Schwächlinge da und vermindern die großen Erfolge am Balkan, wir schädigen unser Ansehen in der Türkei und im ganzen Islam trotz unserer so bewundernswerten Waffenerfolge.

Allein durch unser Verbleiben in Belgien werden wir die Engländer zur Anerkennung unserer Ebenbürtigkeit zwingen. England darf nicht Herr der belgischen Küste bleiben. Es muß verhindert werden, daß es ein Gebiet beherrscht, welches zum Ausgangspunkt einer neuen überwältigenden englisch-französischen Offensive zu benutzen ist. Darin liegt auch die Gewähr für das allein richtige Verhältnis zu England und damit zu einem dauernden Frieden. Das gleiche gilt für Frankreich, das wir nun in der von Ludwig XIV. an betriebenen Ausdehnungspolitik endgültig zurückschlagen. Sobald wir aus Belgien herausgehen, werden, nach meiner Überzeugung, nicht nur englische und französische Einflüsse überwiegen, sondern die militärische Vereinigung von englischen und französischen Truppen wird eintreten. In einem kommenden Kriege heißt das, daß sofort mehr als 1000000 Soldaten an unserer heutigen Grenze oder an der Maaslinie zur Verteidigung oder zu Angriffen bereitstehen.

Wir müssen Belgien halten, wie Frankreich es seinerzeit gegen England zu halten strebte. Seine machtpolitische Bedeutung für Deutschland hat es 800 Jahre lang bewiesen. Solange Deutschland mächtig war, hat es Belgien in der Hauptsache unter seinem Einfluß gehabt. Für das erstarkte Deutschland wird Belgien wiederum eine Lebensfrage, weil es als freies Land mit Holland zusammen die englische Einfallspforte auf dem Kontinent abgibt. Wir dürfen in einem neuen Kriege nicht wieder mit dem Umstande rechnen, daß die Engländer in Zukunft keine Truppen für Ostende und Antwerpen zur Unterstützung des belgischen Heeres bereithaben.

Die schweren innerpolitischen Krisen, welche eine Aufgabe Belgiens bei uns hervorbringen muß, will ich nur kurz streifen. Die Mehrheit des Volkes würde nicht verstehen, daß wir eine lange in unserer Hand gewesene Frucht, der Erfolg des ungeheuren blutigen Sieges, freigeben. Der Krieg wird uns zum mindesten eine Million Männer des besten Alters nehmen, die Industrie eines großen Teils der besten Arbeiterschaft berauben. Das Volk hat sein Recht darauf, seine Hoffnungen verwirklicht zu sehen, und deshalb würde ein tiefer Gegensatz lebendig werden, wenn eine Enttäuschung eintritt. Dazu kommt, daß unsere diplomatischen Mißerfolge der letzten 20 Jahre schon sehr nachteilig im Volke gewirkt haben, die Befürchtung wird immer lauter, daß die Diplomatie wiederum verderben wird, was das Schwert errang. Wir können dieses Mal nach so ungeheuren Opfern nicht wagen, daß solche Vorwürfe sich aufs neue breitmachen. Das Kriegsziel muß erreicht werden, das auch jedem einfachen Mann als unbedingt notwendig erscheint. Bei Belgien handelt es sich tatsächlich nicht nur um Mindest-

forderungen aus militärischen Gründen, sondern um Zukunftslebensfragen des Volkes und des Deutschen Reiches.

Wer so wie ich mit voller Überzeugung und starker Energie für das Behalten Belgiens eintritt, der hat auch die Verpflichtung, sich darüber klar geworden zu sein, welche Schwierigkeiten und welche Bedenken etwa zu überwinden sind, um das energische Verlangen vollkommen zu rechtfertigen. Ich gehe nicht auf diejenigen Ansichten ein, welche davon träumen, daß die Regierung an ihre Erklärung bei Anfang des Krieges gebunden ist, man wolle den Krieg nicht wegen Eroberungen, sondern allein zum Schutze unseres Vaterlandes führen. Die Eroberung Belgiens ist uns geradezu aufgedrungen worden, und die Überlegungen der zukünftigen Möglichkeiten haben logischerweise dahin geführt, den Schutz Deutschlands in Erweiterung seiner Grenzen nach Westen unbedingt zu verlangen. Auch die Bedenken, daß wir Deutschland als Nationalstaat unvermischt erhalten müßten, und daß es eine Schwächung Deutschlands in seiner festen nationalen Einigung bedeute, wenn wir so und so viele Millionen Bewohner eines sprachlich verschiedenen Landes in Deutschland aufnehmen, erscheinen mir als Phrasen; Deutschland kann ruhig deutsch bleiben und deutsch empfinden, wenn wir das Land, welches durch germanische Stämme durchsetzt ist, denn auch die Wallonen sind nur im Getriebe der Zeit Franzosen geworden, in unsere Machtsphäre hereinziehen und mit klarer und sicherer Erkenntnis dafür sorgen, daß deutscher Geist und deutsche Tatkraft dort heimisch werden, wo bisher der französische Einfluß für die Französierung des Landes sorgte. Gewiß sind die Aufgaben, die Deutschland erwachsen, groß und schwer, wenn es Belgien sich unterwirft und angliedert; aber Deutschland ist doch stark genug und wird hoffentlich nach dem Kriege erst recht tüchtige Männer haben, um in Belgien besser die Aufgaben im deutschen Sinne zu erfüllen, wie es im Elsaß und Lothringen leider nicht geschah. Wir werden doch aus solchen Fehlern, die gemacht wurden, gelernt haben und werden niemals wieder zu einer schwankenden Versöhnungspolitik in Belgien übergehen, wie es so nachteilig nicht nur in Elsaß-Lothringen, sondern auch in Polen gewesen ist. Natürlich fliegen keinem Volke, das zu einer schöpferischen Rolle in der Weltgeschichte berufen ist, die gebratenen Tauben in den Mund. Ein Volk, das während dieser Kriegszeiten in den Schützengräben, in der Heeresführung, in allen Zweigen des Wirtschaftslebens so Hervorragendes geleistet hat, wird Kräfte verfügbar haben, um die schwierigen, aber wahrhaftig nicht unüberwindbaren Friedensaufgaben zu lösen.

Auch die kirchlichen Fragen sind als äußerst bedenklich vielfach geschildert worden. Ich gebe zu, daß gerade die germanischen Provinzen Belgiens, die einst so heldenhaft ihren Protestantismus verteidigten, heute weit überzeugtere Anhänger der katholischen Kirche sind, als die beweglichen Wallonen; jeder deutsche Staatsmann, der berufen sein wird, die deutsche Verwaltung in Belgien zu leiten, muß sich vergegenwärtigen, daß der Katholizismus eine starke lebendige Macht in Belgien ist und bleiben wird, und daß zu den wichtigsten Erfordernissen erfolg-

reicher deutscher Arbeit die verständnisvolle Rücksichtnahme auf die katholische Kirche und ihre Bekenner gehört.

Die Einwirkung auf die Schulen, welche ja ein so verschiedenes Gepräge tragen, wird im Einverständnis mit der Geistlichkeit dann gelöst werden können, wenn der obligatorische Religionsunterricht ebenso zur Einführung gelangt, wie die allgemeine Schulpflicht; es gibt daher eine Reihe von Berührungs- und Vereinigungsmomenten zwischen der deutschen zukünftigen Verwaltung und der katholischen Geistlichkeit, die immer mehr verstehen lernen muß, daß die katholische Kirche unter der deutschen Macht ganz anderen Schutz genießt und genießen kann, wie dies der Fall sein wird, wenn Belgien unter französischem Einfluß sich einer vollständig radikalen Weltanschauung zuwendet. Man weiß doch, daß der belgische Sozialismus stark vom Französischen beeinflußt ist, durch den Mund Vanderveldes ist oft als Erfüllung der Freiheits- und Gleichheitsreligion die Revolution proklamiert worden. Man weiß, daß die Sozialdemokratie ein starkes Element zur Französierung Belgiens geworden ist. Die Geistlichkeit wird sich aber auch den sozialen Reformen, die unbedingt sofort nach Friedensschluß in Angriff genommen werden müssen, anschließen und damit mit der deutschen Verwaltung Hand in Hand gehen.

Die Form, unter welcher die Angliederung Belgiens an Deutschland zu geschehen hat, verursacht gewiß in den diplomatischen Kreisen und in den Stuben der Staatsrechtslehrer manches Kopfzerbrechen, und die Frage, ‚mit wem sollen wir Frieden schließen, um das Recht der Eroberung zu einem staatsrechtlichen Recht zu machen', ist oft schon aufgeworfen worden, und sie ist ja auch nicht leicht zu beantworten. Bisher hat sich zwar die Königliche Regierung Belgiens und der König selbst nicht den Verpflichtungen des Vierverbandes angeschlossen, nur gemeinsam in Friedensverhandlungen einzutreten, den Frieden zu beschließen. Aber diese vielleicht bald aufgegebene Zurückhaltung eröffnet nicht die Aussicht, daß wir je mit dem König der Belgier und mit seiner Regierung einen Frieden werden schließen können, durch welchen Belgien der deutschen Machtsphäre verbleibt, und der Vierverband kann unmöglich über seinen Bundesgenossen hinweg unsere Friedensforderungen in betreff Belgien bewilligen. So bleibt nur übrig, daß wir über die Form der Angliederung während der Friedensverhandlungen jede Aussprache vermeiden und das Recht der Eroberung allein gelten lassen. Freilich, die dynastischen Rücksichten sind dabei von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Denn bei so richtigem und rücksichtslosem Verfahren wird der König der Belgier abgesetzt und bleibt als grollender Feind im Auslande. Damit müssen wir uns abfinden, und es ist beinahe als ein glücklicher Umstand anzunehmen, daß die Notwendigkeit dazu zwingt, dynastische Rücksichten ganz aus dem Spiel zu lassen. Niemals wird ein König sein Land freiwillig dem Sieger überantworten und niemals kann Belgiens König sich herbeilassen, seine Souveränität aufzugeben oder sie beschränken zu lassen. Sein Ansehen würde dadurch so untergraben werden, daß er nicht als eine

Unterstützung, sondern als ein Hemmnis für die deutschen Interessen anzusehen wäre. Das Recht der Eroberung haben ja die Engländer bei den verschiedensten Gelegenheiten als das gesündeste und einfachste Recht bezeichnet, und im Machiavell soll man lesen können, daß, wer ein Land in Besitz zu nehmen beabsichtigt, den König, den Regenten des Landes zu beseitigen, selbst durch den Tod, genötigt sein wird. . .

Die auf Grund des Gesetzes der Eroberung vollzogene Angliederung wird für viele Vlamen und für einen großen Teil der Wallonen als eine Erlösung aus den Zweifeln und vergeblichen Hoffnungen angesehen werden. Beide Volksstämme werden zu ihrem Leben zurückkehren können, welches ihnen wieder Erwerbsmöglichkeiten und auch Lebensgenuß verschafft. Die Vlamen werden sich in einem solchen Übergangsstadium von welscher Tyrannei zu ihrer freien, wenngleich nicht leicht zu behandelnden niederdeutschen Art zurückführen lassen. Die Wallonen können und müssen sich während dieser Zeit entscheiden, ob sie sich den veränderten definitiven Verhältnissen anpassen wollen, oder ob sie vorziehen, Belgien zu verlassen. Wer im Lande bleibt, muß sich zu Deutschland und nach absehbarer Zeit zum Deutschtum bekennen. Damit hängt zusammen, daß es nicht zu dulden ist, daß reiche Besitzer Belgien verlassen und trotzdem aus ihrem belgischen Besitz Nutzen ziehen. Das Enteignungsverfahren ist unbedingt notwendig, um nicht solche Verhältnisse herbeizuführen, wie sie in Elsaß-Lothringen bis zum heutigen Tage bestehen. Hoffentlich sind wir stark, nicht nur mit dem Schwert, sondern auch mit staatsmännischer Klärung und Vorbereitung, sowie in all den Vorbedingungen einer ersprießlichen Verwaltung. Am meisten ist die Halbheit, der Mittelweg, der eingeschlagen werden könnte, zu verurteilen. Die Unentschlossenheit in den entscheidenden Tagen des deutschen Geschicks wird zum folgenschweren Unrecht am vergossenen Blute.

Zu solchen Halbheiten rechne ich auch die Absicht, Belgien nur als Faustpfand zu behandeln, um vielleicht mit Hilfe desselben unseren Kolonialbesitz wieder zu erlangen bzw. zu erweitern. Bei dieser Erweiterung kommt in besonderer Weise das belgische Kongogebiet in Frage. Der Besitz desselben ist gewiß erstrebenswert, wie ich überhaupt betonen will, daß ein deutsches Kolonialreich, mag es sich so oder so gestalten, für Deutschlands Weltpolitik und Machterweiterung gewiß unentbehrlich sein mag; aber andererseits bin ich der Meinung, daß nur solche Grenzen, welche auch zur Erlangung größerer Freiheiten auf dem Meere beitragen, geeignet sind, den Kolonialbesitz wertvoll zu machen. Daher müßte die belgische Küste mit dem belgischen Hinterland auch von den Kolonialfreunden gefordert werden; wird sie preisgegeben, so fehlen unserer Flotte wichtige Stützpunkte, um den Schutz unseres Kolonialreiches mit übernehmen zu können.

Ich bin mir bewußt, daß die Forderung, ganz Belgien zu behalten, der deutschen Machtsphäre in dieser oder jener Form anzugliedern, ein großes, nur mit entschlossenem Opfermut und kraftvollster Verhandlungskunst erreichbares Ziel in Aussicht nimmt Möge ein von Bismarck geprägter Satz weiter Geltung haben:



Wenn auf irgend einem Gebiete, so ist es auf dem der Politik, daß der Glaube handgreiflich Berge versetzt, daß Mut und Sieg nicht im Kausalzusammenhange, sondern identisch sind."



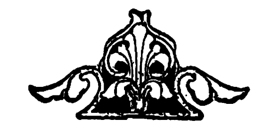
Die Elemente · Von Grete Massé

Nicht mehr sind die unentweihten, reinen,
Leichten, freien, unbeschwerten wir.
Luft schleppt Blutgeruch und Kinderweinen
Mit sich schwer, wölbt sich nicht über dir
Tauklar mehr; die schönen Wolken alle
Und der Wind, so sanft dereinst wie du,
Tragen dir im Widerhalle
Donner der Geschütze zu.

Feuer ist nicht bunte Schwebeflamme
Mehr, ist Herdglut nicht, nicht Licht
Vorm Marienbild. Vom wildern Stamme
Ist's, ist Glut, die aus der Hölle bricht.
Höllenflammen prasseln um Gemäuer.
Türme, Häuser, Dörfer stehn vom Flammenhaar
Umloht. Gieriger Brand zerfrißt, was treuer
Menschen Heimat war.

Wasser trägt nicht deinen Blumennachen
Schaukelnd mehr. Es braust wie siedend Blut,
Klafft wie ungeheurer Raubtierrachen,
Zieht hinab in seine Grabesflut
Schiff um Schiff und die vom Weib Geborenen
Brechenden Auges, Schwarm bei Schwarm.
Alle die Verlorenen
Ruhen ihm im Arm.

Was nicht Wasser schlingt, verschlingt die Erde.
Erde ist nicht Rasen mehr, nicht Grund,
Der den Baum, das Feld trägt und die Herde,
Dem das Brot entwächst, die Blumen bunt.
Erde ist der großen Ewigkeiten
Dunkler Schoß. Hinab, hinab, hinab
Muß, was sonst noch durft' im Lichte schreiten —
Erde ist nur Grab.





Psychologie russischer Revolutionen

Mit staunendem Interesse ist die Welt den schreckhaften Erscheinungen im heutigen Rußland zugewendet. Niemals und in keinem Staate wurde eine ähnliche revolutionäre Bewegung gesehen, und die historische Vergleichung, sonst so fruchtbar und anregend, erweist sich in diesem Falle als völlig unzureichend, das Werden und das Wesen russischer Auflehnungen zu veranschaulichen, geschweige zu erklären. Es ist daher mißlich, die schauerlichen Vorgänge im unermeßlichen Zarenreiche mit früheren oder gleichzeitigen historischen Ereignissen oder Zuständen zu vergleichen, weil weder das römische Reich der Cäsare in seinem Verfalle, noch Frankreich vor der großen Revolution sich mit dem heutigen Rußland vergleichen lassen, weil ferner die Volksindividualität, mit welcher man es hier zu tun hat, ganz anders geartet ist, als jede sonstige, an welcher die große Lehrmeisterin Geschichte sich bereits erprobte, weil endlich die Grenzen der revolutionären Bewegung nur äußerst schwer zu ermitteln sind und niemand zu sagen vermag, ob die Wurzeln solcher Freiheitsbestrebungen politischer, ob sie sozialer, ob gar anarchistisch-nihilistischer Art sind. Man hat bisher noch immer den Sinn aller Staatsstreiche mit revolutionärem Stich aus dem Verhältnisse der regierenden und regierten Schichten zueinander konstruieren können; diese beiden Schichten lagen eine über der anderen, und es handelte sich darum, in gewaltsamer Drehung die bestehende unerträgliche Lage zu verändern; was oben lag, sollte hinunter, das untere hinauf. So in England, Frankreich, Italien und Polen, so auch im Altertume, wo Autokratie und Demokratie ganz besonders um den Vorrang stritten.

Jedoch in Rußland hat die Freiheitsströmung nicht den Charakter der Auseinandersetzung zwischen den unteren und den oberen Schichten der Gesellschaft. Der russische Revolutionär darf weder mit dem Plebejer im alten Rom, noch mit dem englischen Rundkopf, dem französischen Sansculotten, dem italienischen Freimauer, oder dem spanischen Anarchisten verglichen werden. Zum nihilistischen Revolutionismus stehen in gleicher Weise die Mitglieder der höchsten Aristokratie wie die Söhne und Töchter des Popen, des geknechteten Leibeigenen, des jüdischen Schenkwirts. Nicht die sozialen Schichten ringen miteinander, sondern die Individuen erheben sich gegen die Institutionen; die Gesellschaft kämpft wider den Staat, und weil ähnliches noch niemals gesehen worden, wohin es bei solchem Kampfe kommen soll, deshalb ist die russische Revolution jüngster Tage eine so unheimliche, mysteriöse Erscheinung, die man völlig mißversteht, wenn man sie nach den bisherigen geschichtlichen Wahrnehmungen in eine bestimmte Kategorie verweist, welche vielmehr aus allen zugänglichen Gesichtspunkten, aus dem politischen, sozialen oder nationalen gefaßt werden muß, wenn sie nicht in ihrem Wesen verkannt, in ihrer Tragweite, in ihren Ursachen und wahrscheinlichen Wirkungen unterschätzt werden soll.

An politischen Weisen fehlt es in Rußland nicht, die ganz genau wissen, was geschehen muß, um der gefährlichen Rebellion Herr zu werden, um die entfesselte, blutgierige Volksfurie zu bändigen und das schwer heimgesuchte Land vor einer vollkommenen Katastrophe zu bewahren. Die Frage ist nur, ob die Wurzel des Übels eine politische und mit politischen Maßnahmen und -regeln auszurotten ist. Die jetzige Volkserhebung im Lande des entthronten Zaren dünkt uns aber eine volkspädagogische Krankheit zu sein, und zwar eine solche, deren Heilung zugleich von der nationalen, von der politischen und von der sozialen Seite ins Werk gesetzt werden muß. Sechzig Jahre und weit darüber zehrt diese Krankheit bereits am Leibe Rußlands; Puschkin und Gogol sind an ihr zugrunde gegangen wie die Zaren selbst. Die russische Volksseele hat niemand so gründlich kennen gelernt und erkannt wie Iwan Turgenjew, dieser feinfühlende Psychologe der russischen Revolution; sie seufzte hilflos in Puschkins Dichtungen; sie verspottete sich selbst in den geißelnden Schöpfungen Gogols, diesen nihilistischen Propheten, aber in den Romanen und Novellen Turgenjews enthüllte sie, was sie als guten und schlechten Inhalt barg. Ihr schlechter Inhalt ist die Korruption, die im Staate den heutigen russischen Tschinownik, in der Gesellschaft den Revolutionär erzeugt hat und überdies den zarischen Despotismus hegte und pflegte.

Der Russe macht seine Revolution auf seine eigene Art, weil das Blut, das ihm in den Adern rollt, in ganz eminentem Sinne ein „gar besonderer Saft“ ist. Zu diesem Blute hat der Slawe, der „dumkasingende“ Großrusse, der tatenfrohe Normanne, der blutfraßgierige Tatare einen Tropfen hergegeben, und die Mischung, welche entstand, ist mit keiner anderen zu vergleichen. Im Vollblutrussen liegt die Trägheit des Steppensohnes neben der Grausamkeit des Kirgisenhäuptlings, der orientalisch-altaische Fanatismus neben der pathogenen Romantik, die guslaähnliche Phantasie neben der teutonischen Tatkraft, der denkbar roheste Zola-Realismus neben idealistischer Übertreibung. Er lernt leicht, was sich andern absehen läßt; er besitzt ein unvergleichliches Sprachtalent, einen lüsternen Sinn für fremde Bräuche und Moden, ein Verständnis für alles, was er zu seinem Vorteile der Fremde entlehnen kann. Wenn er nichtsdestoweniger sich gebärdet, als bedürfe er keiner fremden Anregungen, so ist dies eine Prahlerei, welche ebenfalls zu den Grundzügen seines nationalen Wesens gehört. Seine großen Dichter haben nach fremden Mustern sich gebildet und nach ihnen geschaffen; seine Aristokraten sind in die französische Schule gegangen; seine Revolutionäre haben der Wissenschaft des Westens die fürchterlichen Behelfe abgeborgt, mit denen sie ihre Attentate verübten. Puschkin läßt sich auf Goethe und Lord Byron zurückführen, wie der Adept auf den Meister; Petersburg ist ein nach Rußland verpflanztes Paris; den Dynamitattentaten von Moskau und im Winterpalaste diente die entsetzliche Thomas-Uhr von Bremerhaven zum Vorbilde und Muster. Ist es nun den letzten Generationen in Rußland zum Bewußtsein gekommen, daß sie sich in dem Völkerreigen Europas so geringer Originalität zu berühmen haben, so sind sie bei der Abhilfe dieses Mangels auf den schlechtesten Weg geraten, der sich ihnen jemals hätte darbieten können; denn statt sich an dem fremden Beispiele zu läutern, haben sie plötzlich dasselbe verpönt, um sich an dem Traume einer ureigenen nationalen Entwickelung zu berauschen; die Lehrer wurden von den Schülern verlästert; der „verfaulte Westen“ wurde zum Gegenstand nationaler Verachtung gemacht, die fremde Kultur, welche seit zwei Jahrhunderten und darüber die oberen Schichten der russischen Gesellschaft gesittigt und „europäisiert“ hatte, für einen lästigen Eindringling erklärt, dessen Spuren von Grund aus getilgt werden müssen. . .

Das ist die nationale Wurzel der russischen Revolutionen letzterer Jahrzehnte, welche er mit dem immer weiter sich verbreitenden Nihilismus, dem verderbenbringenden Panslawismus uns schließlich dem sog. Altrussentum gemein hat. Aus ihr entkeimt naturgemäß nicht bloß die Oberflächlichkeit im Wissen und Denken, nicht bloß die Selbstüberhebung, welche sich selbst genug sein zu können glaubt, sondern auch der Haß gegen die deutsche Dynastie, gegen alles, was geordnete Entwickelung im Staate ist, gegen Kunst und Wissenschaft, welche den Menschen

zur vornehmsten Lebensführung erziehen, gegen die Geschichte endlich, deren Lehren mehr auf eine erhaltende, als auf eine umstürzende Weltanschauung hinleiten. Der flaumbärtige russische Revolutionist, aus der Nihilistengilde oder der Maffiapartei, die russische Umstürzlerin in der Gestalt einer anarchistisch gesinnten Studentin, welche sich von allen Banden der Sitte und des Familienlebens losgelöst hat, dünken sich stark und reif genug, nicht bloß eine vorhandene Staatsordnung zu zerstören, sondern der gesamten Weltordnung den Krieg zu machen; sie jagen nach einem Martyrertum, das keines ist; die Wollust der Rache, der Grausamkeit, der Tollkühnheit wird ihnen zur Inspiration; ein begreifliches Gefühl des Mißvergnügens wandelt sich in die Leidenschaft der Zerstörung, wobei jedes Mittel als das rechte erscheint. . .

Es ist indessen nur die Form der Revolution, welche sich aus der nationalen Beschaffenheit der Russen erklärt. Wie man auch ohne völkerpsychologische Tüftelei genau die unterscheidenden Merkmale zu finden vermag zwischen der Methode, welche der Engländer bei seiner großen Auflehnung gegen die Stuarts, und derjenigen, welche der Franzose bei der seinigen gegen die Bourbonen befolgte, so kann man auch mit Gewißheit sagen, daß nur in Rußland die nihilistisch-revolutionäre Bewegung möglich war mit diesen raffinierten Schrecken, diesen Orgien zügelloser Grausamkeit, dieser unerklärten Heimlichkeit, welche einen Bund von einigen Tausend Männern stärker macht, als einen Staat mit Millionen von Bajonetten, dieser genialen Aneignung naturwissenschaftlicher Mittel zu mörderischen Zwecken.

Von spezifisch russischer Herkunft ist auch heute die rätselhafte revolutionäre Erscheinung im Reiche eines Gapons, Illiodors und Rasputins. Der Zarenautokratie gegenüber waren bereits in allen Jahrhunderten mancherlei Palastrevolutionen und Militärkomplette ohnmächtig geblieben; Kaiser Paul war von adeligen Hofleuten erdrosselt worden; von Alexander I. raunte man sich zu, er sei beim Baden in Taganrag gewaltsam in die Wellen hinabgetaucht worden; Zar Nikolaus hatte den Aufstand der Dezembristen blutig erstickt, und die große Insurrektion der Polen war unbarmherzig niedergeworfen worden. Da ergab sich dann alles, was in Rußland der Autokratie des despotischen Zaren feindlich gegenüberstand, der duldend-wartenden Resignation. . . Da tauchte der Kritiker Belinsky zuerst in Moskau, dann in Petersburg auf, um, ein „russischer Lessing“, eine Schule von jungen Literaten um sich zu scharen, und bisher heilig gehaltene Begriffe der Kunst, Dichtung und Wissenschaft zu stürzen, sie durch neue zu ersetzen. Belinsky wies auf die chinesische Mauer, mit welcher das autokratische Rußland umgeben war, nach Deutschland, dessen große Philosophen er studierte. Einer von den revolutionären Sätzen, die er predigte, lockerte besonders kühn das Band der Bevormundung; Belinsky behauptete nämlich, das russische Volk habe keinen Sinn für Autokratie und Despotie. Ein schüchterner Versuch, soziale Umwälzungen herbeizuführen, von einem Staatsrate Petraschewtsky und etwa 30 Genossen geplant, scheiterte: Die Neuerer wurden allesamt nach Sibirien „verschickt“. . . Ein gleiches Schicksal oder mindestens das Los der Verbannung ins Ausland traf alle, welche in Wort, Schrift oder Lebensführung einer freien Denkweise verdächtig waren. Bakunin, Herzen, Turgenjew mußten ins Exil, und des Zars „höchsteigene dritte Kanzelley“, die berüchtigte dritte Abteilung, deren „hellblaue Gensd'armen“ überall in dem weiten Reiche umherspionierten, verstand nicht bloß Schuldige zu finden, sondern auch Schuldige zu machen. Die Wege nach der russischen Bastille, der Peter-Paul-Festung, nach Schlüsselburg, diesem todbringenden Staatsgefängnis für schwere politische Verbrecher, nach Irkutsk, dieser Wahlstatt lebenslänglicher Zwangsarbeit und Tobolsk, diesem eisigen Märtyrerorte, — waren gleichsam besät von Zügen Deportierter, hinter welchem der Kantschu des Donkosaken sauste, nachdem die „dritte Abteilung“ sich ihrer ohne richterlichen Spruch und ohne Untersuchung, zumeist auf die Denunziationen der „Hellblauen“ hin, bemächtigt hatte. . .

Dabei ging etwas dem russischen, sonst gutmütigen Volke verloren, was anderswo als das heiligste menschliche Besitztum gilt: das Recht der Persönlichkeit, die Individualität. Wer im Namen des Zaren eines Amtes waltete — und mochte er auch das feilste Subjekt sein —

war der Herr des Lebens und des Todes: alle übrigen waren Sklaven. Und ach, es gab vierzehn Schichten, welche unbarmherzig aufsaugten, was das sonst unschuldige, arme, geknechtete Bauernvolk im Schweiße seines Angesichtes erwarb; vierzehn korrumpierte Rangklassen des verhaßten Beamtentums, des Tschin, die den stumpfsinnigen Muschik köderten. Ein Appell, eine Reklamation galt nur so viel, wie ihr Urheber an Bestechung zu ihrem Nachdrucke aufzuwenden hatte. In dieser Rechtsunsicherheit seufzte die unglückliche Nation: „Der Himmel ist hoch und der Zar ist weit . . .“

Einem solchen Zustande konnte nur durch Ereignisse von außen her gesteuert werden; Dank Al. Herzens unerbittlicher Schärfe, mit welcher dieser kühne, unerschrockene Vorkämpfer der russischen Freiheit, durch die Gründung seines in London erschienenen Blattes „Die Glocke“, alle Mißstände in seinem Vaterlande sezierte, gelang es ihm, einen Schritt von großartiger reformatorischer Bedeutung einzuleiten: die Befreiung der Leibeigenen. Der Muschik, dieser arme, unwissende, an dumpfes Dahinleben gewöhnte russische Bauer, wurde frei; er empfing auch eigenes Land. Aber man nahm ihm Steuern ab, die zwei Drittel seines mageren Einkommens aufzehrten, und gab ihm nicht neue ehrliche Beamte zum Schutze auf dem neuen Pfade, auf dem er wie ein Halbblinder in die Freiheit hineintaumeln wollte, sondern die „nichtswürdigen Tschinowniks“ von ehedem blieben in ihren Ämtern und saugten an der armseligen Habe und dem winzigen Erwerb des noch immer keuchenden Volkes. . . Solange der beutelgierige Tschinownik nicht zum Menschen umgewandelt, der Bestechlichkeit, der Brutalität, der Liederlichkeit entwöhnt war, solange mußte jede neue Reform im Reiche des weißen Zaren ein frommer Wunsch sein. Die Gesellschaft war durch ihn und seine Vertreter korrumpiert. Und so konnte es geschehen, daß fast gleichzeitig mit der Aufhebung der Leibeigenschaft die ersten Spuren von geheimen Gesellschaften sichtbar wurden. Die revolutionären Komitees, deren Genossen die Lehren eines Moleschott und Büchner in sich aufgenommen haben, wobei eine Art von krausestem Materialismus sich ihrer jugendlichen Seele bemächtigte, — diese Verschwörerorganisationen verlangten die Abschaffung des Selbstherrschertums des Zaren, die Säuberung des unbeholfenen, vermoderten Beamtentums und die Einführung der demokratisch-republikanischen Verfassung im durchwühlten Rußland. Die verfemte Romanowdynastie wurde proskribiert, die Anarchie als Sehnsuchtsideal dem giftigen Despotismus gegenübergestellt, die Vernichtung der Plutokratie zum Berufe der geheimen Sektierer erklärt. Kleine Verschwörergesellschaften bildeten sich, denen von überallher Proselyten zuströmten, und die Reihe der Attentate auf Alexander II. begann mit derjenigen Karakasows, um nach Jahrzehnten mit der furchtbaren Dynamittragödie am Petersburger Katharinen-Kanal zu enden. . .

Eine Unzahl von Personen, der anarchistisch-nihilistischen Machenschaften verdächtig, ist von allerhand Gerichten, von Schwur- und Militärjustifizierungen, verurteilt und dann nach Sibirien gesendet oder gar gehenkt worden. Immer wieder glaubte man, in einzelnen Schuldigen und Unschuldigen die Häupter der unheimlichen Massonerien ergriffen und unschädlich gemacht zu haben. Aber es war wie mit den Köpfen der Hydra: einen Kopf hat man abgeschlagen, hundert Häupter wuchsen nach; und dabei tauchte bald da, bald dort, bald im Süden, bald im Norden des ungeheuren Reiches, bald in den Städten, bald auf dem Lande dieses Schreckenshaupt der Revolution auf. Etwa um die Zeit des deutsch-französischen Krieges begann ein weitverzweigter Aufruhr „Blut zu lecken“. Netschajew, ein Verschworener, erschlug einen Polizisten, der sich als Spion in eine revolutionäre Versammlung geschlichen hatte. Von nun an ging die schreckliche Erweiterung der Mittel mit reißender Schnelligkeit vonstatten. Es ist ein Unterschied zwischen dem Revolutionär seit Netschajews Attentat und einem theoretischen Volksaufwiegler oder einem terroristischen Barrikadenkämpfer, zwischen dem blasierten Studenten Bazarow, den Turgenjew in dem Roman „Väter und Söhne“ und dem verrückten Neschdanow, den er anderthalb Jahrzehnte darauf in dem Roman „Neuland“ als revolutionären Typus konstruierte. Es blitzt ein Pistolenschuß in Petersburg; die Nihilistin Wjera Sassu-

litsch hat den Polizeimeister Trepow in seinem eigenen Bureau verwundet. Dann knallt es in Charkow, der südlichen Universitätsstadt; der Gouverneur Krapotkin, der von einem Balle heimkehrte, liegt als blutiges Opfer am Boden. Dann kamen die gewaltigen Attentate auf Großfürst Sergjus, Minister Plehwe usw.

Der Widerwille der Gesellschaft gegen das politische Regiment ist die Quelle jeder revolutionären Strömung in Rußland: die Korruption des Beamtentums hat mit der Zeit jede Autorität untergraben; anfangs hatte auch der russische Rebelle noch Ideale; er sprach von Freiheit, von Verfassung, von Menschenrechten. Aber man korrigierte seine Sehnsucht durch die Knute; man schleppte ihn nach Sibirien, an dessen Eingang er als sicheres Opfer vom Tode begrüßt wurde. Da ward er blutdürstig wie ein wildes Tier, rachsüchtig bis zum Wahnwitz, ein Mörder, dem das eigene Leben nur noch dazu gut zu sein schien, um anderes Leben zu zerstören. Und die Verzweiflung ist ansteckend. . .

Der rebellische Gedanke hat auf solche Weise in alle Schichten der russischen Gesellschaft sich eingeschmuggelt, alle Behelfe, die ihm die Wissenschaft und Erfahrung gewähren konnten, sich angeeignet; er arbeitet nicht bloß mit Dynamit und Revolver, unterminiert nicht nur ganze Straßen, er hat auch seine literarischen Sendlinge, die mit raffinierter Bedachtsamkeit alle guten Instinkte in der Seele des Volkes vergifteten. Da wurde verschmäht und verhöhnt, herabgesetzt und entwürdigt, was die Weltliteratur Großes hervorgebracht hat; ein Goethe, ein Shakespeare, ein Schiller, ein Puschkin — sie alle wurden verlästert. Da wurde ferner der Diebstahl als etwas Menschenwürdiges erklärt, dem Mörder eine Aureole des Märtyrers umwunden; seine Seele wurde vertiert; seine Augen waren mit Blut verlaufen; er will nicht den Staat, nicht die Sitte, nicht die Religion, nicht einmal — sich selbst. . .

Die besonneren Elemente in Rußland sind die feigeren Schichten des Volkes. Wer im Lande des schwarzen Bären denken kann, ist allemal ein „aufrichtiger Revolutionär“. Der Bauer zählt nicht; und wenn er während des heutigen Staatsstreiches mitzählen wird, so fragt es sich, ob er nicht ebenfalls, in der Erinnerung dessen, was er gelitten, zur Erhebung schwören wird. Einen bürgerlichen Mittelstand hatte Rußland nicht bis zur Alexandrinischen Reform-Ära. Seitdem aber haben die wechselnden Unterrichtssysteme unter der heranwachsenden Jugend unberechenbares Unheil angestiftet. Das vierzehnklassige Beamtentum will an dem Staat sich bereichern; es betrügt ebenso diesen, wie das Volk, je nachdem dort oder hier die Gelegenheit eine günstige ist; Justiz und Verwaltung sind nur dem Namen nach, nicht tatsächlich getrennt. Es ist klar, daß eine aus solchen Bestandteilen zusammengesetzte Gesellschaft jeder Tatkraft ermangeln muß, wenn ihr die Aufgabe zugemutet wird, zur endgültigen Rettung des Staates mitzuwirken. Zur Moralität ist sie vom Staate nicht erzogen worden und durch eigenes Bedürfnis nicht herangereift; der Pseudo-Patriotismus, der ihr gelehrt wurde, wechselte seine Ziele, je nachdem seine Führer dem „Westen“ den Krieg erklärten, die Panslawisten das Gelüste nach den „süßen Wässern“ reizten, der Hof in Petersburg an der Freundschaft Deutschlands oder Frankreichs Gefallen fand. Nun steht diese Gesellschaft eingekeilt zwischen den beiden gewaltigen Gegensätzen, der verhaßten Dynastie und dem revolutionären Gespenst. Und wenn man bedenkt, daß der politische Kern jeder russischen Revolte, losgeschält von dem Unflat der Exzesse und Untaten der letzten Jahre, immerhin einem allgemeinen Bedürfnisse näher liegen muß, als der Despotismus mit seinen bestechlichen, degenerierten Tschinowniks, wenn man erwägt, daß das System der „Verschickung“ auf allen Bevölkerungsschichten in gleicher Weise lastet und die „dritte Abteilung“ keinen Unterschied zwischen den „Zapadnikis“ (Westlern) und Altrussen machte, so hat man wohl ein Recht zu glauben, daß die ungeheure Mehrheit der Denkenden in ihrem Innern für jedwede Revolution stärkste Partei nimmt, daß die Stärke des letzteren in der Abwendung der intelligenten Bevölkerung vom Staate wurzelt. Ganz Rußland von Reval bis Wladiwostok, von Archangelsk bis Odessa ist ein einziger Herd der Auflehnung, Erhebung und Umsturzes. Hier flackert sie auf und dort; ein Mord bezeichnet ihre blutige Spur,

eine Mine ihre unausgesetzte unterirdische Wühlarbeit. Die energischen unter ihnen organisieren sich, die anderen folgen nach, verheimlichen, was sie wissen und sehen, lenken die Ochrana von der richtigen Fährte ab. So erbt sich das Unheil einer allen billigen Forderungen trotzenden autokratischen Volksregierung fort; das Mißvergnügen nimmt ungeheure Formen an; die Ohnmacht der Persönlichkeit schlägt in Verzweiflung um, und Verwirrung erfaßt die Köpfe, so daß ihnen die frevelhafte Tat als die erste und beste erscheint. . .

Die russische Revolution, die in heutigen Tagen in diesem unglücklichen Lande wütet, ist auch ein Ergebnis einer dynastischen Politik, in deren Programm noch keine richtige, vernünftige und konsolidierte Volkserziehung steht. Als die russische Gesellschaft die vom Westen her sittigenden Einflüsse abzuwehren begann, empfing die revolutionäre Idee eine spezifisch moskowitische Signatur; er verwilderte bis zu einem solchen Grade, daß an ihm das demütigende Wort sich bewahrheitete: „Kratze den Russen, und es kommt an ihm der Tatar zum Vorschein. . ."

Dr. phil. et ing. Eugen Meller

Holland — Belgien — Deutschland

Der nachstehende Aufsatz stellt ein auszugsweise wiedergegebenes Kapitel einer holländischen Schrift dar, die unter dem Titel: „Über Annexionspolitik. — Die Kriegsziele von Deutschlands Feinden" im Rembrandt-Verlag, Oberweimar in Thür. (Preis Mk. 1.75) in der deutschen Übersetzung erscheint. Der neutralgesinnte Verfasser stellt die Kriegszieläußerungen der Ententepresse und Ententediplomaten in nahezu vollständiger Aufreihung zusammen und deutet die Linie der Politik an, die ein siegreiches Deutschland den Annexionsabsichten seiner Feinde entgegenstellen muß.

*

Es hat in Holland seit dem Jahre 1865 immer Leute gegeben, die Deutschland der Annexionswut bezichtigen zu müssen glaubten, und die behaupteten, diese Annexionswut werde sich eines Tages auch Holland gegenüber zeigen. Diese Furcht ist hauptsächlich dadurch entstanden, daß unsere Landsleute in der schleswig-holsteinischen Frage irregeführt worden sind. Zu einem kleineren Teile können auch pangermanistische Äußerungen diesen Glauben erzeugt haben. Obwohl es aber außer Deutschland keinen Staat gibt, der reiner germanisch wäre als Holland, haben wir niemals etwas von einem deutschen Streben, uns dem großen Germanien einzuverleiben, zu spüren bekommen.

Aber die Holländer sind zu einem Teil überempfindlich! Kaum daß ein Deutscher es ausspricht, den holländischen Handelsinteressen würde durch eine engere Verbindung mit Deutschland sehr gedient sein, so rufen sie aus: Hört ihr's, die Deutschen wollen uns annektieren! Und wenn der betreffende Deutsche unvorsichtig genug ist, hinzuzufügen, wir Holländer sähen das noch nicht richtig ein, aber die Zeit werde kommen, wo wir es einsehen müßten, so ruft man wieder: Hört ihr's, die Deutschen wollen uns Gewalt antun. . . Meistens hat man es in derlei Fällen zu tun mit holländischen Fanatikern, die mit Äußerungen wie den angeführten Unfug zu treiben lieben; zuweilen spricht sich da auf holländischer Seite auch ein instinktives Furchtgefühl von Schwächlingen aus, das vor jeder Offenbarung der Kraft erzittert. Wie dem aber sei: je weniger die Deutschen über (angebliche oder wirkliche) Vorteile eines Anschlusses Hollands an Deutschland schreiben, desto besser. Wenn sie es aber überhaupt tun, so sollten sie sich aller unbestimmten Äußerungen enthalten, die so leicht falsch ausgedeutet werden können.

Mir will scheinen, ein Eintritt Hollands in den deutschen Staatenbund würde, wenn er sollte zustandekommen, eher das Werk der Feinde Deutschlands sein als das Werk von Deutschland selbst. Dabei würde sich dann wiederholen, was bei der Einswerdung Deutschlands geschah, die Frankreich beschleunigte, indem es sie mit Gewalt verhindern wollte.

Dieser Krieg hat ja bereits zur Genüge erwiesen, daß wir jeder Verletzung unserer Rechte durch England und Frankreich vollkommen machtlos gegenüberstehen, und daß diese Länder sich, wenn ihre Interessen auf dem Spiele stehen, durch keine Völkerrechtsregel für gebunden halten. Daß wir bestrebt gewesen sind, neutral zu bleiben, hat uns nichts genutzt: die Entente würde nur dann mit uns zufrieden gewesen sein, wenn wir uns ihrem Kriege gegen Deutschland angeschlossen hätten. Da wir dies nicht wollten, haben wir uns den Zorn vieler Franzosen und Belgier zugezogen. Diese würden nach dem Kriege nichts lieber tun als vertragliche Vereinbarungen treffen, durch die die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Holland untergraben würden. Gerade durch eine solche Politik aber würde unser Bedürfnis nach einem engeren Anschluß an Deutschland sehr stark werden.

Nun sind für Holland die Kolonien eine Lebensfrage, ebenso wie Handel und Verkehr Allein sind wir nicht imstande, die Kolonien gegen Angriffe einer großen Seemacht zu verteidigen. Deswegen halten viele Holländer die holländischen Kolonien für einen sehr unsicheren Besitz. Man fürchtet, wir gingen ihretwegen großen Gefahren entgegen. Ich für mich teile diese Furcht einstweilen noch nicht, aber ich weiß: wenn Insulinde uns sollte geraubt werden, so wird Deutschland der Räuber **nicht** sein. Vielmehr glaube ich, daß in diesem Falle der Zustand Hollands derartig beschaffen sein würde, daß höchst wahrscheinlich mancher mit guten Gründen einen Anschluß ans Deutsche Reich herbeiwünschen würde. Die Vorteile und Nachteile eines solchen Anschlusses unter veränderten Verhältnissen lasse ich beiseite.

Ich komme auf die Frage zurück, ob und woher Holland Annexionsgefahren drohen.

Während des Krieges hat einer der englischen Minister erklärt, der geographisch-politische Zustand von Antwerpen sei nicht so beschaffen, wie er beschaffen sein müsse; aber es bestehe gegenwärtig kein Grund, diesen Zustand zu ändern. Dies schien auch die Meinung des ganzen Kabinetts zu sein, und daraus würde dann folgen, daß trotz allen Geschreibes über die Einverleibung von Teilen unseres Landes in Belgien auch nach dieser Richtung keine Gefahr bestehen würde, falls die Entente als Sieger aus dem Weltkrieg hervorgehen sollte. (Mit der oben gestreiften ministeriellen Erklärung ist wohl das von Winston Churchill vor einem Vertreter des „Nieuwe Rotterdamsche Courant" gesprochene vielbedeutende Wort gemeint: die territoriale Besitzregelung der Scheldemündung müsse, „sowohl vom geographischen wie vom militärischen Standpunkt angesehen", als **unnatürlich** erscheinen; eine Meinungsäußerung, mit der dann der Ministerpräsident Asquith einverstanden zu sein ausdrücklich bejahte. Es ist der ausgezeichnete Politiker Dr. Baron van Vredenburch gewesen, der auf diese Holland wenig Gutes verheißenden Worte der maßgeblichsten Engländer wiederholt warnend hingewiesen hat. Am Ende könne, so schreibt der Genannte in „De Toekomst", die Lage des neutralen und Deutschlands Flanke deckenden **ganzen** Holland der englischen Regierung eines Tages ein „unnatürlicher Zustand" sein . . . „sowohl vom geographischen wie auch vom militärischen Standpunkt angesehen", und die Natur der Dinge, wie England sie sehe, werde wohl nicht eher als wiederhergestellt gelten, bis Holland in irgendeiner Form einen Teil ausmachen dürfe of his Majestys Empire. . . Hiernach scheinen doch nicht alle Holländer dem Frieden Englands und Belgiens zu trauen. In der Tat bilden die belgischen Annexionsabsichten für den unangetasteten Fortbestand Hollands unseres Erachtens eine ernsthafte Gefahr. Die Sache Hollands wie die Sache Flanderns dürfte bei einer Besiegung Deutschlands verloren sein. — D. Übers.)

Unter diesen Umständen würden wir also in keiner Hinsicht zu befürchten haben, ganz oder teilweise annektiert zu werden. Alle jene Äußerungen, die sich auf eine zukünftige Annexion von Teilen der Niederlande entweder durch Belgien oder die Entente beziehen, sind denn auch wohl nicht in der Absicht getan, um uns klar zu machen, daß wir darüber besorgt zu sein hätten; vielmehr wollen jene Äußerungen erzieherisch wirken: sie wollen dazu beitragen, daß wir als neutrale Zuschauer unsern gesunden Menschenverstand bewahren, wenn beim kommenden



Friedensschlusse Belgien seine Unabhängigkeit ganz oder teilweise aufgeben muß, und wenn dann Blätter wie „De Telegraaf", „Algemeen Handelsblad", „Het Nieuws van den Dag" und „De Amsterdammer" vor Gefahren zu warnen beginnen, die nur in ihrer Einbildung vorhanden sind.

Es wird nun bei uns gesagt, daß eine Annexion Belgiens von seiten Deutschlands notwendigerweise zu einer Annexion Hollands durch Deutschland führen müsse. Die für diese These angeführten Gründe stehen indessen auf sehr schwachen Füßen. So wenn behauptet wird, der Besitz von Antwerpen werde für Deutschland keine Bedeutung haben, solange es nicht im Besitze der Scheldemündung sei, und Deutschland werde infolgedessen von selber dahin gedrängt werden, sich eines Teiles der holländischen Provinz Zeeland zu bemächtigen. Hiergegen ist in erster Linie anzumerken, daß Antwerpen auf alle Fälle schon als Handelshafen für Deutschland eine große Bedeutung haben würde. Der Umstand, daß die Schelde durch Holland laufend ins Meer einmündet, erhöht viel eher den Wert Antwerpens als eines Handelshafens, als daß es ihn mindert. Man könnte also höchstens mit gutem Grund behaupten, daß Antwerpen bei den einmal bestehenden Grenzverhältnissen keine Bedeutung als Kriegshafen für Deutschland besitzen würde. Allein auch gegen diese These könnte man geltend machen, daß Deutschland aus Antwerpen ohne Besitzergreifung der Scheldemündung einen Kriegshafen machen könnte (wenn es das wollte), indem es einen breiten und tiefen Kanal nach dem nahebeiliegenden Zeebrugge ziehen würde. Wenn Deutschland dazu überginge, würde sicherlich eine vollkommen genügende Verbindung Antwerpens mit dem Meere hergestellt werden. Ja es ist sehr wahrscheinlich, daß Deutschland sich dabei ganz und gar von der Scheldemündung unabhängig machen würde, indem es den gedachten Kanal auch für die Handelsschiffahrt brauchbar machen würde. Es liegt sogar die Frage nahe, ob Deutschland nicht dazu übergehen würde, einen großen Kanal vom Rheine aus nach Zeebrugge durchzuführen. Also auch mit dieser Beweisführung, die sich auf eine Besitzergreifung Belgiens stützt, ist es nichts.

Gleichwohl gibt es in unserm Lande Toren, die auf Grund der eingebildeten Gefahren, die mit der Annexion Belgiens durch Deutschland verbunden sein soll, schon jetzt dem Deutschen Reich im voraus den Krieg erklären wollen. Ja, es gibt Leute, die in ihrem verbrecherischen Fanatismus zu erklären wagen, es sei jetzt eine günstige Zeit zu einer Kriegserklärung, nun Deutschland voll zu tun habe. Und dieselben Leute, die so ohne weiteres einen Krieg vom Zaune brechen möchten, mit einem Lande, mit dem wir Jahrhunderte in Frieden und in Freundschaft gelebt haben, bringen es fertig, über den deutschen Militarismus zu schimpfen! .. Glücklicherweise sieht aber die übergroße Mehrheit unseres Volkes sehr wohl ein, daß eine solche Tat unter keinen Umständen als erlaubt gelten dürfte.

Um das Register unserer deutschfeindlichen Politiker vollständig zu machen, sei noch angemerkt, daß bei uns auch mit dem Argument operiert wird: die Franzosen wären uns als Nachbarn im Süden weniger gefährlich als die Deutschen. Die so sprechen, wissen anscheinend nicht, daß die Franzosen durch zwei Jahrhunderte hindurch soviel sie nur konnten südholländische Lande geschluckt haben, wobei die reine Eroberungslust ihr unbestreitbares und einziges Motiv gewesen ist. Und dabei haben sie durchs ganze neunzehnte Jahrhundert verkündet — und tun es heute noch —, daß der Rhein (der bekanntlich auch durch Holland fließt), die „natürliche" Grenze von Frankreich sei!

Wie aber würden sich die Vlamen, die infolge dieses Krieges mit vielverdoppelter Kraft nach Selbständigkeit ringen, zu unsern französischen Nachbarn im Süden stellen? Ein Blick in die vlämische Presse und Kriegsliteratur gibt unmißverständliche Auskunft! Und andererseits läßt ihr sich immer besser herausstellendes Verhältnis zu den Deutschen vieles erhoffen. Die Dinge stehen, wie man die Vlamen deutscherseits behandelt, heute so, daß sie gar nichts zu verlieren brauchten, wenn Belgien nach Friedensschluß in der einen oder andern Form unter deutschen Einfluß käme! Im Gegenteil! Die vlämische Sprache würde alsdann zu

ihrem vollen Recht kommen, und sicherlich zu einem besseren Recht, als dies unter der Herrschaft der Wallonen, der Unterdrücker der Vlamen, der Fall sein würde. Natürlich werden die zu treffenden Vereinbarungen zu einem Teil mit abhängig sein müssen von der Haltung, die die Vlamen Deutschland gegenüber annehmen werden. Aus den mannigfachen, oft sich widersprechenden Berichten von vlämischer Seite scheint hervorzugehen, daß man die wahre Meinung vieler Vlamen, die jetzt noch zurückhalten, erst in jenem Augenblicke vernehmen wird, der ihnen Sicherheit gibt: Sicherheit vor den Belästigungen und Angriffen jener Leute, die behaupten, die „belgische Seele" in sich zu haben, und die sich anstrengen, unter den echtgesinnten Vlamen im Lande Furcht vor späterer Rache zu verbreiten. Indessen hat Deutschland während der nun bald dreijährigen Besetzung des Landes unter dem weisen Regiment des Generalgouverneurs von Bissing viel Feld gewonnen. Deutsche Kunst, deutsche Wissenschaft, deutsche Sozialpolitik, deutscher Ordnungssinn — das alles hat sich vor den Augen aller in Belgien ausbreiten können und muß jedem gerecht urteilenden Betrachter gesagt haben, daß die vielgeschmähte deutsche Kultur kein leeres Wort ist, und daß das deutsche Kulturstreben gerade in Belgien ein Arbeitsfeld finden würde, auf dem es mancherlei zu tun gibt. Daneben hat die Umwandlung der Genter Hochschule in eine Pflegestätte vlämischen Geistes und vlämischer Kultur eine überaus ansehnliche Schar vlämischer Intellektueller, wie die großen öffentlichen Kundgebungen zugunsten Gents deutlich erwiesen haben, sich fest entschlossen dem vlämischen Nationalideal mit Herz und Hand hingeben sehen. Dieses vlämische Nationalideal aber sieht, wie jedermann bekannt ist, in Wallonen und Franzosen den Feind, während es von Deutschland den Schutz seiner nationalen Selbständigkeit erhofft und erhoffen darf. Diese vlämische Hoffnung zu teilen, haben aber gerade wir Holländer allen Grund. Denn das aus germanischem Geiste kommende vlämische Streben nach unbedingter Selbständigkeit festigt auch unsere Selbständigkeit und dient also letzen Endes auch dem holländischen Nationalgedanken.

J. Versluys, Baarn in Holland

Zur Kriegsentschädigungsfrage

Nach der Meinung von Finanzpolitikern hätte der große Krieg an finanzieller Erschöpfung enden müssen, sobald die Aufwendungen der kriegführenden Mächte auf insgesamt 300 Milliarden Mark gestiegen wären. Diese Auffassung war nicht zutreffend, denn der Krieg hat an unmittelbaren Ausgaben bereits annähernd 350 Milliarden Mark verschlungen. Veranschlagt wurden die Kriegskosten in England bis Mai auf 83, in Frankreich bis Juni auf 69, in Rußland bis Ende 1916 auf 47, in Italien bis Februar 1917 auf 14, im Vierverband zusammen auf 213 Milliarden Mark ohne Berechnung der Kriegsausgaben Serbiens, Belgiens, Rumäniens und der englischen Kolonien. Rechnet man dazu die Kriegsausgaben des Vierbundes, die der deutsche Schatzsekretär im Februar 1917 auf 160 Milliarden Mark bezifferte, die sich aber inzwischen nicht unwesentlich erhöht haben, so ergibt sich ein Gesamtbetrag, der von 350 Milliarden Mark nicht weit entfernt ist.

Zu den unmittelbaren Kriegsausgaben kommen die mittelbaren für die Kriegsfürsorge im weitesten Sinn, für Entschädigungen, Wiederaufbau, Wehrerneuerung usw. und beanspruchen so große Mittel, daß man in Frankreich die gesamten Kriegsausgaben bereits jetzt auf 100 Milliarden Mark und die jährlichen Mehrlasten infolge des Krieges auf nahezu 10 Milliarden Mark berechnet hat.

Zu ähnlichen Ergebnissen kommt das Lehmannsche Heft „Deutschlands Zukunft bei einem guten und bei einem schlechten Frieden", das die bisherigen und später möglichen Rückwirkungen des Krieges auf Deutschland in bemerkenswerten Ziffern auf 48 Seiten zusammen-

faßt. Danach werden bis Ende 1917 Deutschlands Kriegskosten und Kriegsschäden einschließlich der Kriegshilfe im ganzen 118 Milliarden Mark ausmachen und mit den Renten der Kriegsbeschädigten usw. jährlich über 9 Milliarden neben dem Friedenshaushalt von 3½ Milliarden Mark beanspruchen. Dieser ungeheuerliche Mehraufwand ließe sich nach dem Lehmannschen Heft nur durch ungeheuerliche Steuern aufbringen, etwa durch ein Getreidemonopol mit 1, durch eine erhöhte Kohlenabgabe mit 2,4, und durch Erhöhung der Zucker-, Salz-, Bier-, Branntwein-, Tabak-, Verkehrs- und Erbschaftssteuern mit 4,6 Milliarden Mark Ertrag. Doch blieben selbst dann noch 2,6 Milliarden Mark jährlich durch direkte Steuern zu decken.

Die Notwendigkeit einer angemessenen Kriegsentschädigung für den Vierbund wird durch das Lehmannsche Heft anschaulich begründet. Es enthält auch beachtenswerte Vorschläge darüber, in welchen Werten die Kriegsentschädigung zu erlangen wäre, in der Hauptsache durch Landabtretungen, durch Ausbeutung der erworbenen Gebiete, auch des dort vorhandenen Privateigentums, soweit es sich zur öffentlichen Bewirtschaftung eignet, wobei die Entschädigung dem Feinde überlassen bliebe, durch Abtretung feindlichen Besitzes von Schiffen und Kolonien, durch Lieferung von Rohstoffen und Nahrungsmitteln.

So gestaltet sich die Kriegsentschädigungsfrage zu der wichtigsten der Friedensverhandlungen. Sollte sie nach dem sozialdemokratischen Grundsatz „Jeder trage seine eigene Last" gelöst werden, so würde Deutschlands künftige Entwicklung unter einem unerträglichen Steuerdruck zu leiden haben.

Paul Dehn

Weltscheiding

Eine Untersuchung bestimmter Fragen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Deutschlands", so gibt Wilhelm Schwaner selbst in großen Zügen die Richtlinien seines Buches an. („Weltscheiding." Volkserzieher-Verlag, Schlachtensee-Berlin. Preis 2 M.) Aber nicht nur um Untersuchung und „Ergebnis" handelt's sich, sondern auch um Persönliches, Erlebtes, und vielleicht ist's gerade der Bekenntnischarakter, der dem Buche seinen besonderen Wert gibt. Denn in jeder Zeile pulst der Rhythmus einer gefesteten, wuchtigen Persönlichkeit. Die Großstadt konnte einen Mann wie Schwaner nicht schaffen, aber das Land, die Waldecksche Heimat konnte es. Und mit dem geschärften Erleben des Landgeborenen kann Wilm Schwaner, der Volkserzieher, Abrechnung halten mit den Scheinwerten der Großstadt, mit den Dienern des „goldenen Kalbes" und den „Ewig-Friedlichen". Der Krieg – das Maß der Dinge! Da verrät sich der gerade, stolze Kampfesgeist des Upländers. Und doch gilt's nicht: Krieg um jeden Preis oder Krieg als Selbstzweck. „Du sollst den Frieden begehren, aber die Welt begehret den Krieg. Du sollst den Frieden lieben, aber die Welt hasset die Ruhe. Darum ist Krieg", so hatte es schon E. M. Arndt bekannt. Eben diese Erkenntnis: die Welt hasset den Frieden, sie ist uns zum Schicksal in unserer Zeit geworden. So müssen wir auch den Krieg einordnen in das Walten des großen Welt-Lebens, im Sinne der Bejahung des Lebens, auch da, wo es dunkel ist, im Geiste des amor fati, wie es Nietzsche gefordert und gelebt. An uns liegt es, aus dem vernichtenden Krieg einen werteschaffenden zu machen. Der alte Thulespruch: „Treu leben, todtrotzend kämpfen, lachend sterben" wird zum Leitmotiv, das durch unsere häusliche, staatliche und religiöse Erziehung durchklingen muß. „Ein hartes, ein eisernes, ein stählernes Geschlecht muß herangezogen werden, ein Geschlecht, dem Geld und Gold, Genuß und Gier feindselige Begriffe sind, ein Geschlecht, das in Einfachheit, Reinheit und Schönheit vor Gott besteht." Und so zeigt uns Schwaner den Weg, wie wir neue Schulen, neue Erzieher, neue Krieger und neue Fürsten schaffen müssen. Aber nicht nur als „Realpolitiker" spricht er zu uns — das ist nur die äußere Seite seiner Forderungen —,

sondern viel mehr noch als ein Führer zur Innenwelt, ich darf wohl sagen als „Mystiker“. Denn alle Dinge, Geschöpfe, Menschen und Völker bedeuten ihm mehr als ihre bloße Erscheinung, sie werden ihm zum Symbol, zum Gleichnis göttlichen Lebens. Das Göttliche, Seelische sucht in ihnen immer neue Ausdrucksformen und drängt in Völkern und Menschen immer aufs neue in den fließenden Strom des Lebens, um teilzunehmen am großen Schaffen und Werden. Dieses Göttliche ist das „Eine Reich“, von dem die letzten Abschnitte: „Neue Zeiten — neue Religion“ und „Vom neuen Sterben“ künden, es ist ein Reich dieser und jener Welt. Unser deutsches Vaterland muß erst einmal von innen her aufgebaut werden! Das ist das große „Ergebnis“, zu dem wir durch das Erleben des Zeitgeistes hingeführt werden müssen. — So liegt im „Weltscheiding“ ein neuer Eckstein deutscher Volkserzieherarbeit, der „Deutschmeister“-Arbeit, wie sie sich jetzt mit Recht nennen darf. Nur das Bewußtsein der großen Verantwortung, die Mobilmachung aller Kräfte, auch des Geistigen, kann uns aus den Herbstnebeln des Kriegsscheiding und durch die grimme Zucht von Hartung und Hornung hinüberbringen zum großen Erntemonat. Allen denen sei's vornehmlich gesagt, die Bücher von der Art und dem Geiste Wilm Schwaners geflissentlich totschweigen wollen. „Was Napoleon am Fuß der Pyramiden vor der großen Türken- und Araberschlacht seinen Soldaten mahnend und anfeuernd zurief, das gilt auch für uns alle, gilt für jeden einzelnen und gilt vor allen Völkern und vor allen Zeiten: „Bedenket, daß Jahrtausende auf uns herniederschauen!“

Alfred Ehrentreich



Viertelton-Musik

In einem Konzert, das der treffliche Weimarer Kapellmeister Peter Raabe im Berliner Beethovensaal veranstaltete, kam die bisher meist nur in Schriften oder engsten Fachkreisen programmatisch geforderte und entwickelte Vierteltonmusik zum erstenmal vor ein Konzertsaalpublikum. Karl Bleyle hat für eine Tondichtung nach Schillers „Taucher“ das bichromatische Harmonium zur Mitwirkung herangezogen und es hauptsächlich zur Darstellung der atembeklemmenden Spannung während des Untertauchens des mutigen Jünglings benutzt. Obwohl das Instrument an diesen Stellen fast solistisch verwendet wird, hätte die breite Zuhörerschaft sicher kaum gemerkt, daß es sich dabei um Musik mit Vierteltönen handelt. Denn die moderne Musik hat uns derartig an gequärrte Töne und überzwerche Akkorde gewöhnt, daß es dem nicht besonders fachlich Geschulten auf ein bißchen mehr oder weniger Mißklang nicht ankommt. Aber auf dem Programm war die Mitwirkung dieses neuen mit Willi von Möllendorfs Klaviatur versehenen Harmoniums ausdrücklich angekündigt, und so schloß sich diese konzertmäßige Vorführung an einen wenige Tage zuvor in engerem Fachkreise gehaltenen Vortrag des Genannten an.

Eigentlich neu ist diese Forderung nach Vierteltönen nicht; in letzter Zeit sind ihr besonders in Richard Stein und Jörg Mager theoretische Vorkämpfer erwachsen. Das Ungenügen an unserer heutigen Halbtonleiter aber ist viel verbreiteter und hat sich auch in der praktischen Musik vielfachen Ausdruck verschafft, am auffälligsten bei Ferrucio Busoni, der allerdings als Theoretiker eine Drittelung des Tones anstrebt, und bei Arnold Schönberg.

Zur richtigen Beurteilung der ganzen Frage müssen wir uns vor allem von dem weit verbreiteten Vorurteil befreien, als ob die heute allgemein übliche Tonleiter irgendwie ein Naturrecht für sich hätte. Mit „Natur“ hat sie gar nichts zu tun, vielmehr ist sie ein reines Kunsterzeugnis. Aber auch als solches hat sie nicht einmal besonders hohe Altersrechte; sie ist knapp zweihundert Jahre im allgemeinen Gebrauch und auch in dieser Zeit wird nicht nur in der praktischen Musikübung, vor allem vom Geiger und Sänger, aus Musikalität mancher Ton

gebraucht, der die von der zwölfstufigen Tonskala vorgeschriebene Tonhöhe etwas verschiebt, sondern auch theoretisch sind immer wieder Versuche zu Abänderungen gemacht worden und zwar mit der Begründung einer höheren Tonreinheit durch Annäherung an die von der Natur gegebenen akustischen Tongesetze.

Um von jedem Ton der Oktave aus die zum Grundakkord gehörige Terz und Quint rein nach den akustischen Gesetzen bilden und ganz reine Akkorde erzielen zu können, wären innerhalb der Oktave dreiundfünfzig Stufen (statt der heutigen zwölf) notwendig. Für rein wissenschaftliche Zwecke läßt sich natürlich ein diesen Ansprüchen genügendes Instrument bauen (Helmholtz hat es getan), für die praktische Musikübung ist aber ein derartiges Tonsystem ganz unbrauchbar. Das hat man früh eingesehen, und als in der Musikentwicklung sich allmählich das Gefühl der Tonarten entwickelte und im Anschluß daran der Wunsch, innerhalb dieser Tonarten nach Belieben schalten zu können, sich herausgebildet hatte, entschloß man sich, die vielfach nur um wenige Schwingungen auseinanderliegenden Abstufungen der Töne zusammenzulegen und die Oktave in zwölf gleiche Halbtöne zu zerlegen. Es liegt in diesem „temperierten" Tonsystem, das kein Intervall ganz naturrein bringt, ein Sieg des musikalischen Geistes über das musikalische Ohr. Man verzichtet auf die absolute Reinheit der einzelnen Töne und damit der Akkorde zugunsten einer unbeschränkten Bewegungsmöglichkeit innerhalb der so eingeteilten Tonwelt. Ich deutete schon oben an, daß in der praktischen Musikübung kleine Abweichungen dagegen vorkommen. Der feinhörige Geiger nimmt ganz unwillkürlich dis etwas höher, als es. Nur weil unser allgemeines Musikgefühl von der Vorstellung der Tasteninstrumente so einseitig beeinflußt ist, entgeht diese Tatsache den meisten.

In dieser zwölfstufigen Halbtonleiter ist unsere große Musik von Bach bis Wagner und Brahms geschaffen worden. Trotzdem sind auch hier wesentliche Verschiedenheiten der Zusammenklänge erreicht, insofern durch die Gegenführung von Stimmen vor allem im Orchesterspiel die Töne sich in einer Weise überschneiden können, die im Grunde nicht mehr innerhalb der Halbtonteilung bleibt. Darin, daß als besondere Eigenschaft der jeweils modernen Musik von Beethoven bis heute die steigende Chromatik gelobt oder getadelt wurde, offenbart sich dieses Bestreben, der zwölfstufigen Tonskala immer neue Werte abzugewinnen. Das griechische „chroma" heißt „Farbe". Es wurde also bereits in der Musik der Antike diese in kleinen Abständen fortschreitende Tonfolge als Färbungsmittel empfunden. Danach ist es erklärlich, daß vor allem unsere neueste Musik, die im Einklang mit der impressionistischen Gesamtrichtung aller Künste auf ein Arbeiten mit kleinen Mitteln der Veränderung und Verschiebung ausging, die Steigerung ins Chromatische anstrebte. Dahin gehört die ungeheure Bereicherung des Orchesterapparates nicht nur nach der Zahl der Instrumente, sondern auch nach immer weiteren Zerteilungen und auch nach Vermehrung der beteiligten Instrumentenarten. Der Impressionismus ist aber nicht nur etwas Sinnliches, sondern auch ein Geistiges. Die „Reizsamkeit", als welche Lamprecht ihn charakterisierte, beschränkt sich nicht auf Netzhaut und Gehör, sondern hat ihren innersten Grund im Seelischen. Das „differenzierte Empfinden" betätigt sich naturgemäß im Herausfühlen kleiner Unterschiede, im Auskosten der einem „gröber" veranlagten Sinnen- und Nervensystem gar nicht mehr fühlbaren Verschiebungen innerhalb eines scheinbar Gleichbleibenden. Es liegt nahe, für diese kleinen Rückungen und Verschiebungen des Empfindens in entsprechenden kleinen Tonveränderungen das beste Ausdrucksmittel zu sehen. Wenn die Jungfranzosen, z. B. Debussy, zu exotischen Tonleitern ihre Zuflucht nahmen, geschah es weniger um fremdartiger Stimmungsreize willen, als weil durch die anders gearteten Tonschritte innerhalb der Oktavenleiter neue Abstandsmöglichkeiten der Töne gegeben waren, damit eine Vermehrung, da natürlich die unserer zwölfstufigen Tonleiter nicht aufgegeben wurden.

Aus diesen Gesichtspunkten heraus wird nun auch die Werbearbeit für das Vierteltonsystem betrieben. Unser jetziges Tonsystem sei so ausgenutzt und abgebraucht, daß es keine neuen Möglichkeiten mehr biete. Teile man aber die jetzige Tonleiter statt in zwölf in vierund-

zwanzig Stufen ein, so sei da einerseits die Möglichkeit geboten, die Übergänge, die Modulationen viel enger, gleitender, unvermerkter zu bewerkstelligen; man habe also ein Mittel zur feinsten Differenzierung. Andererseits werden die Möglichkeiten von Tonverbindungen, von neuen Zusammenklängen in ungeahntem Maße erhöht. Wir erhielten also auch eine Materialvermehrung.

Ob diese Bereicherung mehr der Gruppe des wirklich wohltönend Konsonierenden oder der ohnehin schon reichlich bedachten Dissonanzen zugute käme, kann erst die lebendige Musikübung zeigen. Willi von Möllendorf hat bei seinem Vortrag einige kleine Stückchen vorgespielt, die noch beiden Richtungen Möglichkeiten aufweisen. Es zeigte sich, daß das musikalische Ohr auch Vierteltonschritte ganz scharf unterscheidet und sofort aufzunehmen vermag. Das Laienohr wird wohl noch auf lange Zeit hinaus dafür wenig eingestellt sein. Die meisten Menschen hören musikalisch nicht sehr scharf. Wir bekommen ja auch jetzt schon (oft genug von sehr berühmten Sängern) so viel unbeabsichtigte Vierteltöne zu hören. Diese Falschsingerei findet trotzdem Beifall genug, so daß es also auch nicht viel anders zu sein braucht, wenn das, was jetzt „falsch“ ist, „richtig“ wird.

Das neue Vierteltonsystem ist an sich genau so „unnatürlich“, wie unser jetziges Halbtonsystem. Das heißt, es hat mit den akustischen Naturtönen nichts gemeinsam, sondern entsteht durch eine mathematische Teilung eines gegebenen Raumes in vierundzwanzig, statt in zwölf Töne, ermöglicht dafür andererseits ohne weiteres den sofortigen praktischen Gebrauch nach den heutigen Regeln der Harmonie. W. v. Möllendorf hat auch ein verhältnismäßig leicht spielbares Instrument geschaffen, indem er zwischen je zwei Tasten der heutigen Klaviatur (weiß und schwarz) eine neue braune einschiebt, die den dazwischenliegenden Viertelton auslöst. Da die Zungen eines Harmoniums am leichtesten rein einzustimmen sind, war hier die Lösung zuerst zu finden. Für das Klavier hat sie Möllendorf in nahe Aussicht gestellt. Schwieriger liegt es bei den Bläsern; dagegen bedarf es für alle Streichinstrumente natürlich nur einer neuen Spieltechnik und dann für die Gesamtmusik einer neuen Notation, die Möllendorf jetzt durch Hakenzeichen über die bisherigen Noten angibt. Seine Skala benennt er: c, hoch c, cis, hoch cis, d, hoch d, usw.; ebenso umgekehrt: c, tief c, h, tief h, b, tief b, a, usw.

Vom Standpunkte des Theoretikers, ebenso wie aus den Erfahrungen des Musikgeschichtlers heraus, ist gegen eine weitere Teilung unseres Tonsystems nichts einzuwenden. Aber darauf kommt es auch gar nicht an. Gerade der Musikgeschichtler kann nicht verkennen, daß die Art, wie dieses Tonsystem nun ins Leben gerufen werden soll, aller lebendigen Kunstentwicklung widerspricht. Zunächst ist unser bisheriges Tonsystem natürlich nicht so aufgebraucht, daß es keine neuen Möglichkeiten mehr gewährt. Es braucht nur einer zu kommen, der wirklich etwas Neues zu sagen hat. Brahms z. B. hat an rein tonalen Werken gar nichts Neues; seine Musik ist trotzdem voller neuer Kunst- und Lebenswerte. Die Bereicherung der künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten bedeutet noch lange keine Bereicherung der Kunst. Es kann in einem einfachen Lied ein viel höherer Kunstwert stecken, als in der größten Sinfonie. Darum ist auch der tatsächlichen Verarmung unseres heutigen musikalischen Schaffens nicht so abzuhelfen, daß man Musikern eine noch größere Masse von Tönen hinlegt, die sie verwenden können, so lange sie im vorhandenen Material nichts Überzeugendes mitzuteilen haben.

Nein, in künstlerischem Sinne kann eine solche Bereicherung des Materials nur erfolgen und vor allem erst dann fruchtbar werden, wenn sie notwendig wird, um einem neuen Innenbesitz zum Ausdruck zu verhelfen. Dieser innere Reichtum, diese Schöpfergewalt muß vorangehen; dann aber schafft sich der Schöpfer ganz von selbst die Mittel. So ist es immer gewesen. Der Künstler wendet unter dem Zwang, das auszudrücken, was in ihm liegt, ein vor ihm unerhörtes, ungekanntes Mittel an; danach geht die Theorie hin und sucht es zu rechtfertigen.

Nur eines noch. Vierteltonmusik, ja Musik mit noch kleineren Abständen, andererseits auch mit ganz anders geformten Tonschritten, gibt es in der Musik der Welt vielfach und schon

immer. Die Tonsysteme der asiatischen Kulturvölker und vor allem der Naturvölker zeigen da eine große Zahl von Wandlungen. Es braucht uns noch nicht gegen diese Tonsysteme einzunehmen, daß die in ihnen geschaffene Musik sich noch so wenig entwickelt hat. Das kann einerseits auf dem Mangel musikalischer Anlage bei diesen Rassen beruhen, andererseits auch darauf, daß man nicht zu einer „temperierten“, von der Naturvorlage abweichenden Stimmung gegangen ist, die erst die wechselseitige Modulation durch die verschiedenen Tonarten und die praktische Ausbildung eines harmonischen Systems ermöglicht. Aber ich glaube, daß hier ein schwerwiegender seelischer Unterschied zugrunde liegt. Alle Musik der Naturvölker mit ihren kleinen Tonabständen hat etwas Schleichendes und Gleitendes an sich, wogegen unserer Volksmusik als ein Urelement das Schreitende, Steigende, das scharf Profilierte innewohnt. Ich glaube, hier offenbaren sich doch Urgründe einer geistigen und seelischen Verschiedenheit, in die für alle Zeiten die Wurzeln unserer musikalischen Kunst gesenkt sind. Und dazu stimmt doch auch ein anderes. Unsere Sehnsucht geht heute schon nicht mehr nach einer weiteren Differenzierung der Musik. Wir alle verlangen doch nach Vereinfachung, nach scharf profilierter Melodie, genau wie schon jetzt in der bildenden Kunst der Impressionismus mit seiner Zerlegung aller Werte dem Verlangen nach einer in großen Formen gestaltenden Ausdruckskunst Platz macht. Vermutlich kommt diese sich so „modern“ gebärdende Viertelton-Wissenschaft für die lebendige Musik nach der Gewohnheit aller Theorie zu spät. Die Entwicklung begibt sich bereits auf ein anderes Geleise.

Jedenfalls bleibt das eine: Durch Erklügeln von neuen Möglichkeiten, durch Bereitstellen eines noch so ausgebildeten Handwerkszeuges, wird eine neue Kunst und eine Bereicherung der alten nicht gegeben. Das ist Sache eines starken Kunstgenies. Und was ein solches machen wird, wie ein solches sich die Möglichkeiten, seine Welt auszudrücken, schafft, das werden wir ja dann durch dieses Genie erfahren.

Für Karl Bleyle, um darauf zurückzukommen, sind neue Mittel nicht notwendig. Peter Raabe führte eine ganze Reihe seiner Werke aufs beste vor. Den stärksten Eindruck machte die Ouvertüre zu „Reineke Fuchs“, und dieses Werk war das verhältnismäßig einfachste. Willi von Möllendorf seinerseits erwies sich in seiner Sinfonie überraschenderweise als denkbar einfache Komponistennatur, mit harmlosen, ganz guten Einfällen, für die aber noch nicht einmal das Bedürfnis zu einer sinfonischen Verarbeitung vorlag. Er braucht die vorhandenen Tonmittel längst nicht für das, was er zu sagen hat. Warum sucht er dann neue? Glaubt er dadurch eine Vermehrung des in ihm liegenden künstlerischen Inhalts bewirken zu können?

Karl Storck



Zu unsern Kunst- und Notenbeilagen

Die beiden Kriegsbilder dieses Heftes sprechen für sich selbst. Ihr Schöpfer, Otto Sander-Herweg, ist am 16. November 1880 geboren und hat seine Vorstudien in Barmen gemacht, wo er an der Kunstgewerbeschule auch Schüler Ludwig Fahrenkrogs war. Dann trat er in die Glasmalerei seines Vaters ein und arbeitete 1902 in Berlin im Atelier Anton von Werners an den Kartons für die Berliner Domfenster mit, die nachher in der väterlichen Werkstatt ausgeführt wurden. Durch Reisen und längere Studien in Paris, Karlsruhe und wieder Berlin bildete er sich weiter und lebt nun seit einigen Jahren in der Reichshauptstadt. Er hat sich auch als Radierer betätigt und sei bei dieser Gelegenheit auf seine ausgezeichneten Bildnisse zahlreicher in diesem Kriege bedeutsam hervorgetretener Männer hingewiesen. —

In der Notenbeilage bringen wir wieder einmal alte deutsche Lieder in der bei aller Einfachheit so kunstvollen Fassung Hermann Wetzels. Diese Bearbeitungen erweisen sich immer

mehr als Neugewinne, wie zahlreiche Aufführungen in Berliner Konzertsälen während des letzten Winters bezeugen. Über diese ganze alte deutsche Liederkunst soll einmal in größerem Zusammenhange gesprochen werden. Heute ist noch das Geleitwort zur Notenbeilage des ersten Juniheftes nachzuholen, das dort dem immer drückenderen Zwange der Raumnot weichen mußte.

Armin Knab hat früher einmal (Westermanns Monatshefte, Nov. 1916) über seine Lieder „Bekenntnisse eines Komponisten“ abgelegt. Was er da von seiner Art sagt, sollte allgemeine Geltung sein. Denn es bedeutet schließlich nichts anderes, als daß er nur komponiert, wenn ihn die innere Not dazu treibt, d. h. wenn das Lied sich geradezu von selber aus ihm herausdrängt. Fesselnd aber ist, was er über sein Verhältnis zu den Dichtern sagt, wie er aus dem ganzen ihm zugänglichen Schatze der Lyrik sich die ihn am tiefsten packenden Stücke herausholt und ganz zu eigen macht, und zwar lediglich als Genießer der Dichtung. „Die Frage der Vertonbarkeit stand zurück. So lagen die Schätze in der Mappe und im Kopf bereit. Denn solange mir die Gedichte bloß als Kunstgebilde nahestanden, dachte ich nicht an die Komposition. Erst wenn der gleiche Gefühlsgehalt mir zum eignen Erlebnis geworden war, drängte es ans Werk. Es bedurfte immer eines auslösenden Erlebnisses, bevor Musik kam. Das Gedicht wurde dann zum Gerüst für meine Töne.“

Knab schildert dann eine Reihe solcher Erlebnisse. Diese Art ist ganz verschieden von der unserer großen Liedermeister. In Schubert war die Musik aufgehäuft und fiel über jedes Gedicht her, das ihm unter die Augen kam. Es bedurfte nur eines einzigen bildenden Wortes, und sofort war der Zusammenhang da. Hugo Wolf wühlte sich in einen Dichter ein und verwuchs mit ihm so, daß während einer Periode seines Schaffensdranges alles, was an Musik in ihm war, sich in Versen dieses einen Dichters entlud. Von anderen, z. B. Brahms, wissen wir, wie sie die Lyrik auf Komponierarbeit durchsuchen. Knabs Art schließt den Komponistenberuf aus, trotzdem kann man ein berufener Liedersänger sein, und er ist einer.

Wirklich, seine Lieder entspringen tiefen Erlebnissen. Selbst für die Kinderlieder sind es in ihrer, d. h. nein in seiner besonderen Art: „Auf den Gassen lärmten die Kinder wie eine Schar Sperlinge. Zum erstenmal sah ich ihr selbstvergessenes Spiel und hörte ihre Weisen, die in klaren Linien und Rhythmen ganz das Wesen des Kindes ausdrücken. Der Erwachsene nennt es naiv und hält nicht viel davon. Aber empfindet nur das Echte daran, und ihr werdet Bewunderer! Zu manchem köstlichen Reim aus Kinderland suchte ich damals die deckende Melodie, die dann so leicht zu wiegen scheint und doch so schwer zu finden ist. Was noch Kind in mir war, wurde lebendig und half die Verse in Gesang wandeln.“ Dafür sind diese „Lieder für die Jugend“ (Leipzig, P. Pabst) in Rhythmik und Melodie von unbedingt schlagender Kraft. Sein Eigenartigstes aber hat der Komponist zu geben, wenn eine lange gebundene Stimmung tiefsten Erlebens sich löst und das angestaute Gefühl in einem breiten ruhigen Strom hinausfluten kann. Jenes von Hugo Wolf so wunderbar vertonte Gedicht Mörikes „Auf einer Wanderung“ ist geradezu die Entstehungsgeschichte aller dieser Lieder. Es ist irgendein Eindruck, meistens in der Natur, der den Künstler überwuchert, aber ihn nicht niederdrückt, sondern mit emporreißt. „Ich bin wie trunken — o Muse, du hast mein Herz berührt mit einem Liebeshauch!“ So entwickelt sich beim Hören des Amselschlages aus dem gleichmäßig pochenden Herzschlag in der Erinnerung das überwältigende Erlebnis jubelnder Seligkeit und fällt nachher auch wieder zurück in die Stille eines heimischen Glücksbesitzes („Die Amsel“ von Karl Bulcke; op. 3, Hamburg, Anton Benjamin). Oder die Sommerfreude schreitet in weiten Schritten mit ausgebreiteten Armen durch die Welt, weil sie alles umfassen möchten (Bierbaums „Sommer“, ebenda). „Die weißen Schafe“ nach Alfred Mombert (op. 4 Nr. 3 im gleichen Verlage) sind vielleicht das charakteristischste Beispiel für dieses innige Verhältnis zur Natur, gleichzeitig aber auch für die außerordentliche Gedrängtheit des musikalischen Ausdruckes, der sich aus diesem lange In-sich-Tragen der dichterischen Vorstellung ergibt. Im gleichen Werke steht als Nr. 1



und „Stimme im Dunkeln“ von Richard Dehmel ein Meisterstück in der Darstellung des unbestimmten, unheimlich erregten Gefühls, das man geradezu körperlich in der eigenen Brust wogen spürt. Zu Mombert hat Knab ein besonders nahes Verhältnis, wie die beiden Hefte „Mombert-Lieder“ (op. 6; München, Wunderhorn-Verlag) zeigen. Das rein Gefühlsmäßige dieses Dichters, wo alle Reflexion, aber auch alle epische Beziehung beseitigt ist und nur an das Empfinden hinströmt, mußte auch die geschilderte Natur des Komponisten besonders ergreifen. Hier sind dann auch großzügige größere Gebilde, wie das gewaltig anwachsende „O, hell erwacht“.

In dem erwähnten Aufsatze schildert Knab die Erlebnisse, die er als Komponist mit seinen Schöpfungen hatte. Sie sind in ihrer Art von typischer Geltung, und so mag die Stelle hier Platz finden. Von unsern berufsmäßigen Liedervermittlern, den Konzertsängern, erwarte ich nichts, aber die vielgescholtenen Dilettanten, soweit sie wirkliche Liebhaber der Musik sind, also die Kunst wirklich liebhaben' und infolgedessen sich auch bemühen, etwas zu können, sollten sich ein derartiges Bekenntnis sehr zu Herzen gehen lassen und ihrerseits nicht immer wieder am gleichen haften, sondern auf Entdeckungen ausgehen. An den Liedern Knabs werden sie keine Enttäuschung erleben, wenn sie nicht damit rechnen, gleich im ersten Anlauf sich alle diese Lieder zu eigen zu machen, sondern entsprechend der Art des Komponisten sich in die Schöpfung hineinleben und geduldig abwarten, bis einmal in ihnen selber die verwandte Stimmung waltet.

„Erst als die Zahl der Lieder immer mehr anschwoll, gedachte ich meiner Vaterpflichten. Es war mir schon eine Last, eine Komposition niederzuschreiben, und ich verschob es, wenn jeder Ton feststand, auf Monate oft, ja jahrelang. Noch drückender war die Aufgabe, eine Sängerin, einen Verleger zu suchen. Aber die Werke lösten sich von mir los und führten ihr eignes Leben. Ich fühlte, wie sie auf Erlösung warteten; denn nur wenn sie klingen, leben die Lieder. Über schüchterne Versuche bin ich nicht recht hinausgekommen. Zum großen Musikindustriestil, der heute den Markt beherrscht, reichte es nicht. Die Enttäuschungen, die aus der Gleichgültigkeit der Menschen notwendig folgen, waren mir immer zu bitter und lähmten meinen von Natur aus gering entwickelten Trieb zur Welt. Die Dichter waren am höflichsten; sie dankten freundlich und anerkennend für die Vertonung ihrer Verse; auch für Verbreitung der Musik sorgten manche mit Ausdauer und Erfolg. Dann versuchte man's mit dem berühmten Sänger, der ‚bekannten‘ Sängerin. Die Manuskripte — Abschriften waren zu teuer oder zeitraubend — wanderten fort mit einem intimen Brief, der den geheimen Werdeprozeß bloßlegte. Wer konnte besser verstehen als die großen Vermittler und Verwerter? — Man hörte nichts, wagte nach einem halben Jahr eine schüchterne Anfrage, und nach weiteren Monaten kamen sie wieder zurück, ein uneröffnetes Paket mit einem ungelesenen Brief darin. Eine knappe Karte entschuldigte: ‚Zuviel Arbeit, keine Zeit‘ usw. Das war bitter. Oder man schickte sie einem berühmten Kritiker. Er schrieb: ‚Ich kann zu Ihren Sachen keinen Standpunkt finden.‘ Damals unbegreiflich, jetzt so sonnenklar: der Standpunkt war das Erlebnis; wer es selbst gehabt hatte, mußte das Besondere der Töne verstehen, dem andern blieben sie stumm. Rein musikalische Wirkungen — gibt's die überhaupt? — lagen mir ja fern. Bei musikalisch ungeschulten Leuten, von Bildungsphilistern unmusikalisch gescholten, fand ich oft tiefes Verständnis.

Ein Verleger nahm ein paar bescheidene Stücke, die harmlosesten der Sammlung. Neue Hoffnung erwachte. Nun stand der Weg offen, der Anfang war gemacht. Der Haß der Unproduktiven war das erste Ergebnis. Die Bekannten, in akademischen Berufen tätig, schwiegen eisig oder sprachen in Ausdrücken, die von den verächtlichsten Vergleichen ausgingen. Das Komponieren wurde als eine lästige Krankheit betrachtet; man fühlte insgeheim die höhere Geistestätigkeit und blickte mit Neid darauf. Nie hätte einer der Guten sich entschlossen, ein Lied zu kaufen, davon zu andern zu sprechen; und die Menschen, denen man sie schenkte, stellten entweder den Briefwechsel überhaupt ein oder schwiegen darüber. Nicht einmal der Pflicht bürger-

lichen Anstandes, auf den man sonst so viel hielt, sich zu bedanken, wurde oft genügt. Besonders ängstlich waren Verlobte, Verheiratete. Sie befürchteten eine gefährliche Einwirkung auf ihre Frau; sie unterschoben einem die Absicht, man wolle nur Eindruck auf ihr Weib machen. Eine schmähliche Verkennung des Künstlers. Nicht andre beeinflussen, sondern sich selbst ausdrücken ist sein Wille. Der Eindruck ist eine Nebenwirkung und nur kleinen Geistern die Hauptsache. Von sehr rühmlichen, aber spärlichen Ausnahmen abgesehen, stand der Mann meinem Werke feindlich oder gleichgültig gegenüber. Die Ausnahmen waren produktive, freie und große Menschen. Der Mann in seiner Selbstbetonung will nur kleinere Menschen um sich; die Frau kann den Mann nicht groß genug sehen. Dem echten Weibe ist Neid auf männliche Leistungen fremd. Die Frau, nicht von Begriffen, sondern vom Gefühl beherrscht, hat eine feine Witterung für den kommenden Mann; seine Größe verheißt ihr stärkere Lustgefühle, beglückenderen Mutterstolz ihrem großen Kinde, dem Künstler, gegenüber. So fand auch ich bei der Frau tatkräftige Hilfe, Glauben und Ausdauer; was der Freund an tiefem, liebendem Verstehen, das war die Freundin an Mut und Werbeeifer. Ihrer Ausdauer gelang es, die berühmte Sängerin und den Verleger zu finden."

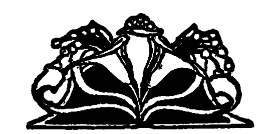
Auch über Entstehen und Vergehen des kleinen Liedes von K. Glebe kann ich hier den Komponisten sprechen lassen. Gustav Schülers „Abendgebet" war ihm in einem Aufsatz über diesen trefflichen Lyriker begegnet: „Die Worte gruben sich tief in meine Seele. Es ist wahr, sie schreien geradezu nach Vertonung. Und heiß kam es über mich, ihnen Klänge zu leihen. Indem ich die Verse laut las, stellte sich ungesucht der Rhythmus für eine Weise ein. Indes die Mitternacht war nahe, und ich mußte mich zur Ruhe begeben. Bilder und Gedanken, von der Dichtung angeregt, umwogten mich über dem Einschlafen. Allein kaum war ich aufgewacht, als sie wieder in mir auflebten und alsbald schwebten auch Töne herzu und verbanden sich mit den Worten. Rasch erhob ich mich, ging ans Klavier und sang und spielte Schülers Abendgebet im wesentlichen so, wie es sich mir unter einem fast unwiderstehlichen inneren Drang gestaltet hatte und wie es nun gedruckt vorliegt. Nun warf ich schnell die Notenzeichen auf einen Bogen, und als meine treue Lebensgefährtin und Sangesgenossin erschien, trug sie mit ihrer lieben Stimme das neue Liedlein mir vor.

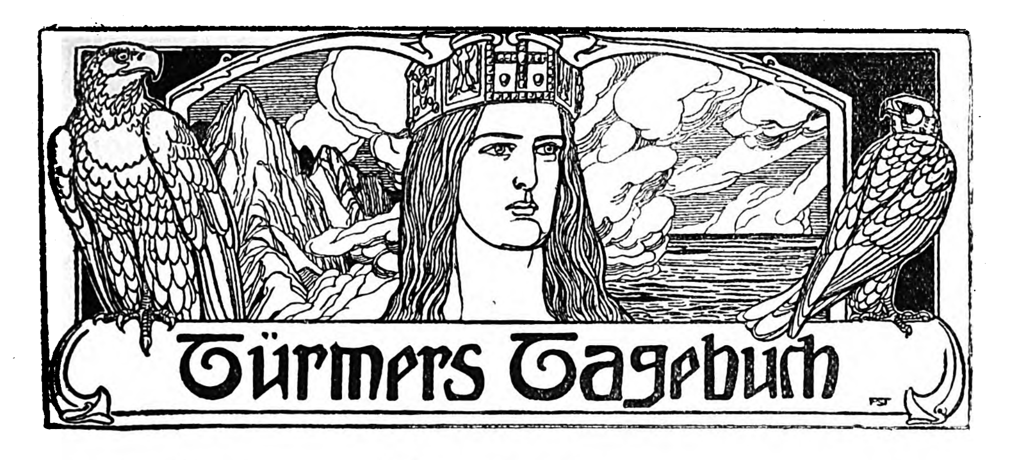
Wie aber mochten wohl die Leute vom Fach und von der Zunft darüber denken? Im Oktober desselben Jahres erlebte ich die Freude, den im Februar 1913 heimgegangenen, von mir schon lange verehrten, bedeutenden Tondichter Felix Draeseke kennen zu lernen. In seinem Heim hatte ich eine bedeutsame Unterredung mit dem anerkannten Meister des Satzes, dem bewährten Lehrer der Kompositionsklasse an der Dresdener Hochschule und Schöpfer unsterblicher Tonwerke. Zum Schluß faßte ich mir ein Herz und legte dem Geheimen Hofrat und Professor neben etlichen anderen musikalischen Versuchen auch das „Abendgebet" vor. Sorgsam prüfte es der Meister und urteilte dann, das Lied gefalle ihm wohl, und zumal der Rhythmus sei originell. Das erfreute mich nicht wenig. —

Vom Elb-Athen führte mich der Weg nach Chemnitz, der Stadt der Schlote und Halden. Wie ich da gastlich im Hause des ehrwürdigen und frommen, gelehrten und kunstverständigen Schuldirektors H. aufgenommen wurde; wie erstaunlich viel Berührungs- und Einigungspunkte auf nahezu allen Gebieten des Wissens, der Kunst und des Lebens sich ergaben und wie überraschend schnell wir uns völlig fanden und bald einander so lieb und vertraut wurden, als seien wir jahrelang zusammen gewesen, das gehört zu meinen trautesten Erlebnissen. Bei diesem Seelenbündnis stand Frau Musika Gevatterin. Eben hatte ich in Zwickau in dem Geburtshaus Robert Schumanns und dem nach ihm genannten Museum dieser und jener Frage seines Lebens und Wirkens nachgespürt: mein bejahrter Gastfreund hatte als Musensohn Klara Schumann, Johannes Brahms, Franz Liszt, Phil. Spitta und anderen musikalischen Größen nahegestanden und wußte fesselnd von ihnen zu erzählen. Vor allem aber zog uns zueinander hin die gemeinsame Begeisterung für den großen Thomaskantor. Meine Schrift: ‚Was hat Joh. Seb. Bach

unsrer Zeit zu sagen?' (Bremen, Verlag von Schweers und Haake) gewann die einmütige Zustimmung der kunstverständigen Familie. Von dem Altmeister zu reden, wurden wir nicht müde, und seine Präludien und Suiten, seine Fugen und Choralsätze erklangen auf dem Flügel, bis der Morgen graute.

Andern Tages zeigte ich den neuen Freunden mein ‚Abendgebet'. Es fand so warmen Beifall, daß ich es beim Abschied meinem verehrten Gastgeber als Xenion überreichte. Und nun sollte ich zu meiner steigenden, mich tief beschämenden Freude erfahren, wie die bescheidene Gabe dem kundigen Manne lieb und lieber wurde. Am 10. November 1910 äußert er in einem gehaltvollen Briefe, wie er mit den Seinen fast täglich meiner gedenke und sich ‚an dem Abendgebet erquicke'. In den nächsten zwei Jahren bezeugen alle Briefe, wieviel solch kleines Lied einem Menschen werden kann. Das Tiefste aber bezeugt ein Brief der Tochter nach ihres Vaters Heimgang. „Laut Testament läßt er alle seine Freunde und Schülerinnen noch zum letzten Male herzlich grüßen, mit der Bitte, ihm Versehen gegen sie zu verzeihen, und seiner zuweilen zu gedenken in der Hoffnung einstigen Wiedersehens. Daß Sie seinem Herzen als Freund innigst nahe gestanden, möchte ich Ihnen hierdurch in seinem Sinne auf das herzlichste versichern. Sprach er doch mit uns so gern von Ihnen, von dieser wunderbaren Wesensverwandtheit und konnte ich doch, seit es in unserem Besitz war, Ihr Abendgebet nicht oft genug spielen, was ihn dann immer und immer wieder aufs tiefste erschütterte." . . . „Acht Tage vor seinem Tode wollte der liebe Vater, nachdem er vorher ganz still in seinem Lehnstuhl in der Mittagssonne gesessen, das Lied von der ‚vorüberziehenden Sonne' hören. Da er sich nicht klarer auszudrücken vermochte, wußten wir nicht gleich, was er meinte. Es war Paul Gerhardts: ‚Nun ruhen alle Wälder' mit der Strophe ‚Fahr hin, ein' andre Sonne, mein Jesus, meine Wonne gar hell in meinem Herzen scheint'. Als wir seinen Wunsch erfüllt hatten, bat er: ‚Noch das andere Sonnenlied!' Wir verstanden nicht, um was es sich handele. Er sagte aber immer: ‚Du kennst es doch, du hast es ja so oft gespielt., Endlich flüsterte er: ‚Von dem Freunde, das wundervolle Sonnenlied.' Da fiel mir Ihr Abendgebet ein. Das war in der Tat sein letzter Liederwunsch. Ich mußte es dreimal auf meinem kleinen Harmonium spielen. Einmal trug ich es ohne Text vor, dann sprach mein Bruder die Worte dazu, und schließlich sang ich es. Nun war er zufrieden." — Eine Woche darauf schlummerte er in der Abendstunde still hinüber. Er hatte sich im Testament das allerschlichteste Begräbnis erbeten und jegliche Begleitung außer der seiner Familie, sowie Gesang und Musik verbeten. „So haben wir bei seiner Bestattung, an einem herrlichen, sonnigen Tage, nur von der Orgel spielen lassen seine letzten Lieder, seine beiden Sonnenlieder." —





Der Krieg

Der nur von politischen Kindern und Narren mit Spannung erwartete 15. Mai 1917 ist im Deutschen Reichstage so verlaufen, wie er nach der Geistesverfassung der Beteiligten untrüglich verlaufen mußte: „Der Kanzler," so faßt Otto Eichler in den „Alldeutschen Blättern" (Berlin W 35, Nr. 21) das „Ergebnis" des „großen Tages" zusammen, „hat unter dem Druck der öffentlichen Meinung und der konservativen Interpellation sich möglichst kraftvoll gegeben, hat seine Worte wieder einmal etwas nationaler getönt, ein Verzichtsprogramm (wohlgemerkt: mehr taktisch als grundsätzlich) abgewiesen und für unpraktisch erklärt und im übrigen es abgelehnt, ‚eine programmatische Erklärung zur Frage der Kriegsziele' abzugeben, ‚Kommentare' zu liefern zu seinen früheren Kriegszielreden, zu seinen vertraulichen (sich stark widersprechenden) Äußerungen und zu seinem Schweigen gegenüber Scheidemanns Verzichtsfriedenspropaganda, mit der sich Scheidemann zuerst in Deutschland und nunmehr auch ‚in Europa' wie ein Eingeweihter, Vertrauter, Hilfsarbeiter und Bahnbereiter des Herrn von Bethmann Hollweg aufgeführt hat.

Um diesen üblen und dem Deutschen Reiche höchst schädlichen Eindruck zu verwischen, ließ der Kanzler abermals eine kleine Flut neuer unbestimmter Erklärungen niederregnen, die man gleichsam durch die Lupe lesen muß, um nicht zu falschen Schlußfolgerungen zu kommen und in denen jede der ringenden Parteien, Grundrichtungen und politischen Kriegs-Weltanschauungen eine Anerkennung für sich oder eine Ablehnung gegnerischer Auffassungen herauslesen kann. So konnte es geschehen, daß der sozialdemokratische Debatte-Redner Dr. David trotz der scheinbar starken Zurückweisung eines Scheidemann-Friedens (oder doch einer Agitation für einen Scheidemann-Frieden von vornherein) in der Kanzlerrede ‚außerordentlich wertvolle Momente' mit ‚Anerkennung' entdeckte.

Die Verteidigungsformel des Kanzlers war die alte, bequeme, rein bureaukratisch schematische, die über die politischen Tatsachen theoretisierend hinwegschreitet und darum weder klärt, noch fördert, noch einigt. ‚Weder — noch' — so lautet das Schema. Weder abhängig von rechts, noch abhängig von links, weder Verzichtsfrieden, noch Erobererfrieden, weder von Scheidemann sich zwingen zu

lassen zu Erklärungen, noch von Dr. Roesicke — das ist der Kern der Kanzlerverteidigung, aus der daneben dann noch allerlei zarte und duftige Blumen des Selbstlobs emporwachsen: daß er die ‚richtige Mitte' einhalte, daß er als ‚Staatsmann' urteile und handle und daß er, der den Gefangenenkäfig jeder Partei ablehne, allein ‚im Banne des deutschen Volkes' stehe, welches durch seine Politik bekanntlich um jeden ernsthaften und höheren Ertrag seiner unerhörten Opfer zu Schutz und Trutz gebracht werden soll und gebracht werden wird.

Wie unbekümmert Herr von Bethmann Hollweg im Rahmen seines höchst bequemen Schemas vorging, dafür nur zwei Belege. Der Abg. Dr. Roesicke hatte erklärt: ‚Wir verlangen keine Enthüllungen von Einzelheiten, aber die Abkehr von einem internationalen Verzichtfrieden und entschiedene Hinwendung zu einem nationalen Frieden', trotzdem sagte der Kanzler einleitend: ‚Seit dem Winter 1914/15 werde ich bald von der einen, bald von der anderen Seite gedrängt, unsere Kriegsziele, womöglich bis in die Einzelheiten, bekanntzugeben.' Wenn ferner Herr von Bethmann Hollweg so tut, als müsse eine Partei in der Politik, also auch in Sachen der Kriegspolitik, immer unrecht haben und recht nur der Staatsmann ‚in der Mitte' und die Parteien, die sich ihm einfach anschließen als zustimmendes Gefolge, so widerlegt ihn folgende Gegenüberstellung. Er selber führte gegenüber der (von ihm selbst unerhört lange geduldeten) Agitation für einen Scheidemann-Frieden aus: ‚Glaubt denn bei dieser Verfassung unserer westlichen Feinde jemand, durch ein Programm des Verzichts und der Entsagung diese Feinde zum Frieden bringen zu können? Soll ich diesen Feinden sagen: ‚Mag es kommen wie es will, wir werden die Verzichtenden sein, wir werden euch kein Haar krümmen — aber ihr, die ihr uns ans Leben wollt, ihr möget ohne jedes Risiko euer Glück versuchen! Eine solche Politik lehne ich ab. Ich werde sie nicht führen.' Und fast mit denselben Worten, nur kürzer und knapper und weniger melodramatisch im Ton, da es ihm ja nicht auf den vergeblichen Versuch einer Belehrung und Bekehrung Scheidemanns ankam, hatte kurz vorher der Abg. Dr. Roesicke erklärt: ‚Der Wunsch des Verzichtfriedens gibt den Feinden einen Freibrief, den Krieg hinzuziehen, solange sie wollen, ohne dabei etwas aufs Spiel zu setzen; denn sie wissen ja, wir wollen ihnen nichts nehmen.' Wenn im übrigen aber die öffentliche Betreibung eines Verzichtfriedens eine unmögliche und schädliche Politik darstellt — welche Schuld hat dann der Staatsmann Bethmann Hollweg auf sich geladen, als er Scheidemanns Agitationen, selbst als sie sich unmißverständlich auf den Kanzler beriefen, nicht sofort bestimmt entgegentrat? Als die ‚Norddeutsche Allg. Ztg.' nicht in Bewegung gesetzt wurde gegen ‚Berliner Tageblatt', ‚Frankf. Ztg.' und ‚Vorwärts', die ähnliches mit stark offiziösem Anschein ausriefen und das verhängnisvolle Schlagwort des ‚Annexionismus' schufen, das es nur in Deutschland gegen eigene Landsleute gibt, obwohl nur in Deutschland nicht Eroberungspolitik, sondern allein Sicherungspolitik gegen wahrlich erwiesene und durch hundert feindliche Staatsdokumente und Ministerreden erwiesene Gefahren angestrebt wird. Aus dem vaterländisch wie volksgenössisch gleich verwerflichen Scheltwort ‚Annexionist' erwuchs am 15. Mai im deutschen Reichstage das Schandwort von der ‚national organisierten Räuberbande' in Scheidemanns wohltätig aufklärender Rede, und das war wahrlich

eine ‚Quittung' für die schuldvollen und schicksalsschweren Unterlassungen des Leiters unserer Politik. Es muß bei dieser Gelegenheit auch noch daran erinnert werden, daß er ‚seit dem Winter 1914/15', ja sogar seit dem Herbst des ersten Kriegsjahres die nationalen Kreise und ihre vertrauliche Kriegsziel-Erörterung wie mit Feuer und Schwert verfolgt hat, weil er große politische und nationale Lebensfragen als Bureaukrat der (zerrissenen) Völkerrechts-Paragraphen und nicht als Politiker und Staatsmann ansieht, weil er von dem Machtwillen im Ringen der Völker nicht auch nur das abgeblaßteste Gefühl hat und weil er darum wahrhaft kindlich ahnungslos war über Dauer, Ernst und Umfang des Krieges, weil er dem Verständigungswahn inmitten der aufgebrochenen Höllenglut feindlichen Hasses und Vernichtungsdranges vom Anfang des Krieges bis auf den heutigen Tag anhängt und darum von Anfang an dazu geneigt hat, sich auf die Sozialdemokratie als heimliche Kanzlerpartei zu stützen. Daß die Sozialdemokratie ‚bevorzugt' wurde und daß das Kaiserwort: ‚Ich kenne keine Parteien mehr' vom Kanzler gegenüber den nationalen Parteien und Richtungen praktisch nicht gerecht gehandhabt worden ist, bleibt so zweifellos, daß man nicht begreift, wie der Reichstagspräsident Kämpf den Abg. Dr. Roesicke wegen ‚Beleidigung' des Kanzlers rügen konnte. Herr von Bethmann Hollweg wächst sich zu einem Idol unseres Freisinns und verwandter sogenannter ‚Mittelparteien' aus. Rücksichten auf die Person und die innere Politik verschlingen in diesen Kreisen immer mehr die Sache und das eigene Recht der auswärtigen Politik und ihrer Lebensfragen für das deutsche Volk.

Fragen wir nun nach den Ergebnissen, so überwiegt leider das Betrübliche das Erfreuliche oder Nützliche dutzendfach.

Da freilich jede Klärung der Lage ihren Nutzen hat, bleibt als Vorteil des Tages trotz allem zu buchen:

1. Die Einbringung der konservativen Interpellation und ihre Vertretung durch die Abgeordneten Dr. Roesicke und v. Gräfe. Die Fraktionsführer v. Heydebrand und Graf Westarp waren nicht die Wortführer der Partei; man schließt daraus zutreffend, daß eine Minderheit der Konservativen die Interpellation nicht gewünscht hat. Abermals aus ‚taktischen Gründen', die die nationalen Parteien im Reichstag seit langem in den Hintergrund und nach und nach auseinander operiert und dem Reichskanzler und seinen Freunden, von Erzberger und Schiffer bis zu Payer und Scheidemann, die Beeinflussung der Öffentlichkeit und das Wirken vom Vordergrund des gelben Reichstagssaales aus ermöglicht und erleichtert haben. Um so mehr ist man vom nationalen Standpunkt aus der Mehrheit der konservativen Fraktion und ihren auch in sehr erschwerter Lage entschlossenen Wortführern Dank schuldig.

2. Ein kleiner, wenn auch vermutlich in der Tagespolitik versinkender Vorteil ist es, daß der Kanzler zur Abwechslung etwas stärker hat das nationale Moment in seiner Rede und seinen vorbereitenden Handlungen betonen müssen. Nur so ist es sicherlich zu der von ihm erwähnten ‚vollen Übereinstimmung mit der Obersten Heeresleitung' gekommen. Daß er von unserem Hauptquartier hat sofort nach Wien, zum Grafen Czernin, fahren müssen, redet ja eine deutliche Sprache. Die

Verkündigung der nunmehrigen Übereinstimmung mit Wien wollen wir, weil es sich um eine Frage der auswärtigen Politik handelt, nach dieser Erläuterung auf sich beruhen lassen. Im Hauptquartier wie in Wien hat sich der Kanzler jedenfalls für etwas positivere deutsche Interessen einsetzen müssen; und wenn das auch nicht viel sein wird und wenn insbesondere auch jede Furcht berechtigt ist, daß der ‚leidende Kanzler' bald wieder zurücksinken wird in die Bahn seiner europäisch-friedensbündlerischen Auffassungen, so ist doch ein vorübergehendes Haltesignal aufgezogen worden. Ebenso steht es nach der Sozialdemokratie hinüber. Für kurze Zeit ist Scheidemanns lärmend ausgelassene, internationale, Sieger und Besiegte, Angreifer und Angegriffene höchst ungerecht gleichmäßig treffende Verzichts-Agitation ein wenig auf den Mund geschlagen. Aber lange wird es nicht dauern. Zur Bewertung der Kanzlerpolitik in dieser Richtung genügt ja der Hinweis darauf, daß er die Pässe nach Stockholm ebenso für die Scheidemann und Bauer, wie für die Haase und Bernstein ausgeschrieben hat. Schon am 1. Mai wurde das im Hauptausschuß verkündet, nachdem man bis dahin offiziös bestritten hatte, daß Staatssekretär Zimmermann dem dänischen Sozialisten Stauning die Pässe auch für die Gruppe Haase-Ledebour zugesagt habe.

3. Der einzige große und dauernde Vorteil des Interpellationstages wird also das Wort Scheidemanns bleiben: Daß wir (‚verlassen Sie sich darauf') ‚die Revolution im Lande haben werden', falls wir um ‚Erobererziele' willen (nach Scheidemanns Auffassung) den Krieg fortsetzen wollen, wenn etwa ein besiegtes England und Frankreich auf Annexionen und Entschädigung verzichten sollten. Dies Wort, das er nachher umzubiegen versuchte mit einem: ‚Glücklicherweise wissen wir, daß die Dinge nicht so liegen', in Verbindung mit dem Munitionsarbeiterstreik, der Agitation Dittmanns und der geplanten Hindenburg-Kontrolle des Abg. Dr. Cohn-Nordhausen bleibt eine wertvolle Offenbarung über treibende Kräfte im sozialdemokratischen Lager und über das allmähliche Zurücksinken in frühere Vaterlandsvergessenheit dank der unentschuldbaren und unbegreiflichen Politik Herrn von Bethmann Hollwegs.

Wenden wir uns alsdann den vorbehalt- und zweifellosen Nachteilen zu, so haben wir folgendes festzustellen:

1. Die Auflösung der bürgerlichen Reichstagsmehrheit in bezug auf die positiven Kriegsziele schreitet unter der Scheidewasser-Wirkung des Bethmännischen Geistes und infolge der Abwesenheit jeder rechtzeitigen Entschlußkraft immer weiter vor. Selbst die nationalen Parteien der alten Bismarckschen Kampftage werden uneinig und zerbröckeln. Und die nationalpolitischen Fortschritte innerhalb des Zentrums und des Fortschritts zerfallen vollends.

2. Früher gab der Abg. Spahn namens aller bürgerlichen Parteien sehr erfreuliche, inhaltreiche Kriegsziel-Erklärungen ab. Am 15. Mai aber sprach er nur von einem Frieden, der dem Deutschen Reiche ‚sein Dasein, seine politische und wirtschaftliche Weltmachtstellung, seine Entwicklungsfreiheit sichert und die von England ausgeübte Abschnürung des Reiches vom Weltmarkt dauernd verhindert'. Über die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes (politisch die Hauptsache und jetzt der Gegenstand des Streites) schwieg er nicht nur, sondern er hielt sie auch für genügend erläutert durch des Kanzlers frühere Erklärungen, denen Spahns

eigene frühere Erklärungen glaubten mehr oder weniger entgegen oder drängend zur Seite treten zu müssen. Spahn billigte namens des Bethmann-Blocks der sogenannten Mittelparteien, daß der Kanzler ‚weder uferlose Eroberungspläne verfolge' (wie geistreich) ‚noch auf den Gedanken eines Friedens ohne Annexionen und Kriegsentschädigungen sich festlege'. Man beachte diese beiden letzten Worte! Der Kanzler hat im Innersten gegen solch einen Frieden schwerlich viel einzuwenden; er würde ihn wohl auch abschließen, wenn er die Amtsgewalt so lange behielte; nur zeitig darauf sich festlegen will er sich nicht lassen; die Taktik ist es, die ihn von Scheidemann scheidet. Denn die Spahnsche Erklärung ist nach Kanzler-Konzept gearbeitet. Es hat sie Wahnschaffe mit den Führern des Bethmann-Blocks verabredet.

3. Und diese matte Erklärung hat nicht nur ein großer Teil der Reichspartei unterschrieben (trotz der soeben erst erlassenen feierlich kräftigen Parteierklärung der Reichsparteiler und Freikonservativen), sondern auch auf Mehrheitsbeschluß die nationalliberale Fraktion, die sich bis zum Mai des Jahres 1917 unter Bassermanns Führung hohe Verdienste um die nationale Sache erworben hatte. Bassermann ließ erklären, daß er sich krank fühle und bald wieder nach Mannheim zurückfahren werde. Aber die Fraktion hat dennoch die Konservativen allein kämpfen lassen und sich außerdem noch auf Mitunterzeichnung der matten Spahnschen Erklärung beschränkt, die die Freunde des Kanzlers und Herr Wahnschaffe ausgearbeitet haben.

4. Der Reichskanzler ist abermals parlamentarisch-taktisch als der Überlegene erschienen; durch scheinbar kraftvolle Worte hat er sich abermals einen falschen Nimbus vor der Öffentlichkeit verschaffen können; und es ist ihm bis heute noch kein Redner in großem Stil mit dem Temperament des Entschlusses zu grundsätzlichem Angriff entgegengetreten.

Zu alledem aber kommt anscheinend als dauernder Verlust der innere Verzicht auf Kurland und Litauen als Grenzsicherung und Siedelungsland für unsere überzähligen Landsöhne, für unsere heimkehrenden Krieger und für die zwei Millionen deutscher Volksgenossen in Rußland, denen nach des Kanzlers Wort die Tür zur Heimkehr geöffnet werden sollte. Obschon die Möglichkeit eines Sonderfriedens mit Rußland in der Entwickelung der Kriegszeitläufte ihren hohen Wert behält, bliebe doch diese Grundlegung, die auch nur durch schuldhafte bisherige Unterlassungen ermöglicht wurde, einer der schwersten Verluste, die uns nach solchen ungeheuren Leistungen und Siegen treffen könnten.

Zum Schluß noch ein Wort über jene Stelle in Scheidemanns Rede, wo der sozialdemokratische Redner kreischend seine Stimme sich überschlagen ließ in Rufen gegen die Alldeutschen (immer: ‚wir, wir, wir', ‚Beute, Beute, Beute', ‚national organisierte Räuberbande' u. desgl.) Die Berufung der ‚Alldeutschen' auf die Monarchie und den Monarchen fand er er ‚am widerwärtigsten' und unsagbar ‚unehrlich'. Den wirklichen Alldeutschen hat die Sozialdemokratie und haben die ihr verwandten Geister bisher höchstens ‚Fronde' und dergleichen vorgeworfen, aber nicht Mißbrauch der Kaiserlichen Person für ihre Zwecke. In Wirklichkeit meinte der in diesem Teil seiner Rede bereits rasende Scheidemann auch die Monarchisten in Deutschland schlechthin, vor allem die Konservativen und ganz besonders

die ‚Deutsche Tageszeitung'. Sie alle haben sich, genau wie der Kanzler am 15. Mai und wie Herr Spahn in seiner Erklärung vom selben Tage, hoffend und vertrauend auf öffentliche Bekundungen des Kaisers bezogen. Daraus zu folgern, daß das feindliche Ausland wegen dieser ‚alldeutschen Propaganda' nun auch den Kaiser zum ‚Kriegshetzer' stempeln und zum Mitschuldigen des Krieges ausrufe, nachdem er seit dem September 1914 von England aus als der Urheber des Krieges ausgeschrien und verleumdet worden ist — dazu gehört die rote Raserei des Besinnungslosen. Der Mißbrauch des Wortes ‚alldeutsch' in den Wortgefechten der Linken und die Unkenntnis der auswärtigen Politik in demselben Lager reichen sich hier die Hand zu wahrhaft unverständlichen Ausführungen. Der große Volkstribun Scheidemann erschien uns, als er dergestalt neben seinem Wasserglase raste, recht wie ein revolutionärer kleiner Flickschuster aus den sozialen Unruhen des sechzehnten Jahrhunderts — etwa aus einer Schar von Wiedertäufern, die auf Mühlhausen zog, oder aus einem dichten Bauernhaufen, der im Staub der Landstraße gegen Rothenburg ob der Tauber marschierte."

Logisch läßt sich ja gegen diese kritische Aufteilung leider kaum ankämpfen. Und doch möchte man sie nicht wahr haben, doch widersetzt sich das Innerste deutschen Empfindens, auch nur die Möglichkeit solcher Gedanken einzuräumen, wie etwa, daß in der Tat ein „innerer Verzicht auf Kurland und Litauen" sich vollzogen haben könne!! Ich kann auch bis zum Beweise des Gegenteils nicht daran glauben — aus äußeren und aus inneren Gründen nicht. Die inneren mag ich nicht erst darlegen, das hieße die Leser beleidigen, — aber wie stellt sich denn die äußere, die politische Lage dar?

„Wir halten durch, wir lassen nicht locker, bis wir es geschafft haben" — so sprach am 9. Mai der Staatssekretär v. Capelle im Deutschen Reichstage namens der deutschen Marine. Er schilderte, wie wir immer mehr, immer neuere und bessere U-Boote bauen, wie alle notwendigen Baustoffe vorhanden sind und wie unsere Seeoffiziere, Matrosen und Heizer sich stürmisch drängen zum Dienst für dasjenige Kampfmittel, das dem hochmütigen England dereinst den Genickfang geben wird. Er sah auch die Möglichkeit voraus, daß die englische Schlachtflotte, von der Not gedrängt, von der Stimmung des eigenen Landes herausgefordert, zuletzt aus ihrem Winterschlaf auf den Orkney-Inseln erwachen und sich in die Bresche der Insel-Verteidigung werfen werde. Aber auch in dieser Beziehung atmeten die Worte des Staatssekretärs v. Capelle Ruhe und Gewißheit: „Mögen sie nur kommen! Mögen sie den Versuch wagen! Sie werden auf Granit beißen!"

„Betrachten wir", heißt es an anderer Stelle der „Alld. Bl.", „die letzten Monatsziffern unseres U-Boot-Krieges! Im Januar waren es 480000 To., im Februar 781500, im März 885000 To.; und im April schon mehr als eine Million. Nehmen wir auch nur 1060000 To. an, so bedeutet das allein, wenn wir so stark wie möglich zugunsten Englands rechnen, ein volles Neuntel desjenigen Frachtraums, der den Engländern zurzeit für ihre Handelsschiffahrt einschließlich der Anfuhr ihrer Nahrungsmittel aus dem Auslande zur Verfügung steht. Und nun kommt der Sommer — mit seinen kurzen und hellen Nächten, mit den immer günstigeren Bedingungen für die Führung des Unterseebootkrieges! Es ist eine klare Rechnung, daß England selbst sechs Monate, wie den abgelaufenen

April, nicht aushalten kann. Mag auch Nordamerika mit den geraubten deutschen Schiffen und mit eigenen Schiffsgefäßen aushelfen, mögen Englands erste ‚Typ'-Holzschiffe im Lauf des Juni ins Wasser gleiten, mag auch die Londoner Admiralität dann in der Not einen Teil der für die Kriegführung requirierten englischen Handelsschiffe freigeben — soviel Frachtraum schwimmt gar nicht unter dem Union-Jack, wie dann nötig sein wird, um die Ernährung und den notwendigen Handel des eigenen Landes und zugleich die Ernährung und dauernde Kriegsausstattung eines englischen Zwei-Millionen-Heeres auf dem Festlande drüben sicherzustellen.

Werfen wir doch nur einen Blick zur Seite auf die unerhörten Munitionsmassen, die England soeben in vier Arras-Schlachten und die Frankreich in zwei blutig und qualvoll gescheiterten Gewalt-Offensiven an der Aisne und in der Champagne bis Aubérive hinauf verbraucht hat. Unsere Heeresleitung berechnet die von den Engländern bisher auf ihrer Angriffsfront seit Ostermontag verfeuerte Munition auf die ungeheure Zahl von 25 bis 30 Millionen Granaten und Minen. Die haben bisher aus England und Nordamerika ungehindert kommen und in sechs bis acht Monaten aufgestapelt werden können. Jetzt schreien sie nach Ersatz; aber zugleich schreit das englische Volk nach Brot, Kartoffeln, Reis und Speck.

Kein Zweifel — wir befinden uns wirklich auf dem Marsch zum Siege. Nimmt das deutsche Volk diese Erkenntnis in seinen Willen auf, so wird sich aller Streit, alle Ungewißheit und alle Dunkelheit lösen. Abermals enden wir: Nur die Staatsmänner fehlen jetzt noch, die kongenial mit Hindenburg und Ludendorff, mit unserer Hochseeflotte und unseren Unterseeboot-Erfolgen arbeiten. Der ‚Vorwärts' hat selbst über die rein militärische Rede Capelles Zetermordio geschrien. Das sei eine ‚Napoleonsgeste' — so hieß es in Nr. 127 vom 10. Mai 1917; ‚wenn wir den Frieden wollen, dürfen keine Reden gehalten werden, die wie neue Kriegserklärungen klingen ... Hohn-, Droh- und Triumphreden sollten nicht gehalten werden.' Nicht nur der Reichskanzler, sondern auch schon Heer- und Flottenleitung sollen sich Scheidemanns Befehlen unterwerfen und streng nach sozialdemokratischen Rezepten leben! ...

Und Herr Professor Quidde — ein deutscher Professor muß schon dabei sein — laubt bei ‚ruhiger Überlegung' auch nicht daran, daß irgend ein deutscher Friede mit Machtzuwachs und Landerwerb' dauern kann, weil er die ganze Welt (obschon sie bereits gegen uns verbündet ist und darum bis zur Erreichung unserer Unangreifbarkeit geschwächt werden muß) ‚verbünden' würde. Dann fährt er fort:

‚Gesetzt aber, ein solcher Friede mit Machtzuwachs und Landerwerb wäre so wünschenswert, wie er unheilvoll ist, — wie lange wird der Krieg noch fortgesetzt werden müssen, um ihn zu erzwingen? Daß durch die gegenwärtige Kriegslage unsere Gegner zur Anerkennung eines solchen Friedens noch nicht genötigt sind, daß sie vielmehr erst vollkommen niedergezwungen werden müßten, um sich den geforderten Bedingungen zu unterwerfen, liegt klar zutage. Wird diese Niederzwingung möglich sein? Nehmen wir es einmal an. Vielleicht! Aber wann? Niemand vermag das zu sagen. Mit einem baldigen überwältigenden militärischen Sieg wird nirgends gerechnet. Die Hoffnung, England, das

jetzt erst vor der Frage einer Zwangsrationierung seiner Lebensmittel steht, noch vor der Ernte dieses Sommers durch Hunger auf die Knie zu zwingen, scheidet vollkommen aus. Bleibt die Hoffnung auf unvorhergesehene Glücksfälle und auf die allmählich steigende Wirkung des Tauchbootkrieges. Ob und wann sie die Entscheidung (d. h. eine Entscheidung im Sinne der 24 Verbände) bringen kann, entzieht sich jeder Berechnung. Die Forderung eines Friedens mit Machtzuwachs und Landerwerb bedeutet also die Fortführung des Krieges auf unabsehbare Zeit, vielleicht auf Jahre. Ist es wirklich der Wille des deutschen Volkes, für dieses in unbestimmter Ferne, vielleicht als Irrlicht winkende Ziel weiter unermeßliche Blutopfer zu bringen?'

Daß England binnen sechs Monaten in wirtschaftliche, ernährungspolitische und militärische Atemnot kommen wird, haben wir oben dargelegt. Was an der Westfront geschehen wird, muß der Münchener Geschichtschreiber Caligulas und seines göttlichen Rosses nun einmal abwarten. Im Hinblick auf Rußland und den U-Boot-Krieg sehen wir jedenfalls die Siegesmöglichkeit schimmern. ‚Zeit' — freilich, die kostet es noch; ‚unermeßliche Blutopfer' aber, wie sie uns jetzt der Ansturm der noch von Siegeshoffnungen erfüllten Feinde und der frühere Nichtgebrauch unserer U-Boote kostete, um so weniger. Wir bedürfen nur klar blickender und fest wollender Staatsmänner und einer geschickten, psychologisch geänderten Politik. Vor allem aber eines: Es ist ja der grundstürzende Irrtum Quiddes, Scheidemanns und des deutschen Reichskanzlers: Daß ein ‚Verhandlungsfriede' jetzt möglich und schnell erreichbar sei. Der ehemalige Generalissimus Joffre hat soeben erst in Nordamerika einen französischen Friedensschluß ohne Elsaß-Lothringen für ausgeschlossen erklärt. Ganz Frankreich (bis auf ein paar ‚Zimmerwaldler') lehnt den russischen Friedensvorschlag (ohne Entschädigungen) ab. Lloyd George gibt keine deutsche Kolonie heraus und fordert die gesamte deutsche Handelsflotte für die versenkten Britenschiffe. Und Wilsons Programm umfaßt ehern die Absprengung der polnischen Landesteile von Preußen. Es sind im dunklen Wald verirrte Kinder, die von einem schnellen Versöhnungsfrieden mit solchen Feinden träumen. Freilich — der ‚Vorwärts' hat sich neuerdings schon bereit erklärt, einen Teil von Lothringen an Frankreich abzutreten. ‚Freundschaftlich' natürlich. Ohne Metz ginge das ja beispielsweise nicht ab. Vielleicht tritt er dann, um des ‚Friedens willen', auch für eine Neuorientierung unserer Ostgrenze zugunsten Polens ein. Wer Deutschland aus der Reihe der Großmächte streichen, das deutsche Volk zu Arbeitssklaven unserer jetzigen Feinde und den deutschen Besitz daheim und über See zum Raube der vereinigten Großräuber und Verleumder werden lassen will, der allerdings mag in vielen, vielen Monaten zu einem Totengräber-Frieden für Deutschland kommen können. Nur bekenne er gefälligst öffentlich seine Pläne! Und für die letzten paar Zwanzig-Mark-Stücke bestelle er aus Höflichkeit gleich den Leichenwagen für Frau Germania!"

Der Wille zum deutschen Siege besteht eben leider nicht überall. „Im Reichstage", vermerkt Jacob Biebewadt im „Deutschen Kurier", „hat Herr Scheidemann in dankenswerter Offenherzigkeit gestanden, daß er das, was wir als Inbegriff eines deutschen Siegesfriedens verstehen, nicht nur für unerreichbar, son-

dern auch durchaus für unerwünscht hält. Doch seine und seiner politischen Spießgesellen Meinung schaltet ja bei ehrlich-ernsthafter Erörterung der deutschen Lebensfragen endgültig aus, seit der Genossenführer sich nicht entblödet hat, den schon sinkenden Mut unserer Feinde durch seine unerhörte Drohung mit der Revolution neu aufzupeitschen. Mag er also immerhin mit dem vorgeblichen Bewußtsein der Stärkung nach der so schwächlichen Zurückweisung dieser Herausforderung allen Deutschgefühls nach Stockholm fahren, um dort unter den Fittichen des ‚neutralen' Deutschfeindes Branting mit den offenen Feinden des Reiches über einen Frieden in seinem Sinne zu verhandeln, der die Quadratur des Zirkels lösen, nämlich alle Beteiligten befriedigen soll; wir waren von ihm und seinesgleichen keines anderen gewärtig und lassen ihm neidlos seine Genugtuung.

Eines anderen mögliche Genugtuung lastet schwerer auf uns: die des Mannes, der die verfassungsmäßige Verantwortung für das trägt, was wir als Reichsleitung zu bezeichnen pflegen. Wir wissen nicht, wieweit dessen Genugtuung über den Lauf der Welt geht; aber wenn wir uns vergegenwärtigen, wie in der ersten hochpolitischen Stellungnahme besagter Reichsleitung gegenüber der russischen Umwälzung die neuen Machthaber in Petersburg eindringlich an ihre Bündnispflichten aus dem Londoner Not- und Todvertrag gemahnt wurden, so könnten wir uns durchaus ein Gefühl hoher Befriedigung angesichts der Befolgung solcher Ratschläge in der jüngsten Erklärung der neu zusammengesetzten vorläufigen Regierung des ehemaligen Zarenreiches vorstellen. ‚In der auswärtigen Politik lehnt die Vorläufige Regierung jeden Gedanken an einen Sonderfrieden ab und steckt sich offen als Ziel die Wiederherstellung eines allgemeinen Friedens ohne Annexionen und ohne Entschädigungen', meldet der revolutionsamtliche Petersburger Draht; und um nur ja keinen Zweifel an dem Ernst ihrer Bündnistreue aufkommen zu lassen, fügen die gegenwärtigen Machthaber an der Newa den Ausdruck ihrer festen Zuversicht hinzu, ‚daß das revolutionäre Heer Rußlands nicht gestatten wird, daß die deutschen Truppen unsre westlichen Alliierten vernichten'. Das ist ganz Scheidemann, war aber doch wohl trotz allem nicht die Absicht, wenn auch die unvermeidliche Wirkung der Politik Bethmanns, der nicht nur die Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten Rußlands, sondern auch ihre Nichtausnutzung zu Deutschlands Gunsten als politischer Leitstern vorzuschweben schien und scheint? Zum Glück haben die durch Hindenburgs Waffensiege bei unserm östlichen Nachbarn vorbereiteten Zersetzungswirren sich bereits so tief in das Staats- und Heeresgefüge eingefressen, daß weder der Mangel an zielkräftigem Willen bei der gegenwärtigen Reichsleitung hier, noch die Hochflut wortreicher Erklärungen der heutigen Regierung dort den drohenden Zusammenbruch aufzuhalten vermögen. Was nützt der schönste Aufruf an das revolutionäre Heer Rußlands, wenn dessen Generalstabschef Alexejew selbst erklärt: Wir glauben nicht mehr an den Sieg, und eine große russische Zeitung schreibt: ‚Vielleicht ist alles in einer Woche aus, und die hungrige Armee verläßt die Schützengräben und dringt ins Land, wobei sie alles zerstört.' Es bedarf offenbar nicht einmal mehr neuer deutscher Siege wie des so würdelos entschuldigten am Stochod, um die vollständige Auflösung der ehemals so stolzen Millionenheere Rußlands zu beschleunigen; die Zeit allein

arbeitet auch hier für uns, sofern unsere Reichsleitung sie nur gewähren läßt und ihr Werk nicht durch die sinnlose Jagd nach einer übereilten ‚Verständigung' mit einer Regierung stört, deren Spur vielleicht schon in wenigen Wochen verweht ist. Scheidemännern durch Folgsamkeit Genugtuung zu bereiten, kann doch nicht das Ziel eines politischen Beamten sein, dem die Sicherung deutscher Zukunft wie insgesamt so auch nach Osten anvertraut ist. Gerade die völlige Ungewißheit über die weitere Entwicklung im Innern des russischen Kolosses verschärft die Notwendigkeit, unsre Zukunftssicherung nicht auf die vermeintlichen Gefühle noch auf die gesprochenen und geschriebenen Worte vergänglicher Personen, sondern allein auf greifbare Unterlagen durchaus realer Art aufzubauen, deren Wert nicht vom guten Willen anderer abhängt. Die Möglichkeit, eine solche Sicherung zu erreichen, wächst von Tag zu Tag — die Verantwortung, sie nicht auszunutzen, könnte kein Staatsmann tragen..."

Bei aller Schwere des entscheidenden Ringens auf allen Fronten könnten wir uns jeder Sorge entschlagen, wenn auch politisch eine ähnlich starke Hand das Steuer führte, um aus dem Heldentum der Kämpfer draußen und des Volkes daheim als dauernden Ertrag eine Ernte in die erweiterten Scheuern des gefestigten Reichs einzufahren, die uns der Notwendigkeit einer nochmaligen so blutigen Saat wie der dieser drei Kriegsjahre überhöbe. Solange der uns bestellte verantwortliche Leiter der Reichspolitik sich nicht zu einem klar eindeutigen Bekenntnis zu solchem deutschen Friedensziel aufrafft, solange er sich in gewundenen Erklärungen gefällt, aus denen auch ein Scheidemann etwas herauslesen kann, was ihn mit Genugtuung erfüllt, kann solche Beruhigung nicht aufkommen, so lange werden die herrlichsten militärischen Erfolge politisch mehr oder minder entwertet — die neueste Kundgebung der jüngsten Petersburger Regierung zeigt ja zur Genüge, wie Kraftlosigkeit nach einer Richtung sich in der Wirkung unheilvoll ausbreitet. Bis uns das Wort einer wirklich politischen Reichsleitung zuklingt, das den vom deutschen Volke in seiner überwältigenden Mehrheit ersehnten Siegeswillen atmet und damit unseren Feinden die durch unsere bisherigen Regierungskundgebungen immer neu genährte Hoffnung auf einen diplomatischen Endsieg trotz der Fülle ihrer militärischen Niederlagen endgültig nimmt, trösten wir uns der zweifelsfreien Gesinnung des Mannes, an dem der Feinde grimmiger Ansturm zerschellte. Wenn Hindenburg kurz nach seinem erlösenden Telegramm über den Frieden, der die deutschen Opfer lohnen werde, sich nunmehr ausdrücklich zu den Wünschen des Unabhängigen Ausschusses für einen Deutschen Frieden bekennt — „Ich hoffe mit Ihnen auf die Erfüllung Ihrer Wünsche für des Vaterlandes Zukunft", drahtete er als Antwort auf einen Huldigungsgruß — so ist das uns eine Genugtuung, die auch dem Auslande gegenüber politisch unendlich viel schwerer wiegt als Bethmann Hollwegs ganze jüngste Reichstagsrede.

Fast unverhüllt, wird in den „Berliner Neuesten Nachrichten" festgenagelt, ist „aus den feindlichen Äußerungen die Verzweiflung über den bevorstehenden Zusammenbruch herauszulesen. Und da wagt's der Vorwärts, der Öffentlichkeit den Satz zu bieten: ‚Der bis heute ungebrochene Siegeswille Englands und seiner Verbündeten würden dann (bei Annexionsforderungen) durch die Verzweiflung ... nur neue Nahrung erhalten'. Glaubt denn dieser Schreiber, daß England anders

als aus Verzweiflung die Hand zum Frieden ausstrecken wird? Wohl hat vor etwa Jahresfrist Lloyd George gesagt: wir werden rechtzeitig Frieden machen. Man mußte das damals so auffassen: wenn wir keine Aussichten auf Sieg mehr haben, schließen wir zeitig, um nicht ganz zusammenzubrechen, Frieden. Mir scheint, als habe England den rechten Zeitpunkt verpaßt, denn, wenn es demnächst die so oft schnöde zurückgewiesene deutsche Friedenshand wieder hervorlocken will, wird es keine Trümpfe zum Spiel mehr in der Hand haben. Es hat allerdings die durch die wunderlichen diplomatischen Vorgänge der letzten Zeit begründete Hoffnung, daß der Deutsche die Zipfelmütze noch auf hat. Die deutsche Michelei könnte es allein vor dem Untergang retten.

Dem unbefangenen Beobachter sind die Wassenopfer, die England an der Westfront bringt, ein deutliches Zeichen, daß ihm die Verzweiflung an der Kehle sitzt. Und da hält der Vorwärts sein Publikum für so dumm, daß er ihm glaubt zurufen zu dürfen: Nur nicht den Feind zur Verzweiflung bringen, sonst könnte es uns schlecht bekommen! Wenn aus solchem Holze unsere Krieger und ihre Führer geschnitzt wären, so ständen wir nicht siegreich weit in Feindesland. Der Vorwärts schätzt die Engländer ein, wie sich selber oder wie jenen harmlosen Viehhändler, der von den ihn hänselnden Burschen erzählte, ‚da wurd ich bös, und da ließen sie mich in Ruh, sie wisse, wenn ich bös werd, dann krieg ich Kurasche', oder wie jenen anderen tapferen Helden, der da beim beginnenden Streit rief: ‚Halt mich, halt mich, ich schlag' ihn tot!'

Die Gesinnung, die hinter solchen durchsichtigen, auf die Urteilslosigkeit der Leser rechnenden politischen Bemühungen steht, wird obendrein ganz deutlich ausgeplaudert mit den Worten: ‚Für das Wahngebilde eines Eroberungssieges, der die Gehirne umnebelt und das Volk leicht regierbar macht, wollen die deutschen Arbeiter nicht ihr Blut verspritzen.' Man hat es schon lange gemerkt, aber unter dem auch die Sozialdemokratie mitsamt ihren internationalen Zielen deckenden Burgfrieden sollte es nicht gesagt werden; jetzt verrät es der Vorwärts selber, daß sie einen starken deutschen Frieden fürchten, weil er das Volk leicht regierbar macht. Ein Friede, der das Regieren erschwert, ist ihr Ziel, so erschwert, daß schließlich der Umsturz von selbst kommen muß wie in Rußland. Wenn die Steuerlasten steigen, wenn die Arbeitslosigkeit zunimmt, wenn der Gerichtsvollzieher an die Türe klopft, wenn der Hunger kein Ende nimmt, wenn die Regierung nicht mehr aus und ein weiß, dann blüht für die Leute des Vorwärts der Weizen. Wenn aber alsbald nach Friedensschluß Arbeit und Lohn, wenn für die Strebsamen auf dem Neuland eigener Besitz zu finden ist, wenn die Kriegskosten auf den Feind abgewälzt sind, dann ist das Volk — leicht zu regieren, dann weiß der deutsche Arbeiter, wofür er sein Blut verspritzt hat. Und das wollen die Vorwärtsleute nicht, das nennen sie Umnebelung des Gehirns. Gebührt solchen Leuten noch der Schutz des Burgfriedens?"

Und so geht die häusliche Rauferei unbekümmert weiter, alle bösen Geister scheinen wieder losgelassen, und keiner an der rechten Stelle, der sie beschwören könnte oder auch nur möchte...

Wann kommt der Retter diesem Lande?





Der Weg zum Volk

Richtig gehender Parlamentarismus ist, wenn eine Anzahl von Leuten ohne unnötige Kenntnisse, ohne Geschichtssinn — mit dem sie meist als Juristen schon im Gegensatz stehen —, aber mit ein paar Formeln, die sie desto tadelloser hersagen können, zur Belohnung für ihre Parteistrebsamkeit dem Volke als seine „Erwählten" aufgenötigt werden, und wenn dann auf dem großen Marionettentheater die wohldisziplinierten Herren Deputierten wieder zum Chorus des ewigen Spiels „Wie wird man Minister?" dienen. Sind's Kerls, in denen noch Leidenschaft steckt, wie sie aus dem geistesüppigen achtzehnten Jahrhundert in den Konvent der Schreckensmänner einrückten, Epikuräer des Würfelns um die Macht, die einen Kopf dabei aufs Spiel zu setzen haben, — dann können sie später wohl den Dichter reizen. Das französische Volk hat mit seiner keltisch rasch wechselnden Stimmungs-Naivität, aber auch keltischen Willensunfähigkeit schon 1791 begriffen, daß für es selber nichts dabei herauskomme, worüber die Mme. Roland so bittere Klagen damals schreibt. (Weil in Frankreich die Frauen das männlichere Geschlecht sind und die Männer es extra sagen müssen, wenn sie einmal „sans phrase" verstanden werden wollen.)

Die Deutschen sind keine Kelten. Nicht in lahmem, müdem, hoffnungslosem, schwermütigem Hinnehmen haben sie diesen von Füchsen und Eseln ringsum angezettelten Krieg über sich hingehen lassen. Ein Volk des Glaubens und der Treue, die die Ausdrucksformen seiner Seelengröße sind. Ein Schauspiel, das wie nichts Geschichtliches ergreift und durchschüttert, wie es drei solche Jahre hindurch die größten Opfer bringt, mit zuckendem Herzen und Zähnezusammenbeißen, und immer und immer wieder ruhig seine Pflicht tut, — für was? für seine Selbstachtung, für die Ethik, die es in sich trägt, auch dann noch, wenn ihm verboten wird, ein faßbares, sichtbares Warum, für wen, für was, zu wissen.

Es krampft das Herz und die Faust, beim Denken an dies Volk, das sich treu bleibt, „wenn alle untreu würden". Das groß und edel blieb, ob auch nach dem 4. August 1914 das Wort des in genialen Impulsen aufblitzenden Kaisers „Ich kenne keine Parteien, ich kenne nur Deutsche" — ein Wort wie von einem Fichte, einem Schiller — schleunigst herumgewendet werden konnte und auf der nationalen Inschrift staatsmännisch verbessert die Gegenzeichnung zum Vorschein kam: „Ich kenne keine Deutsche, ich kenne nur eine Partei!" Gut denn. Man bringe diesen Krieg, der Siegeskämpfe sah, wogegen die ganze Weltgeschichte an Heldenmut, ausdauernder Größe der Führer und des Volks verblaßt, bring' ihn zum Tilsiter Frieden und lege als Harikiri darauf den Parlamentarismus. Frankreich, Italien, Portugal, Rumänien lehrten die Führenden, Berufenen, daß wir dann glücklicher, freier, gebildeter werden. Sie meinen's gut, — kein Zweifel daran. Sie sprachen durch die „Frankfurter Zeitung" die Versicherung und die Genugtuung aus, daß dann die „Ideen der Arbeiterschaft" zur verjüngenden Mitwirkung in der Gesamtheit gelangen werden.

Jawohl, sie kann Verjüngung brauchen! Nur wodurch denkt man sich das? Durch das

ewig Unfruchtbare, in sich Tote, die ewige Arbeiterbetrügung der Vermittler-Sophistik! Ob es nun die Füchse sind, die auf romanische Manier sich ihre Eitelkeit und Eigensucht durch den Zwischenhandel mit Wahlstimmen erfüllen, oder ob es deutsche Fremdbrüder sind, die sich nie darüber Rechenschaft geben, daß ihre ganze tatsachenblinde Prinzipienpaukerei nichts als eine kranke domestikenhafte Sehnsucht ist, den einzig und über alles in der Welt geliebten Genossen des geheiligten Auslands den Niederbruch der Stände und Willenskräfte, die Deutschland groß gemacht, gefesselt vor die Füße zu legen — plaudite amici: finis Borussiae!

Dann aber werden sie nicht viel länger das Gaukelspiel mit der Wohlfahrt, der Freiheit und den Rechten des Volkes treiben, die *sie* niemals erfüllen. Sie, die gar keine selbstmündige Demokratie brauchen können, so wenig wie eine große sozialpolitische Reformation. Die Freuden der Demagogie sind aus, wenn sie ihr Werk getan. Dann wird die Endstunde schlagen für diesen Prinzipienschwindel, dessen undeutsche Inhalte die Vernichtung von allem Bejahenden, Freudigen, die Verödung der Seelen, die Köpfeverwirrung des Willens und Denkens sind. Vom französischen Volk ist nichts zu lernen, das wählt und wählt und zuckt die Achseln, dem hilft kein Gott, da es sich nicht selber hilft. Eher vom russischen, in dem noch eine Urdemokratie sich ungebrochen erst erhebt. Das ist die Prophetie, die dort mißtrauisch im voraus erstanden ist: über die Ehe des Trugs mit der Beschränktheit, die sich den Parlamentarismus zum Wohnhaus macht, die realpolitische Selbstwahrnehmung der Volks- und Soldatenausschüsse zu setzen. Was in diesem Kwatz herumgärt, ist für uns Nebensache. Müssen *wir's*, so kann es sich nur zum Deutschen klären: Heimat und Treue, gutsinniger Volksverstand. Die Erdkrebse und Maulwurfsgrillen, wovon der überdüngte eudeutsche Boden vollsteckt, um alle volklich schönen jungen Keime an der Wurzel wegzufressen, würden dann einen Befreiungskrieg, der anders ist, als sie gedacht, erleben.

7. 5. 17. Ed. H.

Die zu hohen Anforderungen

Professor Dietrich Schaefer in den „Süddeutschen Monatsheften":

„Man hört von Angehörigen des auswärtigen Dienstes manchmal die Mahnung, man sei ‚nicht im Bilde', man müsse über alle Einzelheiten, über die jeweiligen Vorkommnisse genau unterrichtet sein, um über Fragen der auswärtigen Politik urteilen zu können. Von untergeordneten Organen ist die Öffentlichkeit gelegentlich in geradezu *lächerlicher Weise* darüber belehrt worden, was der Deutsche von Politik wissen müsse! Wer im Waldesdickicht seinen Weg zu suchen hat, muß sich gewiß hüten, nicht über Knobben und Wurzeln zu stolpern, nicht sich im Gestrüpp zu verwickeln oder seinen Fuß auf morastigen Untergrund zu setzen; aber die behutsamste Vorsicht wird ihm wenig nützen, seinen Weg aus dem Walde *herauszufinden*. Da muß er die *Richtung* kennen und sie sicher bestimmen können. So wird auch in der Politik höchstens dem *Augenblicke* gerecht, *wer nur den Verlegenheiten zu begegnen sucht*, die der *Augenblick* aufwirft. Erfolgreich kann Politik nur getrieben werden *von großen umfassenden Gesichtspunkten aus*. Die kann nur geschichtliche *Einsicht* gewähren, nicht Geschichtsphilosophie, die nur zu oft auf Geschichtsklitterei hinausläuft. Auch wirtschaftliches Wissen kann nicht leiten, so nützlich, ja notwendig es sein kann. Für die Verhältnisse des europäischen Ostens ist durchschlagend, daß der Grundsatz der nationalen Staatenbildung, der die Zeit sichtbar regiert, und den auch die Ententemächte, allerdings mit frechster Verlogenheit, sich zunutze machen, hier sichtbar zur Verwirklichung drängt. Er kann sich zu unserm Vorteil nur durchsetzen, wenn die neuen Gebilde noch auf längere Zeit, die nördlichen unter deutscher, das südliche unter österreichischer Oberleitung bleiben, wie lange, kann allein die Zukunft bestimmen. Gewiß stellt das an die Regierungskunst der beiden Mächte *hohe Anforderungen*; aber es sind *die geringsten unter allen*, die nun einmal mit Natur-

notwendigkeit aus diesem Kriege hervorwachsen. Wollen wir vor ihnen zurückschrecken? In wieviel verschiedenen Formen regieren die Briten, die Russen selbst ihre weiten Reiche! Wir müßten uns schämen vor den Millionen, die in diesem Kriege ihr alles einsetzen für des Vaterlandes Zukunft. Daher klar und fest ans Werk; noch ist es Zeit! Wer da sagt, daß es sich für Rußland um eine Daseinsfrage handele, urteilt wiederum falsch. Das gewaltige Reich suche seine Zukunft in der asiatischen Welt, der es die Grundrichtung seines staatlichen Strebens entnahm. Dort winken ja auch Ausgänge zum Weltmeer. Zu friedlichem Verkehr sind ihm die Meerengen nie versagt worden, und auch über die Durchfahrt von Kriegsschiffen würde sich reden lassen."

Sehr wahr. Aber was nützt das alles? Die „Anforderungen" sind doch nun einmal den „gottgewollten Abhängigkeiten" (für den Setzer: nicht Abgängigkeiten) zu „hoch". Schicksal. Wir müssen uns bescheiden. Ein so pflaumenweiches, so erbärmlich kleinbürgerliches Spießervolk, das mitten im Daseinskampfe gegen die ganze Welt keine höhere Aufgabe kennt, als sich um Trockenboden und Wäscheleinen (Totenwäsche?) zu zanken, hätte es nicht besser verdient.

Aber so liegen die Dinge nicht. Nein! Die Parteien, der Reichstag sind nicht das deutsche Volk! Das deutsche Volk steht mit Leib und Seele an der Front, und es bedürfte nur eines unwiderruflichen Herrenwortes, um es unbesiegbar neu zu härten. Siegfried erlag nicht der Übermacht im offenen Kampfe, — heimtückischer List, eines Weibes, seiner eigenen Vertrauensseligkeit erlag er. Gr.

*

Ein deutscher Prinz in England

Bei Kriegsbeginn war Prinz Ludwig von Battenberg, in Graz geboren, ein Bruder des früheren Fürsten von Bulgarien, Erster Seelord der englischen Admiralität. Obwohl er versichern ließ, er sei mindestens so eifrig wie ein Engländer auf die Vernichtung der deutschen Flotte bedacht, mußte er seine Entlassung geben, die alsbald angenommen wurde.

Inzwischen hat der Prinz seine Deutschfeindlichkeit wiederholt an den Tag gelegt und Flottenmedaillen zur Erinnerung an die englischen Seesiege entworfen. Eine dieser Medaillen zeigt den Untergang der „Mainz" am 28. August 1914 und des „Blücher" am 24. Januar 1915 und auf der Kehrseite die Namen der in den beiden Gefechten beteiligten Schiffe.

Trotz dieses löblichen Eifers können die Engländer immer noch nicht recht glauben, daß jemand so ganz und gar seine nationale Abstammung verleugnen und erniedrigen kann, und erblicken nach wie vor mißtrauisch in ihm den Fremden, den Feind. P. D.

*

Brotfrieden — nicht Notfrieden!

Der „Kölnischen Volkszeitung" wird aus dem Felde geschrieben:

„Freies Volk auf freiem Grunde! Schönstes Friedensziel — soll es für Deutschland unerreichbar werden durch Verzicht? Verzichten wir auf die Sicherheit, frei zu leben, so haben wir nicht Brot, sondern Not. Nur diese zwei Arten von Friedensschlüssen stehen zur Wahl, deutsches Volk: Brotfriede — Notfriede!

Notfriede. Etwas anderes ist der Verzichtfriede nicht, dieses bisher nur in Deutschland aufgetauchte, nur von wenigen Deutschen gebrauchte Wort, das bei den im Waffenkampf Besiegten noch keinem einzigen eingefallen ist. Ein Friede aus Not geboren: unannehmbar für den deutschen Krieger ... Ein Friede, der Not bringt: undenkbar für das deutsche Volk! Nicht Not darf uns der Friede bringen, sondern Brot. Brot für unsere Kinder, Brot für jeden ehrlichen Arbeiter jedes Standes, Brot für jeden Volksgenossen, daß er daheim zu Ehren kommen kann, statt in der Fremde der Fremden Spott und Knecht zu sein.

Dann aber darf es keinen Frieden geben, der geboren ist aus dem Verzicht. Es muß ein Friede werden, welcher hervorsprießt aus den Lebensnotwendigkeiten des deut-

schen Volkes. Aus Lebensnotwendigkeiten, denen gegenüber ein Verzicht undenkbar ist, weil er gleichbedeutend wäre mit Selbstmord. Machen wir uns keine falschen Vorstellungen über das, was unsere Feinde uns zugedacht haben, und was uns unweigerlich bevorsteht, wenn wir nicht aus eigener Kraft uns alle Sicherungen erkämpfen, deren wir bedürfen. Das Wort „Vernichtung" gegenüber unserem Volke hat im Munde unserer Feinde eine nur zu tiefe Bedeutung. Das ist unseren Feinden nicht nur eine rhetorische Phrase für den Augenblicksbedarf: das ist ihnen furchtbarer Ernst. Wollen wir Brot nach dem Frieden, so müssen wir es uns erkämpfen in einem Brotfrieden. Darum kann nur das Wort Brotfrieden für uns die Parole sein, für alle Stände, für alle Geschlechter und für alle Lebensalter; Brotfrieden, niemals Notfrieden, niemals Frieden um jeden Preis, niemals Verzichtfrieden, welcher uns nach dem Frieden das Brot vorenthält."

Zahlreiche Blätter erhalten täglich zahlreiche gleichgestimmte Zuschriften von der Front. Warum nur der „Vorwärts" und verwandte Blätter — nicht? Doch der „Vorwärts" hat es selbst bekennen müssen — er hat nach dem „allerdings unglaublichen" Rüstungsstreik ganze Stöße erhalten und, wie er wiederum bestätigen mußte, „von Parteigenossen" und „nur" von Parteigenossen. Aber er hat nur mit selbstgewählten Worten den Inhalt angedeutet, wörtlich wiedergegeben hat er — keine einzige! Warum nicht? Weil das zu viel Raum kosten würde — „Spalten über Spalten". Für die inneren — Zänkereien hat der „Vorwärts" „Spalten über Spalten" übrig — konnte er da nicht wenigstens mit dem wörtlichen Abdruck der einen oder anderen Zuschrift von Parteigenossen an der Front eine armselige Ausnahme machen? Aber — das wäre ja noch schöner — wenn die an der Front — —! Nein, erst die annexionistische Parteiernte einbringen, dann den annexions- und entschädigungslosen, englisch-internationalen „Frieden" für das „Volk". — Was du hast, das hast du.

Lehrer oder Erzieher?

Wie ist es wohl zu erklären, daß eingeschriebene Mitglieder der sozialdemokratischen Partei gegen ihren großen Heiligen (in gewissen mystisch-realpolitischen Zusammenhängen: nicht zu verwechseln mit dem Heiligen Rasputin) sich mehr Selbständigkeit bewahren, als — sagen wir — Kreise und Persönlichkeiten, die nicht „Genossen", geschweige denn eingeschriebene Genossen sind?

„Wilson als Erzieher" —? Graf Czernin —? Wir können ja gar nicht genug erzogen werden, und dabei glaubten wir die Lehrer der Welt zu sein?

Lehrer waren wir schon, aber — nicht Erzieher. Wir haben die Welt „objektiv", mit vollendeter Selbstlosigkeit unsere Wissenschaften gelehrt, sie in alle Geheimnisse unserer Selbsterhaltung eingeweiht, immer als kreuzbraver Lehrer, nicht als volkliche Persönlichkeit mit eigenem starkem Herzschlag. Ja, wir mieden sogar ängstlich jeden persönlichen, werbenden Einschlag, nur um die „Objektivität" unseres „Unterrichts" nicht zu trüben. Darum blieben wir ihnen fremd und sie uns.

Wie sollten die Fremden uns nicht fremd geblieben sein, wo doch ein nur zu großer Teil von uns selbst bei dieser angeblichen „Objektivität" seinem eigenen Wesen fremd geblieben ist?

Sollte sich hier nicht ein verhängnisvoller Systemfehler auch der eigenen Erziehung in Schule und Haus offenbaren?

Die Internationalen fühlen sich ja unter dem gegenwärtigen „objektiven" System je länger je mehr. Aber Gott sei Dank hat sich unsere Lehrerschaft noch nicht zu solchem großmütigen Verzicht auf Kosten des eigenen Volkes aufgeschwungen. Das hat sie tausendfältig an der Front bewiesen und beweist es noch heute, „herrlich, wie am ersten Tag".

Gr.

Wie unser Volk denkt

Man scheint darüber in leitenden Kreisen nicht genügend unterrichtet zu sein, sonst wäre es unverständlich, daß „Führern",

wie Herrn Scheidemann, ein Einfluß eingeräumt werden kann, den sie bei ihren eigenen Leuten durchaus nicht genießen. Wie wenig Herr Scheidemann die Massen der Arbeiter und aller derjenigen hinter sich hat, die sich selbst Sozialdemokraten dünken, bezeichnet eine Mitteilung, die der „Deutschen Zeitung“ aus einer rheinischen Großstadt zugeht.

Dort, es war in den politisch oft recht heißen Wochen vor den Reichstagsverhandlungen über die Kriegsziele, erörterten beim Biere in schlichter Kneipe Arbeiter, untere Postbeamte und andere die Nöte des Volkes und ihres Standes. Sie alle, die das Wort ergriffen und auf Regierung, Agrarier, Konservative und obere Zehntausend schimpften, diese alle in einen Topf warfen, gründlich durcheinanderrührten und dann das Gemisch mit Haut und Haaren zu verzehren trachteten — weil man sie das in langen Jahren und systematischer Verhetzung gelehrt hatte —, sie alle hielten sich natürlich für waschechte und überzeugte Sozialdemokraten. Als aber von den Lebensmittelnöten und anderen Bedrückungen Gedanke und Wort sich den wichtigsten deutschen Fragen des Augenblicks, den Fragen der deutschen Zukunft und ihrer Sicherung durch den Frieden zuwandten, da ergoß sich der Zorn über Herrn Scheidemann und seinen Verständigungsfrieden ohne Annexionen und Entschädigungen, und man hätte es dem Manne, der sich als Volksführer aufspielt, gern gegönnt, persönlich Notiz von den Liebenswürdigkeiten zu nehmen, mit denen er bedacht wurde. Alle diese Menschen, gute Deutsche, durch verhetzende Agitation in die Irre geführt, empfanden tiefe und echte Genugtuung über ein dummes im Rheinland umgehendes Gerücht, das sie, sowohl was das angebliche Ereignis selbst wie auch die angenommenen Vorbedingungen betrifft, für wahr hielten: Herr Scheidemann sei verhaftet worden, weil festgestellt worden sei, er stehe direkt im englischen Solde.

Die „Deutsche Zeitung“ will nicht untersuchen, welche Grundlagen für die Entstehung eines solchen Gerüchts gegeben sind, für vorliegenden Zweck genügt die Tatsache, daß dieses Gerücht tatsächlich in den Arbeiterkreisen des Rheinlandes sehr bestimmt umging, eine Tatsache, von der das genannte Blatt sich selbst durch Nachfragen überzeugt hat. Jeden Volksfreund, bemerkt die „D. T.“, muß die Wut anpacken, wenn er sieht, wie diesen an sich so gut deutschgesunden Massen des Volkes die Führer fehlen, sie den Fängen des in die Irre und in deutsches Unglück führenden Kreises um Scheidemann ganz zu entreißen, und auch ihren Deutschgedanken fördernd und nützend in die politische Berechnung mit einzustellen. Die Volksmehrheit hat Scheidemann nicht hinter sich, sondern gegen sich, und der deutsche Gedanke marschiert, er schwillt zur machtvollen Strömung an, was selbst die „Frankfurter Ztg.“ anerkennt, die in einem Artikel zum Briefwechsel Gebsattel-Bethmann sagt, die sogenannte alldeutsche Bewegung schwille so mächtig an, daß sogar schon ein großer Teil der „Generalanzeiger“-Presse, nach seinem Aushängeschild unpolitisch, in Wahrheit doch jetzt mehr oder minder deutlich alldeutsche Arbeit mache, weil er damit — die „Frankfurter Ztg.“ sagt, „mit der platten nationalistischen Phrase“ — im Kriege sein Publikum zu finden hoffe. Ja, wenn schon die „Generalanzeiger“-Presse nur aus Geschäftsrücksichten dem Willen ihrer Millionen Leser entsprechend „alldeutsch“ werden muß, dann ist das doch der beste Beweis, daß die Massen trotz und gegen die bisherige internationalistische und gleichmachende Haltung des größten Teils der Presse, und besonders der Großstadt- und Generalanzeiger-Presse, zu deutschem Bewußtsein gelangt sind.

Eine Herzerquickung, ein Trost in dieser trostlosen, weil führerarmen Zeit. Wie dankbar wäre nicht nur das deutsche Volk, wären auch die uns bekriegenden Völker, reckte sich heute ein Führer auf, der, Bismarck ähnlich, es verstünde, das Heil des eigenen Volkes mit dem Heile der Menschheit in solchen Einklang zu bringen, daß diese wüste Schläch-

terei doch noch in ein demütig gedämpftes, aber erlösendes Gloria ausklingen könnte. . .

Waren wir nicht schon von Anfang an auf falscher Fährte? Gab es nicht vielleicht andere politische Möglichkeiten? Mußten wir notwendig uns nach einer Seite hin festlegen? Bismarck dachte darüber bekanntlich anders. Gr.

*

Ein deutscher Kirchenfürst zum Frieden

In der Domkirche zu Bamberg hielt Erzbischof Dr. v. Hauck nach einer großen Kriegswallfahrt zur Erflehung eines baldigen siegreichen Friedens vor etwa 3000 Männern eine Ansprache, worin er u. a. sagte:

„Feige Schwäche wäre es, wenn wir den Frieden wünschten um jeden Preis, wenn wir den Frieden wollten auch um den Preis der Ehre unseres Volkes, um den Preis der Hinopferung unserer Selbständigkeit, unserer Freiheit, unseres blühenden, wirtschaftlichen Lebens. Aber das will sicherlich kein deutscher Mann, jeder, dem noch ein Herz voll Vaterlandsliebe in der Brust schlägt, wird voll Entschlossenheit sprechen: lieber Krieg und Kampf bis zum Äußersten, als einen Frieden, der uns zu Sklaven machen würde, über die fremde Völker herrschen könnten nach Willkür.“

Damit hat der katholische Kirchenfürst allen Deutschen ohne Unterschied des Bekenntnisses aus der Seele gesprochen.

*

Status quo ante?

„Man kann die Dinge drehen und wenden, wie man will: das, was oberflächlich als die Wiederkehr des Status quo ante, als die Wiederherstellung des Zustandes von vor dem Kriege, erscheint, nämlich die einfache Rückkehr zu den alten Grenzen, ist in Wahrheit und Wirklichkeit in keiner Weise eine solche Wiederherstellung, sondern im Gegenteil ein Herabsinken tief unter den früheren Zustand, sowohl materiell wie auch — was die Stellung und das Ansehen unter den Völkern anlangt — ein Herabsinken, das von den fürchterlichsten Folgen begleitet wäre, insbesondere für diejenige Klasse, die jetzt — in unbegreiflicher Verblendung — am meisten nach einem solchen Verzichtfrieden ruft, nämlich für die industrielle Arbeiterklasse. Deutschland wird aus diesem Kriege entweder mit einer wesentlichen Erweiterung seiner Grenzen oder mit dem halben Untergange hervorgehen!“

Zu diesem Schlusse gelangt auch Dr. K. v. Mangoldt nach einer gründlichen Untersuchung in den „Stimmen des Ostens“. Es ist beschämend traurig, daß das immer wieder erst noch begründet werden muß. Diesen Jammer und manchen anderen hätten wir uns sparen können, wenn nicht von Stellen, die ihren Einfluß mehr günstigen Gelegenheiten, als eigenem „Verdienst und Würdigkeit“ verdanken, mit allen Mitteln und Mächten bewußt der sonst unfehlbaren Aufklärung entgegengearbeitet worden wäre. Die „Arbeiterklasse“ im besonderen ist für sachliche Aufklärung nichts weniger als unempfänglich. Dabei treibt man nur Wasser auf die Mühlen gewisser strebsamer und anmaßender „Führer“, wenn man „die Arbeiterschaft“ oder „die Sozialdemokraten“ als blindergebenes Gefolge jener „Führer“ hinstellt. Das ist eine üble Gepflogenheit aus Friedenszeiten, durch die damals schon viel Schaden angerichtet wurde, die man sich aber endlich abgewöhnen sollte. Es heißt das besagten „Führern“ wirklich zuviel Ehre antun und noch gar in aller Herzensgüte die Trommel für sie rühren. Wenn wir von den anderen mit Recht verlangen, daß sie das Vaterland über die Partei stellen, so müssen wir selber auch entschlossen die Eierschalen solcher, nur unserem Gedächtnisse noch anklebenden Voreingenommenheiten abschütteln. Wir können uns in diesem Daseinskampfe nicht den Luxus leisten, auch nur eine tüchtige Kraft durch falsche Etikettierung oder moral-politische Überheblichkeit auszuschalten. Gr.

*

Die Ostsee — englisch?

Immer deutlicher, schreibt Alexander Hermann in den „Stimmen des Ostens“, entwickelt sich die „Fremdvölkerfrage“ zu dem entscheidenden Problem der Zukunftsgestaltung Rußlands. Der „echte“ Russe will durch die Revolution seine extremdemokratischen, großenteils kommunistischen Ideale verwirklichen, er erstrebt Zustände, die nach westeuropäischen Begriffen mit der Anarchie nahe verwandt sind. Dagegen gehen die „Fremdvölker“ Rußlands, die das russische Kernland in einer breiten Grenzzone umgeben, zielbewußt ihre eigenen Wege; starke zentrifugale Kräfte arbeiten dort an der Auflösung des einheitlichen russischen Staatsverbandes.

Alle diese Finnländer, Esten, Letten, Litauer, Polen, Ukrainer, Kaukasier und wie sie sonst heißen mögen, sind untereinander grundverschieden, aber auch jedes in seinem Volkscharakter verschieden von der großrussischen Bevölkerung. Sie wollen ihre Zukunft zwar auf demokratischer Grundlage aufbauen, aber die äußersten Extreme vermeiden. In ihnen lebt außerdem — wenn auch in verschiedenem Grade — Haß oder Abneigung gegen den „Moskowiter“, der sie bisher stets national vergewaltigt und wirtschaftlich ausgesogen hat. Das Ergebnis dieser Entwicklung wird zunächst ein lockerer Zusammenhang der Fremdvölkerbezirke mit dem russischen Gesamtreich sein, etwa in Form des Gebildes einer rußländischen Föderativrepublik. Je chaotischer aber die Verhältnisse im russischen Kernlande sich gestalten werden, desto gebieterischer wird in den Grenzmarken das Streben nach Loslösung von dem verwesenden russischen Reichskörper auftreten, schon, um der Gefahr eigener „Blutvergiftung“ zu entgehen.

Welche Zukunftskombinationen dabei möglich sind, soll hier an einem Beispiel erläutert werden. Im Baltenlande haben eben die Letten und Esten das Heft in der Hand. Bei der oben geschilderten Entwicklung werden sie in absehbarer Zeit völlig selbständige Staatswesen sein. Aber was dann? Können sie sich auf die Dauer ihre innere und äußere Selbständigkeit wahren? Sicherlich nicht! Es handelt sich um Zwergvölker von etwa je 1 Million Menschen auf weitem, schwach besiedeltem Gebiet, dabei in international hochwichtiger Lage. Dieser Krieg hat den unumstößlichen Beweis geliefert, daß nur den großen Mächtekoalitionen die Zukunft gehört. So werden auch diese „freien“ baltischen Völkerschaften wiederum Anschluß an ein anderes mächtiges Volk suchen. Und sie werden nicht einmal zu „suchen“ brauchen. Das Volk hat sich schon gefunden. Es sind die Engländer.

Seit einigen Monaten sind Gerüchte zu uns gedrungen, England plane die „Pachtung“ Liv- und Estlands als Pfand für die Rußland geliehenen Milliarden. Diese Mitteilungen sind von der russischen Regierung „kategorisch dementiert“ worden, enthalten aber sicher einen richtigen Kern. Möglich, sogar wahrscheinlich, daß ein solches Abkommen noch nicht besteht. Wäre es während des Krieges zustande gekommen, so hätte Deutschland schon aus Selbsterhaltungstrieb alles tun müssen, um die Einlösung der russischen Konzession unmöglich zu machen. Anders liegen die Verhältnisse in der zukünftigen Friedenszeit. Wenn dann — allmählich — tropfenweise — der englische Einfluß auf dieses Grenzgebiet Deutschlands sichtbar würde, wäre es für uns zu spät. Deutschland müßte müßig zuschauen, wie die Baltenmark zu einem zweiten Portugal oder Ägypten würde, das unter ähnlichen Bedingungen „befreite“ Finnland dasselbe Schicksal hätte, und endlich die skandinavischen Staaten, deren Bevölkerung schon jetzt zum größten Teil mehr England als Deutschland zuneigt, sich dem Bunde anschlössen. Dann wäre die Ostsee ein „englisches Meer“ und die Umklammerung Deutschlands auf einem neuen Wege gelungen!

Daß die Esten und Letten sich dabei wohl fühlen würden, ist nicht zu bezweifeln. Die Engländer verstehen es, Fremdvölker unter ihrem „Protektorat“ richtig zu behandeln. Das zukunftsreiche Land würde durch englische Kapitalien und Organisationen wirtschaftlich emporblühen, und zugleich könnten die ein-

geborenen Völker ihre „völkische Kultur“ nach Herzenslust pflegen, denn darin sähe der Engländer — mit Recht — nur ein ungefährliches Spielzeug. — Und die deutschen Balten? Auch sie müßten ein gefügiges Werkzeug der neuen Ordnung sein — oder den heimatlichen Boden verlassen.

Man sage nicht, daß es sich bei diesem Zukunftsbild um Hirngespinste oder vage Hypothesen handelt! Nach zuverlässigen Nachrichten aus Estland sind in letzter Zeit von Engländern große Güterkäufe in der Umgegend Revals und Baltischports und auf der Insel Ösel (um die russische Fliegerstation Papenholm) vollzogen worden. Englische Agenten durchreisen Livland zu demselben Zwecke. Ein „englisches Bildungskomitee“ fordert in den estnischen Zeitungen Revals die einheimische Bevölkerung auf, ihre Kinder zur Fortbildung in die Fachschulen Englands zu schicken. Das alles sind Tatsachen! Deutschlands älteste Kolonie, ein zäh behaupteter Vorposten westeuropäisch-deutscher Kultur auf osteuropäischem Boden, — in Englands Hand und Ausgangspunkt einer neuen deutschfeindlichen Mächtekombination! Schon die Möglichkeit aber, scheint uns, ist schreckhaft genug, um Deutschland beizeiten Gegenmaßregeln nahe zu legen.

*

Das Versagen

Man sollte meinen, schreiben die „Berl. Neuesten Nachr.“, daß in dieser Stunde, in der uns nur eine kurze Spanne Zeit von dem Augenblick trennt, von dem wir den Lohn für die gewaltigsten Anstrengungen, Opfer und Entbehrungen erhoffen, das deutsche Volk eine einzige Front flammenden nationalen Machtwillens darstellte, durchglüht von dem Wunsche, sich durchzusetzen in der Welt, das Herrschen und Gewinnen an die Stelle des Dienens und Verlierens zu setzen, endlich Hammer zu werden, nachdem es jahrhundertelang Amboß war. Die Stimmen, die sich im Gewühl des Tages laut machen, geben einen anderen Ton. Wie schon so oft in unserer schmerzensreichen Geschichte scheinen wir auch jetzt die Erfahrung machen zu sollen, daß es dem deutschen Volke an nachhaltiger nationaler Schwungkraft fehlt; wie schon oft so scheint nach kurzem großartigen Aufschwung eine Ermattung der Seelen eingetreten zu sein, die all den schwachen und kleinen, vor jedem Starken naturgemäß zurückbebenden Geistern, all den geschäftigen Neunmalklugen, die eines geraden gesunden Empfindens nicht fähig sind, vor allem den unbelehrbaren Anhängern internationaler und damit antinationaler Wahnideen, Raum für verderbliche Betätigung bietet. Das national-politische Fühlen unseres Volkes droht irregeleitet, sein kraftvoller Siegeswille geknickt zu werden. Unter diesen Verhältnissen erleben wir ein Versagen der politischen Führung des Reiches, das zu den niederschmetterndsten Erfahrungen gehört, die dem patriotischen Deutschen beschieden gewesen sind. So ist zu der Krisis in der Kriegführung die innere Krisis getreten.

Jene hoffen wir zuversichtlich gehobenen Mutes zu überwinden. Wird es gelingen, auch dieser Herr zu werden, oder wird, wie auch schon öfter in unserer Geschichte, politische Schwäche und Mangel an nationalem Wollen uns um die Früchte des militärisch erkämpften Sieges bringen? In furchtbarem Ernste erhebt sich vor uns diese Frage. Die Folgen eines Verzichtsfriedens im Sinne der internationalen Tendenzen der Sozialdemokratie (nicht der deutschen Arbeiter) sind nicht auszudenken. Sie wären tausendmal verderblicher als das Werk des Wiener Kongresses. Daß uns trotz allem abermals ein Aufschwung beschieden wäre, wie im 19. Jahrhundert, — die Hoffnung können wir in unsere politische Rechnung nicht einstellen.

*

Wer ist „alldeutsch“?

Den Nagel auf den Kopf trifft der Herausgeber der „Täglichen Rundschau“, wenn er diese „Frage“, wie folgt, beantwortet:

„Man muß Binsenwahrheiten, wie die, daß die größten bürgerlichen Freiheiten in einem ruinierten und vom Auslande ab-

hängigen Staate gänzlich nutzlos sind und ins Gegenteil ihres erhofften Segens umschlagen, immer wiederholen, da unsere demokratischen ‚Heimkrieger‘ dem Kampf der Waffen, der uns allein retten kann, ihren Kampf um innere Reformen als ebenbürtig, ja als viel wichtiger gegenüberstellen, und schon davon träumten, daß die schleunige Demokratisierung Deutschlands, nach Wunsch unserer Feinde, unsere Gegner versöhnen und sie von haßerfüllten Zerstörern zu Brüdern und Freunden machen könnte. Daß nach diesem Kriege, der nach glaubhafter Schätzung jetzt 15 Millionen Menschen verschlungen hat, die ganze Menschheit, und also auch das deutsche Volk, sich auf sich selbst besinnen wird, daß Erneuerungen und Umformungen eintreten werden und müssen, daß Reformen einsetzen müssen und das Volk mehr wie früher sein Schicksal selbst bestimmen wird, wer wollte es leugnen oder wehren? Aber vor allen Reformen steht der Sieg; denn sonst sind sie in die Luft gebaut. Wer aber mitten im Kriege diese Erneuerungen durchsetzen will und dadurch die unvermeidlichen Kämpfe hervorruft, der hemmt die volle Kraftentfaltung des Volkes, der trägt Zwist, Zweifel und Erbitterung in die Reihen, die geschlossen werden müssen, wenn der Sieg errungen werden soll. Am meisten aber lädt diese Schuld auf sich, wer das Sorgen und Kämpfen um Deutschlands Erhaltung und Sicherheit mit dem innerpolitischen Streite verquickt, und jeden, der nicht gleich ihm die Frage des Wahlrechts und des parlamentarischen Regiments für wichtiger hält, als die Frage eines ehrenvollen Friedens, für einen Söldling der Junker oder der Schwerindustrie, für einen Reaktionär, kurz für einen Alldeutschen erklärt. Alldeutsch wird heute von der demokratischen Presse alles genannt, was sich einer schwanken, ziellosen Politik widersetzt, was einen Frieden ersehnt, der der gebrachten Opfer wert ist, was an Sieg glaubt und mit Hindenburg auf den Tag baut, da die Feinde ihre Ohnmacht erkennen und sich unserm Willen fügen werden. Alldeutsch in diesem Sinne ist der bei weitem größte Teil des deutschen Volkes, dem nur die Internationale entgegensteht, die die Alldemokratie, die Allpazifisten, das Alljudentum, die unverbesserlichen Ideologen, die reinen Geschäftemacher und den bei keinem Volke fehlenden Bodensatz von Kleinmütigen, Feiglingen und Egoisten umschließt.“

*

Königreich Polen auf dem Friedenskongreß!

Alle polnischen Gruppen in Rußland, außer der „extremen Nationaldemokratie“, meldet die Warschauer „Glos“, sind gewillt, sich den Anweisungen des Staatsrates gänzlich unterzuordnen; denselben Standpunkt nehmen die Realisten ein, wie aus den Erklärungen von Dobiecki, Szebeko und Skirmunt hervorgehe. Die demokratischen, von Lednicki geführten Gruppen haben den Staatsrat gleich zu Anfang einen Betrag von hunderttausend Rubeln für die Kosten einer polnischen Vertretung auf dem Friedenskongreß zur Verfügung gestellt. Die russische einstweilige Regierung hat sich bereits mit dem Gedanken ausgesöhnt, daß Polen gänzlich unabhängig sein werde, und ist bemüht, für die Zukunft freundschaftliche Beziehungen anzubahnen.

Ein „hervorragender Politiker“, der eben aus Stockholm zurückgekehrt ist, hat diese erfreulichen Nachrichten mitgebracht. Was mag da oben in „Stockholm“ wohl alles „international“ vereinbart werden, ohne daß wir guten Seelen mehr davon ahnen, als seinerzeit von der angenehmen überraschenden und erfrischenden bedingungslosen Wiederaufrichtung des Königreichs Polen?

Polen wird also auf dem sicher bevorstehenden internationalen Friedenskongreß seine Stimme für oder wider Deutschland abgeben dürfen.

Es ist hohe Zeit, daß wir uns um das Wohlwollen dieser von uns geschaffenen neuen Großmacht ernstlich bemühen. Aber, wenn auch sonst vielleicht Zweifel an der Tatkraft unserer Reichsleitung berechtigt erscheinen konnten — in diesem Falle hat

sie energisch durchgegriffen, wie der neue Polenkurs auch dem zweifelsüchtigsten Deutschen handgreiflich vor Augen führt. „Edel sei der Deutsche, hilfreich und gut, denn das allein unterscheidet ihn von allen Völkern, die da leben“ (frei nach Goethe). Wer macht uns das nach: gegen eine Welt in Krieg zu ziehen, Jahre und Jahre unser Bestes an Blut und Gut dahinzuopfern und doch frohlockend uns mit dem Siegespreise zu schmücken, daß wir ein fremdes, aber edles Volk mit unseren Leibern befreit haben? Aber alles muß seine Grenzen haben. Stücke von unserem eigenen Lande abtrennen, wie es unser Volksführer, Philipp Scheidemann, in mögliche Aussicht genommen hat, das wollen wir doch nicht. Wenigstens nicht ohne weiteres. Soviel müßte doch vom Deutschen Reiche Kaiser Wilhelms I. und Bismarcks übrigbleiben, daß wir auch noch eine Stimme auf dem künftigen internationalen Friedenskongreß abgeben dürfen. Was Polen recht ist, sollte Deutschland billig sein. —

Nur ein ganz beiläufiges Anhängsel noch: es gilt da, nördlich von Polen, die alten deutschen Reichslande Estland, Livland und Kurland, mit deren „Unabhängigkeit“ sich Rußland ebenso „ausgesöhnt“ hätte, wie mit der Polens, wenn nur die vollendete Tatsache geschaffen worden oder auch nur der entschlossene deutsche Wille dazu in die Erscheinung getreten wäre.

Mit Belgien konnten wir's ebenso haben — wenn wir nur wollten. Daran ist heute gar nicht mehr zu zweifeln. Gr.

*

Der Frontsoldat in Berlin

Ort der Handlung: Hochbahn, 2. Klasse, zwischen Berlin WW. und Potsdamer Platz.

Ich stehe, äußerlich am schwarz-weißen Band sofort als Frontsoldat erkennbar, mit einigen älteren Damen im Gang. Ein 17jähriger Gockel beschäftigt sich, sitzend, mit Nagelpflegen und Zeitungslesen.

Darauf ich, da Blicke nicht halfen: „Verzeihen Sie, Sie haben wohl nicht bemerkt, daß ältere Damen vor Ihnen stehen??“

Er: „Ich weiß allein, was sich ziemt.“

Weitere zwei Minuten Nagelpflege. Darauf ich: „Sie werden verzeihen, wenn ich Sie noch einmal darauf aufmerksam mache!“

Keine Antwort. Da stieg es mir hoch: „Wenn Sie jetzt nicht bald aufstehen, dann helfe ich Ihnen!!“

Zwei Antworten: „Wie kommen Sie dazu, mich zu belästigen?“ Gleichzeitig ein anderer „Herr“, auf mich weisend: „Wenn Sie diesen Herrn wegen Nötigung verklagen wollen, stehe ich Ihnen zur Verfügung!“ — —

Wir Wilden sind doch bessere Menschen. Bloß nach Berlin passen wir Frontsoldaten nicht so ganz, indem daß wir noch Wert legen auf deutsche Zucht und Sitte, die ja „vor allen andern geht“. Und dafür wollte man sich totschießen lassen . . .

Arnd Jessen (in der „D. T.“).

*

Pour le mérite

Ein Feldpostbrief:

„Im Heft 7, XIX. Jahrgang (1. Januarheft 1917) des Türmers finde ich in der Abteilung ‚Auf der Warte‘, Seite 522, u. a. einen Artikel ‚Comprimés Bayer‘, worin der Gebrauch von französischen Benennungen für deutsche Erzeugnisse gemißbilligt wird.

Wenn ich mich auch den Ausführungen ganz anschließe, so muß ich leider doch feststellen, daß der höchste deutsche Kriegsorden nach fast 3jähriger Kriegsdauer immer noch den Namen ‚Pour le mérite‘ führt. Hat man dafür noch keine deutsche Bezeichnung finden können? Solange dies nicht der Fall ist, kann man dem Kaufmann, der seine nach dem Auslande bestimmten Erzeugnisse z. B. französisch benennt, doch wohl kaum einen alleinigen Vorwurf machen. Oder findet man sich einfach damit ab, daß man sagt, die Bezeichnung ‚Pour le mérite‘ sei noch vor dem Kriege entstanden? Wie wird wohl der Ausländer hierüber denken?“

Auch diese Bezeichnung könnte man ruhig fallen lassen. Sie war ein Imponderabile, ist es vielleicht in altpreußischem Sinne heute

noch. Aber wo soviel Altpreußentum (das wichtiger ist) wie vermodernde Rinde von der alten Eiche abfallen soll, — was kommt's da noch auf ein mehr oder weniger „Abfall“ an?

*

Die Wirkung auf die Front

Aus allen Teilen und Rangstufen der Armee sind der „D. T.“ schon seit langer Zeit zahlreiche Zuschriften zugegangen, aus denen hervorgeht, daß die ganze Tätigkeit der Sozialdemokratie in der Friedensfrage steigende Beunruhigung an der Front hervorruft. „Mit schärfstem Unmut über den sozialdemokratischen Verzichtsstandpunkt und darüber, daß die Regierung das schädliche Treiben der Sozialdemokratie ungehindert gewähren läßt, paart sich ernsteste Sorge, daß diese Treibereien schließlich Erfolg haben könnten. Nachstehend eine in den letzten Tagen uns zugegangene Äußerung von der Front:

‚Was man jetzt in der Zeitung zu lesen bekommt, ist ja fürchterlich. Es scheint so, als ginge das heimliche Geschrei: Frieden um jeden Preis. Pfui! Ist die Heimat mutlos geworden? Ist es schon so weit, daß der Feldsoldat denen zu Hause Mut zusprechen muß? Ein Jammer ist es. Es muß ein richtiger guter deutscher Frieden werden, sonst sitze ich lieber noch ein Weilchen länger an der Front. Um Gottes willen nur keinen halben Frieden, das ist nur eine Art Waffenstillstand, der den Keim zu einem neuen Kriege in sich trägt. Entweder — oder, so denkt der Soldat. Soll alles Blut umsonst geflossen sein? Bei Remis ohne Sieger haben beide Teile verloren. Dann geht es bald wieder los und das wäre fürchterlich; wer den Krieg kennt und ihn nahe gesehen hat, der fürchtet ihn. Nur ein klarer Sieg kann einen neuen Krieg verhindern. Sieger, anerkannter Sieger, müssen wir sein. Wenn es nicht anders geht, nun, dann muß noch mehr Blut fließen. Die Front weiß, was das heißt, und unser Blut wird es doch sein — sei's darum. Es wird so Blut gespart für die Zukunft. Halbe Arbeit ist schlimmer wie gar keine, denn sie muß später doch von vorn wieder angefangen werden. Ist es wirklich schon so weit gekommen, daß die Front um Mut in der Heimat bitten muß?‘

Es liegt wohl auf der Hand, daß die sozialdemokratischen Treibereien und die Art, wie die Regierung die Dinge gehen läßt und diese Propaganda dadurch immer noch mehr ermutigt, in jeder Beziehung nachteilig auf die Front wirken müssen. Nun wird uns aber noch mitgeteilt, daß an der Front sogar anonyme Schriftchen verteilt werden, die für die sozialdemokratischen Friedensbestrebungen Propaganda machen. Wenn auch die Zulassung sozialdemokratischer Zeitungen bereits eine solche Propaganda bedeutet, so scheint diese Agitation neuerdings also noch planmäßig und in verstärktem Maße betrieben zu werden. Gegenüber dieser Sachlage muß ernstlich die Frage aufgeworfen werden, ob man denn auch an der Front den Furor teutonicus mit Keulen totschlagen lassen will? Wir begnügen uns für heute damit, die politisch verantwortlichen Stellen auf diese Frage hinzuweisen.“

*

Das Huhn vor dem Kreidestrich

So stehen wir da — und noch dümmer! — vor den Fragen unserer Zukunft. Wir müssen uns um die Auslandsdeutschen mehr kümmern, mahnt mit guten, nur zu wenig durchgedrungenen Gründen Legationsrat A. von Schwerin. Das Schicksal dieser Deutschen soll unser Interesse mehr erregen, als das Schicksal irgendwelcher beliebigen Ausländer, mögen sie Großschlächter aus Chicago oder Literaten aus Paris sein. Neuorientieren müssen wir uns auch hinsichtlich dessen, was wir an Neuland gebrauchen. Unser „Gesättigtsein“ mit Land besteht nicht mehr; notwendig brauchen wir Neuland für den Ausbau des Bauernstandes, der nach dem Krieg besonders gefördert werden muß. Wir brauchen es auch zum Schutze unserer Grenzen, damit z. B. der Feind nicht wieder mit leichter Mühe

in Ostpreußen einfalle und ganz sinn- und zwecklos Länderstriche verwüste.

So richten sich unsere Blicke nach den baltischen Provinzen, insbesondere nach denjenigen Teilen, die wir besetzt haben. Die Angliederung dieser scheint von der größten Wichtigkeit, nicht nur, weil sie altes deutsches Kulturland sind, und weil die deutsche Schicht sich in hartem Kampfe seit Jahrhunderten zäh dort gehalten hat; vielmehr brauchen wir dieses Land auch wesentlich, um Kriegerheimstätten in großem Maßstabe dort schaffen zu können. Mehr als 22 Prozent des Bodens gehören der russischen Krone und war von dieser zur Ansiedelung russischer Bauern bestimmt. Jetzt müssen deutsche Bauern an deren Stelle treten. Dazu wird die Ritterschaft einen Teil (etwa ein Drittel) ihres Besitzes abtreten zu den billigen Preisen, die unter der russischen Herrschaft üblich waren. . .

In Litauen gehören 20 Prozent des Bodens etwa der Krone, und auch hier wird es leicht möglich sein, durch Hinzuerwerb von Gütern, die die Besitzer freiwillig oder gezwungen verlassen haben, weiteres genügendes Siedlungsland zu schaffen. Ob und wieweit noch darüber hinaus eine Grenzregulierung und Hereinziehung liv- und estländischen Landes stattfinden kann, dürfte späteren Erwägungen überlassen bleiben. Es muß aber ernstlich darauf hingewiesen werden, daß sehr wohl die Möglichkeiten bestehen, mit Rußland hierüber zu verhandeln. Wenn wir denken, daß das russische Reich etwa den 40fachen Umfang hat wie das Deutsche Reich, so kann die Abtrennung eines Teils der Ostseeprovinzen vom russischen Reich diesem keinen Nachteil bringen, der eine Lebensfrage für das russische Reich bildet. . .

Es gibt in Rußland viele Leute, die das Ausscheiden der Fremdstämmigen aus Rußland, insbesondere der Deutschen und Polen, mit einer gewissen Befriedigung betrachten würden, da sie unbequeme Konkurrenten im eigenen Lande dadurch los würden. Es ist also keineswegs mit einem so starken Widerspruch gegen Abtretungen zu rechnen, wie man in Deutschland, insbesondere in offiziellen und in sozialdemokratischen Kreisen, erwarten zu müssen glaubt.

*

Die geächteten reichsdeutschen Blätter

Aus Wien wird den „Alldeutschen Blättern" (Berlin, Nr. 21) geschrieben:

„Immer neue Künste lassen die Herren am Ballhausplatze zu Wien spielen, allwo die auswärtige Staatskunst die größten grünen Tische zur Verfügung hat. Das Buhlen des Grafen Czernin um die sozialdemokratische Gunst hat naturgemäß im deutschen Blätterwalde ein Echo erweckt, das nicht ganz so zurückklang, wie dieser international empfindende Diplomat es sich in junger Lenzesfreude erhofft hatte. Czernin will den Frieden um jeden Preis: Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt. . . Darum hat er sich mit dem Dr. Adler, dem Häuptling der Roten, verbündet, um einen Frieden zu erzwingen, der so unendlich sanft und großmütig ist, daß alle unsere Feinde Tränen der Rührung vergießen müssen, wenn sie von diesen hochherzigen Wallungen des Grafen lesen. Czernin führt keinen deutschen Namen und glaubt wohl darum, auf die deutschen Anliegen keine besonderen Rücksichten nehmen zu müssen. Das teilt er mit dem Ministerpräsidenten Grafen Clam-Martinitz, der sich auch von jeder Sentimentalität frei weiß, wenn von deutschen Wünschen gesprochen wird. Da haben die beiden Herren ein einfaches Mittel erfunden, der öffentlichen Meinung in Deutschösterreich die Meinung des immerhin doch verbündeten Deutschen Reiches vorzuhalten: Man verbot einfach die Einführung jener gefährlichen Blätter, die sich da eine eigene Meinung erlaubten in Fragen der deutschen Zukunft und Weltgeltung. . . Der Sultan der Türkei hat kürzlich durch seinen Großvezier treffliche Worte verbreiten lassen: Ich werde meinen Bundesgenossen die Treue halten bis zum Tod. Mit goldenen Buchstaben sollte man diese denkwürdigen Worte

an der neuen Hofburg weithin sichtbar anbringen. So weit sichtbar, daß die Herren am Ballhausplatz, wenn sie die Fenster der milden Maienluft öffnen, es an ihren grünen Tischen noch deutlich lesen können. . . Langsam und schüchtern kommen tröpfelweise einige ungefährliche deutsche Zeitungen wieder zu uns herein. Allen voran das vortreffliche ‚Berliner Tageblatt‘ und die angenehme ‚Frankfurter Zeitung‘. Die böse ‚Deutsche Zeitung‘ aber, die da am Strande der Spree erscheint und wirklich deutsch ist, die haben wir seit acht Tagen nicht zu Gesicht bekommen. Auch heute schauen wir noch vergebens nach ihr um — aber die Welt ist rund und muß sich dreh'n und auch Czernin wird einmal geh'n. . . Dann darf die ‚Deutsche Zeitung‘ hoffentlich wieder von Deutschen in Wien gelesen werden.“

*

Haarsträubend

ist, was die „Times“ (17. April, Vorabendblatt, Seite 9, Spalte 5 unten) der offiziösen „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ zu bieten wagt. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ hatte bekanntlich in einem Aufsatze über Friedensverhandlungen mit Rußland geschrieben:

„Das russische Volk wird, niemand wird es anders erwarten, den Verpflichtungen gegen seine Verbündeten treu bleiben.“

Dazu bemerkt die „Times“:

„Die von mangelhaft informierten Politikern gelegentlich im Zusammenhang mit diesem Blatte genannten Kreise mußten befürchten, durch eine derart kindische, weil offensichtliche (obvious) Verlogenheit ihrerseits kompromittiert zu werden, wenn nicht diese neueste Leistung eines Blattes, das es sich augenscheinlich zur Aufgabe gesetzt hat, durch die Möglichkeit zunehmender Imbezillität zu überraschen, die Vermutung zur Gewißheit machte, es handle sich bei diesen Lukubrationen um Stilübungen von Angestellten, welche die zeitweilige Abwesenheit eines an der Front befindlichen Chefs mißbrauchen, um einem selbstgefälligen Dilettantismus zu frönen. Jedoch selbst in diesem Falle würde unsere Regierung die Betreffenden mindestens bis nach dem Friedensschlusse in Schutzhaft nehmen, vermutlich in Bedlam. (Irrenhaus in London.) Wenn sie in Berlin frei herumlaufen und sich betätigen, all the better.“

*

Der Sturz Miljukows durch Bethmann

Höchst komisch, meint die „Deutsche Tageszeitung“, ist die Ausnützung des Rücktrittes Miljukows durch verschiedene Blätter. Der „Vorwärts“ schreibt: der Reichskanzler habe gesagt, es scheine, als ob Rußland gewaltsame Eroberungen ablehne. Der vierundzwanzig Stunden später in Deutschland bekannt gewordene Rücktritt Miljukows müsse dem Reichskanzler zeigen, daß es nicht nur so scheine, sondern so sei. Natürlich tut der „Vorwärts“ so, als ob der Arbeiter- und Soldatenrat in internationalem Gerechtigkeitssinn den bösen Miljukow verjagt habe. Viel schöner noch ist die Stellungnahme der „Kölnischen Zeitung“. Diese versucht den öffentlichen Eindruck zu erwecken, als ob der Reichskanzler durch sein neuestes Friedensangebot an Rußland im Reichstage Herrn Miljukow gestürzt habe; Afflavit — dissipati sunt. Wir fürchten, daß, um diese gewiß sonst sehr angepaßte Wendung zur Geltung zu bringen, der Rücktritt Miljukows doch zu schnell nach der Rede des Reichskanzlers erfolgte, so schnell nämlich, daß man ebensogut den umgekehrten Schluß hätte ziehen können: der Reichskanzler habe, als er seine Rede hielt, um das sichere Bevorstehen des Rücktritts Miljukows gewußt.

*

Der „Bayerischen Staatszeitung“

stellt das niederländische „Allgemeen Handelsblad“ folgendes Zeugnis aus:

„In den Ländern der Zentralmächte, wo die Lage in diesem Augenblick ohne

Zweifel bedeutend schlechter ist, als in England und Frankreich, macht sich die Kriegsverdrossenheit je länger, je vernehmlicher bemerkbar. Kennzeichnend ist in dieser (!) Hinsicht vor allem ein Artikel, der vor ein paar Tagen in der ‚Bayerischen Staatszeitung', dem Organe des bayerischen Ministerpräsidenten Grafen v. Hertling, des Präsidenten des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten im Bundesrat, erschienen ist. Darin wird offen Stellung genommen gegen alle Forderungen auf Annexionen und Kriegsentschädigungen. Wahrhaftig, es scheint schon seit geraumer Zeit vollkommen ausgeschlossen, daß Deutschland an der Westfront, wo es eben mit der größten Mühe in einer Verteidigungsstellung standhält, seinen Gegnern die Friedensbedingungen soll vorschreiben können. Gleichwohl ist von Bedeutung, daß dieses jetzt in dem Organe des bayerischen Ministerpräsidenten öffentlich betont wird. Ohne Zweifel ist der König von Bayern anfangs (!) eine der Grundsäulen des Annexionismus gewesen, und er hat wiederholt dargelegt, daß Belgien nicht mehr herausgegeben werden soll. Diese neue (!) Tonart läßt mithin hoffen, daß wenigstens eines der Hindernisse gegen Friedensunterhandlungen aus dem Wege geräumt zu sein scheint. Daß es in Deutschland Selbstüberwindung kosten wird, um endgültig von solchen Plänen abzusehen, geht inzwischen wohl daraus hervor, daß gleich darauf der sächsische Finanzminister die Hoffnung ausgesprochen hat, es werde bald ein Friede kommen mit einer Kriegsentschädigung für Deutschland und mit Bürgschaften für die Sicherheit der deutschen Zukunft."

Das genügt vorläufig. Nicht? Nur eine Bemerkung des Grafen Reventlow: „Das holländische Blatt scheint zu vermuten, daß der König durch seinen Ministerpräsidenten zu einer pessimistischen Auffassung der Lage und im Anschlusse daran zu einem Verzichtprogramm gebracht worden sei.

In seinem veröffentlichten Briefe an General von Gebsattel wendet der Reichskanzler sich gegen den Alldeutschen Verband unter Anwendung des alten Bildes von den eingeschlagenen Fensterscheiben. Es wäre gut, wenn er sich nach anderen Seiten wendete."

*

„Der Kanzler wackelt, aber er geht mit der stärksten Strömung"

Der Führer der dänischen Sozialdemokratie Borgbjerg erklärte in einer großen Friedensversammlung unter freiem Himmel in Kopenhagen:

„Deutschland will den Frieden — ja, die Junker wollen den Krieg, aber die ausschlaggebende Partei will den Frieden. Der Kanzler wackelt, aber im entscheidenden Moment geht er mit der stärksten Strömung, und das ist die Sozialdemokratie. Ihr Führer, Scheidemann, hat warnend auf die Revolution hingedeutet, falls der Krieg zu imperialistischen Zwecken verlängert würde."

In dem gleichen Sinne ist die angebliche Absage des deutschen Reichskanzlers an den mit Revolution drohenden Herrn Scheidemann im ganzen Auslande verstanden worden. Was sollen da alle gegenteiligen „taktischen" Auslegungskünste für den deutschen Hausgebrauch? Wozu denn immer noch den Kopf in den Sand stecken? Wem wird damit gedient? — Nur dem Erheiterungsbedürfnis des Auslandes auf Kosten unseres armen deutschen Vaterlandes, das es wahr und wahrhaftig nicht nötig hat, zum Schaden noch den Spott zu tragen. Laßt doch endlich diese brotlosen Künste! Gr.

*

Herr Cohn und die deutschen Kämpfer

Der Reichstagsabgeordnete Dr. Cohn, Vertreter von Nordhausen, ist bekanntlich dasjenige Mitglied des Hauptausschusses des Reichstages gewesen, das seine Unterschrift unter die Kundgebung verweigerte, die unseren Truppen an der Front den Dank des Vaterlandes aussprach. Der sozial-

demokratische Reichstagabgeordnete Schöpflin hat hierüber in einer Stettiner Versammlung also berichtet:

„Ein erbauliches Schauspiel spielte sich in der Budgetkommission ab. Es sollte den Truppen im Felde ein Danktelegramm gesandt werden. Der Vertreter der Arbeitsgemeinschaft Dr. Cohn hat sich geweigert, dieses Telegramm zu unterzeichnen, also ein Wort des Dankes an die tapferen Krieger zu senden, die das Entsetzlichste draußen im Felde erleben. Der Abgeordnete Cohn stimmte dagegen."

Diese Mitteilung Schöpflins wurde von der ganzen Versammlung mit stürmischem „Pfui!" aufgenommen.

*

Der verehrte deutsche Politiker

Horst Kohl ist gestorben. Eine Zeitung im Scheidemanns-Mai des Jahres 1917 stoppelt ein paar Titel seiner Bismarck-Ausgaben zusammen und hebt hervor, daß er „so sein ganzes Leben dem verehrten deutschen Politiker gewidmet".

*

Modergestank

Die Zeitschrift „Bühne und Welt" (jetzt „Deutsches Volkstum") brandmarkt in ihrem Aprilheft an einer Reihe von krassen Beispielen den Geist des „Golem"-Verfassers Gustav Meyrink, den man jetzt dem deutschen Volke aufzuzwingen sucht. Hier eine der schamlosen Stellen aus einer Novelle dieses Herrn! Ein Astrologe braucht ein menschliches Wesen, das getötet werden muß; sucht also einen gänzlich unnützen Menschen. Wo sucht er ihn? Hören wir Meyrinck!

„Mit der Freude der Gewißheit ging ich zu Rechtsanwälten, zu Medizinern und Militär —; unter Gymnasialprofessoren hatte ich ihn beinahe schon gefaßt — beinahe. — —

Dann kam die Zeit, wo ich endlich darauf stieß. Nicht auf ein einzelnes Geschöpf —, nein, auf eine ganze Schicht.

Wie man unversehens auf ein Heer von Mauerasseln stößt, wenn man im Keller einen alten Topf vom Boden hebt.

Die Pastorenweibse! Das war es! Ich habe eine ganze Schnur von Pastorenweibsen belauscht, wie sie rastlos sich „nützlich machen", Versammlungen abhalten zur Aufklärung von Dienstboten, für die armen Negerkinder, die sich der göttlichen Nacktheit freuen, warme, scheußliche Strümpfe stricken, Sittlichkeit verteilen und protestantisch baumwollene Handschuhe; und wie sie uns arme geplagte Menschheit belästigen: man solle doch Stanniol sammeln, alte Korke, Papierschnitzel, krumme Nägel und anderen Dreck, damit — „nichts verkomme". — —

Eine, — ein pinselblondes „deutsches" Biest, ein echtes Gewächs aus wendisch-kaschubischem Obotritenblut, hatte ich schon unter dem Messer, da sah ich, daß sie — — gesegneten Leibes war, und Moses uraltes Gesetz gebot mir Halt.

Eine zweite fing ich ein, eine zehnte und hundertste, und immer waren sie — — gesegneten Leibes!

Da legte ich mich auf die Lauer Tag und Nacht — wie der Hund mit den Krebsen —, und so gelang es mir endlich, im richtigen Augenblick eine direkt aus dem Wochenbett herauszufangen.

Eine glatt gescheitelte sächsische Betthäsin mit blauen Gänseaugen war es."

Die Zeitschrift „Bühne und Welt" spricht wohl nicht zu viel, wenn sie diese Scheußlichkeit eine „teuflische Verhöhnung deutscher Frauen" nennt und fügt hinzu: „Es gibt in dem offizielleren Schrifttum deutscher Sprache Weniges, das an Gemeinheit und sittlicher Niedertracht diesem gleich käme".

Und dann regt man sich in Berlin auf, wenn einmal ähnlicher Modergestank von der Zensur beanstandet wird — und macht noch Reklame aus solchem Verbot!

Meyrinks „Golem" spielt im Prager Ghetto; er selbst ist Jude. Was würde man wohl sagen, wenn etwa ein Katholik derartigen Schmutz über die protestantische Pfarrfrau ausschütten würde?!

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Sämtl. Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Sommertag — Hanns Fechner

Beilage zum Türmer



XIX. Jahrg. Erstes Juliheft 1917 Heft 19

Der „Ostseetümpel"

Von Dr. Frhrn. v. Mackay

Mit gutmütiger Herablassung pflegt der Mann von der Nordsee-Waterkant bisweilen vom „Ostseetümpel" zu sprechen. Wie wenig die Zurücksetzung schon militärisch gerechtfertigt ist, hat freilich der Weltkrieg jedem Denkenden deutlich vor Augen geführt. Was geworden wäre, wenn unsere Flotte nicht dieses Altwasser des Atlantischen Ozeans behauptet und damit das letzte Atmungsorgan unserer Küstengebiete freigehalten hätte, läßt sich schwer sagen. Während wir aber das Pfand unserer Sicherheit bereits endgültig in festen Händen zu haben glaubten, denkt man in London anders. Mit der bekannten in Downingstreet beheimateten Findigkeit, überall ein Loch zu finden, wo der Bohrer für die Ausweitung der Seeherrschaft Albions angesetzt werden kann, trifft man Anstalten, entweder noch während des Kampfes oder als Vorbereitung für den vielberedeten wirtschaftlichen Nachkrieg diesen Tümpel zu einem englischen Teich zu machen, und zwar mit Mitteln, bei denen man nicht weiß, ob man sie als Ausfluß der berühmten britischen Zähigkeit in der Verfolgung gesteckter Ziele oder als Kennzeichen jenes „blinden Willens" auffassen soll, den ein Römerspottwort als asinorum virtus bezeichnet hat. Es handelt sich bekanntlich um nichts Geringeres als um die Verpachtung der sämtlichen strategisch wichtigen Inseln der russischen Ostseegestade an England: nämlich der ganzen von Oesel bis Odensholm und Rogö sich hinziehenden, den Rigaischen

Meerbusen flankierenden und Reval deckenden Inselkette, ferner um Abtretung von Hochland und Lavensari, dem Malta und Kreta des Finnischen Meerbusens, endlich von Björko und den anderen der finnländischen Küste vorgelagerten Eilanden. Alles das in der Form, daß Großbritannien zugleich mit der Unterstellung der russisch-baltischen Flotte unter seinen Oberbefehl das Recht erhielte, auf diesen Erwerbungen militärische Stützpunkte zu errichten, die so lange in seiner Hand bleiben würden, bis die Schulden des zarischen Reichs aus den in London aufgenommenen Kriegsanleihen getilgt wären. Bei der ersten Stockholmer Meldung über diese Machenschaften mochte man beinahe an einen Aprilscherz denken. Daß die Meldungen tatsächlich auf fester Grundlage beruhen, hat indessen schon drei Monate vorher niemand anders als der Rußkij Invalid, also das Organ des Petersburger Kriegsministeriums, mit viel zu wenig beachteten Ausführungen vom 1. Januar 1917 bewiesen. Nach dem Friedensschluß, so hieß es in dieser Neujahrsgabe an das russische Volk, werde ein nicht minder erbitterter Wirtschaftskampf beginnen, für den Deutschland mit seiner bekannten Gründlichkeit sich bereits vorbereite. Die Pariser Konferenz in Ehren: aber beim Sinnen über alle möglichen weitschweifenden Pläne der Bekämpfung Deutschlands habe man die nächstliegenden und dringendsten Fragen vergessen. Wie sei der Aufbau der von dem teutonischen Vandalentum verwüsteten Gebiete möglich? Rußland werde in seiner finanziellen Erschöpfung der Hilfe des Auslandes nicht entbehren können, und für die Durchführung des Programms auf solcher bundesgenossenschaftlicher Grundlage sei die Arbeitsteilung nach bestimmten Interessensphären das gegebene Mittel. Dann aber werde England, dessen Handel schon vor dem Kriege in breitem Strom zu den Ostseehäfen gezogen sei und von da über das baltische Land sich ergossen habe, diejenige Macht sein, die hier von Natur zum Helfer berufen erscheine und deren Ausbreitung „den geringsten Widerstand" finden werde. Wenn aber trotzdem alsbald die Londoner Presse Englands Unschuld beteuerte und die schwedischen Behauptungen als Tatarennachrichten hinstellte, so bedarf es zur Enthüllung des wahren Gesichts der britischen Politik nur des Hinweises auf eine andere Tatsache. Der Alandsvertrag ist heute bekanntlich ein Fetzen Papier im Kehricht der unzähligen Völkerrechtsbrüche der Ententegenossenschaft. Aber die von Schweden wegen der Befestigung Bomarsunds nach der Newa gerichteten Klagen müßten richtiger gegen die Themse hin erhoben werden: englische Ingenieure sind es, die mit englischem Kriegsmaterial die Feste vor den Toren seiner Königsstadt aufrichten. Liegt also die Folgegesetzlichkeit der einzelnen Stiche des ganzen Spiels nicht mit aller Deutlichkeit vor Augen?

Die in den Diplomatenstuben gewobene Politik ist reich an Ironien; aber man muß sicherlich weit in ihrer Geschichte nach einer Tragikomik gleicher Art zurücksuchen. England und Rußland sind es, die in Persien das moderne System der Knechtung und Ausräuberung eines freien, aber verschuldeten und hilflosen Staatswesens durch die hinterlistigen und verlogenen Methoden der Einflußsphärenbildung beispielgebend und mustergültig für Marokko, China, Mittelamerika ausgebaut haben. Jetzt muß das Moskowitertum es erleben, daß die vergifteten Spitzen dieser Waffen sich gegen seinen eigenen Panzer kehren! London hat für seine Millionen-Darlehen sich der Reihe nach Hypotheken auf Land und Wäldereien,

Bergwerke und Fabriken, Häfen und Werftanlagen im zarischen Reich geben lassen; aber diese Sicherheit und solcher wirtschaftliche Machtzuwachs genügt ihm nicht. Der Magenreiz kommt beim Essen, und wann hätte John Bulls Machthunger sich jemals irgendwelche Schranken auferlegt, wenn zugleich Geldbeutel- und Seegewaltfragen auf dem Spiel standen? Rußland scheint reif, chinesiert zu werden; ahnt, fürchtet oder hofft man in St. James, daß der Sturz der Romanows ähnliche Folgen nach sich ziehen werde, wie der Fall der Mandschudynastie? Der Franzose blickt bekanntlich mit täglich wachsender Sorge darauf, wie England im Norden seines Landes auf immer breiter ausgedehntem Gebiet sich häuslich einrichtet. Das genügt offensichtlich dem Machtehrgeiz John Bulls und den großen Plänen, nach denen er die Erdkarte zugunsten seiner Weltmachthaberschaft revidieren will, nicht: auch in der Ostsee soll ein zweites Calais und ein anderes Artois, in dem der Union Jack gebietet, begründet werden. Was das Gelingen eines solchen Plans, dem deutschen Handel alle Ausfalltore zu sperren und die letzte freie Atemröhre zuzuschnüren, bedeutete, braucht hier nicht näher angeführt zu werden. Die Gegenwart steht im Sturmzeichen eines riesenhaften Weltmächtetrusts, dessen Ringbildung von Ostasien über die pazifischen Gewässer, Nord- und Südamerika und den Atlantischen Ozean zum Westen der Alten Welt und weiter nach Halbasien reicht. Und England glaubt, das Präsidium dieser Schwurgenossenschaft für die Erdrosselung der Mittelmächte führend, die Zeit sei gekommen, da es kein Meer und keine Meeresbucht Europas mehr geben soll, wo nicht sein Herrenwille gebietet. Heißt das nicht herostratisches Wesen zum Richtweg der Politik machen?

Indessen in der Nacht, da der Artemistempel durch die Freveltat des Ephesers in Flammen aufging, wurde Alexander der Große geboren, der die Welt in neue Formen goß: so sind wir der gewissen Zuversicht, daß die europäische Erde, der wieder Friedenssonne scheint, ein anderes Antlitz zeigen wird, als der Größenwahn des Briten im selben Augenblick träumt, da ihn der Magen von Tag zu Tag mehr schmerzt. Nicht seine Anschläge machen uns fürchten, wohl aber drängen sie zur Prüfung eines wichtigen Machtproblems nach Wurzeln und Ausläufen hin, die bislang wenig Beachtung gefunden haben.

Die Absichten Englands, sich in der Ostsee festzusetzen, sind so alt wie sein Imperialismus. Cromwell, dessen geistiger Vater in der typischen Form der Verbindung von puritanisch-muckerischem Glaubenseifer und genialem Geschäftssinn, er, der als erster auf Gibraltar als begehrenswerten Besitz hinwies, gründete seinen Protestantenbund zum offenkundigen Zweck, England im ganzen Handelsbereich der nordgermanischen Völker die Führerschaft zu sichern und ließ zu dem Zweck ein großes Geschwader in die Ostsee einlaufen; nur der Vorrang, den die dringlichere Eroberung Jamaikas und die Brandschatzung der Widersacher des Lord-Protektors im Mittelmeer für England beanspruchte, ließ ihn diesen Entwurf nicht durchschlagkräftig zu Ende führen. Als im Beginn des folgenden Jahrhunderts gleichzeitig der spanische Erbfolgekrieg und der Nordische Krieg die Welt erschütterten, setzte London das Spiel in anderer Figurenstellung fort. Scheinbar sah es dem mörderischen Völkerringen auf der Kampfesbühne „Vordereuropas" gleichgültig zu; in Wirklichkeit war es auch hier bedacht, am Feuer der streitenden Parteien sich die Hände zu wärmen und vorab an der Tür der Ostsee sich einen Gleichgewichts-

Schlüssel zu sichern. Es gab dem Admiral Norris den Befehl zur Besetzung Kronborgs bei Helsingör mit der unverhohlenen Absicht, die bei Malmö vor Anker gegangene russische Flotte zu vernichten und sich dauernd am Oeresund festzusetzen, und ließ im letzten Augenblick von dem Plan nur ab aus Furcht davor, daß der Zar zur Rache kurzen Galgenprozeß mit allen in seinem Reich oder in den eroberten skandinavischen Gebieten greifbaren Briten machen werde. Es verlangte als Preis für seine Friedrich VI. geleistete, aber im Grunde wirkungslose Hilfe von Dänemark die Abtretung Norwegens an Schweden, um den geschwächten Freund ganz in den Griff zu bekommen; zugleich aber unterhielt es ständige Beobachtungsgeschwader in der Ostsee, die teils willkürlich unter schwedischer oder norwegischer Flagge segelnde Schiffe mit Embargo belegten, teils Geleitzwang ausübten und so eine Art britischer Polizei auf den Gefilden der Ostsee einführten. Während des Siebenjährigen Kriegs wurde diese Praxis erst recht technisch vervollkommnet. Eben durch die eigentümliche Vermischung von Geleit-, Embargo- und Kaperrecht, wie sie London liebte, waren im Zusammenhang mit den bunt durcheinanderfolgenden kleinen und großen Kriegen die Zustände der Ostsee-Schiffahrt so unsicher geworden, daß sich 1794 die drei skandinavischen Reiche zu einem Bund für die wechselseitige Verteidigung der Neutralität verbanden. Als England dann von Dänemark willkürlich die Einstellung alles Handels mit Frankreich forderte, kam es zum offenen Streit, der schließlich sich dahin zuspitzte, daß vom Union Jack alle dänischen und schwedischen Schiffe, deren er habhaft werden konnte, mit Arrest belegt wurden und daß er schließlich mit großem Geschwader vor der Reede von Kopenhagen erschien, um die „pfandweise“ Auslieferung der dänischen Flotte zu erzwingen, worauf die berühmte Beschießung der offenen Stadt mitten im Frieden vor sich ging, bei der sich Nelson mit zweifelhaftem Ruhm bedeckte. Wie einst die Kalmarer Union ein blutloser Schemen blieb, so war auch jetzt die Einigkeit der nordischen Mächte von kurzer Dauer; im Zeichen kurzsichtiger Kirchturmpolitik sank Skandinavien in den Halbschlummer, aus dem es noch heute nicht recht zu erwachen vermag, und alsbald wandte sich der britische Machtehrgeiz gegen einen anderen, im Osten des Baltikums das Haupt erhebenden Feind: Rußland. 1854, also im selben Jahr, da mit dem Beginn des Krimkrieges die Verbündeten an den taurischen Gestaden landeten, fuhr eine nach damaligen Begriffen gewaltige Armada der Verbündeten von 40 Schiffen und über 2000 Geschützen unter den Admiralen Charles Napier und Perseval-Deschênes in die Ostsee ein, eroberte Bomarsund und ging erst bei Helsingfors und dann bei Reval vor Anker, um die russischen Häfen zu blockieren. Ihr Vorhaben, sich Kronstadts zu bemächtigen, scheiterte freilich ebenso wie der Plan der Eroberung Sveaborgs mangels genügender Truppenmacht; die Angreifer mußten sich mit der wirkungslosen Verwüstung estländischen Küstengebietes zufriedengeben, und dem zwitterhaften Kriegsergebnis entsprach der in Paris geschlossene Friedensvertrag, in dem England nur so viel erreichte, daß Rußland verboten wurde, vor den Toren Stockholms auf dem „Malta der Ostsee“ ein Zwinguri zur Beherrschung des Ostseehandels aufzurichten. Soll und muß endlich noch daran erinnert werden, wie in den Zeiten des preußisch-dänischen Zusammenstoßes, als Deutschland die Macht über die eiderländischen Brücken zwischen Nord- und Ostsee und zugleich am Belt eine herrschende Stellung

gegen die Durchfahrt zwischen beiden Meeren hin sich sicherte, Palmerston, das Vorbild Sir E. Greys, bereits mit denselben Worten, die ihm Winston Churchill nachgebetet hat, Berlin vor dem Luxus einer Kriegsflotte warnte, England allenthalben als Beschützer der Freiheit der kleinen Völker pries, Dänemark tatsächlich mit „diplomatischen Mitteln“ unterstützte und nur deshalb keinen weiteren Schritt wagte, weil er — an Bismarck einen überlegenen Taktiker als Gegner fand? Oder daran, wie alsbald nach dem Kriegsausbruch von der Themse her den Dänen der wohlmeinende Rat gegeben wurde, zum eigenen Vorteil nichts dagegen zu unternehmen, wenn die Flotte die Minen aus dem Belt herausfischte, um sich freie Durchfahrt nach der Ostsee zu schaffen und durch die Blockade der Ostseehäfen Deutschland ins Herz zu treffen?

Die geschichtlichen Erinnerungen zeigen in eigenartigem Spiegelbild, wie London seit Jahrhunderten mit ständig wechselnden, der Zeitlage sich anpassenden Mitteln beharrlich denselben Zweck verfolgt hat, sein Dreizackgebot auf das „Schwäbische Meer“, wie in alten Tagen die Ostsee genannt wurde, auszudehnen. Den äußerlichen Formen nach betrachtet, scheint es sich lediglich um eine fast krankhafte Steigerung des britischen Überimperialismus zur See zu handeln; denn abgesehen von der Verkehrsfreiheit, die England niemals bestritten worden ist, hat es hier keine indische Hochstraße, kein Ägypten und keinen Roten Meer-Paß zu verteidigen. In Wirklichkeit schaut der Brite das Problem mit ganz anderen Augen an. Herrschaft zur See bedeutet ihm eben nichts anderes als Herrengewalt über den Welthandel, und ihm stand stets die von uns oft nur zu wenig gewürdigte Tatsache vor Augen, daß die Ostseewege ein wichtigstes Organ dieses Handelssystems sind. Seitdem Rußland erst die schwarze Erde im Dnjestr- und Dnjeprtiefland eroberte und dann den Schwerpunkt seiner industriellen Entwicklung dorthin verlegte, ist man gewohnt, anzunehmen, daß die Schwarzmeer-Ägäische Handelsstraße die wichtigste Verkehrsader, gleichsam die Aorta des zarischen Reichs sei. Die Statistik bezeugt die Irrtümlichkeit dieser Voraussetzungen. Denn sie weist nach, daß die baltischen Häfen wohl an der Jahrhundertwende, 1900, den südrussischen Häfen mit 51 gegen 30 v. H. Anteil an der Güterbewegung ins Ausland unterlegen waren, daß sich dann aber von 1903 bis 1912 die Verhältnisse völlig umdrehten und der Anteil der baltischen Umschlagplätze an der russischen Gesamtausfuhr von 62 auf 73,9 v. H. stieg. Der ganze nord- und mittelrussische Absatz von Getreide, Holz, Fellen, sibirischer Butter, Flachs, Webwaren und dergleichen landwirtschaftlichen Erzeugnissen geht eben über den Ostseeweg; umgekehrt werden ebenso von den russischen Gewerbe- und Industriezentren vier der wichtigsten, nämlich das livländische, das finnländische, das Petersburger und das Moskauer ausschließlich über den Ostseeflügel des Baltikum mit Kohlen, Eisenerzen, Rohstoffen, Maschinen, Halbfabrikaten versorgt. Und vom Wert dieses ganzen Handels entfielen noch 1913 auf Großbritannien fast 30 v. H. mehr als auf Deutschland! Hier liegt der springende Punkt der Politik Englands. Wie immer das Kriegsende aussehen mag, es ist klar, daß, nach dem offenen Übertritt der Vereinigten Staaten in das Ententelager, die Rückeroberung des atlantischen Verkehrs in alter Freiheit und Bedeutung für Deutschland die schwierige Arbeit einer langen Übergangszeit sein wird. Ersatz für die Hemmungen nach dieser Richtung hin kann nur nach zwei Seiten gefunden

werden: nach dem nahen Osten, wo aber die Grundlagen für eine großzügige Entwicklung mitteleuropäischer Weltwirtschaft erst geschaffen werden müssen, und eben auf den Wasserpfaden der Ostsee und nach Nordrußland hin. In London weiß man nur zu gut, was ein Friedensschluß zwischen Deutschland und Rußland nicht nur weltpolitisch, sondern auch weltwirtschaftlich bedeutete, und will ein Vertragen der beiden Mächte auf vernünftigem Fuß von vornherein unmöglich machen. Aber noch mehr! Schwedens längste Küste breitet sich an der Ostsee aus, und die hier gelegenen Häfen des Königreichs sind die naturgegebenen Umschlagplätze für den gesamten, an seinen Ufern vorbei sich bewegenden Verkehr, soweit er nach England hinzieht, während andererseits der kürzeste Weg zwischen Kronstadt und New Castle über Stockholm und Gothenburg geht. Das ganze Problem ist daher, nach diesen Wurzeln hin gewürdigt, ausgesprochen zugleich eine skandinavische Frage: erreichte England sein Ziel, so kann kein Zweifel sein, daß früher oder später die Sunde eine von britischen Geschützen beherrschte Suesdurchfahrt und Kopenhagen zum dritten Mal eine ähnliche Demütigung treffen würde, wie sie ihm Albion in den Jahren 1801 und 1807 bereitete. Hoch im Norden ist seit Kriegsbeginn viel von der „Schicksalsstunde" gesprochen worden, vor der Skandinavien stehe; hört man heute am Oeresund und am Mälarsee den zwölften Glockenschlag? Die eigentümliche Zwischenlage der „Stirn Europas" als Sperre zwischen den zwei Hauptpfeilern des Ententegebäudes, England und Rußland, begründet für die skandinavischen Staaten die Möglichkeit ausgiebiger Anwendung der Vorteile einer farblosen Schaukelpolitik, aber auch die sichere Aussicht, daß letzten Endes ihre Neutralität ebenso ein Spielball der Ententepolitik werden wird, wie so viele andere der „beschützten" schwächeren Nationen in der Völkergesellschaft. Mag Politik für den Diplomaten die Kunst des Möglichen, für den Zuschauer die Logik zwischen Ursachen und natürlichen Folgen sein, für eine lebensstarke Nation ist sie in entscheidender Instanz nichts als die Frage der opferwilligen, alle Bedenklichkeiten gegen die Ehre und den Selbstbehauptungswillen zurücksetzenden befreienden Tat! Dieser Wahrheit gemäß werden die Könige und Minister der nordischen Staaten den Kurs zu bestimmen haben, wollen sie sich davor schützen, daß spätere Geschlechter ihrer Politik den berechtigten Vorwurf machen, in großer Zeit klein und kurzsichtig gehandelt und nicht auf den Warnruf einer entscheidenden Stunde gehört zu haben.



Freiheit · Von Karl Boesch

Ich sah genug der Sklaven sich erheben,
An Ketten klirren und nach Freiheit schreien;
Ich wünsche mir noch eines zu erleben:
Der Edeln Aufstand und das Reich der Freien.



Die Politik der unbenutzten Mittel

Von J. E. Frhrn. v. Grotthuß

König Wilhelm I. wies die preußische Politik darauf hin — in Deutschland — „moralische Eroberungen" zu machen; Bismarck ließ als die stärkste der „freiheitlichen Künste" gegen Gefahren, die uns vom Auslande her drohten, das allgemeine Wahlrecht spielen. Wenn wir besser wüßten, was moralische Eroberungspolitik ist, — wie könnte, schreibt Paul Rohrbach in der „Deutschen Politik", das kostbare Mittel der ukrainischen Frage von uns benutzt werden! „Die Lage ist reif dazu in der Ukraine — wir müssen nur begreifen und wollen. Ein maßgebender russischer Staatsrechtslehrer, Baron Nolde, Professor in St. Petersburg, Verfasser eines Werkes über das Staatsrecht des russischen Reiches, vertritt selbst den Standpunkt, im Grunde bestehe der Vertrag von Perejaslawl (1654), durch den die Ukraine als selbständiger Staat in eine Union mit Moskau trat, unter ihrem eigenen gewählten Oberhaupt, dem Hetman, mit eigenem Gesandtschaftsrecht usw., noch heute zu Recht. Daß man Rußland mit der ukrainischen Selbständigkeit drohen könne, das hat man in England lange gewußt. Ich erinnere an den Aufsatz im Märzheft der ‚Contemporary Review' von 1916: ‚Die Ukrainer und der Krieg' von Bedwin Sands. Da ist deutlich und ausführlich gesagt, die Ukrainer wären ein von Moskau unterdrücktes Volk, mit eigener Sprache, eigenem Nationalgefühl und einem alten eigenen Staatsgedanken. Was in der englischen Presse nur einmal ein Stück augenblicklicher Taktik war, um den Russen zu drohen, das sollten wir jetzt entschlossen unter dem Gesichtspunkt der moralischen Eroberung aufgreifen, und statt unsere Hoffnung auf eine unfaßbare, auf politischen Triebsand gegründete russische Regierung zu setzen, mit der man durchaus in Verhandlungen kommen will, vielmehr laut verkünden: Rußland als bisheriger, auf Eroberung, Gewalt und nationalistische Unterdrückung gegründeter Gesamtstaat geht uns nichts mehr an! Dieses Rußland war unser Feind; jetzt aber erkennen wir die nach Selbständigkeit strebenden, bisher von Rußland unterdrückt gehaltenen Völker an, vor allen Dingen die Ukrainer und die Finnländer! Finnland und die Ukraine müssen von uns in ihrem Recht auf selbständige nationale Staatenbildung begriffen und gestützt werden. Rußland hat das Recht verwirkt, auf die bisherige Weise als Einheits- und Herrschaftsstaat über zahllose nichtrussische, gegen ihren Willen gepreßte Untertanen betrachtet zu werden! Das wäre kühn und wirksam gesprochen, und es würde bedeutendere Folgen haben, als das Werben um irgendwelche Arbeiter- und Soldatenräte, provisorische Regierungen usw. . . Eine Torheit wäre es, durch einen zappelig übereilten ‚allrussischen' Frieden Rußland selbst wieder zusammenzuschmieden und das Großrussentum gegen die anderen Nationalitäten zu stärken. Unsere Regierung muß bei dem Reichskanzlerwort von der Befreiung der Fremdvölker nicht nur vom Zarismus, sondern überhaupt vom Großrussentum bleiben und erklären: Für uns ist das moralische Recht der bisher unterdrückten

Völker eine Tatsache, und wenn russischerseits mit uns verhandelt werden soll, so verlangen wir außer mit den St. Petersburger Machthabern noch Unterhandlungen mit Ukrainern, Finnländern usw. besonders.

Was Rußland recht ist, ist unseren andern Feinden billig. Von Irländern und Indern, von Marokkanern, Algeriern, Tunesiern, von Griechenland, auch von Mexiko ist ja bei uns in der Presse, in diplomatischen Reden und Noten gelegentlich und öfters gesprochen worden, aber es fehlt dieser ganzen Politik des Eintretens für die moralischen Rechte derer, die von unserern Gegnern niedergetreten werden, die rechte Geschlossenheit, der rechte Nachdruck und die rechte Konsequenz des unablässigen Zurückgreifens auf diese Dinge. Es ist eines der großen Gesetze in der Politik, daß nur dasjenige wirkt, was mit Nachdruck fort und fort wiederholt wird, was in jeder Diskussion, in jedem amtlichen Redeakt, der dazu Gelegenheit bietet, in der halbamtlichen und in der übrigen Presse, im Parlament und in der politischen Versammlung wiederkehrt. Hier ist es der Satz: Wir glauben an das Recht der Vergewaltigten und wir wollen ihre Sache mit zu der unsrigen machen! Einer von den Staaten, die in der englischen Würgerschlinge seufzen, ist auch Portugal. Wer die portugiesischen Zeitungen nach dem Ausbruch des Weltkrieges und bei der Erklärung des Kriegszustandes zwischen Deutschland und Portugal gelesen hat, der stand sicher unter dem Eindruck der absoluten portugiesischen Feindschaft gegen uns. Man weiß aber, wie abhängig die Zeitungen und die Wortführer in Portugal von England sind. Im portugiesischen Volk, in der Masse und auch bei vielen Gebildeten herrscht in der Stille bitterer Groll über die Sklavenkette, die Portugal als Schuldknecht Englands hinter sich herschleppen muß. Wenn man die Dinge richtig anfaßt, wird es gar nicht unmöglich sein, die Portugiesen selbst für den Gedanken zu gewinnen, daß sie sich mit unserer Hilfe von England freimachen und über ihren afrikanischen Besitz sich mit uns in einer Weise verständigen, die für sie nicht nur nützlich, sondern auch ehrenvoll ist, und die Portugal wieder als eine selbständige Nation, imstande, ihre eigenen Interessen zu verfolgen, in die Welt einführt. Nur darf man nicht glauben, ein politischer Gedanke sei schon damit befolgt, daß man ihn gelegentlich mit aus der Rüstkammer hervorholt, wo man die für brauchbar gehaltenen Argumente verwahrt, um ihn dann wieder in die Ecke zu stellen, wenn etwas anderes nützlicher erscheint. Will man solch eine Politik machen, dann muß man sie ganz machen. Auch Spaniens Anspruch gegen England auf Gibraltar, auch Persiens Ringen um seine politische Selbständigkeit müssen wir als des Rechtes und zugleich als unsere Sache gegen England auffassen. Lernen wir so denken, dann werden wir wunderbare Wirkungen vom Prinzip der moralischen Eroberung erleben."

Wenn wir blind bleiben gegen alles, was sich vollzieht, in diesem Kriege vollstreckt, dann hilft uns freilich kein Gott und kein Hindenburg, dann haben Millionen und aber Millionen nicht nur unserer deutschen Brüder umsonst ihr Blut vergossen, namenlose Qualen erlitten, dann sind wir mitschuldig, dann vielleicht nicht einmal die Unschuldigsten an dieser Verwüstung der schönen Mutter Erde.

Welche träge, bequeme Verblendung, daß alles so geblieben sei und so bleiben werde, wie wir's auf der Schule aus noch viel älteren Büchern gelernt haben. Ist es nicht ebenso nur ein überkommenes Dogma, daß „Rußland“, in dem noch nicht 40 vom Hundert richtiggehende „Russen“ leben, ein Einheitsstaat, eine unabänderliche Tatsache sei, wie z. B., daß Preußen aufhören müßte, Preußen zu sein, wenn es ein anderes Wahlrecht erhielte? Der Glaube (leider auch der Aberglaube!) kann nicht nur Berge versetzen, sondern auch Berge erhalten, die einstmals waren, aber längst nicht mehr sind. Daß unsere Politik im Grunde keine Politik, sondern Juristerei und Philologie ist, das ist ihr geschichtlicher Fluch, von dem nur Einzelne, Ganzgroße sich erlösen konnten. „Mit Worten läßt sich trefflich streiten, mit Worten ein System bereiten!“ Die Engländer sind uns politisch nicht um deswillen überlegen, weil sie klügere Politiker sind, sondern weil sie Politiker, oder, was das Selbe bedeutet, „Psychologen“ sind.

Das hört sich nun gar wissenschaftlich an, läßt sich aber auf eine einfache, ganz robuste Formel zurückführen: sie nehmen die Menschen, wie sie sind, nicht wie sie wünschen und sehen. Wir haben zwar gedichtet: „Durch Hunger und durch Liebe erhält sich dies Getriebe“ — die Engländer ziehen den Nutzen daraus. Es muß immerhin die bescheidene Frage erlaubt sein, ob es denn, auch von einem höheren sittlichen Standpunkte aus betrachtet, nicht zu vereinbaren sei, daß ein Volk in seinen einzelnen Gliedern recht achtbar und doch in seinen Mitteln zur Erhaltung und Herrschaft der Volksgesamtheit weniger wählerisch sein kann. Grundsätzlich ist das gewiß gegen den „kategorischen Imperativ“, aber doch nur des Einzelnen. Spielt da bei uns nicht vielleicht ein wenig auch der Neid der besitzlosen Klasse mit? —

Ob Englands „parlamentarisches System“ juristisch-philologisch rückschrittlicher oder fortschrittlicher ist als unseres, darüber wollen wir uns heute den Kopf nicht zerbrechen. Daß es eine auswärtige Politik treibt, um die wir England beneiden, wird doch nachgerade von niemand bestritten. Möge auch das „parlamentarische System“ Englands (juristisch-philologisch) noch so angreifbar sein, — über die auswärtige Politik Englands hat sich das englische Volk nicht zu beklagen. Alle wissenschaftliche Unzulänglichkeit seines Systems hat England nicht gehindert, „freie Bahn für den Tüchtigen“ (für England, nicht für den „Tüchtigen“) zu schaffen. Ja England tut noch mehr, es schafft dem Tüchtigen wirklich freie Bahn.

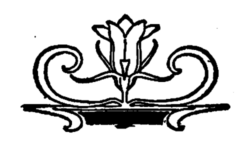
Wir reden von „moralischen Eroberungen“ — England macht sie — selbst in einem so unsagbar unmoralischen Kriege, wie diesem. England bedarf keines „Allengländertums“; es hätte volles Recht, das bloße Dasein eines solchen Sonderbundes auszulachen, weil er überflüssig wäre, weil jeder anständige Engländer ganz selbstverständlich zuerst Engländer ist. Das wird ja auch in der ganzen Welt, am eifrigsten in Deutschland, am lautesten hier von den Denunzianten der „Alldeutschen“ verfochten und verteidigt. Kein Engländer kann die Gehässigkeiten so „orientierter“ Deutschen gegen Deutsche übertrumpfen. Das könnte man ja noch aus gewissen Veranlagungen begreifen. Daß es aber auch — „was kommt dort von der Höh'“ — geschieht, eröffnet mancherlei Einblicke, Ausblicke und Rückblicke. . .

Wer nun noch nicht begriffen hat, daß die Politik der unbenutzten Mittel in Wahrheit und Weisheit eine Politik der benutzten Mittel ist, der verdiente — welches ist doch das empfindlichste Strafwort in Deutschland? — der verdiente „Alldeutscher" zu sein, also Deutscher.



Rauschen · Von Küppers-Sonnenberg

Rauschen
Pappelplauschen. —
In dem blauen lichten Kleid
Sitzt du
Auf fließendem Gras:
Die Hände unter den Knien verschränkt
Träumst in die weite blaue Nacht;
Dein sanftgeleitet Haar
Flieht um die Schläfen;
Wirbelt licht um deine Wangen;
Gräser stehen um dich:
Horchen — —
Nach der Sonne, — — — — —
Sie tuscheln
Erregt
Hasten die Wiese hin
Und her
Zu dir;
Stehen
Sich zu strecken
Sich auf an dein Ohr zu recken
Wollen wichtig sagen
Kichern:
Hihi hihihi!
Rascheln
Tuscheln:
Hihihi!
Laufen, stürzen, hihihi!
In den hellen Abend —
In die blaue Nacht.



Eine Pfingstfahrt nach Kurland

Von Karl Storck

Auf zehn Uhr abends des 21. Mai im Wartesaal erster Klasse des Berliner Bahnhofs Friedrichstraße war das Stelldichein angesetzt. Viel mehr, als daß die Reise nach dem Osten gehen sollte, wußte keiner von uns. Wer sich auf Gesichtsstudien versteht, vermochte an den einzelnen Tischen sich die Reisegenossen zu erraten. Als dann der führende Offizier des Stellvertretenden Generalstabes, der Hauptmann der Reserve Zoepffel, im Saale erscheint, sind plötzlich alle acht um ihn geschart. Die Vorstellung ist rasch erledigt. Fünf der Teilnehmer sind aus Berlin, die drei anderen aus Norden, Mitte und Süden des deutschen Westens; die meisten von uns sind Berufsschriftsteller, auch die anderen Männer des öffentlichen Wirkens.

In raschen Zügen entwickelt uns der Führer den Plan der Reise, die nach Kurland führt. Eine Pfingstfahrt also ins älteste deutsche Kolonialland, in dem deutsche Brüder seit Jahrhunderten einer ungeheuren Übermacht gegenüber ihre Volksart behauptet haben; deutsche Brüder, für die jetzt in letzter Stunde die Rettung gegen die slawische Erdrückung gekommen ist. Das heißt, noch schwankt die Wage der Entscheidung, noch ist wenigstens in der Heimat die Aussprache dieses natürlichen Willens nicht unzweideutig fest und klar erfolgt. Und so befinden wir uns gleich nach den ersten Minuten im schweren Probleme des deutschen Friedens, bei dem wir uns in alter deutscher Art die Schwierigkeiten dort schaffen, wo keine sind, da die „Not“ unseres nationalen Lebens ein klares Muß gebietet.

Die Fahrt nach Mitau dauert zweiundzwanzig Stunden. Man sucht sich also häuslich einzurichten, was nicht ganz leicht fällt, da auch unter Männern der Begriff „möglichst kleines Gepäck“, wie es im Telegramm des Kriegspresseamtes geheißen, eine sehr verschiedene Auslegung finden kann. An Schlaf ist kaum zu denken. Vielleicht ist es die Erregung; und doch sollte unsereins, der Jahr und Tag aus dem „Verantwortlichkeits“-Gefühl einer größeren oder kleineren Öffentlichkeit gegenüber nicht herauskommt, schon dadurch „erlöst“ sein, daß er nun einige Tage lang so gar nichts zu sorgen und zu verantworten hat, gar nichts bestimmen kann, sondern einfach geführt wird. Ich fühle mich knabenhaft frei.

Die Nacht ist kalt. Der frühe Morgen zeigt die Wiesen bereift. Aber ein unbewölkter Himmel wölbt sich über der weiten Ebene. Die Morgenfrühe spielt in grünlichen Lichtern, bevor die Sonne wie ein strahlender Ball emporspringt. Man hat das Gefühl, als jage der Zug ins Licht hinein. Gen Osten zu. Sollte nicht gerade uns Verstädterten, mit Kultur Übermüdeten, der Weg zum Osten als Jungbrunnen des Lichtes wieder als der natürliche erscheinen?

Es wäre an der Zeit, daß gerade wir Deutsche einmal die Schäden ernstlich erwögen, die der vielberufene „Zug nach dem Westen“ uns gebracht. War er wirklich ein Drang nach Kultur? War er nicht gleich dem Zug nach dem Süden

das ja gewiß begreifliche und leicht zu entschuldigende Streben nach dem Bequemen, dem Satten, also einem Selbstgenügen? Die deutsche Dichtung hat dieses Selbstgenügen als den Anbruch der Verdammnis gekennzeichnet. Faust will dem Teufel gehören, wenn er der Selbstgenügsamkeit verfällt. Nur wer immer strebend sich bemüht, kann erlöst werden. Es ist das Weltbekenntnis der deutschen Seele, ihre Größe, aber auch ihre Begrenztheit, oder, wie wir hier besser sagen würden: ihre Umgrenzung.

Wie die einzelnen Menschen, wie alle Erscheinungen der Natur, müssen auch die Völker im Haushaltsplan des Weltenlenkers ihre besondere Aufgabe haben. Nur der Deutsche hat das Kämpfen, das Sich-bemühen-Müssen als das eigentliche Lebensglück bezeichnet. Es ist auch ein Weltglück, ist Menschheitsbereicherung, solange der Deutsche deutsch bleibt. Aber es wird zum Weltfluch, wenn diese deutsche Art auf undeutscher Bahn sich betätigt. Die materialistische Welteinstellung ist an sich von abschreckender Häßlichkeit. In ethischer Hinsicht ist sie nie zu retten, aber sie kann ästhetisch verschönt werden durch die Ausbildung und Veredlung der Fähigkeit des Genusses. Seine höchste Stufe erreicht dieser im Verzicht auf neuen Erwerb, im freien, überlegenen Verbrauch des durch Arbeit Gewonnenen. In dieser Hinsicht, das müssen wir ruhig anerkennen, sind uns die andern Kulturvölker weit überlegen. Das kleine Rentnerwesen der Franzosen ist gewiß eine Karikatur, zumal in seinem ersten Teile des gierigen Ameisenfleißes. Aber in seinem Ziele, Jahrzehnte der Arbeit für ein geruhiges, allem Wettbewerb entzogenes Dasein eines bescheiden umgrenzten Genusses zu opfern, hat es doch eine versöhnende Lebensfähigkeit. Vor allem im Geschäftsleben. Man macht andern rechtzeitig Platz an der Stätte der Arbeit, damit auch für sie der Weg erreichbar bleibt zu den Gärten der Ruhe. Wenn dagegen das „Immer-strebend-sich-Bemühen", das Kämpfen bis zum letzten Atemzuge sich aufs materielle Leben erstreckt, so artet es in eine Nimmersattheit aus, die kein ruhiges Behagen aufkommen läßt. Wer viel mit Ausländern verkehrt hat, traf immer zuletzt auf diesen Punkt als Ursache der deutschen Unbeliebtheit. Wir sollten da nicht allzu gefällig von deutscher Tüchtigkeit sprechen. Schön ist diese Lebensform keinesfalls; sie läßt auch keine Zeit für die Ausbildung des Geistigen und Seelischen, und es hat schon seine guten Gründe, wenn die Deutschen im Auslande so leicht ihr Bestes, ihr innerliches Deutschtum, preisgeben.

Der Zug gen Osten würde eher unserm Wesen entsprechen. Das ungeheure Feld der Betätigung gebietet den Kampf bis ans Ende, als Mittel der Selbstbehauptung. Und gerade weil darum nicht Genuß, sondern Arbeit dieses Lebens Inhalt wäre, liegt die Gefahr, dem Materialismus zu erliegen, viel ferner. Dann flüchtet der Deutsche zur Erholung von den Mühen des äußeren Lebens in seine geistige und seelische Heimat. Es ist doch eine nachdenkenswerte Tatsache, daß die deutschen Kolonisatoren im Osten oft unter den schwersten Verhältnissen jahrhundertelang ihr Deutschtum bewahrt haben, während sie im Westen und Süden so leicht es einbüßten. Das ganze Gebiet, das wir durchfahren, ist östliches Kolonialland. Die Marienburg steht gewaltig im fahlen Frühschein und kündet eine lange Geschichte der Arbeit mit Schwert und Pflug.



Mit jeder Fahrtstunde gerät man mehr in den Bereich der Nachwirkungen des ungewöhnlich langen Winters. Es hat einen eigenen Reiz, aus dem vollen, schon fast sommerlichen Grün des deutschen Mittellandes in den Frühling gewissermaßen zurückzufahren. Die vorher so flache Landschaft wellt sich jetzt zur mit Wald, Wiesen und Ackerland überkleideten Düne. Zuweilen öffnet sich der Blick aufs Meer, dessen Nähe auch die zahlreichen auf den Feldern hockenden Möwen künden.

An Königsberg geht es rasch vorbei. Allmählich mehren sich die Spuren des Krieges, glücklicherweise weniger in Zerstörung als im Wiederaufbau. Die neuen Ziegeldächer leuchten durch das junge Grün. In Insterburg gestattet der Zugwechsel einen kurzen Besuch der Stadt, die an sich wenig Sehenswertes bietet. Hier künden ausgebrannte Arbeitsstätten von der Russenherrschaft, und der Name Hindenburg steigt aus den Tiefen des Herzens auf die Lippen. Dann geht es weiter über Tilsit. Man sollte gerade jetzt oft vom Tilsiter Frieden sprechen, um allen ins Gedächtnis zu rufen, wie Feindeshärte Friedensbedingungen aufzustellen weiß. Wer in neuen französischen Geschichtsbüchern diese Abschnitte gelesen hat, weiß, daß wir vom heutigen Geschlechte nichts Besseres zu erwarten haben, wenn ihm die Möglichkeit gegeben wäre, die Bedingungen zu diktieren.

Nun sind wir im ehemaligen Rußland. Man braucht es einem nicht zu sagen, die Landschaft verkündet es, d. h. das, was der Mensch aus ihr gemacht, in sie hineingestellt hat. Weite Strecken Ödlandes schieben sich vorbei, verfilzte Wälder mit ganz altem Schnee- und Windbruch; die armseligen Bauernhütten kleben am Boden. Hier häufen sich die Spuren der Zerstörung. Armseliger, mitleidheischender, als ausgebrannte Hütten, wirken zerschossene, halb verkohlte Baumstämme. Immer größer werden die Waldstrecken. Die Birke tritt die Herrschaft an. Der in unserer Vorstellung schlanke, leichte Baum erscheint hier oft in ganz gewaltiger Größe. Die jungen Birkenwälder leuchten im ersten Grün; oft hängen sie wie wehende Vorhänge vor dunkeln Kiefern- und Tannenwäldern. Immer wieder fährt der Zug an ungeheuren Holzstapeln vorbei. Dann öffnet sich das Auge immer mehr für die mit Hilfe dieser Holzvorräte geleistete Arbeit in Wegebauten und Anlagen aller Art. Diese gewalttätige, von der Not gebotene Durchforstung wird sich unter guter Fürsorge aber eher als ein Vorteil erweisen. Die Landschaft ist hier reicher bewegt. Tiefe Taleinschnitte künden von der Gewalt der im Winter sich hier sammelnden Wassermengen. Mit dem Überschreiten der kurischen Grenze wird der Wald immer bedeutender. Die Gehöfte — Dörfer sind sehr selten — gewinnen wieder ein stattlicheres Ansehen. Auch auf das lettische Bauernhaus hat durch Vermittlung der deutschen Herrenschicht der deutsche Bauernhausbau eingewirkt.

In der neunten Abendstunde sind wir in Mitau. Die Kraftwagen jagen durch die menschenleeren Straßen. Überall starren ausgebrannte Häuser. Aber dem Städtchen als Ganzes ist sein friedliches Gepräge nicht zu rauben. Man könnte sich in einer kleinen mitteldeutschen Residenz glauben. Im äußerlich stattlichen, innerlich aber etwas verwahrlosten „Kurischen Hof" finden wir Unter-

kunft. Die lettische Bedienung ist reichlich unbeholfen. Etwas Verkniffenes, ohne bösen Willen Widerborstiges liegt auf allen diesen Leuten, mit denen man zu tun bekommt. Nachdem wir uns erfrischt, verbringen wir noch einige Stunden im großen Offizierskasino und erleben beim Hinaustreten in herrlichster Schönheit die „weiße Nacht". Es ist eine ganz andere Helle, als der Mond sie gibt, der ja auch kaum das erste Viertel überschritten hat. Der mitternächtige Horizont zeigt Farben wie im Sonnenuntergang. Es ist, als wogten Licht und Dunkelheit durcheinander. In den Häusern blinzt kein Licht. Weithin hallen unsere Schritte auf dem Kopfpflaster des riesigen Marktplatzes; sonst ist kein Laut zu hören. Alles atmet den Frieden der deutschen Kleinstadt, wie ein Ludwig Richter oder Spitzweg sie uns gestaltet hat.

Am nächsten Morgen in aller Frühe mache ich einen Gang durch Mitaus Straßen. Einige schöne Fachwerkhäuser, ein Hof beim Rathaus verstärken das Gefühl, in einem kleinen deutschen Städtchen zu sein. Dabei hatte Mitau vor dem Kriege immerhin etwa 50 000 Einwohner; jetzt zählt es allerdings nur noch 8000, die anderen sind geflohen und verschleppt. Von einem Haus grüßt der Name Bismarck. Es ist das 1770 von einer Katharina von Bismarck gegründete Katharinenstift.

Um neun Uhr werden wir im Schloß empfangen. Der außen und innen weitläufige Bau im gemäßigten italienischen Barock des 18. Jahrhunderts verrät heute nichts mehr von den lustigen Festen, die noch ein Casanova unter Herzog Biron, der großen Katharina Günstling, hier mitgefeiert hat. Die kahlen Räume tragen jetzt als einzigen Wandschmuck große Karten und allerlei dienstliche Anschläge. Wir werden nacheinander vom Chef des Generalstabes und dem Oberkommandierenden empfangen. Beide geben uns ein Bild der militärischen Lage. Beide sind sich einig im Lobe der Truppen und erweisen gewissermaßen ihre Ehrenbezeugung dem einfachen Soldaten, vor allem dem Infanteristen im vordersten Graben. Es sind ungeheure Anforderungen an unsere Leute gestellt worden. Der Winter hat ihnen furchtbar zugesetzt; er war von fast unerhörter Härte, und wenn auch der Kältegrad von 35 unter Null nicht allzu selten in diesem Landstriche ist, daß vier volle Monate das Wetterglas nicht über 12 Kältegrade steigt, wie es im letzten Winter der Fall gewesen, ist doch nur eine ganz seltene Erscheinung. Erst in dieser vierten Maiwoche, eigentlich erst seit gestern, ist ein wirklich warmer Tag und eine frostfreie Nacht zu verzeichnen. Wohl haben in den letzten Wochen und Monaten keine großen Kampfhandlungen stattgefunden, aber die Anforderungen an die Wachtbereitschaft der Mannschaften sind bei der verhältnismäßig geringen Stärke unserer Truppen außerordentlich hoch. Und wenn wir zur Vorsicht bei der Besichtigung der Gräben ermahnt werden, geschieht es nicht nur um unsertwillen, sondern wohl noch mehr um der Mannschaft eine nachherige Belästigung durch den Feind zu ersparen.

Hier erfahren wir auch, wie die vielen Klagen aus der Heimat den Truppen ihre Haltung erschweren. Wir haben uns schon hier dieser heimatlichen Schwachseligkeit geschämt; in den nächsten Tagen hat sich dieses Gefühl vertieft und oft

auch in zornigen Ingrimm gewandelt. Gewiß, bei den meisten, den einfachen Frauen zumal, ist diese Kleingläubigkeit zu einem guten Teil Unbeholfenheit. Wie viele von diesen Leuten haben ihr Lebtag kaum einen längeren Brief schreiben müssen. Jetzt sitzen sie vor den vier leeren Seiten. Das eigentlich Tatsächliche ist rasch erschöpft, und im Mitteilungsdrang entladen sich die kleinen Sorgen des Alltags. Stände einer daneben und stimmte mitschimpfend ein, so schlüge bei der Briefschreiberin die Meinung um, und sie würde wohl schließlich selber lachend feststellen, daß es immer noch auszuhalten und schließlich jeder und jede findig genug sei, neben den amtlich zugeteilten Nahrungsmitteln sich noch irgendetwas zu erhamstern. Übrigens sind die männlichen Klageweiber in der Heimat nicht seltener, und auch das viele leichtfertige Gewäsch über Überfluß in den besetzten Gebieten und allerlei Schwelgerei hat argen Schaden angerichtet.

Unsere Truppen leiden keinen Mangel. Die Kost, die wir in den verschiedenen Küchen versuchten, war gut und kräftig. Wir haben durchschnittlich täglich zweimal als Gäste von Offiziersheimen und Kasinos gegessen, und die altgerühmte Gastfreundschaft und Offizierskameradschaft erstrahlte auch hier im Kriegsgebiete im schönsten Glanze. Um so mehr fühle ich mich verpflichtet, ausdrücklich zu betonen, daß wir Zivilisten aus der Heimat uns mit Beschämung eingestanden, wieviel anspruchsvoller, wenigstens hinsichtlich der Masse des Dargereichten wir zu Hause im Vergleich zu diesen Männern an der Front noch sind. Überhaupt haben wir, von denen zu Hause jetzt doch auch ein Doppeltes an Arbeitsleistung verlangt wird, immer wieder unsere Bewunderung, aber auch unsere helle Freude gehabt an der zusammengerissenen Energie, der geschlossenen Sachlichkeit, der klaren Entschiedenheit und dem kräftigen Willen dieser Männer, die durchweg wie gleichaltrig wirkten, indem die an Lebensalter Reicheren verjüngt erschienen, die Jugendlichen, vielfach kaum der Schulbank Entwachsenen, durch ernste Verantwortung gereift waren. Ein körperlich und geistig prächtiges Geschlecht hat sich draußen entwickelt, ein Männergeschlecht, das gewohnt ist, das Höchste von sich zu fordern, das Letzte an Kraft herzugeben. Möge es bald im Frieden der Heimat dienen können! —

Auf der alten Straße Mitau-Riga jagen unsere Kraftwagen nach dem in den großen Kämpfen oft genannten Frontabschnitt von Olai. An tausend Fuhrwerken geht es vorbei. Es ist ein unaufhörlicher Zug nach der Front und zurück, ein stetes Hin und Her, immer in Bewegung, dabei aber doch in der ruhigen Sicherheit des auf die Minute arbeitenden Uhrwerks. Seit den Morgenstunden grollt Kanonendonner von der Front her. Es ist heute lebhafter, als in den letzten Tagen und Wochen. Ein russisches Kampfflugzeug hat einige hundert Meter vor unserer Linie zwischen den beiden Stellungen landen müssen und wird nun von unserer Artillerie in Brand geschossen. Die Russen erwidern zur Vergeltung mit einigen hundert Schüssen. Von einem hohen Beobachtungsstande können wir die Vernichtung des Flugzeuges sehen, und durch das Scherenfernrohr gewinnen wir einen Blick in die weitausgedehnte, an einzelnen Stellen sechsfach hintereinander gestaffelten russischen Stellungen. Es ist ein seltsames Gefühl, wenn

man so drüben die Leute in ihren Gräben arbeiten und sich herumbewegen sieht, genau wie man es nachher beim Marsch durch unsere Stellungen auf der eigenen Seite erlebt.

An diesen haben unsere Leute im langen Aufenthalt unermüdlich gebaut. Man kann hier nicht von Gräben im eigentlichen Sinne sprechen, denn in die Erde hinein konnte nicht gegraben werden, weil man sofort auf Wasser stieß. So ist alles aufgeworfen und kunstvoll mit Holzwerk aller Art verschient, mit geflochtenen Reisiglagen festgemacht. Rührend, wie der Frühling in den längst abgeschnittenen Zweigen die letzten Reste von Saft herausholt und aus dem abgestorbenen Holze neues Grün treibt. Die Unterstände sind zu richtigen Blockhütten ausgebaut. Unendliche Massen von Holz, das ja von den umliegenden Wäldern unerschöpflich geboten wird, sind hier verarbeitet worden. Unser Führer schätzt den Holzwert der Fünfkilometerstellung, die wir besichtigen, auf fünf Millionen Mark.

Ich glaube, es ist verkehrt, wenn man diese ungeheure Tätigkeit lediglich vom volkswirtschaftlichen Standpunkte würdigt. Dann sieht man nur Zerstörung und eigentlich unfruchtbare, weil ohne diese Zerstörung überflüssige Arbeit. Auf mich dagegen hat der Anblick dieser ungeheuren Arbeitsleistung fast beglückend gewirkt, und ich habe so stark das in aller Arbeit liegende Bejahende empfunden, daß mir dahinter der Gedanke an Zerstörung ganz verschwand. Ich kann mir auch gar nicht denken, daß für den hier wirkenden Menschen nicht dieses Positive ausschlaggebend wirkt. Dann aber muß trotz allem ein Segen von dieser Arbeit ausgehen. Die gewohnten Verhältnisse bieten sicher niemals so die Gelegenheit des Herausholens der letzten Kräfte im Menschen, und Schillers Wort: „Im Felde da ist der Mann noch was wert“, ist mir in diesen Tagen bei hundert Gelegenheiten eingefallen, von denen keine der Kampf an sich war. Ich glaube, der Tüchtige muß hier irgendwie zur Geltung kommen, vielleicht nicht in der Form, die Anerkennung findet, selbst nicht bei einem wohlwollenden Vorgesetzten, aber in jener Art, die aus den jeweiligen Verhältnissen den höchsten Nutzen schlägt, die alle Erfinder- und Phantasiefähigkeit im Menschen wachruft, um die Lebensmöglichkeiten zu erhöhen und zu verbessern. Dabei offenbart sich dann in beglückendster Weise die innere Gefühlsästhetik des deutschen Volkes. Man stolpert bei uns allerwegen über Geschmacklosigkeiten, und ich glaube, fürs rein Formale ist der Romane reicher begabt, obwohl man ja auch dort des übelsten Kitsches bei hoch und niedrig genug findet. Der Deutsche besitzt aber in jedem Fall ein selbst hochstehenden romanischen Volkskreisen abgehendes Bedürfnis der Verschönerung der alltäglichen Lebenserscheinungen, zur Sauberkeit einerseits und andererseits zur Bereicherung mit Erinnerungs- und Stimmungswerten. Selbst im engen Graben finden unsere Männer immer noch ein Plätzchen, um einige Blumen anzubringen; ein paar schöne Hölzer sind so verzimmert, daß sich ein gemütlicher Winkel ergibt. Und ganz ergreifend ist die Pflege der Gräber.

Ach, um diese Gräber! Die größeren Kirchhöfe haben mich nicht so ergriffen, wie die einsamen, im Felde verlorenen Gräber, die einem allenthalben aufstoßen. Das helle Birkenholz leuchtet zum einfachen Kreuz gezimmert. Wo sie es erreichen

konnten, haben sie auf kleinem Schilde den Namen des Gefallenen vermerkt, und fast immer ist die Grabstätte eingezäunt. Ein Bild haftet mir da unvergänglich im Gedächtnis; dabei ist es so einfach, daß es bei der Schilderung kaum Eindruck machen kann. Am Pfingstmorgen war's. Unsere Wagen jagten wieder durch die Landschaft nach einem anderen Ziele. Wir waren ziemlich weit von jedem „Lager" entfernt, da sah ich an einer kleinen Kuppe einen einsamen Soldaten an einem Zaune um ein Soldatenkreuz werken. Der hat so seine Pfingstandacht verrichtet, indem er einem vermutlich ihm unbekannten Kameraden sein Grab schön machte. —

Es ist schwer, eine Vorstellung von der Schützengrabenwelt zu vermitteln. Sie ist so verschieden wie die Landschaft, da sie sich dieser ja anschmiegt; nicht nur in der gesamten Bauanlage, sondern in jedem Meter des Aufbaues. Darum läuft man selbst in der einen gleichen Stellung kilometerlang mit derselben Aufmerksamkeit, der gleichen Überraschung, ja Spannung durch diese engen Gräben und die vielerlei Anlagen von Unterständen, wie man durch eine reiche Landschaft wandert. Man kann sich wohl vorstellen, daß auch für einen solchen Graben sich eine Art von Heimatgefühl entwickeln mag.

Etwas weiter zurück, in den anliegenden Wäldern, haben sich unsere Feldgrauen eine große Zahl von Blockhäusern gebaut, deren manche einen recht stattlichen Eindruck machen. Und das sei gerade als deutsche Art wieder besonders hervorgehoben, weil es auch bezeugt, wie unser Mann niemals daran denkt, daß er dieses sein Werk vielleicht schon in den wenigen Tagen wieder aufgeben muß, sei es, weil sein Truppenteil versetzt wird, sei es, daß der Kampf die Räumung gebietet, oder man selber abberufen wird für immer von dieser Erde, die so ganz Stätte der Mühe und Arbeit und doch noch nicht ein trostloses Jammertal ist. Sie sind ernst, unsere Leute, des langen Krieges müde, und — es wäre ja unmenschlich, wenn es anders wäre — voller Sehnsucht nach Frieden, nach der Rückkehr in die Heimat. Aber singen und klingen tut's doch allerwegen; die warme Frühlingssonne lüftet auch Herzen und Hirne und bringt neues Licht in sie hinein.

Der Spätnachmittag in Mitau läßt noch einmal die innere Erregtheit, die wir aus dem Besuch der ersten Linien heimgetragen haben, aufkochen. Der sonst so stille Marktplatz ist auf einmal von Leben durchbebt. Es ist eine ganz eigentümliche Mischung von höchster Anspannung und stärkster innerer Bewegtheit mit äußerlicher Ruhe. Auf großen Autos werden sturmbereite Truppen verladen. Gerüchte schwirren durch die Luft. Die gesteigerte Artillerietätigkeit des Tages scheint große Kampfhandlungen vorbereitet zu haben. Eine Viertelstunde später kehren die Wagen nach einer Schleifenfahrt durch die Stadt zurück, — es war nur eine Übung gewesen. Aber wir fühlen, was diese stete Bereitschaft zum Äußersten und Letzten bedeutet. Etwas von diesem Gespanntsein, von dieser eigentümlichen Abgeschlossenheit, die uns in verschiedenen Abwandlungen bei allen Offizieren, mit denen wir in diesen Tagen zu tun bekommen haben, aufgefallen ist, teilt sich uns selbst mit, und anders als es am Tage zuvor geschehen wäre, folgen wir heute der Einladung zum Abendessen ins Generalkommando.

Eine eigenartige Herzlichkeit — es trifft wohl bloß das eine Wort recht zu: Kameradschaftlichkeit — hat alle diese Männergesellschaften beherrscht, die einem

jeden von uns unvergeßliche Stunden geworden sind. Den Psychologen könnte es reizen, den Ursachen der Abschattierung nachzuspüren, die das eigentlich immer gleiche gesellschaftliche Bild so abwechslungsreich erscheinen ließen, so daß keine zwei dieser geselligen Runden einander gleich waren. Zuweilen lag es schon am äußeren Rahmen: ein Stadthaus wirkt anders als der Landedelsitz, anders als ein von unseren Leuten erst halbwegs wohnlich gemachtes Offiziersheim. Ein Frauenbildnis an der Wand, vielleicht die Tochter des geflohenen Besitzers, bringt einen Schimmer heimischer Geselligkeit hinein. An anderer Stelle konnte man glauben, bei einem ländlichen Gutsbesitzer nach fröhlicher Jagd beisammen zu sein. Ungemein stark wirkt die Persönlichkeit des Kommandierenden auf die ganze Tonart ein, die immer ernst und gemessen, überall eingestellt auf entscheidende Fragen unseres vaterländischen Lebens, doch auch willig dem Scherz nachgeht und in hundert kleinen Zügen die heimliche Sehnsucht nach den hundert ernsteren und leichteren Beziehungen zu allerhand Kulturfragen der Heimat verrät.

Es ist das Eigentümliche, wie alle diese Leute so ganz ihrem jetzigen Berufe hingegeben sind und doch dann plötzlich in irgendeiner Wendung offenbaren, daß ihr jetziges Sein aus der vollen Hingabe an den „Ruf der Stunde“ entstanden ist, aber nicht den „Beruf ihres Lebens“ ausmacht. Ich glaube darum, daß trotz der langen Dauer des Krieges den meisten die Wiederaufnahme ihres alten Berufes kaum Schwierigkeiten bereiten wird. Es wird ihnen sein, als sei ein elektrischer Strom ausgeschaltet gewesen; nachher wird er wieder eingestellt werden und das alte Leben geht seinen Lauf weiter. Eines freilich erwarte ich: es wird weniger gleichgültige Menschen geben als zuvor, die ihre Lebenstätigkeit als ein bloßes Muß, als milchende Kuh auffaßten. Sie haben es jetzt gelernt, sich ganz der Pflicht hinzugeben. Das wird zu einer Charaktereigenschaft, zu einer Lebensnotwendigkeit und muß unserer ganzen Lebensführung nach dem Kriege zugute kommen. Ich glaube, diese Umschaltung der Arbeit wird dann auch jene Erschlaffung überwinden helfen, die nach dieser ungeheuren Anstrengung naturnotwendig folgen muß. Am schwersten werden es deshalb die Berufsoffiziere haben.

Der Abend bringt reiche Ausbeute, da der Chef der deutschen Verwaltung in Kurland in lichtvollem Vortrage uns über Land und Leute unterrichtet und die Aussichten einer Besiedelung darlegt. Der Gedanke eines Verzichtes auf dieses Land kommt einem gar nicht; er ist mir in allen diesen Tagen nur bei einem einzigen Manne als erwägenswert ausgesprochen worden. Sicher denkt in der Hinsicht der einfache Soldat nicht so weit, wie der Offizier. Er erliegt natürlich auch in ganz anderm Maße den Stimmen und Stimmungen von zuhause. Aber ich habe keine der vielen Gelegenheiten ungenutzt gelassen, mit den einfachen Leuten diese Frage zu besprechen, und nicht einer war, dessen natürliches Empfinden nicht gewesen wäre: Dieses Land ist bereits unser; es ist bereits deutsches Land. Es würde ja auch aller menschlichen Art widersprechen, wenn man ein Gebiet, in dem man zwei Jahre derartig gearbeitet hat, nicht als sein eigen ansehen würde.

Ich möchte gleich an dieser Stelle kurz das Ergebnis all der vielfältigen Aussprachen über diese Fragen der Annexion von Kurland zusammenfassen, die den Hauptinhalt aller Gespräche während der Reise bildeten. Ich habe dabei

Gelegenheit gehabt, auch mit einem hervorragenden Lettenführer eingehend zu sprechen, noch häufiger natürlich mit deutschen Balten. Aber auch unsere Offiziere, unter denen sich ja sämtliche Lebensberufe der Heimat vertreten befinden, sind hier als gewichtige Beurteiler anzusehen. Ein großer Teil von ihnen hat im eroberten Lande eine großartige Friedenstätigkeit bewährt. Was ich nachher von Libau zu erzählen habe, wird bei aller Knappheit des Aufrisses davon eine Vorstellung vermitteln. Betonen noch möchte ich, daß natürlich den Leuten, die in diesem Leben ganz darin stehen, weniger die weitsichtigen Probleme sich auftun. Der Tag stellt sie immer vor neue Aufgaben, deren Erfüllung ihre Pflicht ist, aber gerade die Selbstverständlichkeit, mit der sie in diese Tätigkeit hineinwachsen, ist indirekt ein Beweis dafür, wie sehr diese ganze Tätigkeit in der Natur unserer deutschen Lebensforderung liegt.

Deutschlands Lebensfrage drängt sich in den einfachen Satz zusammen: **Wir brauchen Land.** Das von unseren bisherigen Grenzen umschlossene Gebiet reicht nicht aus, dem deutschen Aufwuchs Arbeit zu geben, geschweige denn ihn zu ernähren. Die Arbeitsmöglichkeit kann sich in der Zukunft noch wesentlich verschlechtern, wenn es Deutschlands Gegnern gelingt, ihm die industriellen Ausfuhrmöglichkeiten zu beschränken. Der Krieg hat uns gezeigt, daß die in fremde Länder abgegebenen Arbeitskräfte dem Stammlande für wirklich entscheidende Zeiten der Not verloren sind. Daran wird sich nichts Grundsätzliches ändern lassen, so viel besser das Auslandsdeutschtum auch organisiert werden kann.

Unsere geographische Lage macht uns zum **Bollwerk des Germanentums gegen das Slawentum.** Die slawische Welt nennt heute so ungeheures Landgebiet ihr eigen, daß sie auf Jahrhunderte hinaus auch bei gesegnetster Volksvermehrung als geschlossener Völkerblock beisammen bleiben kann. Wollen wir das Deutschtum nicht der unausbleiblichen Erdrückung durch diese slawische Masse preisgeben, müssen wir alles daransetzen, der ungeheuren slawischen Masse eine möglichst geschlossene Sammlung der deutschen Kräfte entgegenzustellen. Das kann nur im engsten geographischen Zusammenschlusse mit unserm jetzigen Deutschland geschehen.

Das Landgebiet, das wir für die Ansiedelung, für den Aufwuchs dieses deutschen Volkes brauchen, kann **nur** im **Osten** gefunden werden. Was westlich von uns liegt, ist nicht nur dicht bewohnt, sondern auch durch alte Geschichte derartig einer uns wesensfremden Kultur verankert, daß es gar nicht möglich ist, diese Gebiete wirklich deutsch zu machen. So sicher es unsere Pflicht ist, dem deutschen Blute in diesen Gegenden, also vor allem dem Vlamentum, die freie Entwicklung zu ermöglichen, so kann doch aller Gewinn darüber hinaus höchstens einen materiellen Bodengewinn, niemals einen wirklichen Volksgewinn darstellen. Anders liegt die Frage im Osten. Da sind weite, ungemein dünn bevölkerte Landstrecken, deren Bevölkerung sich entweder wird eindeutschen lassen oder der höheren Gewalt weichen kann, weil für sie weiter ostwärts bei Stammverwandten reichlich Platz ist. Wer eine solche gewaltsame Ausdehnung für unsittlich und unmöglich erklärt, verkennt die elementarsten Grundgesetze des Lebens. Man braucht noch nicht einmal den abgegriffenen Satz vom Kampf ums Dasein zu bemühen. Noch gilt das

Wort: „Raum für alle hat die Erde". Da muß auch der Folgerungssatz gelten, daß diejenigen, die auf der Erde sind, das Recht auf diesen Raum haben. Es kann da keine vererbten Rechte geben, sondern das höchste Gebot liegt in der Entwicklung. Diese wird zum Naturgesetz. Wie im Walde der stärker wachsende Baum den schwächeren zur Seite drängt, seinen Wurzeln die Nahrung, seinem Wipfel das Licht nimmt, kraft des Rechtes der in ihm wirkenden stärkeren Natur, so muß ein Volk das Recht der Ausdehnung haben, wenn das von ihm besetzte Land nicht mehr ausreicht. Will der Nachbar nicht weichen, so kommt es eben zum Kampf. Das menschliche Leben zeigt damit nur die natürliche Fortsetzung des gesamten Daseins der Natur. Dieser Kampf gibt aber das moralische Recht demjenigen, der keinen Platz mehr hat, gegenüber dem andern, der ihn in Überfülle besitzt.

In dieser Lage stehen wir Deutsche gegenüber den Slawen. In erster Linie gilt dieses Verhältnis bei den baltischen Provinzen und der sie mit Deutschland verbindenden Brücke, Litauen. Also hier spricht einfach eine harte Notwendigkeit, und es bedürfte zur Rechtfertigung für eine Annexion dieser Provinzen durchaus nicht des Hinweises auf die geschichtliche Vergangenheit. Als diese Ostseeprovinzen zum deutschen Kolonialland gemacht wurden, befand sich unser Volk nicht im Lebenszwang der Ausdehnung, sondern im Lebensdrang. Der letztere ist das Größere, und alle große Politik hat immer danach gestrebt, in Voraussicht auf das künftige innere Wachstum des Volkes ihm die äußeren Landesgrenzen möglichst weit abzustecken. Auch das ist noch nicht Eroberertum im üblen Sinne. Dieses beginnt erst dort, wo ohne die Möglichkeit dieses inneren Nachwachsens aus reiner Machtgier Fremdes unterjocht wird, wo also das letzte Ziel nicht ist, sich selber ein Arbeitsfeld zu schaffen, sondern andere sich zu Sklaven zu machen, um in Ausbeutung ihrer Arbeit selber nichts zu tun.

Alles große weltgeschichtliche Geschehen trägt in seiner Möglichkeit auch die Rechtfertigung in sich. Wenn es in den baltischen Provinzen einer dünnen deutschen Oberschicht, die nirgends ein Zehntel der Gesamtbevölkerung ausmacht, gelungen ist, jahrhundertelang innerhalb eines fremden Staatsverbandes ohne jede Unterstützung des zeitweilig denkbar schwachen Mutterlandes die Vorherrschaft der deutschen Lebensart und des deutschen Geistes aufrecht zu erhalten, so liegt schon in dieser Tatsache der Beweis, daß für die andern der Besitz oder doch die Beherrschung dieses Landes keine Lebensnotwendigkeit war. Für die Russen versteht sich das eigentlich von selbst. Rußland als Konglomerat zahlreicher Einzelvölker wird in nationaler Hinsicht überhaupt erst die Entwicklung durchmachen müssen, diese einzelnen Nationen in ihren Lebensmöglichkeiten zu entwickeln, bevor es daran denken kann, dem vorweggenommenen geographischen Staatsbegriff „Rußland" einen nationalen Inhalt zu geben. Und auch dazu wird es zunächst einer Verdichtung bedürfen. Der Körper Rußland ist viel zu groß, als daß er von dem jetzigen Blutbestande wirklich lebendig durchblutet werden könnte. Der Russe hat darum auch die baltischen Provinzen Jahrhunderte hindurch eigentlich als „Ausland" angesehen. Und wenn in der letzten Zeit die bewußt nationalistische Bewegung sich gerade auf diese Gebiete stürzte, so ist das nur ein Beweis für die Empfindung der eigentlichen Nichtzugehörigkeit dieser Landstriche; denn jede

derartige halbwegs künstlich erzeugte nationalistische Bewegung betätigt sich zunächst in „Eroberungen". Aber abgesehen von der im kleinstaatlichen Sinne herrschenden Oberschicht in Litauen und den baltischen Provinzen — also dort Polen, hier Deutsche — steht die Bewohnerschaft dem Russentum nach Blut und Art nicht näher, als dem angrenzenden Deutschtum. Die Kuren sind so gut wie ausgestorben und die wenigen Millionen Letten und Litauer sind, wie sie wohl selber heute zum großen Teile einsehen, nicht imstande, als politisch selbständiges Staatswesen zwischen den gewaltigen umliegenden Reichen sich zu behaupten. Das staatliche Aufgesogenwerden ist für sie unabwendbares Schicksal. Ihr geistiges und seelisches Volkstum dagegen kann ihnen Deutschland ohne jede Gefahr unangetastet lassen. Es ist für den deutschen Staat ohne jeden Belang, daß Letten und Litauer ihr Volkstum aufgeben. Wir können es ruhig ihnen selbst und der Zeit überlassen, ob sie es von selber tun wollen. Je ruhiger man da die Zeit gewähren läßt, um so natürlicher wird sich die Selbstaufgabe vollziehen. Jede Gewalt ruft dagegen Widerstand hervor und verstärkt die Gegenbewegung. Die kolonialgeschichtliche Erfahrung zeigt an zahlreichen Beispielen, daß es vollauf genügt, die wirklichen Lebensvorteile an das Bekenntnis zur herrschenden Staatskultur oder doch wenigstens die Beherrschung der amtlichen Sprache zu knüpfen. Hierin aber sollte man darum auch unerbittlich sein. Für das Erlangen auch des kleinsten Amtes werde die Kenntnis der deutschen Sprache verlangt. Diese keinen schädigende Maßregel wird ganz von selbst bewirken, daß jeder strebsame Fremdstämmige diese Sprache der Gesamtheit erlernt, und daß damit ganz von selbst diese Kultur als die vorteilhaftere und damit auch als die wertvollere dasteht.

Das bisherige anders geartete Verhalten der Deutschen in Kurland gegenüber den Letten war durch die Not geboten. Eine so kleine Minderheit konnte sich nur durch scharfe Trennung in jeder Hinsicht das Übergewicht erhalten. Einem dem großen deutschen Staat einverleibten Lettentum gegenüber ist die Lage viel einfacher.

Natürlich muß sich auch dieses Bevölkerungsverhältnis von deutsch zu lettisch zugunsten des ersteren verschieben. Wir wollen ja das neue Land nicht des bloßen Besitzes wegen, sondern um der Ansiedelungsmöglichkeiten willen. Diese haben in Kurland die besten Aussichten. Gegenüber einer durchschnittlichen Bevölkerung Preußens mit hundert Bewohnern auf den Quadratkilometer, zweiundfünfzig Bewohnern auf den Quadratkilometer sogar in dem bevölkerungsarmen Ostpreußen, hatte Kurland vor dem Kriege nur fünfundzwanzig Bewohner auf der gleichen Fläche. Heute sind fast zwei Drittel der Letten abgewandert. Aber selbst wenn wir annehmen, daß wenigstens die Bauernschaft so weit wie möglich wieder zurückkehrt, ist hier Raum für eine große Zahl deutscher Ansiedler vorhanden. Auch das besetzte Litauen, wenn auch dichter bevölkert, bietet reiche Siedelungsmöglichkeit.

Sachverständige bezeichnen Kurland und Litauen als Siedelungsland ersten Ranges. Der ausnehmend schwere Winter, den das Land hinter sich hat, wird manchen an der Front ungünstig stimmen, und auch im Deutschen Reichstag sind einzelne Stimmen laut geworden, die von unseren Truppen geleistete Landarbeit

habe sich nicht gelohnt. Dieses Urteil führt in die Irre. Wenn sich die letztjährige Bewirtschaftung Kurlands und Litauens nicht im erwarteten Maße gelohnt hat, so lag es daran, daß wir eben eine „Kriegswirtschaft“ hatten. Da kein Vieh mehr im Lande ist, fehlt der natürliche Dünger, und an künstlichem konnte nicht genug herangeschafft werden. Das Saatgut war nicht akklimatisiert und zum Teil wenig keimkräftig. Der Boden war noch vom Frieden her verunkrautet, die Ackergeräte vielfach ungeeignet. Zum Teil aber lag es auch an der schlechten Organisation. Im Operationsgebiet selbst, wo das Militär die Bewirtschaftung in der Hand hatte, waren die Erträgnisse gut. Im besetzten Gebiet, wo es an Offizieren und Mannschaften fehlte und man gegen die Gleichgültigkeit oder auch den Widerstand, ja den Übelsinn der Bevölkerung zu kämpfen hatte, schlecht. Die Landwirte, die die kurische Zeit mitgemacht haben, sind von den guten Aussichten einer Besiedelung überzeugt. Der Winter ist ziemlich wie der ostpreußische. Der Sommer reicht trotz seiner Kürze in Wärme und Niederschlägen, vor allem dank dem fruchtbaren Tau für das Wachstum aus. Der Boden zeigt die verschiedenste Art, vom Flugsand bis zum schwersten Tonboden. Je nach den Gegenden gedeiht Weizen, Gerste, Hanf, Lein, in ganz hervorragendem Maße Klee und andere Futtergewächse, so daß auch schon vor dem Kriege die Viehhaltung vielfach einen hohen Stand erreicht hatte. Jedenfalls wäre es möglich, in Kurland jenen Viehbestand, den wir für unseren Fleischbedarf bis jetzt einführen müssen, aufzuziehen. Bis jetzt ist die Bewirtschaftung nicht nur in den zum Teil riesigen Gütern, sondern auch beim Bauern viel zu ausgedehnt. Wir brauchen einen Kleinbetrieb, dem das Land unter Ausschluß jeder Privatspekulation vom Staat zugeteilt werden müßte.

Aus voller Überzeugung sprachen sich erfahrene deutsche Landwirte, die in diesem Kriegsjahre in Kurland praktische Arbeit geleistet haben, dahin aus, daß der Erwerb dieses Landes auch ohne jede sonstige Kriegsentschädigung einen hohen Gewinn darstellen würde. Darf ich gleich hinzufügen, daß an anderer Stelle von genauen Kennern Rußlands das bei uns vielfach verbreitete Bedenken, daß eine solche Landannexion in dem darunter leidenden Landeskörper wie eine dauernde Wunde schwäre, hellauf verlacht wurde. Den französischen Revanchegedanken darf man nicht auf Rußland übertragen. Wir sehen ja auch, wie schon jetzt Rußland sich mit der Gestaltung eines selbständigen Polens ohne weiteres abfindet. Die Ostseeprovinzen waren ihm in noch viel höherem Maße „Ausland“. Man muß nur rechtzeitig vollendete Tatsachen schaffen.

Aber wir sollen auch nicht immer an Rußland denken. Wir stehen uns selbst doch noch näher. Und da rückt immer ernster eine neue Drohung gegen uns heran. Es ist nicht bloßes Gerede, daß England an der russischen Ostseeküste Fuß zu fassen versucht. Selbst wenn manche Nachrichten über die Gegenleistungen, die sich England für seine Kriegsdarlehen ausbedungen haben soll, übertrieben sein sollten, es würde der ganzen englischen Geschichte widersprechen, wenn dieses weitausblickende Politikervolk nicht alles daran setzte, auch irgendwo in der Ostsee sich ein Gibraltar zu sichern. Dann sind wir vom Meere noch viel grausamer abgeschnürt, als es unsere geographische Lage schon jetzt mit sich gebracht hat. Dann hat die Ostsee endgültig aufgehört, ein deutsches Meer zu sein. Hier steht unser Volk in

Notwehr, wenn nicht für die Stunde, so für die nahe Zukunft. Und die Kurzsichtigkeit, die die Möglichkeiten der Gegenwart nicht voll ausnutzt, wird zum Verbrechen an der Zukunft.

Diese Zukunftssorgen um unser liebes Vaterland, die Möglichkeiten, ihnen zu begegnen, zogen sich als Leitmotiv durch alle Gespräche dieser Pfingsttage in Kurland. Was man auch zu sehen und zu hören bekam, immer wieder endete man bei diesen Gedanken und Erörterungen, deren man nicht müde wurde, weil man immer wieder von anderer Seite aus anderem Gesichtswinkel heraus an die Fragen herantrat. Und dabei war doch, was wir sahen und erlebten, von so überreicher Fülle und buntem Wechsel, daß es einem nachträglich kaum möglich scheinen will, es sei das alles innerhalb weniger Tage an einem vorbeigezogen. Freilich war es auch nur möglich bei dieser ausgezeichneten Zeitausnutzung und der geradezu vorbildlichen Führung, die uns in jedem der verschiedenen Abschnitte von besonders Berufenen in unermüdlicher Liebenswürdigkeit zuteil wurde. Ich will nur noch in aller Knappheit gleich den Bildern eines Films die Tage an den Augen der Leser vorüberziehen lassen. (Schluß folgt)

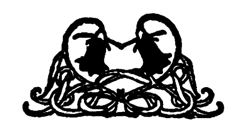
Bilder aus Kurland · Von Paul Mochmann

Markt in Mitau.

Von Menschen wimmeln schwarz des Marktes Gänge.
Die Bauernweiber, ganz in Pelz gemummt,
Ragen wie Götzenbilder aus der Menge,
Die emsig um die niedern Schlitten summt.
Nur manchmal staut sich plötzlich das Gedränge,
Und jedes Marktgeräusch ist jäh verstummt:
Wenn durch die Luft wie Frühlingsdonnerklänge
Das dumpfe Donnern der Geschütze brummt.

Der Gastfreund.

Behaglich singt die blanke Teemaschine.
Sechs Köpfe hält umspannt der Lampenkreis.
Der blasse Leutnant, noch am Arm die Schiene,
Erzählt von blutigem Kampf in Schnee und Eis.
Der Vater lauscht ihm mit gespannter Miene,
Der blonden Knaben Wangen glühen heiß.
Die Hausfrau sorgt, daß sie den Gast bediene.
„Wie meine Mutter!“ dankt der Fremde leis.



„Vater! hilf auch du!“

Von Georg Max Knopff

Es ist so!

Der Vater liegt draußen im Felde, im Unterstand. Ganz dicht vor dem Feinde. Und die Geschosse wirbeln über seinem Haupte. Oder er fährt unter dem Wasser nach Engelland. Und fliegt durch die Luft.

Da stehen die Kinder und schauen empor, ob Vater nicht eine Kußhand aus den Wolken wirft.

Kinder, die nicht allein Mutterwärme suchen, Mutteraugen küssen wollen, die an die Hand genommen sein wollen, vom Vater!

Einmal sagte Vater zu mir:

„Heute ist Sonntag, heute hab' ich viel Zeit. Heute gehen wir hinaus, Junge, mit dem Netze und fangen und fischen!“

Nun hat Vater keine Zeit mehr für seinen Buben.

Er ist weit fort.

Wochen dauert die Fahrt, die der kurze Gruß nimmt, der wie eine Schnecke aus dem Osten oder Westen oder aus der Türkei, aus Asien, herangekrochen kommt.

Solcher Brief läßt Mutters Hand zittern. Sie reißt ihn auf, kreuz und quer. Und liest nicht . ., sie überfliegt. Und atmet auf, steht Gutes darin. Aber sie seufzt so tief, so traurig, wie ein ganz altes Kummermütterlein, schreiben die Zeilen Anderes, Unfrohes. . .

Das Kind schaut die Mutter an.

Leise streicht die linde Hand über den Scheitel. Und eine schwere Träne fällt auf das Goldhaar des Knaben.

Der Brief wandert in die Tasche, für eine einsame Stunde. An ihr hat das Kind keinen Anteil . . .

So sind unsere Frauen!

Nicht alle!

Ich sprach eine.

„Ihr Gatte? Wie geht es ihm, was treibt er, wo liegt er? Ich hoffe, nicht allzu nah!“

„Ganz vorn sogar! Aber er hat doch Zeit, nachts, auf Posten, bei Mondschein! Dann schreibt er! Sogar an den Jungen!“

„An den Jungen?“

Acht oder neun Jahr alt ist er.

Ein blonder, fixer Bursch! Ausgelassen tollt er im Sonnengolde auf der Straße. Lacht und jauchzt!

Und alle Soldatenlieder kennt er.

„Du, wer lehrt dich sie?“

„Vater!“ antwortete er stolz.

„Vater? Der ist doch draußen!"

„Ach, wissen Sie! Er schreibt ja fast jeden Tag! Alle Lieder schickt er mir!"

„Dir?"

„Ja! Und erzählt so viel lustige Sachen!"

Das gab mir zu denken.

Abends erzählte ich's meiner Frau.

Die wunderte sich gar nicht.

„Das ist doch selbstverständlich, Schorsel! Ich würde es grad so machen."

„Selbstverständlich?" staunte ich.

„Gewiß! Alle Väter im Felde sollten es so machen. Und alle daran denken, daß gerade in den Jahren, wo sie draußen sein müssen, so viel Wunderbares in Kinderherz, Kindergemüt und Kinderseele gepflanzt werden kann und muß, so viel, was die Mutter oft beim allerbesten Willen nicht immer vermag."

Und sie fuhr fort:

„Setze dich hin, schreibe einmal darüber. Das ist ein dankenswertes Thema. Von so vielen Gesichtspunkten kann es besprochen, zergliedert, zerpflückt und zusammengewunden werden, zu einem duftenden Lebensstrauß! So viele Frauen, die ich kenne, vermögen ihre Kinder nicht mehr so zu erziehen, wie es unter des Vaters Hand geschieht. Der Werkeltag jagt ihnen ein Ideal über das andere aus dem Hause. Des Leibes Nahrung und Not zermürbt sie. Sie bekommen kleine Fältlein um Augen und Mund. An den Schläfen ringelt der erste blasse Reif. Und erst in der Großstadt mit all ihrer Last und dem schweren Leben. Schlimm ist's für die Kinder! Nicht für die, so in Horten und Spielgärten sind. Für die sorgen und hüten andere. Nicht die Schule allein kann alles tun, alles lehren, alles pflanzen. Sie kann wohl den Acker bestellen, roden und glätten, weil sie für alle da ist, Schablone ist.

Und erst die Mittelstandskinder, die sind arg böse daran!

Gerade, wenn sie so alt sind, wie dein Knirps. Der ist doch mitten im Wachsen, im Sehen, im Staunen, im Lernenwollen! Und fragt die Mutter und jagt sie vom Einmaleins und Plus und Minus zwischen Essen und Trinken und Aufstehen und Schlafengehen mit tausendundeiner Frage. Und will Antwort haben, Erklärung, Aufklärung! Da hält sich die Mutter die Ohren zu. Und wird unwirsch und ungeduldig. Kann man es ihr verargen? Vielleicht vermag sie nicht einmal zu antworten, da der Bub zuviel fragt. In die Horte und Nachmittagsschulen mag sie ihren Liebling nicht geben. Sie will doch ihr Kind für sich, bei sich haben!"

Da nahm ich einen Bogen und Feder und Tinte und schrieb:

„Vater! Hilf auch du! Du kannst es, auch wenn du im Unterstande ruhst und deine Pfeife schmauchst. Oder wenn du an Bord die Geschütze richten läßt. Soviel Zeit hast du immer, daß du deinem Buben schreiben, ihm lehren, erzählen, mit ihm plaudern kannst! Gibt es nicht Fernschulen mit Briefen? Schreibe deinem Sohn und lasse ihn antworten. Und schenke ihm, was du siehst und schaust und erlebst! Glaub' mir, es bildet dein Kind. Und es hilft der Mutter erziehen! Sogar sehr! Mehr, als du glauben magst, mehr, als du ahnen wirst!"

An einen Vater schrieb ich.

Der lachte mich aus! Wozu habe ich denn eine Frau?

Da wurde ich böse.

„Wozu Sie eine Frau haben, Lieber? Früher vielleicht, als noch kein Kind da war . . ! Aber heute, wo der Bub heranwächst? Schämen Sie sich nicht, die Erziehungslasten Ihrer Frau allein aufzubürden? Mithelfen, miterziehen sollen Sie! Wie wird Ihnen zumute sein, wenn Sie wiederkommen und am Tische sitzen und haben ein ungezogenes, eigensinniges Balg vor sich, an dem Sie mäkeln? Denken Sie sich das einmal aus!

Und Ihr Junge weiß gar nichts von der großen Zeit, als das, was ihm die Schule beibringt. War Ihr Vater nicht 70 auch mit? Haben Sie ihn nicht später so oft gebettelt: ‚Erzähle mir doch, wie es damals war, als ihr den Berg bei Spichern nahmt?‘ Und das, wo die Franktireurs aus dem Hinterhalte auf dich schossen? Und dann, die feine Geschichte, wo ihr die fünf Franzosen gefangennahmt? Die hab' ich dem Lehrer erzählt. Da meinte er: ‚Junge, wenn mal wieder Krieg wird, dann machst du es auch so!‘

Wie soll Ihr Junge das machen, wenn Sie ihm nicht eine Plauderstunde schenken? Sie wollen später erzählen? Später, wenn Sie wiederkommen, müssen Sie Geld verdienen! Was alles müssen Sie nachholen! Arbeit heißt es dann, doppelt und dreifach arbeiten, vom Morgen bis zum Abend! Und Gott weiß, wie viele Nachtstunden noch! Dann wollen Sie auch noch plaudern und erzählen, von dem, was sich vielleicht verwischt, vergißt?“

Der Mann antwortete mir nicht.

Aber seinem Jungen hat er geschrieben.

„Herr Doktor! Vater hat mir aber was Feines erzählt! Von zehn Russen, die er mit seinem Kameraden nachts gefangen genommen hat. War das ein Spaß! Auf Schneeschuhen sind sie gelaufen. Mächtig weit um. Da wollten die Russen schießen. Aber Vater hat mächtig gerufen, als ob es ein Dutzend Deutsche wären. Aber es waren ja nur zwei! Da hab' ich aber lachen müssen! Die dummen Russen! Und Ernst und Fritz, die haben auch gelacht. Nun spielen wir immer Russenfangen! Fein ist das! Vater will jetzt immer schreiben an mich. Ich soll ihm antworten. Und Mutter ist ganz froh!“ Dann flüsterte er mir noch ins Ohr: „Herr Doktor! Ich hab' Vater doll lieb, noch viel lieber, seitdem er mir Briefe schreibt!“

„Brav, mein Junge!“

Als ich das meiner Frau erzählte, ging ein frohes Leuchten über ihr Gesicht.

„Schorsel! Du machst Karriere! Paß auf! Wenn du vielen deiner Kindeväter schreibst, gibt das eine große Brieffernschule. Du bindest Väter und Kinder! Und entlastest manches Mutterherz. Und machst es froh! Weißt du, ich will auch bei meinen Bekannten Propaganda machen, bei den Müttern! Sie sollen die Männer draußen anregen, den Kindern zu schreiben. Die lernen nicht nur lesen dabei. Sie lernen auch verstehen, denken, eigene Ansicht und Meinung haben. Und reden miteinander. Die Tüchtigsten, meint der Reichskanzler, sollen Deutschland groß machen! Die Mütter sollen dazu helfen! Und die Väter sollen Vater sein!“

Ich nickte.
Vater sein! Trotz Krieg, trotz Ferne!
Vater! Nicht allein durch die Mutter, durch sich selbst!
Und darum:
Vater! Hilf auch du!



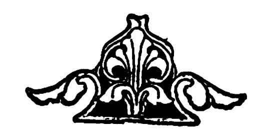
Wiegenlied · Von Karl Berner

(Nach Mozarts Lied „Schlafe, mein Prinzchen")

Schlafe, mein Knabe, schlaf ein —
Sterne, sie leuchten herein,
Gießen den silbernen Strahl
Nieder ins dunkelnde Tal —
Liegst wie ein Prinzchen im Flaum,
Träumst von des Christkindleins Baum —
Wo mag der Vater wohl sein?
Schlafe, mein Knabe, schlaf ein.

Schlafe, mein Knabe, schlaf ein —
Nun sind wir beide allein.
Lagst noch dem Vater im Arm,
Lachend und zappelnd und warm;
Vater steht fern auf der Wacht,
Ach, in der heiligen Nacht —
Liebling, es mußte wohl sein! —
Schlafe, mein Knabe, schlaf ein!

Schlafe, mein Knabe, schlaf ein —
Bist noch so zart und so klein! —
Kommt einst die Heimat in Not,
Fürchtest du Kampf nicht und Tod,
Stehst wie der Vater im Feld,
Bist wie der Vater ein Held —
Träume beim himmlischen Schein,
Schlafe, mein Knabe, schlaf ein!



Mitleid oder Unterschätzung Frankreichs · Von Kurd v. Strantz

Die deutsche offizielle Sozialdemokratie sucht geflissentlich den wirklichen Urheber dieses fürchterlichen Revanchekrieges so zu schonen, daß sie den französischen Genossen über das eigene Vaterland stellt. Denn sie lehnt die Wiedergewinnung des Raubes Ludwigs XIV. und XV. einfach ab. Die Kinder der großen Revolution zum Vorteile der Bourgeoisie gelten ihr als unantastbar, obwohl französische Sozialisten erst Delcassé, den Vater der Revanche, wieder ins Amt gebracht haben und sozialdemokratische Minister den Revanchepräsidenten Poincaré im Sattel halten. Dieser parteipolitischen Sinnesverwirrung, der selbst nationalbewußte Führer verfallen sind, da sie in ihrer Geschichtsurkunde und Rassenverachtung das Wesen der Franzosen und ihrer Staatsumwälzung verkennen, stehen zwei andere deutsche Geistesströmungen gegenüber, einmal der übliche weltbürgerliche Humanitätsdusel, der die Mordbrenner der Pfalz und Belgiens bemitleidet, da wir sie bis auf den südelsässischen Winkel, was schon unerfreulich genug ist, von unseren Marken abgehalten haben; schlimmer ist dagegen die Unterschätzung der französischen Volkskraft besonders in der Übersee.

Frankreichs Kolonialbesitz umfaßt 10,5 Mill. Geviertkilometer mit 60 Mill. Einwohnern gegen 3 Mill. Geviertkilometer mit 12,7 Mill. Seelen der deutschen, feindlicherseits besetzten Schutzgebiete. Wir haben keinen Schwarzen an die Front gebracht noch bringen können. Frankreich hält dauernd 500000 Farbige seiner Kolonien unter den Waffen. Es hebt zwangsweise Neger aus, und es haben uns bereits allmählich 800000 schwarze, gelbe und braune Franzosen gegenübergestanden, deren Gefechtswert wir gerade im Stellungskrieg nicht unterschätzen dürfen. Jetzt rächt sich der Fehler des Zanzibarvertrages und der Nachgiebigkeit in Marokko. Selbst die Berber und Araber des Scherifenreiches, unsere im Stiche gelassenen einstigen Schützlinge, streiten wider uns. Weder kriegsministeriell noch diplomatisch stellten wir diese koloniale Wehrmacht in Rechnung. Denn der General v. Wandel sprach abfällig bei der großen Wehrvorlage von den 30000 Farbigen Frankreichs, indem er die Tapferkeit der Turkos wider Moltkes Zeugnis leugnete. Er kannte sie eben nicht aus eigner Kriegserfahrung. Jetzt haben wir es dauernd mit der fast 20fachen Stärke zu tun, die regelmäßig auf dieser Höhe gehalten, vielleicht noch vermehrt wird. Wie können die Reichsleitung und das deutsche Volk es daher verantworten, dem Gerede des unerfahrenen Dilettanten Scheidemann zu folgen und die nationale und geschichtliche Vergeltung in diesem Daseinskampfe zugunsten französischer sozialistischer Revanchards selbstmörderisch auszuschalten! Nur ein territorial beschränktes Frankreich, dem sein altfranzösisches Gebiet verbleiben soll, wird die überlieferte Rache aufgeben und bündnisunfähig werden. Wir fordern nur uralten deutschen Reichs- und Volksboden lothringischer und habsburgischer Herrschaft zurück, den burgundischen Kreis mit Französisch-Lothringen, -Flandern, -Hennegau, die erst nach dem Elsaß an Frankreich fielen. Dazu Beffert (Belfort) und

Mömpelgard mit dem elsässischen Südgau, dessen Besitz Frankreich den Stoß ins Elsaß gestattete.

Es ist daher töricht, von dem absterbenden Volke der Franzosen zu reden, das sich durch seine Kolonien beträchtliche Streitkräfte schafft. Auch wirtschaftlich ist uns Frankreich dadurch überlegen, da unsere Schutzgebiete wesentlich schlechter sind, wenn sie sich schon zahlenmäßig gar nicht mit dem französischen Kolonialbesitz messen können. Das wird auch dem tapferen feldgrauen Genossen einleuchten, der nicht behaglich am Schreibtisch den Klassenhaß auch im Kriege weiter schürt, wie ein Teil der regierungsseitig umworbenen Führer, die noch nicht völkisch denken gelernt haben, sondern im Dunstkreis internationaler, ungeschichtlicher Gedankengänge weiterleben. Aber auch unsere maßgebenden Kreise scheinen dieses klare Kraftverhältnis noch zu verkennen, wie es ihrem Verständnis vor dem Kriege entgangen ist. Wir müssen verlangen, daß wir Frankreich auf ein Jahrhundert zur Ruhe zwingen, indem wir wiedergewinnen, was ihm nur unrechtmäßig, geschichtlich und national, infolge unserer Ohnmacht vorübergehend gehört. Jetzt ist die Stunde der Abrechnung gekommen, die der Neid der Bundesgenossen und die Unfähigkeit unserer Diplomatie vor mehr als 100 Jahren uns versäumen ließ. In dieser Richtung müssen wir siegen und festhalten, sonst ist der Krieg verloren und das Blutopfer umsonst gebracht.



Dann . . . Von Ernst Theodor Müller

Wir schmieden an eisernen Tagen,
Die sollen Jahrhunderte tragen —
Wir dienen gekrönten Zeiten,
Die über uns weiterschreiten!

Wenn wir längst die Ruhe gefunden,
Dann wächst erst die Saat unsrer Stunden,
Darüber all unsere Nöte
Dann strahlen wie Morgenröte.

Dann ziehn aus dem Spiegel der Träume
Aufrauschend ins Leben die Bäume,
Für die wir mit blutenden Händen
Zu Gräbern die Erde heut' wenden.

Erst dann wird im ewigen Lichte
Aufleuchten das Blatt der Geschichte,
Das heut' von den Helden, die blieben,
Im Dunkel mit Blut wird geschrieben!



Das Schloß und der Soldat

Von Max Jungnickel

Zur Frühlingszeit im Starkasten wohnen — muß das schön sein!

So über alle Dächer weg, so ganz nah am Himmel, daß man die blauen Filzpantoffeln sieht, die der liebe Gott im Frühling an hat.

Das muß schön sein.

Aber schön ist's auch, wenn man mal in ein Schloß kommt mit dreckigen Stiefeln, mit lustiger Soldatenmütze und mit verregnetem, grauem Rock. Und am allerschönsten — — — — wenn man in dem Schlosse drin ist, dann muß man singen und lachen, daß die Ahnenbilder ganz entsetzte Gesichter machen.

Das ist am aller-, allerschönsten.

*

Da ist in Frankreich, irgendwo, ein Schloß.

Das duckt sich in ein Wäldchen und guckt und blinzelt nur manchmal ganz scheu und ängstlich durch die Bäume hindurch.

Und ich bin überzeugt, wenn da mal ein Bettler an der Straße vorbeigeht, und das Schloß sieht den Bettler, dann fällt es vor Entsetzen um. Es ist eben ein ganz vornehmes Schloß.

Man weiß natürlich gleich, daß mal in diesem Schlosse einer wohnte, der dreizehn Diener hatte und eine Krone im Taschentuch, und sich ab und zu mit den Lackschuhen in sein seidenes Bett legte.

Ich gehe einen weiten, weiten Korridor entlang, wo's direkt zum großen Empfangssalon geht.

Ganz gelb, wundersam gelb ist die Wand.

Und die Tür ist himmelblau; eine kleine Tür.

Und über der Tür hin, weiß gerahmt, ist ein brennend roter Rosenstrauß gemalt.

Links von der Tür steht ein weißes Stühlchen mit einer Lehne, so bunt wie eine Frühlingswiese.

So ein Stühlchen, das zusammenbricht, wenn es kein seidenes Kleid oder keine Bügelfalte fühlt.

Und überm Stuhl, da hängt ein kleines Bild, da ist ein Mädchen drauf gemalt; das sieht ganz lustig aus in seinem schwarzen Kleid.

Und das Mädchen reitet auf einem grünen zottigen Kasper.

Und wie ich mir, mit den Händen in den Taschen, alles angesehen habe, da mache ich die Tür auf. — — —

Und ein Saal! — — Herrgott, war das ein Saal! — —

Ich war wirklich schon bei ganz reichen Leuten, aber so was habe ich noch nie gesehen. — — —

Ich traute mich gar nicht in den Saal 'rein.

Und da habe ich mich erst noch einmal von unten bis oben beguckt und habe mich an den Türpfosten gelehnt.

Und dann habe ich gedacht — —: Wenn das Schloß mein Eigentum wäre! Wenigstens einen Monat lang.

Ich würde dann unsern Unteroffizier als Diener anstellen, und der müßte laufen, laufen, daß er gar keine Zeit mehr übrig hätte, sich seinen Schnauzbart ordentlich zu bürsten.

Und dann habe ich gedacht — —: Wir haben's ja viel schöner zu Hause — — tausendmal schöner in unserer kleinen Kammer unterm Dache!

Uns gucken die Sperlinge an; und wenn wir in unserm Bette liegen, dann sehen wir die Sterne am Himmel, und der Mond kommt bis auf unsere Bettdecke.

*

Und dann habe ich das rechte Bein über das linke Bein geschlagen, habe aus meinem Stiefelschaft eine Weidenflöte geholt und habe durch das Schloß geflötet und gelacht.

Das war so wunderschön.

Und dann kam einer von uns.

Der hat mich fortgejagt und geschnauzt, daß hier der Divisionskommandeur wohnen soll.

Da habe ich meine Weidenflöte wieder in den Stiefelschaft gesteckt und bin weggegangen.



Kriegsjugend · Von Karl Frank

Ein Mädel und ein Bube,
Der Vater ist im Krieg,
Die Mutter in der Grube —
Nun heißt es: Vöglein flieg!

„Großmutter, du horchst so erschrocken" —
Hörst du das Donnern, mein Kind?
„Großmutter, man läutet die Glocken!" —
Und wehen auch Fahnen im Wind?

Es dröhnen die Kanonen
Wohl durch die halbe Welt —
Gott woll' das Haus verschonen
Und unsrer Heimat Feld!

Kriegsklang und Kampfbefehle
Und Sterb- und Sieggeläut,
Das tragt ihr auf der Seele
Aus eurer Jugendzeit! ...



Der Reichskanzler

Unter dieser Aufschrift veröffentlicht das Mitglied des Herrenhauses, Herr von Hertzberg-Lottin, in der „Pommerschen Tagespost" einen längeren Aufsatz, dem die „Kreuzzeitung" (Nr. 277) folgendes entnimmt:

„Es dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen, daß noch niemals ein leitender Staatsmann sich solch schweren Angriffen ausgesetzt sah, wie der derzeitige Kanzler des Deutschen Reiches, Herr v. Bethmann Hollweg, ohne daraus die selbstverständlichen Konsequenzen gezogen zu haben. Diese Angriffe gehen nicht etwa von einer einzelnen Parteigruppe aus, sondern es handelt sich hier um eine Mißstimmung, von der alle Schichten unseres Volkes ergriffen sind. Selbst weite Kreise unserer Arbeiterbevölkerung, die sich zwar politisch zur Sozialdemokratie bekennen, von einem schwächlichen Nachgeben gegenüber dem Feinde, vor allem aber von einem sogenannten Verständigungsfrieden im Sinne eines Scheidemann weit entfernt sind, nehmen an der Mißstimmung teil. — Das alles hat der Herr Reichskanzler ruhig über sich ergehen lassen. Man muß daher in der Tat die seltene Ausdauer des Herrn v. Bethmann bewundern, daß er an der verantwortlichen Stelle nach allen Mißerfolgen seiner Politik bleibt, aber ebensosehr die Geduld des deutschen Volkes, stillschweigend die Folgen dieser Politik zu ertragen... Über Belgien, Rom, Bukarest, Warschau, die Gerard-Anfeierung im Hotel Adlon, nach Washington: eine Kette von verhängnisvollen Fehlern und Unbegreiflichkeiten; besonders dürfte die ganze unverständliche Gründung des uns schon jetzt trotz aller Ableugungsversuche feindlichen Königreichs Polen Preußen und damit auch Deutschland in dauernde Kämpfe stürzen, um die Provinzen Posen und Westpreußen mit Danzig und Oberschlesien für das Deutschtum zu erhalten. Und wenn der Herr Reichskanzler im Westen ‚das Unrecht' an Belgien durch Gründung oder Wiederherstellung eines Königreichs wieder gut machen will, dann brauchen wir das Schwert nach einem sogenannten Scheidemannschen Frieden nicht erst wieder in die Scheide zu stecken.

Wenn nun der Herr Reichskanzler als Staatsmann in dieser über das Schicksal des Deutschen Reiches entscheidenden großen Zeit es so wenig verstanden hat, die Kraft des deutschen Volkes einheitlich zusammenzufassen in festem Vertrauen zur obersten Reichsleitung, so muß man seiner staatsmännischen Begabung, seine Person durch alle Klippen der Politik unversehrt hindurchzusteuern, die größte Bewunderung zollen. Die Angriffe Liebigs und Kapps auf das B-System parierte er durch die Flucht in die Öffentlichkeit, indem er unter dem Jubel der großen Mehrheit des Reichstages die Piraten der öffentlichen Meinung an den Pranger zu stellen suchte. Richtete sich dieser Angriff doch gegen die bisher als staatserhaltend geltende königstreue Bevölkerung und ihre Führer. Herr v. Tirpitz mußte als unbequemer Mahner besonders England gegenüber weichen, indem ihm durch den dadurch zu einer kläglichen Berühmtheit gelangten Professor Veit Valentin nachgeredet wurde, er hätte den Tatsachen nicht entsprechende An-

gaben in der U-Boot-Frage gemacht. Graf Zeppelin wurde durch einen Druck von einflußreicher Seite veranlaßt, seine bekannten Briefe an den Reichskanzler öffentlich zurückzunehmen. („Zurückgenommen" hat Graf Zeppelin diese Briefe niemals, wohl aber wurde er durch Berufung auf seine Königstreue und sein altes Soldatentum zu einem Entgegenkommen — bestimmt, von dem er sich nicht träumen ließ, in welcher Weise und zu welchen Zwecken es dann ausgebeutet werden sollte. Diese tatsächlichen Feststellungen, die auch im Türmer mitgeteilt wurden, haben nicht einmal ernsthaften Widerspruch, geschweige denn eine Widerlegung gefunden. D. T.) Um die Fiktion aufrechtzuerhalten, daß die große Mehrheit des Volkes hinter der Politik des Kanzlers stehe, wurden im Reichstag und späterhin im Abgeordnetenhaus gelegentlich der Angriffe auf das Herrenhaus die Schlagworte: ‚Neuorientierung' und ‚Freie Bahn für den Tüchtigen' geprägt. Als die Stellung des Herrn Reichskanzlers abermals gefährdet erschien durch die Beschlüsse des Verfassungsausschusses des Reichstages, wurde von seinen Freunden mit Erfolg auf die Revolution und ihre Folgen in dem benachbarten russischen Kaiserreich hingewiesen und Herr v. Bethmann — wohl durch seine nahen Beziehungen zu Scheidemann — als der Mann hingestellt, welcher durch seine Politik allein solche Folgen für die Hohenzollernmonarchie verhindern könne. Der Bethmann-Block im Reichstage wurde durch Zulassung der Jesuiten, durch die Zusage der Aufhebung des Enteignungsgesetzes, durch Aufhebung des Sprachenparagraphen, sowie durch die Aussicht auf die Neuorientierung im Reiche und den Einzelstaaten auf Kosten der Monarchie gegründet.

Und all diese Vorgänge spielen sich ab während des größten Heldenkampfes eines Volkes gegen übermächtige Feinde, deren Zahl sich fast täglich durch die Nachgiebigkeit der Regierung, durch den Abfall der Neutralen vermehrt. Wenn der Herr Reichskanzler sich nicht noch eine Minute vor Zwölf zum deutschen Staatsmann entwickelt, dann hat das deutsche Volk sein bestes Blut nur für die Ziele der goldenen und roten Internationale vergossen und alle mit größter Geduld getragenen Beschwerden und Entsagungen für internationale Pläne und Zukunftshoffnungen erlitten.

Herr Kanzler! Noch ist es Zeit, ein deutsches Wort zu sprechen. Geschieht das nicht von Ihnen, dann muß das Volk über den Reichstag, dessen Zusammensetzung sicher nicht mehr der im Volke herrschenden Stimmung entspricht, und über Sie hinweg einmütig aussprechen, daß es nicht gewillt ist, sich um den Siegespreis für diese großen Opfer bringen zu lassen, sondern daß es nach einer Staatsleitung verlangt, die die Zeichen der Zeit versteht und rücksichtslos darnach handelt."





Unser Recht auf Landnahme

Man hörte früher und hört gerade auch jetzt, unter der Wirkung der Schrecken des Kriegs, vielfach die Meinung äußern, man müsse doch einmal dazu kommen können, auch zwischen den Staaten und Völkern die unmittelbare Gewaltanwendung ebenso gänzlich auszuschalten, wie das innerhalb der Staaten und Völker gelungen sei in der Rechtsgemeinschaft. Die Meinung, daß innerhalb der zusammenlebenden Rechtsgenossen die Gewaltanwendung gänzlich ausgeschaltet sei, beruht aber, wie Dr. Erich Jung, Professor der Rechte, in der Monatsschrift „Deutschlands Erneuerung" (J. F. Lehmanns Verlag, München) nachweist, auf einer völligen Verkennung der Tatsachen, und es ist wichtig, sich das klarzumachen. Auch innerhalb der staatlichen Gemeinschaft muß beständig Gewalt angewendet werden. Eine gewaltige umfassende Einrichtung, nämlich die Ordnung der Rechtspflege mit Gerichten und Zwangsvollstreckungsbeamten, dient lediglich diesem Zweck. Der Gerichtsvollzieher, der Polizeibeamte, muß, wie jedermann weiß, häufig unmittelbare Gewalt anwenden, um der Rechtsvorschrift Befolgung zu sichern.

Anwendung körperlicher Gewalt innerhalb der Gesellschaft sind ferner alle Fälle der Notwehr (BGB. § 227, StGB. § 53) und der Selbsthilfe (BGB. §§ 228, 229, 904).

Aber diese Fälle allein, in denen es also unmittelbar zu körperlicher Gewaltanwendung im sozialen Leben kommt, geben noch lange nicht das richtige Bild von der Bedeutung des Zwangs im menschlichen Zusammenleben. Denn sie bilden, so häufig sie sind, doch nur einen geringen Bruchteil der Fälle, in denen die Gewalt ebenfalls die ausschlaggebende Rolle spielt. Allemal, wenn die Gerichte angerufen werden, also in Tausenden und Tausenden von Fällen jährlich, ist es der Zwang, der schließlich das Gebot durchsetzt: auch wenn es zur Gewaltanwendung selbst nicht kommt, weil die Androhung der Gewaltanwendung genügt und weil gegenüber der unbedingten Übermacht, die dem zu Gebote steht, der einen Urteilsspruch für sich hat, der Gegner sich freiwillig fügt, bevor es zur Zwangsanwendung kommt. Auch in diesen Fällen wirkt der Zwang, der hinter dem Gebote droht. Die Juristen unterscheiden bekanntlich drei Arten ihrer Sanktion von Rechtsvorschriften durch Zwang: Erfüllungszwang, Ersatzzwang, Strafe.

In der Geschichte des römischen Zivilprozesses tritt es noch sehr deutlich hervor, daß er aus der gewaltsamen Selbsthilfe der Partei entstanden ist. Und noch bis in unsere heutige Zivilprozeßordnung hat sich diese Auffassung von dem Parteistreit fortgepflanzt: in der sogenannten Verhandlungsmaxime unseres Prozesses, daß nämlich der Richter sein Urteil auf die Tatsachen zu gründen hat, die ihm von den Parteien durch Behaupten, Bestreiten und Zugeben beigebracht werden, nicht auf eine seinerseits festzustellende wahre Tatsachenlage.

Also: selbst innerhalb der höchstkultivierten staatlichen Gemeinschaft, die doch ein gewisses Gemeinschaftsgefühl erzeugt und die regelmäßig, nämlich bei allen Nationalstaaten, die noch engere Gemeinschaft der Abstammung voraussetzt, ist das Zusammenleben der Vielen nicht möglich ohne beständige, stets wiederholte Anwendung und Androhung von Gewalt. Wie sollte dies nun gar möglich sein zwischen den Völkern und Staaten, die nicht zusammen, sondern nur nebeneinander leben, geschieden voneinander durch verschiedene Sprache, verschiedene Geschichte, verschiedene Lebensziele und widerstreitende Lebensbelange!

Man muß der Wahrheit ins Auge sehen, auch wenn sie bitter ist. Es führt nur zu doppelt schmerzlichen Enttäuschungen, wenn man dazu nicht den Mut findet, sondern das, was man wünscht, auch glaubt.

Das tun aber die Pazifisten; wenn sie nicht, wie besonders die englischen und amerikanischen Pazifisten, die unbedingte Enthaltsamkeit und unbedingte Friedensliebe nur den andern predigen, lediglich zu dem Zwecke, um allein ungestörter an sich reißen und erobern zu können.

Das Volk der Deutschen hat weltbürgerliche Hochziele früher einmal ernstlich und eifrig geglaubt und erstrebt. Wie leidenschaftlich bekennt sich noch der junge Schiller zum Weltbürgersinn, der den Vaterlandssinn als eine Beschränkung, ja als etwas der menschlichen Entwicklung abträgliches ablehnt. Und es bedurfte erst einer zwanzigjährigen Leidenszeit in den Kriegsstürmen der Revolution und der napoleonischen Zeit, um den Deutschen das Mindestmaß von völkischer Selbstbehauptung wieder beizubringen, das ihnen zum Bestehen im Kreis der andern so gar nicht weltbürgerlich denkenden Völker und Staaten lebensnotwendig war. Damals, nebenbei bemerkt, in der tiefsten Erniedrigung und in der äußersten Not der Selbstverteidigung hat Preußen die allgemeine Wehrpflicht durchgeführt, um sich der welschen Räuber zu erwehren. Wenn sie jetzt — wie der Welschschweizer Gobat in einer einige Jahre vor dem Krieg erschienenen pazifistischen Schrift — sich über die große militärische Stärke beschweren, die Deutschland durch diese Einrichtung erlangt habe, ist das doch gerade so, wie wenn ein Wegelagerer, der unglücklicherweise an einen Stärkeren geraten ist und bei dem Überfall den kürzeren zieht, nun plötzlich nach der Polizei ruft. — — Wir sind in diesem Krieg von einer ganzen Rotte von Wegelagerern überfallen worden. Wenn wir uns ihrer mit Gewalt erwehrt haben — glücklicherweise recht wirksam —, so war das nichts anderes als die rechtmäßige Notwehr und Selbsthilfe. Diese berechtigen nach unserem bürgerlichen Recht, also, wie wiederum betont sei, sogar innerhalb der Rechtsgemeinschaft, zu jeder Gewaltanwendung gegen Personen oder Sachen, die zur Abwehr des rechtswidrigen Angriffs oder, bei der Selbsthilfe, zur Verhütung des Verlustes erforderlich sind. Das gilt nun doch ganz gewiß und um so mehr bei einem rechtswidrigen Angriff von außen. Hier wird nun von pazifistischer Seite oder von Versöhnungspolitikern — besser Nichtpolitikern — ein ganz merkwürdiger und logisch völlig unhaltbarer Unterschied gemacht; nämlich daß sich die Gewalt nicht gegen den feindlichen Landbesitz richten dürfe. Daß wir Gewalt gegen die Person des Gegners anwenden dürfen, das erlaubt ja wohl auch der große Staatsmann Scheidemann; auch daß wir dem Gegner Kanonen und Schiffe wegnehmen. Aber daß wir unsere Zwangsvollstreckung auch gegen Immobilien des Gegners richten, das soll uns von Gott und Menschen höchlichst verboten sein.

Ich für meine Person finde es — obwohl ich es selbst getan habe — viel roher, mit Eisen nach lebenden Menschen zu werfen, als ihnen Land abzunehmen. Und innerhalb der Rechtsgemeinschaft — womit man das völkerrechtliche Zusammenleben immer wieder, wenn auch teilweise recht unzutreffend, zu vergleichen liebt — war es nach allgemeiner Ansicht ein großer Kulturfortschritt, als sich an Stelle der Haftung des Schuldners mit Leib und Leben und später wenigstens mit der persönlichen Freiheit die Haftung bloß mit dem Vermögen durchsetzte.

Wir sind in der Zwangsvollstreckung gegen Rechtsbrecher begriffen. Kein göttliches und kein menschliches Recht verbietet uns, diese Exekution auch gegen den Immobiliarbesitz des Feindes zu richten, soweit das zur Abwehr des jetzigen Angriffs und zur Sicherung unserer Ansprüche künftighin notwendig ist. Es besteht durchaus kein rechtlicher Unterschied zwischen der Wegnahme von beweglichen Sachen und der von Liegenschaften; also auch nicht darin, ob wir dem Russen die Kanonen abnehmen, mit denen er von der Drewenz her bis nach Thorn schießen kann, oder ob wir ihm diese ganze gefährliche Landecke abnehmen, die Preußen schon 1814 hätte haben können; allerdings nur mit der verdächtigen Unterstützung der Westmächte und gegen Rußland, wozu Friedrich Wilhelm III., wahrscheinlich mit Recht, sich nicht entschließen konnte. Ebenso ist es nur eine Frage der Zweckmäßigkeit und des Erreichbaren, ob und wieweit wir das Elsaß durch eine Erweiterung des Glacis am Westabhang der Vogesen und an der burgundischen Pforte gegen künftige Angriffe sichern können.

Aber nicht nur solche unmittelbar zum Zwecke der strategischen und taktischen Sicherung erfolgende Landnahmen fallen unter jenen Gesichtspunkt der Zwangsvollstreckung gegen den Rechtsverletzer. Gegenüber der Blockade durch England müssen wir für künftige neue Raubüberfälle die Selbstversorgung in höherem Maße sichern. Wenn wir zu diesem Zwecke im Westen Erz- und Kohlengebiete und im Osten landwirtschaftlich benutzbaren Boden behalten, so ist auch dies durchaus noch rechtmäßige Notwehr gegen den jetzigen rechtwidrigen Angriff und rechtmäßige Selbsthilfe, weil für unser künftiges Dasein „ohne sofortiges Eingreifen die Gefahr besteht, daß die Verwirklichung des Anspruchs“, nämlich unseres Anspruchs auf Leben, „vereitelt oder wesentlich erschwert werde“ (BGB. § 229).

Die englische Blockade ist bekanntlich, nachdem sich alle Neutralen dem völkerrechtswidrigen Verlangen Englands unterworfen haben, viel wirksamer, als man vorher geahnt hätte. Die klügsten Leute, wie Herr Helfferich und auch andere staatswissenschaftliche Autoritäten auf Universitätslehrstühlen, haben vor dem Kriege eine solche Abschließung Deutschlands für völlig ausgeschlossen erklärt. Sie haben sich leider ebenso völlig geirrt, und die „alldeutschen Hetzer und Schwarzseher“ haben, wie in den meisten ihrer Voraussagen, auch darin völlig recht behalten.

Die demokratische und die Regierungspresse sucht diese Tatsache, nämlich wessen Ansichten durch die Ereignisse des Krieges bestätigt und wessen Ansichten widerlegt worden sind, ganz planmäßig und bewußt zu verdunkeln und in ihr Gegenteil zu verkehren; gerade weil sie im Anfang des Krieges jedermann einleuchteten, und weil man von dieser Erkenntnis Parteinachteile befürchtet. Und mit eifriger Unterstützung der Regierung ist diese Irreführung der Nation ja auch so ziemlich gelungen. So ist der für die politische Einsicht der Sozialdemokratie doch wirklich recht lehrreiche Umstand, daß sie stets alle Wehrvorlagen abgelehnt hat, völlig in Vergessenheit geraten, und dieselben Männer, die diesen Befähigungsnachweis ihrer politischen Einsicht erbracht haben, haben nun bei uns das große Wort in der Politik, ausgerechnet sogar in der Außenpolitik.

Das soll man bedenken, wenn man schon ihre Gründe gegen unser Recht auf Landnahme ernsthaft in Erwägung zieht.



Das englische Gold als Kriegsmittel

Mit silbernen Kugeln wird England schießen. „Es ist die letzte Milliarde, die den Krieg entscheiden wird", sagte Lloyd George am 21. April 1915 als Finanzminister. „Die erste Milliarde wird Deutschland ebenso gut aufbringen wie England, nicht aber die letzte." England wird „bis zum letzten Penny" kämpfen.

Bis zum letzten Penny! Anfang 1917 berechnete der Präsident der Lloydsbank in London Englands Kriegsausgaben vom 1. August 1914 bis 6. Januar 1917 auf 78 Milliarden Mark. Nach den zwanzigjährigen Kriegen gegen Frankreich und Napoleon I. hatte sich Englands Staatsschuld auf den für damalige Zeit unfaßlichen Betrag von 15 Milliarden Mark erhöht. Aber England war siegreich geblieben, benützte den Sieg zur Entwicklung eines Weltmonopols für Industrie, Handel und Schiffahrt, konnte dadurch unberechenbare Reichtümer sammeln und die große Schuld verzinsen.

Stark verteuert wird den Engländern der Krieg durch das Landheer. Nach Berechnungen Archibald Forbes in der Fortnightly Review vom Januar 1916 stellten sich im Jahre 1915 Englands Ausgaben für die Flotte mit 300000 Mann auf 3,8 Milliarden Mark, für das Heer mit angeblich 4 Millionen Mann auf 17,5 Milliarden Mark. Ein kleines Söldnerheer ist im Frieden billiger als ein großes Volksheer. Aber im Kriege kostet ein Söldnerheer erheblich mehr als ein Volksheer von gleicher Kopfzahl. Die allgemeine Wehrpflicht wurde von den Engländern nicht zuletzt deshalb übernommen, weil das Söldnerheer zu kostspielig zu werden drohte.

Auf Andrängen seiner Verbündeten mußte England ein großes Landheer aufstellen. Vor hundert Jahren hatte es sich noch loskaufen können. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba hatte sich England verpflichtet, wie die anderen Mächte 150000 Mann Landtruppen gegen Napoleon ins Feld zu stellen oder aber für jeden fehlenden Mann 600 Mark an die Verbündeten zu zahlen. England zog es vor, nur 50000 Mann auszurüsten und dazu 50 (nicht 60) Millionen Mark in barem Gelde an die Verbündeten zu verteilen. Für den Mann erhielten die kleineren Staaten 13 Pfund 2 Schilling = 262 Mark. „Das ist sehr billig", sagte damals Lord Casthlereagh. In England kostete es 60—70 Pfund = 1200—1400 Mark, einen Mann ins Feld zu bringen. Im letzten Vertrage mit Schweden habe man für den Mann 40 Pfund = 800 Mark, im Vertrage von 1794 mit Preußen 30 Pfund = 600 Mark bezahlen müssen.

In seinen Kämpfen gegen Frankreich von 1793 bis 1815 hatte England an die ihm verbündeten Festlandsstaaten rund 920 Millionen Mark Hilfsgelder abgeführt, z. T. in Gestalt von Kriegsbedarf. Die unterstützten Staaten mußten sich verpflichten, keinen Sonderfrieden zu schließen, und erhielten die Gelder erst, nachdem sie losgeschlagen hatten.

Auch in dem gegenwärtigen Kriege gegen Deutschland mußten sich Englands Verbündete, nachdem sie losgeschlagen hatten, verpflichten, keinen Sonderfrieden abzuschließen, und erhielten darauf die „goldenen Eier", die, um mit dem Lord Liverpool von 1815 zu sprechen, „die große Gans von Europa legte".

Nach übereinstimmenden englischen Angaben beliefen sich Englands Vorschüsse an die Kolonien und Verbündeten zum Frühjahr 1917 auf rund 20 Milliarden Mark. Wie die Petersburger Semschtschina vom 24. August 1916 meldete, äußerte der englische Botschafter in Petersburg: „Ich schweige von der Zahl der Millionen Pfund, die wir der russischen Regierung zur Verfügung stellten. Aber ich kann ruhig sagen, daß, wenn das russische Volk diese Zahl erfährt, es die Loyalität und Freigebigkeit seines Bundesgenossen wird anerkennen müssen." Rußland erhielt weitaus die größten Vorschüsse.

Amtlich spricht man in London nicht von Anleihen, sondern von Vorschüssen an die Kolonien und Verbündeten, beklagt, daß diese Vorschüsse mit der zunehmenden finanziellen Erschöpfung der Verbündeten über alles Erwarten anwachsen, hofft aber noch immer wie auf den Sieg so auch auf die Rückzahlung dieser Vorschüsse aus einer deutschen Kriegsentschädigung.

Mehr als ein Viertel der englischen Kriegsausgaben entfiel auf Englands Vorschüsse an die Kolonien und Verbündeten als Entgelt für die Soldtruppen, die für seine Interessen ins Feld ziehen, kämpfen und bluten müssen. Noch scheinen sich Franzosen, Russen, Italiener usw. nicht klar darüber zu sein, daß sie sich für England opfern und schließlich die Zeche zu bezahlen haben werden.

Auch als Soldgeber suchte England seinen Vorteil und bediente sich des alten verbotenen Trucksystems, um einen Teil der Ausgaben wieder hereinzubringen. Es beschaffte seinen Verbündeten aus Amerika Kriegsbedarf mit entsprechendem Zwischengewinn und berechnete ihnen für die Zufuhren auch von Kohle, Lebensmitteln usw. ungeheuerliche Frachtsätze. Nach dem Pariser „Economiste Européen" vom März 1916 erzielte hauptsächlich die englische Handelsflotte aus der riesigen Frachtsteigerung auf Kosten der französischen Volkswirtschaft für 1915 einen Mehrgewinn von 1,6 Milliarden Mark, nach der Mailänder „Stampa" auf Kosten der italienischen Volkswirtschaft 1,5 Milliarden Mark. Englands Mehreinnahmen aus den Frachterhöhungen veranschlagte die „Times" vom März 1916 gering auf 2,4 Milliarden Mark jährlich.

Außer den 20 Milliarden Mark an Vorschüssen hatte England noch sehr beträchtliche geheime Aufwendungen zu machen, um die leitenden Kreise der Kolonien und Verbündeten für seine Zwecke zu gewinnen. England mußte mit goldenen Kugeln schießen, zielte gut und traf zumeist ins Schwarze. Erstaunlich waren die Erfolge seiner dunklen Künste.

Vom Golde rühmt Shakespeares Timon von Athen:

> Das du Unmöglichkeiten eng verbrüderst,
> Zum Kuß sie zwingst! Du sprichst in jeder Sprache
> Zu jedem Zweck. . . .

Danach handelte England. Es sprach durch goldene Kugeln in jeder Sprache und verbrüderte Unmöglichkeiten.

Zunächst suchte es die öffentliche Meinung bei seinen Kolonien und Verbündeten zu kaufen und allerwärts das Hauptorgan der öffentlichen Meinung, die Tagespresse, in seine Dienste zu stellen. Dieses schwierige Geschäft wird unter den verschiedensten Formen abgeschlossen und durch gefällige und erfahrene Vermittler wesentlich erleichtert. Allerwärts mußte den Schwankenden und Neutralen durch die gekaufte Presse der feste Glaube an Englands Unüberwindlichkeit und sicheren Sieg beigebracht werden. Wo es nötig war, wie in Italien und Rumänien, wurde auch die Straße zu Hilfe gezogen.

Freigebig betrieb England seine Politik der offenen Hand auch gegenüber den befreundeten Ministern, Parlamentariern und Volksmännern. In Paris hatte man leichtes Spiel. Von russischen Blättern wurde der ehemalige Minister des Auswärtigen Sasonow ein „Kommis Englands" genannt. Er war ein sehr kostspieliger Kommis, aber er tat, was London verlangte, und stürzte Rußland in den Krieg. Auch der damalige russische Kriegsminister Suchomlinow fiel später als Opfer goldener Kugeln. Nicht weniger erfolgreich war England in Rom. Der italienische Minister des Auswärtigen Sonnino zeigte sich als ein gefügiges Werkzeug der englischen Politik. Die portugiesischen Machthaber hatte England längst in der Tasche. In Rumänien fand man empfänglichen Boden bei den Nachkommen der Fanarioten. Mit dem Kretenser Venizelos hatte man alles aufs beste vereinbart, doch konnte er schließlich seine Verpflichtungen nicht innehalten.

Von den französischen, russischen, italienischen, portugiesischen, rumänischen und griechischen Helfern Englands ließ sich vorübergehend mit Shakespeares Timon von Athen sagen:

> . . . Gold ehrt den Dieb
> Und gibt ihm Rang, gebeugtes Knie und Einfluß
> Im Rat der Senatoren.

Wo die silbernen und goldenen Kugeln ihr Ziel verfehlten, war ganz England entrüstet, zuweilen geschäftlich, zuweilen auch sittlich. In Bulgarien hatte man Abgeordnete und Politiker gewonnen, die später wegen Annahme von Bestechungsgeldern unter dem Deckmantel von Getreidegeschäften verurteilt wurden. Das Geschäft mißglückte. Nach der „Candid Quarterly Review“ vom Oktober 1915 war es der schwerste Fehlschlag, daß es nicht gelang, „Bulgarien zu kaufen“. Die Bulgaren hatten „schmutzigen Handel“ getrieben, weil sie sich nicht kaufen ließen. Überall, wo die goldenen Kugeln Englands versagten, wie in Bulgarien, Griechenland, Spanien, Schweden, Holland usw., da hatten nach englischen Versicherungen deutsche Sendlinge straflos ihr abscheuliches Unwesen getrieben und durch schnöde Geldbestechungen das Recht gebeugt und die Ehrlichkeit vernichtet. Deutschland war wieder einmal der Völkerverderber und nicht das biedere, uneigennützige, für Freiheit, Recht und Menschlichkeit kämpfende England.

Wie seit Jahrhunderten so waren goldene und silberne Kugeln auch in diesem Kriege das beliebteste und bewährteste Kriegsmittel der englischen Politik.

Paul Dehn



Lothringer Bauern

Der Bauer ist im allgemeinen, gleichgültig wo er wohnt, konservativer Natur und fügt sich nur schwer und erst nach längerer Zeit in neue Verhältnisse. In Lothringen sind durch die Grenzverschiebungen von 1870, abgesehen von den eben durch diese Grenzverschiebungen bedingten Änderungen, im wesentlichen sonst keine großen Umwälzungen vorgekommen. Der Bauer ist meist Pächter geblieben. Die Güter blieben, was sich jetzt als ein großer Fehler herausstellt, in der Hand des französischen Besitzers. In den Dörfern, die an der Grenze liegen, gehören noch viele Häuser französischen Besitzern. Diese ließen sich nur ab und zu sehen und überließen die Überwachung der Weinberg- und sonstigen Arbeiten den Verwaltern oder Vertrauensmännern.

Die Bewohner eines sogenannten Pächterhauses mußten in den ihnen zur Bearbeitung überwiesenen Weingärten die üblichen Arbeiten verrichten und außerdem noch eine kleine Summe als Miete zahlen. Diese Pächterhäuser befinden sich zum größten Teil in arg vernachlässigtem Zustande und bieten nicht das, was ein deutscher Bauer im Inneren des Landes unter einer Wohnung versteht.

Das Haus hat meist nur zwei, selten drei Räume, die als Wohnung in Betracht kommen. Einer dient als Küche, Wohn- und Schlafraum, der andere nur als Schlafraum. Hinter diesen nach der Straße gelegenen Räumen befindet sich der Schweine-, Hühner-, Kuh- oder Ziegenstall, alles unter einem Dach. Der Hausflur dient auch dem Vieh als Durchgang. Der Mist wird durch den Flur auf den vor dem Hause befindlichen Dunghaufen getragen. Daß es in solchem Flur und Hause nicht immer gut riecht, kann man sich leicht vorstellen. Von dieser althergebrachten Bauweise weicht der Lothringer Bauer auch heute nicht ab. Er hat sich an den nicht jedem angenehmen Viehgeruch gewöhnt. Eine Scheune kennt er auch nicht. Da er nur Landwirtschaft für den eigenen Bedarf betreibt, genügt ihm der Boden über den zwei oder drei Wohnräumen und Stallung als Scheune.

Zäh hält der Lothringer Grenzbauer an den nun einmal von seinen Eltern übernommenen Gebräuchen fest, auch in politischer Beziehung ist es nicht anders. Nur daß hier zwei Seelen in seiner Brust wohnen. Seine materiellen Interessen weisen ihn nach Deutschland, aber sein Herz zieht ihn nach wie vor über die Grenze. Dem Soldaten gegenüber ist er äußerst vorsichtig in seinen Äußerungen, und nur demjenigen, welcher die Landessprache, die noch immer das

Französische ist, beherrscht, gelingt es hin und wieder, einige Worte herauszuholen, die auf seine wahre Gesinnung schließen lassen.

Er hat rechnen gelernt und weiß, in Frankreich bekommt er für 100 Kilogramm Trauben 8, höchstens 10 Franken. Die deutschen Sektfabriken dagegen zahlen Preise von 40, 50 und noch mehr Mark pro 100 Kilogramm. Auch die hier in großen Massen wachsenden Mirabellen bringen ihm, nur bei Absatz an Deutschland, einen guten Preis, während er sie nach Frankreich kaum los wird; im Gegenteil, es gibt Bauern hiesiger Gegend, welche noch Mirabellen aus Frankreich einführen, und trotz des Zolles noch einen lohnenden Gewinn aus der Einfuhr haben.

So stehen seine Neigungen in ständigem Widerstreit zu seinen wirklichen Interessen. Der Lothringer Weinbauer der Grenzdörfer wäre längst ein guter Deutscher im wahren Sinne des Wortes geworden, wenn nicht zwei Faktoren dem stets entgegen gewirkt hätten. Erstens die häufigen Heiraten über die Grenze und zweitens die stillen Wühlarbeiten eines gewissenlosen Klerus. Ich habe selbst aus dem Munde von Einwohnern häufig gehört, daß dieser oder jener Pfarrer tout à fait français gewesen sei, und daß der berüchtigte Lorrain eines Metzer Domherren, der jetzt in Frankreich die giftigsten Hetzreden hält, seinen Spott mit deutschem Wesen und deutschen Einrichtungen getrieben hätte. Der Lorrain hatte mehrere Kleriker als Mitarbeiter, und diese wußten immer wieder in geschickter, nicht leicht zu fassender Weise die Sehnsucht nach der „mère patrie" wach zu halten. Sie scheuten sich nicht, im Patois des Landes deutsche Beamte, deutsche Verwaltung im Simplizissimusstil zu verhöhnen. Solch giftige Drachensaat konnte nur die Früchte zeitigen, die sie auch tatsächlich gezeitigt hat.

Ohne diese systematische Beeinflussung würde der Lothringer Bauer sich in die neue Lage gefunden haben, da er ja dabei besser auf seine Rechnung kommt. Es gibt Leute in der Gegend, die trotz ihrer französischen Muttersprache durch und durch deutsch gesinnt sind und von einer Einverleibung nach Frankreich nichts wissen wollen, aber es sind Ausnahmen. Diese Ausnahmen würden aber bald zur Regel werden, wenn der Klerus sich auf seine geistliche Tätigkeit beschränken würde. Die Leiter und Einflüsterer sind ja Gott sei Dank außer Landes und haben sich durch ihre in Frankreich gehaltenen Hetzreden für immer die Tür verrammelt. Den noch im Lande gebliebenen ist die Lust zum Wühlen vergangen, hoffentlich für immer.

Ein dritter Faktor spielt mit, aber seine Wirkung war wohl nicht so stark, wie die der obenstehend geschilderten. Immerhin soll er nicht unerwähnt bleiben. Ich meine den Umstand, daß man französischen Staatsbürgern gestattet hat, Grundbesitz im Grenzgebiet zu behalten, ja sogar zu erwerben. Diese Franzosen wußten durch herablassendes Wesen die Bewohner für sich und die allerdings nur andeutungsweise lautgewordene Propaganda für Frankreich zu gewinnen. Gelegentliche Stiftungen für die Gemeinde oder Übernahme der Patenschaft in einzelnen Familien ebneten den Boden, bis man frank und frei mit seinen Absichten heraus kam. Nicht wenige dieser Besitzungen waren in den Händen französischer Offiziere. Hätte sich die französische Regierung solche Machenschaften gefallen lassen? Ich bezweifle dies stark. Wer etwas Fühlung hatte mit den Bewohnern der Grenzlande, dem waren diese Tatsachen nicht fremd. Leider scheint man ihnen an maßgebender Stelle nicht die nötige Aufmerksamkeit geschenkt zu haben.

Wird man nun nach diesem Kriege nichts versäumen, um die nun einmal begangenen Fehler wieder gut zu machen?

Unteroffizier Luttringer



Das Vermögen des Zaren

Die Nachricht, daß die russische Regierung beschlossen habe, die Besitzungen des gestürzten Zaren für Nationalbesitz zu erklären und unter den Bauern zu verteilen, ruft mir in Erinnerung, was mir seinerzeit großen Eindruck machte. Im Sommer 1884 reiste ich nämlich auf der Wolga von Kostroma nach Astrachan, wobei ich mehrere Tage lang mit dem russischen Domänenminister Wischnjakov in regem mündlichen Verkehr stand. Natürlich sprachen wir besonders über russische Verhältnisse. Weil damals große Spannung zwischen Rußland und England herrschte und ein Krieg in Aussicht stand, äußerte ich mich dahin, daß Rußland bei all seiner militärischen Überlegenheit doch nicht gegen England aufkommen könne, weil es aus Geldmangel keinen mehrjährigen Krieg führen könnte. Darauf sagte mir der Minister, daß ich nicht die ultima ratio Rußlands in dieser Beziehung kenne, d. h. die ungeheuren Summen, die im Notfalle in die Wagschale geworfen werden könnten. Zunächst meine er damit die russischen Kirchen- und Klostergüter, die einen Wert von dreitausend Millionen Rubel vorstellen und über die der Kaiser mit einem Federstrich verfügen könnte, weil er das Haupt der russischen Kirche ist. Dann wären noch die Besitzungen des Zaren selbst, welche größer seien als ganz Deutschland und einen Wert von zwanzigtausend Millionen besäßen! Auf meine verblüffte Frage, zu was denn der Zar dann noch eine so fette Zivilliste benötige, wenn seine Einkünfte sich auf so viele hundert Millionen im Jahre belaufen, lachte Wischnjakov und sagte: „Ah, Sie glauben wohl, daß der Zar etwa 3 Prozent Einkünfte seines Grundbesitzes bezieht? Es sind aber in Wirklichkeit keine 2 Promille!" Als ich mich darüber wunderte, erwiderte der Minister mit pfiffigem Lächeln, daß eben in Rußland so eigentümliche Verhältnisse herrschen, daß kaiserliche Kronländer einen so verschwindenden Ertrag abwerfen. Wären diese zerstückelt und im Besitze einzelner Bauern, so würden sie allerdings nicht 30, sondern mindestens 600 Millionen im Jahre abwerfen. Ich verstand dies dahin, daß so viel gestohlen werde, daß dem Zaren schließlich nur jene Kleinigkeit überbliebe.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich eine andere Mitteilung des Ministers wiedergeben, die vom geschichtlichen Standpunkte aus großes Interesse hat. Ich drückte nämlich mein Erstaunen aus, daß die Russen in San Stefano stehen geblieben waren, ohne Konstantinopel zu besetzen, was doch durch die eingelaufene englische Flotte nach meiner eigenen Ortskenntnis nicht hätte verhindert werden können. „Ganz recht," antwortete Wischnjakov, „aber das ist eine eigentümliche Geschichte. Als der Großfürst Nikolaj Nikolajewitsch (Vater des gleichnamigen heutigen Großfürsten) vor Konstantinopel erschien, war eben die englische Flotte im Begriff, in die Dardanellen einzulaufen. Wenn der Großfürst nun Konstantinopel besetzte (was ja türkischerseits nicht zu verhindern war), so hätten die Engländer sicher nach Einlaufen ins Marmarameer unsere Truppen beschossen und dadurch wäre es zum Krieg mit England gekommen. Diese Verantwortung wollte der Großfürst nicht auf sich nehmen, deshalb fragte er beim Zaren an, was er tun solle. Er fügte hinzu, daß es seine Ansicht sei, man möge sich nicht an der Gewißheit eines Kriegs mit England stoßen, denn dieses vermöge nicht Rußland etwas anzuhaben, im Gegenteil, man könnte dann der Frage eines Angriffes auf Indien nähertreten. Und was das Geschwader des Admirals Hornby beträfe, so gäbe es wohl ein Mittel, es unschädlich zu machen: man könnte die auf der Donau befindlichen Torpedobarkassen (‚Schutka' und andere) zerlegt nach Konstantinopel schaffen, dort zusammensetzen und dann die ahnungslos und sicher in Sorglosigkeit vor Anker liegenden englischen Panzerschiffe in die Luft sprengen.

Dem Zaren leuchtete dies ein, und er gab Befehl, ohne Rücksicht auf einen Bruch mit England Konstantinopel zu besetzen. Und nun kommt das Eigentümliche. Der Bote, welcher den Befehl überbringen sollte, gab diesen erst nach zwei Tagen ab! Und da war es schon zu spät, denn bereits hatte Hornby vor Konstantinopel geankert und der Zar war mittlerweile

von anderer Seite beeinflußt worden, so daß er seine Meinung änderte und Gegenbefehl gab, der mit dem Besetzungsbefehl zu gleicher Zeit eintraf."

Ich wunderte mich nicht wenig darüber und fragte, wie sich der Minister diese merkwürdige Verspätung des Boten erkläre? Er antwortete ausweichend, daß einerseits England niemals geknausert habe, wenn es sich darum handelte, durch Bestechung Großes zu erreichen, und andrerseits sich beim Zaren verschiedene Einflüsse geltend machten, die ihn schwankend machten. Auf meine weitere Frage, was das für Einflüsse waren und von welcher Seite, zuckte Wischnjakov die Achseln und meinte: „Es ist am besten, sich darüber nicht auszulassen."

Spiridion Gopčević

Die Ameise ein Geruchstier

In der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift" erzählt Hans Henning auf Grund sehr eingehender Untersuchungen über künstliche Geruchsspuren bei Ameisen. Daß die Ameise ein Geruchstier ist, lehrt das Entfernen ihrer Antennen, die die Geruchsendapparate enthalten: sie ist dann dem Untergange verfallen, während geblendete Exemplare immer noch, wenn auch zögernd, die Heeresstraße begehen und Nahrung finden. Die Ameise birgt in ihrem Körper Ameisensäure; sie tupft — Henning hatte die zahlreichen Versuche mit der roten Waldameise (Formica rufa L.), der bestsehenden Art, angestellt — ihren Hinterleib mit Analdrüse dreimal auf den Millimeter Wegstrecke. Henning zog nun mit Ameisensäure, ameisensauren Verbindungen und Formaldehyd über das Papier künstliche Geruchsspuren mit Hilfe eines Pinsels. Diese Geruchsspuren, die den natürlichen Heerstraßen entsprechend verliefen, wurden sofort von den Ameisen hin und her begangen. Wo die künstliche Geruchsspur endete, kehrten die Ameisen um. Pinselte Henning an das blinde Ende der Spur ein neues Stück etappenweise an, so begingen es die Ameisen ebenso etappenweise. Es zeigte sich, daß die Ameise für Ameisensäure eine höhere Reizschwelle als der Mensch besitzt. Das ist biologisch sehr wichtig; dadurch wird nur der Weg zur natürlichen Heerstraße, den die Mehrzahl der übrigen Exemplare schon beging. Da die Ameise, selbst Ameisensäure erzeugend, auch danach riecht, erklärt sich die hohe Reizschwelle für Ameisensäure schon durch die Abstumpfung. Ebenso wie das Finden der Heerstraße fußt auch das gegenseitige Erkennen im Geruch. Betupft man eine Ameise mit einem Riechstoff, der nicht im Koloniebereich vorkommt, etwa mit Patschuli oder Jasmon, so wird dies andersriechende Tier sofort von den herzukommenden Artgenossinnen totgebissen.

Bodenständige Kunst?

Ueberall in der Kunst zeigt sich ein Tasten und Suchen nach neuen Ausdrucksformen und Möglichkeiten. Drängende Kräfte sind am Werk, und es sind gute Kräfte; denn sie haben eine künstlerische Überzeugung und den Mut, für sie einzutreten Das muß man an ihnen ehren, und selbst wenn man ihnen nicht auf dem neuen Wege folgen will, soll man sich doch hüten, sie kurzerhand abzulehnen; das wäre gleichbedeutend mit einem Sichverschließen gegen Werdendes.

Anders aber ist es, wenn die Kunst einen Weg einschlägt, auf dem man unmöglich mitgehen kann und darf; wenn sie, wie in vorliegendem Falle, soviel fremder Werte (oder Unwerte) in sich aufsaugt, daß nur noch das Fremde als Kennzeichen ihres Wesens bleibt. Dann ist es die Pflicht jedes national Empfindenden, dagegen Stellung zu nehmen um so mehr, wenn eine solche Kunst durch das Aushängeschild „Bodenständig" nur zu leicht

geeignet ist, weite Kreise irrezuführen. Durch die äußere Schönheit wohnt ihr suggestive Kraft inne, die es zu bannen gilt: Hier ist Gefahr im Verzuge!

Einen solchen Fall will ich hier kurz kennzeichnen. Tatbestand: In der 85. großen hannoverschen Kunstausstellung findet sich der Entwurf eines neuen in sich geschlossenen Stadtteiles, der sich um die Neuanlage der TET-Fabrik von Bahlsen gruppieren soll. Es ist eine Riesenarbeit, die einen Bauwert von etwa 35 Millionen Mark darstellt. Professor Hoetger ist der entwerfende Künstler. Aufteilung und Ausmessung der Anlage ist großzügig. Sie sieht umfangreiche Fabrikbauten vor, breite, von Bäumen eingefaßte Straßenzüge, eine säulengeschmückte ausgedehnte Schmuckplatzanlage und eine entsprechende Anzahl von Häusern, die von den Beamten und Angestellten der Firma wie von Privaten bewohnt sein werden. Es ist, wie gesagt, ein ganz neuer Stadtteil, der hier entstehen soll, und in städtebaulicher Hinsicht dürfte er eine „Sehenswürdigkeit" werden. Hätte Hoetger seinen Riesenentwurf etwa mit dem Kennwort „TET" versehen, man könnte ihn vom rein künstlerischen Standpunkte aus gelten lassen; man könnte dann sogar anführen, daß es dem Künstler wirklich gelang, dem Geist des „TET", dem „Ewigen" Ausdruck zu verleihen: So groß und wuchtig sind alle Ausmaße in Anlage und Aufbau.

Aber Hoetger weiß offenbar, daß dennoch „Mäkler und Nörgler" Angriffspunkte finden würden, und er fühlt, worauf sich diese Angriffe stützen könnten. Darum geht er hin und hängt seinem Entwurf den Mantel des „Bodenständigen" um, daß er ihm Schutz sei. Und um das alles dem Beschauer so recht klar und deutlich zu machen, d. h. das „Bodenständige" zu betonen, um dahinter die fremde Wesensart seiner Kunst zu verbergen, konstruiert er flugs an einigen Zeichnungen eine Erläuterung: „Auf die Ebene gehört die Schräge; auf die Schräge die Senkrechte". Die Beispiele sind im ersten Augenblick fast verblüffend. Er erkennt in den Burgen auf den Bergen das Gesetz der Vertikalen zur Schrägen, in der bodenständig-niedersächsischen Form das der Schrägen zur Ebene.

Aber ist denn dem wirklich so? Wenn Hoetger ein Dreieck zeichnet und es mit einer Ruine im gipfelnden Schnittpunkte krönt, dann scheint es allerdings, als stehe die Senkrechte zur Schrägen des Bergabhanges. Stehen aber in Wirklichkeit die Burgmauern nicht vertikal zur Ebene des Beschauers? Ist nicht das Dreieck, also der Bergkegel, oben zur Bauebene abgestumpft?

Und nun der zweite Teil der Erläuterungen Hoetgers! Gehört denn wirklich in unserer bodenständigen Bauart die Schräge zur Ebene? Auch in diesem Falle: Es scheint nur so! Die Mauern kuscheln sich gleichsam zum Schutz gegen Wind und Wetter in den Mutterboden und ziehen die Dachhaube tief ins Gesicht. Dieses Bild finden wir überall in Westfalen, hier in der Heide, zur Elbe und Weser hin, in Schleswig-Holstein, im pommerschen Land usw., kurz überall da, wo es in dieser Form der Eigenart des Bodens, der klimatischen Verhältnisse und der sich ihr anpassenden der Menschen bedingt. Das Dach wächst scheinbar aus der Ebene als die „Schräge" im Sinne Hoetgers. In Wirklichkeit aber ist die Senkrechte die Trägerin der Schrägen (also des Daches). Die Beweisführung Hoetgers ist in den Zeichnungen durchaus irreführend, und das um so mehr, als diese dem weniger kritischen Beschauer eine „Bodenständigkeit" vorspiegeln, die in Wahrheit gar nicht vorhanden ist. Das einzige, was in diesem Sinne echt ist, ist die Verwendung des Backsteins. Sonst indessen ist in dem Riesenentwurf von Bodenständigkeit keine Rede. Nicht bodenständig ist das tief und flach eingelagerte Dach, nicht bodenständig ist die Schrägmauer, nicht bodenständig ist der Säulenbau und der bildnerische Schmuck an den Mauern.

Hoetger greift deutlich wahrnehmbar auf assyrisch-babylonische Formen zurück. Was dort aus der Eigenart der klimatischen Verhältnisse erwuchs und aus der Eigenart von Boden und Volk sich ergab, gilt hier nicht als bodenständig. Erinnert die Einlagerung des bildnerischen Schmucks klar an die Reliefs ägyptischer Zeiten, so die Schrägung der

Mauern an Tempel- und Pyramidenbauten aus derselben Zeit. Ihnen sind auch die Propylonen nachempfunden.

In dem Entwurf des neuen Stadtteiles steckt kein Hauch niedersächsischer Eigenart, nicht einmal ein Hauch germanischen Wesens im weitesten Sinne. Auf deutschem Boden soll eine Riesenanlage entstehen, die deutscher Wesensart durchaus fremd ist. Und dieses Fremde wird als „bodenständig" aufgetischt!? Hier ist Gefahr im Verzuge ...

P. Berglar-Schröer

„Palestrina"

Erst drei Jahre nach Ausbruch des Krieges hat das Münchener Prinzregententheater seine Weihe als eine zu Besonderem berufene Kunststätte erlebt. Nicht daß ich die früheren Wagner-Festspiele unterschätzte! Aber sie trugen doch sehr den Stempel des Wettbewerbs — nicht mit, sondern gegen Bayreuth. Schlimmer war, daß sie so stark als Mittel zur „Hebung des Fremdenverkehrs" erschienen. In Deutschland bedeutet das fast unweigerlich eine Verbeugung vor dem Internationalismus. (Die Vergangenheitsform „bedeutete" wage ich leider nicht zu gebrauchen, erst recht nicht, wenn ich noch jetzt in der Wandelhalle des Theaters Aufschriften, wie „Salle à manger", „Dinning room" und „Bar" lesen muß. Ich höre schon: „Kleinigkeitskrämerei". Nun, wen solche Flecken nicht stören, muß wenig Sinn für Sauberkeit haben.)

Doch nicht darin, daß wir Deutsche dieses Mal so schön unter uns waren, sehe ich den wesentlichen Gewinn, sondern daß die erhöhende Wirkung der Festspielaufführung und die werbende Kraft des Festspielgedankens einem ringenden Künstler zugute kamen.

Denn ein Ringender, soweit seine Stellung im Theater und überhaupt beim empfangenden Publikum in Betracht kommt, ist Hans Pfitzner noch immer, trotzdem ihn nur noch eine kurze Spanne vom fünfzigsten Lebensjahre trennt. So ist die Veranstaltung einer Pfitzner-Woche nicht nur eine Großtat freundschaftlicher Werbekraft, eine Höchstleistung des praktischen Idealismus, sondern auch von größter Wichtigkeit für unser ganzes Kunstleben.

Das wird eine Gesamtwürdigung der Veranstaltung im nächsten Hefte dartun; im vorliegenden möchte ich die Würdigung des „Palestrina" vorwegnehmen, der am 12. Juni im Prinzregenten-Theater die Uraufführung erlebte und damit auch den Kennern des Gesamtwerks Pfitzners eine nicht zu überschätzende Bereicherung brachte. Die Sonderbehandlung rechtfertigt sich aber auch dadurch, weil ohne die im Künstlerschicksal Pfitzners liegende Ursache für den Sondercharakter dieser Festspiele der „Palestrina" gar nicht entstanden, oder jedenfalls nicht das geworden wäre, was ihm jetzt eine Sonderstellung in unserer musikdramatischen Literatur sichert.

Seiner Dichtung schickt Pfitzner als Vorbemerkung jene Stelle aus Schopenhauers „Wille und Vorstellung" voraus, in der zu dem Gegeneinander der intellektuellen und realen Welt im Einzelnen ein Gleiches für die ganze Menschheit in Parallele gebracht wird. „Dieses intellektuelle Leben schwebt wie eine ätherische Zugabe, ein sich aus der Gärung entwickelnder wohlriechender Duft über dem weltlichen Treiben, dem eigentlich realen, vom Willen geführten Leben der Völker, und neben der Weltgeschichte geht schuldlos und nicht blutbefleckt die Geschichte der Philosophie, der Wissenschaft und der Künste."

In diesen Sätzen entschält sich der Kern von Pfitzners dramatischer Legende. Sie enthalten — wenn wir in Schopenhauers Sprachkreise bleiben — die „Idee" für Dichtung und Musik. Die erstere aber bedarf zur Verdeutlichung des „Abbildes". Dieses fand Pfitzner im Schicksal des großen Palestrina. In Wirklichkeit erlebt dieses Drama jeder Künstler dauernd in sich selbst; sein Erfinden eines Stoffes ist im Grunde Auffinden einer Maske, in die er selber schlüpfen kann. Man kann darum für das Innendrama dieses Werkes statt „Palestrina" ebensogut „Pfitzner" zur Überschrift wählen.

Für den, der von der heiligen Notwendigkeit im Schaffen, aber auch im Nichtschaffenkönnen des genialen Künstlers so überzeugt ist, wie ich, bringen die kurzen Darlegungen, die Pfitzner einem Ausfrager gab (München-Augsburger Abendzeitung, Nr. 310), eine wertvolle Bestätigung. Danach ist der Plan zu diesem Werke in Pfitzner seit der Mitte der neunziger Jahre lebendig. Ich denke mir, der 25jährige (Pf. ist 1869 geboren) Schöpfer des „armen Heinrich" wird nach der Aufführung dieses Werkes nach einem neuen Stoff gesucht haben und abei „zeigte ihm das Studium der Musikgeschichte das Leben Palestrinas und die Legende von der Rettung der Musik in eigentümlich reizvollem Lichte". Er fühlte d. rin deutlich den „dramatischen Kern" und suchte im Laufe der nächsten Jahre bei vier „berufsmäßigen" Dichtern die Ausführung der Idee zu erlangen. Aber „schon beim Gedankenaustausch vermochte das Ergebnis nicht zu befriedigen". Inzwischen hatte Pfitzner um 1900 „Die Rose vom Liebesgarten" vollendet und damit sich zum zweiten Mal mit seinem Jugendfreunde J. Grun zu gemeinsamem Schaffen verbunden, obwohl die theatralische Unlebendigkeit und eine gewisse Blutleere des Dichters keinem verborgen bleiben konnte.

Warum hat Pfitzner ihm den Palestrina nicht anvertr. ut? Warum befriedigte hier das Ergebnis des Gedankenaustausches nicht?

Oh, sicher nicht, weil das äußere dramatische Gefüge nicht zu finden oder die Idee nicht zu fassen war. Beides lag ja zum Greifen klar. Nein, weil für Pfitzner selbst die Stunde des Müssens noch nicht gekommen, weil er selber noch nicht Palestrina war.

Noch war Pfitzner jung. In überreichem Maße quoll in ihm der Strom der Erfindung. Innerh. lb weniger Jahre hatte er zwei große Musikdramen geschaffen; in zahlreichen Liedern und Kammermusikwerken entlud sich ein reiches Innenleben. Aber auch die äußere Welt wirkte nicht als Gegenmacht. Wer gleich Pfitzner im praktischen Betrieb aufgewachsen war, hatte für die beiden Opern keine raschen Theatererfolge erwarten können. Das höhere aber war Pfitzner zuteil geworden. Die Jugend horchte auf und erkannte, daß hier ein Echter am Werke war. Werken aber ist dem jungen Schöpfer die Hauptsache; das Wirken überläß er in sicherem Vertrauen der Zeit. Bis dann die Stunde kommt, in der dem zum Manne Gereiften das Wirken, die an der Zeit und dem Leben mitgestaltende Tat zum Lebensgebote wird. Der äußere Lebenszwang kommt hinzu: die Kunst geht nach Brot. Der Künstler, der sich als Tempelpriester fühlt, strebt sein Schöpfertum von diesem „Zwange" frei zu halten und benutzt zum Erwerb die Formen der „angewandten" Kunst. Dem Musiker bieten sie sich in den vielen Abstufungen der Reproduktion. Pfitzner wurde Kapellmeister. Nun betrügt gerade den wahrhaft Schöpferischen sehr oft dieser Ausweg. Das Schöpferische ist ihm so Natur, daß er es auch in diese reproduzierende Tätigkeit einschießt. Dadurch gewinnt diese natürlich außerordentlich an Bedeutung, aber die eigene Produktion leidet. Man erinnere sich der Briefe Wagners und Mozarts.

Mußte Pfitzner so den Widerspruch zwischen dem Schaffen in der geistigen und der realen Welt erleiden, so kamen noch andere Erfahrungen hinzu. Während sich Pfitzner nur langsam eine Gemeinde gewann, trug die Mode andere Komponisten zu raschen Erfolgen und beherrschender Stellung. Das ist schon schwer zu ertragen, wenn man mit Recht im eigenen Schaffen die stärkeren Werte fühlt, wird aber zur Qual, wenn man in der siegreichen Kunst geistige und künstlerische Mächte sieht, die man als schädlich erkannt hat. Daß er die modernste Musikentwicklung für gefährlich hält, zeigt Pfitzners Broschüre „Futuristengefahr"; daß seiner reinen Kunstauffassung der erotische Perversitätstaumel der letzten Zeit widerstreben mußte, liegt in der Natur der Sache. Der Kleinkampf gegen solche Strömungen verzehrt die besten Kräfte. Da übermannt auch den Starken der Ekel. Wozu das alles? Die Lust des Schaffens versiegt und düster senkt sich auf den Geist das Gefühl der Einsamkeit. Am liebsten sterben! Jetzt kann nur noch „heilige Not" das Schaffen erzwingen. Zum innern Gewissensgebot: „Du hast dein Erdenpensum zu erfüllen" muß sich jener unerklärliche Wunderzwang gesellen, unter dem das geniale Kunstwerk entsteht.

So war Pfitzner für seinen Palestrina reif geworden, weil er ihn in und an sich erlebt hatte. „So schrieb ich eines Tages — es war Ende 1909 — nachdem mir in großen Zügen die Form des Werkes klar geworden war, als erstes die letzten Zeilen der Dichtung. Im März 1910 entstand die Geisterszene. Im Sommer desselben Jahres schrieb ich zum großen Teil den übrigen ersten Akt. Die Berufsarbeit ließ den Winter 1910/11 ungenützt verstreichen. Erst der Frühling 1911 brachte die Anfänge des 2. Aktes. Der dritte Akt schloß sich dann schnell an, so daß im August 1911 die Dichtung beendet war. Die dichterische Gestaltung des Stoffes hat mich diese ganze Zeit so vollständig erfüllt, daß ich, so merkwürdig es klingen mag, mich nicht als Komponist fühlte und während vier Jahren auch tatsächlich keine Note schrieb.“

„Am 1. Januar 1912 schrieb ich das Anfangsmotiv des Vorspiels, im Sommer desselben Jahres gleich in Partitur etwa die Hälfte des ersten Aktes in sechs Wochen. Der Winter 1912/13 ging für ‚Palestrina‘ durch angestrengte Berufsarbeit verloren. Im Sommer 1913 komponierte ich in sieben Wochen den ersten Akt fast fertig. Ein nächster verlorener Winter brachte mich zu der Überzeugung, daß ich eines Urlaubs bedürfe, um das Werk zu vollenden. Ich erhielt ihn für den Winter 1914/15. In den Tagen der Kriegserklärung beendete ich den ersten Akt. Dann folgten Wochen, in denen künstlerische Arbeit zu ruhen hatte. Der Winter 1914 fand mich aber wieder beim zweiten Akt, der im Frühjahr 1915 beendet wurde. Am 17. Juni 1915 war der dritte Akt, somit das ganze Werk, in Partitur vollendet.“

Was Pfitzner in diesen Ausführungen nicht sagt, fühlen wir an ihm: Das Verhalten der Welt ist ihm im höchsten Sinne gleichgültig geworden. Er fühlt in sich die gottgewollte Sendung, die Notwendigkeit seines „Berufs“. Da schweigt der Kampf:

„Nun schmiede mich, den letzten Stein
An einem deiner tausend Ringe,
Du Gott, — und ich will guter Dinge
Und friedvoll sein.“

Es ist ein psychologisch wertvolles Geständnis Pfitzners, daß er diese Schlußverse seines „Palestrina“ zuerst geschrieben hat. Erst, nachdem er selbst den Stoff überwunden hat, nachdem er ein „Befiederter“ geworden ist, vermag der Künstler sieghaft zu gestalten.

Die Innenhandlung des „Palestrina“ habe ich damit erzählt. Von der äußeren Einkleidung brauche ich nicht viel zu sagen. Die Legende ist ja bekannt; sie ist selber der Niederschlag des Glaubens an diese göttliche Sendung der Kunst und die Gotterfülltheit des Künstlers. Darum daß die geschichtliche Forschung sie arg zerpflückt hat, kümmert sich das Volk nicht; dem Dichter kann das erst recht gleichgültig sein. Daß das Tridentiner Konzil bei seiner Säuberungsarbeit um der vielen Mißbräuche willen die Kunstmusik überhaupt aus der Kirche verbannen wollte; wie dann der Einspruch des Kaisers Ferdinand erreichte, daß noch ein Versuch gemacht werden sollte, stimmt in den Grundlinien auch halbwegs mit den Tatsachen. Die Legende läßt dann den Kardinal Borromeo Palestrina den Auftrag zur Komposition der neuen Messe erteilen. Palestrina weigert sich unter Hinweis auf seine Ohnmacht. Während der ergrimmte Kirchenfürst die Verhaftung des in seinen Augen böswilligen Musikers anordnet, schafft dieser unter heiligem Zwang in einer Nacht das Wunderwerk, die Missa papae Marcelli, das allen Widerspruch überwältigt und seinem Schöpfer den unsterblichen Ruhm des princeps musicae einträgt.

Dieses Palestrina-Drama füllt den 1. und 3. Akt. Daß Pfitzner das Bedürfnis fühlte, in einem 2. Akt ein reich und zum Teil wild bewegtes Bild des Konzils einzuschieben, hat für ihn den inneren Grund zu zeigen, wie trotz allem das, was für den Künstler hehrste Notwendigkeit und darum im Dauerleben der Menschheit von höchster Wichtigkeit ist, im Kampfgetriebe der Welt nebensächlich bleibt oder gar zu andern Zwecken mißbraucht wird. Aber diese feineren Linien liegen unter den grellen Farben zu verdeckt, als daß sie bei der Bühnendarstellung sichtbar würden. Und so wirkt dieser zweite Akt als Unterbrechung des Dramas und damit äußerlich Er wird der Bühnenlaufbahn des Dramas um so hinderlicher sein, als sich in ihm die Besetzungs-

schwierigkeiten der zahlreichen Männerstimmen häufen und die Inszenierung größte Schwierigkeiten bereitet. Jedenfalls hat Pfitzner selbst seine Vorschriften bei der Münchener Aufführung nicht zu verwirklichen vermocht, so daß dem unvorbereiteten Zuschauer manches unklar geblieben sein muß.

Aber davon abgesehen: das Theater hat seine eigenen Lebensgesetze, zu deren ersten gehört, daß aus der Bühnenaufführung selber alle wichtigen Beziehungen und Kräfte deutlich erhellen müssen. Das ist hier nicht der Fall. Auf den nicht vorher genau Eingeweihten muß dieser Akt als äußerliches Spektakelstück, als „Hof- und Staatsaktion“ im üblen Sinne wirken. Damit täte man Pfitzner bitter unrecht; aber den schweren dramaturgischen Fehler hat er begangen, Rahmen und Bild zu verwechseln. Was in der Mitte eines Dramas erscheint, wirkt naturgemäß als dessen Hauptsache. Hier aber bringt der übrigens sehr ausgedehnte Mittelakt eigentlich nur die Voraussetzungen, aus denen sich der äußere Teil des Schicksals Palestrinas — das innere ist davon unabhängig — entwickelt.

So ist es nicht das gewiß doch auch sehr berechtigte Verlangen, unserer Gebrauchsbühne eine wertvolle und sicher wirksame Bereicherung des Spielplans zu gewinnen, sondern künstlerische Überzeugung, die mich den zunächst seltsam berührenden Wunsch aussprechen läßt, Pfitzner möchte in einer Umarbeitung den 2. Akt ganz beseitigen.

Freilich bleibt dann die schwere Frage, wie man der Musik dieses Aktes zur Wirkung verhelfen soll. Aber ich glaube, auch dafür wird eine Lösung zu finden sein. Denn gerade in diesem Teil wird nur der fachlich Vorgeschulte der Musik aufmerksam zu folgen vermögen. An sich sind die Vorgänge und kirchenpolitischen Gespräche so unmusikalisch wie nur möglich, und die bisherige Opernkunst hat derartige Strecken durch Rezitativ und Sprechgesang zu überwinden gesucht, wenn sie nicht den natürlichsten, freilich die Einheit des Stils zerstörenden Weg des gesprochenen Dialogs oder allenfalls Melodramas wählte. Pfitzner geht hier neue Bahnen. Er gewinnt aus den Anregungen der Worte und Vorgänge zahlreiche Einfälle zum Teil programmusikalischer Art, bereichert sie durch Wahrnehmung jeder Beziehung zu dem Geschehen der andern Akte und arbeitet mit dem so gewonnenen Material in sinfonischem Geiste. Es entsteht also eine Art absoluter Musik, neben der das Drama hergeht. Ob sich dieser Weg wirklich gangbar erweist, mag die Zukunft lehren. „Interessant“ ist Pfitzners Musik in diesem Akte sehr, und ich kann mir vorstellen, daß er den Fachleuten im Laufe der Zeit der wertvollste wird. Mit dem innern Kunstwerte hat das jedoch nichts zu tun.

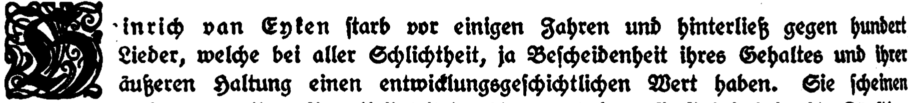
Um so reicher ist in der Hinsicht die Musik des ersten und letzten Aktes. Durch die Aufnahme einiger alten Themen, durch die natürliche Anlehnung zumal an die älteren Kirchentonarten, die aber durchaus im heutigen Geiste benutzt werden, entsteht hier ein Neues, das für die Zukunft wertvollste Anregungen bietet, aber auch an und für sich voll der erlesensten Reize ist. Mit Strauß und den „Modernen“ verglichen, ist Pfitzner nicht eigentlich farbig, seine Stärke liegt im Linearen. Hier aber weiß er durch kleine Rückungen so viele Abstufungen zu erzielen, daß man an die Helldunkelkunst eines Rembrandt denken mag. Die gleiche Stimmungskraft eignet auch dieser Musik, die dann im gegebenen Augenblicke eine wunderbare Lichtfülle zu spenden vermag. So gehört die Stelle des ersten Aktes, in der nach dem quälenden Hin und Her Palestrina von der Gewalt des gotterfüllten Genius übermannt wird und nun die Musik aus ihm herausbricht wie die angestaute Flut eines Sees durch den geborstenen Damm, zu den großartigsten Kunstoffenbarungen aller Zeiten, und wenn sich dabei die Stube mit himmlischen Geistern füllt, so wird das Wunder zur „natürlichen“ Erklärung, daß ein sterblicher Mensch so des Gottes voll sein kann.

Die Münchener Aufführung befriedigte hohe Ansprüche, wenn auch mancher Wunsch übrig bleibt. Aber es wäre unrecht, zu mäkeln, wo der innige Dank überquillt für diese wahrhaft ideale Auffassung von der Verpflichtung großer Kunstmittel, die im dritten Kriegsjahre eine solche künstlerische Großtat ermöglichte.

Karl Storck



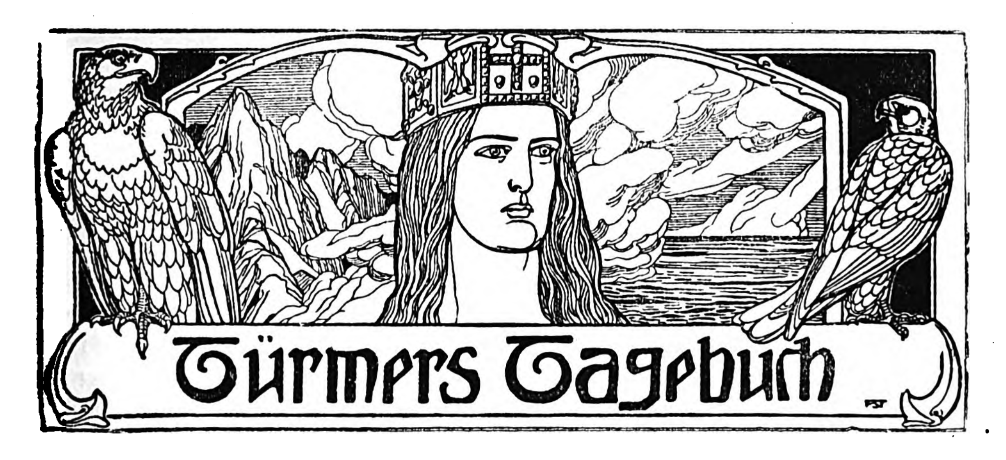
Zur Notenbeilage



Heinrich van Eyken starb vor einigen Jahren und hinterließ gegen hundert Lieder, welche bei aller Schlichtheit, ja Bescheidenheit ihres Gehaltes und ihrer äußeren Haltung einen entwicklungsgeschichtlichen Wert haben. Sie scheinen mir heute gerade wegen ihrer Prunklosigkeit beachtenswert, denn sie sind dabei echte Künstlerarbeit, und ihre anspruchslose Fassung setzt nicht etwa Billigkeit der Arbeit voraus. Soviel heut Lieder geschrieben werden, so wenig Brauchbares für den Liebhaber ist darunter. Ein Teil ist zu seicht in seinen dichterischen Vorwürfen wie in ihrer musikalischen Gestaltung. Die Gefühlssphäre Abts, Hildachs soll man grundsätzlich meiden. Sie ist der künstlerische Ausdruck des Philistertums. Doch man überwindet diesen nicht auf dem Wege zur Geschraubtheit, den unsere Kunstmusik allerorten heute eingeschlagen hat. Ist es nicht das Unerquicklichste, dichterische Nichtigkeiten im Stile Regers oder Straußens komponiert zu hören? Die Zahl derer, die sich (bewußt oder unbewußt) gegen die Unechtheit des Ausdrucks in unserem modern anspruchsvollen Kunstliede, gegen die bizarren Widersprüche zwischen tonlichem Aufwande und dichterischer Alltäglichkeit in ihnen empören, ist weit größer, als es scheint. Und in der Tat muß den vielen im musikalischen Vorstellen nicht sonderlich Geschulten ein triviales Gedicht im musikalischen Gewande Abts erträglicher erscheinen als in einer in ihrer zwecklosen Kompliziertheit ästhetisch verletzenden Vertonung Regers, dessen dichterischer Geschmack übrigens dem Abts auffällig ähnelt.

Bei Eyken ist nun ein solcher innerer Widerspruch zwischen dichterischem Gehalt und Form der Tonsprache fast nirgends zu finden. Er greift in der Wahl seiner dichterischen Vorwürfe meist nicht hoch, aber er vergreift sich auch nur selten und hat manches wertvolle innerliche Gedicht Mörikes, Groths, Storms, Kellers vertont. Freilich gibt er sich am freiesten bei der Komposition kleinerer Aufgaben, und nach dieser Richtung hin scheint er mir für das deutsche Haus empfehlenswert. Dieses wird von unseren lebenden Liederkomponisten nicht mehr beachtet. Sie schreiben entweder für niedere Kreise, eben jenes Stadtphilistertum, das es sich in Cafés, Kinotheatern, bei Operetten, Kabaretts, Grammophonen und der an diese geistigen Genüsse anknüpfenden Geselligkeit wohl sein läßt, oder aber für den kleinen Kreis artistisch anspruchsvoller Hörer, denen tonmalerisches Raffinement der einzige Maßstab für die Bedeutung einer Komposition ist. Die Zahl derer, die sich außerhalb dieser Richtungen zu bewegen wissen, ist klein, zu ihnen gehört Eyken. Er hat den Zusammenhang des neueren Liedes mit dem Volksliede und den Werken der Früh- und Spätromantik gewahrt, und so sind ihm eine Reihe von kleinen Tonpoesien gelungen, deren man sich im deutschen Hause allerorten erfreuen kann. Eykens Lieder erscheinen als op. 1—10 bei Raabe & Flothow in Berlin. Hieraus nenne ich das ganz volkstümliche op. 6, 3: In der Früh' (Weitbrecht) und das erste Lied unserer Beilage: Die Traurige, op. 3, 3. Op. 11—15 verlegten Bote & Bock in Berlin. Hierunter befinden sich die Fiedlerlieder von Storm. Die Hauptzahl seiner Schöpfungen, op. 16—32, vertraute der Komponist dem Dreililienverlage an. Darunter finden sich op. 21, 3 Morgenbitte (Frey), op. 23, 4 Prinzessin (Groth), op. 24, 3 Der Bote (Eichendorff), op. 25, 1 Ein Sternlein (Holst), op. 27, 1 Im Kahne (Flaischlen), op. 27, 3 An die Schönheit (Hesse), op. 28, 2 Unterm Buchenbaum (Vischer). Seine letzten Arbeiten brachte der Verlag Leuckart heraus, darunter das in unserer Beilage zu findende op. 34, 1 Liebeslied (altdeutsch) und Kellers Waldsturm, op. 34, 3, sowie das zarte Am Schlehdorn (Evers).





Der Krieg

„Als Polen erobert wurde," so wird der „Kreuzzeitung" (Nr. 266) von hochgeschätzter Seite geschrieben, „das ich bei dieser und einer früheren Gelegenheit (Herbst 1914) kreuz und quer durchritten hatte, schrieb ich einen kurzen Abriß: ‚Darf Deutschland in Schlesien und Posen eine Irredenta schaffen?' (Die kurzen Ausführungen befinden sich bei den Akten eines hohen Stabes.) Mich drängte damals die Sorge, daß etwa ein regierungsseitig übereilter Schritt den großpolnischen Aspirationen Nährstoff bieten könne. — Man muß Polen behandeln wie ein zu erziehendes Kind: gutem Betragen folgt eine Belohnung, Ungezogenheiten harte Strafe.

An der russisch-polnischen Grenze angesessen, kenne ich bewußt seit 3 Jahren alle politischen Regungen dieses gemischtsprachigen Landesteils, kenne alle Erfolge — und Mißerfolge! — unserer Ostmarkenpolitik. — Es gibt kaum einen brauchbareren, fähigeren Staatsbürger, als den polnisch sprechenden Oberschlesier. Aber nur unter einer Bedingung: daß er die harte Faust einer kraftvollen Regierung im Genick fühlt. — Nachgiebigkeit, Schwäche ihm gegenüber zeitigt sofort: Dreistigkeit, Unbotmäßigkeit, Forderungen auf sprachlichem Gebiete, die meist völlig utopisch genannt werden müssen.

Ich sage mir: Hat sich die energische Haltung unserer Regierung innerhalb der letzten 20 Jahre bewährt — und sie hat sich glänzend bewährt! —, so muß dieses System auch auf die eroberten polnischen Lande Anwendung finden. — Und dies so lange, bis sich

1. die neuen Grenzen aus dem Weltkriege herauskristallisiert haben, bis
2. Beweise der polnischen Loyalitäten in ausreichendem Maße gegeben wären.

Freiheitserklärungen ohne Garantien, sagte ich, sind ein Unglück. — Worin diese Garantien zu bestehen hatten, sei hier nicht erörtert. Man hätte sie — um nur einige mögliche Objekte zu streifen — in einer innerhalb bestimmter Frist für die Zentralmächte verfügbaren wohldisziplinierten polnischen Armee suchen können, — sie hatten in der provisorischen Beschlagnahmung der polnischen Grubenschätze gefunden werden können, in einer festen Abgabe der recht entwickelten Textil-

industrie (Lodz) u. a. m. Allmählich hätte sich eine Staatsform für das eroberte Polen gefunden, dergestalt, daß es bei wirtschaftlicher absoluter Abhängigkeit von Deutschland resp. Österreich-Ungarn diesen Ländern auch in politischer Hinsicht unlösbar angegliedert werden konnte. Deutsche Besatzungstruppen bildeten für absehbare Zeit Handschellen gegen jede unerwünschte Bewegung. Auf die Art konnte Polen ein Sicherheitskoeffizient Deutschlands nach Osten werden, ein Prellbock zum mindesten gegen slawische Überflutung. Ob sich dynastische Beziehungen schaffen ließen, ist eine sekundäre, auch weniger wichtige Frage, da derlei Einflüsse immer mehr schwinden und sich Regenten bereits (Rumänien) in zweiter, längstens dritter Generation mit den Interessen ihres Landes zu identifizieren pflegen, zum mindesten aber nicht mehr gegen den Volksstrom schwimmen können.

Daß man alle wirklich unbequemen und unlauteren Elemente in Polen ganz rücksichtslos noch vor Friedensbeginn nach Rußland abschieben mußte, war eine so selbstverständliche Pflicht, daß ich es damals kaum für nötig hielt, sie zu erwähnen. Ich dachte, daß der Selbsterhaltungstrieb uns eo ipso hierzu veranlassen würde.

Auf die Art wäre Polen allmählich ein erträglicher, vielleicht sogar guter Nachbar geworden. Oberschlesiens und Posens treue Söhne konnten wirtschaftlich — und das haben sie wohl verdient — reich gelohnt werden. Sie mußten deutlich die Fürsorge der Regierung fühlen. Auch das Enteignungsgesetz, (ein totgeborener, unseliger Wechselbalg, besonders in der Hand unserer Regierung) konnte aufgehoben werden — als Beweis ganz besonderen staatlichen und politischen Entgegenkommens, aus Rücksicht ev. auch auf die ‚Nationalitätengefühle‘ Österreich-Ungarns. Die polnischen Landesteile in Schlesien-Posen waren auf dem besten Wege, sich anzupassen. Denn die Bevölkerung des flachen Landes ist loyal bis in die Knochen. — Das hat der Krieg bewiesen. — Träger der ‚polnischen‘ Bewegung ist lediglich der katholische Klerus. Er mußte bei sorgfältigster Auswahl der zuständigen Bischöfe und möglichst vorsichtiger, nie aber schwächlicher Politik, im ungünstigsten Falle in seiner jetzigen praktischen oder politischen Machtfülle erhalten werden. . .

Es gibt ein häßliches politisches Wort: ‚Fortwursteln‘. Ich betone aber: Wenn wir bei vorsichtiger, schrittweiser, allmählicher do-ut-des-Politik innerhalb einer Generation den polnischen Nachbarstaat schufen, in Schlesien-Posen aber ‚fortwursteltenʻ wie bisher: dann war viel gewonnen. Dann konnte ein Nachbar erstehen, mit dem sich leben ließ, und immer festere Bande kitteten Schlesien und Posen — auch in ihren gemischtsprachigen Teilen — an das deutsche Vaterland. — Nach Kurlands Eroberung nahm gleichzeitig mit mir wohl der überwiegend größte Teil aller urteilsfähigen deutschen Männer es als ganz selbstverständlich an, daß man mit dem durch deutschen Adel in seinem Gerippe schon eo ipso loyalen Kurland dieses enorm entwicklungsfähige Land als starken ‚Flankenschutz‘ des polnischen Vetters im deutschen Interesse verwenden, es Mitteleuropa angliedern würde.

Das etwa waren meine Forderungen am Ende des zweiten Kriegsjahres, das waren die Forderungen, die ich an unsere Regierung stellte. Ich bin überzeugt:

Hunderttausende deutscher Männer — und nicht die schlechtesten unter ihnen — teilten sie.

Inzwischen ist einer der schwersten Winter zur Rüste gegangen, die wir erlebt haben in den letzten Jahrzehnten, brausen Frühlingsstürme durch das Land, ist der U-Boot-Krieg mit aller Kraft im Gange — und in felsenfestem Vertrauen zu unserer obersten Heeresleitung habe ich stets all den übereifrigen Drängern zugerufen: Wartet doch! —, haben wir Ostern gefeiert, das Auferstehungsfest, und feiern nun Pfingsten.

Was haben uns diese Monate gebracht, wie hat sich unsere Lage verschoben? In bonam — in malam partem? Trennen wir scharf: Hie Volk in Waffen — dort Heimatvolk.

Wir haben zwei Millionen Tonnen und mehr feindlicher, meist englischer Handelstonnage versenkt, wir sehen John Bull mit trüber Miene berechnen, einmal, wie lange seine Tonnage überhaupt noch ausreichen kann — trotz Seeraub, Neubau, Zwang der Neutralen —, weiter aber: wie lange er noch das Inselvolk ernähren und damit den Krieg lebendig erhalten kann. Die Bilanz ist hart für seine, günstig, recht günstig für unsere Interessen.

Das Ungewitter der ersten großen Frühjahrsoffensive hat sich an unserer ‚Siegfried-Stellung' ausgetobt — ein Durchbruch unserer Front ist nicht erfolgt und ist nie zu erwarten.

Damit könnten wir sehr, sehr zufrieden sein. Was für Wolken aber sind es, die uns die Freude am Sonnenschein der Waffenerfolge trüben? Amerika? Die Wutausbrüche der bezahlten ABC-Staaten? — Gewiß: schade um die Schiffe, hart für die erste Beschaffung der Rohstoffe — aber das alles soll uns nicht verdrießen, das alles können wir tragen mit der Gelassenheit dessen, der schon größeres Mißgeschick zu tragen und zu meistern wußte. Unsere Ernährungssorgen? Bitter gemacht durch die Überfülle oft unsäglich überflüssiger Verordnungen und Gründungen — leicht gemacht durch die wohl jedem Denkenden innewohnende Überzeugung: Ob Krieg, ob Frieden, das ändert bis zur neuen Ernte — und darauf allein kommt es an — nichts an der Menge resp. Knappheit unserer Vorräte.

Also nochmals: Welche Wolken drohen?

Kurz gesagt: der Jammer aller Klarsehenden darüber, daß die Erfolge der Front hinter der Front verschleudert werden, daß wir zwar einen Hindenburg, einen Ludendorff haben, zu dem jeder deutsche Mann mit Stolz und Vertrauen emporsieht, daß wir aber hinter der Front nicht einen (ich betone: nicht einen) Mann haben (? D. T.), von dem wir sagen können: der ist's! der steuert Deutschlands Schiff recht, durch die Brandung von heute, durch die Stürme der Zukunft, in den Hafen des Friedens. Wir haben ihn bestimmt nicht unter unseren jetzt „Regierenden" — und er hat sich aus der Menge der anderen Verantwortlichen noch nicht herauskristallisiert. Wäre dies der Fall: das deutsche Volk wäre gesund genug, die Spreu von der Tenne zu fegen und zu rufen: Du bist der Nothelfer! Wir wollen dir folgen, auch wenn uns das Wasser — wie jetzt — bis an die Seele steigt.

Inzwischen: 1. Wir haben im Verein mit der k. u. k. Nachbarregierung ein Polenreich, ein selbständiges, ausgerufen, auf die freundliche Mitteilung eines

Vertrauenskomitees hin, daß wir dann in wenig Monaten 600000 Mann polnischer Legionäre unter unseren Fahnen sehen würden. 12 Korps. Man denke! Heutigen Tages: Ein rocher de bronze. (Daß wir durch eine ähnliche geplante ‚Erklärung Rußlands‘ zu diesem übereilten Schritt gedrängt wurden, ist entweder ein Ammenmärchen, oder aber, so frage ich: Stehen die Russen in Polen, oder hielten wir es mit eisernem Griff umklammert?)

2. In vollem Gegensatz zu der oberschlesischen Hetzpresse, zu den Erklärungen Korfantys, zur Stimmung innerhalb Polens, erklärt Fürst Radziwill (etwa verbindlich auch nur für eine Handvoll für uns wertvoller Hintermänner?) seine — ich betone — seine lauteren Gesinnungen, Pläne, Wünsche für ‚Neudeutschland‘. Unsere Quittung: Es fällt das Enteignungsgesetz — immerhin, ein Sperriegel, wenn auch ein rostzerfressener. Mit unerhört (ja unerhört!) leichtsinniger Hand aber stößt man auch den einzigen Damm ein gegen slawische Hochflut, hebt man den Sprachenparagraphen auf. Leistung und Gegenleistung. Wir wollen sie wägen. Polens Traum geht in Erfüllung. Zum zweiten Male wird einem Lande zur selbständigen Staatsform verholfen, das sich einer selbständigen Regierung bis dato unfähig erwies! Es wird geschont in seinen Abgaben, gepflegt, ja verwöhnt. Und die 600000 Legionäre? Der ‚rocher de bronze‘ im Osten? Difficile est satiram non scribere. Wie lange noch wird es dauern — ich schreibe das im vollen Bewußtsein der Tragweite dieses Satzes — und man wird unser Besatzungsheer ‚hinauskomplimentieren‘, so oder so, vielleicht in so graziöser Form, daß wir noch ‚danke‘ sagen für den ‚angenehmen Aufenthalt‘. Und dann wird die Pantherkatze ihren fleckigen, schönen, sehnigen Leib dehnen, und schnurrend wird sie uns ihre Krallen zeigen. Politische Dankbarkeit? Gibt's immer noch Phantasien? Zur Front mit einem Professor, der das noch behauptet — meinetwegen, wenn er nicht K. V., in die Etappe!

Was wird uns Polen dann sagen, das freie Polen? Ihr Deutschen: Ihr habt uns befreit, das tatet ihr. Aber ihr habt uns unmittelbar danach des Siegers Hand fühlen lassen mit hartem Griff. Das können wir euch nicht vergessen. Und dann: Ihr schuft einen Torso. Nicht die heutigen Grenzen sind Altpolens Siedlungsland; viel weiter nach Westen weideten unsere Herden! Danzig war unser Stolz. — Wir müssen — und das sind wir unseren Stammesbrüdern schuldig — die polnischen Teile von Westpreußen, Posen, Schlesien haben.'

Dann gibt es plötzlich ‚unerlöste Polen‘! Hüben und drüben ein Ziehen und Zerren, Sokolfeiern, Verbrüderungsfeste. Und der weiße Adler streckt seine Fänge. Daß dann ein starkes, schlagkräftiges Heer wie aus der Erde gestampft entsteht: mit völlig ratlosem Erstaunen wird das dann plötzlich die Berliner Geheimrats-Clique ‚konstatieren‘. Glaubt ihr, daß dieses Preußens ‚Militarismus‘ stärken wird? . . . Zu verschieden Temperament, Sitte, Lebensauffassung. Das Beste, was im Laufe der kommenden zwei Generationen passieren könnte, wäre eine erneut bewiesene Lebensunfähigkeit Neupolens. Dann käme es wieder zur Teilung, die vielleicht der Friedenspalast im Haag überwacht. Freilich, kein Zar wird diesem Akte präsidieren. Aber wer auf Rußlands Schwäche baut, gewaltig, furchtbar irrt sich der. Der einmal erwachte Riese geht unendlich gestärkt aus dem

Weltkrieg hervor. Was lernten die Millionen Gefangener nicht alles bei uns? Gab es je eine bessere, eine vielseitigere ‚Volksschule' in des Wortes verwegenster Bedeutung? Doch wozu über Dinge hadern, die sich nicht mehr rückgängig machen lassen? Nie wieder läßt sich das Rad zurückdrehen. Der ins Rollen gekommene Stein wird stets seinen Weg finden. Fraglich ist nur: Gibt es eine Möglichkeit, wenn auch nur eine schwache, um die entfesselten und schädlichen Kräfte (wenigstens vorübergehend noch!) zu binden?

Ich behaupte: es gibt nur eine Möglichkeit: Kurland so stark wie möglich zu machen, als Flankenschutz gegen Polen, als deutsches Kron-, Korn- und Soldatenland. Gelingt das, so lassen sich strategische Linien finden, die einem erneuten Sturm aus Osten Halt gebieten. Diese Linien dürfen aber nicht allein westöstlich, von Dünaburg bis an Österreich-Ungarns Grenzpfähle laufen. Es wird einen Brechpunkt in ihnen geben müssen, in dem sie nordsüdlich sich hinziehen, im Süden in Oberschlesiens Grubenbezirk endend. Diese Stellung wird nötig sein, für den (nach Berliner Auffassungen undenkbaren!) Fall, daß das von uns erlöste Polen sich plötzlich Hand in Hand mit seinem blutsverwandten slawischen Bruder gegen uns wendet. Dann gibt es einen Pantherſprung zu Lande, der neue Ströme von Blut kosten wird. Ob sich dann aber der posensche, schlesische Pole, der doch auch — und dafür wird unser Klerus schon sorgen — ‚befreit' sein will, auch noch so ehrlich und loyal gegen seinen Blutsbruder wenden wird? Wir muten ihm Ungeheueres zu, eine unerhörte moralische Belastungsprobe. Wer diese Kämpfe in Ostgalizien — wie ich — mitgemacht hat, der weiß, was es heißt, im eigenen Lande überall verraten zu sein. Dieselbe Politik trieb Österreich-Ungarn. Sollte sie bei uns genau den gegenteiligen Erfolg haben?

Die Zukunft wird's entscheiden. Ich werde es nicht mehr erleben. Aber vorläufig: bleibe ich unbelehrbar. Zu so großem Optimismus kann ich mich nicht versteigen.

Das alles sage ich mir, wenn ich die sozialdemokratischen Friedensziele lese: keine Annexionen, keine Kriegsentschädigungen! — Worauf liefe das hinaus?: daß Deutschland zwischen zwei nie für uns zu gewinnende Feinde gepreßt wäre: Frankreich im Westen, Polen — mit dem russischen, riesigen Vetter im Hintergrunde! — im Osten. Es ist etwas Grundverschiedenes, ob ich ein scharf kontrolliertes, in seiner linken Flanke stets durch ein starkes deutsches Kronland (Kurland) bedrohtes Polenreich zum östlichen Nachbarn habe, ein Land, dessen westliche Randprovinzen (Posen, Schlesien, Westpreußen) konsequent und planmäßig vor zu starkem ‚Liebäugeln' geschützt werden — oder ob ich künstlich ein nach Stammesverwandtschaft politisch stets nach Osten orientiertes russisches Vorland mit starkem Eigenheer schaffte, und gleichzeitig den gut bewährten Staudamm nach dem Westen einreiße, um der Verbrüderung der Polen diesseits und jenseits unserer bisherigen Grenze nur ja die Tore zu öffnen, sie zu erleichtern.

Das Polenreich, wie ich es mir nicht wünschte, eine Frühgeburt, bei deren Taufe noch die merkwürdigsten Gäste die erstaunlichsten Tischreden halten werden — das haben wir geschaffen. Auch den Staudamm haben wir eingerissen. Fehlt nur noch zur absoluten ‚Vervollkommnung unserer Landessicherheit' die ver-

räterische Preisgabe Kurlands. (Ich sage verräterisch: denn das Programm der Sozialdemokraten ist in diesem Punkte bestimmt wissentlicher Landesverrat, und ich wiederhole das Wort, denn wir würden das uns mit offenen Armen erwartende Kurland von uns stoßen, verbittern in geradezu unerhörter Brutalität. Aber bei der großen Zahl von befreundeten Nationen, auf die wir uns ja, wie der Weltkrieg lehrt, wirklich heut gemeinsam mit unserem Geheimratsklüngel verlassen können, — ist ja schließlich die Preisgabe eines treuen Freundes leicht zu verschmerzen.)

Wenn wir diesen Erfolg im Osten, und keine Grenzveränderung im Westen erreicht, das Vlamenland wieder mit höflicher Verbeugung schutzlos den Französlingen preisgegeben haben, dann ist territorial zunächst das sozialdemokratische Friedensprogramm erreicht: Gratulor Germania. Mit verhülltem Antlitz lege dann zwei Lorbeerkränze an dem Tage nieder, an dem die Friedensglocken läuten: den einen zu Füßen des Bismarckdenkmals — ich schlage vor das Hamburger, als des Symbols deutscher, urwüchsiger Kraft —, den anderen: auf den Gräbern deiner erschlagenen Söhne.

Fehlt noch, daß wir mit kurzen Worten den anderen Punkt des sozialdemokratischen Programms streifen: keine Entschädigungen.

Ist der Verzicht auf Annexionen (zum mindesten östliche) offensichtlich Landesverrat, so ist der Wunsch eines Friedens ohne materielle Entschädigungen der wohlgezielte Dolchstoß gegen den sogenannten ‚Kapitalismus', in Wahrheit aber der Todesstreich, der Deutschlands Wohlstand vernichtet. Erst wird der Frieden ohne Entschädigung durchgesetzt, — dann die Rechnung dieses furchtbaren Krieges mit hundert Milliarden präsentiert werden. Das weiß aber nicht nur jeder Sozialdemokrat, das weiß auch jeder klarsehende Politiker anderer Parteien, daß der Zinsen- und Amortisationsdienst solcher Last nur durch völlige Zertrümmerung aller nennenswerten Vermögen erfüllt werden kann, denn wie man über die Verschiebung der direkten zu den indirekten Steuern denkt — an ‚maßgebender' Stelle —, darüber bedürfen wir keiner Information mehr...

Allmählich wurde es einigen guten Patrioten, einem Teil der national empfindenden Presse aber doch himmelangst. Ähnlich wie ich in meinen Ausführungen, mögen auch sie empfunden haben. Man verlangte Klarheit, Stellungnahme der Regierung um jeden Preis. Erfolg? Ein ‚hochoffiziöser' Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung vom 25. d. M. — Inhalt? — Ich möchte nicht Unfug treiben in so ernster Stunde, mir fehlt der rechte Ausdruck. Ich begnüge mich mit dem Kommentar des Vorwärts: ‚Kein Nein — kein Ja!'

Wie sagte Bethmann? ‚Wehe dem Staatsmanne, der heutigen Tages die Zeichen seiner Zeit nicht versteht!'

Recte divinavisti! Doch eine Zwischenfrage sei erlaubt: Wen meint eigentlich der Kanzler? Ich möchte den Ausspruch dahin geändert wissen: ‚Wehe jedem deutschen Manne an verantwortlicher, an leitender Stelle, der mit dieser trüben Flut weiter stromabwärts gleitet, der nicht sein Leben einsetzt, um gegen sie zu schwimmen!' Ich sagte weiter oben: ‚Was haben uns die letzten Monate gebracht, wie hat sich unsere Lage verschoben?' In bonam — in malam partem? ‚Trennen

wir scharf,' sagte ich, ,Hie Volk in Waffen — dort Heimatvolk!' Nun gut. Ich tue es und ziehe die Summe in dem lauten, bitteren Bekenntnis, das geboren ist aus Dankbarkeit bei Betrachtung unserer herrlichen Waffenerfolge, geboren aber auch aus der bitteren Not bei Betrachtung der Ereignisse, der Entwicklung hinter der Front: Wie bist du stark — Volk in Waffen — du und deine herrlichen Führer! Wie bist du zerfahren — Heimatvolk — du und deine verantwortlichen und unverantwortlichen Führer! Nicht Nachgiebigkeit allein kann gute bleibende Erfolge schaffen in solcher eiserner Zeit. Bindet den Helm fest, ihr leitenden Männer! Ihr kämpft gegen zwei Fronten: nach außen — nach innen! Nicht die Feder verderbe, was das Schwert gewonnen. Einen faulen Frieden nach außen und nach innen: Ich möchte ihn nicht überleben!

Dann wäre es besser, uns träfe ein ähnliches Los wie die deutsche Eiche, von der der Dichter sagt: ,Viel besser, daß sie im Sturme zerbricht — als daß sie lebend verfault!'"

Dieser Notschrei erscholl unter dem 27. Mai. Am 15. Juni brachte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" einen Aufsatz, der in gewissem Sinne als ein Echo gelten darf. Anfänglich stellte er sich als ein unblutiger Waffengang mit dem Präsidenten Wilson dar, und man könnte ihn, wie die „Berliner Neuesten Nachrichten" (Nr. 302, 303) richtig bemerken, zu den übrigen legen, „wenn er nicht gleichzeitig Worte enthielte, die den schärfsten Widerspruch verdienen. Wie die Note Wilsons die Aufgabe hatte, Rußland zu umwerben, so ist der Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung ganz deutlich auch an die Adresse des russischen Volkes gerichtet. Man traut seinen Augen nicht, am Schlusse noch den Hinweis darauf, daß Rußland für seine Wünsche die Formel eines Friedens ohne Annexionen und Kriegskontributionen geprägt hat, folgende Sätze zu lesen:

,Diese Formel bildet keinerlei Hinderungsgrund für einen Frieden zwischen Rußland und den verbündeten Mächten, die von Rußland nie Annexionen und Kontributionen gefordert haben. Die Mittelmächte und ihre Verbündeten wollen vielmehr in freier gegenseitiger Verständigung mit Rußland durch Ausgleich einen Zustand schaffen, der ihnen fortan ein friedliches und freundnachbarliches Nebeneinanderleben auf die Dauer gewährleistet.'

Gibt es einen parlamentarischen Ausdruck, mit dem man diese Häufung politischer Irrtümer richtig kennzeichnen könnte? Jedenfalls muß man es aussprechen, daß uns mit diesem unzweideutigen Bekenntnis zu einem Frieden mit Rußland in diesem Augenblick der Nachweis völliger Verständnislosigkeit für die tatsächlichen Verhältnisse und die Wirkung politischer Aktionen erbracht zu sein scheint. Wie muß es in dem Kopf eines deutschen Mannes aussehen, der heute noch daran glaubt, daß er durch die bedingungslose Annahme der russischen Friedensformel einen Sonderfrieden mit Rußland erreichen und den Eindruck des Zweifels an der Unbesiegbarkeit der deutschen Streitkräfte vermeiden könnte. Wie oft ist denn nun eigentlich schon die immer länger ausgestreckte Hand zum Frieden zurückgestoßen worden? Aber mit einer Zähigkeit und Verbissenheit (um keinen schärferen Ausdruck zu gebrauchen), die einer besseren

Sache würdig wäre, wird die Reichsregierung nicht müde, immer wieder ihre Friedensbereitschaft Rußland gegenüber zu betonen, bis sie nun soweit geht, auf Annexionen und Entschädigungen zu verzichten. Vergessen ist alle Not, die unsere Ostpreußen beim Einbruch der russischen Horden und die nach Sibirien und ins Innere Asiens verschleppten Gefangenen ausgestanden haben, und vergessen auch, was der Kanzler einst am 5. April 1916 erklärte:

‚Das, was war, ist nicht mehr. Die Geschichte ist mit ehernen Schritten vorwärtsgegangen. Es gibt kein Zurück! . . . Rußland darf nicht zum zweiten Mal sein Heer an der ungeschützten Grenze Ost- und Westpreußens aufmarschieren lassen, nicht noch einmal das Weichselland als Einfallstor in das ungeschützte Deutschland einrichten lassen. . .‘

Lange ist es her, daß man solche Worte von dem Manne hörte, den das Schicksal in dieser Schicksalsstunde unseres Volkes zur Verschärfung seiner Prüfungen und Nöte auf den verantwortlichen Posten des Führers gesetzt hat; lang ist es her, daß man an solche Worte aus seinem Munde glaubte. Und von dem andern Wort: Zum Kampfe entschlossen — zum Frieden bereit! Hat man zuletzt immer nur das: ‚Zum Frieden bereit‘ gehört. Und das sollte nicht auch bei unseren Feinden den Eindruck der Schwäche erwecken?

Daß aber nur der Starke und der sich als stark auch Zeigende von den Russen geachtet wird, erkennen wir aus dem Ruf nach einem Diktator, und sei er von Englands Gnaden, der nun in Rußland erschallt. Rußland weiß, daß es England ausgeliefert ist, wenn es mit dem Verbande siegt, aber hofft gleichwohl noch auf günstigere Lebensbedingungen für die Zukunft, wenn es seinen Bündnispflichten nachkommt, als es von Deutschland bei einem Sonderfrieden mit Deutschland erwartet, zu dem es als militärisch Unterlegener bereit wäre. Die Hoffnung auf den Sieg Englands und Amerikas, so sehr sie die Russen enttäuschen wird, hält sie gleichwohl ab, an einen Sonderfrieden mit Deutschland auch nur zu denken.

Dieser Versuch aller politischer und geschichtlicher Erkenntnis barer Diplomatie ist im höchsten Grade bedauerlich. In welchen Händen liegt das Schicksal Deutschlands? Wie können wir auf eine friedlichere Zukunft hoffen, wenn wir Rußland — ganz gleich in welcher Staatsform — als Macht an unserer Ostgrenze behalten! Oder hofft man, am grünen Tisch der Friedensunterhändler die uns nötigen Sicherheiten zu erreichen? Die Unabhängigkeit der Fremdvölker durchzusetzen auf dem Wege der freien Verständigung? Und womit will man dieses Ziel erreichen? Wo will man ausgleichen? Werden die russischen Fremdvölker an unserer Ostgrenze nicht unter deutschem Einfluß erhalten, so gibt es für uns keine Sicherung und keinen dauernden Frieden mit Rußland.

Das Schlimmste aber ist, daß man wieder von dem Versuch der Verständigung hört. Alle Erfahrungen mit England vor dem Kriege, alle Verständigungsenttäuschungen dieser Jahre sind an gewissen Stellen offenbar wirkungslos geblieben, und das deutsche Volk muß wieder einmal erleben, daß es — siegreich und stark, wie nie zuvor — von der Regierung, die seine unbesiegbare Kraft und sein scharfes Schwert allein zur Formung deutscher Zukunft nützen sollte, zur Rolle

des um Frieden winselnden, an seiner Ausdauer verzweifelnden, entsagungsvollen Friedensbettlers verurteilt wird — verurteilt wird, ohne selbst gehört zu werden.

Mußte das sein? Dafür hat das deutsche Volk gekämpft und geblutet?...

Für Deutschland kann es keine Sicherheit und keinen dauernden Frieden mit Rußland geben, wenn die russischen Fremdvölker an unserer Ostgrenze nicht unter deutschen Einfluß gebracht und unter deutschem Einfluß dauernd gehalten werden. Diese Frage sollte heute eigentlich geklärt sein nach all dem, was über sie von Staatsmännern und Historikern im Laufe der Jahre gesagt und geschrieben worden ist. Für unsere Auffassung könnten wir sogar Herrn von Bethmann Hollweg selbst, der sich nun zu der Formel ‚ohne Annexionen und ohne Entschädigungen' im Osten festgelegt hat, in Anspruch nehmen. In seiner schon zitierten Rede in der Reichstagssitzung vom 5. April 1916 hat er wiederholt erklärt, daß wir notwendig zum Schutz unserer Ostgrenze das benachbarte und seit langem von deutschen Truppen besetzte Gebiet in irgendeiner Form fest in der Hand behalten würden. Herrn Asquith antwortete Herr von Bethmann Hollweg damals auf seine Forderung der Anerkennung des Nationalitätenprinzips:

„... Herr Asquith spricht in seinen Friedensbedingungen vom Prinzip der Nationalitäten. Wenn er das tut, und wenn er sich in die Lage des unbesiegten und besiegbaren Gegners versetzt, kann er annehmen, daß Deutschland die von ihm und seinen Bundesgenossen befreiten Völker zwischen der baltischen See und den Wolhynischen Sümpfen freiwillig wieder dem Regiment der Reaktionäre Rußlands ausliefern wird, mögen sie Polen, Litauer, Balten oder Letten sein? ...'

Sollen wir annehmen, daß der Wunsch der Reichsregierung, den Frieden mit Rußland sobald wie möglich herzustellen, sie zur Aufgabe dieses Zieles veranlaßt hat? Oder wäre es denkbar, daß jetzt der Ton auf die Worte ‚der Reaktionäre Rußlands' gelegt werden soll, und daß man glaubt, zwischen der Auslandspolitik der künftigen russischen Regierung und der früheren Regierung unter dem Zaren würde ein erheblicher Unterschied sein? Freilich verleiten einige Ausführungen in dem Artikel der ‚Norddeutschen Allgemeinen' von gestern zu der Annahme, daß die Reichsregierung an einen solchen Unterschied glaubt. Vielleicht hofft sie auch in Zukunft zwischen Rußland und Deutschland eine Anzahl selbständiger Staatswesen der von der russischen Knute befreiten Polen, Litauer, Balten oder Letten zu sehen, die uns als Pufferstaaten gute Dienste leisten werden. Diese Hoffnung würde sicher trügen, wenn wir nicht die Gewähr hätten, daß die Pufferstaaten unter deutschem Einfluß ständen und wirtschaftlich abhängig vom deutschen Wirtschaftssystem würden."

... So wiederholen die beiden mitteleuropäischen Kaisermächte mit einer zähen Ausdauer, die den „Deutschen Kurier" (Nr. 165) an strenge Befolgung ärztlich vorgeschriebener Leibesübungen erinnert, in bald längeren, bald kürzeren Zwischenräumen, bald im Gleichklang, bald in Wechselstellung die vermeintlich eindrucksvolle Geste der lang, lang hingestreckten Friedenshand. Weder schnödeste Ablehnung auf der Gegenseite, noch böswillige Ausdeutung als Friedenshunger

der Erschöpfung, weder schwerste Besorgnis der bewährtesten Vaterlandsfreunde im eigenen Lande, noch bedenklicher Befall der Anwälte eines Verkümmerungsfriedens — keine noch so bittere Erfahrung und keine noch so naheliegende Erwägung vermag der fast schon zwangsläufig gewordenen Übung Einhalt zu gebieten: immer und immer wieder wird die Friedenshand von neuem ausgestreckt...

Alle Bedenken, die wir den früheren Friedensanerbietungen Rußland gegenüber vorgebracht haben, gelten naturgemäß jeder Wiederholung solcher einseitigen politischen Gymnastik gegenüber in verstärktem Maße; denn mit jeder Wiederholung wächst die uns politisch so ungemein abträgliche Möglichkeit, solche Anerbietungen als Ausfluß unseres wachsenden Friedensbedürfnisses auszudeuten, wie es bislang noch jedesmal geschehen ist und dieses Mal sicher erst recht geschehen wird. Nun ist ja freilich Politik eine Kunst und kein erlernbares Handwerk, durch noch so hohes Lehrgeld kann man es daher in ihr nicht zur Meisterschaft bringen; aber ganz nutzlos sollten teuer bezahlte Erfahrungen doch eigentlich nicht bleiben. Hat denn der Norddeutsche Leitartikler nie einen Blick in die ausländische Presse getan, nie dorther das Echo seiner früheren Stilübungen vernommen? Oder glaubt er die bisherigen Mißerfolge seiner diplomatischen Taktik dadurch hinfort in glänzende Erfolge wandeln zu können, daß er seine bislang ins Gegenteil des Gewünschten umschlagenden Mittel verdoppelt? Eine solche Verlängerung der Friedenshand ums Doppelte bedeutet es wenigstens äußerlich, wenn die Norddeutsche bei ihrem neuesten Angebot sich ausdrücklich auf den Boden der russischen Formel eines Friedens ohne Annexionen und Kriegskontributionen stellt und sich erbietet, auf solchem Boden ‚in freier gegenseitiger Verständigung' und ‚durch Ausgleich' die Grundlagen für ein zukünftiges ‚freundnachbarliches Nebeneinanderleben' zu schaffen. Nun hat ja freilich der Begriff ‚Annexionen' sich neuerdings so widerspruchsvolle Deutungen gefallen lassen müssen, daß man nachgerade alles und nichts darunter verstehen kann. Will die Norddeutsche sich diese in Petersburg wie in Paris, in London wie in Washington geübten Auslegungskünste zunutze machen? Das würde dann ja freilich den sachlich auch ganz unmöglichen Verzicht auf wirkliche Zukunftssicherungen gen Osten ausschalten, wäre allerdings ein etwas eigenartiger Kommentar zu dem von ihr selbst in der folgenden Zeile aufgestellten Grundsatz vollkommener ‚Klarheit und Bestimmtheit'.

Wir meinen in der Tat, daß auf wirkliche Klarheit und Bestimmtheit in der östlichen Kriegszielfrage nicht nur das deutsche Volk, das die Leiden Ostpreußens und die Opfer bei der Zurückdrängung der russischen Dampfwalze wie bei der Erstürmung des russischen Festungsgürtels noch nicht vergaß, nachgerade Anspruch hat, sondern daß mit wirklicher Klarheit und Bestimmtheit auch gegenüber jeder Petersburger Regierung am weitesten zu kommen ist. Was wir von Rußland verlangen müssen, um uns ohne beklemmende Sorgen wieder aufbauender Friedensarbeit hingeben zu können, das bedeutet für jenes Riesenreich verhältnismäßig so wenig, daß es sich damit die Befreiung von den angelsächsischen Blutsaugern diesseits und jenseits des Atlantik wirklich äußerst wohlfeil erkauft. Halten wir aber mit unseren tatsächlichen Sicherungsforderungen nach wie vor hinterm Berge, so züchten wir damit geradezu das

Mißtrauen des künftigen Verhandlungspartners, als trachteten wir ihm Ungeheuerliches abzunehmen und aufzuerlegen. Andererseits verschlechtert das Liebäugeln mit einem allgemeinen Versöhnungs-, also Verzichtfrieden unsere politische Gesamtstellung derart, daß unbeschadet unserer gewaltigen militärischen Erfolge Mister Wilson jetzt sogar schon die bloße Wiederherstellung des status quo ante als unerhörte Anmaßung Deutschlands, als unerträgliche Bedrohung des Kulturfriedens der Menschheit hinzustellen wagt. Darf man sich darüber wundern, wenn man selbst nicht nur einen politischen Kurpfuscher wie Scheidemann unbehindert sein verderbliches Wesen treiben läßt, sondern auch ganz- und halbamtlich immerzu alle politischen Trümpfe aus der Hand gibt? Gewiß, die Tatsachen, die unsere Helden von Heer und Flotte geschaffen haben, bleiben trotzdem bestehen; aber ihre politische Dauerwirkung hängt doch wesentlich davon ab, wie wir selbst sie im diplomatischen Feldzug ins Treffen führen, und es hieße die politische Klugheit unserer Gegner gewaltig unterschätzen, wollte man annehmen, daß sie aus freien Stücken diesen militärischen Tatsachen eine Bedeutung beilegten, die von Deutschlands politischer Leitung etwa aus Zartgefühl für den besiegten Gegner nicht selbst ins rechte Licht gerückt wird."

Als einen „Verzicht" der deutschen Regierung auf die baltischen Provinzen faßt die „Deutsche Zeitung" (Nr. 303) die Erklärung der „Norddeutschen Allgemeinen" auf. „Das ist eine Tatsache von so ungeheurer Bedeutung, daß das ganze deutsche Volk sich aufraffen muß zu einmütigem Protest. Ein großer Aufwand an Worten wird getrieben, um in Entgegnung auf die letzte Note des amerikanischen Präsidenten Wilson an Rußland nachzuweisen, daß Deutschland eigentlich gar kein Kriegsziel habe und daß nur die Feinde Deutschlands Erfolge aus diesem blutigsten aller Kriege ziehen wollten. Eine ungemein wichtige Stelle findet sich in dieser Auslassung der ‚Norddeutschen Allgemeinen Zeitung', mit der die Anschauung vieler Patrioten bestätigt wird, daß die deutsche Regierung im vorigen Jahre auf den Präsidenten Wilson als ehrlichen Friedensmakler gehofft, in der deutschen Kriegsführung auf den Wunsch Wilsons nach Friedensvermittlung nach seiner Wiederwahl Rücksicht genommen und das deutsche Friedensangebot vom Dezember vorigen Jahres gemacht hat, um die der deutschen Regierung bekannten Wünsche des Präsidenten Wilson nach Friedensvermittlung zu unterstützen. Diese Stelle der Veröffentlichung der ‚Norddeutschen Allgemeinen Zeitung' ist so wichtig, daß sie hier noch einmal im Wortlaut angeführt werden soll: ‚Im Laufe des vorigen Jahres hat uns Präsident Wilson wiederholt erklärt, daß er den Frieden zu vermitteln wünsche, daß er es aber nicht tun könne, ehe seine Wiederwahl gesichert sei. Aber auch als dies geschehen war, konnte er zu keinem Entschluß kommen, obwohl wir ihm seine Aktion durch unser Friedensangebot vom 12. Dezember 1916 in jeder Weise erleichtert hatten.' Die Veröffentlichung der ‚Norddeutschen Allgemeinen Zeitung' beweist eine bei der deutschen Regierung vorhanden gewesene vollkommene Verkennung der Absichten des Präsidenten Wilson.

Die Unkenntnis der deutschen Regierung von den englisch-amerikanischen

Zusammenhängen trat schon ganz im Anfang des Krieges hervor, als der Reichskanzler von Bethmann Hollweg den deutschen Kaiser in die peinliche Lage brachte, auf sein Hilfegesuch an den amerikanischen Präsidenten gelegentlich der feindlichen Dum-Dum-Grausamkeiten jene höhnische Antwort von jenseits des Ozeans einstecken zu müssen, er, der große Menschenfreund Wilson, könne nicht Partei nehmen, er könne nichts weiter tun als zu Gott beten! Heute ist auch Wilsons offenes Kriegsziel die Vertreibung der Hohenzollerndynastie!"

Nur aus so vorbereitetem Boden konnte ein Gewächs wie die im „Vorwärts" veröffentlichte „Deutsche Denkschrift für Stockholm" hervorgehen: „Welchen Charakter man von deutscher Seite den sogenannten Verhandlungen in Stockholm ohne Widerspruch beilegen ließ, zeigt schon gleich der zweite Titel, der dieser Veröffentlichung im ‚Vorwärts' über drei Spalten hinweg gegeben wird. Die deutschen Sozialdemokraten in Stockholm fühlten sich von vornherein als die Angeklagten, die auf die ihnen gestellten Fragen eines hohen Gerichtshofes zu antworten hatten. Die ‚Antwort der deutschen Delegation auf die vom Stockholmer Komitee gestellten Fragen' wird vom ‚Vorwärts' mit einer ganz kurzen Einleitung versehen, die mit der Feststellung beginnt, die deutsche Sozialdemokratie erstrebe einen Frieden der Verständigung. Sie fordere — wohlgemerkt: auf einer internationalen sozialistischen Konferenz als Antwort auf die Frage, welches das Ziel der deutschen Sozialdemokratie nach diesem blutigsten aller Völkerringen sei —, sie fordere die Gewähr der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwickelung des eigenen Volkes, sie fordere sie also von den von allen Mächten festzustellenden Friedensbedingungen. Daneben verurteile sie die Vergewaltigung der Lebensinteressen der anderen Völker.

Von dieser allgemeinen Zielsetzung aus habe die deutsche Sozialdemokratie dem Vorschlag des Petersburger Arbeiter- und Soldatenrats auf Frieden ohne Annexionen und Kontributionen auf der Grundlage nationaler Selbstbestimmung die Zustimmung gegeben. Was bereits bekannt war, wird in den Antworten der Angeklagten in Stockholm noch einmal festgestellt: ‚Wir sind Gegner gewaltsamer Gebietsaneignung.' ‚Die Aufzwingung einer Kriegsentschädigung ist zu verwerfen', denn ‚die ökonomische Versklavung eines Volkes durch das andere würde einen dauernden Frieden unmöglich machen.' Wird soweit zunächst festgestellt, was Deutschland als der Sieger nicht darf, so wird bei Erörterung der Frage der sogenannten ‚Wiederherstellung' Deutschland gegen die Forderungen der Entente verteidigt, als ob Deutschland auf Grund der militärischen Kriegsentscheidung überhaupt gezwungen werden könnte, diese Forderungen zu erfüllen. Ablehnen müsse die deutsche Delegation den Gedanken einer einseitigen Verpflichtung zur Wiederherstellung von Zerstörungen in den vom Krieg betroffenen Gebieten. Eine solche Schadenersatzpflicht, die bekanntlich von der Entente für Belgien, Nordfrankreich, Serbien, Rumänien usw. gefordert wird, wäre nichts anderes als eine Kriegsentschädigung in verschleierter Form. Unter dem Selbstbestimmungsrecht der Nationen verstehe die Sozialdemokratie das Recht der Völker auf Aufrechterhaltung oder Neuaufrichtung ihrer politischen Unabhängigkeit.

Ist hier nur von Völkern und Nationen die Rede, so wird dieser Begriff im nächsten Satz gleich in den der ‚Staaten' verwandelt, um für die Unabhängigkeit des Staates Belgien, des Staates Serbien und ‚anderer Balkanstaaten' eintreten zu können. Als besonders wichtig durch Druck hervorgehoben ist dann die Forderung der deutschen Sozialdemokraten vor dem Internationalen Gerichtshof in Stockholm, daß das unabhängige Belgien aus der Zeit vor dem Kriege wiederhergestellt werde und daß es kein Vasallenstaat Deutschlands werden dürfe!

Daß gleichzeitig damit die Forderung verbunden ist, es solle auch kein Vasallenstaat Englands oder Frankreichs werden, verschlägt nichts, weil es nach Lage der militärischen Entscheidung weder England noch Frankreich möglich wäre, würden wir den Machtstandpunkt vertreten, die belgische Vasallenschaft aufzurichten, während es andererseits, wenn wir uns nicht auf den Machtstandpunkt stellen, wenn wir das Belgien aus der Zeit vor dem Kriege wieder herstellen, mit zweifelsfreier Sicherheit zu einer englischen Oberherrschaft über Belgien kommen würden.

Mit Hilfe des internationalen Rates wollen die deutschen sozialdemokratischen Vertreter in Stockholm auch die Ansprüche der in Nordschleswig, Posen und Westpreußen sowie in Elsaß-Lothringen wohnenden Reichsangehörigen dänischer, polnischer und französischer Muttersprache nach Autonomie der Nationalitäten erzwingen. Für Elsaß-Lothringen fordert man als internationale Friedensbedingung die Gewährung voller Gleichberechtigung als selbständiger Bundesstaat innerhalb des Deutschen Reiches sowie den freiheitlichen demokratischen Ausbau seiner inneren Gesetzgebung und Verwaltung. Dabei schließe der Grundsatz eines Friedens ohne Annexion Vereinbarungen über Grenzberichtigungen, wo sie auch immer seien, nicht aus, was mit anderen Worten heißt, daß die deutschen sozialdemokratischen Vertreter in Stockholm auch in deutscher Landabtretung an Frankreich nichts Unnatürliches sehen würden. Herr Scheidemann hat dazu in Kopenhagen noch einen Kommentar gegeben: Deutschland träte keinen Fußbreit deutschen Bodens ab, doch verstehe man unter ‚deutschen' Boden nur Elsaß, nicht etwa auch ganz Lothringen. In die Friedensverträge seien Abmachungen über eine Rüstungsbegrenzung zu Wasser und zu Land aufzunehmen, und die im Kriege zulässigen Kriegsmittel seien vertraglich zu beschränken. Die Friedensbedingungen hätten also etwa die Abschaffung des deutschen Heeres und den Abbau der deutschen Flotte zu bestimmen und Deutschland das Recht der Verwendung von Unterseebooten grundsätzlich zu nehmen, denn wie anders solche Abmachungen in die Friedensverträge aufzunehmen wären, als durch Mehrheitsabstimmung gegen Deutschland, wenn man schon nicht den Machtstandpunkt gelten lassen will, ist uns unverständlich.

Das ganze durch das Verhalten der Regierung des Herrn von Bethmann gezüchtete Machtbewußtsein der Getreuen um Scheidemann geht aus den Worten hervor, die der ‚Vorwärts' seinerseits der Veröffentlichung anfügt. Die Vertreter der deutschen Sozialdemokratie glaubten den Beweis erbracht zu haben, daß sie sich der hohen Aufgabe, dem Weltproletariat sein Eigendasein zum Bewußtsein zu bringen, stets bewußt geblieben sei und daß sie ihm auch dadurch keinen Abbruch getan hätte, daß sie für die Verteidigung des Landes eingetreten sei und noch einträte.

Nach dieser Verteidigung des Verhaltens der deutschen Sozialdemokratie vor dem Ausland und vor den Feinden wird mit zynischer Offenheit festgestellt: wichtiger als die unvermeidlichen Begleitgeräusche im Deutschen Reiche stehe den Männern um Scheidemann die Aufnahme, die ihre Denkschrift bei dem Proletariat des neutralen und des feindlichen Auslandes finden werde. Die feindlichen Sozialisten werden ermuntert: niemand erwarte und verlange, daß sie die deutschen Darlegungen als eine Heilsbotschaft aufnähmen, sie möchten ihre nationalen Interessen vertreten, wo sie diese nach ihrer Auffassung zu Unrecht verkürzt fänden. Was die Denkschrift ausspreche, sei zwar nicht die Meinung der deutschen Regierung, aber die Denkschrift sei für die späteren Handlungen der deutschen Regierung nicht ohne Bedeutung. Drohend nach innen und aufmunternd nach außen heißt es: ‚die Sozialdemokratie ist in Deutschland eine aufsteigende Macht!' Die deutsche Sozialdemokratie werde eine der Garanten der kommenden internationalen Verträge sein.

Man fragt sich mit Recht im deutschen Volke, welche schwerwiegenden Gründe für die Regierung Herrn von Bethmann Hollwegs maßgebend sind, so gar nicht ernsthaft den Versuch zu machen, diesen eitlen Führer der deutschen Sozialdemokratie unmißverständlich von den Rockschößen abzuschütteln. Man fragt sich besorgt, auf Grund welcher Tatsachen — etwa Versprechungen oder Bindungen — Scheidemann einmal sagen konnte, wenn Deutschland nun doch letzten Endes positive Kriegsziele haben sollte, wenn im Frieden schließlich von Deutschland doch sogenannte Annexionen erlangt werden würden, dann seien ja sie, Herr Scheidemann und Genossen, während der drei ganzen Jahre des Krieges genarrt, betrogen worden, und sie würden daraus die Konsequenzen ziehen. Die Drohung mit der Revolution war nicht weit entfernt von diesen Worten. Und man fragt sich besorgt, auf wen diese Worte Scheidemanns hinzielen sollten. Waren sie nur gegen Bethmann gemeint? Oder zielten sie auch noch gegen eine andere Stelle?

Der dänische sozialdemokratische Minister Stauning hat gesagt, die Mehrheit der deutschen Sozialdemokratie habe in Stockholm erklärt, daß die deutsche sozialdemokratische Minderheit genau dieselbe Auffassung, namentlich über Elsaß-Lothringen habe, wie die Mehrheit, und deren Auffassung sei auch diejenige des Reichskanzlers. Nach solchen Worten ist auch verständlich, daß Scheidemann selbst sich um die Gewährung der Pässe für Stockholm an die Vertreter der Minderheit bemüht und diesen Minderheitsvertretern auch finanziell die Reise nach Stockholm ermöglicht hat."

Welchen Zielen diese „Minderheit" letzten Endes nachgeht, aber auch, wie sie der bestehenden staatlichen Ordnung und Verfassung gegenübertritt, unverkümmert gegenüberzutreten in der Lage ist, darf (mit Ausnahme vielleicht der „Norddeutschen Allgemeinen") als bekannt vorausgesetzt werden. — Harren wir denn in Geduld und Ergebung der Entscheidungen, die Herr Scheidemann und Genossen in rückhaltlos vertrauensvollem Zusammenwirken mit der feindlichen „Internationale" über gegenwärtiges und künftiges Geschick des seiner Führung unterstellten deutschen Volkes treffen werden.





Der einzige Weg zum Frieden mit Rußland

Ein schwedischer Politiker, dessen gesundes Urteil bekannt ist, und dessen Voraussagen über die Entwicklung russischer Verhältnisse durch spätere Tatsachen merkwürdig bestätigt wurden, schreibt an die „Berliner Neuesten Nachrichten“:

„Wenn Sie in Deutschland glauben, daß es den verschiedenen Konferenzen der Sozialen in Schweden gelingen kann, den Frieden zustande zu bringen, so würde es gut sein, recht skeptisch solchen Meinungen gegenüber aufzutreten. Schon die Auflösung der geplanten Konferenz in zahllose Einzelkonferenzen gibt Veranlassung zu Konfusionen ohne Ende. Die Verwirrung kann nicht größer sein, als bei dem Turmbau zu Babel. Innerhalb der Vertreter der Entente-Mächte ist man sich so uneinig über die Kriegsziele, wie nur möglich. Aber es wäre ein Irrtum zu glauben, daß das offizielle Rußland die Absicht hat, von der Entente abzufallen. Sie können es gar nicht tun, weil die revolutionäre Regierung in Rußland sich in großen Geldverlegenheiten befindet und nur durch die Gelder der Entente bestehen kann. Im Grunde aber will auch niemand an die heikle Friedensfrage herantreten. Es wirken unendlich viele Gründe zusammen, die in ihrer Gesamtheit die Möglichkeit eines raschen Sonderfriedens mit Rußland unmöglich erscheinen lassen. Aber wozu soll auch Deutschland einen solchen Sonderfrieden jetzt erstreben, welcher vielleicht ein Opfer nötig machte, das weder in deutschem, noch in schwedischem Interesse läge. Es ist klar, daß wir in Schweden dringend wünschen müssen, Deutschland als starke Vormacht an der Ostsee aus diesem Kriege kommen zu sehen. Das kann nur der Fall sein, wenn Deutschland einen möglichst großen Teil des baltischen Landes für sich in Anspruch nimmt.

Hierzu wird es nötig sein, daß die deutschen offiziellen Stellen mit mehr Entgegenkommen und mit mehr Energie sich der Fremdvölker Rußlands annehmen. Diese Fremdvölker, insbesondere die Finnländer und Ukrainer, sind im Begriff, sich von der Herrschaft der Moskowiter loszulösen. Die Angelegenheit der Fremdvölker hat aufgehört, eine innere russische Angelegenheit zu sein. Es ist der wichtigste Bestandteil der künftigen Außenpolitik. In Finnland, aber auch bei uns in Schweden hat man den Eindruck, daß dies sogar von der Regierung in Deutschland nicht genug erkannt wird. Die Tendenzen, welche entweder auf eine völlige Trennung der Fremdvölker vom Moskowitertum hinauslaufen oder doch mindestens auf eine sehr lose Bundesverfassung, könnten durch sympathische Unterstützung des Deutschen Reiches erheblich gefördert werden. Nicht die Freiheit der kleinen Völker an sich, sondern die Befreiung der russischen Völker von russischer Unkultur sollten die Deutschen auf ihre Fahnen schreiben. Nicht im Interesse dieser Völker etwa kann das von Deutschland verlangt oder erwartet werden, sondern nur deshalb, weil die Loslösung dieser fremdstämmigen Völker den deutschen Interessen entspricht.

Was nun Finnland, die baltischen Provinzen und Polen betrifft, so ist das Interesse der eigentlichen Russen an diesen Teilen viel geringer, als man es im Auslande annimmt. Keineswegs würde die Abtrennung der baltischen Provinzen vom russischen Reich und ihre Angliederung in Form von Schutzstaaten oder anders an das Deutsche Reich von den Russen etwa so aufgefaßt werden, wie die Loslösung Elsaß-Lothringens von den Franzosen beurteilt wurde und wird. Infolgedessen würde weder ein allzu großer Widerspruch von seiten Rußlands zu erwarten sein, noch würde eine dauernde Feindschaft zwischen einem verkleinerten Rußland und einem vergrößerten Deutschland daraus entstehen. Ein selbständiges Finnland kann dann sehr wohl bestehen, wenn es mit Deutschland in inniger Freundschaft lebt und sicher ist, von diesem gegen russische spätere Vergewaltigung beschützt zu werden. Es besteht gar kein Zweifel, daß Finnland den Augenblick erkannt hat, der ihm die Freiheit bringen muß. Daß Schweden nicht dasjenige Land ist, von dem ihm diese Freiheit kommen oder garantiert werden könnte, ist uns leider allen klar geworden. Wenn demgemäß nicht das mächtige Deutsche Reich gewissermaßen der Schutzpatron von Finnland wird und ihm in jeder Hinsicht die notwendige Unterstützung bietet, so bleibt Finnland nichts anderes übrig, als sich England in die Arme zu werfen. Dies wäre für Deutschland die größte und schlimmste Bedrohung. Hoffentlich läßt die deutsche Regierung nicht den Augenblick verstreichen. Die unzweideutige Anerkennung der Bestrebungen der Fremdländischen würde zur Folge haben, daß diese in Deutschland ihren Freund sehen würden.

Kein Ukrainer Soldat würde mehr auf Deutschland schießen, wenn sie wüßten, daß Deutschland gewillt wäre, ihre Unabhängigkeitsbestrebungen mit allen seinen Machtmitteln zu unterstützen. Dies ist der Weg zum Frieden mit Rußland. Er ist vielleicht nicht bequem, hat aber dafür den Vorzug, etwas Dauerhaftes zu schaffen. Eine direkte Verständigung mit Rußland auf anderem Wege ist nicht zu haben. Der Sonderfrieden mit dem zarischen Rußland war vielleicht einmal möglich. Ein Sonderfrieden mit dem in Auflösung begriffenen Rußland gehört zu den Unmöglichkeiten."

Das ist heute die Meinung wohl aller wirklichen Kenner russischer Verhältnisse. Eine nur leidlich geschickte, aber starke Faust könnte noch in letzter Stunde mit entschlossenem Griff das Steuerrad zur Fahrt in einen sicheren und glücklichen Hafen drehen. Mit der russischen Revolution hat uns der Herrgott wieder ein Geschenk in den Schoß geworfen, — wollen wir, statt es zu nützen, weiter uns von Irrlichtern und Phantomen äffen lassen, nur weil wir vor Taten zurückscheuen und uns von übernommenen Hirngespinsten nicht befreien können oder wollen?

*

Versäumte Gelegenheiten

Die „Deutsche Zeitung" (Nr. 291) schreibt: „Nach drei und zwei Kriegsjahren steht das deutsche Volk im Westen und im Osten da und weiß nichts über das spätere Schicksal Belgiens, nichts über die Zukunft Kurlands und Litauens, und sieht aus den Sümpfen und Wäldern Polens große, unheimliche Schatten auftauchen. Die deutsche Hand wäre leer, wenn sie nicht immer noch den Schwertgriff umklammert halten müßte. Derweil sind der Gegner gefüllte Hände bereits mehrmals in ihren geräumigen Taschen verschwunden. Japan, England, Frankreich, letzthin gar Italien, haben leichten Gewinst zu dauerndem Besitz erklärt, Japan denkt nach wiederholten Erklärungen nicht daran, aus der Südsee zu weichen, England hat Ägypten förmlich annektiert und gemeinsam mit Frankreich den deutschen Kolonien seine dauernde liebevolle Fürsorge zugesagt, selbst Italien beteiligt sich an der Zerlegung noch nicht erlegter Bären durch zukunftsfrohe Protektoratserklärungen über Albanien. Deutschland spielt die glorreiche Rolle des Dichters, der bei der Verteilung der Welt zu spät kommt.

Es ist zwar verrucht, von Annexion und Angliederung zu sprechen, sofern man nicht das Glück hat, Brite, Franzose oder sonst ein privilegierter Staatsangehöriger zu sein; aber wir wagen trotzdem die Frage: was wäre geschehen, wenn im Herbst 1914 die Angliederung Belgiens und im Herbst 1915 die Aufteilung Polens zwischen Deutschland und Österreich erfolgt und staatsrechtlich in aller Form durchgeführt worden wäre? Zunächst wäre die unserer Regierung peinliche Folge gewesen, daß wir Feinden und Neutralen gleicherweise imponiert hätten. Papierene Proteste hätten wir mit derselben Grazie auf die Degenspitze spießen können wie in diesen letzten Wochen die Kriegserklärungen der verschiedenen Nigger- und Hochstaplerrepubliken. An der militärischen Lage wäre dadurch für den Augenblick nicht das mindeste geändert worden. Was aber wären die Folgen solcher Schritte gewesen? Wir hätten, zunächst beim Westen bleibend, klare Verhältnisse gehabt, hätten mit Zielbewußtsein an die Gewinnung der Bevölkerung, an die Befreiung der Vlamen gehen können, hätten von ihnen den Albdruck der ungewissen Zukunft und den widerstrebenden Elementen im wallonischen Beamtentum die Berufung auf die Regierung in Le Havre genommen, wir hätten die Arbeiterschaft in den Dienst der nationalen Verteidigung stellen können ohne die tausenderlei Scherereien und Plackereien, wie wir sie im vergangenen Winter und Frühjahr erlebt haben, hätten die Steuerkraft des Landes genützt und uns die amerikanische Spionage unter dem Deckmantel der Versorgungskommission vom Halse gehalten. Wir brauchten uns heute nicht die Schädel zu spalten im Kampfe für oder gegen ‚Annexionen', denn im Herbst 1914 hätte selbst der ‚unabhängigiste' Sozialdemokrat angesichts der damaligen Stimmung keine hohlen Tiraden zu dreschen gewagt, brauchten nicht in Sorge um eine Kriegsentschädigung und um unsere strategische Sicherung zu sein und konnten bereits den künftigen Küsten- und Flankenschutz in aller Ruhe und Planmäßigkeit in Angriff genommen haben, um bei Friedensschluß gleich gerüstet für die Zukunft zu sein. . .

Im Osten liegen die Dinge ähnlich. Eine Teilung Polens und ein Anschluß Kurlands und Litauens hätte uns in die Lage gebracht, die Hilfsquellen der Länder namentlich landwirtschaftlicher Art vom ersten Tage an gründlich für die Gesamtversorgung nutzbar zu machen. Die selbstverschuldeten Schwierigkeiten mit den Polen wären nicht in den Bereich der Möglichkeit getreten, wir hätten nicht die Rückwirkungen auf die preußischen Polen zu verzeichnen, und vor allen Dingen — wir hätten in einem gegebenen Zeitpunkt Rußland etwas zu bieten gehabt. Jetzt haben wir statt dessen nichts als schwere Sorgen, stecken polnische Unverschämtheiten diesseits und jenseits der Grenze ein, gehen der Umklammerung Preußens durch ein österreichisch-polnisches Regiment entgegen und können uns auf eine Irredenta mit dem Ziel Ostsee-Danzig einer- und Oberschlesien andererseits gefaßt machen.

Das deutsche Volk steht nach drei Jahren unerhörter Opfer und schwerster Mühsal mit leeren Händen da, es sieht, wie sich in seiner eigenen Mitte eine Agitation entwickelt hat, die, als vollste Umkehrung der Stimmung von 1914, ihm seine Lebensnotwendigkeiten, seine Sicherung für die Zukunft, seine wirtschaftliche Existenzmöglichkeit vorenthalten will. Es weiß heute noch nicht, ob ihm überhaupt etwas Positives aus diesem Schicksalskampf erwächst. Dafür aber hat es das Bewußtsein, völkerbefreiend im Osten sein Blut haben vergießen zu dürfen, durch seiner Söhne und Väter Tod sich neue Feindschaft geschaffen zu haben.

Das sind dann die Früchte der Politik des Abwartens, des Treibens vor dem Winde, der Hilflosigkeit gegenüber den Tatsachen. Disraeli hat gesagt, die wahrhaften Staatsmänner seien nur von dem Instinkt der Macht und der Liebe zum Vaterland beseelt. Damit würden große Reiche geschaffen. Wo ist in all den drei Jahren der Instinkt der Macht in der deutschen Politik zum Ausdruck gekommen? Sie ist nichts als eine Kette versäumter Gelegenheiten

und ein fortgesetztes stillschweigendes Bekenntnis, daß die Dinge anders gekommen sind, als man es sich erwartete. Den Staatsmann aber definiert Cicero also:

Dem Staatsmann liegt es ob, sich in der Phantasie ein Bild von der Zukunft zu entwerfen und sich lange im voraus klarzumachen, welche Zufälle glücklicher- und unglücklicherweise eintreten könnten, und was zu tun sei wenn etwas Menschliches passiert, aber es nie soweit kommen zu lassen, daß man einmal sagen müßte: ‚Das hätte ich nicht gedacht.'"

*

„Mehr Land!"

Aus einer Flugschrift von Franz Hochstetter („Mehr Land!", Berlin W. 57, Verlagsanstalt „Politik") greift die „D. T." einige Sätze heraus, die um so merkenswerter sind, als der Verfasser im freisinnigen Lager steht. Er weist nach, daß wir im Bezug unentbehrlicher organischer Rohstoffe keinen Tag länger von der Gnade überseeischer feindlicher und wenigstens nicht mit Sicherheit erreichbarer Länder abhängen dürfen, und sagt dazu:

„Mindestens hinsichtlich der Erzeugung von Lebensmitteln unseres Klimas für Menschen und Vieh, zu denen im weiteren Sinne als Produktionsmittel auch Arbeitskräfte und Düngemittel gehören, beanspruchen wir unbedingte Sicherheit und Unabhängigkeit vom Ausland, wie unsere Väter sie besaßen, wie Rußland und die anderen Riesenreiche sie heute besitzen. Ohne sie sind wir nicht frei. Brot ist Freiheit und Freiheit ist Brot!"

Ferner betont der Verfasser, daß nur durch räumliche Erweiterung des bisherigen deutschen Wirtschaftsgebietes, durch Angliederung angrenzenden Neulandes sich diese Staatsnotwendigkeit erfüllen läßt. Hierzu führt er im einzelnen aus:

„Wir müssen das Land behalten, das wir kämpfend erwarben, für das unsere Männer geblutet haben. Nur Toren heißen diesen Weg nicht willkommen. Wie wollten wir uns anders für die Hakatomben an Gut und Blut, auch für das ausgestandene Risiko des Weltkrieges schadlos halten? Geld, Versprechungen, Verträge, Kolonien allein können das Elend nicht begleichen. Nur Land vermag es, Land in Europa, das deutsches Blut in Strömen trank! Die Kinder, deren Väter jetzt gelitten, sollen bis in die spätesten Geschlechter die Früchte der Entbehrungen genießen."

Hochstetter wendet sich dann gegen den Einwand, daß wir kein Recht zur Annexion hätten, daß wir nur einen Verteidigungskrieg führten. Er weist darauf hin, wenn diese Ansicht zu Recht bestände, so wäre Ostelbien nie deutsch geworden, Polen, Litauen, Kurland, die Ukraine, Beßarabien, ganz Sibirien nie russisch, Irland nie britisch geworden, und in Amerika hausten heute noch die Indianer. Diese unermeßlichen Gebiete hätten unsere Feinde wahrhaftig nicht auf einwandfreie Weise, sondern meist durch Raub und List erworben, und weil dem so ist, schreibt Hochstetter die richtigen Sätze: „Heute dienen diese Gebiete den Gegnern als Rückhalt für Eroberungsversuche gegen uns. Eben um uns zu verteidigen, brauchen wir mehr Land, sonst würde die Verteidigung mißlingen."

*

„Schlimmstes Opium für politische Harmlose"

nennt die „Deutsche Zeitung" einen Aufsatz im Juniheft der „Preußischen Jahrbücher", in dem sich Professor Hans Delbrück wieder einmal mit unseren Kriegs- und Friedensaufgaben beschäftigt:

„Delbrück meint, die Bedrohung im Osten sei mit der Beseitigung der Autokratie in Rußland endgültig von uns genommen. Für unabsehbare Zeit sei es keine Gefahr mehr für uns. Er folgert daraus, daß wir um so maßvoller nach Westen sein könnten, weil wir uns der Westmächte nun um so leichter erwehren könnten. Belgien habe mit unserer Sicherheit nicht das mindeste mehr zu tun (!), und statt auf dem Kontinent könnten wir frei die Blicke einzig über See auf ein großes Kolonialreich richten. Er formuliert dann seine Forderungen folgendermaßen:

Nicht Belgien, sondern Afrika; nicht das Kohlenbecken von Charleroi, sondern Nigeria. Nicht Zeebrügge, sondern die Azoren-Madeira und die Kap-Verdischen Inseln. Nicht Antwerpen, sondern Lagos, Sansibar und Uganda, und Gibraltar für Spanien.

Nicht das Hemd, meint also Herr Prof. Delbrück, sondern der Rock. Nicht der Spatz in der Hand, sondern die Taube auf dem Dach. Und er besitzt sogar die Freundlichkeit, die Donaumonarchie darauf hinzuweisen, daß sie an einem deutschen Belgien kein Interesse (!) habe, daß sie nicht einmal wünschen könne, wenn Deutschland auf diese Weise zu europäischer Hegemonie gelange (!!). Für welchen originalen Tip ihm ein besonderes Dankschreiben des Grafen Czernin gebührt.

Delbrück läßt dann vor den erstaunten und von solchen Aspekten hirnumnebelten Lesern eine wunderbare koloniale Fata Morgana erstehen, ausgeschmückt in allen Einzelheiten. Und selbst für den, dem etwa Zweifel kommen sollten an dem Schicksal dieser Fata Morgana im Falle eines späteren Konfliktes, hat er ein Beruhigungsmittel zur Hand: dieses Kolonialreich würde in sich geschlossen eine durchaus verteidigungsfähige Macht gegen äußere Angriffe darstellen, gegen eine Welt würde es sich behaupten. Leider verrät er nicht, was inzwischen vielleicht aus dem Mutterland werden würde, wenn es sich in der Situation von 1914 einem abermaligen Ententeüberfall gegenüber sähe ...

Daß die Engländer bei all ihrer insularen Verbohrtheit längst erkannt haben, wie die Geschicke Europas immer noch auf dem Kontinent entschieden werden, das ist bis heute Herrn Prof. Delbrück noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Daß die stärkste koloniale Stellung uns keinen Deut nutzt bei jeder späteren kriegerischen Auseinandersetzung, wenn ihr der Zusammenhang mit dem Mutterlande nicht durch die Seegewalt gesichert ist, daß das Mutterland von der Selbstbehauptung der Kolonien nicht das mindeste hat, wenn ihm infolge des Fehlens kontinentaler Sicherung ein Vernichtungskrieg in Europa über den Hals kommt, das alles will Herr Prof. Delbrück nicht sehen. Er weidet sich an seiner Fata Morgana, tröstet sich mit der Selbstbehauptung eines — ‚eventuellen' — Kolonialreiches und ist vielleicht im stillen gar der fröhlichen Meinung, im Falle der Abwürgung des Mutterlandes könne sich dieses in den Kolonien aufs Altenteil setzen.

Eine Sorge freilich hat Herr Prof. Delbrück bei seinen Zukunftshoffnungen, eine Sorge, deren Erörterung seinen ganzen Gedankengang logisch gefährdet: ‚Werden uns die Engländer ein solches Kolonialreich gönnen? Ich hoffe, sie werden es müssen, und, vor die Wahl gestellt, ob sie uns diese Kolonien überlassen wollen oder die direkte oder indirekte Herrschaft über Belgien dulden sollen, werden sie uns immer noch lieber und leichter das Kolonialreich lassen. Ganz ebenso wird nicht nur Frankreich, sondern auch der neue Bundesgenosse Amerika denken.' Herr Prof. Delbrück weiß also ganz genau, welch gewaltige Bedeutung die belgische Frage für alle Beteiligten hat; er gibt es für die Feinde offen zu, aber er schließt daraus nicht, wie es logisch wäre, daß sie auch für Deutschland diese entscheidende Bedeutung hat. Zwar stellt er als Grundsatz die rücksichtslose Ausnutzung der militärischen Lage auf, aber für Belgien soll dieser Grundsatz keine Berechtigung haben."

*

Rußland — Englands Vasall

Diese Überschrift gibt ein aus Rußland zurückgekehrter Schwede seinen Mitteilungen über die Verhältnisse in Rußland. Danach ist das ganze russische Verwaltungssystem in englischen Händen. Die britischen Kontrollbehörden bewilligen nicht nur Pässe für Auslandsreisen, sondern überwachen auch die Ausbezahlung größerer und kleinerer Geldsummen für Rechnung des Staates. Ein für diese Zustände bezeichnender Vorgang ist folgender: Als vor dem Rücktritt Miljukows das Verhältnis zwischen der vorläufigen Regierung und dem Arbeiter- und Soldatenrat äußerst

gespannt war, erklärten die Vertreter der Ententemächte mit dem englischen Botschafter an der Spitze, daß im Falle des Sturzes der vorläufigen Regierung alle Geldunterstützung aufhören werde. In diesem Falle wollten England und Japan unmittelbar zur Besetzung von Gebietsteilen und wichtigen strategischen Punkten schreiten. Die beiden genannten Staaten haben nämlich eine besondere Abmachung getroffen, um ihre wirtschaftlichen Interessen, vor allem die großen Anleihen an den russischen Staat, zu überwachen. Wohlunterrichtete russische Kreise behaupten, daß auf Grund dieser Abmachung Japan die Mandschurei und das ganze östliche Sibirien evtl. bis zum Baikalsee erhalten solle, wogegen es sich verpflichtete, je nach Bedarf 300000 Mann zur Herstellung der Ordnung in Rußland zu entsenden. Die Nachricht von der Besetzung von Archangelsk durch die Engländer und von Charbin durch die Japaner bestätigt sich. Japan hat außerdem Wladiwostok, den einzigen wertvollen Hafen Rußlands in Ostsibirien, und auch die Bahnstrecke nach Charbin und diese Stadt selbst mit 15 Divisionen besetzt; außerdem hat es eine Abteilung zur Besetzung der Eisenbahnstrecke von Charbin über Tschita zum Baikalsee vorgeschoben. Die Engländer halten außer Archangelsk auch Alexandrowsk an der Murmanküste in Händen, auch die englischen Pläne auf Estland und Livland sind trotz aller Dementis keineswegs aufgegeben. Durch die jetzt besetzten Gebiete beherrschen England und Japan Rußlands wichtigste Einfuhr- und Ausfuhrhäfen, und Rußland ist in der Gewalt der beiden Mächte. —

Mit dieser fürsorglichen Realpolitik für das eigene Volk vergleiche man die hochherzigen Anerbietungen Herrn Scheidemanns und Herrn von Bethmanns an Rußland. Wie verstehen es die Engländer zuzugreifen, jede, auch die scheinbar ungünstigste Gelegenheit zu nützen! Und wir? Wo bleiben wir? — Wir armen Waisenknaben! Gr.

„Gefährliche Redensarten"

Reiches Lob erntet Herr von Bethmann und die „Nordd. Allgem. Ztg." von der sozialdemokratischen „Internationalen Korrespondenz":

„Unsere Regierung hätte ein verhältnismäßig leichtes Spiel gehabt, wenn sie, den Lockrufen der Alldeutschen von Westarp bis Bassermann nachgebend, die blinden Haßergüsse und hirnverbrannten Forderungen unserer Feinde ihrerseits durch Aufhetzung des deutschen Volkes und durch annexionistische Schlagworte beantwortet hätte. Es gereicht ihr zur Ehre, daß sie dieser doppelten Versuchung widerstanden hat. Herr v. Bethmann Hollweg hat sich niemals auf solche naheliegenden aber gefährlichen Redensarten eingelassen, wie: ‚Das mit dem Blut unserer Söhne eroberte Gebiet darf nicht preisgegeben werden' oder ‚Der Besitz der flandrischen Küste ist eine Lebensfrage für Deutschland . . .' usw. Und auch die Norddeutsche Allgemeine Zeitung hat immer einen anerkennenswerten würdigen Ton, selbst anläßlich der Baralong-Affäre, der Behandlung der Dahomey-Deutschen (warum so zurückhaltend „Behandlung"? Es handelt sich um eine Auspeitschung Deutscher durch Schwarze! D. T.) und ähnlicher trauriger Fälle gewahrt, während die halbamtliche Presse unserer Feinde vor keiner noch so ekelerregenden Beschimpfung des deutschen Volkes und Verleumdung der deutschen Armee zurückgeschreckt hat."

Leider gießt die „Deutsche Zeitung" in diesen köstlichen Labetrunk folgende bittere Wermutstropfen:

Die Mehrzahl normal empfindender Deutscher wird das Lob des ‚würdigen Tones' im Baralong-Fall und bei anderen Scheußlichkeiten mit sehr gemischten Gefühlen vernehmen. Wenn in einem Punkte allerwärts Einigkeit besteht, so in der Überzeugung, daß auf die beispiellosen Roheiten der Feinde ganz andere Antworten sich gebührt hätten, als sie vom amtlichen und halbamtlichen Deutschland erfolgten. Der

nationalen Presse steigt jedesmal die Schamröte ins Gesicht, wenn sie amtliches Material über neue Greuel zur Veröffentlichung erhält, ohne daß auch nur ein einziges Mal zugleich die Mitteilung der Durchführung von Repressalien erfolgte. Erst jüngst hat man sich bemüßigt gefühlt, die Annahme zu dementieren, die Unterbringung gefangener Offiziere in Freiburg sei eine Antwort auf die Fliegerangriffe gegen offene Städte. Wie könnte auch das amtliche Deutschland so roh sein und dem Volksempfinden und Verlangen durch Repressalien entgegenkommen, die unseren Ruf als Kulturnation (lies: Hunnen) gefährden könnten. Immerhin, wenn sich jetzt die amtlichen und halbamtlichen Stellen wegen ihres behandschuhten Umgangs mit den Feinden das tönende Lob der Sozialdemokratie erhalten, mag ihnen der Heinesche Rat ins Gedächtnis kommen: Blamier' mich nicht, mein schönes Kind, und grüß' mich nicht unter den Linden.“

*

Monarchisches Gefühl —?

Bei der Gründung eines vaterländischen Vereins in einem Vorort Berlins kam es dieser Tage zu einer Auseinandersetzung, bei der ein älterer Geheimrat den Standpunkt vertrat, daß eine Opposition gegen die Politik des Reichskanzlers als des Vertrauensmannes der Krone dem monarchischen Gefühl widerstrebe und daß man, weil der Kanzler die Politik seines kaiserlichen Herrn vertrete, zu ihm Vertrauen haben müsse. Aus der Versammlung heraus wurde, wie die „Deutsche Tageszeitung“ nach der „Goslarschen Zeitung“ berichtet, darauf entgegnet, daß Herr v. Bethmann dem mornarchischen Gedanken einen recht schlechten Dienst erweise, wenn er einer Kritik seiner Politik durch die Verbreitung derartiger Auffassungen zu entgehen suche. Denn abgesehen davon, daß er dadurch das kaiserliche Ansehen mit den Fehlschlägen seiner Politik in ganz unnötiger und unverfassungsmäßiger Weise belaste, sei doch das Recht zur Kritik der Regierung die Grundlage jeder politischen Freiheit. Wenn also jemand dem Bürger eines monarchischen Staatswesens dieses Grundrecht abstreite, so betreibe er damit de facto republikanische Propaganda.

*

Kleine Anfrage an den Herrn Reichskanzler

Unter der Aufschrift „Ein Schmähbrief Merciers“ geben die „Münchener Neuesten Nachrichten“ Auslassungen Msgr. Baudrillarts, der an der Spitze des Ausschusses der französischen katholischen Propaganda für das Ausland steht und auf dessen Veranlassung die französische Schmähschrift gegen die deutschen Katholiken erschienen ist, wieder. Baudrillart bezieht sich in seinen Ausführungen u. a. auf einen „neuesten“ Ausspruch des Kardinals Mercier, „unter allen Umständen das frevelhaft verletzte Recht wieder herzustellen, die Schuldigen streng zu bestrafen und durch geeignete Mittel für immer die Erneuerung derartiger Verbrechen unmöglich zu machen“. Hierzu bemerkt das Blatt:

„Wir kennen den Text dieses Schriftstückes seit einigen Tagen. Es ist von deutscher Seite noch nicht veröffentlicht worden, wir fragen aber jetzt die Reichsleitung, warum dies nicht geschehen ist, und wir fragen sie weiter, wieso der Erzbischof von Mecheln seinen Dekanen und Pfarrern einen Brief senden durfte, der an Beschimpfung Deutschlands das Unglaublichste leistet. Wir hätten noch weiter geschwiegen, können es aber nicht, nachdem die gesamte Presse der Entente und vor allen Dingen auch die französische Klerus diese neueste Kundgebung des Kardinals Mercier in ausgiebigster Weise für ihre Zwecke ausnutzen. Wir stellen daher die ‚kleine Anfrage‘ an den Herrn Reichskanzler:

Ist ihm der Text des Mercierschen Schreibens bekannt?

Ist dieser Text echt?

Und welche Schritte hat er dann getan, um die Verbreitung des Schreibens zu verhindern und ähnliche Vorstöße des Kardinals ein für allemal unmöglich zu machen?“

Keine Halbheiten!

Von einem hohen badischen Verwaltungsbeamten wird der „Deutschen Zeitung" (Nr. 295) geschrieben:

„Um einem dringenden Bedürfnis zu entsprechen, hat sich die politische Reichsleitung veranlaßt gesehen, gleich früheren so auch die Rede Herrn von Bethmann Hollwegs im Reichstag vom 15. Mai in zahllosen Sonderabdrucken im Reich zu verbreiten. Wie nun mitgeteilt wird, sind auf dem Dienstweg den örtlichen Verwaltungsbehörden Abdrucke in vielen Tausenden von Stücken zur Verteilung an die Bevölkerung ihres Bezirkes zugesandt worden. Ob die Abdrucke, wenn sie dem entzückten Bürger, Bauern oder Arbeiter auf den Tisch flattern, ihren Zweck erfüllen werden, will uns recht zweifelhaft erscheinen. Wir fürchten vielmehr, daß bei dem ebenso bekannten wie bedauerlichen Mangel an Verständnis gegenüber der Persönlichkeit Herrn von Bethmann Hollwegs in weiten Kreisen des deutschen Volkes ein Bedürfnis, die tiefgründige und wie alle früheren echt staatsmännische Rede vom 15. Mai nochmals zu lesen, nur bei den wenigen wirklich politischen Köpfen vorhanden sein wird. In unserer schnelllebigen Zeit, in der auch wirklich überragende Persönlichkeiten nicht die verdiente Anerkennung finden, werden bedauerlicherweise nur die wenigen, die mit wahrem Verständnis für politische Dinge gesegnet sind, den Wunsch haben, sich an der Rede durch wiederholtes Lesen zu erbauen oder sie gar als Wandschmuck unter Glas und Rahmen an bevorzugter Stelle ihrer guten Stube zum dauernden Gedächtnis an den fünften Kanzler aufzuhängen.

Letzteres war zweifellos die Absicht der politischen Reichsleitung, als sie die Herstellung der Abdrucke auf verhältnismäßig gutem schön getöntem Papier veranlaßte. Schade nur, daß bei der Verteilung nicht ausdrücklich auf diese einzig angemessene und würdige Art der Verwendung hingewiesen worden ist. Infolge dieser bei der sonstigen Umsicht Herrn von Bethmann Hollwegs geradezu unbegreiflichen Versäumnis ist zu befürchten, daß von den Hunderttausenden oder gar Millionen, denen die Rede jetzt unentgeltlich und postfrei ins Haus gebracht wird, nur gar wenigen zum Bewußtsein kommt, was sie tun, wenn sie das Blatt vielleicht achtlos fortwerfen, statt ihm den ihm gebührenden Ehrenplatz einzuräumen.

Zum Schluß erlauben wir uns noch die Anregung, es möge jedem Staatsbürger von amtswegen ein Bildnis Herrn von Bethmann Hollwegs zugestellt werden. Es ist höchst bedauerlich, daß man in deutschen Wohnungen noch so selten ein Bild des Kanzlers antrifft, während in keiner fast das Bildnis Hindenburgs oder Ludendorffs fehlt.

Auf diesem Gebiete bleibt also noch manches zu tun. Wir möchten den maßgebenden Stellen dringend ans Herz legen, hier nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben. Wenn das deutsche Volk einem Staatsmann wie Herrn von Bethmann Hollweg die seiner Persönlichkeit und seinen Taten entsprechende Verehrung nicht freiwillig zollt, muß eben mit geeigneten Mitteln nachgeholfen werden. Wir zweifeln nicht, daß es auf diese Weise doch noch gelingen wird, das auch hier wieder völlig instinktlose deutsche Volk zur Erkenntnis der wahren Bedeutung Herrn v. Bethmann Hollwegs zu bringen."

*

Der Mörder Dr. Fritz Adler in der „Frankfurter Zeitung"

Der „Deutschen Tageszeitung" wird geschrieben:

Das demokratische Blatt bringt es gelegentlich des Prozesses, den man dem Verbrecher machte, fertig, am 23. Mai 1917 u. a. von einer „Spannung" zu reden, „wie sie nur die Entwicklung großer Tragödien zu begleiten pflegt. Ein Held von hervorragenden seelischen und geistigen Eigenschaften, ein Charakter, wie nur je ein Brutus der Weltgeschichte, von einer Selbstlosigkeit, die ans Unpersönliche grenzt, erfüllt von einem Fanatismus für das öffentliche Wohl, der die Selbstaufopferung im gegebenen Fall als geradezu selbstverständliche Pflicht ansieht,

kommt in eine Lage, in der ihm der Schmerz über die Leiden der Welt und die Erbitterung über die vermeintliche Versumpfung seiner eigenen Partei nach seinem Gefühl keinen anderen Ausweg offen läßt, als durch eine selbstaufopfernde Tat das Gewissen der Zeitgenossen wachzurütteln. Mit klarerem Märtyrerwillen ist nie ein Verbrechen begangen worden." Laut „Frankf. Ztg." hängt „ein unabwendbares Schicksal über einem Menschen von ungewöhnlicher Charaktereinheit; was Wunder, daß die Volksseele vibrierte? Dazu kam die Verteidigungsrede, die der Angeklagte, kaum jemals vom Vorsitzenden unterbrochen, halten durfte, das Werk sechsmonatigen angespannten Nachdenkens, ein letzter Wille und ein Aufruf an das Volk ... Ein Hörer kennzeichnete den Eindruck der Rede folgendermaßen: Man hatte das Gefühl, man müsse sich rechtfertigen, daß man's nicht selber getan habe."

Schließlich findet die „Frankf. Ztg." den Mörder als „Menschen unendlich sympathischer und wertvoller, als so manchen Streber und Spekulanten, die unangefochten von jeder Versuchung, sich für das allgemeine Wohl zu opfern, sich im Glanze der Würden spendenden Staatskunst sonnen."

Diese Verherrlichung eines politischen Mörders bedarf keines weiteren Kommentars.

*

Sorgen im Felde

Aus dem Felde wird mir geschrieben — ich muß auch die Einleitung hierhersetzen, weil der treuherzige Brief für die Leser sonst unverständlich wäre:

„Schon lange lese ich Ihre Artikel im Türmer, wie auch in großen Tageszeitungen, mit großem Interesse und unleugbarer Anerkennung Ihrer erfahrenen Umsicht über die Zukunft unseres deutschen Vaterlandes und die bevorstehende Kriegsbeendigung. Ich selbst stimme Ihren Ausführungen voll zu und wünsche selbst nichts sehnsüchtiger, als daß es unserem lieben Vaterlande glücken möchte, auserwählt zu sein und ausharren zu können. Nun kommt aber leider des Pudels Kern —: was die große, große Mehrheit zu Hause, an der Front, im Kriegsgebiet und in den Garnisonen willig ertragen, — muß es nicht zerschellen an dem groben Frevel, der an all diesen zum Ausharren Berufenen täglich begangen wird? Und wenn sie alle doch ausharren und noch das Schwerste erdulden —, wird dann das durch solchen Opfermut gerettete Vaterland lohnen? Was wird aus uns bedrängten kleinen Besitzern, — denen man schon jetzt mit Zwangsverwaltungen, Beitreibungen auf dem Rücken sitzt, trotz fast dreijähriger Kriegsdienstleistung? Wird uns das jetzt bedrohte, durch Ausharren der besten Bürger dann erlöste Vaterland unseren Besitz erhalten? Werden die entstandenen Schulden von uns selbst getilgt werden müssen? Gibt das Vaterland das feste Versprechen, daß bei gutem Friedensschluß aller Besitz im alten Maße wie vor Kriegsbeginn weiterbestehen soll, oder gibt das Vaterland dort, wo nichts zu halten ist und der Verlust besteht, Land zur ferneren Existenz? ... Dann würde das Durchhalten um das Größte leichter, denn die Sorgen der Zukunft fielen für Millionen von guten Bürgern fort. Wir alle könnten dann dem Vaterlande das Vertrauen entgegenbringen, was wir so gerne möchten."

Das sind schwerwiegende Sorgen, die in ihrer schlichten Ehrlichkeit für sich selbst sprechen. Daß sie nur zu sehr begründet sind, wissen wir oder sollten wir nachgerade wissen. Es sind die Sorgen eben der „kleinen Besitzer", deren viele, sehr viele heute schlimmer daran sind, als die keinen Besitz haben; und die dennoch ohne Murren alles auf sich nehmen, weil es fürs Vaterland ist. Sollen denn nur die lauten Schreier, die ewig „unabkömmlichen" Parteihähne um ihres streitbaren Gekrähes willen Gehör finden? Weil die Gelegenheit für sie und ihre sie brauchenden Gönner und Schützer günstig ist?

Für die seltsamsten Erscheinungen werden Extrawürste gebraten, um so fettere, je lockerer diesen Erscheinungen das Handgelenk sitzt, je giftiger ihr volkverseuchendes Maulheldentum um sich spritzt. Über die Treuen, nur allzu Bescheidenen wird zur Tagesordnung übergegangen. Von ihnen ist ja nichts zu

befürchten; sie drohen nicht, sie opfern nur. Sie lassen sich nicht einmal als Trumpf ausspielen, die Dummen! Aber Treue, Pflichtgefühl (überhaupt Anständigkeit) brauchen nicht immer Dummheit zu sein, — ist doch gerade aus diesen Kreisen des Mittelstandes (das sind eben die „kleinen Besitzer") eine unsterbliche Schar erlesenster Geister, Denker, Künstler, Erfinder, Meister jeder Art hervorgegangen. Aber Meister, so lehrt man uns, können heute nur vom Übel sein; nicht Mars, die goldene Mittelmäßigkeit regiert die Stunde.

* Gr.

Sensation und Heldentod

Unter den Kino-Anzeigen einer Stuttgarter Zeitung war zu lesen:

„Nur noch einige Tage:

Das Stadtgespräch von Stuttgart: Die große Sommeschlacht. Unsere Helden an der Somme. Aufgenommen von der amtl. militär. Film- und Fotostelle. 3 Aufnahme-Operateure mußten bei diesen Aufnahmen ihr Leben lassen."

Also um die Sensationslust des verwöhnten Publikums zu kitzeln, müssen drei Aufnahme-„Operateure" ihr Leben lassen. Und dieser Film wird bezeichnet als von einer amtlichen Stelle aufgenommen. Beruht diese Behauptung auf Wahrheit, so ist es empörend, wenn eine derartige Praxis geduldet oder gar gefördert wird. Der Gipfel ist, daß an dem betr. Tag der Prachtfilm als „Familien- und Kindervorstellung" gegeben wird. Wenn die deutsche Jugend auf diesem Wege zum Patriotismus erzogen werden muß, dann mögen alle Stimmen schweigen, die von Sieg reden und einer deutschen Zukunft.

* W. St.

Marie Diers,

auch uns eine geschätzte Mitarbeiterin, ist in diesem Juni fünfzig Jahre alt geworden. Sie entstammt einem mecklenburgischen Pfarrhause und hat in einer eigen gefärbten persönlichen Art diese Zugehörigkeit zum Lande wie zum Pastorate dauernd bewährt. Selbst in ihren im Mecklenburgischen spielenden Geschichten ist sie nicht in dem üblichen Sinne „Heimat"künstlerin, daß die Abschilderung von Land und Leuten ihre vornehmliche Absicht wäre; die ist immer auf die Entwicklung inneren Menschentums, seelischen und geistigen Werdens gerichtet. Aber der Duft der Scholle durchweht das Ganze als die uns zur gewohnten Natur gewordene Heimatluft. So ist andererseits auch das Lehrhafte oder gar religiös Tendenziöse ihr niemals Endzweck. Aber ihr ganzes Wesen ist so von der Pflicht der Selbstdurchläuterung und dem Streben nach Aufwärts durchtränkt, ist darum einer von allem Dogmatischen unabhängigen Gotteskindschaft so voll, daß es sich allen ihren Gestaltungen mitteilt. Dann aber ist Marie Diers eine echte deutsche Frau, also wahrhaft „mütterlich". Mütterlichkeit aber äußert sich im sorgenden Betreuen. So hat sie sich von allen Erziehungsfragen angezogen gefühlt. Aber obwohl sie selber kurze Zeit Lehrerin gewesen ist, hat sie sich von allem Schulmeisterlichen frei bewahrt, ist ein rechter, treuer, guter Kamerad.

Eine echte deutsche Frau. In dieser Zeit der großen Heimsuchung ist ihr stets glühendes Deutschtum emporgelodert zur hellen Flamme der Begeisterung, aber auch des Zornes gegen alles Unwürdige, das sie mit jener Unerschrockenheit bekämpfte, die man so gern als „männlich" bezeichnet, obwohl sie gerade im Geistigen und Sittlichen so oft bei den Männern versagt.

Eine echte deutsche Frau. Das heißt heute fast naturnotwendig eine Leidtragende. Marie Diers hat schwere Opfer bringen müssen. Nachdem vor einem Jahre ihr Schwiegersohn gefallen ist, hat sie in den letzten Wochen auch ihren einzigen Sohn hingeben müssen. So wagt sich zu ihrem Ehrentage kein Glückspruch hervor, nur der Wunsch, daß ihr zum Troste und der Gesamtheit zum Heile die Schaffenskraft ihr noch lange frisch erhalten bleibe.

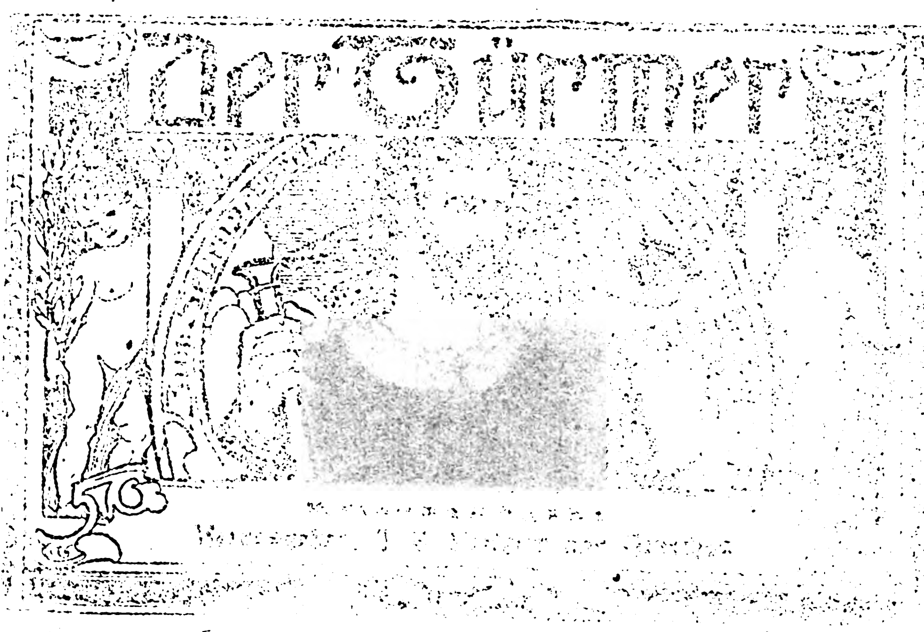
K. St.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Rapsfelder in Mittagsglut — Fritz Gärtner

Beilage zum Türmer



XIX. Jahrg. [illegible]

Die [illegible]

Von [illegible]

Die Umstände [illegible] „freie Bahn [illegible] etwas [illegible] etwa, daß [illegible] auswärtige [illegible] laufbahn denen geöffnet [illegible] bisher zu Unte[illegible] wähnten.

Es liegt sogar nahe, daß [illegible] beabsichtig[illegible] der Not vor hundert und einigen [illegible] Bauern- und [illegible] durch die Stein- und Hardenberg[illegible] also [illegible] Kräfte, neue Wege des Aufstiegs [illegible] der Bildung [illegible] und Land, Heranziehung [illegible] Kräfte aus dem [illegible] Wirtschaftsleben für [illegible]

Vor dem Kriege [illegible] nicht nur [illegible] auch überbildeter Kräfte [illegible] die [illegible] forderungen an [illegible] Staatsdienst geistlos [illegible] wurden und [illegible] begünstigt wurde, der [illegible] seiner Eltern leben [illegible] Leute, die mehr Geist und [illegible] zum Nehmen jener [illegible] nisse, auch weniger Geld [illegible] wurden [illegible] „Geistesproletariat“ gezählt, [illegible] sie die Geist-Besitzenden [illegible]

Rapsfelder in Mittagsglut

Fritz Gärtner

Beilage zum Türmer



XIX. Jahrg. Zweites Juliheft 1917 Heft 20

Die Probleme des Tüchtigen

Von Dr. Georg Biedenkapp

Die Umstände, unter denen der Reichskanzler das Stichwort ausgab „freie Bahn dem Tüchtigen“, nötigen zur Annahme, daß er damit etwas Besonderes, Weitgreifendes gemeint habe; nicht nur etwa, daß der diplomatische auswärtige Dienst oder die Offizierslaufbahn denen geöffnet würde, die sich bisher zu Unrecht von ihr ausgeschlossen wähnten.

Es liegt sogar nahe, daß etwas Ähnliches beabsichtigt war, wie in der Zeit der Not vor hundert und etlichen Jahren die Bauern- und Städtebefreiung durch die Stein- und Hardenbergische Gesetzgebung: also Befreiung geistiger Kräfte, neue Wege des Aufstieges, Vermehrung der Bildungsgelegenheit in Stadt und Land, Heranziehung praktisch erprobter Kräfte aus dem Erwerbs- und Gewerkschaftsleben für Gemeinde- und Staatsdienst.

Vor dem Kriege hatten wir bereits eine Überfülle nicht nur gebildeter, sondern auch überbildeter Kräfte, weshalb die Prüfungsanforderungen an Bewerber um den Staatsdienst geistlos mechanisch immer höher geschraubt wurden und schließlich der begünstigt wurde, der am längsten aus der Tasche seiner Eltern leben konnte. Und Leute, die mehr Geist und Wissen, aber weniger Lust zum Nehmen jener Hindernisse, auch weniger Geld zum längsten Warten besaßen, wurden verächtlich zum „Geistesproletariat“ gezählt, mochten auch gerade sie die Geist-Besitzenden und

Werte-Schaffenden sein: die Schröpfer rächten sich auf diese Weise an den Schöpfern. Immerhin, es gibt auch geistiges Proletariat, und als erstes Problem taucht hier die Frage auf: wird die Erfüllung des Kanzlerversprechens nicht eine bedenkliche Zunahme dieses überbildeten Proletariates im Gefolge haben? Man weiß ja, wie unter den Händen der Bureaukratie und auch der pädagogischen Bureaukratie das Bestgemeinte verdorrt und mißrät. Stellen wir uns also vor, es werde planmäßig dafür gesorgt, daß begabte Köpfe aus den Volksschulen in höhere Schulen und Universitäten übergeführt werden, es werde der Vorteil des Geldsacks gehörig beschnitten: würden wir dann nicht in wenigen Jahren trotz allem die ungesunde Überfüllung der studierten Berufe erleben? Hier ist ein Problem, das gelöst werden muß; denn selbstredend darf diese unerwünschte Möglichkeit kein Hinderungsgrund für das werden, was Gerechtigkeit heischt, und zwar nicht nur sentimental verstandene Gerechtigkeit, sondern die des eignen Volkswohls: Gewinnung der besten geistigen Kräfte aus allen, also auch untersten Schichten. Unsre hohe technische Kultur wäre ohne die bekannten Genies aus den untersten Schichten nicht denkbar: die Träger der berühmtesten Namen in jedem Schulphysikbuch waren Handwerker oder Handwerkersöhne oder kleine Angestellte, ohne Gymnasial-, ohne Universitätsbildung. Allein in Frankfurt am Main habe ich vier Handarbeiter kennen gelernt, die sich nach des Tages schwerer Fron abends mit strenger Wissenschaft befaßten: zwei waren Astronomen und haben auf eigne Kosten ihre Ergebnisse, eigne Gesetze und Berechnungen, in kleinen Schriftchen veröffentlicht; einer suchte mit einer großen Zahl selbsterdachter Experimente den Luftdruck zu widerlegen — freilich eine aussichtslose Verirrung; ein vierter ging den Problemen der Nationalökonomie nach. Ich meine, diese vier Beispiele in einer einzigen Stadt reden Bände. Die mögliche Vermehrung, das Überhandnehmen des gelehrten Proletariats darf kein Hemmungsgrund werden, die Erleichterung des Aufstieges und der Selbstaneignung der Bildung unausgeführt zu lassen. Die wahren Geistesproleten sind oft nur zu sehr behaglich versorgt und gebettet.

Es werden also die besten Köpfe aus den Volksschulen in höhere Schulen überführt, und der begabten Armut auf höheren Schulen wird das Studium, geisteswissenschaftliches oder technisches, ermöglicht. Aber nun ergibt sich ein zweites Problem. Wer sind die besten Köpfe? Kaum anderswer als die seit einer Reihe von Jahren so übel verschrienen „Musterknaben". Tatsächlich gibt es ja eine Reihe von Erfindern, Entdeckern, Dichtern und Feldherrn, die auf der Schule durchaus nicht, auch entfernt nicht die spätere Tüchtigkeit ahnen ließen. Bei Dichtern, Künstlern und Feldherrn nimmt dies weniger wunder als bei Entdeckern und Erfindern, da doch letztere ebenfalls, wie die Schule verlangt, peinliche, sorgfältige Arbeit zu liefern imstande sein müssen. Niemand hat annähernd so viele Beispiele dafür gesammelt wie Verfasser dieser Zeilen in seinem Buche „Schultaugenichtse und Musterschüler". Es ist mir aber nie eingefallen, so unsinnige Behauptungen aufzustellen, wie sie seither in allen möglichen Tageszeitungen und Zeitschriften von geistiger Halbwelt beliebt und gewissermaßen zur Verherrlichung des eignen, nie viel wert gewesenen Ichs unterstrichen wurden: „alle großen Männer hätten auf der Schule nichts getaugt" oder „nie sei ein Mann von eignem Kern ein Muster-

knabe gewesen". Schon der grobfädige, flitteratenhafte Verfasser von Schulhumoresken, Ernst Eckstein, hat in dieser Beziehung übel gesündigt. Von solchen Flitteraten ist geradezu ein Makel auf die Tüchtigkeit des Musterknaben geworfen worden: als kämen Begabung und Fleiß, leichte Auffassung und ernster Wille, spielende Bewältigung der Schulanforderungen und doch dabei auch sorgfältige Pflichterfüllung nicht zusammen vor. Moltke, Schiller, Rückert, Senefelder, Heinrich von Stephan, die meisten hervorragenden Fachgelehrten und Schulmänner waren Musterknaben. Jene Halbweltler des Geistes, die das Musterknabentum in Verruf zu bringen trachten, wissen und bedenken nicht, wieviel zuverlässiges, sicheres Wissen, wieviel Denkkraft und Scharfsinn bei wissenschaftlichen Arbeiten und im Schulunterricht benötigt wird, ohne daß fragwürdiger Zeitungsruhm oder Jahrhundertglanz damit verbunden ist. Gewiß, mancher Musterknabe enttäuscht später, und die große Zahl schlechter Schüler, die später berühmte Entdecker oder Erfinder wurden, sind für die Psychologie der Erfindungen und Entdeckungen, mithin auch für die Schulpädagogik ein beachtenswerter Umstand — im genannten Werke ist dies ausführlich begründet —, aber in den Musterknaben schlechtweg **nicht** die besten Köpfe zu sehen wäre eine Übereilung. Wiederum ist auch zu bedenken, daß die Allgemeinheit kein Interesse daran haben kann, sich noch mehr ehrgeizige „Streber" großzuziehen, als es jetzt schon manchenorts geschieht, wo durch städtische oder private Stipendien aus gar manchem Musterknaben nicht etwa ein gütiger, dankbarer Förderer der Jugend, sondern nur eben ein dünkelhafter höherer Beamter, sei es der Gelehrsamkeit oder eines praktischen Berufs, gezüchtet wird. Auf alle Fälle ist klar, daß wir auch hier es mit einem Problem zu tun haben und die Dinge nicht so einfach liegen, wie es scheint.

Unsre Offiziere haben erfahren, wieviel schätzbarer Menschenwert im „gemeinen Mann" steckt. Wie oft hat man den Ausdruck dieser seelischen Erfahrung zu lesen bekommen! Dazu kommt, daß so mancher Unteroffizier ein riesiges Wissen, ein bewundernswertes Streben nach Vervollkommnung seiner Bildung besitzt. Dieselbe Erscheinung findet sich in allen Schichten unteren und mittleren Beamtentums. Wird nun in diesem Betracht Neues zu erwarten sein: Möglichkeit zum Aufstieg, wo bisher mechanisch die Prüfungsmauer oder der Geldsack eine unübersteigliche Schranke war? Aufstieg tüchtiger, leiblich und seelisch hervorragender Unteroffiziere in das Offizierkorps? Wäre das nicht weit mehr zu begrüßen als die Zulassung fragwürdiger Protzensprößlinge? Die österreichische Armee zählte einen Feldmarschalleutnant zu den Ihren, der als Uhrmachergeselle von der Pike auf gedient und sich außer auf militärwissenschaftlichem Gebiete auch als Soziolog einen Namen gemacht hat: **Gustav Ratzenhofer**. Ich bin überzeugt, ähnliches wäre bei uns dutzendfach möglich, minderen Grades sogar tausendfach. Ebenso müßte dafür gesorgt werden, daß auch aus dem unteren Beamtenstand den Tüchtigen der Weg in den mittleren, aus dem mittleren den Tüchtigsten in den höheren Beamtenstand gesichert würde.

Allüberall hat man es dabei aber mit Erkennung und Würdigung zu tun, es kommt ferner nicht nur auf den Scharfblick, sondern auf den guten Willen an. Wie soll — wie kann man das aber organisieren? Fast scheint es, als wäre Organi-



sation, obwohl der Höchstausdruck für Zusammenfassung der Kräfte in zielbewußter Arbeit, der Gewinnung gerade der tüchtigsten Kräfte im Wege stünde. Nicht umsonst hat schon Schiller, offenbar in Wiederholung älterer Erfahrung, gesagt: Sie haben etwas, das sie stolz macht: Organisation nennen sie es, aber ich sage euch, die Freiheit ist's, welche Kolosse ausbrütet. Organisation ist nur zu oft Veramtung, der Tummelplatz des Talentes gegen das nicht organisierte Genie. Das gelehrte Beamtentum stand fast immer gegen den Bringer des wissenschaftlichen oder technischen Fortschrittes, meist einen krassen Außenseiter ohne Professur oder auch nur die übliche gelehrte oder verlehrte Bildung. Seiten müßte ich hier füllen, wie Physikprofessoren die glänzendsten Entdeckungen und Erfindungen dem Papierkorb überantworteten oder verlachten oder sich in Kommissionen dagegen aussprachen. Die größten Ingenieurleistungen, weil von „Nichtfachleuten" herrührend, hatten die beamteten Ingenieure gegen sich. Mühsam mußte der Kaufmann Schliemann seinen archäologischen Funden bei Philologen, die den größten Nutzen davon hatten, Anerkennung verschaffen. Die Urzelle, aus der das neue Deutsche Reich hervorging, war keine Beamtenschöpfung, sondern als „Handelsverein" das Werk von Kaufleuten unter Führung Friedrich Lists. Diesem, nicht irgendwelchem damaligen Verkehrsminister oder Verkehrsbeamten, verdankt Deutschland den größten Verkehrsfortschritt im vorigen Jahrhundert, unser Eisenbahnsystem, ohne welches wir im jetzigen Weltkrieg längst besiegt wären. Was aber haben die Organisierten, die Beamten, gerade diesem unvergleichlichen Patrioten das Leben vergällt und verleidet, so daß er sich schließlich erschoß! Drüben in England war die gewaltige Postreform, das Pennyporto, gleichfalls nicht das Werk der fraglichen Beamten, sondern eines Privatlehrers und Erfinders. Nicht einmal in der Pädagogik kam nennenswerter Fortschritt von innen, aus den Amtsbereichen. Ein preußischer Junker — man höre und staune —, einst Offizier des Alten Fritz, Eberhard von Rochow, hob durch Schulgründungen, Abfassung von Lesebüchern und Erziehung besserer Lehrer das preußische Volksschulwesen, bewundert selbst von einem Pestalozzi, der gleichfalls kein Schulmann von Fach war. Und wenn gestrenge Schulräte und Schulmänner so kaltherzig über temperamentvolle Schüler den Stab brechen und sie von der Schule verweisen, so denken sie gewiß nicht daran, daß eine Reihe von Männern, die für die Pädagogik von größter Bedeutung waren, Ausreißer oder Geschwenkte waren, wie Rousseau, der weder als Schüler noch als Lehrer auf einer heutigen Musteranstalt möglich wäre, oder wie Jahn und Gottfried August Bürger. Die Organisationen waren daran schuld, daß die Tüchtigsten entweder in Nervenheilanstalten endeten, wie Semmelweis, oder zeitweilig dort Erholung suchten, wie Robert Mayer. Man sollte denken, es wäre leichter, den Tüchtigsten zu erkennen, als den Tüchtigen. Das Gegenteil aber ist der Fall. Und am Tüchtigsten gerade, am neuen Heilbringer, am Erfinder und Entdecker, am technischen, sozialen und pädagogischen Ingenieur sind wir am ehesten und meisten interessiert, nicht daran, daß wir noch mehr begabte Streber zur Bedienung der Fortschrittsguillotine bringen, die sich Organisation, Amt, Kommission, Kollegium usw. nennt. Hier liegt das schwerste der Probleme des Tüchtigen, und ich weiß hier keinen andern Weg, als den der Erziehung, der Blickschärfung, der Beispiel-

sammlung. Es muß von innen heraus angestrebt werden, nicht durch Organisationen, wo der Bock als Gärtner waltet.

Fassen wir zusammen! Bahn frei für den Tüchtigen bedeutet mindestens ein dreifaches Problem: Verhütung des gelehrten Proletariats oder besser gesagt der Überproduktion verkehrter Köpfe, Erkennung der Tüchtigen auf Schule und der Tüchtigsten im Leben. Gerade der Krieg hat uns gelehrt, was Erfinder und Entdecker im weitesten Sinne bedeuten: Väter des Vaterlandes, ganze Armeekorps, siegreiche Schlachten.



Daheim · Von Bruno Grosser (im Felde)

Nun ward der Traum von hundert wachen Nächten,
Die Sehnsucht endlos langer Tage wahr. —
Ich bin daheim! — O liebes, lichtes Wunder!
Als käm' ich aus dem Grabe, ist mir's immerdar.

Ich bin daheim. Weiß nun, was „Heimat" ist. —
Mein blondes Söhnlein spielt zu meinen Füßen,
Und meines Weibes Liebe geht und sorgt,
Mir jede Stunde fühlbar zu versüßen.

Und alle Stunden gehn in stillem Gang.
Die Blumen blühn auf allen Fensterborden.
O Heimat du, in lauter Duft und Glanz,
Wie bist du schön, wie schön für mich geworden! — —

Und dort, woher ich kam, da draußen, weit —
Wohin ich wieder geh' nach diesen kargen Tagen,
Dort brüllt die Hölle, flammen Luft und Land,
Und Trümmer stammeln ihre Totenklagen;

Dort unter Frankreichs Himmel hängt ein Netz,
Das aus Granatenbahnen wüst gewoben,
Draus Not und Elend trieft — in wilder Wut
Des Todes fürchterlichste Schrecken toben,

Da draußen sterben Menschen tausendfach,
Des Lebens Strom verzischt in Brand und Gluten.
Ein See von Blut und Tränen — und das Heer
Der Ungeborenen ertrinkt in seinen Fluten.

Da draußen liegt der Menschheit Blüte tot. —
Und ich — — ich bin daheim — wo ich nicht hingehöre,
Bin fremd mir selber in der süßen Heimat! —
Wann brichst du an, erlösend Morgenrot?!



Eine Pfingstfahrt nach Kurland
Von Karl Storck

(Schluß)

In der Frühe des zweiten Morgens in Mitau (24. Mai) führte uns der eilige Kraftwagen nach einem Übungsplatz zur Vorführung eines Sturmtrupps. Hier erhalten wir eine Vorstellung von den Furchtbarkeiten dieses Krieges. An den Beginn ist der Flammenwerfer gestellt, und es ist, als hätte man damit das Höllentor Dantes durchschritten mit seiner furchtbaren Inschrift: „Ihr, die ihr eintretet, laßt draußen die Hoffnung.“ Ein kaltes Grauen überschleicht einen. Es ist nicht mehr der Mensch, der gegen den Menschen kämpft, sondern die Schlacht des ausgedachten, ausgeklügelten Verderbenbringens. Und doch liegt vielleicht gerade darin die einzige Möglichkeit, daß der Mensch ohne inneren Verderb ein solches Tun überdauern kann. Vom „Krieg der Technik“ spricht man immer wieder und insoweit mit Recht, als man nicht vergißt, daß dabei trotzdem von jedem einzelnen Mann die höchste Anspannung aller seiner persönlichen Fähigkeiten verlangt wird. Aber diese Technik ist in Maschine umgesetzter Geist, weniger in Maschine umgesetzte Körperkraft. Dadurch tritt wohl für die Kämpfer das rein Körperliche zurück. Denn bei dieser furchtbaren Körperverwüstung muß der Geist dauernd wachsam bleiben. Selbst die an die alte Zeit des ingrimmigen Kämpfens von Mann gegen Mann gemahnende Waffe der Handgranate versagt, ja wird zu meinem eigenen Feinde, wenn ich nicht die geistige Herrschaft über mich behalte und scharf die Sekunden der Wurfzeit zähle. Die ganze furchtbare Skala von Hand- und Maschinenwurfgranaten, Minensprengungen, sprengweiser Beseitigung von Stacheldrähten, Maschinengewehrfeuer, Vorwärtsstürmen zieht in wildbewegter Folge an unseren halb betäubten, halb aufs höchste aufgepeitschten Sinnen vorüber.

Man wird es mir als einem Manne, dem seit langen Jahren die künstlerische Einstellung aller Erscheinungen zur instinktiven Lebensgewohnheit geworden ist, nicht verargen, wenn auch in diesen Augenblicken das bebende Miterleben mit den furchtbaren Gefahren unserer Brüder draußen im Kampfe durchkreuzt wurde von einem beglückenden Hochgefühl über die deutsche Männerschönheit, die sich gerade in diesen Stunden mit überwältigender Kraft offenbarte. Allerdings waren es auserlesene Truppen, dafür aber auch lauter prachtvolle Gestalten, kühn und scharf geschnittene Gesichter, bis ins letzte hinein beherrschte Körper bei Offizieren wie Mannschaften. Es muß um unsere Künstler traurig bestellt sein, wenn ihnen in dieser Zeit das Gefühl für deutsche Schönheit nicht wieder aufgeht; wenn sie nicht vor allem auch für die Plastik wieder den Anschluß finden an jenes urdeutsche Körperideal, das unsere Kunst vor dem Eindringen der Renaissance erstrebt und vielfach erreicht hatte. Was die Plastiker des Naumburger und Bamberger Domes, was ein Peter Vischer gestaltet hat, steht hier in blühendem Leben wieder vor uns. Ein Gefühl brennender Scham übermannt einen beim Gedanken, wie unsere Kunst in den letzten Jahrzehnten, ja noch während des Krieges die monumentale Menschen-

gestalt in allerlei stilisierenden Anlehnungen an die verschiedensten Teile des Orients suchte. Hier im blühenden, aufs höchste eingestellten Leben ist das Vorbild auch für die höchsten monumentalen Offenbarungen deutschen künstlerischen Gestaltens gegeben. Gelingt es unserer Kunst nicht, hier den Anschluß zu gewinnen, so wird sie in unheilbarem Maße „unvolkstümlich" bleiben müssen. Denn das ist ja das Tröstende in all diesem furchtbaren Erleben: wie neben der Zerstörung materieller Welt die riesigste Neuleistung bejahenden Schaffens ist, steht auch neben der grauenhaften Verwüstung menschlichen Lebens die höchste Auslösung aller seiner Kräfte und in ihr ein Idealbild der Schönheit der Tat.

Rasche Rückfahrt nach Mitau, kurze Mittagspause, dann geht es auf fünfstündiger Eisenbahnfahrt weiter nach Osten, dem noch russischen Jakobstadt zu. Die kurische Landschaft bietet ein wechselvolles Bild. Oft denkt man an die Mark, wenn zum Teil ödes Flachland mit weiten Kiefernbeständen wechselt. Dann kommen üppige Wälder mit vielen prachtvollen Tannen und Eichen. Weite Sumpfstrecken sind gekennzeichnet durch lange Knüppelwege, die unsere Leute gelegt haben. Das ebene Flachland wechselt mit welligem Hügelgelände. Dörfer sind selten. Die Gehöfte erinnern an die Bauart der norddeutschen Tiefebene. Da und dort lugt aus reichen Parkanlagen ein Herrensitz hervor.

Der Bahnhof wirkt wie ein riesiges Warenlager. Ich wage kaum die Zahlen wiederzugeben, die ich mir nach den Angaben des führenden Offiziers aufgeschrieben habe. Danach ist der monatliche Bedarf einer einzigen Division 500 Schienen, 3000 Sack Zement für Beton, 1500 große, 8000 kleine Grabenwellblechbogen; 3000 qm 2½ cm starker Bretter, 5000 qm 10 cm starker Holzbohlen, 150000 Kanthölzer, rund 1000 km Stacheldraht, 5000 Sandsäcke. Fast alles das wird auch von den militärischen Anlagen in der Front gearbeitet. Holz z. B. liefert das eigene Sägewerk der Division, die natürlich auch die Vorarbeiten der Holzbeschaffung im Fällen und Anfahren leistet. Den Stacheldraht liefert das Eisenwerk in Libau, das wir einige Tage später besichtigten.

Immer wieder übermannt mich bei allen Gedanken an die Zerstörungen des Krieges der beglückende Glaube, daß diese ungeheure Arbeitsleistung menschlich fruchtbar werden muß, selbst wenn sie volkswirtschaftlich das Füllen eines Danaidenfasses darstellen würde, was ja noch lange nicht der Fall ist. Denn was z. B. an Wegebauten und auch in Feldbahnen geleistet wird, ist ja auch für die Zukunft nicht verloren.

Auf einer solchen Feldbahn fahren wir nun in einen unvergeßlich schönen Abend hinein. Beim Besteigen der etwas anzweifelbaren „Salonwagen" hatte uns der führende Offizier vorsorglich auf die Möglichkeit einer Entgleisung vorbereitet und vor der Tücke des letzten Wagens gewarnt. Das war nicht ganz gerecht. Der so verdächtigte blieb getreulich im Geleise stehen, dafür entgleiste der „sicherere" vordere Wagen dreimal. Die Begleitmannschaften besitzen aber eine glänzende Fertigkeit, uns in der humoristischen Auffassung dieser kleinen Unterbrechungen zu bestärken.

Das Land wird grüner und hügeliger. Ich muß an das Vorallgäu oder auch an das Zuger Hochland denken. Überall die reichen Durchschneidungen durch zahl-

reiche ineinander geschobene Hügel, die Kuppen meistens von kleinen Baumbeständen gekrönt, die Schnittlinien durch eingesprengten Wald schärfer hervorgehoben. In den späteren Abendstunden spielen die roten Lichter der niedergehenden Sonne in unendlicher Abwechslung auf dem saftigen grünen Boden, wie in flüssigem Smaragd. Dann wird der Himmel fahler, seine Töne werden grünlich und es beginnt wieder der eigenartige Zauber der hellen weißen Nacht.

So kommen wir in dem Dörfchen A. an, in dessen Häusern wir Unterkunft finden. Wie viele Möglichkeiten verschiedenartiger Geselligkeit schließen die Worte „deutsche Herzlichkeit" und „Gemütlichkeit" in sich! Diese so verschieden gearteten und doch immer vom gleichen Leitmotiv deutschen Denkens und Fühlens belebten, in die gleiche Harmonie deutscher Männerkameradschaft ausmündenden geselligen Stunden, vor allem an den Abenden nach reich besetzten Tagen, wird keiner der Teilnehmer jemals aus dem Gedächtnis verlieren. Zum Dank für das viele Gesehene, die reiche Belehrung gesellt sich gerade bei uns gehetzten Großstadtmenschen, die wir so schwer die Kunst des „Zeit-Habens" erlernen, der für diese wahrhafte Gemütsergötzung aus vollem Herzen hinzu.

Am nächsten Morgen übernimmt Exzellenz selbst mit unerschöpflicher Frische und unermüdlicher Liebenswürdigkeit die Führung, zunächst nach dem Pastorat B., das ein gutes Beispiel für diese bauernhofartigen kurischen Pfarrhöfe abgibt. Das aus der Kirche gerettete Altarbild (Düsseldorfer Schule etwa von 1840) bezeugt auch hier unsere unausrottbare „Barbarei" gegen Kunst. Das Verpassen der Gasmasken im durchräucherten Raume mahnt uns aufs neue an den Ernst der Umwelt, in der wir uns bewegen, was einigermaßen nötig ist angesichts des nicht gerade martialischen Eindruckes, den solche Zivilistengesellschaft in den gewaltigen Stahlhelmen, die unsere „Denkerstirnen" überschatten, erregt. Ich hoffe, die Soldaten werden an uns ihre stille Freude gehabt haben.

Wenn ich nun sage, daß wir wieder nach einer nicht gerade als Erholung wirkenden Fahrt in kleinen federlosen Bauernwagen über lange Knüppeldämme und staubige Feldwege einige Stunden durch Schützengräben und allerlei Unterstände geführt wurden, so wirkt das wie eine Wiederholung des bereits im Abschnitt von Olai Gesehenen. Aber in Wirklichkeit war das Bild ein ganz anderes, wie wiederum am nächsten Tage der Besuch der dem gleichen Zwecke dienenden Anlagen im Lager Gottlob und noch später der Stellungen eines Kavallerieschützenregimentes unmittelbar an der Düna ganz verschiedene Eindrücke auslösten. Denn die ganze Anlage und Ausführung dieser immer wieder durch ihre Ausdehnung und ihre in der vollen Zweckerfüllung liegende Sachschönheit überraschenden Arbeiten ist einerseits bestimmt durch die gegebenen Bedingungen des Geländes und des Bodens, wie sie andererseits alle von der Natur gebotenen Vorteile auszunutzen, ihre Mängel zu überwinden bestrebt ist.

Heute bewegen wir uns fast durchweg in sumpfigem Waldgelände. Unendliche Massen von weißen Frühlingsanemonen, gelben Sumpfdotterblumen, blau leuchtenden Leberblümchen und dem farbig launischen Lungenkraut bedecken den Boden. Goldige Himmelsschlüssel haben auch hier den Frühling aufgeschlossen. Die Wege sind durchweg Knüppeldämme, die Unterstände Holzbauten mit zahlreichen Vor-

richtungen für Entwässerung und Heizung, dank der es gelang, auch die grausame Härte dieses tückischen Winters zu überwinden. Die Stacheldrahtverhaue schmiegen sich so dem Gelände an, daß sie uns kaum noch auffallen. Wir sind immer wieder überrascht, wenn plötzlich aus der Versenkung Mannschaften auftauchen, wenn wir unversehens wieder vor einem Geschütz stehen. Dann bietet wieder einmal der Hochstand eines Meßtrupps einen Überblick über das ganze verwickelte System dieser Verteidigungsanlage.

Nachher jagen die unermüdlichen russischen Pferdchen mit unseren Wagen nach P., wo uns das aus der Feldküche dargereichte Essen erquickt, und auf der Feldbahn geht es nach dem Quartierort zurück. Die Besichtigung eines Feldlazaretts und anderer Gesundheitsanlagen erheischt noch einige Nachmittagsstunden. Ich verzichte gern auf die Ruhezeit und mache mit dem „Gräberleutnant" noch eine Fahrt in die nächste Umgebung, vor allem vom Stand einer Windmühle — sie stehen, meist halb zerschossen, als charakteristische Spitzen in der Silhouette der Landschaft — bietet sich ein prächtiger Überblick über die Landschaft, und es läßt sich von hier aus eine Vorstellung der Kämpfe wiedergewinnen, die uns in den Besitz dieses Landstriches brachten.

„Gräberleutnant!" Unser Heer sorgt nicht nur für die Lebendigen, für die Gesunden und Kranken, sondern auch für die Toten. Nicht nur die Ehrung und Pflege der Gräber wird als selbstverständliche Pflicht übernommen, es wird auch mit allen Mitteln versucht, über Namen und Herkunft der hier zur Ruhe Gebetteten Gewißheit zu erlangen, um den Wartenden daheim wenigstens diesen Trost gewähren zu können.

Ein reicher, durch Belehrung und Fröhlichkeit gewürzter Abend krönte diesen Tag, und noch lange lauscht der durch die Überfälle der Eindrücke Schlaflose in die lichte Nacht hinaus dem nimmer aussetzenden Gesang der Lerchen und anderer in ihren scharfen Stimmen an Brachvögel gemahnender Sänger. —

Ein neuer Tag. Die Feldbahn führt uns früh morgens in den Bereich einer anderen Infanteriebrigade. In der Holzwollfabrik von K. wird dieser wichtige Lagerstoff für Mensch und Tier — mit dem Stroh wird aufs äußerste gespart, da es zum großen Teil verfüttert wird — hergestellt. Die Wagen führen uns zunächst zu einer anderen Kampfschule, in der wir ähnliche Übungen noch in den Anfängen der Ausbildung zu sehen bekommen, wie sie uns bei Mitau in höchster Vollendung vorgeführt waren. Dann geht's zu den großen Lazarettbauten in S., allerlei Pioniereinrichtungen und auch der Divisionsdruckerei, in der die „Dünazeitung" auf einer ganz kleinen Druckerpresse hergestellt wird. Die Landschaft ist ein welliges Gelände mit malerischen Seen. Das Frühstück beim Divisionsstabe vermittelt uns die Kenntnis eines kurischen Landedelsitzes mit seinen schönen alten Parkanlagen.

Auf den großen Landedelsitz folgt der immerhin noch behäbige lettische Bauernhof in P. Diese Kaffeestunde war wohl der idyllischste Augenblick unserer Kurlandreise. Den verwilderten Obstgarten des alten Bauernwesens haben unsere Leute in schönen Stand gebracht. Von diesem hochgelegenen Sitze ist eine prächtige Schau ins weite Land. Die ausgezeichnete Kapelle eines Infanterie-Regiments würzt das Beisammensein mit ihren schönen Vorträgen, so

daß uns die Abfahrt nach dem Lager S. viel zu früh kommt. Aber die Mühe lohnt sich reichlich. Wieder lernen wir ein ganz anderes System dieser Befestigungsanlagen kennen. In diesem Gelände schieben sich hohe Dünenkuppen aneinander. Die Unterstände sind hier in die Hügel, die geradezu kleine Festungen sind, hineingebaut. Das Ganze hat einen fast wildromantischen Charakter. Von einem Hochstand aus aber bietet sich ein überwältigend schöner Fernblick über das ganze Land.

Dann kommen wir nach dem Lager Kr. und hier erleben wir eine richtige — Theatervorstellung. In einer großen Scheune ist das „Hoftheater" eingebaut. Eine Reihe von Programmen überzeugt uns von der ernsten Arbeit, die hier geleistet wird. Am heutigen Abend gibt es zwei Schwänke von Hans Sachs, „Das heiße Eisen" und „Der Roßdieb zu Fünsing", dazu einige Gesangsvorträge, komische Vorträge und übrigens ausgezeichnete Grotesken eines Armierungssoldaten; Kinovorführungen schließen sich an. Es sind natürlich meistens Berufsschauspieler, die hier ihre Kunst zur Erheiterung der Kameraden verwenden.

Ich hätte viel zu sagen über die Wahl der Stücke und der Vorträge. In der Art des Beifalls der Mannschaften lag eine sehr lehrreiche Kritik, die unsereinem, der seit Jahr und Tag oft genug den Vorwurf der Verstiegenheit, philisterhafter Prüderie und wie die schönen Umschreibungen alle lauten, einstecken muß, eine volle Genugtuung bereitete. Je lauterer, innerlich sauberer das Dargebotene ist, um so herzlicher ist der Widerhall. Ich will hier keine Kritik üben, aber mehr als alle theoretischen Erwägungen zeigt einem ein solches Erlebnis, wie schwer sich die innere Unlebendigkeit unseres Kunstbetriebes rächt. Gerade in solcher Umgebung muß sich jedem die Überzeugung aufdrängen, daß jede Herauslösung der Kunst aus den Zusammenhängen des wirklichen Lebens, daß alle rein artistische Betrachtung der Kunst ausgeschaltet werden muß in dem Augenblick, in dem das „Volk" in Berührung mit Kunst gebracht wird. Denn dem Volk fehlt jedes artistische Verhältnis. Es nimmt die Kunst als ein Stück Leben und bewertet das ihm in der Kunst Dargebotene als Lebenserscheinung. Unbedingt wird alles von der Kunst Gezeigte auf das eigene Leben angewendet. Das Volk ist gar nicht imstande, sich von dieser ethischen, moralischen Auffassung der Kunst freizumachen. In demselben Augenblick, wie es das versucht, wie ihm die Kunst ein „unwahres Spiel" wird, büßt sie überhaupt jede Wirkung ein. Darin liegt die außerordentliche Stärke, natürlich auch die Begrenztheit des volkstümlichen Kunstempfindens. Der Kunstpolitiker aber frevelt, der sich diese Tatsachen nicht dauernd gegenwärtig hält, und die Kunstdarbietungen als solche verfehlen ihren Zweck einer hebenden oder doch irgendwie vom Alltäglichen befreienden Unterhaltung, wenn sie diesem inneren moralischen Erhebungsbedürfnisse des Volkes nicht genügen. Und wenn das Wort „Erhebung" zu hoch ist, so muß doch wenigstens eine Stunde des geistigen und gemütlichen Freiluftbades geschaffen werden. Es ist so auffallend selten, daß unsere gebildeten Kreise, vor allem die berufsmäßigen Literaten, ein Gefühl für diese ethische Seite der Kunstwirkung auf das Volk besitzen, die, wie immer wieder betont werden muß, beim Volke die Voraussetzung jeder wahrhaft künstlerischen Wirkung ist.

Ich liebe Hans Sachs; wie oft habe ich als Student in seinen Schwänken mitgespielt! Aber schon die eine Tatsache, daß das Volk sich niemals, seitdem es eine

Kunstgeschichte gibt, auf Stileigentümlichkeiten und ähnliches hat „historisch" einstellen können, würde mir es verbieten, Männern, die Jahr und Tag von ihren Frauen getrennt leben, einen Schwank wie „Das heiße Eisen" vorzuführen, dessen nur halb so ernst gemeinte Moral darauf hinausläuft, den Ehebruch als die Regel anzusehen. Für uns literarisch Gebildete klingt das lächerlich schwer für einen Hans Sachsschen Schwank. Der einfache Mann aus dem Volke hält sich unbedingt an die Handlung und kann aus einem solchen Stücke nichts anderes mitnehmen.

Bei den Liedervorträgen gab es den unglücklichen Prolog aus Leoncavallos „Bajazzo" und ein Lied von Grieg. Du lieber Gott! Der eine Schubert hat sechshundert Lieder geschrieben, und es ist eine Kleinigkeit, zweihundert deutsche Gesangsballaden aufzuzählen, die an dramatischem Gehalt, an dichterischer Kraft und musikalischer Schönheit des unwürdigen Italieners doch recht philiströse Prologerei meilenweit hinter sich lassen. Ich denke, für das Volk ist nur das Beste gut genug, und die draußen sind die Besten unseres Volkes.

Ich möchte mit alledem kein Wort des Vorwurfs gegen die wackeren Leute im „Hoftheater Kr." richten. Die Schuld liegt bei uns, bei der Art, wie wir seit Jahrzehnten unseren ganzen Kunstbetrieb entdeutscht und eines wahrhaft lebendigen Zusammenhanges mit der Volksseele beraubt haben. Aber tiefes Weh ergreift einen gerade in solcher Umgebung bei dem Gedanken, daß die Daheimgebliebenen in der Hinsicht durch den Krieg nicht gebessert worden sind. Schlimm genug, daß dereinst die Heimkehrenden, nachdem sie jahrelang draußen gekämpft, auch diese inneren Kämpfe werden durchführen müssen, wenn es besser werden soll.

Der Abend nahm einen schönen Verlauf, und als wir unser Nachtlager in Unterständen und Mannschaftsstuben aufsuchten, standen Leuchtkugeln am Himmel, die für uns die Schönheit eines Feuerwerkes besaßen, in der grausamen Wirklichkeit aber Wegweiser waren für kriegerische Geschosse. —

Und nun stieg ein Pfingstsonntag herauf, so hell und klar, so voll köstlicher Frühlingswonne, wie ich ihn schöner nie erlebt habe. An ihm führten uns die Kraftwagen an die Düna. Am jenseitigen Ufer steht der Feind. In kühn dem hügeligen Ufer abgewonnenen Gräben und Gruben hausen diesseits die unsrigen. Die „Verbrüderungszeit" der letzten Wochen scheint vorbei. Sie sind bereit zu neuem Kampf.

Wieder jagen die Kraftwagen durch die Landschaft. Am Bahnhof D. geben wir die Gasmasken ab, — unsere kriegerische Unternehmung hat ein Ende. Die Bahn führt uns wieder nach Mitau zurück. Noch verbringen wir einige Abendstunden in Gesellschaft einheimischer Deutscher, aber bald suchen wir doch den Gasthof auf, denn vor fünf Uhr des nächsten Morgens ist das Wecken angesagt zum Aufbruch nach Libau. —

Prachtvoll bietet sich die Silhouette Libaus von der Bahnfahrt aus. Denn es liegt auch landeinwärts davor ein See, so daß man der Täuschung verfallen kann, sich vom Meer aus der großen Hafenstadt zu nahen. Wir treffen um die Mittagszeit ein und verleben nach dem Imbiß einen richtigen Pflingstmontagnachmittag. Von der alten Hansabrücke aus fahren wir mit dem Dampfer durch den bereits um 1700 angelegten Hafenkanal in den großen Hafen hinaus, der mit



ungeheuren Kosten ganz künstlich hergestellt, einen prachtvoll großartigen Eindruck macht. Allein die Molenbauten sind etwa 6000 Meter lang. Winterhafen, Handelshafen und Kriegshafen glitzern im blanken Sonnenschein in einer von uns nach den staubigen Fahrten der letzten Tage doppelt erquickend empfundenen Reinheit. Wir besuchen den Kreuzer „Augsburg", der gleich in den ersten Kriegstagen den Libauer Hafen beschoß, sehen eines der geliebten U-Boote der verdienten Ruhe pflegend, besuchen dann den großen Schuppen für die Seeflugzeuge, deren verschiedene Typen uns eine Vorstellung von der riesigen technischen Arbeit und dem nimmer rastenden Streben nach Vervollkommnung vermitteln. Dann geht's noch in die große russische Kirche, die in dieser trotz der langen Zugehörigkeit zum russischen Reiche echt deutschen Hansastadt als willkürliche Theaterdekoration wirkt. Im übrigen ist der Bau im Entwurf nicht ohne Bedeutung, wenn sich auch in der vielfach zu Tage tretenden Schäbigkeit des Materials zeigt, daß auch bei „heiligen" Zwecken dienenden Unternehmungen mancher Rubel einen Seitenweg fand. Die innere Ausstattung zeigt im ganzen den herkömmlichen Typus, nur die Wandgemälde im Chor bewähren in den Gestalten der Apostel bei aller Wahrung der herkömmlichen byzantinischen Haltung eine bedeutende Fähigkeit der Charakteristik.

Es ist heute Ruhetag, und so geht es denn bald in die prächtigen Kuranlagen, in denen dichte Scharen der Einwohnerschaft bunt gemischt mit unsern Feldgrauen den Klängen einer Militärkapelle lauschen. Wer Lust hat, folgt noch der Einladung ins Theater, im übrigen freuen wir uns trotz allem, einmal ohne offizielle Einladung einen Abend verbringen zu können und finden uns zum Genuß dieser „Freiheit", die jeder auf eigenen Wegen suchen konnte, mit unsern beiden militärischen Führern von Berlin und vom Mitauer Generalkommando zu — gemeinsamer Abendtafel im Gasthofe zusammen. Sicher kein schlechtes Zeichen für den Geist, der die Reisegesellschaft belebte und rasch die nach Heimat, Alter und wohl auch An- und Absichten verschiedenen Männer zusammengebunden hatte.

Der nächste Tag wartete mit einem um so reicheren Arbeitsprogramm auf. Sah man vorher die Liste der geplanten Besichtigungen durch, so konnte man an die Durchführung des Planes kaum glauben; es ist aber doch geschafft worden, und dabei eigentlich ohne Hast, ja mit einer gewissen Gemütlichkeit. Es ist schon etwas Besonderes um den „Militarismus" auch in diesen Dingen. Es ist etwas Besonderes um ihn auch auf Lebensgebieten, die ihm für gewöhnlich entzogen sind. Was wir an diesem einen Tage in Libau an städtischer Verwaltung, Arbeiterfürsorge, Schulbetrieb, industriellen Leistungen sehen durften, das erfüllt einen in Verbindung mit all den Beobachtungen in den Arbeitsbetrieben während der vorangehenden Tage mit uneingeschränkter Bewunderung, mit einem gewissen Neid auf diese ungehemmte Betätigungsmöglichkeit aller Kräfte und dem sehnsüchtigen Wunsche: „Ach ließe sich doch etwas von diesem Militarismus in unsern Verwaltungsbetrieb jetzt während des Krieges und nachher im Frieden hinüberretten!" Will man es auf eine kurze Formel bringen, so haben die Erfahrungen dieses Krieges auch für den Betrieb der Verwaltungsmaschine im Wettbewerb zwischen Jurist und Offizier der Wagschale zugunsten des Letzteren ein starkes Übergewicht gegeben. Wohl verstanden, zugunsten des Offiziers, nicht des Unteroffiziers.

Vor der Rundfahrt gab uns der Stadthauptmann einen kurzen Überblick über die Aufgaben, die unsere Heeresverwaltung hier zu lösen hatte. Libau hat auch jetzt im Gegensatz zu dem auf ein Fünftel seiner früheren Bevölkerung zurückgegangenen Mitau die Hälfte seiner Einwohnerschaft, also immer noch über 50000 Menschen. Die Stadt war gerade in den letzten Jahrzehnten überschnell gewachsen und zeigt auch im äußeren Bilde das unvermittelte Nebeneinander einer alten stillen Provinzstadt und der modernen internationalen Industrie- und Handelsstadt. Das städtische Leben hatte mit dem Zeitmaß dieser raschen Entwicklung nicht recht Schritt halten können. Die Neigung der eingesessenen Bewohnerschaft ist noch auf ein Lebenstempo eingestellt, das dem reichsdeutschen etwa aus der Mitte des 19. Jahrhunderts entspricht. Die vielfachen Volksgegensätze, zum Teil kann man auch milder von bloßen Volksunterschieden sprechen — Deutsche, Litauer, Letten, Polen, Juden, Russen — erschwerten natürlich noch die Verwaltung, zumal diese an der alten Überlieferung festhaltend alle vier Jahre einen vollen Wechsel der maßgebenden Personen herbeiführte. Es war aber doch bis in die letzte Zeit den Deutschen gelungen, die Führung zu behalten. Schon diese Tatsache zeigt, daß von einem eigentlichen Nationalhaß der Letten gegen die Deutschen keine Rede sein kann. Denn aus ihren Kräften allein hätten die Deutschen ihre Machtstellung nicht behaupten können.

Die Schwierigkeit der Lettenfrage wurde vom Stadthauptmann scharf umrissen und man merkte bei ihm das Bemühen, Licht und Schatten gerecht zu verteilen. Die deutsche Verwaltung ist in ihrer Arbeit von einigen lettischen Führern aufs tatkräftigste unterstützt worden; ich selbst schätze die Aufklärungen, die mir einer derselben gegeben hat, um so höher ein, als er selber nicht den Anspruch erhob, von Einseitigkeit frei zu sein. Es ist ganz natürlich, daß die Geschichte des Baltikums sich aus Lettenaugen ganz anders ansieht, als aus deutschen. Um so mehr müssen wir uns bewußt bleiben, daß wir solche deutschen Augen im Kopf haben. Und zwar nun einmal Augen des deutschen Politikers, der das alles nicht etwa aus irgendeiner Parteieinstellung heraus, auch nicht als Mensch des sozialen Zeitalters ansehen darf, sondern aus dem großgeschichtlichen Standpunkte der Lebensfrage und Weltstellung des Deutschtums überhaupt. Man kann ohne weiteres zugeben, daß die 7% Deutschblütiger sich als Herrenvolk gefühlt und aufgeführt haben. Herrenrecht ist immer für den nicht zu ihnen Gehörenden ein Unrecht. Das Ideal: gleiches Recht für alle, das ja überhaupt unerfüllbar ist, bedeutet unter Umständen, wie sie hier tatsächlich vorlagen, das vollständige Verkommen aller. Die Ereignisse der Weltgeschichte, wie sie dieser Krieg in unerhörter Größe gebracht hat, stellen uns vor die elementaren Grundfragen des Völkerlebens. Solche Fragen können auch nur vom elementaren Empfinden gelöst werden; alles „komplizierte Denken“ muß ihnen gegenüber versagen. Hier handelt es sich um Sein oder Nichtsein von Nationen, und da wird der Urinstinkt der Selbstbehauptung oberstes Gesetz. Wer sich selbst kein Herrenrecht zuerkennt, verfällt unweigerlich der Knechtschaft. Die Geschichte, d. i. für uns Deutsche die deutsche Geschichte, rechtfertigt in der jetzigen Schicksalsstunde das Verhalten der Deutschen im Baltenlande. Ist dieses dem deutschen Reichskörper erst wieder eingefügt, so



beginnt eine neue Zeit. Dann sind ja auch die Deutschen im Baltenlande nicht mehr in jeder Lebensstunde Kämpfer für ihre deutsche Art gegen ein sie umbrandendes fremdes Meer, sondern diese Fremde wird im Verhältnis zur großen deutschen Gesamtheit zu einem kleinen Flüßlein, einem stillen Teiche. Das große deutsche Reich steht dem Lettenproblem anders gegenüber, als die ins Fremdland abgesprengte deutsche Stoßtruppe, die sich Jahrhunderte hindurch in Geist und Seele, aber auch im Blute die alte Heimat als ein Eiland in einem ungeheuren fremden Meere erhalten hat.

Die deutsche Verwaltung konnte darum schon jetzt während des Krieges alle Gegnerschaft gegen das lettische Volkstum aufgeben. Es ist anzunehmen, daß jene Lettenteile, die ihr eigenes Volkstum nur in nationalem Haß gegen das Deutschtum bekunden zu können glaubten, von der Flucht ins innere Rußland nach dem Frieden nicht wieder zurückkehren werden, sofern Kurland ein Teil Deutschlands wird. Im andern Falle ist das Deutschtum in Kurland für alle Zeiten verloren. Wahrscheinlich würde auch das Lettentum trotz der Revolution dann der Russifizierung verfallen. Viele der Letten haben jedenfalls schon jetzt in Wort und Schrift bekannt, daß sie bei der Angliederung an Deutschland eher den friedlichen Ausbau ihrer nationalen Eigenart erhoffen. Wir Deutsche haben keinen Grund, diese anzutasten. Das Staatswohl gebietet uns nur, für die Mitarbeit an der deutschen Staatsmaschine auch vom letzten kleinen Arbeiter zu fordern, daß er seine Arbeit deutsch leisten kann. Daß die Letten dazu befähigt und auch gewillt sind, haben sie schon früher bewiesen, bezeugen sie jetzt durch ihre Art, wie sie sich zum deutschen Sprachunterricht drängen, wie sie mit Eifer ihre Kinder in unsere Schulen schicken.

Der allgemeine Schulzwang ist erst durch die deutsche Verwaltung eingeführt worden, so daß jetzt viertausend Kinder eingeschult sind, d. i. mehr als im Frieden, trotzdem die Bevölkerung etwa auf die Hälfte vermindert worden ist. Ein Viertel der Kinder besucht höhere und Mittelschulen, dreitausend sind in den Volksschulen; etwa 140 Lehrkräfte, darunter auch manche lettische, sind tätig. Wir haben deutsche, lettische, litauische, jüdische und polnische Volksschulen besucht, außerdem noch eine höhere Mädchenschule. Dann Kinderhorte. Überall wurde der Unterricht deutsch erteilt, und es war ganz erstaunlich, welche Fortschritte auch die Kleinsten bereits gemacht hatten. Beim Gesang, der eifrig gepflegt wurde, wechselten deutsche Lieder mit solchen in der Volkssprache. Die Achtung vor dem deutschen Schulmeister steigt hoch angesichts der hier geleisteten Arbeit. Es ist ihm aus berufenstem Munde nachgerühmt worden, daß er den Krieg von 1870 gewonnen hat, er vermag auch Siege hinter der Front zu erfechten, wenn man ihn gewähren läßt.

In den christlichen und jüdischen Notstandsküchen und der Mittelstandsküche sehen wir, wie einsichtsvoll die Stadtverwaltung die Schwierigkeiten der Volksernährung bekämpft. Wertvoller als alle Wohltätigkeit aber ist es, dem einzelnen Gelegenheit zu geben, sich selber zu helfen. Die Organisation dieser Arbeitsvermittlung ist in Libau geradezu vorbildlich vor allem in dem einen Punkte, daß jenen vielen Frauen, die nicht imstande sind, eine richtige Arbeitsstelle zu übernehmen, die Gelegenheit geboten ist, jede ihnen mögliche Stunde fruchtbringend

auszunutzen. So hat die Stadt eine Sackflickerei für die Bedürfnisse der gesamten 8. Armee eingerichtet, in der Akkordarbeit geleistet wird, bei der die Frauen jederzeit auch stundenweise die Arbeit übernehmen und wieder verlassen können. So viele Flachsspinnerinnen habe ich noch nie beieinander gesehen, es war eine ganze Galerie von Märchengroßmüttern hier lebendig vereinigt; übrigens fehlten unter den Mädchen auch die schönen „Prinzessinnen" nicht.

Unser Frühstück bei der Etappeninspektion hatten wir gründlich verdient, und man konnte jenen unter uns nicht unrecht geben, die glaubten, ein ausreichendes Tagewerk bereits vollbracht zu haben und sich darum für den Nachmittag beurlaubten. Mir täte es bitter leid, wenn ich die militärischen Fabriken des Gouvernements und die Fischerei nicht noch mitbesichtigt hätte. Weniger wegen der stofflichen Belehrung, so reich diese auch war, viel mehr, weil wir hier im vollsten Glanze den Triumph des organisatorischen Arbeitsgeistes erleben durften. In den riesigen Eisenarbeitsstätten, die in den russischen Fabrikbauten am Hafen untergebracht sind, wird ein großer Teil des ungeheuren Armeebedarfs, von dessen Maße sich auch die ausschweifendste Phantasie keine Vorstellung machen kann, hergestellt. Die Millionen von Metern Stacheldrahts z. B., die im Stellungskriege verbraucht werden, entstehen hier aus altem Abfalleisen, das in groteske Vermengung des in der tausendfältigen Zerstörung zugrunde Gerichteten zu Berge angehäuft ist.

Fast noch überraschender ist die Fischerei, denn sie hat sich auf keinerlei Voranlagen stützen können. Alles wird hier selber gearbeitet, von der Angelschnur und dem kleinsten Netze an. Die zu Anfang ganz kleine Fischerflottille umfaßt allein im Libauer Hafen über zweihundert Schiffe, die den ganzen Fischbedarf der östlichen Armee decken. Pökeleien, Räuchereien sind im riesigsten Maßstabe errichtet. Der ganze Betrieb untersteht einem — Kavallerieleutnant. Ob er früher schon in ähnlicher Weise tätig gewesen sei?, frägt ganz schüchtern einer der Reisegenossen. Ach nein, „das lernt sich so allmählich hinzu". Weiß Gott, den Leutnant macht uns keiner nach. Was ihm befohlen wird, tut er. Und weil er muß, so kann er's.

* * *

In der Fülle dieser Friedenseindrücke haben wir schier vergessen, daß wir uns im Kriegsgebiet befinden. Und doch, — wie lange schleicht der Nachtzug durch „Neudeutschland", bis er die Heimatgrenze erreicht und uns in sechsundzwanzigstündiger Fahrt an den Ausgangspunkt unserer Reise zurückführt. Ostpreußens blutgedüngte Schlachtfelder hat der Zug durchfahren und beglückten Herzens gewahren wir, wie heimatlicher Fleiß die Schäden geheilt hat, die wütende Feindeshand uns vor nun bald drei Jahren geschlagen hat. Doppelt heiß quillt nun der Dank empor zu den Männern da draußen, die mit ihren Leibern, Herzen und Geistern die Mauer um uns bauen, hinter der die Heimat sicher ruht.



Entweder — Oder

Ein Rückblick und eine Abrechnung

Unter dem 7. Juni ds. Js. veröffentlichte die „Deutsche Zeitung" (Nr. 285) an leitender Stelle folgenden Aufsatz:

Über Straßburg ist der Herr Reichskanzler von Bethmann Hollweg aus Brüssel zurückgekehrt nach Berlin. An zwei Brennpunkten deutscher Zukunfts- und Sicherungspolitik hat er geweilt. Über Polens Zukunft werden die Nachrichten vom Standpunkt deutscher Belange immer fragwürdiger; ja, des Kanzlers eigene Pläne und Wünsche betreffs Kongreßpolens scheinen sich immer mehr zu verflüchtigen und zugleich eine weitere Bedrohung deutscher Interessen zu bringen. Im Hinblick auf den Westen fragt man sich inzwischen mit gesteigerter Spannung und Sorge: Wird jetzt wenigstens auch für deutsche Kriegsziele und Friedenssicherungen endlich ernsthaft gearbeitet? Entweder — oder . . .

Herr von Bethmann Hollweg gehört zu denjenigen politischen Erscheinungen an der Spitze von Staatsgeschäften, die sich dieser Entscheidungsformel am stärksten entziehen. Das ewige Schwanken erscheint gleichsam als der ruhende Pol bei ihnen. Sie meiden die Entscheidung, solange es irgend geht. Ja, Herr von Bethmann Hollweg meidet — darüber hinaus — sogar die Klärung des eigenen Bewußtseins, wenn der Verlauf der Dinge sich seinen Lieblingsgedanken und vorgefaßten Meinungen entgegenstellt. Er sieht zwar, daß Folgerungen gezogen werden müssen; aber er zieht sie nicht. Von den Ereignissen, von einem stärkeren Willen läßt er sich gelegentlich schieben; von verwandten Stimmungen der Zeit, der Oberfläche des politischen Tages läßt er sich gern treiben und ziehen. Die Politik des bisherigen Zaren Nikolaus von Rußland zeigt viel Verwandtes. Nirgends tritt der wahrhaft wollende, weithin planende Staatsmann in diesem Mann des Staates hervor. Karl Lamprecht in seiner rein und sorgsam betrachtenden, in seiner stimmungsmäßig zart aufnehmenden, aber gar nicht politischen, auf Staats- und Machtwillen, Herz und Leidenschaft gestellten Geschichtsanschauung war sein Freund und anleitender Historiker. Kein Funkensender, sondern mehr aufnehmende Antenne. Mehr weibliche Tugend als männliche Tüchtigkeit. Weich, in Stimmungen befangen, im Helldunkel arbeitend. Voll begrifflichen Dranges nach Kulturpolitik (wofür unserem Herrn Kanzler freilich auch wieder die geistige Leichtigkeit und Farbigkeit und das psychologische Begreifen auch der bunten Welt fehlt); innere Abneigung daneben gegen Machtpolitik, die der Kanzler weder innerlich noch auch nur begrifflich erfaßt hat. Der bekannte Briefwechsel zwischen Herrn von Bethmann und dem verstorbenen Lamprecht, der nicht allzu lange vor Ausbruch des Weltbrandes veröffentlicht wurde, war dess' Zeuge. Es tat uns damals vom staatspolitischen Standpunkt aus leid um beide. Die größte Sorge freilich empfanden wir im Hinblick auf das deutsche Volk, dessen Geschicke den Händen unseres jetzigen Kanzlers schon damals anvertraut waren.

Entweder — Oder

Ein Rückblick und eine Abrechnung

Unter dem 7. Juni ds. Js. veröffentlichte die „Deutsche Zeitung“ (Nr. 285) an leitender Stelle folgenden Aufsatz:

Über Straßburg ist der Herr Reichskanzler von Bethmann Hollweg aus Brüssel zurückgekehrt nach Berlin. An zwei Brennpunkten deutscher Zukunfts- und Sicherungspolitik hat er geweilt. Über Polens Zukunft werden die Nachrichten vom Standpunkt deutscher Belange immer fragwürdiger; ja, des Kanzlers eigene Pläne und Wünsche betreffs Kongreßpolens scheinen sich immer mehr zu verflüchtigen und zugleich eine weitere Bedrohung deutscher Interessen zu bringen. Im Hinblick auf den Westen fragt man sich inzwischen mit gesteigerter Spannung und Sorge: Wird jetzt wenigstens auch für deutsche Kriegsziele und Friedenssicherungen endlich ernsthaft gearbeitet? Entweder — oder . . .

Herr von Bethmann Hollweg gehört zu denjenigen politischen Erscheinungen an der Spitze von Staatsgeschäften, die sich dieser Entscheidungsformel am stärksten entziehen. Das ewige Schwanken erscheint gleichsam als der ruhende Pol bei ihnen. Sie meiden die Entscheidung, solange es irgend geht. Ja, Herr von Bethmann Hollweg meidet — darüber hinaus — sogar die Klärung des eigenen Bewußtseins, wenn der Verlauf der Dinge sich seinen Lieblingsgedanken und vorgefaßten Meinungen entgegenstellt. Er sieht zwar, daß Folgerungen gezogen werden müssen; aber er zieht sie nicht. Von den Ereignissen, von einem stärkeren Willen läßt er sich gelegentlich schieben; von verwandten Stimmungen der Zeit, der Oberfläche des politischen Tages läßt er sich gern treiben und ziehen. Die Politik des bisherigen Zaren Nikolaus von Rußland zeigt viel Verwandtes. Nirgends tritt der wahrhaft wollende, weithin planende Staatsmann in diesem Mann des Staates hervor. Karl Lamprecht in seiner rein und sorgsam betrachtenden, in seiner stimmungsmäßig zart aufnehmenden, aber gar nicht politischen, auf Staats- und Machtwillen, Herz und Leidenschaft gestellten Geschichtsanschauung war sein Freund und anleitender Historiker. Kein Funkensender, sondern mehr aufnehmende Antenne. Mehr weibliche Tugend als männliche Tüchtigkeit. Weich, in Stimmungen befangen, im Helldunkel arbeitend. Voll begrifflichen Dranges nach Kulturpolitik (wofür unserem Herrn Kanzler freilich auch wieder die geistige Leichtigkeit und Farbigkeit und das psychologische Begreifen auch der bunten Welt fehlt); innere Abneigung daneben gegen Machtpolitik, die der Kanzler weder innerlich noch auch nur begrifflich erfaßt hat. Der bekannte Briefwechsel zwischen Herrn von Bethmann und dem verstorbenen Lamprecht, der nicht allzu lange vor Ausbruch des Weltbrandes veröffentlicht wurde, war dess' Zeuge. Es tat uns damals vom staatspolitischen Standpunkt aus leid um beide. Die größte Sorge freilich empfanden wir im Hinblick auf das deutsche Volk, dessen Geschicke den Händen unseres jetzigen Kanzlers schon damals anvertraut waren.



Rast — Beilage zum Türmer — Fritz Gärtner

Einen großen Teil der während des Krieges veröffentlichten Aktenstücke hat unsere amtliche Politik erst während des Krieges in Brüssel, Nisch und Bukarest und durch private Findung und Zustellung kennengelernt. Aber mit Erstaunen hat die breite Öffentlichkeit zugleich erfahren, wie maßgebende Belege für den feindlichen Willen Englands, Rußlands und Frankreichs unser Auswärtiges Amt schon vor Kriegsausbruch in den Händen gehalten hat. Dutzende von Belegen kennen wir sicher noch nicht. Aber schon dasjenige, was Herr von Bethmann bisher veröffentlichen ließ, um sich zu rechtfertigen gegen den Vorwurf: er habe den Krieg gewollt und vorbereitet, hat Schuldfrage auf Schuldfrage gegen ihn getürmt, gipfelnd in der Anklage der höchsten deutschen Volksinteressen mit dem Vorwurf: „Das alles hast du gewußt und hast doch keine stille Rüstungsarbeit rastlosester Art, hast keine wirtschaftliche, publizistische und verkehrs- und nachrichtenpolitische Vorbereitung für den Krieg getroffen? Jagtest Verständigungsphantomen nach, statt eine Bündnispolitik zu suchen? Gewöhntest Deutschland und die ihm verbündeten und befreundeten Völker an den Gedanken ungetrübter Friedlichkeit der europäischen Lage und der wohlwollenden Gesinnung unserer kriegsbereiten und nach ihrer Meinung auch kriegsfertigen Feinde? Ließest das hirnverbrannte und mindestens irreführende Schlagwort von der ‚Weltpolitik ohne Krieg‘ laufen? Fuhrst nach Lloyd Georges kriegsbedrohlicher ‚Tischrede‘ in der Guildhall während des kritischen Marokko-Jahres dem konservativen Abg. von Heydebrand in ganz unerhörter und sachlich völlig ungerechtfertigter Weise über den Mund, als er durchaus angebrachtermaßen erklärte, für ihn als Abgeordneten sei Lloyd Georges Drohung mit der Charakteristik als ‚Tischrede‘ nicht erledigt? Du täuschtest dich und diejenigen von uns, die sich noch von der Wilhelmstraße aus täuschen lassen, in dem Wahn, daß du auch mit Rußland in bessere Beziehungen kommen könntest, obwohl am Tage vor Ausbruch des Zweiten Balkankrieges Rußlands auswärtiger Minister Sasonow dir hier in Berlin ins Gesicht gelogen hatte, so daß die ‚Nordd. Allg. Ztg.‘ eine sehr blamable falsche Mitteilung über die Lage am Balkan veröffentlichte?“ Bei jener Verkündung neuer Geheimwissenschaft um die Ränke unserer Feinde vor Kriegsausbruch hieß es in der „Nordd. Allg. Ztg.“: „Diese Mitteilung ist seinerzeit entsprechend verwertet worden.“ Wo denn? Und wie denn? Diplomatisch ungerüstet, wie nur menschenmöglich, sind wir in den Weltkrieg geglitten. Entweder hat der Kanzler die Gefahr gesehen — und dann wird die deutsche Geschichte ihn unerhörter Unterlassungen schuldig sprechen; oder er sah sie nicht — und dann wird sie es zu beurteilen haben, ob er es wagen durfte, an der Spitze der Geschäfte unserer mißhandelten Nation zu bleiben, als alle seine Wahnvorstellungen zusammenstürzten „wie ein Kartenhaus“. Entweder — oder ...

Jahrelang vor Kriegsausbruch haben die nationalpolitisch verständnisvollen Kreise eine festere und stetigere Politik in Deutschland, eine stärkere Ausnutzung unserer militärischen Kraft angesichts unserer diplomatischen Schwäche, ein stärkeres Rekrutenkontingent in Österreich-Ungarn (für das wir seit

der bosnischen Krise unsere Haut gegenüber Rußland zu Markte trugen), Ansammlung von notwendigen Rohstoffen in Deutschland für den Kriegsfall, einen wirtschaftlichen Generalstab (den das Reichsamt des Innern zuletzt noch gegenüber den Forderungen des Geheimrats Rießer ablehnte) und beschleunigte Einführung eines deutschen Welt-Nachrichtenbureaus mit großen Mitteln gefordert. Die militärischen Vorlagen kamen alle etwa drei Jahre später, als sie nötig waren, und dann in den bekannten drei Absätzen, die das Zeugnis für die Unvollkommenheit der Anlage oder des grundlegenden politischen Urteils waren. Die große Wehrvorlage, aus der dann auch der einmalige Wehrbeitrag von einer Milliarde Mark hervorging, war weder das Verdienst Heeringens noch Bethmann Hollwegs; der verstorbene Generaloberst von Moltke schrieb an den Rand der „Kölnischen Ztg.", die den Reichstagsbericht über die bekannte, auf diese Tage zurückschauende Kanzlerrede enthielt: „Das war Ludendorffs Verdienst." Außer der militärischen Vorbereitung im engeren Sinne wurde aber so gut wie nichts vorbereitet.

Und dennoch befinden wir uns schon in den Tagen nach Lloyd Georges Tischrede. Der französische Minister Pichon bedrohte (in deutlichem Einverständnis mit England) öffentlich Holland, als es Vlissingen moderner befestigen wollte (die Absichten der Westmächte auf ungehinderte Zufahrt nach Antwerpen wurden dadurch mehr als deutlich). Die Verhandlungen über die französisch-englische Militärkonvention gingen hin und her. Das Balkanbündnis zu kriegerischem Angriff gegen die Türkei und unter Gefährdung der Balkanstellung Österreich-Ungarns wurde unter russischer Schutzherrschaft geschlossen und bewies, daß eine Rache Rußlands für Bosnien und die Tage auf Schloß Buchlau herannahe. Der russische Gesandte Hartwig wühlte in Belgrad; die Ruthenen Galiziens wurden von Rußland her aufgereizt und zur Auswanderung verlockt. Aus Italien kamen bedrohliche Nachrichten, die man in der Wilhelmstraße nicht nur nicht glauben, sondern nicht einmal lesen wollte — denn man sprach von Herrn von Jagows rein berlinisch gefärbten „schönen" (und dafür weniger zutreffenden) Berichten, und dieser Tage erst erzählte in einem Berliner Blatt, das der Regierung heute innerlich recht nahe steht, ein Wissender die kennzeichnende Anekdote: „Ein geistreicher, zu höchsten Ehren gelangter deutscher Diplomat gab einst einem eben angeworbenen jungen Kollegen den zynischen, aber leider zur Sache treffenden Rat: Lieber X., wenn Sie Karriere machen wollen, schreiben Sie nie, wie die Dinge sind, sondern so, wie man sie mit der Berliner Brille sieht, resp. zu sehen wünscht." Wer je mit Generalstabsoffizieren und selbst jüngeren Diplomaten über ausländische Beobachtungen und Nachrichtendienst vor dem Kriege gesprochen hat, wird bestätigen müssen, daß dieses böse Wort die Verhältnisse deckte. Inzwischen aber haben wir nun gar durch den Reichskanzler selber erfahren, daß er in diesen Zeitläuften auch noch Kenntnis erhielt von der geheimen englisch-russischen Marine-Konvention und (durch den deutschen Generalkonsul in Kapstadt) Kenntnis von der leichtherzigen Indiskretion des britischen Generals Townshend, derzufolge es eine „abgemachte Sache" war, daß England im Falle eines

deutsch-französischen Krieges mit 120000 oder 160000 Mann bei Antwerpen landen werde. Auch diese Mitteilungen sollen „entsprechend verwertet“ worden sein.

In Wirklichkeit hat man im Auswärtigen Amt daraufhin aber nicht einmal unsere Rechtslage gegenüber dem „neutralen“ Belgien studiert. Als der Krieg ausbrach, dachte man weder an die alten preußischen Festungsverträge, noch an unser Durchzugsrecht; man hatte Belgiens geheime Neutralitätsbrüche weder genügend erforscht, noch sich bereit gemacht, sie im entscheidenden Augenblick zu verwerten. Ahnungslos, wie man war, schätzte man den König Albert und die belgische Regierung völlig falsch ein, machte ihnen Versprechungen für den Siegesfall, die sie als entehrend zurückwiesen, und stolperte dann in das Unheilswort vom „Unrecht“ wider Belgien hinein, das wie ein ewiger Schatten über dem Beginn dieses Krieges ruhen wird. Wir für unser Teil haben als politische Betrachter und militärisch interessierte Laien seit der Drohung Stephen Pichons (auch ohne amtliche Aktenkenntnis und Geheimwissenschaft) nicht einen Augenblick mehr daran gezweifelt, daß Belgien im Kriegsfalle Kriegsschauplatz werden würde, daß unser Heer also beschleunigt und in breiter Front, im Ausmaß Schlieffenschen strategischen Denkens, würde vorgehen müssen, falls wir nicht durch einen französisch-englischen Flankenstoß (indes unsere „Todesbrigaden“ unten an den Vogesen und im oberen Maas-Tale die französischen Sperrforts auseinanderbrachen) den Krieg sofort an der Schwelle unseres rheinisch-westfälischen Industriereviers und zugleich alle Gefahren einer englisch-französischen Bedrohung der Neutralität Hollands haben wollten. Aber was dachte und was tat das Auswärtige Amt?

Seit dem Wiener Ultimatum an Serbien mußte man in Berlin doch mindestens an die Möglichkeit eines Kriegsbrandes glauben. Trotzdem ließ man den deutschen Kaiser ruhig die Nordlandreise antreten; ja, als er aus eigenem Antrieb plötzlich zurückkehrte, weil die Nachrichten gar zu bedenklich lauteten, bedauerte das der damalige Unterstaatssekretär Zimmermann gegenüber einem (sehr bald feindlichen) fremden Diplomaten, weil es nur Unruhe erzeugen könne. Berlin wollte die Gefahr nicht sehen; wenn der Strauß den Kopf in den Sand steckt, ist die Gefahr nicht mehr vorhanden. Als in der „Köln. Ztg.“ (offenbar auf Veranlassung aus der deutschen Botschaft in St. Petersburg) nicht lange vor Kriegsausbruch ein Aufsatz erschien, der die Kriegstreibereien in Rußland und den heimlichen Kriegswillen in St. Petersburg den Deutschen zum Bewußtsein zu bringen suchte, wurde dem halbamtlich entgegengetreten. Erstklassige Diplomaten der Wilhelmstraße nannten die Veröffentlichung „taktlos“. Weil der Kanzler in der Politik nirgends den Willen sieht, die Machtbedürfnisse, die allergrößten Wirtschaftsinteressen, weil er mit Lord Haldane über Verständigungsformeln und Verminderung der deutschen Flotte verhandelte (während Haldane als britischer Kriegsminister, um die Stimmung noch freundlicher zu gestalten, Einblick in die Organisation unseres Heeres und unseres Generalstabes erhielt), weil end-

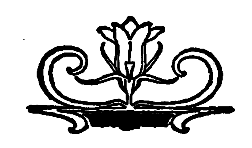
lich der Kanzler seit den Verhandlungen über Albanien und Österreichs Interessen an Albanien an Sir Edward Greys Friedensbedürfnis um jeden Preis — trotz der „verwerteten" englisch-russischen Marine-Konvention und General Townshends Antwerpen-Bericht — auch uns gegenüber glaubte, darum wußte er mit tödlicher Sicherheit, daß auch im Sommer des Jahres 1914 die „europäische Vernunft" siegen werde. Vernunft, Überlegung, Erwägungen sind in seinen Vorstellungen die Treiber der Geschichte, die Macher der Politik, während sie doch nur den gestaltenden Willen als Begleiterinnen umgeben.

Deshalb war es ihm möglich, im Juli des Jahres 1914 nichts zu tun für den Kriegsfall — über das hinaus, was Generalstab, Heer und Flotte von sich aus taten. Herr von Bethmann Hollweg ließ für Millionen von Mark deutschen Roggen ins Ausland gehen. Selbst Pferde gingen trotz der Kriegsgefahr in größeren Mengen außer Landes. Alle Amtsstellen und der ganze deutsche konsularische Dienst draußen verbreiteten jenes falsche Vertrauen in den Frieden, das uns viel deutsches Blut daheim und in der Ferne und dazu den Verlust unermeßlicher Vermögenswerte eingetragen hat. Vor Rettung und rechtzeitiger Flucht gewarnt wurden unsere Landsleute. Wieviel an Verlusten in Ostpreußen erspart worden wäre bei anderer Bewertung der russischen Kriegsvorbereitungen bis in die Tage vor der Mobilmachungsorder hinein, darf auch in diesem Zusammenhange erwähnt werden. Und die „Kronprinzessin Cecilie" endlich ließ man mit mehr als 20 Millionen Mark in Gold ruhig auslaufen aus Nordamerika kurz vor der englischen Kriegserklärung; und wenn der Kapitän nicht vorsichtig und listig gewesen wäre und Glück gehabt hätte, hätte er die Kriegskasse Großbritanniens gleich am ersten Kriegstage artig gefüllt; die Kreuzer Großbritanniens, dessen Regierung politische Kenntnisse und Vermutungen anders „verwertet", als unser Herr Reichskanzler, lauerten ihm bereits auf.

* * *

„Entweder — oder" — — hier gibt es keine dritte Möglichkeit. Entweder hat Herr von Bethmann Hollweg all' die Zeugnisse, die das Kommen des Weltkrieges kündeten, und die entschlossene englisch-russisch-französische Feindschaft wider uns und die benachbarte Donau-Monarchie, die wir seit dem Jahre 1908 gegenüber Rußland gedeckt haben, nicht gesehen — und dann hat er keinen Beruf zum Wetter- und Grenzwart des Deutschen Reichs auf ragendstem Gipfel. Oder aber: er hat nicht die bitter notwendigen Folgerungen daraus gezogen, bevor der Kriegssturm ausbrach — und dann steht es noch viel schlimmer um ihn als Politiker und Staatsmann. Die Logik verweigert das Vorhandensein einer dritten Möglichkeit.

Entweder — Oder.



Musik

Von Walter Wolff, im Felde

Langsam verlischt im Kochloch das Feuer. Flackernde Lichtbänder huschen über die Gesichter der Kameraden, die mit mir zusammen am Boden sitzen und liegen; die Körper verschwimmen schon im Schatten. Unruhige Lichter kommen und gehen durch das weit offene Tor der als Stall benutzten Scheune, lassen hier eine blanke Pferdekruppe aufleuchten, dort Steigbügel oder Kandaren schimmern, malen den gespensterhaft ins Riesige anwachsenden Schatten eines Pferdekopfes an die Wand und verleihen alle dem, was da am Boden liegt und an den Pfeilern hängt, Sätteln, Zaumzeug, Säcken, Krippen, Strohbündeln, Waffen geheimnisvolles Leben.

Immer tiefer sinkt die Nacht. Glühwürmchen gleich leuchten Zigarren und Zigaretten hin und wieder auf; das Gespräch ist verstummt. —

Am Türpfosten lehnt einer und beginnt zu geigen. Und wieder einmal geschieht das Wunder: dies armselige Instrument, an dem zwei lange Kriegsjahre, Märsche, Regen und Stöße auf schlimmen Straßen nicht spurlos vorübergegangen sind, bewährt aufs neue seine Kraft. Als aus dem Zupfen, Proben und Präludieren mählich ein Volkslied wird, fallen die Stimmen der Kameraden ein, erst wenige, dann mehr, bis aus allen Kehlen das Lied ertönt vom Morgenrot und vom Sterben. Kaum ist's verklungen, schallt „Deutschland hoch in Ehren“ in die Nacht hinaus, wie eine Antwort auf der Geschütze ferne, aber vernehmliche Sprache. Volksweisen, Soldatenlieder, ernst die einen, heiter die anderen, folgen. Aber die schwermütigen überwiegen. Und während das uralte freudvolle Leid des Rösleins auf der Heide wiederum lebendig wird, ist das Feuer ganz in sich zusammengesunken. — —

Stieg aus der glühenden Asche, die magisch aufzuckt und wieder verlischt, die Heimat auf? Oder kam sie auf den Flügeln der Lieder herangeschwebt? Sie ist da, allen gegenwärtig. Hunderte von Kilometern sind ins Nichts versunken. Der Himmel, der sich über uns wölbt, ist nicht mehr der Wolhyniens; auch die weite, weite Ebene, die wir um uns wissen, ist zu heimischem Boden geworden, zum Sande der Mark, zur norddeutschen Heide, zu den grünen Hügeln Thüringens, zu badischen Weinbergen und rheinischem Tal: die Heimat ist nahe. Stumm sind die Lippen geworden. In des sterbenden Feuers letztes Aufzucken blicken siebzehn Augenpaare. — —

Alles schweigt lange. — —

Bis ein anderer die Geige ergreift, sie aufschrillen läßt zu verwegenem Spiel, zu keck herausfordernder Melodei. Daß die trüben Gedanken zerreißen, daß der Heimat Bild versinkt und das Land um uns wieder Rußland wird. Wie der Spielmann im „Mirakel“ geigt er und fiedelt, als forderten Leben und Tod einander heraus. Und am Himmel entzünden sich wie Mahner Schrapnells, stehen einen Augenblick, verlöschen wieder . . . Es ist Krieg, spricht ihre stumme Sprache . . .

Der Morgen graut und bringt die Befehle, die uns Befehlsempfänger in alle Winde zerstreuen. Der nächtliche Spuk, Weichheit und Heimat, ist verschwunden. Wir sind wieder Soldaten und nichts als das. Manch muntere Weise pfeifen die Lippen auf einsamem Ritt in taufrischer Frühe. Nur einer singt noch das Lied vom Röslein auf der Heide, einer nur kann der Geige Zaubermacht nicht vergessen: der Spielmann selbst. — — Und den haben sie — wir erfuhren's erst viele Tage darauf — am gleichen Abend noch unter den kühlen Rasen betten müssen. Ein rotes Röslein blühte auf seiner Brust — —

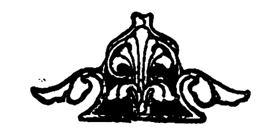


Reiterlied · Von Martin Boelitz

Wir traben durch die stumme Nacht,
Durch finstern Wald
Tief in der Heide Silberpracht —
Wie dumpf der Pferde Hufschlag hallt!
Schon dämmert weit im Osten
Ein lichter Streif, so blaß und fahl —
Heut' soll der Feind ihn kosten,
Der blanken Wehre lichten Stahl.

Wir traben — da — was naht so fern
Und biegt heran?
Die Säbel blitzen Stern an Stern,
Im Sattel wiegt sich Mann an Mann.
Und mit verhängtem Zügel,
Hurra! geht's in das Morgengraun,
Der Fuß ruht fest im Bügel —
Nun vorwärts, Brüder, dreingehaun!

Denkt an der Heimat trauten Herd,
An Kind und Weib,
Wir schützen sie mit unserm Schwert,
Wir schirmen sie mit unserm Leib.
Wenn wir den Rasen färben
Mit unsres Blutes Purpurrot:
Es ist ein selig Sterben,
Die Fahnen jubeln Sieg und Tod!



Reichsdeutsche Öffentlichkeit und Deutsch-Österreich

Von Karl Hermann

Die letzten Ereignisse in Österreich haben nicht nur in Österreich selbst, sie haben noch mehr in der reichsdeutschen Öffentlichkeit Verwirrung angerichtet. Wieder zeigte es sich, daß das Urteil der reichsdeutschen Öffentlichkeit über innerösterreichische Verhältnisse von Parteimeinungen reichsdeutsch-innerpolitischer Herkunft, also von nicht ganz sachlichen Beweggründen vielfach beeinflußt ist. Das ist natürlich nur möglich, weil die sachliche Kenntnis über österreichische Dinge selbst bei sonst sehr einsichtigen und kenntnisreichen Reichsdeutschen immer noch erstaunlich gering ist. Immer noch begegnet man der befremdlichen Erscheinung, daß sonst sehr unterrichtete Persönlichkeiten der reichsdeutschen Öffentlichkeit österreichischen Verhältnissen gegenüber nicht viel anders eingestellt sind, als gegenüber irgendeinem beliebigen anderen Lande, welches nicht mit Deutschland auf Gedeih und Verderb verbunden ist, und welches nicht 12 Millionen Deutscher beherbergt. Man denke an Englands Verhältnis zu ihm verbündeten Staaten angelsächsischer Herkunft und vergleiche, ohne Bitterkeit zu empfinden! Der Fehler reicht allerdings weit zurück, tief in die Zeiten der Reichsgründung hinein und ist mit der Entstehung des reichsdeutschen staatsbürgerlichen Bewußtseins offenbar so tief verknüpft, daß selbst Männer, die sich ehrlich um ein tieferes und weiteres Verständnis der deutschen Fragen bemühen, nicht leicht über die alten Grenzen hinausgelangen. Eine große Berliner Zeitung äußerte sich zur jüngsten deutschen Ministerkrise in Österreich: „Uns Deutschen im Reiche liegt natürlich das Schicksal des Deutschtums in Österreich am Herzen. Aber mindestens ebenso hoch steht für uns die Erhaltung der österreichischen Gesamtmonarchie.“ Dieses harmlos eingefügte „aber“ spricht Bände. Immer wieder jener Mangel an realpolitischer Kenntnis, den sich ein führender Politiker heute nicht verzeihen würde, wenn es sich um Amerika oder Skandinavien handelt, um die Verbindungsfäden, die unsere Feinde in alle Welt hinausspinnen; die er sich aber ohne Zögern gestattet, wo es sich um die wahrlich recht spärlichen unbedingt freundschaftlichen Beziehungen des Reiches handelt. Als ob die „Erhaltung“ der österreichischen Gesamtmonarchie (und nicht bloß die Erhaltung, vielmehr die durchaus notwendige Weitergestaltung Österreich-Ungarns) irgendwie trennbar wäre vom Schicksal der Deutsch-Österreicher! Über alle Gebiete der Weltpolitik hat man sich in Deutschland durch den Krieg belehren lassen: nur über die österreichischen Verhältnisse hat man, sowie in Jahrzehnten vorher, keinen Weg gesehen. Man hätte sonst bemerken müssen, daß es in Österreich, sofern es mit dem Deutschen Reiche verbündet ist, keine anderen Kräfte der Erhaltung gibt als solche, die zum deutschen Kulturkreise sich restlos bekennen. Diese deutsch geführten Kräfte hatten den Staat nicht nur gegen außen zu stützen, sie hatten vielmehr noch nach innen Hemmungen dieser Außen-

verteidigung zu überwinden, und haben damit eine Leistung vollbracht, die sogar die durchschnittliche des deutschen Volkes im Reiche übersteigt. So ist auf den Kopf der deutschen (wahrlich nicht der slawischen) Bevölkerung in Österreich etwa $^1/_3$ mehr Kriegsanleihe entfallen als auf den Kopf der Bevölkerung in Reichsdeutschland. Die Blutopfer der Deutschösterreicher sind so groß gewesen, daß sie nach dem Kriege unzweifelhaft in Nachteil geraten werden gegenüber den slawischen Bevölkerungen, die zum Teil im Hinterlande, zum Teil in feindlicher Gefangenschaft in verhältnismäßig großer Anzahl geschont worden sind. Es besteht die größte Gefahr, daß sich die militärischen und kriegswirtschaftlichen Verdienste der Deutschen um den Staat nicht in jene dauernden politischen Werte umsetzen, die sie auch weiterhin befähigen, den Staat so von innen zu stützen, wie es in dieser schwersten Entscheidung seines Daseins gebraucht hat. Der einflußreichste Führer der tschechischen Politik ist wegen Hochverrats verurteilt worden. Das führende tschechische Blatt Narodni Listy hat sich als gefährlichstes Organ der tschechischen passiven Resistenz im Kriege ja sogar als Spionagezentrum erwiesen, die Direktoren der führenden tschechischen Bank, der Zivnostenska Banka sind wegen Hochverrats in Untersuchung gezogen, und heute noch ergeben sich schwere Hemmungen der österreichischen Volksernährung daraus, daß die innertschechischen landwirtschaftlichen Gebiete viel zu wenig für die Allgemeinheit abgeben.

Offen gesteht ein katholisch nationales Blatt in Mähren: Unser Volk hat Perioden politischer Psychose erlebt, deren Folgen es heute noch trägt. Die Deutsch-Österreicher kennen diese politische Psychose, von der auch die Slowenen und Serbokroaten viel weniger freigeblieben sind, als es nach der offiziösen österreichischen Presse erscheinen mag, ganz genau, und spüren ihre Folgen auf allen Gebieten. Wenn die Deutschen im Reiche die Weiterwirkung dieser Folgen an ihren eigenen militärisch politischen Erfolgen nicht spüren, so erinnert das an jene Verblendung, in der weite reichsdeutsche Kreise das Nahen des Weltbrandes nicht sehen wollten. Es hilft kein Vertuschen darüber hinweg: die kleinen Völker Österreichs neigen im Innersten dem Programm des Vielverbandes zu: kleinen möglichst selbständigen Staaten im Herzen Europas, welche der deutschen Entwicklung nach Südosten entgegenwirken sollen. Was die slawischen Emigranten in den feindlichen Staaten in ihren Organen offen predigen, das streben daheim die führenden slawischen Politiker mit innerpolitischen Mitteln auf ziemlich deutschen Umwegen an. In Deutschland aber läßt man diese inneren Feinde still gewähren.

Ja schlimmer noch: man fällt den Schützern und Verteidigern, den eigentlichen Trägern des Bündnisses mit Deutschland in den Rücken. Man bemüht sich, die österreichischen Slawen nach Möglichkeit zu entlasten und am Ende noch gar für ihre Hochverrätereien — die österreichischen Deutschen verantwortlich zu machen. Dieses unglaubliche Kunststück brachte freilich bisher nur ein Charlatan wie Hermann Bahr zustande, der nach seinen unzähligen Wandlungen mit Behauptungen dieser Art, die er in der „Neuen Rundschau" und jetzt neuerlich in einem frech-oberflächlichen Büchlein „Schwarz-Gelb" (im Verlag S. Fischer,

Berlin, erschienen) vorbringt, nicht mehr allzu viel wagt. Überlegen sollten sich derlei gewagte Paradoxien aber doch Leute, die etwas zu verlieren haben. Wir reden dabei weniger von reichsdeutschen Parteipolitikern wie dem Leitartikler jenes Blattes, der „Vossischen Zeitung“, das eben innerpolitisch deutsche Doktrinen dahin überträgt, wohin sie am wenigsten passen: auf die so ganz anders gearteten österreichischen Verhältnisse. Wenn er von „deutschböhmischen Fanatikern“ spricht, die bisher das einzige Hemmnis eines lebensfähigen Parlaments in Österreich gewesen sein sollen, so weiß er es möglicherweise nicht besser. Wenn aber eine „Autorität“ auf dem Gebiete der österreichischen volkswirtschaftlichen Publizistik wie Gustav Stolper schiefe Darstellungen dieser Art liefert, dann kann man diese Entschuldigung kaum gelten lassen. Er behauptet in der „Vossischen Zeitung“: „In den ersten Kriegswochen hat sicherlich die weitaus überwiegende Mehrzahl des tschechischen Volkes den hochverräterischen Strömungen ferngestanden.“ Wenn Stolper über die entsprechenden amtlichen Zeugnisse als Deutschösterreicher nicht unterrichtet ist, dann möge er nicht mit den von ihm so wohl eingeübten Gebärden der Autorität sich auf Gebiete begeben, auf denen er seine Rolle beim besten Willen nicht spielen kann. Kennt er aber das Material, dann steht die Sache für ihn noch schlimmer. Sogar aus dem bisher Veröffentlichten ergibt sich ein ganz anderes Bild: das Bild einer ernsthaften und planmäßig von den slawischen Führern in Österreich vorbereiteten Gefährdung der inneren Festigkeit Österreichs und ihrer äußeren Politik. Wer die tschechische Literatur aus der Zeit vor dem Kriege kennt, der weiß, daß noch ganz andere Dinge in vollem Ernst und von verantwortlichen Männern angedroht wurden, als dann tatsächlich dank der unerwarteten Leistungen der staats- und bündnistreuen Österreicher sich ergaben. In der Prager Monatsschrift „Deutsche Arbeit“ (Aprilheft 1914) war eines der vielen Zeugnisse für die politischen Pläne der tschechischen Politiker aus einer maßgebenden tschechischen Zeitschrift abgedruckt, im Frühling vor dem Weltkrieg. Dort wurden die Tschechen von Tschechen als „Avantgarde einer der Tripleentente günstigen Politik in Österreich und also im Dreibunde“ bezeichnet. So ähnlich lautete es in allen Veröffentlichungen führender österreichischer Slawen vor dem Krieg und noch in der ersten Zeit des Krieges. Erst nach und nach, unter dem Druck der Zensur und der deutschen und später der österreichischen Siege, fügte sich die slawische Intelligenz. Die Sache verlief also gerade umgekehrt, als sie Stolper darstellt. Nach ihm breitete sich nämlich „die Staatsfremdheit in der Folgezeit aus“, und zwar man höre: „als Folge eines überwallenden Nationalismus bei den Deutschen in Böhmen.“ Da haben wir es also. Nicht weil jahrzehntelang panslawistische Wühlarbeit ungestraft und ohne daß die Deutschösterreicher sie hindern konnten, das Staatsbewußtsein bei den österreichischen Slawen untergraben hatte, weil diese Raubbau am Staat treiben durften zugunsten eines äußerst engen Nationalismus: nicht deshalb hatten Deutsche und Deutschösterreicher die slawische „passive Resistenz“, deren sie sich in ihren ausländischen Organen rühmen, mit ihrem Blut zu bezahlen; sondern weil Deutschböhmen — man beachte das wohl! — sich erlaubte, mit begeisterter Hingabe die schwere Notwendigkeit des Kampfes um

Sein und Nichtsein Österreichs auf sich zu nehmen. Wären sie mit der Stimmung der tschechischen Regimenter, ohne freudige Aufwallung ihres Volks- und Staatsgefühls, in den Kampf gezogen, der nicht zum wenigsten deutschböhmische Kraft verbrauchte — dann wäre alles gut geblieben. Dann wären jene Ereignisse, welche eine wahrhaft österreichische Geschichte für alle Zeiten buchen muß, wenn sie nicht als bestochen gelten will, und die Stolper großmütig als „Ausnahmen“ bezeichnet, nicht zu verzeichnen, dann hätte sich der Slawe als so unbedingter Österreicher wie der Deutsche erwiesen. Dann aber wäre freilich auch die „Alternative zwischen Berlin und Petersburg“, die Kramarsch nach seinem eigenen Geständnis sich und dem österreichischen Staat offen halten wollte, anders entschieden worden. Das den geneigten Lesern der „Vossischen Zeitung“ und ihrem Wiener „Gewährsmann“ zur geneigten Beobachtung!



Abendgang · Von A. Blum-Erhard-München

Durch die stillgewordnen Gassen
Geh' ich in der Dämmerung blassen,
Dunstgewobnen Abendträumen.

Zwischen schattenhaften Bäumen
Steigt ein Bau — ich steh' und spähe —
Hinter matten Scheiben sehe,
Ahn' ich Lager, Leidensstätten,
Glattgestrichne weiße Betten,
Arme, schmerzverkrümmte Glieder,
Müde Lider,
Blasse Wangen,
Augen, die den Schlaf nicht kennen,
Wunden, die, für uns empfangen,
Fiebernd brennen — — —

Und durch meinen Körper fluten
Spür' ich zitterndes Verlangen,
Fiebergluten:
Eure Wunden — nicht zu kühlen —
Nein, sie bebend selbst zu fühlen,
Unsre ungemeßnen Schulden
Abzutragen, auszugleichen
Durch Erdulden.



Auf der Straßenbahn in Holland

Ein Erlebnis von M. Nilles

Mit den Worten: „Deutsche Muffs“ werden mein Freund und ich begrüßt, als wir die Straßenbahn von Glanerbrücke nach Enschede (Holland) besteigen. Unfreundlich macht man uns Platz.

Wir schenken der beleidigenden Begrüßung keine Beachtung, merken uns aber den Sprecher. Dann vertiefen wir uns in den Fahrplan.

Das Getuschel bei unserm Eintritt ist verstummt. Neugierig mustert man uns.

Ein Seufzer meiner Nachbarin läßt mich aufsehen. Ich sehe — verächtliche und — feindliche Blicke.

Lächelnd fordere ich die Fahrscheine. Meine deutschen Laute erwecken ein Gemurmel des Unmuts.

„Ein Deserteur!“ klingt's neben mir. Sofort werden die Blicke — — mitleidig (!) und — — freundlich (!). Mit einem verächtlichen Lächeln danke ich dem Sprecher.

Aber auch dieses hält ihn nicht ab, weiter für uns Teilnahme zu zeigen.

„Du willst dich also nicht totschießen lassen!“ redet er mich nach kurzem Zögern an. („Du“ bedeutet bei den Holländern soviel wie „Sie“.)

„Wenn's sein muß, ja!“ antworte ich zurück.

Schweigen und verblüffte Gesichter.

„Du bist noch jung und kannst noch früh genug sterben!“ fährt er eindringlicher fort. „Und dann, ihr Deutschen wißt doch nicht, wofür ihr sterbt!“

„Deutschlands Söhne sterben auch jung für Deutschland gerne; sie wissen alle, wofür sie in den Tod gehen!“ wirft mein Freund dazwischen.

„Für den Kapitalismus!“ schreien zwei, drei Stimmen. „Kaput müßt ihr gehen, alle!“ schreien andere.

Leidenschaftlich fährt der erste Sprecher fort:

„Ihr habt den Krieg gewollt. Immer habt ihr euch darauf vorbereitet. Wie verrückt habt ihr euch gebärdet, als die Kriegserklärung kam. Die Welt wolltet ihr unterjochen! Daß ihr den Krieg gewollt habt, ist erwiesen.

Weshalb haben sich bei euch 2 Millionen Kriegsfreiwillige gemeldet? (!)

Weshalb habt ihr in Belgien schon Jahre vor dem Krieg heimlich Fundamente für eure 42er Kanonen eingebaut? (!)

Und weshalb singt ihr: ‚Deutschland über alles!‘, wenn ihr nicht alles beherrschen wollt? (!)“

Spöttisch sieht man uns an.

Wir sind entschlossen, unser Deutschtum zu verteidigen; mein Freund platzt los:

„Unneutralen sind wir keine Rede und Antwort schuldig; holt euch die bei eurem verlogenen Telegraaf — —“

Ich renke ein. Mit politischen Äußerungen muß der Ausländer (!) in Holland vorsichtig sein. Ein unüberlegt gesprochenes Wort kann ihn wegen Neutralitätsbruch ins Gefängnis bringen.

Ich versuche daher die Unhaltbarkeit der Behauptungen sachlich zu widerlegen.

Als ich zum Schluß bezüglich unserer Rüstungen ausführte: „Sollten wir uns untätig auf den Rücken legen und uns einfach totschlagen lassen? Sollten wir uns dem Joche einer Sippe englischer Geldmänner, der Herrschaft rachsüchtiger Franzosen oder der Knute der Russen preisgeben?“ schwieg man.

Erst als ich nochmals fragte:

„War es nicht unsere Pflicht, uns auf den Kampf für Leben oder Tod vorzubereiten?“ gaben einige zur Antwort: „Das war es!“

„Trotzdem müßt ihr kaput gehen!“ ruft der uns mit „deutschen Muffs“ Begrüßende dazwischen.

„Ihr habt ein zu großes Herz.“ (Er meinte unsere Vaterlandsliebe; diese ist den meisten Holländern unverständlich.) „Das muß heraus! Erst dann werdet ihr — — klein!“

Wir wußten genug. Also auch hier war der Deutschenhaß — Neid.

Wir sind am Ziel und steigen aus. Dann erkundigen wir uns nach den Sprechern. Der erste hat früher längere Jahre in Deutschland sein Brot verdient, der letzte ist während des Krieges, durch den Handel mit Deutschland, reich geworden.



Buße · Von Alice Weiß-v. Ruckteschell

Gott, Gott, der du im Himmel bist,
Gib dein erlösend Sterben!
Hab' ich noch nicht genug gebüßt?
Mein Leben liegt in Scherben!

Nimm du's an dich! — Wer macht mir's ganz?
Wie soll ich's weiter tragen?
Kein grünes Reis an meinem Kranz,
Und alles liegt zerschlagen.

Für jeden sel'gen Augenblick
Nur Scherben mir geblieben!
Ich geh' und sammle Stück für Stück
Mein Leben und mein Lieben.

Nimm du's an dich! Du gabst's dem Kind,
Das dich nicht drum gebeten,
Nimm's, eh die Scherben Trümmer sind,
Die sie am Weg zertreten!





Erbrecht und Pflichtteilanspruch des Reiches

Uralt sind die Angriffe gegen die Institution des gesetzlichen Erbrechts. Bereits in Platos grundlegendem staats- und rechtsphilosophischen Werke über den Staat finden wir die grundsätzlichen Bedenken zusammengetragen, aus denen noch heute unsere Kommunisten wie aus einem unerschöpflichen Arsenale ihre Waffen gegen das private Erbrecht entnehmen. Von unverkennbarem Einfluß waren die Lehren des großen Philosophen namentlich auf die Ansichten des edlen christlich-sozialen französischen Schwärmers, des Grafen von Saint-Simon. Allein diese radikalen Bestrebungen auf eine gänzliche Beseitigung des Erbrechts zugunsten des Staates, des Reiches oder auch der Gemeinde des Erbfalls sind durchaus abzulehnen. Einer eindringlichen Prüfung halten die für sie beigebrachten Gründe nicht stand. Das Erbrecht ist zweifellos der logisch-gebotene, einfach nicht wegzudenkende Ausfluß aus dem Privateigentum, mit diesem steht und fällt es. Wer grundsätzlich auf dem Boden des Sondereigentums steht, für den ist auch das private Erbrecht für absehbare Zeiten eine festgegebene Größe und nicht zu beseitigen. Das Erbrecht ist zweifellos in hohem Grade geeignet, sozial-wertvolle Kräfte auszulösen und zu fördern. Durch die Möglichkeit, im Wege des Erbgangs die wirtschaftliche und soziale Stellung der Seinigen zu erhalten oder gar zu vermehren, wird der Lebende dazu veranlaßt, seine Kräfte möglichst zu entfalten. Die Persönlichkeit des Erblassers überträgt sich gewissermaßen auf seine Schöpfung, auf seinen Nachlaß, seine Erben sind zur Fortsetzung seines Werkes berufen. So wird „im Eigentum eine gesetzliche Stetigkeit begründet, welche nicht mit jedem vergänglichen Leben abreißt, sondern sich natürlich fortsetzt“ (Trendelenburg: Naturrecht, § 141). Geschichtlich, insbesondere nach der germanistischen deutschen Rechtsauffassung, läßt sich auch das Erbrecht als Ausfluß des Familienbandes erklären. Das Eigentum, namentlich das am Grund und Boden, war nach guter alter deutsch-rechtlicher Auffassung der gesamten Familie, namentlich den Söhnen verfangen und konnte ihnen weder durch Verfügung des gegenwärtigen Besitzers unter Lebenden noch von Todes wegen entzogen werden. „Wer will wohl und selig sterben, der lass' sein Gut den rechten Erben.“ In diesem schönen kernigen Rechtssprichwort gibt sich die echt deutsche Auffassung über die Gebundenheit des Eigentums zugunsten der Familie kund.

Die tragenden Grundpfeiler aber für ein schrankenloses gesetzliches Erbrecht aller und jeder, sei es auch noch so entfernter Verwandter des Erblassers, der innige Zusammenhang aller Familiengenossen und die ungeheure politische, rechtliche, religiöse und kulturelle Bedeutung des Familienverbandes, der Sippe im älteren deutschen Rechte, sind heute seit Generationen bereits unwiederbringlich zusammengebrochen. Den militärischen Schutz ge-

währt heute längst nicht mehr der Geschlechterverband, sondern das Reich, den Rechtsschutz Staat und Reich, Fürsorge bei Krankheiten, Unfällen und Invalidität bieten gleichfalls in den weitaus meisten Fällen die öffentlich-rechtlichen Versicherungskörper und die Gemeinden. Die alten Bande des Familienverbandes haben sich längst gelockert. In jungen Jahren verlassen die Kinder, namentlich in den Großstädten, das Elternhaus, um sich eigenem Erwerb zuzuwenden, die Geschwister werden oft auf lange Jahre hinaus getrennt und werden sich in gereifteren Jahren immer fremder, ihre Kinder kennen einander kaum noch. Bei allen entfernteren Verwandtschaftsgraden fehlt jedenfalls — von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, die nur die Regel bestätigen — das Gefühl eines wirklichen Zusammenhangs so gut wie vollständig. Die wahren Freunde, auch Parteigenossen und Vereinsangehörige, stehen als „Wahlverwandtschaften“ gewöhnlich bedeutend näher als die nicht ganz nahen natürlichen Blutsverwandten.

Noch ist ja auch heute nicht, Gott sei es gedankt, allen auflösenden Tendenzen zum Trotz, die hohe sittliche Bedeutung der Familiengemeinschaft geschwunden, noch heute empfängt der einzelne den besten Teil seiner Erziehung im Elternhause, noch verpflichtet das Recht die Verwandten auf- und absteigender Linie zur Darreichung des Unterhaltes, die Familie überliefert den Kindern Erfahrung, Gesittung und ihre ganze Gesinnung. Das rechtfertigt aber das gesetzliche Verwandtenerbrecht eben auch nur soweit, als diese innige Gemeinschaft heute noch wirklich vorhanden ist. Falls „aber die Erbschaft auf entfernte Verwandte geht, welche kaum noch von dem Bande derselben Familie umfaßt werden, weil die Gesinnung der Einheit längst erloschen ist, so verliert sich das Erbrecht aus der Notwendigkeit des inneren Zweckes in das Gegenteil, in das Spiel des Glücksloses“ (Trendelenburg a. a. O.). Die volkstümliche Gestalt „des lachenden Erben“ ist eine der unerfreulichsten Erscheinungen unseres Volkstums. „Es ergibt sich dann — wie der bekannte Tübinger Rechtslehrer W. v. Blume in seiner ausgezeichneten Abhandlung ‚Erbrecht‘ im Conradschen Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 3. Auflage, 1909, sehr zutreffend bemerkt — im Erbfalle ein Haschen und Jagen nach der Beute, die Gerechtigkeit des Erbfalls ist Zufall geworden.“

In der Tat: das schrankenlose Verwandtenerbrecht ist mit unseren heutigen Volksanschauungen und mit den Bedürfnissen der Gegenwart einfach unvereinbar. Unter dem segensreichen Einflusse des wahrhaft unermüdlichen Vorkämpfers für ein gesetzliches Erbrecht des Reichs, des Justizrats Georg Bamberger (vgl. namentlich seine ausgezeichneten Schriften: „Erbrechtsreform“, 1908, „Für das Erbrecht des Reiches“, 1912, und „Das Erbrecht des Reiches und die Erbschaftssteuer“, 1917, Preis 80 ₰), hat auch die Rechtswissenschaft und die Sozialpolitik die Forderung der Einführung einer gesetzlichen Erbrechtsgrenze so gut wie geschlossen aufgenommen. In einem 1912 veröffentlichten Aufrufe vertraten einige dreißig der bedeutendsten deutschen Rechtsgelehrten und Sozialpolitiker, von denen nur Männer wie Professor Dr. Johannes Conrad, Halle, der Herausgeber des großen Handwörterbuchs der Staatswissenschaften und der Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Professor Dr. Hans Delbrück, Gustav. v. Schmoller, Adolf Wagner, der berühmte Staatsrechtslehrer Laband, Professor Dr. Sering, Berlin, Professor Dr. Zorn, Bonn genannt seien, diesen Gedanken eines weitgehenden gesetzlichen Erbrechts des Reiches. In der Tat, der Gedanke selbst ist spruchreif. Zweifelhaft kann es nur noch sein, wo und wie weit ist die Grenze des gesetzlichen Verwandtenerbrechts zu ziehen? Hier setzen nun neben den allgemein kultur-, rechts- und sozialpolitischen Erwägungen, die eine Einschränkung des Verwandtenerbrechts gebieterisch fordern, wie ohne weiteres erhellt, auch finanzpolitische Betrachtungen ein. Soll die befürwortete Maßregel für die öffentlichen Gewalten wirklich in erheblichem Maße ertragreich sein, so muß die Grenze des Verwandtenerbrechts recht eng und scharf gezogen werden. Vor den weitestgehenden Eingriffen dürfen wir hier wahrlich nicht zurückschrecken, und durch Schlagworte wie „Vermögenskonfiskation“, „Kommunismus“ und was dergleichen mehr ist,

dürfen wir uns nicht beirren lassen; denn mit solchen nur auf die menschliche Denkträgheit berechneten Phrasen kann man jeden rechts- und sozialpolitischen Fortschritt bekämpfen und hat ihn auch seit jeher — leider oft genug erfolgreich — bekämpft. Unter dem mächtigen Schutz und Schirm des Deutschen Reichs wird heute ein jedes Vermögen erworben, die Aufgaben und Ausgaben des Deutschen Reiches aber in jeder Hinsicht: militärischer, wirtschaftlicher, sozialer und allgemein kultureller, sind nachgerade in das Riesenhafte angewachsen. Namentlich durch den Weltkrieg hat die finanzielle Belastung des Reiches einen einfach märchenhaften, früher gar nicht entfernt geahnten Umfang angenommen. Nie hat, wie das Bamberger in seiner zuletzt erwähnten Schrift besonders eindringlich betont, den lachenden Erben der Weizen so geblüht, wie in dieser leidvollen, schweren Zeit, in der aus allen unseren Heldengräbern in Ost und West noch großes Kapital geschlagen wird und in der sich eine kleine Minderheit mühelos am Krieg und am Unglück derer, die für sie bluten und fallen, bereichert, während die leidende Gesamtheit, eben das deutsche Volk und Reich, täglich unendlich schwere Opfer gebracht hat und noch bringt, leer ausgeht. Unerträglich ist da wahrlich der Gedanke, daß irgendein lachender Erbe, der dem durch Kriegslieferungen oder sonstwie mühelos reichgewordenen Erblasser innerlich ganz fremd gegenüberstand, nun die ganze große Erbschaft einzieht. Nein, dem Deutschen Reich als solchem muß die Erbschaft zugewiesen werden. Dieses und nicht etwa der Einzelstaat oder die Gemeinde, in der der Erblasser verstarb, hat das nächste unentziehbare Anrecht auf solche Nachlässe. Nicht Einzelstaat und Gemeinde tun nun einmal für jeden deutschen Staatsbürger das Beste und Wertvollste, im Reichsgedanken und Reiche verkörpert sich naturgemäß unsere deutsche Volkseinheit, in ihm leben, weben und sind wir alle fest und unauflöslich verankert, die Welle des deutschen Reichsgedankens ist mächtig durch den Weltkrieg angeschwollen, alle partikularen Gewalten sind in den Hintergrund gegenüber früheren Zeiten getreten und werden es aller Voraussicht nach noch mehr!

Anderseits dürfen wir aber auch in der Festsetzung der Grenze des gesetzlichen Erbrechts der Verwandten nicht zu radikal vorgehen und müssen wirklich berechtigte Volksempfindungen durchaus schonen. Keinesfalls können wir uns daher mit dem ganz extremen Vorschlag Bambergers in seiner letzten Schrift befreunden, ein gesetzliches Erbrecht in Zukunft nur noch den Ehegatten, Kindern, Enkeln, Eltern und Großeltern zu gewähren und ganz allgemein an Stelle aller Seitenverwandten, also auch der Geschwister, das Reich als gesetzlichen Erben beim Nichtvorhandensein eines gültigen Testaments oder Erbvertrages eintreten zu lassen. Im allgemeinen sind auch heute noch die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen den leiblichen Geschwistern rege. Aber schon bei den Geschwisterkindern lockern sie sich, und das Gefühl der Blutsverwandtschaft und inneren Zusammengehörigkeit ist, wenn überhaupt noch, nur ganz schwach vorhanden.

Noch fremder stehen einander in der weitaus überwiegenden Mehrzahl aller Fälle Vettern und Basen sowie Neffen und Nichten einerseits und Oheim und Tante andererseits einander gegenüber. Gerade Neffen und Nichten, sie sind der Typus der unerfreulichen lachenden Erben! An ihrer Aufrechterhaltung besteht nicht das geringste öffentliche Interesse! Durch eine solche Regelung würden dem Deutschen Reiche gewaltige, in die Dutzende von Millionen gehende Summen jährlich zufallen. Bamberger berechnet sogar, was unseres Dafürhaltens aber zu hoch gegriffen sein dürfte, bei Verwirklichung seiner radikalen Forderung, einer Beseitigung des gesetzlichen Erbrechts sämtlicher Seitenverwandten, den Jahresertrag für das Reich auf rund 500 Millionen!

Gewiß mögen ja in Ausnahmefällen auch entferntere Verwandte, wie Neffen und Nichten, ein Vetter oder eine Base, dem Erblasser besonders ans Herz gewachsen sein, dann bleibt es ihm aber unbenommen, in seinem Testamente diese als Erben einzusetzen oder mit einem entsprechenden Vermächtnis zu bedenken. Allerdings kann ihm dieses Recht der

Testierfreiheit nicht schrankenlos ganz nach Belieben eingeräumt werden. Wollte man dem Erblasser nach wie vor in Übereinstimmung mit dem heutigen Rechte gestatten, ganz nach freiem Belieben im Testament über seinen Nachlaß zu verfügen, so würde auf diese höchst einfache Weise das Deutsche Reich um den größten Teil der Erträgnisse seiner gesetzlichen Erbanwartschaften gebracht werden. Neben dem gesetzlichen Erbrecht des Reiches muß also mit anderen Worten auch den Testamenten gegenüber ein Pflichtteilsrecht des Reiches treten. Nur so kann auf eine erhebliche Einnahme aus den Nachlässen für das Reich gehofft werden.

Dieses Pflichtteilsrecht wäre nun noch weiter auszudehnen wie das gesetzliche Erbrecht des Reiches. Grundsätzlich müßte es bei allen Erbfolgen, sei es daß solche sich auf das gesetzliche Erbrecht stützten, sei es daß sie auf Grund testamentarischer Anordnung des Erblassers vor sich gehen, eintreten. Ausgezeichnete, bis in das einzelne gehende gesetzgeberische Vorschläge in dieser Hinsicht bietet die kleine aber ungemein gehaltvolle und äußerst anregende Schrift der bekannten Schöneberger Statistiker und Sozialpolitiker Kuczynski und Mansfeld „Der Pflichtteil des Reiches" (1917, 42 S., Pr. 1,40 ℳ). In sehr anziehender, man kann geradezu sagen bestechender Weise verknüpfen hier die Verfasser den Gedanken eines Pflichtteils des Reichs mit dem großen so ungeheuer wichtigen Erfordernis einer Erneuerung und durchgreifenden Verstärkung unseres durch den furchtbaren Weltkrieg so ungemein, gerade in seinen kräftigsten und wertvollsten Elementen geschwächten deutschen Volkstums (siehe hierüber den Aufsatz des Verfassers „Der deutsche Geburtenrückgang und deutsche Bevölkerungspolitik nach dem Kriege" im Türmer XVIII, S. 250 flg.). Danach soll das Reich in allen den Fällen, in denen der Erblasser seine oberste nationale Pflicht verletzt, d. h. nicht durch Nachkommen für die Erhaltung des Volkstums in angemessener Weise gesorgt hat, einen Pflichtteil zugewiesen erhalten, gleich als wäre es ein Kind des Erblassers. Eine Erfüllung dieser obersten vaterländischen Pflicht nehmen die Verfasser aber mit Fug nur dann an, wenn der Erblasser bei seinem Tode drei leibliche Kinder hinterläßt. Die im Weltkriege gefallenen werden hierbei mitgezählt. An Stelle vorverstorbener Kinder treten bei Berechnung der Zahl deren Abkömmlinge. Das Pflichtteil des Reiches beträgt in allen Fällen die Hälfte des gesetzlichen Erbteils. Beim Vorhandensein eines Kindes würde es also ¼ des Nachlasses als Pflichtteil erhalten, bei 2 Kindern $^1/_6$, bei 3 oder mehr Kindern nichts, beim Vorhandensein eines Ehegatten und eines Kindes $^1/_6$ und beim Überleben eines Ehegatten und 2 Kinder $^1/_8$. In allen anderen Fällen soll dem Reich als Pflichtteil ein Viertel des gesamten Nachlasses gebühren. Aus sozialpolitischen Gründen sollen mit Fug und Recht die kleinen Vermögen von diesem allerdings weitgehenden Zugriffsrecht des Reiches ausgeschlossen werden. Wie weit man den Begriff des „kleinen Vermögens" ausdehnen will, darüber läßt sich natürlich sehr verschiedener Ansicht sein. Mit Rücksicht auf den gerade unter den Einwirkungen des Weltkrieges ungeheuer gesunkenen Geldwert stimmen wir der Grenzziehung der Verfasser mit 20 000 ℳ durchaus bei. Beim Vorhandensein von 2 leiblichen Kindern werden sogar alle Vermögen unter 30 000 ℳ völlig freigelassen. So unterliegt der sympathische Vorschlag schwerlich ernsten sozialpolitischen Bedenken. Nur die — wenn auch bloß mäßig — begüterten Schichten unseres Volkes würden von dem Pflichtteilsrecht des Reiches betroffen werden. Nur knapp 8 % der gesamten preußischen Bevölkerung haben nach der preußischen Ergänzungssteuerstatistik ein Vermögen von mehr als 20 000 ℳ. Bei einer geringfügigen Überschreitung der Pflichtteilsgrenzen von 20 000 bzw. 30 000 ℳ soll ferner der Pflichtteilsanspruch des Reiches nicht von dem ganzen Betrage, sondern nur von demjenigen Betrage geltend gemacht werden, der die angegebenen Grenzen überschreitet. Aus besonderen Billigkeitsgründen soll der Reichskanzler auf die Geltendmachung des Anspruchs ganz oder teilweise nach seinem freien, pflichtgemäßen Ermessen verzichten können, insbesondere auch die Zinsen ganz oder teilweise einem Abkömmling oder auch einem sonstigen pflichtteilsberechtigten Erben auf Lebenszeit oder bestimmte Dauer belassen dürfen. Auch



Wurzelhacker — Fritz Gärtner

Beilage zum Türmer

soll der Bundesrat bestimmen, unter welchen Voraussetzungen der Pflichtteil des Reiches in Teilbeträgen zu zahlen oder sonstwie zu stunden ist. Jedoch dürfen seine Bestimmungen nur so getroffen werden, daß die Schuld bei mündelsicherer Eintragung auf ein Grundstück in längstens 25 Jahren, in anderen Fällen in längstens 10 Jahren getilgt wird. „Hinterläßt z. B. ein verwitweter Landwirt mit einem Sohn kein sonstiges Vermögen und lediglich ein Gut, dessen Wert nach Abzug der Schulden 120 000 ℳ beträgt, so würde an Stelle der sofortigen Auszahlung des Pflichtteils von 30 000 ℳ ein Betrag von 1950 ℳ jährlich 24 Jahre hindurch an das Reich abzuführen sein" (Kuczynski, S. 19). Mit Recht erklären die Verfasser, man werde nicht sagen können, daß dieser Sohn sich schlechter stehe als sein Gutsnachbar, der aus dem Nachlaß seines Vaters ein oder mehrere Geschwister auszuzahlen habe. So wird auf den Grundbesitz, den städtischen sowohl wie den ländlichen, die erwünschte, weitgehendste Rücksicht genommen. Nimmt man nun noch hinzu, daß der Pflichtteilsanspruch des Reiches erst ein Jahr nach dem Erbfall fällig wird, so wird man einräumen müssen, daß gegen eine rücksichtslose oder bureaukratische Geltendmachung seines Anspruchs durch das Reich genügend Vorsorge getroffen ist.

Unter sorgfältigster Berechnung kommen die Verfasser unter Zugrundelegung der Verhältnisse in Schöneberg, in dem vom 31. März 1913 bis 1. April 1914 221 Zensiten mit einem Vermögen von über 20 000 ℳ verstarben, zu dem Ergebnis, daß als Ertrag ihres vorgeschlagenen Pflichtteilsrechts allein in Schöneberg jährlich 6 Millionen, in Preußen mindestens 450 Millionen, im ganzen Deutschen Reiche 720 Millionen Mark sich ergeben würden. Nach Abzug der vom Reich für diese Anfälle zu entrichtenden Einkommensteuer würde sich die Reineinnahme des Reichs jährlich immer noch auf 662 Millionen Mark belaufen. Hiervon soll ein Viertel, also 165 Millionen, den Gemeinden für bevölkerungspolitische Zwecke, vornehmlich zur Förderung eines wirklich großzügigen Siedelungswesens überwiesen werden.

Man sieht, es sind weitgehende, tiefeinschneidende Pläne, die uns hier vorgeführt werden, allein wer große Erfolge will, darf auch schwere Entschlüsse nicht scheuen. Namentlich die Belastung des Erbteils der Kinder mit dem Pflichtteil des Reichs darf uns nicht stutzig machen. Erleben wir doch Dutzende, ja Hunderte von Beispielen, wo die Söhne reicher Väter ein unnützes, antisoziales Drohnendasein führen und im Bewußtsein, dem Kampf ums Dasein für immer glücklich enthoben zu sein, ihr Leben hinbringen wie ein müßiges Geschwätz! Mehr als je muß heute in dem ungeheuer erschwerten Daseinskampf der Goethesche Satz Leitmotiv unseres Handelns werden: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen", und weiter: „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß."

Die Entbehrungen und die Nöte dieses erhaben-furchtbaren Krieges tragen die Söhne des arbeitenden Volkes und des Mittelstands, nicht diejenigen, die in Kraftwagen hamsternd durch das Land fahren und Preise wie 10 ℳ für ein Pfund Butter und 100 ℳ für die Gans gerne bezahlen. Aus diesen Volksschichten sind einer Besteuerung des Erbteils der Kinder und Ehegatten nie Gegner entstanden und werden ihr auch nicht entstehen. Wir haben aber keinerlei Anlaß, in Anbetracht der riesigen Blutopfer der Millionen für unser Vaterland gegen diejenigen verhältnismäßig geringen Volksschichten, die zufolge dieser Opfer ihr — recht oft noch müßiges — Wohlleben nach dem Kriege vielfach noch in verstärkt ärgerniserregender Weise fortsetzen können, bei der Steuererhebung besonders zurückhaltend und gütig zu sein.

Landrichter Dr. jur. und phil. Bovensiepen



Die Tragik Deutsch-Österreichs

Man kann, schreibt Dr. Richard Bahr (nicht zu verwechseln mit dem völkischen „Kontorsionisten" Hermann Bahr) in einem Wiener Brief an die „Tägliche Rundschau", von temperamentvollen, völkisch empfindenden Männern in Österreich vielfach hören: an dem Elend, das die Deutschen und mit ihnen auch den Staat nun betroffen hätte, trügen sie selber, ihre parlamentarische Vertretung, die Schuld . . . Gefehlt ist von den Deutschen sicher worden. In diesen Tagen noch, als sie nicht fest beieinander hielten, um, was in ihrer Macht gelegen hätte, die neue Geschäftsordnung zu Fall zu bringen. Wie manche meinen: aus metallischen Gründen. Die tausend Kronen monatlicher Diäten, die das neue Statut verheißt, hätten dem einen oder anderen das nationale Rückgrat geknickt und die mit der Sprachenwirrnis belastete Ordnung als das kleinere unter zwei Übeln erscheinen lassen. Größer wohl sind die Verfehlungen der Vergangenheit, in die mit der Regierung, der von heute und der früheren des Grafen Stürgkh, die Deutschen sich zu teilen haben. Sie waren durch all' die Kriegsjahre zu optimistisch, zu vertrauensselig. So ungeheuerlich dünkte sie das Schuldkonto von Welschen und Slawen, so offenkundig die Sünden wider den Staat, die das Verhätscheln dieser aus Grundsatz ungeratenen Kinder in Wahrheit großgezogen hatte, daß sie eine Rückkehr zu den Gewohnheiten von ehedem schlechthin für ausgeschlossen hielten und es nicht viel ihnen zu verschlagen schien, ob was nach ihrer felsenfesten Überzeugung doch kommen mußte, ein wenig früher nun oder später kam. Freudig brachten sie ihre Opfer für das Staatsganze, ein Jahr, noch eines, ein drittes. Bis der wertvollste Teil des deutschen Volkes Österreichs, seine Jugend und Hoffnung, der idealistisch gestimmte akademische Nachwuchs, der in einer nüchterneren, realpolitischeren und dem Klüngelwesen der Parteien mehr entrückten Zeit reif wurde, ausgemordet war. Das Herz wurde ihnen bang, wenn sie der Zukunft gedachten, der diese für das eigene Volkstum wie für den Neubau des Staates schlechthin Unersetzlichen fehlen würden. Aber noch unter den Tränen eines immer wieder sich erneuernden Schmerzes priesen sie dies alte Österreich, das, ihren geheimen Befürchtungen zum Trotz, so wundervoll sich bewährt hätte. Sie übersahen in dem menschlich schönen Aufwallen patriotischen Empfindens nur das, was im Kriege sich bewährt hatte, am letzten Ende doch die Reste des viel geschmähten und angefeindeten Zentralismus gewesen waren. Und daß leicht eine höchst gefährliche Krise über die Monarchie heraufziehen konnte, wenn die Slawen, die einstweilen Angst und böses Gewissen niederhielten, noch ehe dem Lande der Friede wiedergegeben ward, sich wieder als die Herren der Situation zu fühlen lernten.

Das war von den Deutsch-Österreichern gewiß nicht sehr politisch gedacht und gehandelt — der politische Sinn wird uns Deutschen ohnehin allerorten nur selten an die Wiege gebunden —, ihrem Menschentum gereichte es nicht zur Unehre. Von allen deutschen Stämmen sind die österreichischen die am meisten mit Problemen beschwerten. Wie ungleich leichter strömt dem im Reich Geborenen sein Leben hin. Volkstum und Staat fließen ihm untrennbar und unlöslich ineinander. Indem er dem einen dient, sorgt er zugleich auch für das andere. Doch selbst auch für die Deutsch-Balten lagen die Dinge einfacher. Rußland war ihnen, eingestanden oder nicht, innerlich der Feind; das kalte fremde Wesen, das sie aus Grundsatz ablehnten und dem sie sich entzogen, soviel und soweit als möglich. An des Deutsch-Österreichers Seele aber nagt Tag für Tag der Zwiespalt zwischen Nation und Staat, und immer wieder sieht er sich vor die Gewissensnot gestellt, zwischen beiden wählen zu müssen. Denn dieser Staat, wie oft er auch immer seiner treuesten Söhne vergaß, ist doch ein Stück von ihnen selbst. Seine Geschichte war in Stolz und Leid zugleich die ihre: schließlich hatten sie diesen Staat doch geschaffen. Gewiß, dagewesen waren die anderen auch

schon, aber in den Staat hineingewachsen waren sie aus der Tiefe und dem Dunkel der Geschichtslosigkeit doch erst, als der Staat bereits fertig war. Es sagt sich so leicht heraus: die Deutschen könnten doch auch, wenn der Staat über ihre berechtigten Wünsche und Belange hinwegschreitet, es den Slawen nachmachen, wider ihn aufstehen und auf seine Kosten sich selber durchzusetzen suchen. In Wahrheit können sie es nicht. Können nicht die Hand aufheben wider ihr eigenes Werk. [Aber ein längst sich wider seinen Schöpfer wendendes, ihn mit sicherem Untergange bedrohendes Werk! D. T.] Aus diesem seelischen Zwiespalt, in den jeder Deutsch-Österreicher immer von neuem hineingeboren wird, erklärt es sich auch, wenn Männer, die in ihrer Studentenzeit als nationalistische Feuerköpfe, als Irredentisten schier verschrien waren, in späteren Jahren zu jener müden Resignation der „Exzellenzherren“ sich bequemen, gegen die das deutsche Temperament der Jungen und Jüngeren immer wieder aufbegehrt. Bei uns werden die Leute, so sie zu ihren Tagen kommen, häufig, wenn auch nicht immer im Parteisinne, konservativ. In Österreich reifen sie nicht selten einer schwarzgelben Staatsgesinnung entgegen, die von den Deutschen, von ihnen allein unter allen Bewohnern der Monarchie, verlangt, daß sie sich als Nichts-als-Österreicher fühlten. Oder aber sie enden bei der tragischen Ironie. Erschöpfen sich in einer scharfäugigen, bitteren, bissigen Kritik, weisen immer wieder spöttisch die eigenen Gebreste und Wundmale auf und lassen doch, wenn man in sie dringt: Was also bleibt zu tun?, mutlos die Arme sinken.

Der Krieg schien in diesen Stücken wie in anderen auch einen heilsamen Wandel gebracht zu haben: eine Welle entschlußfreudiger deutscher Begeisterung flutete vom Vorarlberg bis nach Schlesien und die Bukowina durch alle ganz oder zum Teil von Deutschen besiedelten Gaue. Nun, da er ins vierte Jahr sich zu dehnen droht, ist mancher von den hochgemuten Antrieben der Anfänge stumpf und matt geworden. Und wieder erhebt das Erbübel und der Todfeind alles Deutschtums, der Partikularismus, sein Haupt. Ganz gewiß nicht ohne unsere, der Reichsdeutschen Schuld. Es ist ein wahres Verhängnis, daß die Mannschaften und Offiziere aus dem Reich auf den tausendundein Schlachtfeldern dieses Krieges nur so selten mit den eigentlichen deutschen Kerntruppen der Monarchie zusammenkamen. Die wurden, zumal das 3. und 14. Korps, immer wieder dahin geworfen, wo es am heißesten und gefährlichsten zuging, wo man die Zuverlässigsten und Treuesten von allen gebrauchte: auf die Spitzen und Hochtäler der Tiroler Alpen, auf die Karstfläche am Isonzo. Die wirklichen militärischen Kraftquellen des Habsburger Reiches sahen die meisten von uns überhaupt nicht strömen. Und kamen so aus Unkenntnis zu Verallgemeinerungen, vom verallgemeinernden Vorurteil zu jener unnahbaren Überlegenheitsgebärde des alles Besserkönnens, die den Norddeutschen die moralischen Eroberungen allerorten so schwer gemacht hat. Auch in Handel und Wandel wurde mancherlei gesündigt; Erleichterungen, die drüben gewährt worden waren, hüben nicht immer erwidert, aus Pedanterie und kleinlicher Rechthaberei Erschwerungen des Verkehrs verfügt und festgehalten, die, bei Licht besehen, jeden Sinn verloren. Von alledem profitierten die Elemente, in denen ein Rest alter Empfindlichkeit noch immer nicht erlosch. Eifersüchtige Regungen, die im Grunde ebenso alt waren, wuchsen wieder auf und wurden von den Feinden alles Deutschtums beflissen ausgenutzt. Ihnen gesellten sich schließlich jene Strömungen, die noch immer nicht aufhörten, in dem Kaisertum der Hohenzollern und dem neuen Reich vorzugsweise protestantische Institutionen zu sehen, denen mit einigem Mißtrauen zu begegnen der treue Sohn der katholischen Kirche gut tue.

Ich habe während meines Wiener Aufenthaltes viele aufrechte deutsche Männer gesprochen, die diese Entwicklung ehrlich bekümmert. Sie beschwert ihnen die Gegenwart und verdüstert ihnen die Zukunft, doch zu wehren vermögen sie ihr nicht. Auch wir im Reich



haben nämlich — nebenbei nicht zum erstenmal — eine Politik der verpaßten Gelegenheiten gemacht. Wann ist es, so oft wir von diesen Dingen sprachen und über sie uns erhitzten, bei uns jemand eingefallen, auch den Deutschen Österreichs ein Kriegsziel, ein gemeindeutsches, heißt das, zu zeigen? Wo nahm sich einer auch nur die Mühe, ernsthaft auf die Wünsche, Sorgen, Sehnsüchte hinzuhören, die aus den verschiedenen Denkschriften, Eingaben, Ausarbeitungen, vornehmlich aus der in ihrer noblen Sachlichkeit ganz vortrefflichen „Denkschrift aus Deutsch-Österreich" beschwörend zu uns herüberklangen? Ein paar Höchstgebildete aus jener akademischen Schicht der „Wirtschaftslosen", die in Österreich im Verhältnis breiter ist und idealistischer als bei uns im Reich, vermögen trotz allem der unbehaglichen Eindrücke, der verstimmenden Einflüsse Herr zu werden. Der großen Mehrzahl bemächtigt sich wieder mit all der Bitternis, die da die schlechthin unausbleibliche Folge ist, das Gefühl, in ihrem nationalen Daseinskampf allein gelassen zu werden von den Stammesgenossen im Reich.

Das ist dann der Punkt, wo diese völkischen Dinge, in denen manche Leute immer noch lediglich „alldeutsche Sentimentalitäten" zu sehen belieben, herübergreifen in den Bereich der großen, der ganz großen Politik. Wo sie nicht nur Lebensfragen des deutschen Volkes (hier wie immer als Gesamtnation verstanden), sondern auch solche unseres heutigen Reiches berühren. Es kann uns in allerwegen nicht gleichgültig sein, wie in der Donaumonarchie die Kräfte der einzelnen Nationen gegeneinander ausbalanziert werden und welcher Platz dabei den Deutschen zufällt. Der Traum, den auch Naumann noch träumte, von den lieben Westslawen, denen wir und unsere österreichischen Stammesgenossen im Grunde fortgesetzt unrecht täten, ist nun doch wohl ausgeträumt. Was bei Ruthenen, Slawonen, Serbokroaten, Polen zur Not noch Taktik sein mag, bei den Tschechen ist es sicher keine. Ihr Streben geht geradenwegs auf die Zerstörung des Bündnisses, und eine Politik, die, um den Ungebärdigen den Mund zu stopfen, von neuem ihnen staatliche Hoheitsrechte auszuteilen begönne, griffe diesem an die Wurzel.

Wer Österreich kannte und die slawische Psyche, hatte gewußt, daß wir über all diese Fragen uns eines Tages noch würden unterhalten müssen. Doch hatte man gehofft, daß dieser Tag erst nach dem Friedensschluß anbrechen würde. Den Slawen hat es anders gefallen. Und nun wird man den Problemen doch wohl ins Gesicht sehen müssen. Nicht aus Haß gegen die Slawen und ihre Welt, aber um des eigenen Volkes und der eigenen Reichsgemeinschaft willen.

Kriegszielerörterung

Kein akademisch, wie es sich für einen rechtschaffenen deutschen Professor gehört, aber darum nicht minder nützlich und unterhaltend zu lesen, behandelt Professor Dr. Hans Freiherr von Liebig die (freilich nur in Deutschland) vielumstrittene Frage in der „Deutschen Zeitung" (Nr. 293):

Seit Beginn des Krieges wird darüber gestritten, ob die Erörterung der Kriegsziele während des Waffenganges empfehlenswert, und ob eine fruchtbare Erörterung vor Klärung der militärischen Lage überhaupt möglich sei. Die Gegner sagen, ein Volk, das das Fell des Bären verteile, ehe der Bär erlegt sei, mache sich lächerlich und setze sich herab; außerdem werde durch die Darlegung der Ziele der Widerstand des Feindes verstärkt und die Stimmung der Neutralen und der Freunde ungünstig beeinflußt.

Es genügt, zwei einfache Tatsachen entgegenzuhalten. Unsere Feinde haben seit Beginn des Krieges amtlich und nichtamtlich die weitestgehenden Kriegsziele aufgestellt

und eingehend erörtert. Man frage die besorgten Hüter unseres Ansehens, ob diese feindlichen Erörterungen bei ihnen schon einmal das Gefühl echter Fröhlichkeit ausgelöst haben, oder ob ihre Hochachtung vor Engländern, Franzosen, Russen usw. dadurch gesunken sei. In Gesprächen mit den Herren merkt man jedenfalls eher das Gegenteil davon. Was den berühmten „Schaden im Auslande" anbelangt, an dessen Verhinderung in Deutschland so viele wertvolle polizeiliche, gerichtliche und militärische Kräfte arbeiten, so äußert sich derselbe bei unsern Feinden bekanntlich in dem Anwachsen ihrer Bundesgenossenanzahl von drei auf zwanzig, während trotz unseres Schweigens die Anzahl unserer Freunde, die ganz gewiß nicht dadurch gewonnen oder festgehalten wurden, sich gleich geblieben ist. Auch die Frage, ob unsere Kriegsführung im mindesten anders verlaufen wäre, wenn die Feinde ebenso sorgfältig über ihre Ziele sich ausgeschwiegen hätten wie wir, dürfte selbst von den begeistertsten Anhängern der Kriegszielzensur kaum bejaht werden können. Angesichts dieser Tatsache bleibt denselben nur die Wahl, entweder mit den andern Beweggründen herauszurücken, oder sich auf den Standpunkt zu stellen: Quod licet Jovi, non licet bovi, auf Deutsch: Was sich Herrschaftsvölker erlauben dürfen, geziemt deshalb noch nicht Bedienstetenvölkern, wobei die Rolle des bovis oder der Bediensteten den Deutschen zugeschoben wird.

Wenn Kriegsziele überhaupt erörtert werden können, ist selbstverständlich, daß sie erörtert werden müssen. Ein Kaufmann, der ein Geschäft anfängt, ein Industrieller, der eine Fabrikation aufnimmt, ein Bankier, der ein Kapital in ein Unternehmen steckt, ein Feldherr, der zur Schlacht schreitet, müssen im Augenblick des Beginnens sämtliche Ausgangsmöglichkeiten ins Auge fassen und sich überlegen, wie sie sich den verschiedenen denkbaren Möglichkeiten gegenüber verhalten werden; töricht und gewissenlos, wer es nicht täte. Diese Pflicht obliegt aber auch einem Volke, das in einen Krieg verwickelt wird; daß das Überlegen eines ganzen Volkes nur in öffentlicher Erörterung vor sich gehen kann, macht keinen Unterschied. Lediglich in einem rein autokratisch regierten Staate ist das Volk dieser Pflicht enthoben. Die Mahnung, sich nicht in Phantasien ohne den festen Boden der geklärten Kriegslage zu ergehen, hat nur dann eine gewisse Berechtigung, wenn die Grundlagen zur Beurteilung überhaupt fehlen, d. h. wenn Fälle eintreten können, die in keiner Weise vorauszusehen sind. Selbst dann ist übrigens der Schaden immer noch viel geringer als bei einem stumpfsinnigen Abwarten, wie der Würfel fällt.

Nun sind aber in einem Kriege, auch in einem Koalitionskriege, die Ausgangsmöglichkeiten genau bekannt und erfaßbar. Auf der einen Seite steht die restlose eigene Niederlage. In diesem Falle ist das Kriegsziel des Unterlegenen sehr einfach und klar. Der Staat hat dann mit allen Kräften die Erhaltung des status quo, den Verzicht auf alle Gebietserweiterungen und alle Entschädigungen anzustreben. Ein Frieden dieser Art ist für den restlos Geschlagenen der denkbar günstigste. Der Vorschlag eines derartigen Friedens muß daher auch notwendig auf alle Beteiligten und Unbeteiligten als Eingeständnis der bereits erlittenen oder sicher erwarteten völligen Niederlage wirken. Der gegebene Weg für den Geschlagenen ist der Konferenzfriede, weil hier die Eifersucht der Staaten aufeinander von Nutzen sein kann.

Der andere Grenzfall ist der des restlosen Sieges über alle Feinde. Dieser Fall erfordert eingehendste Überlegung und Erörterung der Kriegsziele, um so sorgfältigere, je größer die Zahl der Feinde und je blutiger und entscheidender der Krieg ist. Denn auf dem Geschlecht, das einen solchen Krieg zu führen hat, lastet eine ungeheure Verantwortung gegenüber allen kommenden Geschlechtern; es hat ihnen nicht nur Ererbtes ungekürzt zu überliefern, sondern schreibt seinen Nachfahren Bahn und Mittel der Weiterentwicklung auf Jahrhunderte hinaus vor; in seine Hand ist es gelegt, ob das eigene Volk der Verkümmerung und dem Untergang verfallen wird, oder ob es sich selbst und damit die Menschheit — denn

nur die eigene Blüte eines Volkes vermag das Menschentum im ganzen zu heben — einer neuen Blüte entgegenführt. Ein Vabanquespieler, der gedankenlos abwartet, wie die Kugel rollt, ist nur verächtlich; ein Volk, das in einem Kriege sich den Spieler zum Muster nimmt, handelt verbrecherisch an seinen Kindern.

Die dritte Möglichkeit stellt der unentschiedene Ausgang dar: entweder nach allen Seiten hin, oder nach einzelnen Seiten hin, oder mit Vorteilen auf der einen, Nachteilen auf der andern Seite. Ein Volk, das sich auf den Fall des restlosen Sieges gründlich vorbereitet hat, ist damit im wesentlichen auch für jede Möglichkeit des dritten Falles gewappnet. Für diesen dritten Fall wird in einem Koalitionskriege die Frage: Sonder- oder Konferenzfriede? besonders wichtig. Hat ein Volk auf der einen Seite schwere Niederlagen erlitten, welche die Vorteile aufwiegen — Kolonialverlust wiegt selbstverständlich niemals europäischen Landgewinn auf —, dann, und zwar nur dann, muß sein Streben dahin gehen, den Frieden auf einem Kongreß entscheiden zu lassen, auf dem es die Siege gegenüber den Niederlagen in die Wagschale werfen kann. Jedes Streben nach einem solchen „Geschäftsfrieden“ wird daher, soweit es nicht als Zeichen des völligen Zusammenbruches gedeutet wird, wenigstens als Beweis der teilweisen Niederlage oder der Unfähigkeit, den Feind restlos zu besiegen, gewertet.

Ein auf allen Seiten unentschiedener Krieg wird von einer Minderheit vorteilhafter durch Sonderfrieden als durch Konferenzfrieden beendet, weil ein fähiger Staatsmann in den Sonderverhandlungen immer noch leichter Vorteile für sein Land herausschlagen kann als einer Mehrheit von Konferenzteilnehmern gegenüber; eine derartige Mehrheit wird den einzelnen, der vielleicht in dem einen oder andern Punkte bereit wäre zum Nachgeben, stets vom Nachgeben abhalten können.

Ebenso vollkommen verfehlt wie im Falle des restlosen Sieges wäre es, im Falle des Sieges auf der einen Seite, des unentschiedenen Ausganges auf der anderen Seite, sich auf einen Konferenzfrieden einzulassen, oder gar die dahinzielenden Bestrebungen zu begünstigen. Hier ist das Gegebene die stärkstmögliche militärische Ausnützung der günstigen Lage auf der einen Seite zur Erzwingung eines Sonderfriedens, der die Früchte dieser Lage zunächst einmal sichert; mit dem in unentschiedenem Ringen nicht besiegten Gegner kann man sich dann nachher „verständigen“. Zur Kunst des Staatsmannes gehört es in diesem Falle auch, die Ernte reifen zu lassen, ehe man sie in die Scheuer bringt, und sich nicht einzubilden, ein Sonderfrieden sei nur durch Übereilung und Verzichteifer zu erreichen.



Die Kunst der Freude

Unter dem Titel „Die Rhapsodien von der Freude“ hat Paul Steinmüller ein kleines Büchlein herausgegeben, dem der Verlag (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) mit Recht die Ausstattung eines schmucken Taschenbreviers gegeben hat, denn es ist ein rechter Begleiter, mit dem man in einer stillen Stunde Zwiesprache halten mag. Er ist nicht sehr gesprächig, dieser Weggenosse. Auf den noch nicht 60 Seiten des Bändchens haben mehr als halb so viel selbständige Artikelchen Platz, aber die Rede ist gewichtig, reiflich durchdacht und das Ergebnis eines reichen und starken Erlebens. So vielfach die Klänge sind, schließen sie sich doch zu einer Weise zusammen. Es ist ein Lied von der Freude, das hier gesungen wird, mehr noch ein Wegweiser zu ihr, ein Lehrbuch, die schwierige Kunst des Sich-freuens zu erlernen.

„Es ist nicht leicht,“ sagt der Rhapsode, „die Freude zu finden, denn die Worte der Menschen verwunden oft wie scharfkantige Kiesel, die satte Ruhe macht unruhig, und die lastende Stille läßt Lieder nicht gedeihen. Wer gewohnt ist, unter Rosen zu sitzen und den getriebenen

Henkelkrug zu schwenken, muß hier lange suchen, bevor er ihr begegnet. Aber wem die seltene Gabe des andern Gesichtes ward, der sieht sie. Die Quellen rieseln versteckt, die Blumen duften anders und die Laute der Nächte klingen wie Rätsel. Doch wer betrachtend und sinnend verweilt, spürt in allem das Regen der Weltseele. — So wandre ich durch das Land staunend und stiller Freude voll. Wo Rosen blühen, pflücke ich sie, wo Lieder klingen, lausche ich, und an alle, die mir begegnen, verschenke ich beides, Rosen und Lieder."

Doch besser als empfehlende Worte werden einige Proben davon überzeugen, welch guten Kameraden man mit dem Büchlein sich gewinnen kann.

Von dem Licht und den Lichtern.

Nachtfalter in seidenen Pelzen kamen in Scharen aus dem nachtdunklen Garten herbei, flatterten um das Kerzenlicht, ruhten ein wenig auf dem weißen Tischtuch und ließen das flaumige Gold ihrer weichen Gewandung glänzen. Dann tanzten sie wieder inbrünstig um die Flamme, bis diese nach ihnen leckte und die schillernde Pracht zu einem Häuflein schwarzer Kohle wurde.

Und während ich den Totenflug dieser Wesen betrachtete, kam ein großes Verwundern über mich, daß die, die sich scheu vor der Sonne in Ritzen verkriechen, eine Kerze so lange umtanzen, bis diese sie verdirbt.

Es war das gleiche Verwundern, das ich empfinde, wenn ich die Menschen an den blanken Quellen der Freude vorübereilen und an trüben Bronnen ihren Durst löschen sehe, an Bronnen, in denen Wanderer den Staub von den Füßen waschen, aus denen das Vieh trinkt und in deren Tiefen giftige Keime lauern.

Vom Grund aller Unlust.

Du klagst die Welt an, meine Seele, und sagst, du könntest nimmer froh werden, weil andre dir deine reinen Wasser trüben. Höre zu!

Ich kam einst in eine kleine verschlafene Stadt, von der man mir viel erzählt hatte. Die Schilderungen hatten in mir ein ganz bestimmtes Bild von behaglichem Frieden geweckt. Was fand ich? Grobes Pflaster, das wandermüden Füßen weh tat, üble Dünste von Küchen und Gossen, wuchernden Graswuchs zwischen den Steinen des stillen Marktes, häßlich schreiende Dohlen um den Kirchturm und neugierige Späheraugen in den Spionen vor den Fenstern. Ganz enttäuscht ging ich davon.

Warum wurde ich unfroh? Nicht weil ich Beschränktheit, Nachlässigkeit und kleinen Sinn fand, sondern weil ich freudige Vorstellungen hineingetragen hatte, die ich durch die Wirklichkeit zerstört sah.

Warum ist dein Unglück die Enttäuschung? Weil du deine buntgewirkten Bilder gegen die Bilder da draußen hältst, weil du des Lebens Säulen auf deinen Traumgrund stellen willst und von den Menschen erwartest, daß sie das Amen zu deinen stillen Andachten sprechen.

Tu das nicht, meine Seele! Du verhängst deine Fenster und rüstest dich feindselig.

Von dir selbst erwarte viel, von deiner Umwelt wenig. Und vor allem, suche aller Unlust Grund in dir.

Vom Danken.

Tage gibt es, an denen ich die Sprache der Kreaturen verstehe, die man stumm nennt. An einem solchen Tage sah ich den lieben Gott an dem alten Zaun stehen, der die Äcker von den Koppeln scheidet. Er lehnte sich rückwärts mit beiden Armen gegen das grünbemooste Holz und lauschte einem Stieglitz, der auf einer Distelstaude saß und sang. — Ich erkannte ihn sofort. Er sah genau so aus, wie ihn Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle gemalt hat. — Und so sang der bunte Vogel:

Ach, wie so schön bist du, Leben, in Tag und Nacht, in Sonne, Regen und Sturm, in Nistgehege und Distelkraut! Ach, wie schön bist du, Freiheit, zwischen den Büschen der Ebene. O wie schön bist du, Luft! Luft sonnenklar, Luft in grauem Dunst, wie schön bist du!

Da streckte der liebe Gott seine Hand aus und der Vogel flog auf seinen Zeigefinger. — Und so sprach Gott:

Du hast mir gedankt, wie es heute noch keiner tat. Ich ging an einer offenen Kirche vorbei und schaute durch die Tür. Sie sangen lauter als du, aber ihre Gedanken waren bei ihren Töpfen und Truhenschüsseln. Ich stand unter dem Fenster eines Hauses und hörte meinen Namen nennen. Sie sprachen vom Dank gegen mich, aber sie taten es nicht freudig, sondern wie eine Pflicht. Sie sprachen von Dank — du nicht; Du freutest dich — sie nicht. Danken heißt sich freuen. Worte verklingen im Wind, doch die Freude rührt an mein Herz, und tut sie es, so stehe ich still und lausche.

Die Pfitzner-Woche

Die Münchner Pfitzner-Woche (12.—17. Juni 1917) hinterläßt im Gesamteindruck ein gegensätzliches Gefühl: einmal die Genugtuung über den Besitz eines Künstlers, der in dieser, verinnerlichtem Kunstgenuß abholden Zeit eine Woche lang eine von allen Seiten her zusammengeströmte Zuhörerschaft unter seinen Bann zwingen kann; dem entgegen die aus Beschämung, Ärger und Ohnmacht gemischte Empfindung der Trauer, daß ein so reiches Musikleben, wie das deutsche, ein Vierteljahrhundert lang für einen solchen Künstler den verdienten Platz nicht hat. Oder liegt am Ende in dieser Tatsache, daß es einer festlichen Veranstaltung bedurfte, das beste Werturteil über Pfitzners Kunst? Es wäre das Eingeständnis daß dieser Kunst Kräfte fehlen, um die widerstrebenden Mächte des Alltags niederzuringen und sich mit einer höheren Gewalt gegen widerstrebende Stimmungen durchzusetzen und anders gearteten Wünschen sich aufzuzwingen. Dafür müssen auf der andern Seite dieser im Alltag schwachen Kunst besondere Kräfte innewohnen, durch die sie stark wird für ein Ungewöhnliches, Festliches, für besonders geartete oder doch durch irgend welche Umstände günstig eingestimmte Menschen. Dazu würden dann einige Erscheinungen der äußeren Lebensschicksale der Kunst Pfitzners stimmen: so die mit seinem ersten Auftreten sich bildende Gemeinde der treuen Gläubigen, die unbeirrt an ihm festhält und in schönem Freundschaftseifer nun auch *dieses Fest* zustandegebracht hat; ferner die auffällige Tatsache, daß unsere im Grunde noch recht spröden und zurückhaltenden Theater es immer wieder einmal mit dem „Armen Heinrich“, Pfitzners erstem dramatischem Werke, versuchen, trotzdem es von vornherein klar ist, daß sich die Arbeit durch äußeren Erfolg und materiellen Gewinn niemals lohnen kann.

Der „Arme Heinrich“ steht neben „Palestrina“ als ein gleichwertiger Bruder. Daß dieser das Werk des völlig gereiften Mannes, jener das des kaum der Schule entwachsenen Jünglings ist, offenbart sich höchstens darin, daß wir in „Palestrina“ den abgeklärten, denkbewußten Kunstwillen spüren, der aber in seiner Reife nichts anderes will, als was der Jüngling Pfitzner aus innerer Notwendigkeit gemußt hat. Das ist ein ganz merkwürdiger Fall. Man kommt dabei nicht auf den Gedanken, von einem Mangel der „Entwicklung“ Pfitzners zu sprechen; aber das Erstlingswerk zeigt auch für den Rückschauenden in nichts die Anfängerschaft. Gerade ein solches Nebeneinander von zwei fast ein Vierteljahrhundert auseinanderliegenden Werken zwingt uns die Überzeugung von einem heiligen Muß im Schaffen dieses Künstlers auf. Hier ist ein Genie, das so geboren wird, wie es ist, das vielleicht an Talent Hunderten nachstehen mag und deshalb in der raschen Wirkung hinter ihnen zurückbleibt, dafür aber Werke hervorbringt, die die Kraft der Dauerwirkung in sich tragen und frisch dastehen, wenn jene früher so erfolgreichen Erscheinungen längst verblaßt und versunken sind.

Eine einzige Erscheinung, wie Pfitzner, müßte uns vor dem Betrug des l'art pour l'art schützen. Es gibt gar keine reinere Hingabe an den Künstlerberuf, kein höheres Unberührt-

bleiben von den Bedingnissen und Forderungen der Umwelt. Hier ist in der Tat ein Reich der Kunst mit eigenen Gesetzen und Lebensbedingungen, und doch ist hier nichts von Kunst um der Kunst willen, sondern es ist eine Kunst aus heiligem Zwang, aus menschlichem Muß, aus gottgewollter „Not". So ist dem Künstler jeder Hochmut fern. Endlich wieder einmal können wir auch das Theater als Tempel empfinden, in dem die Gnade der Gottheit aus dem von ihr erkorenen Menschengefäße gespendet wird. —

Auch dieser „Arme Heinrich" ist fast in höherem Maße, als der so benannte „Palestrina", eine Legende, ein nicht innerhalb des menschlichen Bereichs gewolltes und bestimmtes, sondern ein durch heilige Übermacht gemußtes Geschehen. Die kleine stille Geschichte des Hartmann von Aue ist bekannt. Wie dem durch den Aussatz zum „armen" Heinrich gewordenen reichen und stolzen Ritter nur von einem einfachen Dienstmannspaare die Treue gehalten wird, gehört noch ins sozial Menschliche. Wenn aber die kindliche Tochter dieser Braven die Eltern und den Ritter zwingt, zur Heilung des Kranken das Blutopfer ihres Lebens hinzunehmen, — so wird hier ein Menschenkind zum Gefäß jener göttlichen Liebe auserkoren, die den eingeborenen Sohn hingab, um die sündige Menschheit zu erlösen. Und wenn in der Legende der Himmel das Opfer nicht annimmt und die Gnade vorher gewährt, während der Messias in Qualen sterbend der Welt den Born der göttlichen Güte erst wieder erschließen mußte, so zeigt sich in diesem sicher unbeabsichtigten Zuge, daß alles eben nur ein im Rahmen der Zeitlichkeit sich wiederholendes Gleichnis für ein Urewiges ist.

Schon in dieser Auffassung des Erlösungs-Problems zeigte sich, daß der junge Pfitzner kein Nachahmer Wagners war, sondern höchstens in der Nachfolge seiner künstlerischen Absichten sich selbst erzogen hatte. Als Wagner dem Erlösungsgedanken ohne Geschlechterliebe Ausdruck zu geben suchte, mußte er den Jüngling Parsifal zum Gral geleiten. Pfitzner wählt die reine Jungfrau Agnes und läßt von ferne die ja so unendlich reich abgestuften Möglichkeiten der Liebe zwischen Mann und Weib durchschimmern, — dennoch ist sein Werk viel freier von jedem Hauche irdischer Erotik, als der Parsifal (auch ohne den Kundry-Akt). —

Je mehr man sich mit dem Werke befaßt, um so erstaunlicher wird seine Erscheinung. Daß ein Dreiundzwanzigjähriger es vollenden konnte, gehört zum Unbegreiflichsten der Kunstgeschichte, nicht so sehr wegen der erstaunlichen Beherrschung aller Mittel des so verwickelten Opernapparates, als wegen dieser Geistigkeit. Ja, wenn sie asketisch-verstiegen oder voll leidenschaftlicher Jenseitigkeit wäre, könnte man sie auch bei einem Jüngling leicht begreifen. Aber sie ist durchaus gesund und natürlich. Das holde Kind überzeugt nicht nur seine Eltern, sondern auch uns, daß Sterben ein heiteres Glück sein kann, wenn es reine Hingabe an ein anderes außer allem irdischen Begehr Stehendes ist. Seltsam, so ganz hingegeben ich dem Werke lauschte, — bei dieser Stelle zwang sich mir in die enge Dienstmannenstube Dietrichs das weite Bild der flandrischen Ebene, und ich hörte deutsche Jünglinge singend in den Tod stürmen. Kleingläubige, die sich dem „Wunder" verschließen, wenn sie mitten darin stehen!

Die Sonderstellung des Werkes liegt aber auch im rein Künstlerischen, im Dramatischen sowohl, wie im Musikalischen. Sie ist doppelt scharf, weil sich die Parallelen zu Wagner auf Schritt und Tritt aufzwingen. Aber Pfitzners Dramatik ist eine ganz andere, und trotz einiger Vorbereitung an etlichen Stellen Wagners und bei Gluck („Orpheus", mehr noch „Paris" und „Helena", welch letzteres Werk der junge Pfitzner vermutlich nicht gekannt hat) ist sie durchaus neuartig. Es ist lediglich ein Drama innerer Vorgänge. Der 2. Akt z. B. ist einfach ein Bild, dessen Figuren zu sprechen anfangen, uns zu sagen, wie sie in die vom Maler gestaltete Schlußhaltung hineingeraten sind. Alles ist nur ein Verrücken innerer Gefühlslinien, das äußere Geschehen ist dagegen gleichgültig. Dem entspricht die Musik, die mit der Szene nichts zu tun hat, sondern in ihr nur die Welt vor unsere Augen stellt, aus der sie emporgewachsen ist. —

Den Beschluß der Pfitzner-Woche machte „Die Rose vom Liebesgarten", die seit

1904 in München ziemlich heimisch ist. Es ist das musikalisch eingänglichste Werk Pfitzners. Zur reichen Erfindung kommt hier eine blühende Farbigkeit, und die Musik ist streckenweise mit so sinnfälligen Bühnenvorgängen verbunden (das Blütenwunder, das Tropfmotiv in der Tropfsteinhöhle), daß es dem Hörer leichtfällt, die inneren Beziehungen zur Empfindungsquelle zu finden, aus der die Musik geschöpft ist. Denn gerade bei diesen halb programmatischen Stellen erkennt man deutlich, wie Pfitzner aus der sogenannten „neudeutschen" Musik nur zu Wagner, nicht aber zu Liszt oder ihrem französischen Parteigänger Berlioz Beziehungen hat. Es kommt ihm tatsächlich niemals auf Malerei an. Auch die über den Sinn des Gesichtes gewonnenen Eindrücke dienen letzterdings nur dazu, absolute Empfindungsmusik auszulösen. So ist auch die Überleitungsmusik vom zweiten Akt zum Schlußbilde, an so wichtiger dramatischer Entwicklungsstelle sie steht, mehr Sinfonie, als sinfonische Dichtung, es sei denn, daß man sich für die letztere an Beethoven hält.

Es „geschieht" in der „Rose vom Liebesgarten" viel mehr, als in den beiden anderen Musikdramen Pfitzners, und wenn man diesem sonst die allzu wenig auf Bühnenforderungen bedachte Innerlichkeit seines Musizierens als Theaterhemmnis vorhält, müßte man die bunten Bilder und das wechselvolle Geschehen in der „Rose vom Liebesgarten" eher als förderlich ansehen. Trotzdem trägt gerade dieses Geschehen die Schuld daran, daß wenigstens jetzt in der Pfitzner-Woche dieser Abend künstlerisch am wenigsten stark wirkte. Denn der Zuhörer ist wohl für eine reine Seelendramatik, bei der es kaum zu äußerer Handlung kommt, zu gewinnen; wenn ihm aber äußeres Geschehen gezeigt wird, so braucht er vor allem Klarheit der Vorgänge. Gerade in der Oper, bei der das Verständnis des einzelnen Wortes so oft leidet, muß die Handlung als solche sich um so deutlicher herausschälen. In der Hinsicht aber versagt die Dichtung von James Grun vollständig. Es ist sehr bezeichnend, daß immer wieder von eingeweihter Seite, zuletzt vom Komponisten selbst, Verwahrung gegen eine symbolische Deutung eingelegt werden muß. Da das Publikum mit dem, was es sieht, nichts rechtes anzufangen weiß, vermutet es hinter allem eine besondere Bedeutung. Nun will ich die Dichtung keineswegs verteidigen; aber gewisse Kräfte müssen doch in ihr enthalten sein, wenn der Hörer durch die Vorgänge und Bilder immerhin so angeregt wird, daß er eine tiefere Bedeutung hinter ihnen sucht. Es ist also hier ein ähnliches Verhältnis wie bei der „Zauberflöte", nur daß in diesem älteren Werke doch alles viel rascher bewegt und vor allem das Wort im einzelnen viel verständlicher ist. Ich glaube, hier könnte die Inszenierung helfend eingreifen. Denn ein Symbol ist doch in all dem Geschehen enthalten: der Kampf zwischen Licht und Finsternis um die mitten inne liegende Erde, der Sieg des Lichtes dank der Emporläuterung eines Erdenwesens durch die Macht der Liebe, liegt hinter den Vorgängen als tieferer Inhalt. Es würde sich heute noch lohnen, das schärfer herauszuarbeiten, und je stärker diese Symbolik hervorgeholt würde, um so blutvoller würde in diesem einen Falle auch sogar das rein Dramatische werden. Jedenfalls sollte nun die Inszenierung ersetzen, was der Dichtung an Klarheit fehlt. Der Lichtraum des Paradieses, wie die düstere Welt von Wunderers irdischem Reiche, müßten abstrakter stilisiert werden, so daß sie mit dem Irdischen an sich nichts zu tun haben. In München ist das eine ein üppiger Rokokogarten, das andere eine doch auch auf den Erdenbewohner als Schönheit wirkende Tropfsteingrotte. Es ist kein Grund einzusehen, weshalb ein Erdenkind von dieser Lichtwelt geblendet und in Wunderers Reich von Entsetzen gepackt wird. An einem solchen Werke sollte man die Vorschläge Adolph Appias erproben und das Licht als ganz selbständige, von allen real-irdischen Vorbedingungen befreite Kraft ausnutzen. —

Zwischen die drei dramatischen Aufführungen waren zwei Konzerte eingeschoben worden, in denen die rund entwickelte musikalische Persönlichkeit Pfitzners noch von andern Seiten vorgeführt wurde. Immer noch nicht ganz: der reine Sinfoniker, der Chorkomponist und leider auch der Meister des Orchesterliedes fehlten; auch blieb ungezeigt, wie diese nach innen gekehrte Natur ihre Stimme in den Kriegslärm gesendet hat.

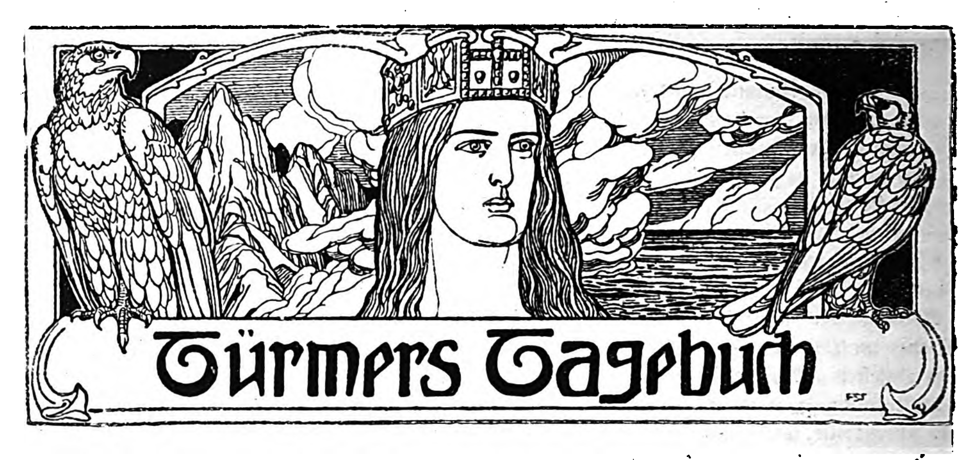
Aus der Kammermusik hörten wir das Klavier-Trio Op. 8 und das dem Münchner Kapellmeister Walter gewidmete ziemlich neue Klavier-Quintett Op. 25. Das Trio ist schon längst als eine der wertvollsten Gaben der neueren Kammermusik anerkannt. In den beiden Mittelsätzen braucht es die höchsten Vergleiche nicht zu scheuen, aber auch die beiden Ecksätze bieten erlesenste Musik. Als der viel jüngere Bruder steht Pfitzner neben Schumann als Fortsetzer der Linie Beethoven-Schubert. Hier, wo geistige Beziehungen zu Richard Wagner ausgeschaltet sind, fühlt man, daß für Pfitzner die Musik seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (außer eben der Wagners) eigentlich gleichgültig ist. Dabei stimmt dann, gerade weil von einer „Abhängigkeit“ nicht die Rede sein kann, die Verwandtschaft des Hauptthemas des vierten Satzes im Trio mit Puccini-Gängen um so nachdenklicher, zumal auch eines der ersten Themen im Palestrina-Vorspiel diese Puccini-Linie aufweist. Hier sind also doch offenbar tieferliegende Zeitströmungen wirksam. Vom Klavier-Quintett ersehnte ich mir die zweite Aufführung. Es scheint mir, wenn auch nicht so frisch eingänglich, wie das Trio, musikalisch nicht minder reich und geistig noch bedeutender zu sein.

Mit dreißig Liedern wurde dieses wichtige Gebiet des Pfitznerschen, der Zahl nach ja nicht sehr umfangreichen Schaffens nach allen Seiten abgeleuchtet. Pfitzner ist der Eichendorff des deutschen Liedes, nicht weil er trotz Schumann und Hugo Wolf die schönsten Vertonungen Eichendorffscher Texte geschaffen hat. Das ist vielmehr die Folge seiner Wesensgleichheit mit dem Dichter. Ein Urromantiker gleich ihm, beraubt ihn die Flucht vor der „dummen Welt mit ihrem gottverlassenen, zerstreuten Hantieren“ nicht des scharfen Blitzes für ihre kleinen und großen Torheiten, mit denen er gleich dem Meister des „Taugenichts“ gelegentlich ein kokettes Spiel treibt („Soft“). Wohlig und behaglich lacht der Humor in sich hinein („Gretel“, „Tragische Geschichte“), aber die eigene Welt ist doch das große Leben der unbefleckten Natur. Das Raunen und Rauschen des Waldes, das stille Sinnen fruchtgesegneter Felder unter der warmen Sonne, das Wandern der Wolken über spiegelnden Seen erwächst zur eigenen Welt, die voll der Gesänge ist von Vögeln, einsamen Waldhörnern und in ahnender Sehnsucht sich suchenden Menschenherzen. Und all diese Stimmen schwellen an zum feierlichen Choral oder verstummen auch in erschauernder Ehrfurcht, wenn der liebe Herrgott segnend seinen Garten durschreitet. Für diese Welt hat Pfitzner einen ganz besonderen rauschenden und wogenden dunklen Grundton, über dem plötzlich eine silbrige helle Linie schwingt, oder — wie bei Eichendorff die kostbaren Bilder — ein leuchtender Edelstein aus dunkler Fassung aufglüht. Die Klavierstimme gibt das Ganze dieser Welt, die Singstimme gehört dem Einzelwesen, das sie erlebt. — Die Lieder sind durch ihre Innerlichkeit schwieriger als sie scheinen, und nur wenige erschließen sich dem ersten Begegnen. Sie verlangen Versenkung. Aber sie haben die Tiefe, in die man versinken kann.

Der Festspielgedanke hat seine sieghafte Kraft bei diesem Pfitznerfeste aufs neue glänzend erwiesen. Trotzdem dürfen wir die Abgrenzung der Wirkung eines solchen Festes auf die Festteilnehmer nicht übersehen, und es bleibt unsere Aufgabe, dem Schaffen Pfitzners den Weg zu ebnen in unser ganzes Musikleben hinein. Weniger seinetwegen, als um unsertwillen, die wir, diese reine, innerliche Kunst schon als Gegengewicht gegen das Gewohnte dringend bedürfen. Zwei Mittel können zum Ziele führen. Das eine ist, auch in unser gewohntes Musiktreiben Tage von festlichem Charakter hineinzubringen; das andere ist, die für diese Kunst Willigen so zu sammeln, daß sie eine Macht darstellen, mit der auch der geschäftsmäßig arbeitende Theaterbetrieb auf seine Rechnung kommen kann. Diese Organisation des Publikums erweist sich immer wieder als dringlichste Aufgabe unseres öffentlichen Kunstlebens.

Karl Storck





Der Krieg

Wohin steuern wir? — fragt Georg Bernhard in der „Vossischen Zeitung“ (Nr. 318). „Das schweizerische Erregungsschauspiel, dessen Opfer der Bundesrat Hoffmann war, ist mit unheimlicher Schnelligkeit an uns vorübergezogen. Es war beendet, ehe man den Vorgang vollkommen begriffen hatte. Diese Schnelligkeit scheint uns der klügste Einfall der klugen Spielleitung gewesen zu sein. Selbst in der Schweiz scheint man in der Hast der Vorgänge und bei der Fülle der Eindrücke nicht ganz zu klarer Überlegung gekommen zu sein. Denn sonst wäre doch vielleicht der Ausgang etwas anders gewesen, als es der Fall war. Ob man heute in der Schweiz in der Ruhe nachträglichen Betrachtens den Abgang Hoffmanns wohl noch für so selbstverständlich hält als kurz nach dem ersten Eindruck der dramatisch-bewegten Handlung? Heute muß man sich doch auch dort fragen: Weshalb ist denn Herr Hoffmann eigentlich gegangen? Er hat der Schweiz, die — wie kaum ein zweites neutrales Land — unter diesem Kriege leidet, den Frieden verschaffen wollen. Aber es ist ihm niemals eingefallen, einen Sonderfrieden zu betreiben. Im Gegenteil. Sein Bericht an den Nationalrat Grimm spricht ausdrücklich von der Möglichkeit eines Gesamtfriedens. Das stellt jetzt auch die schweizerische Presse verschiedentlich fest. Der Eindruck, als ob sich Herr Hoffmann für einen Sonderfrieden einseitig zugunsten einer Partei ins Zeug gelegt hätte, ist lediglich durch die Art der Veröffentlichung hervorgerufen worden. Es ist doch kennzeichnend, daß diese Veröffentlichung gleichzeitig in Brantings Stockholmer ‚Sozialdemokraten‘ und in den Londoner ‚Times‘ erfolgte. England war es, das den Schein einer Sonderfriedensvermittlung hervorgerufen hat, und es ist also der ausgezeichneten englischen Preßmache wieder einmal gelungen, einem Ereignis von vornherein dasjenige Aussehen zu verschaffen, das der englischen Politik erwünscht war. Das schweizerische Volk ist hier nach unserer Auffassung einem von der Entente ganz groß angelegten Ränkespiel zum Opfer gefallen . . .

Insoweit es sich dabei um die Person Hoffmanns und um seinen Rücktritt vom Amt des Bundesrats handelt, liegt eine innere Angelegenheit der Schweiz vor, in die uns einzumischen wir ablehnen müssen. Aber die Sache hat doch auch

eine stark internationale Bedeutung, die, wie uns scheint, auch das Deutsche Reich einigermaßen angeht. Der Zeitpunkt, von dem ab uns die Sache interessiert, setzt nicht erst mit der Veröffentlichung der Hoffmannschen Depesche ein, sondern schon zu der Stunde, wo sie von den Engländern aufgefangen und entziffert worden ist. Seitdem steht die Tatsache fest, daß der Verkehr des schweizerischen Gesandten in Petersburg mit seiner Regierung von England überwacht wird. Alle Entrüstung, die sich berechtigt oder unberechtigt auf Herrn Hoffmanns Haupt entladen konnte, scheint uns ganz geringfügig gegenüber der Entrüstung, die der Völkerrechtsbruch erregen mußte, der in Rußland an der Schweiz begangen worden ist. Aber wo blieb diese Entrüstung? Und es dünkt uns daher die Frage doch sehr berechtigt, was eigentlich die Schweiz getan hat, um ihrer Entrüstung in Petersburg und London Ausdruck zu geben. Das ist unseres Erachtens keine rein schweizerische Angelegenheit. Denn auf den Vorfall Hoffmann sind sehr üble Auftritte in Genf erfolgt.

Deutschland hat sich vorläufig mit einem Ausdruck des Bedauerns des zuständigen Schweizer Departements zufrieden gegeben. Wir wissen, daß dieses Bedauern in Bern ehrlich gemeint ist. Und, da wir die sehr eigenartige und schwierige Lage der Schweiz durchaus würdigen, so liegt uns sicher nichts ferner, als der Schweiz gegenüber irgendwelcher scharfen Tonart das Wort zu reden. Aber wir müssen doch mindestens das eine verlangen, daß die Schweiz nach allen Seiten mit gleichem Maße mißt. Wenn auf der einen Seite die einseitige Behauptung Englands, daß ein Bundesrat englische und französische Interessen verletzt hat, bereits genügt, diesen Bundesrat zu beseitigen, und auf der anderen Seite die schwersten Beschimpfungen deutscher Hoheitszeichen mit formellen Entschuldigungen erledigt werden, so beweist das doch eine Ungleichartigkeit der Verwertung der kriegführenden Parteien, die für uns alles weniger als schmeichelhaft ist. Man kann ja, wenn man sehr wohlwollend ist, darin eine Würdigung unserer Vernunft im Gegensatz zur Unvernünftigkeit der Entente sehen. Aber in der Wertung der Völker zueinander spielen Vernunftgründe keine Rolle. Sondern es bleibt schließlich immer nur die Abschätzung der Macht übrig.

Dabei liegt es uns fern, der Schweiz aus ihrem Verhalten einen Vorwurf zu machen. Denn jeder Staat versucht natürlich, sich aus allen Verwicklungen so leichten Kaufes wie nur immer möglich herauszuretten. Die Schuld liegt eben auch in diesem Falle bei der deutschen Regierung. Wir billigen es durchaus, daß sie die Genfer Angelegenheiten nicht aufgebauscht hat. Aber wir wundern uns im höchsten Maße darüber, daß sie nichts getan hat, um rechtzeitig die englischen Ränke in der Angelegenheit Grimm-Hoffmann zu durchkreuzen. Der Haushaltsausschuß des Reichstags, der ja demnächst zusammentritt, wird sich mit dieser Sache ausführlich zu beschäftigen haben. Es geht unseres Erachtens nicht mehr an, daß in Europa die Staatenlenker der Entente ein internationales Schreckensregiment etablieren, und daß Deutschland mit einer bedauerlichen Hartnäckigkeit gegenüber allen Anzettelungen der Entente sich im Hintergrund hält. Es gibt ja kaum noch ein sauberes Plänchen, das in Paris, oder in London, oder in Rom ausgeheckt wird, das nicht zu vollem Erfolg führt, weil die Dinge lange geschehen sind, wenn man bei uns anfängt, sie sich

zu überlegen. Wer sich nicht zum Wort meldet, der kann sich nicht beklagen, wenn er nicht gehört wird. Es ist ja kennzeichnend, daß in kaum einem Blatte der Schweiz überhaupt nur die Erwägung angestellt worden ist, wie etwa der Rücktritt Hoffmanns in Deutschland wirken könne. Und es ist noch kennzeichnender, daß in durchaus nicht bedeutungslosen Schweizer Blättern die Forderung aufgestellt werden konnte, man müsse als Nachfolger Hoffmanns unter allen Umständen einen Mann nehmen, der bei der Entente die nötige Beliebtheit besitzt. Diese unerhörte Zumutung ist ja erfreulicherweise selbst in einem so wenig deutschfreundlichen Blatte wie der ‚Neuen Zürcher Zeitung' zurückgewiesen worden. Aber daß so etwas ausgesprochen und nicht einmal mit dem Hinweis auf den Eindruck in Deutschland zurückgewiesen wurde, spricht Bände. [Die „unerhörte Zumutung" ist inzwischen glatt erfüllt, ein der Entente in allen Stücken durchaus genehmer Mann, Herr Ador, als Nachfolger Hoffmanns bestellt worden, und das spricht wohl noch mehr — „Bände"! D. T.]

Vor unserer militärischen Kraft und vor allem, was das deutsche Volk in diesem Kriege geleistet hat, besteht im ganzen Auslande einmütige Bewunderung. Aber unsere deutschen Staatsmänner haben auch nicht das mindeste getan, um die militärischen Maßnahmen zu unterstützen und sowohl im Innern als auch im Auslande die Stimmung zu erwecken, die unserer inneren Lage und unserer militärischen Kraft entspricht. Wir lassen überhaupt keine Gelegenheit vorübergehen, um als die braven Kinder zu erscheinen, auf deren Kosten unsere Feinde sich jedes Vergnügen leisten können.

Ein treffendes Beispiel für die Richtigkeit dieser Behauptung ist der neueste Fall Mercier. Etwa gegen Ende Mai begannen in den französischen und englischen Blättern, besonders aber in der französischen Presse, Aufsätze zu erscheinen, in denen gesagt wurde, die deutschen Katholiken versuchten jetzt in Deutschlands Interesse einen katholischen Friedenskongreß zusammenzubringen, nachdem sie zunächst nichts getan hätten, als die Deutschen Belgien verwüsteten. Bei ihrem Vorgehen gegen dieses Bestreben der deutschen Katholiken berief sich die französische Presse auf einen neuen Hirtenbrief des Kardinals Mercier, in dem etwa zu lesen stand, daß der Friede nicht geschlossen werden dürfe, bevor die Schuldigen bestraft seien, Buße getan und die Buße auch reuig auf sich genommen hätten. Über diesen Hirtenbrief ist in der bayerischen Presse ganz ausführlich schon seit einigen Tagen geschrieben worden. Wir wissen aber trotzdem bis heute amtlich noch nichts darüber, ob dieser Hirtenbrief echt ist, und was unsere Regierung in dieser Angelegenheit denn eigentlich nun zu tun gedenkt. Ist der Brief echt, so handelt es sich glatt um einen Fall von Hochverrat. Und es ist unseres Erachtens für das deutsche Volk von höchster Wichtigkeit, zu wissen, ob wir so etwas wirklich stillschweigend dulden.

Wir erwähnen den Fall Mercier hauptsächlich deshalb, weil er für die Beurteilung unserer Kraft und Entschlossenheit im Ausland von höchster Bedeutung ist. Denn der Kardinal Mercier lebt in Belgien, er ist ein Kirchenfürst und man hält ihn aus beiden Gründen im Auslande natürlich für einen schwurfesten Kronzeugen für Deutschlands Schuld. Die Verleumdungen, die von Frankreich, gestützt auf den Hirtenbrief, ausgehen, vergiften die Meinung

Europas gegen uns. Aber wir tun nichts, um diese Meinung zu entgiften. Man denke doch nur einmal an die Wirkung, die solche Dinge in Rußland haben müssen: Die Engländer sind eifrig bei der Arbeit, den Frieden zu verhindern. Der Fall Hoffmann zeigt, daß sie das russische Volk unter Zensur stellen, daß sie den Versuch machen, den wirklichen Charakter unseres Friedensangebots zu verschleiern. Sie haben des weiteren in der Welt und besonders in Deutschland die russischen Zustände so dargestellt, als ob dort vollkommene Anarchie herrsche und niemand im Besitz der Staatsgewalt sei. Reuter und Havas wissen auch wieder von der Verhängung des Kriegsrechts über Petersburg zu berichten. Niemand vermag zu sagen, ob das bloße Lügen sind oder ob es sich hier nicht bereits um das Ergebnis neuer Verwirrungen handelt, die England in Rußland anzettelt. Und nun lassen wir auch den Engländern noch das schöne Mittel in der Hand, dem russischen Volk vor der Bestialität Deutschlands — gestärkt durch das Kronzeugnis des Kardinals Mercier — Furcht einzujagen! Wir fangen allmählich an, die Tatenlosigkeit unserer Staatsmänner überhaupt nicht mehr zu verstehen.

Wir müssen uns doch nun allmählich klar darüber sein, daß dieser Krieg militärisch, wenn überhaupt jemals, so erst nach langer Zeit zu beenden ist. Das letzte und entscheidende Wort hat die Staatskunst zu sprechen. Die deutsche Staatskunst hat aber bis jetzt versagt. Sie hat in den entscheidenden Augenblicken entweder die Gelegenheit verpaßt, oder sie hat gerade das getan, was man nicht tun durfte. Sie ist auch jetzt wieder auf dem besten Wege, weil sie wieder zur rechten Zeit das rechte Wort nicht finden kann, eine der letzten und günstigsten Gelegenheiten zu verpassen. Der Reichstag hat nunmehr die heilige Verpflichtung, endlich einmal Politik zu machen. Wir wollen jetzt endlich durch ihn hören, was unsere Staatsmänner eigentlich wollen. Und wenn dabei diesmal der Reichstag wieder versagt, so zwingt er die Presse, alle Rücksichten fallen zu lassen, um endlich einmal das vor der breitesten Öffentlichkeit zur Sprache zu bringen, was notwendig ist, um denen, die sehen wollen, die Augen darüber zu öffnen, wohin der Kurs führt, den wir augenblicklich steuern. Ein neuer Kriegswinter ohne feste Ziele nach außen und ohne rückhaltlose Taten nach innen erscheint uns eine Unmöglichkeit!"

Unsere oberste Heeresleitung läßt es sich nicht verdrießen, die Überzeugung und die feste Zuversicht kundzugeben, daß der Krieg zu einem Ergebnis führen werde und müsse, das den ungeheuren Opfern des deutschen Volkes entspricht und die Zukunft unseres Vaterlandes sicherstellt. Fester Siegeswille und klares Siegesbewußtsein spricht aus jeder dieser Kundgebungen, von denen jede einzelne eine Absage an den Gedanken des Sichgenügenlassens mit einem Verzichtfrieden ohne ausreichende Entschädigung und ohne den für unsere militärische und wirtschaftliche Sicherung notwendigen Landerwerb bedeutet.

„Mit diesen Verlautbarungen," — stellt der „Deutsche Kurier" (Nr. 177) fest — „die in ihrer Wirkung auf die Stimmung und Zuversicht von Heer und Volk gar nicht hoch genug eingeschätzt werden können, muß dem schlichten Menschenverstand unvereinbar erscheinen die Haltung der offiziösen Presse

und gewisser Organe, die ihr bereitwillig Handlangerdienste leisten. Die Gedankengänge, die von Anbeginn des Krieges an bis zum heutigen Tage offiziös und halboffiziös bald hier und bald dort zutage gefördert oder auch unter der Oberfläche diesem oder jenem gutgläubigen Provinzblatt, beispielsweise durch die aus dunklen Quellen gespeiste Nachrichten-Verkehrs-Gesellschaft, untergeschoben werden, sind immer dieselben: nur keine Hoffnungen erwecken, deren Verwirklichung möglicherweise nicht durchzusetzen ist; nur die Erwartung des Volkes nicht zu hoch spannen, damit hinterher keine Enttäuschung eintritt; nur darauf hinwirken, daß die Stimmung nicht zu stark emporwallt, daß der Mut nicht zu freudig blüht, denn das könnte dahin wirken, die Entschlossenheit der Gegner auf das äußerste anzuspannen usw., Jeremiaden, die mehr als einmal in diesem Kriege dazu geführt haben, in entscheidungsvollen Augenblicken den klaren Blick zu trüben, unsere eigene Schlagkraft zu beeinträchtigen und die der Gegner zu stärken.

Trotzdem fährt jene Presse mit ihrer Methode, die, wie die ‚Kölnische Volkszeitung' gelegentlich einmal treffend sagte, unserem Volke ‚das Mark aus den Knochen saugt', fort. Gerade als ob noch immer nicht klar geworden wäre, daß der gegen uns gerichtete Vernichtungswille unserer Gegner einer Steigerung überhaupt nicht mehr fähig ist, daß sie ihn durchzusetzen entschlossen sind und ihn durchsetzen werden, wenn sie nicht umgekehrt von Deutschland niedergerungen werden, und gerade, als ob ein solches Ziel erreicht werden könnte, wenn man dem Volke in dieser Zeit, wo ihm die schwersten Opfer zugemutet werden, statt ihm ein starkes Siegesbewußtsein und einen entschlossenen Siegeswillen zu zeigen, bange Zweifel an dem schließlichen Ausgange einträufelt.

Charakteristisch für diese Denkweise und diese Methode sind u. a. zwei Aufsätze, die unter dem Titel ‚Friedenswünsche' von der ‚Berliner Börsenzeitung' veröffentlicht wurden. Die ‚Grundzüge der Weltpolitik der Gegenwart', die in diesen Aufsätzen zutage treten, können nur als der Versuch einer propagandistischen Vorbereitnng eines Verzichtfriedens bezeichnet werden; sie stehen im schlimmsten Widerspruch zu dem Geist und Willen, der aus den Verlautbarungen der Obersten Heeresleitung spricht.

Wie gefährlich die Bahn einer solchen Propaganda für den Ausgang des Krieges und damit für unseres Vaterlandes und Volkes Zukunft ist, solle für keinen gesund und klar Denkenden heute noch einer näheren Erläuterung bedürfen. Auch in den beiden angezogenen Aufsätzen der ‚Berliner Börsenzeitung' kommt dies, vielleicht unbewußt, zum Ausdruck. Denn diese Aufsätze enthalten den offen ausgesprochenen Wunsch nach Bildung einer auf breiterer Grundlage ruhenden Regierung, die wohl dem Zwecke dienen soll, den Reichskanzler von der Verantwortung, die er offenbar nach Ansicht des Verfassers jener Aufsätze allein zu tragen nicht mehr in der Lage ist, zu entlasten und sie dem Reichstag zuzuschieben. Mit anderen Worten: Es soll dahin gewirkt werden, dem Reichskanzler für die Dauer diejenige Rückendeckung zu schaffen, die ihm bei der letzten Tagung des Reichstages die gemeinsame Erklärung der Mittelparteien, wenigstens für den Augenblick, bieten konnte ..."

Es wäre — vom Standpunkte des Herrn Reichskanzlers aus — schon zu verstehen, wenn ihm eine solche Rückendeckung nicht unerwünscht käme. Wohin wir auch blicken mögen — allerorten entwickeln sich die Dinge in einer Richtung, die den von uns angestrebten Zielen genau entgegengesetzt ist. Nicht zuletzt auch in Österreich, dem wir in bekannter und erprobter Nibelungentreue an die Seite getreten sind, für das wir das ungeheure Wagnis dieses Weltkrieges mit dem Einsatze unserer ganzen Volkskraft, das bedeutet: unseres ganzen nationalen Daseins auf uns genommen haben. Nun ist dort die erste Phase der parlamentarischen Arbeit zu Ende gegangen, und der Rückblick ist, wie Otto Hoetzsch in der „Kreuzzeitung“ (Nr. 321) das Ergebnis zusammenfaßt, alles andere eher als erfreulich. „Zunächst erlitten die deutschen Parteien, einschließlich der Sozialdemokraten, gleich zu Anfang eine schwere Niederlage, indem die gesamten Slawen des Reichsrats den Antrag durchdrückten, daß die in nicht deutscher Sprache gehaltenen Reden in das amtliche Sitzungsprotokoll aufzunehmen seien. Sachlich wie taktisch war das eine deutsche Niederlage. Sachlich, weil nun nicht mehr die deutsche Sprache die übliche Verhandlungssprache des Reichsrats bleibt, sondern jede der acht Landessprachen die gleichen Rechte hat, da jede nichtdeutsche Rede amtlich übersetzt in die Protokolle aufgenommen wird. Das steigert die Verwirrung der Parlamentsverhandlungen ebenso, wie es die Macht des Präsidenten schwächt. Taktisch aber war der Beschluß bedeutsam, weil gleich beim ersten Ringen den Deutschen, die, wie so oft betont, in sich nicht geeinigt und geschlossen sind, ein gesamtslawischer Block aus Polen, Tschechen, Ruthenen, Südslawen gegenübertrat, der eiserne Ring der Taaffeschen Zeit!

Die deutschen Parteien mögen im einzelnen Fehler in den letzten Wochen, ja Monaten begangen haben, aber der Ministerpräsident Graf Clam-Martinitz hat es auch an Geschicklichkeit und namentlich Tatkraft fehlen lassen. Seine Eröffnungsrede am 11. Juni bot nichts Praktisches und Positives, nachdem sie bereits die Thronrede nur in allgemeinen Sätzen bewegt hatte. Das einzige Positive war, daß Graf Clam-Martinitz in der Kernfrage der nationalen Neuorganisation Österreichs von den geschichtlich gewordenen Verhältnissen ausgehend das Programm der Autonomie der Nationalitäten ablehnte, das heute, nach der russischen Revolution und nach der Aufnahme der Forderung des Selbstbestimmungsrechtes der Nationen in die Friedensprogramme der Kämpfenden, für Österreich eine gewaltige Bedeutung gewonnen hat. Die Äußerungen des Ministerpräsidenten dazu aber waren für die Deutschen zu allgemein, als daß diese im Namen des Gesamtstaates hätten eingreifen können, und sie blieben den Slawen gegenüber ohne jeden Erfolg. Deren Erklärungen waren das eigentlich Erstaunliche an den kurzen Verhandlungen. Auf die bestimmte Absage des Ministerpräsidenten an die destruktiven Tendenzen der bekannten slawischen Rechtsverwahrungen kamen Antworten, die über den Rahmen dieser alten Verwahrungen noch hinausgingen. Die Tschechen ‚streben die Umgestaltung der Monarchie in eine Gemeinschaft freier, gleichberechtigter Staaten an‘, d. h. die Autonomie des tschechischen Volkes, in das die Slowaken ohne weiteres einbezogen würden. Die Südslawen erklärten,

daß ‚alle in der Monarchie lebenden Slowenen, Kroaten und Serben unter dem Zepter der habsburgischen Dynastie vereint werden sollten‘. Die Ukrainer: ‚Das neue glückliche Österreich kann nur ein auf Grund der nationalen Autonomie aufgebautes Österreich sein.‘ Der Rumäne forderte die Vereinigung des gesamten rumänischen Volkes mit Österreich-Ungarn und ging in die auswärtige Politik über mit der Forderung, daß die Rumänen des Königreichs den Kaiser von Österreich zum König von Rumänien wählen würden. Der Italiener kündigte entschiedensten Widerstand der italienischen Bevölkerung gegen die Südslawen an. Am wichtigsten aber waren die Äußerungen der Polen.

Nach ihrem Programm über das russische Galizien hatte der Polenklub des galizischen Landtages vom 27. Mai ‚das unabhängige freie Polen mit dem Zutritt zum Meere‘ proklamiert, den internationalen Charakter der polnischen Frage betont und die Hoffnung auf die Wiederaufrichtung Polens mit Österreichs Hilfe ausgesprochen. Für die Reichsratsverhandlungen legte der Polenklub weiter das Recht der Selbstbestimmung der Völker fest. Schon vorher aber hatte er der Regierung die Gefolgschaft gekündigt. In einer auffällig scharfen Resolution vom 17. Mai hatte er der Regierung Gleichgültigkeit und Passivität vorgeworfen und die Klagen über die Militär- und Zivilbehörden in Galizien vorgebracht, mit denen er den Sturz des Grafen Clam herbeiführte. Nach diesen Vorgefechten kam am 13. Juni die Erklärung im Reichsrat für ein selbständiges polnisches Staatswesen, und diese Erklärung wurde durch den polnischen Sozialdemokraten Daszynski am 15. Juni noch verschärft: unabhängiges Polen und Zutritt zum Meere in einem ‚Zugang durch ein Stück kanalisierter Weichsel zum Hafen von Danzig‘. Der Widerspruch zwischen dem polnischen Programm und den Gedanken des Grafen Clam war so klaffend, die Forderungen der Polen für Galizien so kategorisch, daß der Polenklub daran festhielt, diese Regierung nicht zu unterstützen. Da Graf Clam dann nicht mehr über eine Mehrheit verfügte, blieb ihm nichts übrig, als die Demission des Kabinetts zu erklären, die am 22. Juni bewilligt wurde. Ihm folgt ein reines Beamten- und Übergangskabinett, das in der Hauptsache nur die Verlängerung der Mandatsdauer durchsetzen soll und im übrigen alles ungelöst und ungefördert bis auf den Herbst verschiebt.

Der Sturz des Kabinetts geht in seiner Bedeutung über einen regulären Kabinettswechsel hinaus. Während noch ein Teil der Monarchie in den Händen der Russen ist, brach der Polenklub, die alte Stütze zahlreicher österreichischer Regierungen, die Beziehungen ab, verweigerte die Staatsnotwendigkeiten und stürzte einen Ministerpräsidenten, der jedenfalls bereit war, den slawischen Wünschen im Rahmen des Gesamtstaates sehr weit entgegenzukommen. Auf dem Hintergrunde jener slawischen Erklärungen im Reichsrat aber wird der Sturz des Kabinetts noch bedeutungsvoller. In einem Augenblick, in dem der Landesverteidigungsminister eingehende Mitteilungen über den Verrat der Tschechen machte, gingen diese und die anderen Slawen über jedes Bekenntnis zum Staate hinweg und zum Angriff gegen den Staat selbst über. Die slawischen Parteien im Reichsrat lehnen den österreichischen Staat, wie er heute besteht, ab. Und sie stellen sich mit ihrer Behandlung der nationalen Fragen auf den Boden des Entente-

programms der Wilsonschen Gedanken. Ihre Reden klangen, wie mit Recht gesagt wurde, wie die Anmeldung der Forderungen der slawischen Völker Österreichs für den Friedenskongreß, auf dem ja eine dieser slawischen Fragen die polnische, unter allen Umständen zur Sprache kommt. Die galizischen Polen fordern heute die Vereinigung Galiziens mit dem Königreich Polen, wobei sie offen lassen, wie sie sich die Stellung zu Österreich denken. Sie üben damit einen ungeheuren Druck auf die innerösterreichische Politik aus, komplizieren diese in der heikelsten Frage der auswärtigen Politik und halten letztere für so wichtig, daß sie darüber ein jahrzehntelang festgehaltenes und ihnen höchst nützlich gewesenes Verhältnis als Garde jenes österreichischen Kabinetts glatt aufgaben. . ."

Und in Kongreßpolen, dem von Deutschland begründeten Königreich Polen—?

„Die Bildung des polnischen Heeres macht keine Fortschritte, von der Zwangsaushebung ist keine Rede und selbstverständlich keine Rede davon, daß ein polnisches Heer für diesen Krieg in Aktion treten wird. Die Polen wollen das auch gar nicht, sondern benutzen die Heeresfrage nur dazu, ihr Programm weiter zu fördern, dessen Kernsatz nach wie vor darin besteht: die Polenfrage ist eine internationale Frage, keine Frage, die von den Zentralmächten allein irgendwie entscheidend und grundsätzlich gelöst werden könnte. Die russische Revolution hat weiter gewirkt und auch auf die wenigen Elemente im Staatsrat gedrückt, die vielleicht geneigt gewesen wären, die vom Reichskanzler erwartete deutschfreundliche Politik zu machen, haben doch der Bund der demokratischen Parteien und die polnischen sozialistischen Parteien ihre Vertreter aus ihm zurückgezogen, weil seine Haltung ihnen nicht entschieden genug war. Entschieden genug waren nun die am 1. Mai vom Staatsrat ausgesprochenen Wünsche: Berufung eines Regenten, der polnisch spreche und römisch-katholisch sei, Errichtung eines ständigen Ministerkabinetts und Einberufung des Landtages, unverzügliche Bildung einer provisorischen Regierung aus polnischen Ministern. Daran schloß sich eine Reihe von Klagen, die beinahe schon drohend klangen. Am 15. Mai stellte der österreichische Regierungskommissar in sehr höflicher Sprache eine Äußerung der Zentralmächte dazu in Aussicht, die ‚eine Entscheidung von größter Tragweite für die Zukunft des Landes sei'. In der Erklärung vom 8. Juni ist diese erfolgt. Sie verschiebt, ohne die polnischen Drohungen zurückzuweisen, glücklicherweise den Wunsch nach Einsetzung eines Regenten, als welchen die Polen bekanntlich den Erzherzog Karl Stephan wünschen, auf unbestimmte Zeit. Dafür wird die Übergabe der einzelnen Verwaltungszweige an die polnischen Zentralbehörden in Aussicht gestellt, die, wenn sie durchgeführt ist, die gesamte Verwaltung des Landes aus den Händen der Zentralmächte weggibt, so daß die Generalgouverneure dann eigentlich nur noch die polizeilichen Aufgaben behalten.

Die Antwort der Zentralmächte blieb in der Bahn, die deren polnische Politik bisher konsequent verfolgt hat. Sie betreiben eine solche ja nicht wie Eroberungsmächte, die zunächst in ihrem Interesse über das Land verfügen, sondern betrachten sich wie Schutzleute gegen das feindliche Ausland, die dem befreiten Volke alle Freiheit der Selbstentwicklung und Selbstbestimmung sichern. Die Antwort darauf gab die polnische Jugend mit einem Streik der beiden Warschauer Hochschulen, der den General v. Beseler veranlaßte, am

22. Juni beide Hochschulen bis auf weiteres zu schließen. Wer polnische Universitätsjugend und polnische Universitätsexperimente der Vergangenheit kannte, ist von Anfang an nicht einen Augenblick darüber im Zweifel gewesen, daß das das unausbleibliche Ende dieser Hochschulpolitik sein würde.

Es ist für die, die polnische Dinge kannten, eine traurige Genugtuung, zu sehen, wie alles, was sie seit dem Novembermanifest 1916 vorausgesagt haben, eintrifft. Es bestätigt sich, daß nur ganz wenige Elemente eine Lösung mit den Zentralmächten wollen, daß die Mehrheit des bisher russischen Polentums uns abgeneigt ist, daß die Beziehungen zu Rußland geistig wie wirtschaftlich weiter wirken und daß dieses Polentum absolut unfähig ist, sich selbst zu bestimmen und zu regieren. Auch Blätter, die die polnische Politik des Reichskanzlers billigten und unterstützten, sprechen die allgemeine Enttäuschung aus, aber sie werden selbst nicht glauben, daß ihre Ermahnungen und Vorhaltungen an die Polen etwas nützen. Die Politik, die der Reichskanzler in dem Manifest vom 5. November 1916 nicht einleitete, sondern eigentlich abschloß, ist so im ganzen eine große Enttäuschung geworden, sie hat zu einer vollständigen Niederlage des Kanzlers und seiner Organe geführt, indem sie genau die umgekehrten Folgen gezeitigt hat, als die Erwartungen des Manifests aussprachen. Es ist äußerpolitisch bisher die einzige positive politische Tat des Reichskanzlers im Kriege — sieht er sich in Deutschland nach dem Urteil darüber um, so wird er unter hundert Deutschen nicht fünf finden, die ihm heute noch darin folgen.

Inzwischen haben sich die öfter besprochenen Gefahren in den letzten Monaten noch verschärft. Zunächst ist der internationale Charakter der Frage immer stärker unterstrichen worden. Wir fürchten, daß die verantwortlichen Männer bei uns diesen Punkt, den die Polen sofort erkannt hatten, ursprünglich gar nicht gesehen haben. Jetzt belehrt sie über seine Gefahr der Eifer, mit der die Entente sich auf Polen stürzt. Was geht die Vereinigten Staaten, was geht Italien diese Frage an? Sie wissen, daß mit dem Prinzip: Selbstbestimmungsrecht der Polen im selbständigen, ja unabhängigen Staat auch einem siegreichen Deutschland und Österreich-Ungarn bei den Friedensverhandlungen ungemeine Schwierigkeiten bereitet werden können, und darum greifen sie das mit Energie auf, während die Ententemächte in den ersten zwei Kriegsjahren die polnische Frage immer wieder zurückgeschoben haben. Wir sehen nicht, wie die deutsche Politik, wenn sie in der bisherigen Bahn weitergeht, von dieser gefährlichen Plattform herunterkommen und wie sie die Sicherungsinteressen im Osten damit verbinden soll, wie ja auch eine etwaige Angliederung von Kurland und Litauen, eine Erweiterung unserer Grenzen nach Osten ohne klare Behandlung der polnischen Frage militär-politisch in der Luft hinge.

Weiter ist die Gefährdung unseres Ostens schärfer hervorgetreten. Es ist geradezu erschreckend, wenn im österreichischen Reichsrat der Zugang eines selbständigen — darauf liegt der Nachdruck — Polens zum Meer über Danzig proklamiert werden kann und wenn diese Forderung in Deutschland sogar ‚auf volle Beachtung' stößt. (So in einem Artikel des Hamburger Echo 9. Juni.) Diese Gefahr ist um so größer, weil im organischen Zusammenhang mit der deutschen

Politik in Weichselpolen die Umkehr in der preußischen Ostmarkenpolitik, ihr im vollen Gang befindlicher Abbau steht. Man soll sich darüber nicht täuschen: Deutschland kann nicht die Polen an der mittleren Weichsel befreien und an der unteren Weichsel und Warthe, wie das feindliche Ausland und die Polen sagen, durch seine Ostmarkenpolitik ‚bedrücken'. Theoretisch mag sich beides vereinigen lassen: ‚Abtrennung der Fremdvölker vom russischen Reiche und Grundsatz der nationalen Staatenbildung auf diesem Gebiet' und zugleich Weiterführung der preußischen Polenpolitik, praktisch sind das Gegensätze, die einander ausschließen. Es ist auch schwerlich eine Regierung bei uns denkbar, die beide politische Richtungen zusammen verfolgen und durchsetzen könnte.

Für den Augenblick aber ist die dritte Gefahr die bedenklichste: die Rückwirkung der Polenfrage auf Österreich-Ungarn und sein Verhältnis zu uns. Hier kann man wirklich an den Fluch der bösen Tat erinnern. Bei Beginn des Krieges stellten die galizischen Polen das Programm auf, das zu befreiende Polen solle mit Galizien unter habsburgischem Zepter vereinigt werden. Damals haben sie die Zustimmung der Zentralmächte gefunden oder mindestens die stillschweigende Billigung, da die deutsche Regierung nicht klar und entschlossen genug war, sofort das nötige vom deutschen Gesichtspunkt aus dagegen zu tun und zu sagen. Im vorigen Jahre mußten die galizischen Polen erkennen, daß auf Verwirklichung ihrer Wünsche nicht gerechnet werden könne. Die Proklamation vom 5. November erfolgte ohne ihr Wissen und ohne Fühlungnahme mit ihnen. Dafür erwirkte ihr Führer Bilinski das kaiserliche Handschreiben über die Autonomie Galiziens. An dieser aber haben die Polen Galiziens ein sehr geringes Interesse: ihr Programm ist geradezu darauf angelegt, sie unmöglich zu machen, ihre Politik so, wie sie oben geschildert wurde. Trotzdem hat sich die Regierung bei Anwesenheit des Kaisers in Krakau abermals darauf festgelegt und auch die Thronrede sprach von einer Lösung der Frage, für die Kaiser Franz Joseph einen Weg gefunden habe. Wie hätte Deutschland seinem Bundesgenossen helfen können, wenn es von vornherein fest und unzweideutig seinen Standpunkt eingenommen hätte! Die deutsche Politik tat das nicht, sie behalf sich mit dem nicht einmal zutreffenden Hinweise, daß die Sonderstellung Galiziens eine deutsche Mehrheit im Reichsrat sichere, und faßte dann den Beschluß vom 5. November, der jetzt eine schwere Konsequenz nach der anderen nach sich zieht. Die galizischen Polen waren und sind die konsequenten. Sie wünschen die Vereinigung ihres Landes mit dem Staate, der aus dem russischen Polen gebildet wird, und halten, wie ihre Forderung nach dem Zugang zum Meere zeigt, auch die Angliederung der zu Preußen gehörenden Landesteile einmal für möglich. Von der Wirkung dieses klaren Programms auf Österreich sprachen wir schon. Hinzuzufügen ist, daß die Ruthenen an ihrer alten Forderung festhalten, Galizien solle in ein polnisches und ukrainisches Verwaltungsgebiet geteilt werden. Wenn eine Lösung dieser ruthenischen Froderung nicht gelingt, wird die ganze Politik schließlich an der ruthenischen Frage zur größten inneren Unordnung in Galizien führen.

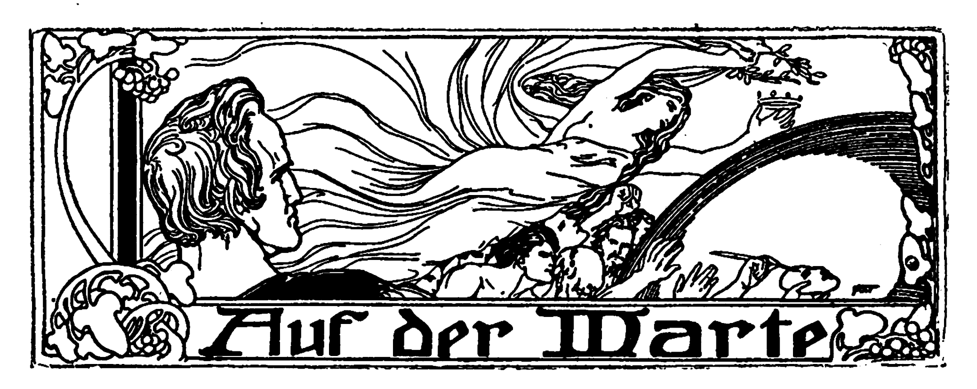
Es ist nicht anders: der Ausgang in der Polenfrage darf nicht vom Gesichtspunkt der Abtrennung russischer Fremdvölker, sondern nur von den Großmachtsinteressen Deutschlands und Österreich-Ungarns aus genommen werden. Diese

erfordern für beide eine Sicherung ihrer östlichen Grenzen und für Österreich-Ungarn eine möglichst geringe Belastung mit polnischem Land. Jede Ausdehnung Österreichs auf polnischem Gebiete würde es verhängnisvoll von seinen Balkanaufgaben ablenken, würde es zwingen, noch einmal kolonisatorische Arbeit zu wiederholen, die die Neuordnung und Fortentwicklung der anderen Reichsteile gefährlich aufhalten würde. Das Interesse Österreich-Ungarns verbietet geradezu, daß in irgend einer Form die neugeordnete polnische Welt an der mittleren Weichsel ihm übertragen werde. Und für uns bestimmen allein die Gesichtspunkte militärisch-politischer Sicherung unsere Wünsche, die es auch allein ermöglichen, eine feste Linie einzuhalten. Erweist sich jetzt, daß der Entschluß unserer Regierung mit dem Novembermanifest überstürzt und unzulänglich vorbereitet war und zu gefährlichen Konsequenzen führt, so muß der Mut gefordert werden, ihn rückgängig zu machen, so lange es noch Zeit ist. Daß die Gestaltung der russischen Dinge das erleichtert, erkennen auch Politiker an, die, wie Prof. Delbrück, die Polenpolitik des Reichskanzlers nach außen wie innen billigen; auch er hält es für diskutabel, daß die Zentralmächte sich, abgesehen, von ihren Sicherungsinteressen, in dem bisher russischen Polen desinteressieren. Aber entschlossenes Handeln ist jetzt die gebieterische Pflicht der deutschen Reichsleitung in der polnischen Frage. Die bisherige Politik und dazu die Halbheit und Unentschlossenheit, reinen Tisch zu machen, setzt sowohl unser Zukunftsinteresse wie das Österreich-Ungarns aufs Spiel und gefährdet den Eckstein unserer Weltstellung, unser Bündnis mit dem Donaustaat."

Alles so klar, daß es mit Händen zu greifen ist. Aber — wird's was nützen? Was können noch so treue, noch so klarblickende Warner und Mahner unter den heute gegebenen Verhältnissen unmittelbar noch viel nützen? Nur eine irdische Macht vermöchte dem Verhängnis noch dicht vor dem Abgrunde in die Zügel zu fallen: das ist die Macht, der allein wir es zu verdanken haben, daß wir noch nicht zerschmettert im Abgrunde liegen. Auf den Reichstag wollen wir uns da lieber nicht versteifen; der hat in diesem Daseinskampfe Wichtigeres zu tun: seine Parteiwindeln auf die Bleiche und seine „innerpolitischen" Parteitöpfe im währenden Weltbrande in Sicherheit zu bringen. — Zwar gibt es ja noch ein deutsches Volk, das auf seine Auserwählten einen heilsamen Druck ausüben könnte. Der gute Wille in Ehren, aber — Wasser allein tut's freilich nicht.

Nein, uns kann nur noch das Machtwort einzelner Männer helfen, zu denen das gesamte Volk als zu seinen erkorenen Führern emporschaut, denen es in unerschüttertem und unerschütterlichen Vertrauen freiwillig Gefolgschaft leistet. „Bringen Sie nur die Miesmacher zur Ruhe," so etwa äußerte sich Hindenburg zu einem Pressemann, „haben Sie nur Vertrauen und überlassen Sie das andere uns." So ist es: zu allernächst die Miesmacher zur Ruhe bringen, denn deren Sippe ist uns gefährlicher und einflußreicher, als manchem braven Deutschen über die Schwelle des Bewußtseins getreten sein mag . . .





Ein Sündenregister

Unter dieser Aufschrift berichten die „Berliner Neuesten Nachrichten“ (Nr. 327): „Was im Laufe der Jahre an der Geschäftsführung des Reichskanzelrs zu beanstanden und zu bekämpfen war, mit der Ruhe und Vorurteilslosigkeit des Gelehrten, faßt Dietrich Schäfer noch einmal (in der Leipziger Zeitschrift „Der Panther“) zusammen... Es fehlt am rechten Wollen und am rechten Vollbringen. In kräftigen Strichen zeichnet Schäfer das große Gemälde: Die Schuld des Kanzlers — ohne Effekthascherei und in maßvoller Sprache... Und dann folgt der Nachweis, daß es uns an dieser starken und kundigen Hand gefehlt hat — schon Jahre vor Kriegsausbruch, als die ‚größten Rüstungsvorlagen, welche die deutsche Geschichte kennt‘, zu spät eingebracht wurden. Was hätte das für den Gang des Krieges bedeutet, wenn wir zu Beginn des Kampfes eine halbe oder eine ganze Million ausgebildeter Streiter mehr gehabt hätten! Die Verständigungspolitik ist wie ein Kartenhaus zusammengebrochen und Mißerfolg kann Vertrauen nicht erwecken, zumal seitens der Regierung in völliger Unklarheit blieb, wie sie sich die Sicherung von Deutschlands Zukunft denke. Wie Peitschenhiebe folgen sich die Vorwürfe Schäfers gegen die Reichsregierung und ihre auswärtige Politik; im Zusammenhang mit der Verurteilung der schlechten Politik Amerika gegenüber und mit der Verzögerung des Beginns des uneingeschränkten U-Boot-Krieges kommt Schäfer zu der schwerwiegenden Feststellung: Die Zukunft wird entscheiden, ob das verlorene Jahr Deutschlands Verhängnis sein wird! Uns graust bei dem Gedanken an die Hunderttausende unserer gefallenen Helden vor der Verantwortung, die hier dem Kanzler zugeschoben wird...

‚Wiederholt hat der Reichskanzler das Versprechen gegeben, daß das deutsche Volk endgültig zur Entscheidung seiner Geschicke rechtzeitig gehört werden solle. Wenn irgend etwas bestimmend ist für die Zukunft unseres Volkes, so ist es die Gestaltung seiner Beziehungen zu Polen. Die Erklärung vom 5. November 1916 hat sie aber festgelegt, ohne daß auch nur die Nächstberufenen unseres Volkes gehört worden wären. Daß die Ordnung, die sie geschaffen hat, nicht befriedigt, darüber kann jetzt, nachdem sie länger als ein halbes Jahr bestanden hat, unter Deutschen keine Meinungsverschiedenheit mehr bestehen... Drohend steigt das Gespenst eines völlig selbständigen Polens an unserer Ostgrenze empor. Es wäre gleichbedeutend mit Preußens und Deutschlands Untergang als Großmacht; es wäre ihnen eine Fessel ans Bein gelegt, die freie Bewegung ausschlösse. Denn es ist ein grober, ein verhängnisvoller Irrtum, daß die Polen sich durch ihre westliche Kultur an uns gebunden fühlen würden. Die Politik der Staaten wird nicht durch ihre Kultur, sondern durch ihre Machtinteressen bestimmt.

Eine Reichsregierung, die einen völlig selbständigen polnischen Staat an unseren Ostgrenzen errichten wollte, würde Mord begehen am eigenen Volke. Es ist Pflicht

unserer Regierung . . . Klarheit zu schaffen darüber, daß wir nicht zum zweitenmal vor eine vollzogene Tatsache gestellt werden wie am 5. November 1916, Pflicht des Reichstags, die Regierung zu nötigen, wenn sie es nicht aus freien Stücken tut. Keinerlei Erwägungen und Berechnungen, welcher Art auch immer, können von diesen Pflichten entbinden.

Es besteht aber darüber hinaus noch eine weitere Pflicht.

Seit Jahresfrist treibt Scheidemann sein Wesen. Immer wieder versteht er die Vorstellung zu erwecken, daß er in einem gewissen Einvernehmen mit der Reichsregierung handele, von deren Wollen und Wünschen unterrichtet sei. Ihm aber sind ‚Narren', die noch an einen Sieg glauben. Unsere Regierung läßt ohne jeden Einspruch, ja vielleicht unter Billigung geschehen, daß völlig unverantwortliche Leute sich gebärden, als läge es in ihrer Hand, der Welt den allgemein ersehnten Frieden zu schenken. Das französische Volk hat eine Empfindung dafür, daß das unzulässig ist, greift hindernd ein, ebenso natürlich das englische. Die bürgerliche Mehrheit unseres Reichstages, die ja so gut wie geschlossen andere Kriegsziele als Scheidemann erstrebt, tut nichts, zu hemmen; sie bestärkt den Reichskanzler geradezu in seiner verhängnisvollen Zurückhaltung. Denn die von den Mittelparteien am 15. Mai abgegebene Erklärung hat dieses Ergebnis. Die politische Überlegenheit der alten Staatsvölker über unser junges Deutschland hebt sich nur zu vernehmlich ab. . .

Die Fragen der inneren Politik schieben sich der deutschen Staatsauffassung unwillkürlich in den Vordergrund. Vergebens hat Bismarck immer und immer wieder gelehrt und durch sein Handeln bestätigt, daß seiner politischen Einsicht der Bestand des Staates, die Sicherung seiner Macht nach außen alles andere zurückdrängend im Vordergrunde stand. Nur weil ihm dieser feste Pol Leitstern wurde und blieb, hat er Begründer des Reiches werden können. In ganz anderer Weise als je zu seinen Lebzeiten ist aber gegenwärtig der Bestand von Reich und Volk bedroht und in Frage gestellt. Es geht zurzeit für uns um alles. Endet dieser Krieg ohne Mehrung unserer Macht, so sind wir ausgeschaltet aus der Reihe der Völker, die über die Erde verfügen. Wir und unser Staat sind dann weiterhin nur noch die Geduldeten. Menschheitsdünger . . . Sind wir ein mächtiges Volk, so werden wir auch ein freies sein. Unterliegen wir oder gehen wir auch nur in dem alten Bestande aus dem Kriege hervor, bedrückt mit all den Lasten, die er uns auflegt, so sind wir auf ewig verurteilt zu einem Helotenlos, auch beim schrankenlosesten Wahlrecht.

In Wirklichkeit zerschneiden die verbündeten Angelsachsen alle die Fäden, durch die deutsches Leben mit der Welt zusammenhängt und verknüpft wird. Sie werden nicht so leicht wieder gesponnen sein. Bringt uns der Krieg nicht eine Stellung daheim und über See, in der wir England zwingen können, unser Wollen und Wünschen zu beachten, so ist auf den Frühling deutschen Welthandels ein vernichtender Reif gefallen. Daß ‚Freiheit der Meere' eine inhaltleere Phrase ist, wenn nicht Macht hinter ihr steht, sollte jetzt doch wahrlich jeder einsehen. Und zu solcher Lage noch ostwärts ein selbständiges Polenreich! Nein, wir können, wir dürfen dem englischen Vernichtungswillen nur den unbeugsamen Entschluß entgegensetzen, an unserer Ost- und Westgrenze diejenige Macht zu behaupten, die verhindern kann, daß das von uns besetzte Gebiet gegen uns verwendbar bleibt.'

Schäfer schließt seine bittere Anklage mit der Warnung: ‚In der Lage, in der sich das deutsche Volk jetzt befindet, ist die entschlossene Festlegung eines bestimmten Willens die einzige Rettung; wer sie hintertreibt, versündigt sich am Vaterlande.'"

*

St. Theobaldstag

In den „Alldeutschen Blättern" (Berlin, W 35, Nr. 27) ist zu lesen:

„Mitte Juli 1911 hatte ich den Eindruck, daß Frau Geschichte sich zwei Wochen vorher

etwas geleistet hatte, was ein mir Nahestehender, der sich schlagender Kennzeichnung zu bedienen gelernt hatte, einen ‚traurigen Spaß‘ nannte. Damals blätterte ich aus irgendeinem Anlaß im Kalender und fand, daß der 1. Juli dem heiligen Theobald geweiht ist — der Tag von Agadir trägt den Heiligennamen —, der den Urheber des Panthersprungs, Herrn von Bethmann Hollweg, durch dies Erdenleben begleitet.

Der Tag von Agadir — St. Theobaldstag! Ich stutzte ob dieses Anfalls von geschichtlicher Scherzhaftigkeit und suchte mich über St. Theobald selbst zu belehren. Das war nicht allzu schwer, und es ergab sich, daß dieser — ohne seinem Gedächtnis zunahe zu treten —, wirklich ein wunderlicher Heiliger gewesen ist. — Er war eines burgundischen Grafen Sohn, der Welt von früh abgewandt, mit ausgesprochener Abneigung vor dem Waffendienste; als sein Vater vom Kaiser Konrad, dem großen Salier, aufgeboten wurde, um seiner Lehnspflicht im Kampfe gegen einen aufsässigen Grafen zu genügen, weigerte sich der Sohn, ihm zu folgen; er gestand seine Abscheu vor dem Kriege und bat im Hinblick auf ein Gelübde, das er getan, Einsiedler werden zu dürfen. Der Vater ließ dem Sohne seinen Willen, und so wurde er der wunderliche Heilige, den ich ihn genannt.

Hat sich Herr von Bethmann Hollweg seinen Namenstag selbst zur Ausführung des Panthersprungs ausgewählt oder tat es Herr von Kiderlen-Wächter, dessen hemmungsloser (gewissermaßen entarteter) Scherz-Natur eine solche Aufmerksamkeit wohl zuzutrauen wäre? Und wenn mit der Wahl dieses Tages ob seines beziehungsreichen Namens eine bestimmte Absicht verbunden war — welche kann es gewesen sein? Doch wohl nur die, den Namenstag des Reichskanzlers durch den gewaltigen Erfolg, der das mit dem 1. Juli 1911 eingeleitete Werk krönen sollte, zu einem Ehrentage der deutschen Geschichte zu machen — oder sollte Herr von Kiderlen-Wächter es anders vorhergesehen und eine andere Absicht gehabt haben? . . .

Seit dem Tage des Panthersprungs sind sechs Jahre verflossen, von denen die drei letzten die schwersten sind, die je ein Volk zu erleben hatte — alles, was auf dem Gebiete der äußeren Politik seitdem geschehen ist, steht in engster Beziehung zu dem Abenteuer, das damals unternommen wurde, und man hat nicht mit Unrecht behauptet, daß der jetzige Krieg mit seinen Besonderheiten auf den 1. Juli 1911 zurückgehe.

Was immer der Urheber dieses Tages seitdem unternommen hat, ist mißraten, wie jene hochpolitische Handlung, von deren Folgen er Großes und Gutes für das Deutsche Reich erwartete — freilich für den, der jene Handlung in Absicht, Anlage und Ausführung genau kennt, mit ebensoviel Aussicht auf einen guten Ausgang, als wenn einer, der nicht schwimmen kann, in Berlin in die Spree springt, um auf dem Wasserwege sicher nach Amerika zu gelangen!

Oder ist Einer im deutschen Vaterlande, der Herrn von Bethmann Hollweg eines Erfolges rühmen könnte? Wenn es einen solchen Deutschen gibt, so schalle ihm das Wort des Heerrufers aus Lohengrin feierlich entgegen: Er trete vor!

Wir wissen wohl, es gibt noch Leute im Reich, die sich den Anschein geben, die Politik des fünften Kanzlers zu verteidigen — aus Erwägungen freilich, die nichts mit dem Wohle des deutschen Volkes zu tun haben —, aber auch von ihnen ist keiner in der Lage, ein politisches Unternehmen des Herrn von Bethmann Hollweg in seiner achtjährigen Kanzlerschaft zu nennen, das nicht mit einem Mißerfolge geendet hätte.

Der Theobaldstag ist geradezu zum Schicksalstage des fünften Kanzlers geworden und damit gleichzeitig zu einem solchen des Deutschen Reiches. Es liegt ein unseliger Bann über dem Vaterlande, der Bann des Nicht-Sehens, Nicht-Wollens und Nicht-Könnens, soweit die Dinge der Staatskunst in Betracht kommen.

Dieser drei-einige Zauber des politischen Unheils muß gebrochen werden — sonst, wehe dem deutschen Volke! Acht Jahre wirkt er schon und hat mehr Schaden gestiftet, innen und außen, als sich

aufzählen läßt. Nun bringt er uns in Gefahr, daß Ströme von Blut umsonst vergossen werden, daß unser Vaterland seine Schicksalsstunde versäumt.

St. Theobaldstag mahne! Mahne die, die zu Führern des deutschen Volkes bestellt sind, aber auch die, die sich berufen fühlen, für es zu sorgen, es zu führen in entscheidungsvoller Zeit.

Der Weg zum Glück wird erst frei, wenn der Zauber des Theobaldstags gebrochen ist!"

*

Herrn von Bethmanns polnisches Kartenhaus

Ein jetziger höherer Beamter, der als Offizier den Feldzug in Polen bis Warschau mitgemacht hat, schreibt der Berliner „Deutschen Warte":

„Überall ist die alte berüchtigte polnische Schlamperei wieder obenauf, dazu ausgesprochene passive Resistenz, Beschwerden gegen jede neue Verordnung, hinterlistiges Zuschandenmachen aller unserer Bemühungen um Ordnung und Wohlfahrt. — Ich habe dann Warschau besucht, Lomza und Lodz, und verschiedene Male unterwegs Station gemacht. Der Eindruck war überall derselbe. In Warschau zeigt sich der Haß offener, in den Kleinstädten und auf dem platten Lande ist er um so gefährlicher. In der Hauptstadt vergnügen sich Männlein und Weiblein der „besseren Stände" damit, im Nationalkostüm und mit nationalen Abzeichen herumzustolzieren, die Deutschen anzuflegeln und ab und zu ein kleines Demonstratiönchen loszulassen: das Volk, besonders das Proletariat, verhungert derweilen buchstäblich. Denn die hochmögenden polnischen Herren verwenden ihre Zeit (außer zu Flirts) zu uferlosem Geschwätz über hohe Politik, und für die Fürsorge ist einfach niemand zu haben. Eine vernünftige Vorratsverteilung ist unmöglich, denn freiwillige Hilfskräfte sind nicht aufzutreiben. In der Provinz aber drückt die Not gleichmäßig, und da die Leute lieber darben wollen, als den praktischen Ratschlägen der „Peronje Niemoi" nachzukommen, so haben die Hetzer starke Erfolge bei ihrem lieblichen Bemühen, alle Unbill allein der deutschen Verwaltung zur Last zu legen. Das Volk wird mit voller Absicht von der Arbeit weg- und ins politische Getriebe hineingezogen. An maßgebenden Stellen ist man sich durchaus über die unhaltbare Lage klar. Man spürt die eigene Ohnmacht immer stärker, eingeengt durch die fortwährenden Konzessionen an die Selbstverwaltung von Berlin her, nur immer weiter zum Nachgeben angehalten. Es muß doch, weiß Gott, schon ganz verkehrt kommen, wenn alte preußische Offiziere und Beamte die Lust am Arbeiten verlieren oder nicht mehr mitmachen wollen! Aber es ist ebenso weit gekommen! ‚Man läßt uns hier einfach in die Binsen gehen', sagte mir ein Kamerad aus Mecklenburg, und er fügte einige Kraftausdrücke in seinem Platt hinzu. Uns aber ist es längst schon schummerig geworden, und wir fühlen uns so, wie das neulich mal ein hoher Beamter am besten ausdrückte: ‚Wir sitzen in einem Kartenhaus, das jeden Augenblick über unseren Köpfen zusammenfallen kann; in einem der berühmten Kartenhäuser des Herrn v. Bethmann Hollweg.' Als ich nach Warschau kam, war die Krise gerade offen ausgebrochen. Eine Anzahl Parteien, schließlich der gesamte Nationalrat, hatten dem Staatsrat (Zentralregierung) so lange schlappe Haltung vorgeworfen, daß dieser ebenfalls gegen das Generalgouvernement vorging. Er präsentierte eine lange Liste Forderungen, die auf vollkommene Auslieferung der Verwaltung und sofortige Errichtung eines wirklichen Staatswesens hinausliefen. Es kam zum offenen Zwist. Einzelne Mitglieder des Staatsrats streikten, vorübergehend sogar die Körperschaft als Ganzes; die ‚Repräsentation des tollen Unsinns', wie die Deutschen hier die ganz unmögliche Warschauer Stadtverwaltung nennen, goß kübelweise Öl ins Feuer; die Studenten demonstrierten zuerst, dann kam es zu weiteren Unliebsamkeiten. In Warschau und mehreren anderen Orten platzten die Umzüge auf Gegenkundgebungen der breiten Massen, die nach Brot riefen. Soviel ich

weiß, hält dieser Zustand allgemeiner Verwirrung noch jetzt an. Fast sämtliche aktivistischen Parteien, dazu einige passivistische und jüdische, haben sich inzwischen hinter die Forderungen des Staatsrats gestellt. Dabei arten die Wünsche tagtäglich mehr aus. Ein autonomes Königreich ohne jede fremde Kontrolle, mit eigener Armee und dem Erzherzog Stefan als erblichen Monarchen — das ist die Mindestforderung. Hinsichtlich der Garantien im Innern aber und der äußeren Staatsgrenzen werden die ausschweifendsten Phantasien laut. ‚Herzenssache', so heißt es, seien die fünf künftigen Hauptstädte: Warschau, Wilna, Lemberg, Krakau und — Posen. Erste Notwendigkeit nennt man den Zugang zu mindestens einem Meer. Und die wenigsten begnügen sich mit einem Freihafen Danzig oder Libau in der Art, wie der Bukarester Frieden Saloniki zum serbischen Freihafen bestimmte; mindestens ein Dutzend Parteien verlangt schlankweg, die Weichsel müsse ein rein polnischer Strom werden, bis nach Danzig hinunter! Daß die eingeborenen Deutschen auswandern oder sich polonisieren sollen, versteht sich für diese Über-Patrioten am Rande."

*

System oder Persönlichkeit?

In der Presse, so wird im „Deutschen Kurier" ausgeführt, begegnet man neuerdings des öfteren (so auch jetzt wieder in der „Magdeburgischen Zeitung") der Forderung: weil die auswärtige Politik des Deutschen Reiches versagt habe, müsse ein Systemwechsel im Sinne der Demokratisierung und Parlamentisierung der inneren Politik eintreten, als dessen Folge dann angeblich zu erwarten sei, daß stärkere und geeignetere Träger einer kraftvollen auswärtigen Politik in den Vordergrund treten würden. Es wird dabei auf die Unfähigkeit in der Behandlung der Volksstimmung im Auslande verwiesen und als deren Ursache unser Beamtensystem hingestellt.

Denjenigen Kreisen, die zugunsten ihrer bestimmten Interessen das parlamentarische System erstreben und ihm Anhänger auch dort werben wollen, wo an sich ganz anders gerichtete Interessen vorhanden sind, muß man zugeben, daß sie hier mit Geschick eine wirkungsvolle agitatorische Wendung erfunden und in Umlauf gesetzt haben. Betrüblich aber ist es, wenn Kreise und Zeitungen, die mit jenen Interessen gar nichts zu tun haben, auf diese demokratische Leimrute hupfen, der nicht einmal eine Scheinwahrheit zugrunde liegt; denn in Wirklichkeit verhält es sich gerade umgekehrt. Immer ist die auswärtige Politik eines Staates eine Personenfrage und nie eine Systemfrage gewesen. Die stärkste und erfolgreichste Politik haben zu allen Zeiten diejenigen Staatsmänner zu führen verstanden, die sich von aller Beeinflussung durch die Demokratie und ihre öffentliche Meinung völlig frei zu halten wußten. Man blättere durch die Weltgeschichte: wo man eine erfolgreiche auswärtige Politik findet, wird man feststellen können, daß die Entschließung der maßgebenden Personen immer in Unabhängigkeit und Freiheit von Massenbeeinflussung erfolgte. Schließlich braucht man ja nur an Bismarck zu denken, der doch auch kein demokratischer Parteihäuptling gewesen ist.

Wenn immer auf eine glückliche auswärtige Politik von Staaten mit demokratischer Verfassungsreform verwiesen wird, so heißt das doch, den äußeren Schein mit der inneren Wirklichkeit zu verwechseln. . . Schon für das alte Athen hat Thukydides das mit seinem erleuchteten Wort über die Politik des Perikles festgestellt, indem er sagt: „Nur dem Namen nach bestand eine Demokratie, in Wirklichkeit aber lag die Staatsgewalt in der Hand des ersten Mannes." Bei den ihrer äußeren Verfassungsform nach demokratischen Ländern unserer Zeit liegen die Dinge auch heute nicht anders. Für die Entschließungen in ihrer auswärtigen Politik ist nicht das maßgebend, was man Demokratie nennt, sondern es machen sich die Einflüsse ganz bestimmter Elementegruppen geltend, die ihrerseits ihren Willen in bestimmtester Weise durchzusetzen verstehen. Das ist namentlich, was Frankreich und die

Vereinigten Staaten anbetrifft, oft genug dargelegt worden. Bei den Auseinandersetzungen über die Frage: „Parlamentarisches System oder nicht?“ handelt es sich für denjenigen, der nicht an den äußeren Formen haften bleibt, für Deutschland um die Frage, ob eine unabhängige Staatsgewalt weiter wirken soll, oder ob auch bei uns diejenigen Kräfte, die in Frankreich, den Vereinigten Staaten und anderswo den Haupteinfluß ausüben, die Übermacht gewinnen sollen. Wenn das der Fall wäre, so könnten unsere Feinde allerdings einen der wichtigsten Punkte ihres Kriegszieles für erfüllt betrachten.

Freilich ist es immer die Eigentümlichkeit schwacher Menschen gewesen, Mißerfolge nicht in ihrer eigenen Natur und deren Unzulänglichkeit, sondern in äußeren Umständen, in den Verhältnissen, im System zu suchen. Wer klaren Auges die Verhältnisse und Zusammenhänge überblickt und durchschaut, der kann das Heil einer erfolgreichen auswärtigen Politik niemals in der Herbeiführung eines demokratisch-parlamentarischen Systemwechsels suchen, durch den die Tatkraft eines wirklichen Führers der Reichsgeschicke nur gelähmt werden könnte, sondern allein in der glücklichen Lösung der Personenfrage.

*

Wer sich grün macht —

„Neutrale,“ berichtet Graf Reventlow, „die nach langer Anwesenheit dort aus Rußland gekommen sind, erklären einmütig: man sei in Rußland fest davon überzeugt, daß das Deutsche Reich auf dem letzten Loche pfeife. Militärisch, wirtschaftlich und moralisch sei das deutsche Volk so gut wie fertig. Auch die deutschen Stockholmer Beflissenheiten haben dafür das Ihrige getan, hauptsächlich aber die fortwährenden ausdrücklichen oder verblümten Friedensangebote, sowie die fortwährende Erörterung dieses Themas. Man nimmt sie ohne Unterschied und lediglich als Bekenntnis der Schwäche und der Angst vor weiterer Fortsetzung des Krieges. Und da das deutsche Reich sich in dieser Beziehung am lautesten und eindringlichsten hat vernehmen lassen, so nimmt man in Rußland an, daß der ganze mitteleuropäische Vierbund erledigt sei, weil eben Deutschland, die stärkste Macht dieses Bundes, sich offenbar verloren gebe. Alles jenes deutsche Friedensgerede hat nichts erreicht, als den Russen die Überzeugung zu geben, Deutschland sei am Ende, und Rußland mit seinen Verbündeten wieder fester zusammenschließen.“

Wie hätte es auch nach all dem, so unklugen, wie würdelosen Geflenne und Gewinsel, den ausgerenkten Friedenshänden anders kommen können? Wer sich grün macht, den fressen die Ziegen.

*

Demokratie und Krieg

In der „Tägl. Rundschau“ tritt Prof. Dr. Hashagen der nachgeschwätzten Lehre entgegen, zum Wesen der Monarchie gehöre Krieg und Eroberung, dagegen Friede und Achtung vor den Rechten anderer zum Wesen der Demokratie. Schon die geschichtlichen Tatsachen widerlegen das:

„Schon aus dem Altertum und aus dem Mittelalter stehen zahlreiche Beispiele für den kriegerischen und erobernden Charakter gerade der Demokratien zu Gebote. Schon in diesen früheren Zeiten wird der Weltfriede von Demokratien kaum seltener gefährdet und zerstört als von Monarchien. Während der neueren und neuesten Geschichte häufen sich die Beispiele, so daß man sagen muß: die Verbindung zwischen Demokratie (Republik) einerseits und Krieg (Eroberung) anderseits ist mehr als Zufall. Sowie die Demokratie seit dem achtzehnten Jahrhundert über bloße papierne Theorien hinaus wieder eine wirklich staatsbildende Kraft entfaltet, tritt sie auch sogleich wieder in eine innere, notwendige Beziehung zu Krieg und Eroberung, wenn sie auch nicht müde wird, zu versichern, daß beides mit dem Wesen der Demokratie eigentlich unvereinbar sei. In modernen Demokratien kann man deshalb häufig beobachten, wie sich pazifistische Theorie und kriegerisch-imperialistische Praxis

gegenseitig fördern. Zudem ist die moderne Kapitalisierung der Demokratie, wenn man den Ausdruck gebrauchen darf, kein Mittel, sie von Krieg und Eroberung zurückzuhalten. Vom achtzehnten bis zwanzigsten Jahrhundert zeigt sich deshalb je länger je deutlicher als besonders gefährliche, weil oft trügerische Spielart des Imperialismus der liberal-demokratische. Wenn sich dieser neuartige liberal-demokratische Imperialismus auch pazifistisch gibt, so kann er doch eben so wenig wie eine andere Spielart vor dem Kriege zurückschrecken. Er muß vielmehr den Krieg als ultima ratio jederzeit bereit haben und jederzeit zur Anwendung dieser Mittels bereit sein. Sonst beraubt er sich des wirksamsten Droh- und Erpressungsmittels. Wie die alten französischen Republikaner von 1789 ein unstillbares Ausdehnungsstreben zeigen und darüber die halbe Welt in den Krieg stürzen, so scheuen auch spätere Republikaner und Demokraten das Kriegsfeuer und die Ausdehnungs- und Eroberungsträume keineswegs. Die neuesten Beweise dafür liefert die Geschichte der angelsächsischen Kriegshetze, nicht nur der englischen, sondern auch der amerikanischen. In beiden Fällen sind Demokraten die Drahtzieher. Ferner wissen wir heute: Frankreich bedarf keines Königs, die Demokratie führt den Krieg. Und die russische Revolution liefert einen neuen Beweis für die tief innerliche Verbindung zwischen Demokratie und Krieg. Die konstitutionellen Demokraten der Duma, die sogenannten Kadetten, werden, wie ihre französischen Vorgänger 1870, den Krieg bis aufs Messer führen oder wenigstens führen wollen."

*

Unheilbare Illusionisten

Herr Scheidemann und der „Vorwärts" bemühen sich bekanntlich mit heißem Eifer um den Nachweis, daß eine Demokratisierung Deutschlands uns einem glücklichen Frieden näher bringen würde. Diese Behauptungen erklärt jetzt sogar die sozialdemokratische „Feldpost" für nichts weiter als Seifenblasen:

„Man muß ein unheilbarer Illusionist sein, um zu glauben, daß die Entente aus Respekt vor einer deutschen Demokratie bei dem Regierungsantritt sofort den Krieg einstellen würde. Die Kriegsparteien in England, Frankreich und Amerika behaupten zwar, einen Kreuzzug der Demokratie gegen die kaiserlichen Mittelmächte zu führen, aber gerade jenen Kriegsparteien ist es mit dem Aushängeschilde der Demokratie am allerwenigsten ernst. Damit suchen sie auf die Stimmung der eigenen Volksmassen wie auf die Neutralen zu wirken. In Wahrheit kämpfen sie um materielle Ziele. Eine deutsche Demokratie, die sich ihnen nicht willenlos unterwürfe, sondern den nationalen Verteidigungskrieg mit der gleichen oder noch größerer Energie fortführte, würde von ihnen genau so beschimpft werden wie das bisherige Regiment. Man würde etwa die schöne Ausrede finden: ‚Nur die Form hat sich in Deutschland geändert, der Geist des Militarismus ist geblieben und muß von uns, der Entente, ausgerottet werden.' Uns auf die ‚Großmut' zu verlassen, die uns Herr Wilson in seiner Note an Rußland gnädigst in Aussicht gestellt hat, wenn wir erst einmal völlig unterworfen sein würden, halten wir denn doch für ein zu unsicheres Geschäft. Wahrscheinlich würde uns die ‚Großmut' der Entente in derselben Weise zuteil werden, wie etwa dem armen Griechenvolk, dessen ‚Befreiung' die Entente ja jetzt auch durchgesetzt hat, indem sie seinen König zur Abdankung zwingt. Die Entente hat Griechenland die demokratische Freiheit geschenkt, nachdem sie ihm vorher alles genommen hat, was es an Waffen und Gütern besaß: seine Handelsflotte, seine Kriegsschiffe, seine Kanonen, seine Eisenbahnen, zuletzt auch noch die Getreideernte des einzigen fruchtbaren Landstriches Thessalien. Herrn Venizelos, dem mit der Entente verbündeten Führer der Republikaner, hat die ergrimmte Menge in Athen einen Steinhaufen als Denkmal der Schande und des Fluches errichtet. Wer will den deutschen Venizelos spielen? Eine deutsche Demokratie, die ihr Land auf diese Weise in die Gewalt der Feinde brächte, würde nur kurze Freude an ihrer Herrschaft erleben. Man

würde ihr — und nicht ohne Recht — die Schuld an der Niederlage und allen ihren drückenden Folgen geben."

*

Der Zweck der Übung

Im Sootsman vom 6. Juni heißt es: „Unser Hauptziel sollte die Entzweiung im deutschen politischen Lager sein; den Geist der Revolution sollten wir innerhalb der Mittelmächte anfachen. Wir haben die Möglichkeit, alle Kräfte der europäischen Demokratie zu mobilisieren. Wir haben es in der Hand, alle diese wesentlichen Ziele zu erreichen, und trotzdem sind wir bange. Weshalb? Zweifeln wir an unserer gerechten Sache? Oder zweifeln wir an unserer Fähigkeit, diese zu verteidigen? Ist unsere Politik der ganzen Welt so klar, daß wir sie nicht klar darzulegen brauchen? Oder ist sie etwa so zweifelhaft, daß wir sie nicht frei und offen darlegen können? Fürchten wir vielleicht, unsere Beweisführung gegenüber den Über-Sozialisten des Kaisers werde zu schwach befunden werden? Oder nehmen wir an, daß Herr Scheidemann und seine Genossen über eine geheimnisvoll hinreißende Überredungsgabe verfügen oder einen magnetischen Einfluß und eine so vollendete Lebensart und solchen Charme besitzen, daß kein Verbandssozialist ihnen widerstehen kann? Oder halten wir uns für zu borniert?"

Es ist nicht recht verständlich, warum sich das englische Blatt noch aufregt. Arbeitet denn England nicht schon erfolgreich genug an der „Mobilisierung aller Kräfte der europäischen Demokratie", um sein „Hauptziel, die Entzweiung im deutschen politischen Lager", zu erreichen? Es sollte sich viel lieber bei den deutschen Stellen und Kreisen bedanken, die es bei dieser Arbeit so wirksam und selbstlos unterstützen.

Wahrlich, unsere Feinde brauchen ihre Ziele gar nicht mehr zu verbergen. Sie dürfen mit offenen Karten gegen uns spielen, ihre Trümpfe verraten und doch den sicheren Gewinn einstreichen.

*

„Jeder trage seine eigene Last"

Im deutschen Volke herrschen offenbar noch völlig unrichtige Auffassungen darüber, was es für Deutschland bedeuten würde, wenn wir keine Kriegsentschädigung bekämen oder gar an die Gegner noch Entschädigungen zahlen müßten. Es erscheint deshalb der „D. T." nützlich, daran zu erinnern, daß die Lasten, welche die napoleonischen Kriege unserem Vaterlande gebracht haben, zu ihrer Abtragung in vielen Gegenden Preußens verschiedene Menschenalter erforderten. So waren beispielsweise in der Neumark bis zum 1. Dezember 1891 „Neumärkische Kriegsschuldensteuern" in recht erheblicher Höhe zu bezahlen, die zur Tilgung der während der Jahre 1806 bis 1812 in der Neumark entstandenen Kosten und Kriegskontributionen dienten.

Von 1806 bis 1891 haben also die Neumärker unter dem Franzosenkriege gelitten und in einer Armut bis 1871 gelebt, die man sich heute kaum noch genügend ausmalen kann. Erst die Kriegsentschädigung von 1871 brachte Geld ins Land und ermöglichte den ungeahnten Aufschwung.

Daran läßt sich wohl ermessen, wie richtig die Ansicht ist, daß ein Kriegsausgang ohne Sieg und deshalb ohne Kriegsentschädigung für Deutschland uns auf Menschenalter hinaus zur Verarmung verurteilen würde. Dabei ist aber noch gar nicht in Betracht gezogen, daß ein Krieg ohne Sieg die große Nähr- und Wohlstandsquelle, die Industrie und Welthandel uns bieten, derart abgraben würde, daß Deutschland sich unendlich viel schwerer erholen könnte, als es bei dem ganz vorwiegend agrarischen Preußen seinerzeit der Fall war.

*

Herrenfriede und Bedientenfriede

Die deutschen „Versöhnlichen", schreibt Professor Dr. Hans Freiherr von Liebig in der „Deutschen Zeitung" (Nr. 327), vergessen immer eines: Wenn einer die Wahl hat, entweder mit einem Bedienten, der

überall herumläuft und sich anzubiedern sucht, zusammenzugehen, oder mit einem Herrn, der sich suchen läßt, dann zieht ein Selbständiger immer das Bündnis mit dem Herrn vor, selbst wenn er das mit dem Bedienten unter viel billigeren Bedingungen haben kann. Nicht nur aus Gefühlsgründen, sondern auch aus der einfachen Erwägung heraus, ein gemeinsam mit einem Herrn wenn auch unter Opfern erworbenes Gut ist ein sicherer Besitz als das von einem Bedienten geschenkte. Gerät ein Bedienter mit einem Herrn in Streit, und der Bediente bleibt dank seiner größeren Körperstärke Sieger, so mag es ja wohl vorkommen, daß der Herr die ausgestreckte Hand des Bedienten gezwungenermaßen ergreift; aber eben dieses Handausstrecken wird ihm ein neuer Beweis der Bedientennatur sein; nie wird er ihn innerlich als Sieger anerkennen, sondern sein eigenes Unterliegen einer widrigen Verkettung von Umständen zuschreiben, und bei der ersten sich bietenden Gelegenheit das Bündnis brechen. Man sollte meinen, Deutschland habe das zur Genüge erlebt.

Jeder Staat, der einen Bundesgenossen braucht und sucht, will einen starken Bundesgenossen; und zwar genügt hierbei weder das tatsächliche Vorhandensein der Stärke noch der Glaube des Bundesgenossen an seine eigene Stärke; der Suchende muß daran glauben. Nur unter dieser Voraussetzung hat auch für den Bundesgenossen das Bündnis wirklichen Wert. Diesen Glauben von Anfang an zu untergraben, kann es kein wirksameres Mittel geben als das Angebot eines Verzicht- oder Bedienstetenfriedens. Der Suchende muß das Kraftbewußtsein des andern auch an sich selbst erfahren haben, wenn er daran glauben soll. Jeder begreift immer nur sich selbst und schließt von sich auf den andern. England, Frankreich, Italien, Serbien, Montenegro und Rußland selbst würde es, wenn sie sich in der starken Lage Deutschlands befänden, nicht im Traume einfallen, auf Kurland, Litauen, Estland und Livland zu verzichten um einer etwaigen künftigen Freundschaft Rußlands wegen; sie würden im Gegenteil ihre eigene Freundschaft für so wertvoll halten, daß sie diesen von Rußland dafür zu zahlenden Preis noch als sehr billig bezeichnen würden. Und das mit Recht; kein anderes Land kann Rußland, ohne ihm große Lasten aufzuerlegen, so viele Hilfe zu seinem wirtschaftlichen und politischen Wiederaufbau leisten wie Deutschland. Den Glauben an diesen Wert erwirbt man sich aber nicht, indem man sich wegwirft; verschenktes Gut wird niemals hoch geachtet. Wer sich seines Wertes bewußt ist, läßt sich auch den ihm gebührenden Tribut dafür entrichten; nur die Lumpen sind bescheiden. Wer sich den Glauben an seinen Wert zu verschaffen weiß, dem wird der Tribut auch willig entrichtet. Dem Erwerb des Sieger gebliebenen Bedienten gegenüber wird kein Herren- und kein Dienervolk das Gefühl unrechtmäßig erworbener und besessener Beute los, die man ihm bei der ersten Gelegenheit wieder abjagt. Selbst wenn der Bediente auf jeden Neuerwerb verzichtet haben sollte, werden die Ritter und die es sich dünken, im ersten günstigen Augenblick wieder über ihn herfallen, um ihn in seine Bedientenschranken zurückzuweisen und die eigene Gesellschaft von dem Emporkömmling zu befreien. Dauer hat immer nur ein Herren-, ein Ritterfriede; nur dem siegreichen Ritter erkennt der unterlegene Ritter und der unterlegene Diener das Recht auf den Besitz des Kampfpreises zu. Solange Deutschland unter Bismarck ritterliches Ansehen unter den Völkern genoß, war der Friede gesichert; je mehr sich die deutsche Diplomatie bemühte, den Eindruck des aller Welt gefälligen Lakaien hervorzurufen, desto näher rückte trotz aller Heeres- und Flottenstärke, wie sie Bismarck niemals zur Verfügung stand, der Krieg. Als der Burengeneral Smuts Ende Mai 1917 in London weilte, verkündete er, ähnlich wie vor ihm Botha, der Krieg zwischen Buren und Briten sei ein ritterlicher Sportkampf gewesen, der nur ehrenvolle Erinnerungen zurückgelassen habe. England hat den Buren nicht hundertstel Teile ihres Landes abgenommen, sondern ihren ganzen Staat eingesteckt.

Das große Geschäft und sein Ende

Aus dem Jahresbericht der Southern-Pacific-Bahn, Neuyork, 18. September 1916:

„Der Beförderung von Mineralien verdanken wir eine Zunahme unserer Bruttoeinnahmen um 5 082 812 Dollars infolge der durch den europäischen Krieg hervorgerufenen außergewöhnlichen Nachfrage nach Kupfer und der sich daraus ergebenden Beförderung wachsender Tonnenmengen von Erzen und Metallen aus Arizona, Mexiko, Neu-Mexiko, Kalifornien und Nevada, sowie die große Bewegung der in den Minen und Schmelzenbetrieben verbrauchten Brennmaterialien.

Die Beförderung von Waren aller Art und diversem Frachtgut erfuhr eine Besserung, die wir vornehmlich der Befreiung der nordamerikanischen Industrie von dem Wettbewerb der fremden Länder (!) im Verlauf des europäischen Krieges verdanken."

Aus dem Bericht der Baltimore and Ohio-Bahn, Baltimore, 26. Oktober 1916:

„Während des Berichtsjahres gestaltete sich das Geschäftsleben lebhafter als in irgendeinem der Vorjahre. Die Ernte fiel ungewöhnlich reich aus, und sowohl die Montanindustrie wie auch die Fabriken waren während des ganzen Jahres außerordentlich stark beschäftigt. Die Exporttätigkeit nahm infolge der Fortdauer des Weltkrieges ungewöhnlichen Umfang an und stellte die höchsten Ansprüche an die Güterbahnhöfe in allen atlantischen Hafenplätzen, so daß mangels genügenden Schiffsraumes (aha!) zur Weiterbewegung der vorhandenen Frachtgüter eine Verkehrsstockung auf den östlichen Bahnen eintrat, die besonders während der Wintermonate ernsten Umfang annahm. Infolge dieser Verkehrsstockung mußten zeitweilig bedeutende, zur Weiterbeförderung über Anschlußbahnen und zum Export (ergänze: für die Entente) bestimmte Gütermengen längere Zeit überliegen, wodurch nicht nur der Güterwagenverkehr behindert, sondern auch die Beförderungskosten und Materialpachten sehr bedeutend erhöht wurden." —

Die Berichte umfassen einen Zeitraum, in welchem unsere U-Boote kaum wirken konnten. Die knappen, nüchternen Worte der Bahnleitungen zeigen deutlicher als lange Abhandlungen, welchen Nutzen die Vereinigten Staaten aus dem Kriege gezogen und wie sie mit ihrer Neutralität unsere Feinde begünstigt haben. Sie beweisen aber noch viel deutlicher, daß wir am 1. Februar 1917 den richtigen Weg beschritten haben. Mangel an Schiffsraum ist der Schrecken unserer Feinde; Mangel an Schiffsraum hindert ihre Operationen und führt den Amerikanern — es wurde Zeit! — den Ernst des Krieges vor Augen. Im April wurden 1 091 000 Tonnen versenkt, davon 664 000 englisch. 80 000 von U 35 während **einer** Unternehmung. Die Vereinigten Staaten erleben eine Transportkrisis, gegen welche die unsere ein Kinderspiel ist. Versteht der Laie, was es heißt, wenn die Bahnhöfe verstopft sind, wenn Tausende von Güterzügen auf freier Strecke liegen bleiben, wenn alle Zufuhren stocken und die riesigen Gütermengen nicht abfließen können? Je feiner ein Organismus, desto schwerer treffen ihn Störungen. Und das Bahnsystem östlich von Chicago und St. Louis ist das feinste, empfindlichste der ganzen Welt. Mangel an Schiffsraum, dem auch die Amerikaner durch keine Anstrengung abhelfen können, gibt uns den Frieden, den **wir** brauchen. —

Die angeführten Berichte lehren aber noch etwas anderes, etwas, das unsere Minister beherzigen sollten: daß ein Milliardenunternehmen wie die Southern-Pacific mit vielen tausend Kilometer Bahn 2½ **Monate nach Schluß des Geschäftsjahres** der Öffentlichkeit einen Abschluß mit genauen Zahlen, mit allen Einzelheiten vorlegen kann, weil es nach **kaufmännischen** Grundsätzen geleitet wird, während unsere Bahnen — na, ich will nicht unhöflich werden! Viermal solange dauert es sicher.

Die Baltimore and Ohio schreibt, daß sich im Berichtsjahre (1. Juli 1915 bis 30. Juni 1916) die Tragfähigkeit ihrer Güterwagen von

42 auf durchschnittlich 45 englische Tonnen (zu 1016 kg) und die Güterzuglast auf 760,67 (englische) Tonnen erhöht habe. — Mit welchen Wägelchen fahren wir in Deutschland spazieren und wieviel packen wir in einen Güterzug? Um wieviel teurer befördern wir demnach jede Tonne? — Aber wozu rede ich darüber? Sind wir nicht das „am besten organisierte Volk der Welt"? W. P.

*

Was dann?

Zur schweizerischen Frage (Fall Hoffmann) liefern die „Alldeutschen Blätter" folgenden Nachtrag:

Der sozialdemokratische Parteitag der Schweiz hat sich zum „unbedingten Antimilitarismus" bekannt und den „entschlossenen, äußersten Widerstand gegen die Beteiligung des Landes an jedem Krieg" erklärt, selbst für den Fall, daß, wie der „Bund" hinzufügt, heute oder morgen ein fremder General es nützlich finden sollte, einen Abstecher durch die Schweiz zu machen. Bei der Untersuchung der Frage, wie ein solcher Beschluß gefaßt werden konnte, schreibt das Berner Blatt weiter:

„Und so ist es gekommen, daß nun die schweizerische Partei sich in Stockholm durch einen Münzenberg vertreten läßt, einen deutschen Refraktär, der aber von den deutschen Behörden freies Geleit erhält (nebst ‚Ordnung' seiner ungeordneten militärischen Verhältnisse!), weil er zur Verhandlung mit den Russen deutschen Zwecken dient.

Wir fragen die Behörden, die es angeht nun einmal in aller Form an, ob dieser Jugendverführer von Stockholm in die Schweiz zurückkehren werde. Nachdem er ‚seine militärischen Verhältnisse geordnet hat', darf er doch wohl ruhig in seinem Deutschland bleiben? Oder nimmt man etwa so viel Rücksicht auf den Hetzer und seine Genossen, daß man die Rückkehr erlaubt, weil der Mann — in Deutschland nicht hetzen könnte?"

Wir unsererseits fragen: Wenn jener Beschluß der schweizerischen Sozialdemokratie zur Durchführung gelangt, wenn außerdem die große politische Macht, die bisher bei dem Bundesrat Hoffmann lag, in die Hände eines der Westmächte willfährigen Westschweizers übergeht, wenn ein französischer General die „passive Resistenz" der schweizerischen Sozialisten als freundliche Einladung richtig zu bewerten weiß: was dann?

*

Frankreich in der Schweiz

Die „Kölnische Volkszeitung" berichtet: Als das Frühjahr kam, war die französische Hetze in der Schweiz wochenlang auf den Ton gestimmt, die Deutschen planten einen Durchmarsch durch die Schweiz in die südwestliche Gegend von Belfort. Man müsse sich vorsehen und die deutsche Grenze stärker besetzen. Nebenher wurde durch französische und andere Sendlinge unter dem Patronat der Kantonsregierungen und durch die Presse die allgemeine Hetze gegen Deutschland in verstärktem Maße weiter betrieben. Vor vierzehn Tagen erschienen in Zürich einige Mitglieder der französischen Akademie zu Propagandazwecken im engeren Kreise. Der dortige Hochschuldozent für französische Literatur, Seippel, ein Mitarbeiter des Journal de Genève, war mit dessen Leiter Wagnière der Impresario dieses Gastspiels, bei dem auch Karl Spitteler nicht fehlte. Heute geht man noch weiter.

Man warnt nun nicht mehr vor Deutschland, schreibt in einem längeren Artikel die ehrlich neutrale Thurgauer Zeitung, sondern sucht uns zur Offensive gegen diese Macht zu mobilisieren — natürlich nicht zur militärischen, sondern zu moralischen. Eine neue Art geistiger Propaganda hat begonnen, die der französischen Schweiz in der deutschen. Und zwar will man uns jetzt nicht bloß von dem Irrwahn heilen, in den wir uns bei der Beurteilung des Krieges angeblich verrannt haben, sondern uns gleich auch in den Dienst der Entente stellen. Wir sollen den Haßfeldzug gegen Deutschland mitmachen, sollen mithelfen, die marktschreierischen Plakate in der Welt herumzutragen, auf denen die Deutschen als Rechts- und Kirchenschänder

verschrien, als Piraten und Vandalen dem Abscheu der Menschheit preisgegeben werden. Und nicht nur das: auch schulmeistern und abkanzeln sollen wir die Deutschen, und das kraft eines „Erstgeburtsrechts", das sie uns niemals zugestehen werden, und kraft einer sittlichen Autorität und einer ritterlichen Befugnis, die wir uns selber niemals anmaßen. Prof. Seippel spricht im Genfer Journal geradezu von einer Mission der Schweiz und besonders der Deutschschweizer.

Noch weiter geht ein Mitarbeiter der Gazette de Lausanne. Ihm ist „die Verschwörung des Schweigens", welche der Bundesrat mit einem Häuflein Feiger und Selbstsüchtiger angezettelt habe, nachgerade unerträglich geworden. „Jetzt ist es genug", ruft er aus. „In solchem Grade der Sache des gewalttätigsten Imperialismus (Englands?) und des schimpflichsten Militarismus dienen, heißt die Sache der Demokratie und der Freiheit, ja die Sache der Schweiz verraten. Wir wollen nicht länger vor den Augen der Welt bloßgestellt sein durch die, welche die Neutralität so auffassen... Allen Schweizern, denen an der Ehre des Landes gelegen ist und die nicht in den Verdacht der Gleichgültigkeit gegen das Verbrechen geraten wollen, müssen die Möglichkeit haben, ihren Gefühlen Ausdruck zu geben... Das Mittel dazu soll sein ein Protest, der diesmal alle Schandtaten aufzählt und in den schärfsten Ausdrücken verurteilt, die den Deutschen von ihren Gegnern zur Last gelegt werden."

*

Einheitspresse

In der „Deutschen Tageszeitung" finden sich folgende in mehr als einem Sinne zeitgemäße Betrachtungen:

Die großstädtische Bevölkerung des alten Roms schrie nach Brot und Spielen. Offenbar war man bei uns der Ansicht, daß die Bevölkerung des Deutschen Reiches während der Kriegszeit neben dem Brot auch nach geistigen Spielereien schreien würde. Aus diesem Grunde mag man sich in Deutschland genötigt gehalten haben, eine Vereinheitlichung der Presse vorzunehmen. Das deutsche Volk soll feldgrau sehen lernen, und da das offenbar nicht ganz erreicht werden kann, weil die Wirklichkeit immer hinter dem Ideal zurückbleibt, so läßt man es wenigstens grau sehen. Wir wollen hier nicht auf die Zensureinschränkungen eingehen, das erübrigt sich nach unseren Erfahrungen und den Erfahrungen unserer Leser von selbst. Daran aber sei erinnert, daß es infolge dieser Zensurbestimmungen so etwas wie eine Presse in Deutschland **nicht mehr gibt**. Die „Deutsche Volkszeitung" in Hannover weist darauf hin, daß man aus Leserkreisen sehr oft die berechtigte Frage hört: „Es ist ganz einerlei, welche Zeitung wir lesen, denn es steht in jeder dasselbe drin. Wir sollen nur glauben, was man uns vorsetzt, und was man oben nicht wünscht, wird nicht gedruckt..."

Es ist eine Erfahrungstatsache, daß unser auswärtiger Pressedienst nicht auf der Höhe steht. Zu diesem Nicht-auf-der-Höhe-stehen möchten wir bemerken, daß eine Negation unter Umständen eine Steigerung des positiven Ausdruckes sein kann. Wir glauben deshalb, daß es nicht nötig ist, auch die inländische Presse derart zu uniformieren, daß sie jene Tiefe unseres Auslandpressedienstes erreicht. Die Papiermaßnahmen richten sich ja mit ihren Verteilungsklassen in erster Linie gegen das, was man in Deutschland Presse nennt. Man ist an maßgebender Stelle nun bekanntlich der Überzeugung, daß man die demokratische Stimmung des Auslandes berücksichtigen müsse. Vielleicht wäre es gut, diese Überzeugung der Presse gegenüber in Anwendung zu bringen und hier wenigstens jene Freiheit und geistige Höhe zu zeigen, wie sie der Demokratie und der demokratisch beeinflußten Kreise zu eigen sein soll. Jedenfalls aber darf man doch erwarten, daß **nicht das letzte Mittel noch abgegraben wird, durch das es möglich ist, vaterländisch zu wirken**. Wir haben den Papierskandal, und das genügt. Es ist nicht nötig, daß dieser Skandal sich auch noch zu einem Einheitspresseskandal, dieser widerlichsten Karikatur des Burgfriedens, auswächst.

*

Soviel Geld für ein offiziöses Nachrichtenbureau!

Über die vielberufene „Deutsche Nachrichtenverkehrsgesellschaft“ macht die Zeitschrift des Grafen Bothmer (München) „Die Wirklichkeit“ folgende näheren Angaben:

„Die Vertrustung des deutschen Zeitungswesens geht nicht von Parteigruppen aus, sondern von Finanzunternehmungen, die unter anderem auch die Deutsche Nachrichtenverkehrsgesellschaft m. b. H. gegründet haben. Diese Gesellschaft ist die Schöpfung von Exzellenz Hamann, dem früheren Leiter der Presseabteilung des Auswärtigen Amtes. Leider ist es eine vielfach zu beobachtende Arbeitsmethode von Amtsstellen geworden, ihre mangelnde Befähigung zur Vertretung des Reiches nach außen dadurch gefahrlos zu machen, daß sie die Kenntnis von persönlichen Schwächen im eigenen Lande zu ungehörigen Bindungen verdichteten. Ein Meister auf diesem Gebiete ist Geheimrat Hamann. Der Gedanke der Deutschen Nachrichtenverkehrsgesellschaft wurde schon bei seinem Rücktritt vom Amte erwogen. Im November 1916 waren für die Gesellschaft bereits über 5 Millionen Mark gezeichnet. Ob man es wirklich zu den ursprünglich erstrebten 13 Millionen gebracht hat, ist mir nicht bekannt. Soviel Geld, um ein — offiziöses Nachrichtenbureau zu gründen!! Die Amtsstellen an der Wilhelmsstraße werden wohl nicht leugnen wollen, daß sie aufs engste verkettet sind mit allen Vorarbeiten und Vorbereitungen für diese Gesellschaft, daß sie gewissenhaft sondiert und ausgeprobt haben, wie weit man nicht Begabungen, die in der freien Publizistik unbequem werden könnten, durch die goldenen Fesseln dieser neuen Gesellschaft lahmlegen könnte, wie Kohlenzechen von einem Syndikat zur Erreichung der Kontingentierung stillgelegt werden! Es handelt sich hier um Massenfabrikation politischer Schundware, um damit den freien Markt des politischen Denkens aufzuheben.“

Noch immer Pferderennen!

Im „Tag“ weist Herr von Plessen auf einen Übelstand hin, den er bereits vor 1½ Jahren ohne Erfolg im Hauptausschuß des Reichstags zur Sprache gebracht hat. Er schreibt dort (Nr. 104):

„Täglich wird an Rennpferde und Vollblutgestüte über das allen anderen Pferden gesetzlich zustehende Maß hinaus unbeschränkt Hafer wie in Friedenszeiten verfüttert. Dadurch werden täglich etwa 150 bis 200 Zentner Hafer an Renn- und Vollblutpferde mehr verfüttert, als wie nach den für alle andern Pferde geltenden Bestimmungen verfüttert werden dürfen. Leider sind Rennpferde und Vollblutgestüte von dem gesetzlichen Verbot, mehr als vier Pfund Hafer zu verfüttern, ausgenommen.

Diese Ausnahme ist ein schweres Unrecht am deutschen Volk. Große Mengen Hafer, mit denen die Lebenshaltung der Menschen bedeutend verbessert werden könnte, werden mit Pferden verfüttert, die im wesentlichen dem Sport, dem Vergnügen und der Passion einzelner dienen.

Mit Recht hat dieser Vorgang in weiten Kreisen tiefgehende Erbitterung geschaffen. Wenn man bedenkt, daß aus den täglich 150 bis 200 Zentner, die über das sonst gesetzliche Maß hinaus an Rennpferde verfüttert werden, fast eben soviele Gewichtsmengen Hafermehl für Menschen hergestellt werden könnten, so muß der Einwand, daß Pferderennen der Halbblutzucht und der Schlagfertigkeit der Armee dienten, unbedingt verstummen.

Es soll an dieser Stelle nicht untersucht werden, ob Pferderennen überhaupt für die Halbblutzucht oder gar für die Schlagfertigkeit des Heeres Wert haben.

Wer, wie der Unterzeichnete, ein Menschenleben hindurch Halbblutzüchter gewesen ist und noch ist, darf das füglich bezweifeln. Fest steht, daß irgendein Schade für die Armee nicht daraus erwachsen kann, wenn während des Krieges der Rennbetrieb eingestellt wird, wie es in England und Frankreich, den klassischen Ländern der Voll-

blutzucht und Pferderennen, von Kriegsbeginn an geschehen ist ...“

Das sollten wir denn doch auch meinen!

* Z.

Muß das sein?

Eine große Stadt. Der Frauenverein hat Vorträge angesagt, sechs Vorträge über Strindberg. Was man von ihm kennt, man lehnt es innerlich ab, aber — der Deutsche ist gründlich. Man hat gewiß nur nicht die hohe Schönheit herausgefunden. Also, man wird lernen, in die Vorträge gehen. Als über deutsche Politik gesprochen wurde, war die Aula — nicht eben dicht gefüllt, ach nein, die Zuhörerinnen waren zu zählen. Aber Strindberg! der Fremde, die Sensation! Nun war kaum ein Plätzchen frei.

Es begann. Der „Sohn einer Magd“ zog in seinem Leben an uns vorbei. Eine Ehenovelle folgte. Die Frau hat den Mann schließlich zu Tode gepeinigt. Daß mir auch gar kein Mitleid mit dieser Sorte von „Helden“ kommen wollte.

Der zweite Abend. „Komteß Julie“, „Kameraden“, „Der Vater“ und noch eins. Das letzte ist an meinem Ohr vorübergegangen. Mein Gehirn konnte nicht mehr fassen des Widernatürlichen, Ekelerregenden. — Verzeihung —, ich dachte und dachte, daß dies alles, diese Anklagen gegen die Frau schon einmal, vor langen Jahren als Erlebtes an mir vorübergezogen waren. Ein Mann beschuldigte seine Frau all dieser Dinge, sie war ein unschuldiges, harmloses Ding, litt schweigend, bis — bei dem Manne der Wahnsinn ausbrach. Er sitzt lange im Irrenhaus — unheilbar. Der hätte auch diese Sachen schreiben können, seine Briefe klangen sonderbar an diese Kunstwerke. — Ich blickte mich um. Da saßen wir deutschen Frauen und Mädchen, es waren siebzehnjährige darunter, in schwerer großer Zeit. Wir deutschen Frauen, die wir unsere Männer, Söhne, Brüder draußen im blutigen Kampf wissen, die wir so stolz sind auf das deutsche Familienleben, und vertieften uns in diese Werke! Da fiel schon wieder das Wort „Weibchen“, und nun kam doch der Furor Teutonicus über mich! Kunst?! — — — War sie nicht ein Heiliges, das Einzige, was die Seele ganz über den Alltag zu erheben vermag? Empfinden wir ihres Flügels Rauschen nicht bei Schillers Dramen, bei Goethes Werken, bei Hebbel und vielen deutschen Dichtern? Fühlten wir uns nicht reiner, besser, wenn Beethovens, Bachs und Wagners Musik, wenn Haydn und Mozart zu uns sprachen? Deutsche Kunst und ihr stammverwandte! Müssen wir sie nicht täglich segnen für das Hohe und Schöne, das sie in unser Leben bringt? Für die innere Stärke, die sie uns gibt? Erfüllt sich auch nur etwas davon bei Strindberg? Zugstücke, Theaterkassen zu füllen und deutsche Kunst und Kunstgeschmack zu verderben. Wie ich's hasse, dies menschlich, allzumenschlich! Zieht doch den Menschen nicht immer in den Staub! Kunst soll ihn über sich hinaus heben und wahre Kunst hat die Kraft dazu und tut's. Aber Strindberg — Strindberggestalten? Das sind gar keine Menschen mehr, das sind Höllenausgeburten, Ausbrütungen eines an Wahnsinn grenzenden Gehirns. Deutscher Michel, laß dich nicht immer wieder dumm machen! Mit all dieser „Kunst“ wird dir planmäßig deine Seele ausgesogen, deine deutsche Seele, sie vergiften dich langsam aber sicher, wenn du auf ihr Geheiß dies Gift weiter schluckst. Laßt sie doch laufen, diese Gestalten, die am Leben zerschellen und zerbrechen, weil sie keine Kämpfer sein können, weil sie nicht hinaus können über ihr schwaches Ich, nicht heraus aus Schuld und Sorge zu befreiender Tat. — Laßt den Ästheten ruhig ihre Sensation, ihr aber, lehnt sie ab. Ein ganzes Volk steht heut im Kampf um Sein und Nichtsein, da muß es klaren Geist und starke Nerven bewahren. Fordert deutsche Kunst, befreiende Kunst für das ganze Volk, daß seine Seele immer mutiger und widerstandsfähiger werde. Wir haben's bitternötig! Wer hilft? — —

H. V.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß. • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Nachrichten des Deutschen Bundes

zur Bekämpfung fremden und Förderung deutschen Wesens

Herausgegeben im Auftrage des Arbeitsausschusses von Professor Albert Kochendörfer in Stuttgart

Nr. 4 Juli 1917

Vom deutschen Theater

Eines der Gebiete, auf denen sich vor dem Kriege die deutsche Vorliebe für das Ausländische besonders deutlich zeigte, ist das Theater. Die Spielpläne boten oft eine solche Anzahl von französischen, englischen, norwegischen, dänischen u. a. Stücken, daß durch sie deutsche Stücke in die Minderzahl gedrängt wurden, und daß es bekannten deutschen Dichtern sehr erschwert wurde, ihre Werke zur Aufführung zu bringen. Die Summen, die jährlich an Aufführungsgebühren in das Ausland flossen, waren sehr beträchtlich, und selbst die, die mit großem Eifer diese Werke bei uns einführten, werden wohl nicht behaupten können, daß diese Summen auch dem künstlerischen oder sittlichen Werte der Werke entsprachen. Eine weitere Folge dieses unwürdigen Treibens, das bei keinem Bildungsvolk in diesem Maße zu treffen ist, war die verächtliche Meinung des Auslands, daß die Deutschen auf fremde Werke angewiesen seien, um dadurch ihrer eigenen Unfähigkeit, Gleiches zu schaffen, abzuhelfen. So ist es kein Wunder, daß die Ansicht von der deutschen Minderwertigkeit bei Feinden und Neutralen weit verbreitet ist. Die vaterländische Begeisterung hat zu Beginn des Krieges diese Unsitte zurückgedrängt und die Werke der Franzosen und Engländer, außer denen ihrer Dichterfürsten, von der Bühne verbannt. Aber da und dort suchte man schon diesen Grundsatz zu durchbrechen; vor allem aber haben sich viele Bühnen mit doppeltem Eifer nun auf neutrale Dichter geworfen, um eben ja nicht beschränkt deutsch zu erscheinen. Denn in gewissen Kreisen ist der Gedanke, etwas Deutsches deshalb, weil es deutsch ist, dem Fremden vorzuziehen, auch nach den Erfahrungen dieses Krieges unmöglich. Von dieser Seite droht deshalb auch die große Gefahr, daß nach dem Krieg minderwertige Werke fremder Dichter auf unsern Bühnen von neuem bevorzugt und den Deutschen als wahre Kunst, namentlich mit Hilfe starkverbreiteter undeutscher Blätter, gepriesen werden. Geschieht das, dann verdienen wir wirklich die Verachtung des Auslands!

Diese Ansicht ist im deutschen Volk, abgesehen von jenen Kreisen und ihren gedankenlosen Nachbetern, sehr weit verbreitet. Aber es fehlte, wie auf so vielen Gebieten, die Zusammenarbeit der Geister, die allein dauernden Erfolg verspricht. Der Deutsche Bund, der die Fremdtümelei auf allen Gebieten bekämpft, will auch, daß die „einseitige, übertriebene Einschätzung ausländischer Kunst und ausländischen Schrifttums aufhöre“. Wir begrüßten es deshalb mit großer Freude, daß auf dem Gebiet des Theaters sich eine be-

sondere Vereinigung gebildet hat, die die hier herrschenden Mißstände bekämpft. Es ist der im August 1916 gegründete „Verband zur Förderung deutscher Theaterkultur“, der seinen Sitz in Hildesheim hat. Vorsitzender ist Landrat von Stockhausen, Hildesheim, stellv. Vorsitzender Oberbürgermeister Voigt, Frankfurt am Main, Geschäftsführer Hauptschriftleiter Gerst, Hildesheim, Rechnungsführer Geheimer Kommerzienrat Leeser, Hildesheim. Ihm gehören angesehene deutsche Männer der verschiedensten Richtungen und schon über 100 Bühnenleiter an. Nach seiner Satzung bezweckt der Verband „den Zusammenschluß aller Deutschen zur Hebung und Förderung des deutschen Theaters als Pflegestätte der Kunst im Geiste deutscher Bildung und Gesittung. Er will vor allem das Theater allen Schichten des deutschen Volkes zugänglich machen, das Verständnis für die nationale Bühnenkunst und ihre Bedeutung wecken und Mißstände im Theaterwesen bekämpfen“. Hiezu wird in einer Denkschrift zu Ostern 1917 noch weiter ausgeführt: „Unter deutscher Bildung verstehen wir die allseitige Entfaltung der Geisteskräfte zum Höheren hin. Die Liebe zum Wahren wecken, das Streben und Empfinden läutern, daß es sich ständig aus dem Niederen emporringt, das will echte Bildung. Dazu soll die Bereicherung der Kenntnisse dienen, dazu soll die Seele in ständigem Verkehr mit dem Guten und Schönen Bewußtsein und Kraft erhalten, dem Höheren nachzuhängen. Was die ganze Menschheit an geistigen Schätzen errungen hat, das soll der um Wahrheit ringenden Seele Mittel sein, den Weg aufwärts zu finden. Nicht nur, was von den gegenwärtigen Geschlechtern, sondern was überhaupt, solange die Menschheit geistig tätig war, gefunden und geleistet worden ist an Geistesarbeit, soll Wegweiser und Mittel sein. Und nicht nur die Geistesarbeit des eigenen Volkes, sondern auch die anderer Völker, wenn sie nur dienlich ist, zu einem höheren Lebensstande emporzuführen. Das deutsche Theater würde auf Irrwegen gehen, wenn es an Kulturwerten nur dulden wollte, was die Angehörigen des eigenen Volkes geschaffen haben. Auf der andern Seite dürfen wir nicht vergessen, daß jedes Volk seine Eigenart besitzt, auch das deutsche Volk. Es wird kulturell dann die größten Fortschritte aufweisen, wenn es den geistigen Fortschritt in den Dienst des Herausarbeitens der ihm gegebenen besonderen geistigen Vorzüge stellt. In diesem Sinne gewinnt naturgemäß die Bevorzugung der nationalen Kunstschätze hohe Bedeutung. Was die eigenen Forscher, Dichter und Künstler geschaffen haben, findet in unsrer Seele stärkeren Widerhall als die Erzeugnisse fremder Nationen. Die schon von Lessing beklagte Neigung nach dem Ausländischen muß einem starken Bewußtsein weichen, das fremde Geister nicht den eigenen vorzieht, fremde Güter zwar nicht mißachtet, sich ihnen nicht verschließt, aber seine besondere Liebe und Sorgfalt den heimischen Gütern zuwendet.“ Diese verständigen und vaterländischen Grundsätze entsprechen durchaus den Gedanken und Zielen des Deutschen Bundes; um in ihnen deutschen „Chauvinismus“ zu wittern, muß man schon die innerliche Abneigung gegen alles bewußt Deutsche haben, die in gewissen, leider die Mode angebenden Kreisen zu finden ist. So hat denn der Gesamtausschuß des Deutschen Bundes einstimmig beschlossen, dem Ver-

band zur Förderung deutscher Theaterkultur als körperschaftliches Mitglied beizutreten. Wir hoffen, ihm dadurch, daß wir seine Gedanken in die Kreise unsrer Mitglieder tragen, wertvolle Mitarbeit zu leisten, und freuen uns andrerseits, in ihm eine vortreffliche Unterstützung unsrer Arbeit gefunden zu haben.

Zum Schluß noch eine Anregung: Wie wäre es, wenn ein hochherziger Freund der deutschen Dichtung und des deutschen Theaters aus den Reihen unsrer reichen Mitbürger einen hohen Preis aussetzte für das beste deutsche Schauspiel eines lebenden Dichters und allen deutschgeleiteten Bühnen das Aufführungsrecht schenkte? Gäbe es eine für das deutsche Geistesleben fruchtbarere Verwendung eines Kriegsgewinns? Wo findet sich ein solcher gebefreudiger Gönner? Sein Name wird vielleicht für alle Zeiten in der Geschichte der deutschen Dichtung fortleben!

* * *

Sprich deutsch!

Unter dieser Überschrift hat Prof. Dr. Eduard Engel ein Büchlein herausgegeben, das jedem Freund der deutschen Sprache aufs wärmste zu empfehlen ist. Eduard Engel ist bekannt als Verfasser der verdienstvollen deutschen Stilkunst und ist ein ausgezeichneter Kenner nicht bloß des deutschen, sondern auch des französischen und englischen Schrifttums. Mit leidenschaftlichem Eifer, mit Kraft und Wucht und Zorn, mit Hohn und Spott kämpft er in diesem Büchlein gegen die „Welscher", die Sprachvermenger und Fremdwörtler, insbesondere in den Kreisen der Gelehrten. „Sprich deutsch!" ruft er uns zu, „die weltgeschichtliche Stunde hat geschlagen, von der ab alle Leisetreterei in dieser höchsten Frage deutschen Volkstums endlich aufhören und der rücksichtslos laute Ruf erschallen muß: Sprich deutsch! Sprache ist Volk, Volk ist Sprache, und mit der Besudelung und Verluderung der deutschen Sprache, wie sie jetzt in Alldeutschland verübt wird, läuft der Dauerbestand des wundersamen Volksgebildes, welches Deutschtum heißt, seine äußerste, seine tödliche Gefahr. Was immer die um Beschönigungen, Vertuschungen, Bemäntelungen nie verlegenen „Intellektuellen" Deutschlands gegen die Anklage vorzubringen wissen, daß sie Welscher und Fälscher des höchsten deutschen Heiligtumes, der deutschen Sprache, sind — unbeirrt durch scheingelehrtes Wortgeflunker — muß ihnen fortan von dem ganzen noch nicht sprachlich verbildeten Volke zugeherrscht werden: Sprecht deutsch! Von allen gebildeten, von allen nichtgebildeten Völkern der Erde wird die Urforderung jedes lebensstarken Volkstums: Sprecht die Sprache eures Volkes! erfüllt, triebmäßig, ohne Tifteleien, mit der Selbstverständlichkeit alles gesunden Volkslebens. Einzig in Deutschland, vornehmlich in seinen gebildetsten Schichten, wird die Mahnung: Sprecht deutsch! nicht beachtet, meist mißachtet, oft verhöhnt." Am Schluß des Büchleins schreibt er: „Fühlt man nicht, daß jede jetzt beklagte Schwäche des Deutschgefühls, jede feige Unterwerfung unter fremde Sitte und Unsitte, jede der zahllosen Würdelosigkeiten unseres einzelnen und öffentlichen Lebens sogleich unmöglich würden, wenn unser Volk mit festem Stolz an seiner unverfälschten, unverwelschten Sprache hinge, jede Besudelung durch romanische oder britische Brocken als sprachlichen Landesverrat brandmarkte

und austilgte? Vom Erwachen und Erstarken oder vom Hindämmern und Erlöschen des Sprachehrgefühls unsres Volkes, mit seinen geistigen Führern an der Spitze, hängt noch mehr ab als die Entwicklung unsrer Sprache zu edlem Deutsch oder niedrigem Welsch. Die Zukunft des deutschen Volkstums blüht oder welkt mit der Zukunft deutscher Sprache." Wir wünschen dem Buche reichsten Erfolg.

* * *

An die Mitglieder

Es gilt, in der Werbearbeit für unsern stetig wachsenden Bund nicht nachzulassen. Anmeldungen und Gesuche um Werbeschriften sind zu richten an Herrn Hofrat Armbruster, Stuttgart, Alter Schloßplatz 5 (Postscheckrechnung Stuttgart 5995). Ferner gilt es, mit der Tat unsre Ziele im engsten wie im weiteren Kreise zu verfolgen. Gesinnung allein tut es nicht; was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert. Wer auch nur in einer unscheinbaren Sache einen Übelstand beseitigt hat, leistet mehr als der, der die beste Gesinnung hat und es dabei bewenden läßt. Auch die kleinste Tat bringt Befriedigung und reizt zu neuen. Berichte über Erfolge oder auch Mißerfolge sind der Schriftleitung der „Nachrichten" stets willkommen.

* * *

Deutschkunde

Die mangelhafte Kenntnis deutschen Wesens in Vergangenheit und Gegenwart wird von sehr vielen Deutschen damit entschuldigt, daß sie das alles in der Schule nicht gelernt hätten. Gewiß hat die Schule in dieser Hinsicht früher sehr viel versäumt und versäumt heute noch viel: aber oft deckt diese Entschuldigung nur den Mangel an Bildungsstreben nach der Schule. Wer ehrlich bemüht ist, vorhandene Lücken seiner Bildung auszufüllen, findet heutzutage reichlich Gelegenheit hiezu. Es sei hier aufmerksam gemacht einmal auf Walther Hofstätter, Deutschkunde, Ein Buch von deutscher Art und Kunst (2,80 Mk.), ein vortreffliches Buch mit guten Abbildungen, sodann auf eine bei Quelle u. Meyer in Leipzig erscheinende „Deutschkundliche Bücherei", die in Einzelbändchen zu 80 Pf. verschiedene Einzelgebiete behandelt. Sie will eine Sammlung von Hilfsbüchern zur Vertiefung in deutsche Sprache, Literatur und Kultur sein. Die bis jetzt erschienenen 2 Bändchen „Deutsche Namenkunde" von Kluge und „Das deutsche Volkslied" von Böckel sind ein vortrefflicher Anfang.

* * *

Von deutschem Wesen

Deutsch bin ich und sinn' ich,
Deutsch handl' ich und bleib' ich.
Kaiser Maximilian.

*

Die in diesem Frühjahr abgeschlossenen Verträge zwischen dem Deutschen Reich und der Türkei sind nicht mehr, wie seither üblich, in französischer, sondern in deutscher und türkischer Sprache abgefaßt worden.

*

In Bulgarien wird die vor einiger Zeit gegründete „Deutsche Balkanzeitung" auf Wunsch der bulgarischen Behörden in rein deutschen Schriftzeichen gesetzt.

Anschrift des Herausgebers der „Nachrichten des Deutschen Bundes zur Bekämpfung fremden und Förderung deutschen Wesens": Stuttgart, Kernerplatz 4[1] • Druck von Greiner u. Pfeiffer, Kgl. Hofbuchdrucker, Stuttgart



Abendsonne — A. König

Beilage zum Türmer



XIX. Jahrg. Erstes Augustheft 1917 Heft 21

Alldeutsch?

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

So schimpft kein Russe, kein Tscheche auf die „verfluchten Deutschen" (prokljatyje njemzi), wie gewisse mehr oder weniger Deutsche auf die sogenannten Alldeutschen. Die — von ihnen — mit Absicht so genannten. Die Vokabel „alldeutsch" ist nicht nur ein Sammelname für alles, was deutsch fühlt und wirkt, und was man um eben dieses Deutschseins willen offen denn doch nicht in den Dreck zu treten wagt. Es ist das rote Tuch, das dem blinden Hödur vor den Augen geschwenkt wird, dem Blinden, der nur blind ist gegen das Edelste und Beste in ihm selbst, aber schielend-sehend wird, wenn Fremde ihn vor sich selbst verdächtigen oder lächerlich machen. Dann verfällt er in eine Art völkischen Masochismus, dann rennt er stiermäßig mit rotunterlaufenen Augen gegen sein eigen Fleisch und Blut an. Ave, Caesar, morituri te salutant! So wird er wieder der germanische Gladiator im Circus maximus zu Rom. Und der internationale und doch so nationale Cäsar Mammon reibt sich wollüstig grinsend die goldenen Hände und die goldenen Füße: Applaudite amici! — Bitte, nicht voreilig: der Cäsar Mammon ist nicht nur international, er ist auch interkonfessionell.

Mir taucht die bange Frage auf: Hat das deutsche Volk das Heilandswort auch wirklich begriffen? Wenn Christus sagte: wir sollten über dem Splitter im Auge des anderen den Balken im eigenen nicht vergessen, dann meinte er doch

nicht: wir hätten im eigenen Auge nur Balken und die anderen allenfals nur Splitter.

Die Geschichte kann sich diesen völkischen Masochismus für eine gewisse Zeitspanne zur Not erklären. Aber diese Zeit muß doch einmal abgelaufen sein. Vor Bethmann hatten wir Bismarck. Haben wir nichts von Bismarck, von Kaiser Wilhelm I. gelernt, daß wir einen solchen Rückfall erleben mußten? Haben wir nicht Hindenburg und Ludendorff und so manche Führer noch?

Und nun kommen wir zum Kern dieser für heute und noch für lange entscheidenden deutschen Frage. Wir sind im Durchschnitt, als Volk, auf Führer eingestellt, aber in „Kompetenzen“ und „Ressorts“ verstrickt und verschnürt. Wir haben Hindenburg und Ludendorff. Wir folgen ihnen. Wir hatten auch Tirpitz... Gegen Hindenburg und Ludendorff konnte kein Tod noch Teufel ankommen — das lag auf der Hand. Aber Tirpitz mußte dran glauben. Und doch hätten wir unsere gefürchtetste Waffe ein volles Jahr früher niedersausen lassen, wenn es nach Tirpitz gegangen wäre. Aber — Tirpitz ging. Woran das lag? Seine Majestät der Kaiser bleibe hier gänzlich außer aller Erörterung — gerade für den, der (wie nebenbei auch ich) die geschichtliche und schichtende Ordnung nicht für ein Kartenhaus ansieht. Dennoch ist gerade aus den niederschmetternden, schier verwirrenden politischen Erfahrungen dieses Krieges zu begreifen, daß sich wohl in allen Volksschichten aus den verschiedensten, ja ganz entgegengesetzten Anschauungen und Erwägungen heraus die Überzeugung Bahn gebrochen hat: So geht das nicht weiter; es geht nicht an, daß das deutsche Volk in Fragen, wo es sich um sein Dasein handelt, einfach auf die letztwilligen Beschlüsse einer ihm nicht gerade Schauer der Ehrfurcht erweckende Diplomatie und Bureaukratie angewiesen bleibe. Dazu ist der Preis zu hoch. Es mußte einmal so kommen, es brauchte aber nicht so überhastet zu kommen, wenn Diplomatie und Bureaukratie — am Ende entscheidet doch immer die Bureaukratie — in Lebensfragen nicht so grausam versagt hätten.

Bittere Not gebot, Hilfskräfte aus dem Volke selbst heranzuholen. Das konnte zunächst nur aus den verfassungsgemäß organisierten Kreisen geschehen. Die gewählte Volksvertretung bot hierzu den gegebenen Anschluß. Insofern hat also die Sache eine gewisse Logik: Woher nehmen und nicht stehlen? Oder, wenn man schon einen Übersarkasmus gar nicht unterdrücken kann: „In der Not frißt der Teufel Fliegen.“

Hier stoßen wir auf eine der vielen Unterlassungssünden vor dem Kriege. Wie wir äußerpolitisch völlig unvorbereitet in den Krieg hineingerutscht sind, so auch innerpolitisch. Es ist ja kein Zweifel: Wir waren und sind auch heute innerpolitisch rückständig. Aber nicht, wie Herr Scheidemann meint: weil wir nicht die alleinseligmachenden Wahlrechte haben. Daß das alte preußische Wahlrecht nichts weniger als mein Ideal war, kann jeder in sehr alten Türmerjahrgängen nachlesen, schon bevor unter den Auspizien des Herrn von Bethmann die von Bülow angebahnte Reform dieses Wahlrechts in der Versenkung verschwand, also noch vor 1910. Aber rückständig sind wir darin, daß wir einen ganz naiv erfaßten Wert auf paragraphierte Bestimmungen legen, viel zu geringen

auf die Reife und Führerfähigkeit. Männer, nicht Maßnahmen. Gesunder Menschenverstand, nicht verknöchernde parteipolitische Dogmen. Das englische, freiheitlich frisierte, aber gründlich plutokratische Wahlrecht läßt sich mit unserem Reichstagswahlrecht kaum nur vergleichen, und dennoch hat das englische Parlament ganz anderen Einfluß als der deutsche Reichstag.

Es wird also auch nach der „Demokratisierung" und „Parlamentarisierung" gar so schlimm nicht werden, wie viele befürchten. Im Innern! — Aber im Äußern? Da kann's böse in unsere, dann vielleicht erheblich kleinlauter gewordene Redebude regnen. Das politisch seit den Stuarts herangereifte englische Herrenvolk kann auch ein noch so „freiheitliches" Wahlrecht nicht aus dem Gleichgewicht bringen; es weiß, was ihm nützt, und was ihm nützt, nimmt es verständnisvoll wahr. Aber es sieht seinen Nutzen auch darin, die größten Opfer für sein England zu tragen, selbst auf seine heiligsten „Menschenrechte" und alle möglichen Freiheiten zu verzichten — wie dieser Krieg wohl bewiesen hat —, wenn es sich sagt: es geschieht für mein England, und mein England bin ich. In welcher Siriussternenferne von dieser — nicht nur realen — Erkenntnis steht da der „politische" Deutsche vom Engländer ab! Philipp Scheidemann und — Lloyd George. Zum Totlachen! Oder Weinen.

Ich sehe in diesen krampfhaft über Nacht eingetretenen demokratischen Geburtswehen an sich weniger eine innere Gefahr, als eine äußere: Die „Mehrheit" mischt sich in die auswärtige Politik. Wenn's noch die kleine Minderheit politisch reifer Menschen wäre, über die wir nur verfügen. Damit soll durchaus nicht das vaterländische Empfinden der Mehrheit angetastet werden. Solcher Zweifel, wenn er erhoben würde, könnte auch unsere Sozialdemokraten nicht berühren. Das haben sie, hoch in Ehren, bewiesen mit Blut und mit Gut und beweisen es immer wieder so treu, wie nur irgendein anderer.

Nein, die Mehrheit unseres Volkes lebt politisch — soweit sie nicht den fürchterlichen Anschauungsunterricht des Krieges in sich geklärt hat — ganz allgemein in ungetrübter himmelblauer Unbefangenheit und Harmlosigkeit daher. Wie wäre es sonst möglich, daß selbst Hochschullehrer und hohe Beamte, alle ehrlichster Überzeugung voll, politisch geradezu wie reine Toren sich gebärden? Wie wäre es sonst möglich, daß gute Deutsche sich von Schaumschlägern einseifen lassen, die, art- und wesensfremd, sie nur als ihre heutige oder künftige Schutztruppe bewerten? Zu Zwecken, die, wo sie einmal von ihnen erreicht sind, sich zwar internationalistisch, aber, wenn „höhere Interessen" hineinspielen, nichts weniger als pazifistisch auswirken? — Wie wäre es sonst möglich, daß in der Wage einer und der selben Volkskraft die eine Schale so eisenschwer, die andere so federleicht befunden werden könnte?

Aber das sinnfällig Unergründliche, wenn auch — psychologisch sehr Ergründliche, ist und bleibt: wie können zurechnungsfähige Deutsche in diesem doch wirklich „ehrlich" genug gemeinten Vernichtungskriege gegen uns sich derart betören und betäuben lassen, daß sie die für Friedensbringer halten, die das Wort „Frieden" morgens, mittags und abends vom Stapel lassen? Freilich: wohlfeiler läßt sich „Popularität", Ansehen und Beliebtheit, ganz zu schweigen

von anderen deutlicheren Werten, nicht erhaschen noch erhandeln. Aber die wirklich Opfertragenden, zu allererst die an der Front, dann doch ein wenig, nach ihrem Können, auch die in der Heimat? Wie ist es nur möglich, daß sie den selben Unbekümmerten, die sie mit ihren heiteren, schmalzig-wohlgefrühstückten Versicherungen bis über den Kriegsausbruch hinaus vertröstet haben: „Krieg gibt's nicht", wieder die Leimrute bevölkern? Daß sie glauben können, man brauche bloß andauernd den feindlichen Regierungen — die allein entscheiden — seine Friedenswünsche ins Ohr zu schreien, um schon den Frieden in der Tasche zu haben. Wenn schon jeder kleine Handlungsgehilfe, der, ohne noch eine Antwort auf sein Angebot erhalten zu haben, seine Forderung ruckweise und automatisch herabsetzte, von seiner Firma unweigerlich an die Luft gesetzt werden würde, — wie kann man sich da nur einbilden, daß der verantwortliche Staatsmann einer kriegführenden Großmacht — außer der deutschen — auch nur in der Lage wäre, mit einem sich so töricht entblößenden Gegner über einen Frieden zu verhandeln, der nicht geradezu eine Auslieferung auf Gnade und Ungnade bedeutete? Selbst wenn der Verantwortliche die Sache satt hätte, selbst wenn er sich durch einen glimpflichen Frieden „aus der Affäre" ziehen wollte —: es wird ihm ja durch den um Frieden ewig Winselnden einfach unmöglich gemacht. Denn jedes Volk — außer dem deutschen — würde den Staatsmann zum Teufel jagen, der dem Gegner nach unermüdlichen Selbstbezichtigungen und Selbstbekenntnissen seiner völligen Ohnmacht und grenzenlosen Unterwürfigkeit auch nur mit einer Fingerspitze entgegenkäme. In diesem Sinne lese man, was der „Kölnischen Volkszeitung" aus zuverlässiger Quelle gemeldet wurde:

„In einem neutralen Lande sprach vor wenigen Wochen ein hoher englischer Offizier in vertrautem Kreise über die Kriegslage und erklärte, England sei im verflossenen Jahre nicht abgeneigt gewesen, Frieden zu schließen, dies sei aber unmöglich geworden durch das im Übermaß einsetzende Friedensgerede in Deutschland, das in England den Eindruck erwecken mußte, Deutschland sei am Ende seiner Kräfte. In England habe sich infolgedessen die Überzeugung verbreitet, noch einige Zeit auszuharren, um Deutschland völlig niederzuzwingen. Der Engländer versicherte, vom rein taktischen Standpunkte aus betrachtet, sei nichts törichter, als das uferlose Friedensgerede gewisser deutscher Kreise."

Dies ist nur eines von den vielen Zeugnissen für die nun längst erwiesene geschichtliche Tatsache, daß es kaum ein wirksameres Mittel gab, den Frieden in immer weitere Fernen zu rücken, als das „uferlose Friedensgerede gewisser deutscher Kreise". Folgte diesem „Friedensgerede" nicht regelmäßig ein neues wütendes Aufflammen des feindlichen Angriffsgeistes? Wie war es noch zuletzt mit Rußland? Was sagte doch der von Scheidemann und David so begeistert begrüßte und gefeierte „internationale" Genosse und russische Kriegsminister Kerenski? „Wenn Scheidemann und David wähnen, auf mich und Tscheidse rechnen zu dürfen, dann werden sie sich grausam täuschen!" Das geruhten auf die Friedensanbiederungen der deutschen Genossen Se. Exzellenz der internationale Genosse und russische Kriegsminister huldvollst zu erwidern. Und

Se. Exzellenz, der „Genosse“ Kerenski, haben Wort gehalten. Sie haben die russischen Brüder unter des Massenschlächters Brussiloff Führung und englisch-französisch-japanischem Artilleriefeuer in die große russische Offensive hineingepeitscht, hineingefeuert. Es werden an die 200 000 Russen sein, die an diese Verbrüderungstat der pazifistischen Internationale glauben mußten. Gewiß, auch nicht wenige deutsche Genossen. Vor Gott und dem Tod sind wir alle Genossen, aber wie viele Opfer sollen denn noch diesem wahnsinnigen Wortfanatismus überschraubter Parteiideologen und Dogmatiker fallen?

Es gibt ja ein so einfaches Mittel, sein Gewissen vor sich selbst und denen, die „nie alle werden“, zu entlasten: man schiebt's einfach den „Alldeutschen“ in die Schuhe. Die „Alldeutschen“, so wird's in allen Tonarten gepfiffen und getrommelt, die „Alldeutschen“ sind schuld. Weil man eben Gründe hat, das Wort Deutsch zu vermeiden — anderenfalls könnte es einmal doch deutsche Hiebe setzen! —, so klammert man sich, Hand in Hand mit dem Feinde, an das Wort „Alldeutsch“. Der Alldeutsche ist vogelfrei; denn er ist schuld am Kriege und an allen Kriegen, die in den nächsten 100 bis 300 Jahren noch kommen könnten. Zwar haben die Alldeutschen es an Warnungen und Bemühungen nicht fehlen lassen, diesen Krieg zu verhüten; zwar haben sie in allen Voraussagen vor diesem Kriege und während dieses Krieges aktenmäßig und anerkanntermaßen Recht behalten, aber das macht nichts. Sie sind nun einmal die Kriegsverlängerer, weil sie den Krieg nach bewährter Bismärckischer Art abkürzen wollen. Als Bismarck mit Rücksicht auf die mögliche Einmischung anderer Staaten, nicht zuletzt Englands, den Krieg beenden wollte, da gab er die Losung aus: Paris muß genommen werden. Er verbot alles Friedensgerede, schärfte seinem publizistischen Stabe ein, in den Kriegszielforderungen sich keinerlei Zwang anzutun. Bismarck hätte sich schon eher den Luxus eines längeren Krieges leisten können, denn die einzusetzenden Opfer waren, wie man gefühlvoll heute zu sagen pflegt, ein „Kinderspiel“ gegen den uns aufgedrungenen Krieg. Aber Bismarck leistete sich diesen Luxus nicht. Er zog es vor, den Krieg schnell zu Ende zu führen, indem er ihn — nach der genialen Erleuchtung heute strahlender Geister — durch seinen „uferlosen Überannexionismus“ — „verlängerte“. Alldeutsch?



Deutsche Hoffnung · Von Karl Boesch

Im Denken wie Eis, im Fühlen wie Feuer,
Ins Weite schweifend, doch fest das Steuer;
Die Herzen von Gold, den Willen von Stahl,
Wahrhaft und wehrhaft und fromm zumal,
Kinder des Himmels und Kinder der Erde:
Ihr lasset uns hoffen, daß Frühling werde.



Die Schicksalsstunde Roms

(Aus dem dänischen Roman „Donna Linda". Gyldendalsche Verlagsbuchhandlung. Kopenhagen 1917)

Von Emil Rasmussen

Deutsch von Werner Peter Larsen

In der Frühe eines Maimorgens stand Dr. Meda auf dem Corso und studierte einen von d'Annunzio unterzeichneten handgeschriebenen Aufruf, der gerade soeben an der historischen Ecke des Cafés Aragno, der Hochburg der Kriegshetzer, angeschlagen worden war.

Silvio Meda hatte sich für einige Tage freigemacht, um die politischen Ereignisse, die ihrem Höhepunkt zustrebten, aus nächster Nähe verfolgen zu können, denn im Laufe der Woche waren zwei der erbittertsten Gegner in Rom eingetroffen und hatten die Gegensätze bis zum Äußersten verschärft: d'Annunzio und Giolitti, der bis über die Ohren verschuldete, landflüchtig gewesene Dichter und der seit einer langen Reihe von Jahren einflußreichste Politiker, nun gleichsam zwei scharfumrissene Symbole, die Krieg oder Frieden bedeuteten.

Die Mehrzahl der Abgeordneten hatte sich, hieß es, um ihren alten Führer geschart. Die Volksvertreter verlangten den Frieden.

Nun aber rief der Dichter das „Volk" von Rom auf die Gassen und Märkte, um zu protestieren, gegen die, die da, wie er sagte, „im Begriff standen, Italien zu verraten".

Welch schicksalsschwerer geschichtlicher Brennpunkt, dies Stück Papier da an der Mauer! Oder bedeutete es nicht etwa die Erhebung des Pöbels zum Lynchrichter über die verantwortlichen Männer der Nation? Bedeutete es nicht etwa, daß die „Vorkämpfer für Freiheit und Zivilisation" brutale Gewalt an die Stelle des Rechtes gesetzt wissen wollten? Eine schreiende, klägliche, tragikomische Karikatur!

Für die Bluthunde des Krieges war die Frage, ob Krieg oder Frieden, längst entschieden, denn im Worte Frieden lag ein gar zu gefährliches Lockmittel für alle Feiglinge, — nein, wenn Giolitti wirklich siegen sollte, so gab es eben nur eine Antwort darauf, und die hieß: Revolution! Und da der Krieg sich fern an den Landesgrenzen abspielen sollte, während die Revolution durch die Straßen von Rom selbst toben würde, gewannen die Kriegshetzer mit ihrem Feldruf: „Krieg oder Revolution!" nach und nach alle hohen und niederen Feiglinge für ihre Sache.

Salandra, der sich längst für die Entente und den Krieg entschieden hatte, hielt sich, aus Berechnung oder aus Heuchelei, nach außen hin im Hintergrunde. Aller Blicke waren in diesem Augenblick auf den König gerichtet. Jede Stunde konnte die Entscheidung bringen — — —

*

Hier auf dem Corso traf Meda einen alten Schulfreund, Tito Levi, der Beamter im Finanzministerium war.

Die beiden Freunde hatten sich seit einer ganzen Reihe von Jahren nicht mehr gesehen und tasteten einander deshalb erst gleichsam ab, bis sie herausgefunden

hatten, daß sie beide Anhänger des Friedens waren und deshalb offen miteinander reden konnten.

Ein singender Menschenhaufen zog mit vorangetragenen Fahnen vom Tiber herauf und wälzte sich quer über den Corso in der Richtung auf die Via Condotti. Heisere Stimmen grölten die Fratelli d'Italia und stimmten zum Schluß die Hymne auf den österreichischen Hochverräter Oberdank an, der versucht hatte, seinen Kaiser meuchlings zu morden. . .

„Komm mit", sagte Levi. „Es ist doch immerhin lehrreich, sich die Elemente aus der Nähe zu betrachten, denen man zugesteht, über das Schicksal Italiens zu entscheiden. Du kannst da interessante Studien über den Begriff Volksfreiheit machen."

Sie holten den Zug ein und schritten langsam neben ihm her.

Ein Reisebureau und die Niederlassung einer Dampfschiffahrtsgesellschaft mit deutschen Namen wurden ausgepfiffen, verhöhnt und beschimpft; das gleiche Schicksal teilte die schweizerische Konditorei in der Mitte der Straße, die einige Tage darauf demoliert wurde.

Den Anlaß hierzu gab eine Einsendung in einem kriegshetzerischen Blatt, das ganze Proskriptionslisten enthielt, in welcher der Einsender — ein Konkurrent vermutlich — ganz ungeniert fragte: „Wie ist es möglich, daß man dem deutschen Konditor in der Via Condotti noch immer nicht die Fenster eingeschlagen hat?!" In der nächsten Nacht wurde dann sein frommer Wunsch in der ausgiebigsten Weise verwirklicht. . .

Der Zug, der von Polizeimannschaften begleitet, ja, wie sich bald herausstellte, von ihnen geradezu angeführt wurde, stürmte über die spanische Treppe in die Via Sistina und suchte bei der ersten Straßenkreuzung nach links einzuschwenken, um zur Villa Malta, der Residenz des Fürsten Bülow, zu gelangen. Aber dieser Versuch schlug fehl, und die Radaumacher mußten sich damit begnügen, aus der Ferne „Abasso Buloff!" zu schreien, denn in puncto Villa Malta verstand die Regierung keinen Spaß, sondern ließ durch ein Truppenaufgebot die peinlichste Ordnung aufrechterhalten.

Der Zug zog also über die Piazza Barberini in die Via Veneto, die Straße der vornehmen Hotels, um d'Annunzio zu huldigen, der im Hotel Regina, gegenüber von dem Palais der Königinwitwe, abgestiegen war. Aber der Gesuchte war zu einem patriotischen Frühstück geeilt, und die Begeisterten stürmten deshalb in das reiche Ludovisi-Viertel, den Hauptsitz der Fremdenkolonie.

In einem der oberen Stockwerke des Hauses in der Mitte der Straße wohnte eine deutsche Familie. Der Haufen versuchte das massive Haustor zu sprengen — es widerstand allen ihren Bemühungen. Blieb nichts anderes übrig, als einen Steinhagel durch die Fensterscheiben zu schicken! Lächelnd, mit gekreuzten Armen, sahen die Carabinieri zu. . . Im Namen der Zivilisation! . . .

Die beiden Freunde blieben stehen und ließen den Zug an sich in der Richtung auf die Via Venti Settembre vorbeiziehen.

„Nun hast du sie also gesehen", sagte Tito Levi. „In diesem Pöbelhaufen waren noch nicht einmal zehn erwachsene, stimmberechtigte Bürger! Über die

Hälfte Schulbuben unter sechzehn Jahren! Die haben gut nach Krieg schreien, weil sie wissen, daß sie nicht mit brauchen, weil sie noch zu jung sind! Und die anderen, die noch dabei waren, haben eben etwas auf dem Kerbholz; die sind einfach heeresunwürdig . . . schau sie doch nur mal an! Zuhälter, Taugenichtse und Tagediebe, die es, anstatt zu arbeiten, vorziehen, in den Straßen herumzulungern und den Fremden allen möglichen Schund aufzuhängen! Und nun, da es keine Fremden gibt, sind sie natürlich brotlos, und die Botschafter geben ihnen fünf Franken im Tag und einen anständigen Anzug, damit die Zeitungen wenigstens schreiben können, es seien Studenten gewesen! Siehst du, und dieses Gesindel repräsentiert jetzt also „die Stimme des Volkes", den „Willen des Volkes" und die „Freiheit und Kultur"! Welch eine niederträchtige, schändliche Komödie! Wo soll das noch hinführen?"

„Laß nur Giolitti ans Ruder kommen," sagte Meda, „da sollst du mal sehen, wie binnen vierundzwanzig Stunden dieser künstlich arrangierte Skandal ein Ende nimmt! Was die fremden Botschafter nicht auf dem Gewissen haben, das hat unsere eigene Regierung, die ganz genau weiß, was sie will, oder merkst du nicht, wie sie uns mit dieser zynischen Provokation und durch die ungestrafte Vergewaltigung der friedlichen Bürger durch diesen Pöbel da den Schreck vor dem Revolutionsgespenst in die Glieder jagen will? In einer Fremdenstadt wie Rom, das weder Handel noch Industrie hat, wird eine Regierung, selbst wenn sie nur eine verschwindende Minderheit repräsentiert, jederzeit eine Revolution wagen können, denn sie hat in der Polizei und dem Heer von Beamten einen Rückhalt, der sie bestimmt nicht verlassen wird, und wenn es ihr sogar ganz schlecht gehen sollte: hat sie dann nicht immer noch genügend skrupellose Individuen an der Hand, die da bereit sind, vor aller Welt die römische Volksstimmung zu markieren, ja unter Umständen, sei es nun mit Geld oder ohne, auch die Hitzköpfe der Universität mit sich zu reißen, die das Bürgertum so gern auf dem Plan sehen möchte, um sich auf die Stimme der „Intelligenz" berufen zu können?"

Sie kehrten um und wanderten wiederum der inneren Stadt zu, um sich die Spuren anzusehen, die das Pöbelregiment an den Geschäften der „Feinde Italiens" hinterlassen hatte.

Da war eine große deutsche Buchhandlung, die ihre sämtlichen Aushängeschilder und großen Spiegelscheiben, ein kleines Vermögen geradezu, eingebüßt hatte. Da war ein ungarischer Wirt, dessen Räumlichkeiten „im Namen der Kultur" demoliert worden waren, obwohl er seit langem italienischer Staatsangehöriger war, ja obwohl seine Söhne als Offiziere an der italienischen Front standen. Aber was scherte das die blinde Wut des losgelassenen Pöbels? Der Kerl hatte die Unverschämtheit besessen, in Rom Pilsner Bier zu verkaufen, wie die Italiener in Deutschland und Österreich italienischen Wein verkaufen, und das konnte nicht einfach so hingenommen, sondern mußte ausgiebig gerächt werden!

Eine Schar von Zeitungsverkäufern stürmte die Straße herauf.

„Fuori i barbari! Fuori i barbari! Hinaus mit den Barbaren! . . ."

Das war der Titel des jüngsten kriegshetzerischen Blattes, die Kriegshysterie, eingefangen in einen schmutzigen Wisch Papier.

„Ich kenne zufällig gerade den Herausgeber", sagte Levi. „Ein talentloser

Maler, der es zu nichts hat bringen können. Er ist überdies zum zweiten Male mit einem „Barbarenweib" verheiratet. . . Und als er im Land der Barbaren in einem Barbarenhotel wohnte, hatte er das fabelhafte Glück, daß ihm ein ganzer Haufen Bilder, die für eine ungeheure Summe versichert waren, lichterloh in Flammen aufging! Ein nettes Früchtchen, wie du dir denken kannst. . . Aber er kann es sich auf die Barbaren-Versicherung hin wohl leisten, Zeitungen zu gründen, und im übrigen wird Barrère schon Sorge tragen, daß er finanziell nicht zu kurz kommt. Dazu ist er als Schwindsuchtskandidat überdies auch noch sicher, nicht etwa gar an die Front hinauszukommen. . ."

„Ja, aber warum in Gottes Namen dulden wir eigentlich solche Subjekte und solche Zeitungen?!"

„Ja, warum? Warum wir überhaupt diese ganze Gewaltherrschaft dulden? Weißt du es nicht? Weißt du etwa nicht, daß du und ich und jeder, der vor den unausbleiblichen Greueln des Krieges zurückbebt, auf den schwarzen Listen stehen? Weißt du nicht, daß einem jeden von uns, wo er auch geht, soundso viele Spione nachlaufen? Hast du nicht gelesen, was „Popolo d'Italia" schreibt, daß ein jeder Abgeordnete, der gegen den Krieg stimmt, hinterrücks niedergeschossen werden sollte? Hinterrücks, verstehst du wohl! Und weißt du etwa noch nicht, daß um einen jeden verdächtigen Abgeordneten eine Schar von Erpressern gruppiert ist, die ihm solange mit allem Möglichen drohen, bis sie ihn mürbe bekommen haben? Schau, gestern erst hat man einen Abgeordneten vor der Hauptpost halbtot geprügelt, gestern erst hat man einen ehemaligen Minister in der Straßenbahn der Via del Tritone überfallen, ja selbst einen persönlichen Freund des Königs auf dem Corso mit dem Revolver in der Hand bedroht. . . Und das alles einzig und allein im Namen der ‚Freiheit und der Kultur'!"

„Ja, sind wir denn feiger, als alle die anderen?"

„Nein, feiger sind wir gewiß nicht, aber wir haben uns bis jetzt in dem törichten Glauben gewiegt, in der absoluten Mehrheit zu sein, und haben den anderen inzwischen Zeit gelassen, sich systematisch zu organisieren. Darin eben liegt ihre Macht! Wir anderen aber stehen zersplittert und unorganisiert da, ja, wir haben nicht einmal die Zeitungen, die wir haben sollten, und das rächt sich bitter."

Sie folgten dem mehr und mehr anwachsenden Menschenstrom über den Corso hin.

Die Demonstranten, die den Quirinal-Platz gekreuzt hatten, stürzten gerade aus den Seitenstraßen hervor und zogen zu ihrem Hauptquartier: der Redaktion des Regierungsblattes „Giornale d'Italia".

Von den Fenstern der Redaktion herab hielten junge Journalisten flammende Ansprachen. Eine österreichische Fahne wurde feierlich verbrannt.

Ein französischer Journalist, in ganz Rom als unermüdlicher Agitator bekannt, kam in einer Droschke herbeigeeilt. . . Während des Tripoliskrieges war er der Frau eines Arabers etwas zu nahe gekommen und hatte deshalb mit dem scharfen Messer des Mannes Bekanntschaft machen müssen, Grund genug, daß die gesamte italienische Presse ihn mit einer Gloriole umkleidete und ihn zu einer Art von Nationalheiligem erhob.

Und nun war Jean also persönlich da! Und nun erwartete man natürlich auch, daß Jean zum Volke sprechen werde!

Aber zum Volksredner war Jean nun leider nicht geboren. . .

Bebend vor Lampenfieber ergriff er aus der Hand von irgend jemand eine italienische Fahne, schwenkte sie durch die Luft und bekam den brillanten Einfall, sie darauf inbrünstig zu küssen. „Viva l'Italia!"

Einer nach dem anderen stiegen danach sämtliche Zuhälter und Hochstapler Roms in die Droschke und küßten ihrerseits Jean, während das „Volk" ringsum Tränen höchster patriotischer Rührung vergoß. . .

Inzwischen waren die Ausgänge nach der Piazza Colonna und der Piazza Montecitorio von Truppen besetzt worden. — Hoch droben auf dem Postament seiner Säule stand der Apostel Paulus und schaute verwundert hinunter in das Gewimmel der Kavallerie und das nervöse Gedränge der Menschenmassen drunten unter ihm.

Bis daß die Straßen nach und nach leerer wurden, um schließlich fast verlassen dazuliegen.

Die Revolution war heimgegangen, um Makkaroni zu essen. . .

*

Am Nachmittag besuchte Meda verschiedene alte Freunde, Ärzte und höhere Beamte zumeist.

Die meisten von ihnen entpuppten sich als geschworene Anhänger des Krieges.

Ha, zu was brauchte man da noch viel Worte zu verlieren?! Es bot sich Italien eine nie wiederkehrende Gelegenheit, endlich die „unerlösten Provinzen" zu erobern und sich zugleich in Besitz der ganzen Adria zu setzen! Die ganze Sache handelte sich im Grunde genommen ja nur um einen militärischen Spaziergang von zwei, drei, im allerschlimmsten Falle von fünf Monaten Dauer! Italien mußte die Alleinherrschaft über die Adria gewinnen! Das italienische Volk bedurfte eines sammelnden und einigenden Krieges! Rache dem verhaßten Erbfeind! Nahezu ohne Opfer konnte Italien den alten Ruhmesglanz des römischen Kaiserreiches wiedergewinnen! Auf zum Kampf für die Zivilisation, für Recht und Freiheit! . . .

Silvio Meda beschwor die Sprecher mit Tränen in den Augen, die Dinge kühl und nüchtern zu betrachten und sich nicht von dem Lügenwust einer feilen Presse mit fortreißen zu lassen. War es denn etwa nicht denkbar, daß sie Österreich dennoch unterschätzten, das Österreich, das die russischen Riesenheere gerade jetzt in den Karpathen zu Paaren trieb und an der Nordostgrenze Italiens aus schier uneinnehmbaren Stellungen in die italienische Ebene hinabsah? Oder meinten sie gar, es sei eine Kleinigkeit, die Alpen in Schutt und Trümmer zu schießen? . . .

Aber Silvio Meda sprach noch von sehr viel mehr.

Er sprach von der drohenden Gefahr eines Groß-Serbiens, das als gehorsamer Vasall Rußlands zur Adria strebte, und er sprach von der Gefahr eines siegreichen Rußlands, das, einmal zur Mittelmeermacht geworden, Italien unfehlbar von

der türkischen Levante vertreiben müsse. Er sprach von der Gefahr, die darin liege, große jungslawische Völkerstämme jenseits der Adria dem heutigen Italien einzuverleiben, wodurch ja alles Gerede vom Nationalitätenprinzip zu einer schamlosen Heuchelei herabsinke, und er sprach davon, daß eine jede Stärkung Englands und Frankreichs im Mittelmeer automatisch die Schwächung Italiens bedeuten müsse. Oder war es etwa noch nicht genug, daß England Italien jederzeit durch die Sperrung von Gibraltar und Suez aushungern konnte? Daß die Kanonen von Malta und Bizerta ihre Mündungen gegen Sizilien reckten? Sollte Italien sich in diesen schwersten Stunden Europas in eine Politik stürzen, gegen die seit einem Jahrhundert seine größten Staatsmänner angekämpft hatten? Was sollte denn werden, falls die großen erträumten Eroberungen ausblieben, falls der Krieg sich ein oder zwei Jahre hinziehen sollte —? Da würde ein Drittel, ja womöglich die Hälfte des italienischen Nationalvermögens in Pulverdampf aufgegangen sein! Da würde eine halbe oder eine ganze Million junger Männer unter der Erde liegen! Da würde Italien zu einem Armenasyl geworden sein — — —.

Silvio Meda fand überall nur taube Ohren, überall nur die verzweifelte Entschlossenheit, alles auf eine Karte zu setzen. . .

Aber er ließ nicht nach.

Er brachte alles vor, was er nur irgend vorbringen konnte; er sprach von dem Schandfleck, der für ewige Zeiten an Italien haften bleiben werde, von der Ehrlosigkeit eines Wortbrüchigen, von der Niederträchtigkeit eines, der seinem früheren Verbündeten in der Stunde der Gefahr das Messer in den Rücken stößt. . .

Man hörte ihn an und lachte ihm zynisch ins Gesicht. . .

Aber so sehr ihn alle diese Gespräche auch mit Besorgnis erfüllten; er ließ dennoch die Hoffnung weder an diesem Tage noch am nächsten fahren, um so mehr, als es deutlich war, daß die Polizei aus Furcht vor einem etwaigen Regime Giolitti ihre Haltung zu revidieren begann. . .

Erst am Sonnabend nachmittag, als ganz Rom sich in den Straßen bewegte, schlug die Stimmung plötzlich um.

Giolitti hatte sich nicht gerührt; — er mußte wohl gesehen haben, daß er zu spät gekommen war. Ein Teil seiner ehemaligen Anhänger in der Kammer hatte sich einschüchtern lassen. Es ging das Gerücht, daß der König sich schon gebunden habe, noch bevor er am 4. Mai den unkündbaren Vertrag an Österreich kündigte. Niemand von den drei politischen Veteranen, die er hatte zu sich rufen lassen, hatte es gewagt, die Kabinettsbildung zu übernehmen. Die ganze Ministerkrise erschien mehr und mehr als eine abgefeimte Komödie, darauf angelegt, unter den Kriegshetzern den Ruf nach Sammlung und nach einem Krieg bis aufs Messer gegen Giolitti und seine Anhänger aufkommen zu lassen. . . Eine Palastrevolution! eine unblutige Revolution von oben herab!

Salandra, prophezeiten die Blätter, werde die Zügel der Regierung von neuem an sich nehmen. . .

*

Am nächsten Tage, einem Sonntag, zeigte Rom ein völlig verändertes Aussehen.



Die Drohungen mit der Revolution hatten ihre Wirkung nicht verfehlt; — nun konnte man darangehen, für den Krieg zu werben. Auf der Piazza del Popolo, dem Platz des Volkes, war eine Riesenversammlung anberaumt. . .

Und hier sah man zum ersten Male die breiten Schichten des römischen Volkes zusammenströmen, das über Nacht begriffen hatte, wohin der Wind wehte, und sich nun vom Strome treiben ließ. . .

Die Veranstalter trugen die Geschichte Italiens in die Gosse hinab, um die Massen anzufeuern; Musikkapellen spielten die alten, begeisternden Hymnen aus den großen Augenblicken Italiens, die letzten weißhaarigen Garibaldianer in ihren roten Kitteln hatten sich sogar eingefunden, viele so schwach und blind, daß sie geführt werden mußten — die Fahnen Trients, Istriens und Dalmatiens wehten in der Luft, als Verheißung der großen, künftigen Eroberungen. . .

Wie verlockend für alle diejenigen, die nicht an den morgigen Tag dachten, sich in diesen Taumel zu stürzen und sich von der Stimmung mit fortreißen zu lassen! . . .

Und nach Schluß der Versammlung setzte sich die Menschenmenge in der Richtung zum Quirinal in Bewegung, um dem plötzlich populär gewordenen König ihre Huldigung darzubringen, während junge, schöne Frauen ihr von den Fenstern und Altanen herab Blumen auf den Weg streuten. . .

Und noch während der Zug unterwegs war, kamen die Abendblätter heraus.

Der König hatte sich geweigert, Salandras Demission anzunehmen.

Die Würfel waren also bereits gefallen!

Der König war vor der Revolution zurückgewichen. Der Gedankengang schien auf der Hand zu liegen: die Dynastie hatte mehr als einen unglücklichen Krieg überwunden, aber sie mußte die Revolution fürchten, die zum mindesten Frankreich und den gesamten Generalstab hinter sich hatte.

Lange genug hatten die Republikaner dem König zugerufen: „Den Krieg oder deine Krone!" — Nun hatten sie den Krieg, und die Krone blieb — einstweilen wenigstens, — wo sie war. . .

— — — Durch die stille, sternhelle Nacht wanderte Silvio Meda langsam am Ufer des alten Tiber entlang. Er zog so gleichgültig, so ruhig dahin, so gesättigt von den jahrtausendealten Erfahrungen der Geschichte. . .

„Wir zwei stehen außerhalb des Geschehens", murmelte der alte Fluß. „Eine Handvoll Tyrannen hat im Namen der Freiheit mein Volk vergewaltigt, nachdem sie es vorher in ihr Lügennetz eingefangen hatten. Aber kommen wird der Tag, da das Volk erwachen und Rechenschaft fordern wird! Der Tiber kann warten. . ."

Der Nachtwind strich leise über die dunklen Wasser dahin, und es war, als flüstere er all die Worte der Verräter, die sich gegen sie selbst und ihr Tun gewandt hatten:

„Die Politik der Hyäne und des Aasgeiers. . . Der Hyäne und des Aasgeiers. . ."



„Ein starkes Volk"
Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Heute hat Italien seine Schutzherrlichkeit in Albanien verkündet. Es ist schon jetzt nicht das einzige Beispiel, daß, wenn der eine laut predigend auf sämtliches verzichtet, der andere, sein Gegner, nicht der E—ngel ist, um ihm das nachzumachen. Der Entschluß Italiens gibt ihm einen moralischen Erfolg und eine politische Handhabe bei Gegnern und Verbündeten, und beides zu gewinnen ist auch „bei entgegenstehenden Bedenken", wie wir sagen, wertvoll. Das Entgegenstehende wurde nach den Persönlichkeiten und Kräften, in die es sich verwandeln müßte, abtaxiert, mit Einschluß der verwirrten, zerfahrenen Alliierten von der Entente, die nicht mehr gefragt wurden, und so zu sehn und handeln war sicher politisch. Er muß auch den Minister Sonnino gegen die inneren Unzufriedenheiten stärken.

Ein Aufsatz der „Neuen Zürcher Zeitung", der über das Meine-Tante-deine-Tante der täglichen Kriegspublizistik hinausging, schilderte kürzlichst die volkliche Stimmung der Italiener, der nicht bloß zur Partei der Avanti gehörenden. Sie haben seit ihrem Eintritt in den Krieg an erheblicher Ernüchterung gewonnen. Und das hat sie reifer, energischer gemacht. Etwas Altrömisches tritt hinter dem Romanischen, französisch Kopierten heraus, das ihrem politischen Gebaren die sonstige Flunkerfläche gab. — Nur sich nicht selbst aufgeben! — Jetzt erst recht! — Das Gleiche, was die Engländer seit der Renaissance, die nicht zum wenigsten auch ihr großer Shakespeare ausschöpfte, von den Römern lernten. — Der schweizerische Verfasser des Aufsatzes in der „Zürizitig", der ein Beobachter in der Art unserer Gregorovius und K. Hillebrand ist, spricht da nicht von den journalistisch gemachten Meinungen der Italiener. Seine eigene Berichterstattung stammt nicht aus Büros und Redaktionsstuben. Er deutet auf ein Werdendes, das in Stadt und Land aus dem Urboden des Volkstums zum Willensbekenntnis erstarkt; wir haben zu viel Überzeugung, zu viel Blut und Gut für unsere Ziele eingesetzt, als daß wir sie nicht weiter hingeben. Wir wollen's und müssen's erreichen! — Es gibt auch die Tadler, die Mißmutigen, Halbenttäuschten. „Se si spicciassero di pigliare 'sta Trieste!" beißen sie durch die Zähne. „Wenn sie nur mal erst das Triest hätten!"

Ob das alles richtig gesehen ist und ob es die Siegeskraft vermehren wird, entzieht sich natürlich dem Urteil. In deutschen Zeitungen wird seit Jahr und Tag die Kriegsmüdigkeit der gegnerischen Völker prophezeit und nachgewiesen. Sie prophezeien nur leider bis in die Endlosigkeit, während unsere Gegnerschaften wachsen und sich gegenseitig neu beleben.

Und nun den Italienern gegenüber wir! Wenn die Schweiz allen Grund hat, auf ein Erstarken Italiens mit der höchsten Vorsicht, dagegen auf das von Deutschland mit Vertrauen zu blicken, könnten ihre Zeitungen doch längst keine Schilderung mehr aus Deutschland bringen, die die Überschrift trüge „Ein starkes Volk", wie jener italienische Artikel des Züricher Blattes. Sie würden ihr schon deshalb

keinen Raum gewähren, weil sie sie — oder die ganz große Mehrzahl von ihnen — für den Einschleichungsversuch eines der noch vereinzelt übrig gebliebenen „kranken alldeutschen Gehirne" halten müßten. Um das richtig zu verstehn, muß zwar der Reichsdeutsche eine gewisse Ahnung davon haben, mit welcher eisernen Beharrlichkeit — hierin gibt es sie! — von Deutschland her in diesen Zeitungen die Meinung der fremden Leser einseitig verneinend unterrichtet wird. Wie ein eintöniger, alles aufweichender Landregen, worin sich kein frischeres Windchen zeigt, kein blauer Hoffnungsfleck aufleuchtet, so geht diese Meinungsmache nun von Jahr zu Jahr und gibt dem von hieraus sehenden Leser das Bild, was das öffentliche Deutschland kriegspolitisch will oder vielmehr, in allem eben nicht will. Die Verhütung der Meinung, daß unsere Politik ein Rückgrat, einen Willen, als den des Nichtwollens und des Nachgebens haben könne oder könne haben wollen, das ist der unveränderliche Orientierungspunkt, von dem diese Wettermacherei geleitet wird und wonach sie die Eignung der in die Schweiz mitzuteilenden Inhalte gruppiert. Was Haase und Ledebour sprachen, was „Vorwärts" und „Tageblatt" als Meinung „des deutschen Volkes" künden, jede neue Friedenskriecherei der „Norddeutschen Allgemeinen" oder der österreichischen Hilfsblätter, soweit nicht dort die Tipps ohnedies gegeben werden, die pünktlichste, langatmigste Ausführlichkeit, über die Wünsche der Neuorientierung, die doch am meisten binnendeutsche Sache ist, die haarkleinsten Weltbeschlüsse der in Stockholm tagenden auswärtigen Internationalitätsapostel, die Meinungen und Zusicherungen, die Herr Philipp Scheidemann an die Genossen von der himbeerroten Weltpolitik geäußert, das und alles dieser Art sind die Dinge, um die sich die hochtelegraphische deutsche Geschichte dreht. Ausführlichkeiten und „Objektivitäten", worin sie kein Ende findet, außer allein an der — Objektivität der Wirklichkeit. Denn nichts kommt durch sie nach auswärts heraus, was noch Züge von nationalen Opfern und Freudigkeiten erkennen lassen würde, von herzhafter Zuversicht und Mannhaftigkeit; kein Mensch hat durch sie etwas vom General Gröner oder von seinem markigen Anschlag vernommen; keine Silbe von den unzählbaren Versammlungen, die einen „deutschen" Frieden fordern, keine Silbe, was hierauf Hindenburg geantwort hat, nichts auch nur beispielsweise von den hübschen Telegrammen zwischen dem Kronprinzen und dem Berliner Oberbürgermeister, nichts davon, daß selbst der „Vorwärts" gezwungen war, die für den Abdruck zu zahlreichen Briefe von Parteigenossen an der Front zu registrieren, die sich nicht alles von der Scheidemannerei über den Kopf nehmen lassen wollen, kurz, nichts und nichts, was über Null ist. —

Vom amtlichen und vieles wohl noch vom selbstamtlichen Wolff bereitet, in Telegrammen mit Kennzeichen der Halboffiziösen, Viertelsoffiziösen, in Berichten und Artikeln der gleichen Herkunft, im Verbreitungsdruck der „wohlgesinnten" Korrespondenzen ergießt sich diese nationale Selbstunterdrückung über die Aufnahmefähigkeit der mittelgroßen schweizerischen Blätter. Welche besonderen Pointen da mit hineingefuschert werden, dafür nur ein Beispiel: daß der spaltenlange Wolffsche Reichstagsauszug von einer bedeutsamen, mancherlei aufdeckenden Rede des Abgeordneten Dr. Werner-Gießen nichts weiter mitteilte, als daß sie das indifferent

gestimmte Haus ermüdet habe. Von der telegraphischen Machart dieser Reichstagsauszüge, wo alle Gewichtigkeit und aller „Beifall“ auf der Linken liegt, dagegen die Konservativen nur jeweils fünf Zeilen blöder Unverständlichkeiten reden, wäre einmal für sich zu sprechen. Wenn es auf den Anschein der deutschen Meinungen ankommt, so wird selbst nicht verschmäht, eine Kappe aufzusetzen, die man als Tarnkappe schon nicht mehr bezeichnen kann. „Deutsche Volksstimmung (Korr. aus Süddeutschland)“ liest man da in der „Neuen Zürcher Zeitung“, die sich sonst übrigens nicht alles so gefügig aufbinden läßt. Kaum liest man, so kommt schon das unwillkürliche „Aha“. Et tu, Brute! den Holzdolch Berlins im Gewand, im Kleide des ehrlichen Maklers der Wahrheit, wobei nur der „süddeutsche“ Schilderer von Süddeutschland mit keinem Worte spricht. Desto genauer weiß er, wie die „verantwortliche politische Leitung“, die doch leider nicht in Süddeutschland wohnt, die Dinge sieht, geistert er in den abgeklapperten Saiten der „Friedensbereitschaft, die Deutschland bekundet hat“, der Verzichte, durch die der Keim zu künftigen Kriegen vermieden wird — eine Politik von wahnsinniger Ahnungslosigkeit in ihrem Handwerk! — (dann hätte ja dieser Krieg vermieden werden müssen!) — und um derentwillen „die übergroße Mehrheit des deutschen Volkes“ — ach es ist zu jämmerlich, das altbekannte Stroh wieder abzuschreiben. Der Schluß genüge, um die Inspiration, woher sie kommt, anzudeuten: die Zusammenfassung von der verantwortlichen Leitung der deutschen Politik, „die, wie die Dinge nun einmal liegen, allein über die intime Kenntnis der ganzen Lage verfügt, welche nötig ist, um beurteilen zu können, wann es Zeit ist, mit Kriegszielen und Friedensabsichten neuerdings hervorzutreten“. „Kriegsziele und Friedensabsichten“, wörtlich das alte Hendiadyoin $x - x = 0$, das wir nun bis zum Übelwerden als das — man kann zwar nicht sagen „Hexen-Einmaleins“ aus dieser unfaustischen Küche mit ihren pythischen Deutel-Dreifüßen und Bettelsuppen ohne Mark und Knochen drin, vernehmen. — So lehrt man die Schweizer die deutsche Volksstimmung kennen! Ohne daran zu denken, welche Neutralenstimmung Deutschland gegenüber man mit künstlichen Mitteln herangezüchtet haben wird, wenn schließlich die Macht der Geschichte durch die Willenspolitik der Gegner denn doch noch der Politik des drehbaren Nullpunkts die Unvermeidlichkeit aufzwingt, für die eine oder andere Entschlußnötigung die Verantwortlichkeit zu übernehmen.

„In drei Monaten ist Deutschland Republik!“ Das ist die Schlußfolgerung, die man von deutschfreundlichsten Schweizern sagen hört, oder hier von solchen Deutschen, die nur aus deutschfreundlichen schweizerischen Zeitungen die abonnierten (oder umsonst gelieferten?) deutschen Berichte und Telegramme lesen. Belege halte ich bereit. Das ist das vereinfachte Ergebnis aus einer Meinungsführung, auf die man nicht müde wird, eine ganz unverhältnismäßige Quantität von Beflissenheit und sicher auch Kosten aus den Mitteln, die der Patriotismus hergibt, zu verwenden. Ja, man braucht sich nicht bloß auf die zurückreflektierende Auffassung zu beziehn. Da ist ein anonym-amtliches deutsches Geistesprodukt, betitelt die „Kriegschronik“, welches die sonst deutschsprechenden Ostschweizer allmonatlich als „Imprimé“ reichsdiplomatisch zugestellt bekommen. Diese Druck-

schrift pflegte ihre unfreiwilligen Empfänger bisher durch die Natürlichkeit zu unterhalten, womit sie den Augenaufschlag nach oben gerichtet hielt und die gleiche erhebende Wonne wohl in den eidgenössischen Seelen voraussetzen mußte. Auf einmal sind alle diese schönen Bilder „Seine Hoheit Prinz X. Y. besucht die Front, verläßt sein Automobil", die allerhöchsten und höchsten Bildnisse und huldvollen Ansprachen wie weggeblasen. Und wo textlich der Kaiser — mit dem Oster-Erlaß für Wahlreform — noch vorkommt, hat er seine titulare „Majestät" jählings verloren. Das ist ja für den gedachten Leser sehr vernünftig, aber mit der Vernunft des Psychologischen hatte in diesem Specimen diplomaticum leider nur nie etwas zu tun. Man wedelte zuerst mit gewohnter Byzantinerei vor dem, was einen Titel hatte, und jetzt seit bekannten Kotaus wedelt man im Umdrehn vor der Schwenkung in die angebliche Demokratisierung, die doch, als Blendwerk die Herrschaft nur an den Machthandel zwischen den Parlamentsparteien gibt.

Noch eine Stimmungszüchtung ist zu erwähnen, die nicht halbamtlich ist, aber auf dem bereiteten Nährboden wohlgedüngt aufsprießen mußte. Das sind die Artikelreihen in schweizerischen Zeitungen, die von Reichsdeutschen geschrieben die Deutschen an die zeitgemäße Pflicht mahnen, ihre Umwandlung in den allgemeinen „Europäer" vorzunehmen. Von anderer Seite machen sich deutsch gedruckte Zeitschriften mit dem Worte Europa im Titel breit und predigen in der überheblichsten Sprache das deutsche Zukunftsevangelium vom Europäer, obschon die verschiedenen Herausgeber gemäß ihren besonderen Erzvätern eigentlich gar nicht dazu mitgehören. Was als der Sinn dieses Krieges mit Hilfe des Burgfriedens in Deutschland verdeckter vor sich geht, liegt hier in der Schweiz in seinem Trieb- und Räderwerk ganz offen. —

Uns fehle die intime Kenntnis, das ist das bequeme Wort, womit man die Kritik an der Mückenhäuser-Politik niederhalten will. In geschichtlichen Vorgängen ist aber die große Kontur das Entscheidende, nicht das „Intime", das wie gewöhnlich das Kleindickicht ist, vor dem die darin Verbiesterten nicht die Stunde sehn. — Die Politik der Ziellosigkeit und Schwachherzigkeit hat uns diesen Krieg auf den Hals gezogen, und dennoch hat sie nicht einmal aus dieser fürchterlichen Belehrung den Anlaß zur Folgerung entnommen. Wer sehr auslegerisch ist, könnte so meinen: sie blieb, wie sie gewesen war, weil die Einsicht jener Irrgänge einen Mann zum Selbstmord führen müßte. Doch ich würde die Deutung nicht für zutreffend halten. Diese Politik kann einmal nur so, sie muß so, aus Naturanlage; wo eine Gelegenheit zum schädlichen Nachgeben, Verzichten, Demütigsein sich zeigt, da wird sie ergriffen in der unausrottbaren Vorstellung, daß uns dies einen politischen Dank eintragen müsse. 1914 Italien, Rumänien, und so fort nach außen und nach innen. Statt am Anfang des Krieges, wo die stärksten Bedingungen dafür vorhanden waren, den Bund der Neutralen gegen England zum Leben zu drängen und ihn auch ohne Amerika wirksam werden zu sehn, blieben wir darin begnügt, daß Deutschland, nach dem Wortlaut eines der „Informierten", mit für die Neutralen kämpfe. Ein Irrwahn dieser in allem leitenden Abstinenz, der sich nun dahin rächte, daß wir zur Stunde nicht

sehen können, ob die Neutralen nicht werden in den Krieg eintreten müssen. Und werden sie dann die Partei der Schwachmütigen wählen dürfen? Derer, die den König Konstantin im Stich lassen? —

Aus Illusionen wurde eine wahrheitsgemäße Kennzeichnung der mit Schuld jeder Art beladenen englischen Weltpolitik nicht für opportun gehalten, die ganze Propagandatätigkeit ins Verteidigen, Entschuldigen, Ableugnen gewendet, wurde Englands harter Nimbus unangetastet gelassen und alles dafür getan, um dem großen Humbuglande drüben einen ganz unverdienten Nimbus noch erst zu verschaffen. Aus Handelsängsten mußte rechtzeitiges Politisches unterbleiben, und die Folge war, daß England-Amerika mit den Mitteln ihrer aktiven Politik den deutschen Handelsinteressen von China bis Liberia und Brasilien den Garaus machen konnten. Das ganze deutsche Ziel, wofür die vaterlandsfreudigen Kämpfer in den Tod gehen mußten, bröckelte in der stetigen Abwiegelung von oben schließlich zusammen auf den alten Ladenhüter der Caprivischen Anti-Bismarckzeit, die Herstellung von Polen! Jetzt hören wir aus „Wirklichem Geheimrätlichen“ Munde (vgl. Türmer, Heft 17, S. 368), daß die auf die Polen gesetzten Erwartungen sich nicht erfüllt haben. Daß diese Erwartungen eine Hirtenknaben-Idee waren, womit wir obendrein noch über den eigenen preußischen Staat ein stetiges Damoklesschwert aufgehangen haben würden, um das vorauszusagen, braucht man kein so sehr „intimer“ Wisser der Geschichte und der Seelenart der Polen zu sein. Und dieses Geflecht der von Amerika bis Polen und Scheidemann sich enttäuschenden Erwartungen, das sind die Beweiszeugnisse einer Politik, die durch die Berufung auf ihre besseren Erwägungen das Urteil über sie vertagen, durch ihre klügere „Nüchternheit“ die Forderung der nationalen Selbsterhaltung erdrücken möchte! — Kein größeres Zeugnis konnte der konstitutionell-monarchischen Staatsform ausgestellt werden, als durch alles, was in diesem Kriege vom ersten Tag hervorgetreten. Statt das aber jemals öffentlich zu betonen, gegenüber der Gewissenlosigkeit unter der Herrschaft des Geldsacks und der Advokaten, und es der ganzen Welt so klar, wie es obenauf lag, zum Bewußtsein zu bringen, wurde in den Wein dieser Wahrheit die Schwefelsäure der internationalistisch-demokratischen Machtstreberei mit Hilfe von oberhalb hineingelassen, statt die Verbindung mit dem Herzen des Volkes festzuhalten, schob man die Wiederaufrichtung der Parteien dazwischen. Wir hatten wohl zu viel Byzantinerei und entmannendes Schmeichlertum, als daß es nicht auch nach dieser Seite so kommen konnte. Und immer so vieles bestimmen „die Kreaturen, die wir machten“. Da las ich gerade in einer deutschen Zeitung, von W. Scheuermann berichtet, wie ein vorbeifahrender Eisenbahnzug mit Reservemannschaften irgendwo in der westlichen Etappenzone den Kaiser bei einer Truppeninspektion erkennt und ein ungeheurer Jubel der Mannschaften, jetzt, im dritten Kriegsjahr, losbricht, — nie aber wird derartiges durch irgendeine „zuständige“ Bemühung weiter verbreitet, ins Ausland hinausgelassen. Eher allum aus den Finessen dieser Politik ließ man die Meinung groß werden, mit dem Hohenzollerntum und mit der monarchischen Gesinnung sei es am morschen Ende. Der Kaiser sollte abdanken, so höre ich folgern, das Volk vergleicht mit Rußland, ist zufrieden mit der Entscheidung durch die demokratische Internationale, Deutsch-

land hatte doch die Schuld an dem Kriege, wie man an seiner sich selbst bekennenden Gedrücktheit merkt. Das ist der Erfolg einer Politik und Publizistik, deren ganzes A und O die Beweisführung war, den Krieg nicht gewollt zu haben.

Es liegen selbst heute noch überall Handhaben für eine Politik des denkenden Sehens und Entschließens. Nur nicht darin, daß man von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr vergebens zuwartet, daß Gott für die Schwachmütigen ein Wunder tut. Einst sprach sie: je länger die Gegner uns den Krieg zu machen suchen, mit desto schwereren Bedingungen werden sie es zu büßen haben. Das war der Weg, auf dem wir's absehbar erzwangen — wann man ihn, wie Dürers Ritter zwischen Teufel und Larven, gewaffnet unanfechtbar weiter ging. In Rußland stehen die Finnen und Ukrainer auf, wir aber helfen „Rußland" erhalten, damit es uns dankbar wird — und daß es „mit deutschem Kapital wieder aufgebaut" werde! — Wenn wir den Frieden noch nicht haben, „bei Gott, wir sind nicht schuld daran!" schreibt mir ein badischer alter Freund von der vordersten Front, einer dieser Herzensdeutschen im grauen Haar und Feldrock, die mit ihrem Theodor-Körner-Sinn bis an die letzten Phasen durchgehalten haben und alles, was uns beelendete, noch immer hellmutig für Spuk erklärten. Jetzt hat es sie dann aber auch geschüttelt.

„Wir gehn für Reich und Volk und Kaiser
Den stahlgespannten Weg der Pflicht,
Ob um die Stirn uns Eichenreiser
Die Heimat — oder Dornen flicht.
Und will den Sieg von sich sie wehren,
So stehn und fallen wir allein,
Denn besser ist ein Tod in Ehren,
Als solchen Volkes Sieger sein!"

So schreibt dieser alte Heidelberger Bursch von 60 und mehr Semestern. Und so muß er's nun endlich auch sehn — nicht weil es so ist, sondern weil hundert Hände von Unabkömmlichen geschäftig sind, die Fiktion, als ob Deutschland am Rand der Selbstaufgabe sei, allmählich zur Denkbarkeit zu machen.

Mehr denn je seit dem Kriege hat unsere Politik das große alte Wort bewährt: Volentem ducunt fata, nolentem trahunt. Eine Kriegspolitik, die nicht zu ihrem klaren festen Punkt gelangt, nur andauernd dahin gerät, wo sie gefährlicher und einsamer als vorher, bei allen ihren siegerkämpften großen Trümpfen, steht. In den äußeren Beziehungen sowohl, wie in den Verantwortungen, die sie im Innern auf sich nimmt. Das Mittel anzuwenden, das ihr den heiß ersehnten Frieden erkämpfen, der Milliarden einstreichenden Pharisäerei der Lenker Amerikas ein Halt gebieten konnte, den U-Boot-Krieg, hatte sie ein versäumnisschweres volles Jahr verstreichen lassen und dies weitere Jahr der englischen freien Weltmache gegen uns vergönnt. Wie hat man über den unermüdlichsten Vorkämpfer dieser Waffe, den Grafen Ernst Reventlow, heruntergeurteilen lassen, welche freiheitsberaubenden Mittel zur Mundtotmachung dieses Beweisführers der Klarsicht und ihrer Kritik angewendet! Wir gestehen gern, daß wir ihm auch nicht immer folgen konnten, aus der Ferne nicht ganz seine scharfen Vorstöße gegen den Botschafter

Gerard verstanden. Wer recht gehabt, heute liegt es an der klaren Sonne, und die gerechtfertigten Zuversichten, die jeder neue Tag auf den U-Boot-Krieg häuft — amtliche Erwartungen, die zu den sich ausnahmsweise erfüllenden gehören — werden auch so zum geschichtlichen Ruhm des „Unberufenen“, der diese kriegsentscheidende Forderung am tatkräftigsten publizistisch vertreten, sie der Politik der „Nüchternheit“, was sie nie war, aber der „Bedenken“, worin sie immer stecken blieb, in vorderster Linie mit abgerungen hat. Der ganze Verlauf der Kriegszeit ist die — leider! — glänzendste Rechtfertigung, die Reventlows Buch: „Deutschlands auswärtige Politik 1888—1914“ (Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Neuausgabe) erfahren konnte.

Und man lese es in Deutschland, damit man sich auch von hier gemahnt fühlt, nicht immer bloß patriotisch zu räsonieren, aber keinen eigenen Willen durchzusetzen! Man wird uns ja jetzt mit Freiheit tränken. So zeige man, daß man auch zur Selbstbestimmung mündig ist, daß man im Recht auch die Pflicht erkennt, es auszuüben, und daß, wo in Deutschland die Lenker nicht wollen und nicht handeln, es nicht bloß die Vergifter sind, die sich da an ihre Stelle setzen. — Abgesch. 7. Juni 17.



An die Verklärten · Von Richard O. Koppin

Ihr, die ihr schauend seid im Schweigen
Auf eurer Erdenpilgerfahrt,
Die ihr in unsichtbarem Reigen
Euch um die heilige Gralsburg schart,

Die ihr mit Sternen Zwiesprach haltet,
Tagsichren Blicks gen Morgen schaut,
In höchster Liebe lautlos waltet,
Aus Trümmern selbst noch Tempel baut,

Die suchend ihr habt heimgefunden,
Euch selbst getreu und nie verzagt,
Die kämpfend ihr euch überwunden
Und Leid von tausend Brüdern tragt:

O ihr der Welt wahrhafte Retter,
Ihr Sieger über Nacht und Tod,
Ihr leuchtet uns durch Sturm und Wetter
Den stillen Weg ins Morgenrot.



Der Philanthrop

Von Julius Kreis

So seh' ich ihn immer vor mir: in dem seelenvollen, milden Havelock, der ihm das Symbol seines weltverbrüdernden Herzens war, den schlichten Filz auf den blonden Dichterlocken und die Augen treu und blau und träumend in sich gerichtet, besonders dann, wenn er sich beobachtet wußte. —

Wir saßen an einem regenschweren Sonntagabend im Café. Um uns lärmte und brandete der Strom kommender und gehender Leute, jeder Stuhl war besetzt; das drängte und schob, und aller Schmelz der Zigeunerkapelle ging unter in dem Gewühl. —

Inmitten stand der Direktor, verbindlich, liebenswürdig, zuvorkommend wie immer, half aus den nassen Mänteln, schob immer noch einen Stuhl ein, wo für den ersten schon kein Platz mehr war, und nahm dem Biermädchen die gefüllten Gläser ab. —

Dazwischen hasteten müde, erhitzte Kellnerinnen auf und nieder und machten sich eilig und ängstlich von einem allzu Liebenswürdigen los. Sie hatten heute keine Zeit.

Und mein Freund Leodegar mit dem milden Havelock und der großen Weltseele redete, schon eine Stunde, mit seiner warmen überzeugenden Stimme vom Elend der Armen, von der Roheit der Menschen, vom Feingefühl und Mitempfinden und daß es ihm schon oft recht nahegegangen sei . . .

„Du weißt," sagte er, „ich bin nicht positiv gläubig, aber sieh: die Gestalt Christi in ihrer grenzenlosen Liebe für die Kreatur, die nimmt mich so gefangen, die hält mich fest. Wenn doch alle Menschen nur einen kleinen, kleinen Teil dieses allumfassenden Verstehens und Verzeihens in sich hätten, etwas von diesem Geiste . . ."

Er schwieg ergriffen und sah mit einem Auge auf seine hübsche Nachbarin am Tischende, ob seine Worte Eindruck gemacht hätten.

— Mittlerweile war sein Glas, ein schöner goldrandiger Becher, der ihm als Stammgast zukam, leer geworden. Das Biermädchen, ein bleiches, langaufgeschossenes Ding, dem die Müdigkeit aus den Augen sah, fegte damit zur Schenke.

Und kam nach einer Weile zurück und stellte vor Leodegar ein ganz gemeines, gewöhnliches Halbeglas hin. Sie hatte nicht mehr auf den Becher geachtet. —

„Sie, Fräulein!" — Leodegars Stimme wurde grollend und drohend, und seine Augen verloren den Träumerglanz:

„Ich hab' einen Becher gehabt! Es ist eine Schlamperei! Wo ist mein Becher! Ich glaub', das könnt' man verlangen . . .!

Das Mädel sagte eine Entschuldigung. Den Becher hat aus Versehen ein anderer bekommen.

„Schweinerei!“ schrie Leodegar. „Wo haben Sie denn Ihren Kopf, Sie Gans! Herr Direktor! Erlauben Sie mal, einen Moment!“ —

„Man hat mir meinen Becher vertauscht. Ich bestehe darauf! Weiß der Teufel, wo das Mädel die Augen hat!“ —

Der Direktor, liebenswürdig, verbindlich wie immer, ließ das Glas zurücktragen und kanzelte das Biermädel ab, nicht heftig und bösartig, eben so, daß der Form Genüge getan. Und die Leute an den Tischen drehten die Köpfe nach dem verlegenen Mädchen, und Leodegar trank voll Genugtuung aus einem Becher.

Das müde Dinglein hatte die Augen voll Tränen und tastete hin und her ...

„... Ja, von diesem Geiste, wollte ich sagen, von dem Geiste der Duldung und Liebe ...“ Leodegar redete den Satz nicht mehr aus.

Ich gab ihm eine Ohrfeige und wurde aus dem Lokal entfernt.

Sein Havelock weht voll milden Verzeihens, wenn er mich sieht!



Da aber liegt's · Von Alice Weiß-v. Ruckteschell

Daß wir einst hingehn müssen,
So wie wir heut' in Lust und Lachen schreiten —
Um unsres Glückes Tage all zu büßen,
Und alles ungelittne Leid zu leiden.

Denn leiden wirst du noch — für jede Liebe,
Die einsam unerwidert von dir endet,
— Weißt du, ob sie nicht tausend Blüten triebe,
Wenn du dich ihr in Güte zugewendet?

Und darben wirst du auch — für alles Schöne,
Das ungenossen dir am Weg verdorben,
Und weinen wirst du auch — für jede Träne,
Die ungeweint im Herzen dir gestorben.

Du kannst dir nichts erkaufen und ersparen,
Was wird — kannst du's auch heute nicht enthüllen —.
So wie die bunte Schar von deinen Jahren,
Mußt du den Kreislauf deines Seins erfüllen.

Wie du dich wehrst, so wehrst du dich vergebens,
Und Ketten spürst du, meinst du zu entrinnen:
Weil abertausend Fäden deines Lebens
Das Schicksal tausend andrer Leben spinnen.



Sozialdemokratie und Eroberungspolitik · Von Otto Corbach

„Das Recht eines jeden Volkes auf politische Unabhängigkeit und wirtschaftliche Entwickelungsfreiheit", heißt es in der kürzlich vom „Vorwärts" veröffentlichten „Antwort der Deutschen Delegation auf die vom Stockholmer Komitee gestellten Fragen", „kann unter Beachtung der berechtigten Lebensinteressen aller Völker nur dann dauernd garantiert werden, wenn es in den Friedensverträgen gelingt, das künftige Völkerrecht in seinen Grundzügen festzulegen. Aufgabe der kommenden Friedensjahre wird es dann sein, das Staatsrecht, das Arbeiterrecht, das bürgerliche Recht, das Handelsrecht international nach einheitlichen Grundsätzen auszubauen, mit dem Ziele, eine immer engere Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgemeinschaft der Völker zu schaffen." Daraufhin fordert die deutsche sozialdemokratische Mehrheit Vereinbarungen über ein internationales Schiedsgericht, eine übernationale Rechtsorganisation, über Rüstungsbegrenzungen, Verstaatlichung der Rüstungsindustrien, Beseitigung des Seebeuterechts, Sicherung des Welthandels während eines Krieges, Sicherheiten dagegen, daß der Krieg als Wirtschaftskrieg fortgesetzt wird, Abbau des Schutzzollsystems, Anerkennung des Grundsatzes der „offenen Tür" in den Kolonien, schließlich über eine Kontrolle aller Staatsverträge und zwischenstaatliche Vereinbarungen durch die Volksvertretungen.

Die Vertretung der deutschen sozialdemokratischen Mehrheit in Stockholm scheint zu glauben, daß das „Recht eines jeden Volkes auf politische Unabhängigkeit und wirtschaftliche Entwicklungsfreiheit" gesichert wäre, wenn solche völkerrechtlichen Bestimmungen in die Friedensverträge aufgenommen würden. Das wäre ein großer Irrtum. Dem besten formalen politischen Recht wohnt wenig friedeschöpferische Kraft inne, wenn es nicht mit der Empfindungs- und Denkweise der Bevölkerung, für die es bestimmt ist, und der Machtverteilung zwischen deren einzelnen Gesellschaftsklassen übereinstimmt. Bei den innigen Zusammenhängen zwischen den Interessen herrschender oder beherrschter Klassen der verschiedenen Staaten hat daher der Weltfriede eine annähernde Ausgeglichenheit sowohl zwischen den Gesellschaftsklassen einzelner Staaten, wie zwischen dem Wohlstand und der Kulturhöhe der Bevölkerungen verschiedener Staaten zur Voraussetzung. Man nehme aber einmal an, die von der deutschen Sozialdemokratie geforderten völkerrechtlichen Bestimmungen könnten das „Recht eines jeden Volkes auf politische Unabhängigkeit und wirtschaftliche Entwickelungsfreiheit" und damit den Weltfrieden dauernd sichern: dann bleibt es noch unverständlich, weshalb die Vertreter der deutschen Arbeiter die Anerkennung des Grundsatzes eines „Friedens ohne Annexionen und Kontributionen" nicht von der Erfüllung ihrer völkerrechtlichen Forderungen abhängig gemacht haben. Solange es kein in tatsächlichen Verhältnissen begründetes, durch eine starke übernationale Organisation verbürgtes Völkerrecht gibt, das den Angehörigen jedes Staates gestattet, in einem anderen Staate zu annähernd gleichen Be-

dingungen wie die Einheimischen zu leben, zu wohnen und zu arbeiten, so lange hat jedes Volk das selbstverständliche Recht, über soviel Anteil an der Erdoberfläche zu gebieten, wie es sich ohne oder mit Gewalt anzueignen vermag, sofern es neu erworbenes Gebiet besser zu verwalten vermag als die früheren Gebieter. Der Grad der Kulturhöhe eines Volkes entscheidet über das Maß an Recht auf Eroberung, das ihm zusteht. Wer jedes künftige und gegenwärtige Recht auf Eroberung verneint, müßte folgerichtig jedes vergangene erst recht verneinen; denn je weiter eine Eroberung zurückliegt, desto kulturwidriger ging es im allgemeinen bei ihr zu. Den Grundsatz eines Friedens ohne Annexionen anerkennen, heißt also nichts mehr und nichts weniger, als die Auflösung aller bestehenden Staaten fordern. Ähnlich verhält es sich mit dem Grundsatz eines Friedens ohne Entschädigungen, der insoweit nichts weniger als gerecht ist, als er dasjenige Eigentum eines besiegten Volkes heiligt, das durch Ausbeutung, statt durch Arbeit erworben ist. Die Weltgeschichte lehrt, daß in der Regel arme Völker die siegreichen waren, so daß es sich bei den Annexionen und Entschädigungen bei Friedensschlüssen meist um eine „Expropriation von Expropriateuren“ handelte. Es ist also merkwürdig genug, daß moderne Sozialisten im Kriege etwas verabscheuen, was sie im sozialen Kampfe erstreben.

Den Grundsatz eines Friedens ohne Annexionen und Entschädigungen ablehnen bedeutet jedoch keineswegs, daß der Krieg für bestimmte Annexions- und Entschädigungsforderungen unter allen Umständen fortgesetzt werden sollte, bis die Gegner sich unseren Bedingungen unterwerfen. Es kann, wenn sich ein Krieg allzu sehr in die Länge zieht, immer noch besser sein, sich beizeiten mit einem mageren Vergleich zu begnügen, statt das Volk sich so sehr verbluten zu lassen, daß seine Erneuerungskraft bedroht ist. Vor allem steht es Daheimgebliebenen schlecht an, den Kämpfern an der Front vorschreiben zu wollen, wie lange sie unter den obwaltenden politischen Verhältnissen die Fortsetzung des Krieges um bestimmter Ziele willen der dafür zu bringenden Opfer wert erachten sollen. Es muß den Heerführern überlassen bleiben, auf Grund der Stimmung im Heere den Zeitpunkt zu bestimmen, wo es angebracht erscheint, einen „Verständigungsfrieden“ vorzubereiten. Keinesfalls aber sollte das deutsche Volk aus diesem Kriege hervorgehen, ohne sich seines Anspruchs auf eine wesentliche Gebiets- und Machterweiterung bewußt geworden zu sein. Es sollte nicht auf die falschen Propheten hören, die ihm zu der Klugheit des Fuchses der Fabel raten, der die Trauben sauer fand, die ihm zu hoch hingen. Als die Japaner nach ihrem Kriege mit China, von Deutschland, Rußland und Frankreich dazu gedrängt, auf ihre Siegesbeute, die Halbinsel Liautung verzichteten, verzichteten sie nicht im mindesten auch auf ihren Anspruch auf das eroberte Gebiet. 30 Offiziere besiegelten vielmehr diesen Anspruch feierlich durch ein Harakiri. Weil das ganze japanische Volk die Schmach empfand, um den Siegespreis geprellt worden zu sein, aber zugleich die Klugheit seiner Staatsmänner zu würdigen wußte, die sich dem Willen der dazwischengetretenen Großmächte fügten, entwickelten sie die moralische Kraft, sich rasch und sicher darauf vorzubereiten, um die erste günstige Gelegenheit, sich der entgangenen Beute erneut zu versichern, wahrzunehmen.

Warum denkt in der ganzen Welt niemand daran, die japanischen Gebietserwerbungen als Raub zu brandmarken, während man noch heute in aller Welt die Rückerstattung der einst von Frankreich geraubten Provinzen Elsaß und Lothringen als einen Raub an Frankreich zu bezeichnen wagt? Weil die Japaner nie Angst vor ihrer eigenen Courage hatten, wohl aber so oft die Deutschen. Diese Schwäche sollte uns aber dieser Krieg eigentlich ausgetrieben haben.



Friedrichsruh · Von Anna von Weltzien

31. Juli 1917

Still — Bismarcks Todestag ist heut'!
Da braucht's nicht ferner Türme Geläut,
Kein Stundenschlag mahnt, kein Fanal wird entzündet:
Dem Sachsenwalde die Herzuhr es kündet.
Und her und hin schwingt's „Er" und „Er" —
Hainkräuter neigen sich tränenschwer.
Wer hätt' ihn nicht lieb, wer dächte nicht seiner?
So leuchtende Spuren ließ Keiner, Keiner!

Wie seinen Schwänen er Futter gebrockt,
Wie der Pirol ihn ins Holz gelockt,
Die Sommerseligkeit zu suchen —
Das sahen die Eichen mit an und Buchen.
Sie rauschten zu Häupten ihm psalmengleich
Das Hohelied von Kaiser und Reich
Und durften die wandernden Schritte schatten
Des Einsamgewordenen, Erdensatten,
Bis frei ihm ward seines Ewigen Keim . . .

Doch Tod und Not ist ein alter Reim.
Es bebt in den Stämmen, die um ihn waren:
„Er fehlt uns so seit neunzehn Jahren!"

„Er fehlt uns so" klagt das Julikind,
Die Glockenblume, dem Morgenwind.
Der streut den Hauch in die dämmernden Weiten,
Wie Funkspruch wellend nach allen Seiten
Und aufgefangen vieltausendfach,
Wo offen der Geist und sehnsuchtwach.
Im Ernteland, hinter Großstadtmauern
Das selbe heiligstille Trauern,
In Wort und Mienen der selbe Harm:
„Wie sind wir geworden bettelarm!
Der Deutschland gelenkt in tiefsten Gefahren,
Er fehlt uns so seit neunzehn Jahren."





Gustav von Schmoller

Gelehrte haben es im allgemeinen nicht leicht, in Deutschland populär zu werden. Am ehesten bringt es noch der geschickte Operateur, der vom Glück begünstigte Erfinder zu Name und Geltung bei den Massen. Der Philosoph, der Jurist, der Nationalökonom, der Historiker, kurz wer immer auf dem weitschichtigen Gebiet arbeitet, das man die Geisteswissenschaften zu nennen sich gewöhnt hat, muß sich bei einem Wirken mehr in der Stille bescheiden. Und wenn sein Name den Hunderttausenden geläufig wird, verdankt er's nicht eigentlich den Leistungen in seiner Fachwissenschaft. Dann ist er im Nebenamt (mitunter ist's auch sein Hauptamt) ein Publizist, der schon dem einen oder anderen unbequem wurde. Oder der Kaiser hatte die Huld, ihn zu Tische zu laden und mit auf die Reise zu nehmen. Oder aber er ist in seltenen, leider immer seltener werdenden Fällen Politiker und wirbt in Reichs- und Einzelparlament emsig um die Bürgerkrone. Wobei es dann wohl auch geschieht, daß der Politiker den Gelehrten totschlägt. Darum soll ein starkes Herz haben, wer ein großer Gelehrter ist. Es muß ihm genügen, Generationen von Studierenden beeinflußt, die Mitlebenden und auch die noch eine Wegstrecke nach ihm leben, mit seinem Geist erfüllt zu haben. Er muß den Ehrgeiz besitzen, der hinter dem Werk zurückzutreten weiß. Muß gelernt haben für sein Teil sich zu bescheiden, wenn nur das Werk besteht und gedeiht. Gustav von Schmoller, der 79jährig in diesen schwülen Hochsommertagen heimgegangen ist, hat dies starke Herz gehabt. Und sein Lebenswerk wird ihn überdauern. . . .

* * *

Der „Historiograph der Mark Brandenburg“ war ein schwäbisches Kind. „Litteratoren müssen wandern“, hatte einst Fichte gelehrt. Gustav Schmoller ist gewandert. Aus der württembergischen Heimat nach Halle, dann wieder in den deutschen Süden, in das zurückgewonnene Reichsland, und schließlich nochmals nach Preußen. Und hier in den 35 Jahren seines Berliner Aufenthalts ward der Württemberger zum Preußen. So gehört er in die Reihe jener großen Wahlpreußen, auf die in der Epoche, da aus äußeren und inneren Kämpfen das neue Reich erstand, der festgefügte preußische Staat eine schier magische Anziehungskraft übte. Als Vierundvierzigjähriger war er auf den ersten nationalökonomischen Lehrstuhl der ersten Universität im Reich berufen, die gerade damals der Glanz der stolzesten Namen umstrahlte. Noch lebte der neunzigjährige Ranke, noch lehrte Mommsen, und im Barackenauditorium im Universitätsgarten versammelte sich allwöchentlich mit Studierenden aller Fakultäten ein gut Teil des gebildeten Berlin in Treitschkes berühmten Publikum. Mit dem hatte Schmoller schon acht Jahre zuvor einen ernsten literarischen Waffengang geführt, den — manche vertraulich kolportierte Äußerungen noch aus seinen letzten Lebensjahren schienen das zu erweisen — Treitschke

ihm nie ganz vergessen hatte. Die Art des neuen Kollegen war ja auch so grundverschieden von der dieses leidenschaftlichen Propheten neudeutscher Geschichte. Was Schmoller in seinem feinen, psychologisch ungemein tief schürfenden Essay über Eduard Lasker sagt, das galt bis zu einem gewissen Grade auch von ihm selber: auch er war kein hinreißender, aber ein eindringlicher und wirksamer Redner. Er sprach nicht mit dem Schwung rauschender Perioden. Wie das Pathetische und Feurige ihm wohl überhaupt abgingen. Und doch verstand auch Schmoller den Hörer zu packen und festzuhalten. In immer neuen Wendungen wußte er denselben Gedanken zu variieren. Bis er ihn ganz erschöpft und von allen Seiten beleuchtet hatte. Bis er in Hirne und Herzen hineingehämmert war. Jawohl: auch in die Herzen. Denn durch den scheinbar so ruhigen Fluß seiner Darstellung strömte eine eigene sittliche Wärme, die keinen mehr losließ, der von ihr einmal erfaßt wurde. So übte er von Jahr zu Jahr eine steigende Wirkung; so ward er zum Erzieher der studierten deutschen Schichten zur sozialen Reform. Es gibt nicht viele unter den Juristen, Nationalökonomen und Historikern zwischen dreißig und sechzig, die nicht zu Schmollers Füßen gesessen hätten. Wenn die über Sozialpolitik und soziale Reform reden, reden sie zumeist mit seinen Gedanken. . .

Und neben dieser fruchtbringenden, weithin ihre Keime streuenden Lehrtätigkeit ging eine seltene Intensivität schriftstellerischer Produktion. Dem Bienenfleiß dieses unermüdlichen Arbeiters war nichts unerreichbar; der machte die entlegensten Stoffgebiete sich untertan. Von archivalischen und historischen Studien kam er zu philosophischen; dann wieder erschienen auf sie gestützt und von ihnen genährt nationalökonomische Untersuchungen und zwischendurch scharfgeschliffene Essays über aktuelle Probleme der Gegenwart: politische, wirtschaftspolitische, sozialpolitische. Schmoller war ein schwächlicher Knabe und Jüngling gewesen; lange Zeit glaubte er das 40. Jahr nicht überleben zu können. Umsomehr peitschte ihn ein edler Ehrgeiz, die kurze Spanne, die ihm, wie er wähnte, nur gegeben, zu nützen; noch etwas Starkes, Bleibendes zu leisten, ehe die große Nacht anbrach. Als dann Jahr um Jahr verrann, war es ihm zunächst wie ein Wunder, wie ein köstliches Geschenk des Schicksals. Und nun faßte er doch den Mut zu weitausholendem Werke. So entstanden zwischen 1887 und 1904 die beiden Bände seines „Grundrisses“. Wofern man zwei starke Bücher von insgesamt zwölfhundert Druckseiten noch einen „Grundriß“ nennen darf. In Wahrheit der groß angelegte Versuch (mit Schmollers eigenen Worten zu reden), das „Fazit seines wissenschaftlichen Lebens zu ziehen“. Im einzelnen vielleicht nicht überall gleich gelungen; als Ganzes aber das stolze Werk eines überragenden Mannes, der aus einer heute kaum mehr anzutreffenden Vielseitigkeit heraus die Zusammenhänge und Richtlinien der wirtschaftlichen, politischen, rechtlichen und psychischen Gesamtentwicklung zu weisen, oder, wo ihm das noch nicht gelang, zum mindesten anzudeuten versteht. Den Spruch aus dem westöstlichen Divan hat Schmoller seinem Grundriß vorgesetzt:

Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben
Bleib im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.

Es war auch das Motto seines Lernens und Lehrens.

* * *

Und in diesem Zusammenhang werden auch ein paar Worte über Schmollers Methode zu sagen sein. Als Schmoller in die wissenschaftliche Laufbahn trat, hatte die Reaktion gegen die Naturlehre der Volkswirtschaft schon begonnen. Die Bewegung, die in Historie, Rechts- und Staatswissenschaft mit den dürren Konstruktionen des alten Naturrechts aufgeräumt hatte, zog auch die Nationalökonomie in ihre Kreise. Zuerst war aus praktischer Empirie heraus Friedrich List gegen die Nationalistenlehre der Klassiker aufgestanden, die die Volkswissenschaft außerhalb des kausalen Zusammenhangs gestellt und für ein Uhrwerk ausgegeben hatten, das sich mechanisch

auf Grund immanenter, unabänderlicher Gesetze entwickele. Dann hatten Bruno Hildebrand und Karl Knies die historische Methode auch in die junge Wissenschaft der Nationalökonomie eingeführt und Wilhelm Roscher in seinem „Grundriß zu Vorlesungen über die Staatswirtschaft nach geschichtlicher Methode“ das erste eigentliche Programm der historischen Schule aufgestellt. Dennoch kam Roscher nie ganz von Adam Smith frei. Geschichte und Philosophie sollten ihm am letzten Ende nur dazu dienen, für die von Adam Smith verkündeten Naturgesetze und Regelmäßigkeiten das Beweismaterial herbeizubringen.

Schmoller selbst hat den Abstand zwischen Roscher und sich so formuliert: „Der Unterschied der jüngeren historischen Schule von ihm ist der, daß sie weniger rasch generalisieren will, daß sie ein viel stärkeres Bedürfnis empfindet, von der polyhistorischen Datensammlung zur Spezialuntersuchung der einzelnen Epochen, Völker und Wirtschaftszustände überzugehen. Sie verlangt zunächst wirtschaftsgeschichtliche Monographien, Verknüpfung jeder modernen Spezialuntersuchung mit ihren historischen Wurzeln; sie will lieber zunächst den Werdegang der einzelnen Wirtschaftsinstitutionen als den der ganzen Volkswirtschaft und der universellen Weltwirtschaft erklären. Sie knüpft an die strenge Methode rechtsgeschichtlicher Forschung an, sucht aber ebenso durch Reisen und eigenes Befragen das Bücherwissen zu ergänzen, die philosophische und psychologische Forschung heranzuziehen.“

Man kann denselben Gedanken vielleicht noch ein wenig anders ausdrücken. Man kann sagen: bis auf Schmoller war Nationalökonomie in der Hauptsache als ein System abstrakter Normen gelehrt worden, die unbeeinflußbar und unerbittlich aus der Wucht erbarmungslos waltender Naturkräfte Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung bestimmten. Schmoller leitete demgegenüber der Drang, festzustellen, was ist. So kam er von selbst zu dem, was er Experiment nennt. Zur Untersuchung der einzelnen Institutionen und Organe, die sich recht doch nur begreifen ließen, wenn man sie in den Fluß historischen Geschehens rückte und ihre genetische Abfolge beobachtete. Der Nationalökonom wurde zum Verwaltungs-, Verfassungs- und Wirtschaftshistoriker, zum Soziologen und überall nach psychologischer Analyse strebenden Philosophen. Soweit es sich um die Angriffe von Fachgenossen handelt, ist Schmoller gerade um dieser Methode willen befehdet worden. Die Kollegen von der „konkreten“, auch „abstraktdeduktiven“ Art warfen ihm vor, daß seine Schule in Notizenweisheit und Sammelkram aufginge, daß sie die Wissenschaft von der Volkswirtschaft zu einer Magd der Historie degradiert und in ihren Jüngern die Fähigkeit zu streng begrifflichem nationalökonomischen Denken zerstört hätte. Die große Zahl der über Universitäten, Beamtenschaft, Presse und Parlament verstreuten Schmollerschüler wird diese Einwände nicht gelten lassen wollen. Die wissen, daß sie gerade aus dieser historischen, weil immer konkreten Betrachtungsweise eine lebendigere Anschauung von den wirtschaftlichen Problemen und den gesellschaftlichen Zusammenhängen mit fortgenommen haben, als seine Gegner mit ihren logischen Haarspaltereien und abstrakten Begriffsspielereien sie je vermitteln könnten. Denn eines vor allem lernten sie erfassen: das Relative, das von Ort und Zeit Abhängige auch in den volkswirtschaftlichen Erscheinungen. Und diese schwermütige Erkenntnis, daß auf unserer bresthaften Erde das Absolute keine Statt hat, bleibt doch wohl das reifste Besitztum des modernen Menschen. . .

* * *

In einer Beziehung haben übrigens auch die Neider und Gegner Schmollers Verdienste nicht anzutasten gewagt: was er als großer sozialer Anreger, als der unermüdliche und furchtlose Anwalt der sozialen Reform gewirkt hat, ist selbst von ihnen jederzeit willig anerkannt worden. Nach der Richtung ist in dem Namen Schmoller geradezu ein Stück deutscher Gedankengeschichte umschlossen: nicht zum geringsten Teil mit auf sein Konto fällt die Revolution der Geister, die ebenso erstaunliche wie erfreuliche, die in den sozialen Dingen, etwa zwischen 1860 und dem Ende des Jahrhunderts, sich in Deutschland vollzogen hat. Später als andere Völker waren wir Deutsche zur modernsten Form der Warenproduktion übergegangen. Als in England schon

zwei Generationen in Bergwerken, Manufakturen und Fabriken vernichtet worden waren und Blaubücher von erschütterndem Ernst den Umfang des Volksverderbens bereits der so lange von der „Geldwechslerökonomie von London" beherrschten öffentlichen Meinung zum Bewußtsein brachten, war das Gebiet des heutigen Deutschen Reichs noch überwiegend ein Land der kleinen Städte und der bedächtigen Technik von Kundenproduktion und handwerksmäßigen Betrieben. Als dann auch bei uns die Essen zu glühen begannen, als Fabriken und Exportindustrie die ersten Goldströme in die spießbürgerliche und winklige deutsche Welt lenkten, da schüttelten uns die Fieber der Industrieverehrung genau so, wie sie die anderen Völker schon geschüttelt hatten.

Die Opposition gegen das allmächtige Manchestertum kam aus den akademischen Kreisen. Und von Anfang gehörte Schmoller trotz der vierunddreißig Jahre, die er damals erst zählte, zu ihren Führern und temperamentvollsten Vorkämpfern. So wurde er zum Mitbegründer des Vereins für Sozialpolitik, dem er im Herbst 1872 zu Eisenach die Weiherede hielt. Was er damals als das Ideal des Vereins bezeichnete: „einen immer größeren Teil unseres Volkes zur Teilnahme an allen höheren Gütern der Kultur, an Bildung und Wohlstand zu berufen", das sind durch ein ganzes langes Leben die großen Richtlinien seines öffentlichen Arbeitens gewesen, in denen der sonst diplomatisch Veranlagte, zu Konzessionen im Kleinen Neigende, keine Rücksichten kannte; für die er focht mit der selbstverständlichen Tapferkeit des Mannes, der in ihnen seines Wesens tiefsten und eigensten Inhalt zu verteidigen hat. Die sozialdemokratische Ramschpublizistik hat Schmoller mit Vorliebe in ein paar ungezogenen Floskeln als den Limonadenapostel abgetan, der liebedienerisch nach oben für die Massen immer nur ein kühles Wohlwollen übrig gehabt habe. Selbst am offenen Grabe noch sind ähnliche Vorwürfe laut geworden. Wer dergleichen niederschreibt, sollte zum mindesten zuvor die berühmte Rede über „die soziale Frage und den preußischen Staat" gelesen haben. Die hielt Schmoller im Frühjahr 1874 in der Berliner Singakademie; also zu einer Zeit, wo nach Jahren rücksichtsloser Streikpolitik die Arbeiterschaft bei den bürgerlichen Schichten so unpopulär war wie seither kaum je wieder im letzten Menschenalter deutscher Geschichte. Und in diesen durch Klassenerregung durchpulsten Tagen erklärte der junge Professor einem Auditorium, dem die Spitzen der Berliner Gesellschaft, darunter auch der siegreiche Schlachtenlenker Moltke angehörten: er könne in der Sozialdemokratie nur das Jugendfieber der großen sozialen Bewegung sehen, in die nunmehr auch Deutschland eingetreten sei. Man sei nur zu leicht geneigt in jedem, der einem unbequem wurde, einen schlechten Kerl zu sehen. Jedenfalls hätte die Sozialdemokratie neben den leidenschaftlichen unehrlichen Führern auch solche, die persönlich höchst achtbar wären. Der soziale Klassenkampf aber würde niemals durch Veränderung der rein politischen Formen unseres Verfassungslebens beschwichtigt. Die neue Zeit hätte notleidende, verkümmerte, seit Jahrhunderten mißhandelte Klassen übernommen. Deren Not käme man mit dem manchesterlichen Zauberspruch: mehr Konkurrenz und mehr Bildung! nicht bei: „Für eine reine materialistische Denkart ist die Existenz der unteren Klassen zu freudlos und zu ungerecht."

Einen wie starken, aufrüttelnden Eindruck dies abgeklärte Bekenntnis auf die Zeitgenossenschaft übte, ist deutlich aus den leidenschaftlichen Artikeln abzunehmen, die Heinrich von Treitschke daraufhin in den Preußischen Jahrbüchern wider den „Sozialismus und seine Gönner" schrieb, für die H. B. Oppenheim ein paar Jahre zuvor den längst zum Ehrentitel gewordenen Spottnamen der Kathedersozialisten geprägt hatte. Für Schmoller wurde sie zum willkommenen Anlaß, seine mehr aphoristisch vorgetragenen Auffassungen zu vertiefen und in dem offenen Sendschreiben „Über einige Grundfragen der Rechts- und der Volkswirtschaft" die wissenschaftliche Basis zu liefern, auf die seither alle sozialpolitische Betätigung im Dienste des Volksganzen und des gemeinen Wohles sich gegründet hat. Im übrigen focht ihn der Angriff ebensowenig an, wie einige Dezennien später das zornige Stirnrunzeln des zeitweilig allmächtigen Freiherrn v. Stumm und das denunziatorische Geheul der Kleinen, die ihm zeit

seines Lebens auf allen Wegen folgten. Gewiß hat Schmoller nach Macht gestrebt; wie jeder nach Macht strebt, der ein großes Lebenswerk zu verteidigen hat. Aber was man so im Jargon der Moderne „Strebertum" heißt, ist seinem Wesen immer fremd geblieben. Dieser tapfere Schwabe hat um persönlicher Augenblicksvorteile willen nie seinen Rücken der Regierung gebeugt, wennschon er mit klugen Händen manch feines Spiel zu mischen und seinen Einfluß zu stärken und zu erweitern gewußt hat. Nur von kleinlichem Ehrgeiz war nichts in ihm, der seines Wertes sich wohl bewußt blieb. Immer, auch als ihn schon der Wirkliche Geheime Rat und die Exzellenz erreicht hatten, blieb es sein höchster Stolz, ein deutscher Professor zu sein. Ein Professor in des Wortes wörtlichster Bedeutung: nämlich ein Bekenner.

Dr. Richard Bahr



Englands Herrschaft über die Meerengen als Grundlage seiner Blockadepolitik

Eine geographisch-geschichtliche Betrachtung

In seiner Botschaft an den Senat trat Präsident Wilson am 23. Januar für die Freiheit der Meere ein und für eine Neutralisierung der Zugangswege, d. h. der Meeresengen und Kanäle, die Meere verbinden. Man braucht sich nicht zu verwundern, daß gerade diese Stelle von Wilsons Botschaft den Engländern wenig gefallen hat. Denn die systematische Durchführung dieser Forderungen würde die bisherigen Ziele der englischen Politik durchkreuzen. Nachstehend wollen wir nicht an der Hand einer geschichtlichen Betrachtung nachweisen, welche Ziele England beim Aufbau eines Weltreichs verfolgt hat; an fachkundigen Darstellungen dieser Art fehlt es nicht. Aus der umfangreichen Literatur möchten wir hier nur auf die Arbeiten Erich Marcks', u. a. auf seinen Beitrag „Die Machtpolitik Englands" zu dem bei B. G. Teubner erschienenen Sammelwerk „Deutschland und der Weltkrieg", 2. Aufl., S. 335—60, und F. Salomon „Der britische Imperialismus" (Teubner) hinweisen, sowie von englischen Büchern auf das einigermaßen nach Objektivität strebende Werk Sir J. R. Seeley's „The expansion of England" (London, Macmillan & Co., 1902). Vielmehr gedenken wir eine andere Methode einzuschlagen, indem wir einen Blick auf die Weltkarte werfen und Geographisches geschichtlich zu erläutern suchen.

Überblicken wir die Karte von Europa, von Norden nach Süden gehend, so finden wir als erste Meeresenge das die Nord- mit der Ostsee verbindende Kattegat, mit dem Großen und Kleinen Belt und dem Öre-Sund. An letzterem, der Meeresenge zwischen Dänemark und Schweden, ist die Stelle, wo sich vor nunmehr fast 110 Jahren eine der größten Gewalttaten abspielte, deren man die Engländer vor Ausbruch des Weltkrieges für fähig erachtete. Aus Furcht davor, daß sich auch Dänemark dem gegen England gerichteten Bunde anschließen würde — am 7. Juli 1807 war auch Zar Alexander I. im Frieden von Tilsit der Kontinentalsperre beigetreten —, verlangten die Engländer die Auslieferung der dänischen Flotte und erzwangen sie, indem sie mitten im Frieden Kopenhagen beschießen ließen (2.—7. September 1807). Diese Tat wurde auch von den Engländern gebührend verurteilt; im englischen Unterhause nannte sie ein Mitglied „ein Denkmal ewiger Schande für die englischen Minister und das englische Volk", und der bekannte Cambridger Geschichtsprofessor J. Holland Rose erklärt sie für einen Akt schlimmster Seeräuberei. Zwar trieb diese Tat die Dänen in ein Bündnis mit Frankreich; doch hatte Großbritannien seinen Zweck erreicht — es hatte durch einen Präventivkrieg schlimmster Sorte auf Jahrzehnte hinaus das Aufkommen einer Flotte in der Ostsee verhindert. Die Beherrschung der Ostsee durch die Übermacht seiner Flotte wurde England erst in dem Augenblick bestritten,

als der Kaiser-Wilhelm-Kanal eröffnet wurde (unter Anwesenheit der Geschwader aller Mächte am 18. Juni 1895).

Die zweite Meeresenge ist die Straße von Calais. Sie wird von England beherrscht, seitdem die Seemacht Hollands und die Frankreichs, letztere endgültig in den napoleonischen Kriegen, geschwächt worden war. In den letzten Jahren vor dem jetzigen Weltkriege hat es nun England verstanden, seine Flotte mehr und mehr in den Heimatgewässern zu konzentrieren, während es die französische Flotte seit 1912 sich aufs Mittelmeer zurückziehen ließ, wogegen es selbst im Kriegsfalle den Schutz der Nordküste Frankreichs zu übernehmen sich bereit erklärte – kein selbstloses Anerbieten; denn England brauchte die Zusammenziehung seiner Flotte in den Heimatgewässern nicht allein zu Verteidigungszwecken. Hatte doch schon zu Anfang des Jahres 1905 der Zivillord der Admiralität, Arthur H. Lee, in einer aufsehenerregenden Rede (siehe darüber u. a. in „Belgische Aktenstücke 1905—1914“ Nr. 1 und 2, die Äußerungen der belgischen Gesandten in London und Berlin darüber) „bei einem Festessen die von der Regierung kürzlich eingeführten Reformen gelobt, die es erlaubten, den ersten Streich zu führen, ehe der Gegner fertig sei, ja sogar, ehe der Krieg erklärt sei“ (der belgische Gesandte in London, Graf Lalaing, 7. Februar 1905). Die Enthüllungen Kapitän Fabers, die von England nicht widersprochen worden sind (vgl. z. B. Baron Greindl in Nr. 85 der Belgischen Aktenstücke 1905—1914) u. a. m. beweisen zu Genüge, daß England schon im Jahre 1906, zur Zeit der ersten Marokko-Krise, bereit gewesen ist, in Belgien Truppen zu landen — es baute also schon damals auf die Beherrschung des Kanals mit Frankreichs Einverständnis in einem Kriegsfalle.

Die Bedeutung der Straße von Gibraltar haben die Engländer zeitig erkannt. Im Spanischen Erbfolgekrieg nahmen sie 1704 Gibraltar für den König Karl III. von Spanien in Besitz, gaben es aber im Utrechter Frieden (1713) nicht mehr heraus und erlangten 1729 seine Abtretung von Spanien. Vergebens nahm Spanien den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg wahr, um 1779—82 die Felsenfeste zurückzuerobern. Nur durch bedeutende Zubilligungen, die Frankreich England im Vertrag vom 8. April 1904 gemacht hat, indem es seine altüberlieferten Bewerbungen um Ägypten endgültig aufgab, ließ sich die britische Regierung herbei, um den Preis einer Entente cordiale mit Frankreich diesem in Marokko freie Hand zu lassen; doch bestimmte Artikel 7 des französisch-englischen Abkommens von 1904 ausdrücklich, daß „um die freie Durchfahrt der Meeresenge von Gibraltar zu sichern, die beiden Regierungen übereinkommen, weder Befestigungen errichten zu lassen, noch irgendwelche strategische Werke auf dem Teil der marokkanischen Küste, die zwischen Melilla liegt und den Höhen, die das rechte Ufer des Sebu beherrschen. Doch soll diese Anordnung keine Anwendung finden auf diejenigen Punkte, die Spanien augenblicklich an der marokkanischen Küste des Mittelmeeres besitzt“ (Spanien hatte bereits 1580 Ceuta, eine der Presidios, besetzt). In diesem Artikel 7 hielt England an seinem zwei Jahrhunderte lang befolgten Prinzip fest, keine maritime Großmacht gegenüber seinem Besitz (Gibraltar) Fuß fassen zu lassen. Daß die „Freiheit der Meeresenge (von Gibraltar)“ nur als Ausrede benutzt wurde, das hat das Vorgehen der Engländer am Suezkanal bewiesen. Artikel 1 des internationalen Suezkanalvertrages vom 29. Oktober 1888 hatte ausdrücklich bestimmt: „Der maritime Suezkanal wird stets in Kriegszeiten wie in Friedenszeiten jedem Handels- und Kriegsschiffe ohne Unterschied der Flagge frei und offen stehen.“ (Übersetzung nach dem Österreich. Reichsgesetzblatt 1889, Nr. 85.) Für englische Geschichtsschreibung ist es charakteristisch, daß in einem bekannten Cambridger Lehrbuch sich folgende Darstellung findet: „Die Obhut (guardianship) über Ägypten und folglich über den Suezkanal wurde uns (den Engländern) durch Ereignisse aufgezwungen und widerwillig durch Herrn Gladestone's Regierung angenommen“ (W. H. Woodward, a short history of the expansion of the British Empire 1500—1902. 2. edition. Cambridge, University Press, 1902, S. 308). Diese den Engländern „aufgezwungene Obhut“ über Ägypten und den Suezkanal veranlaßte die britische Regierung im englisch-französischen Vertrag vom 8. April 1904 zu

erklären, daß sie keine Absicht habe, „den politischen Status in Ägypten zu ändern". Noch am 24. Oktober 1908 hat Sir Eldno Gorst, der Nachfolger Lord Cromers als britischer „General-Konsul" in Ägypten, in einer Unterredung mit Dr. Nims, einem Redakteur des „**Mokatam**", das Gerücht widerrufen, England beabsichtige das Protektorat oder die Annexion Ägyptens, indem er darauf hinwies, England werde sich an dem Vertrag von 1904 halten. Sir Edward Grey hat dann im Unterhause bestätigt, daß diese Unterredung offiziell gewesen sei. Wenn nun auch der Verlauf des jetzigen Krieges England am 19. Dezember 1914 veranlaßt hat, die Annexion Ägyptens zu proklamieren und dem Prinzen Hussein an die Stelle seines Onkels zum Khediven zu ernennen, so gab doch keine Kriegsnotwendigkeit England das Recht, den Suezkanal, der durch ein internationales Abkommen auch im Kriegsfalle geschützt war, für die Flotte der Feinde der Entente zu schließen und die darin liegenden feindlichen Schiffe zum Ausfahren zu zwingen — den davor kreuzenden Ententeflotten in die Hände. England hätte diesen Schritt umso weniger nötig gehabt, als es vor fast 80 Jahren den Ausgang des Roten Meeres in den Indischen Ozean gesichert hatte. Denn im September 1838 erwarben die Engländer gegen Zahlung einer jährlichen Pension vom Sultan von Aden die gleichnamige Gibraltar ähnliche Felsenhalbinsel und das Gebiet von Khor Maksa, wo die Aden mit dem Festlande verbindende Landzunge ihren Ausgang nimmt. Die in der Straße Babel—Mandeb liegende kleine Insel Perim, die 1799 vorübergehend von den Engländern besetzt worden war, wurde 1857 endgültig von ihnen annektiert. 1876 nötigte England den Sultan von Sokotra, der der Meeresenge vorgelagerten Insel (auf die Italien ein Auge geworfen hatte), zu dem Versprechen, die Insel niemals an eine fremde Macht abzutreten oder ohne englische Zustimmung eine Niederlassung zu gestatten; 1886 erfolgte die Besitznahme der Insel. Der Erwerb von Britisch-Somaliland (1884—89) gab England auch an der Aden gegenüberliegenden afrikanischen Küste einen den Zugang zum Roten Meer beherrschenden Besitz.

Von der Durchfahrt vom Indischen Ozean zum Südchinesischen Meer konnten die Engländer nicht mehr zeitig genug die beiden Ufer der Meeresenge (Straße von Malakka) in Besitz nehmen, da die Holländer sich schon Ende des 16. Jahrhunderts auf den Inseln des Malayischen Archipels festzusetzen begonnen hatten. Doch verstanden es die Engländer, allmählich die eingeborenen Fürsten der Halbinsel Malakka unter ihren Einfluß zu bringen. Ferner übernahm am 12. Mai 1888 die britische Regierung das Protektorat über den „Staat Nordborneo" und kurz darauf (14. Juni 1888) auch über das Fürstentum Sarawak, sodaß die ganze Nordküste der Insel Borneo England untersteht.

Durch eine Reihe von Besitzungen, die sich von südlich der Südspitze von Florida, von den Bahamas-Inseln, nach Guayana hin ziehen, haben sich die Engländer schon seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts (Barbados 1624) eine wichtige Position in den dem Golf von Mexiko vorgelagerten westindischen Inseln gesichert.

Dieser Überblick zeigt, daß schon vor dem Kriege die britische Flagge an den meisten für den Weltverkehr wichtigen Meeresengen wehte. Doch wäre es unseres Erachtens verfehlt, in der Ausbreitung der britischen Weltmacht über alle Meere eine systematische Arbeit zu erblicken, wie dies manche Geschichtsschreiber getan haben. Vielmehr scheint die englische Politik vor allem von dem einen Prinzip beherrscht zu sein, keine sich bietenden günstigen Gelegenheiten vorübergehen zu lassen.

Den besten Beweis hierfür liefert näheres Eingehen auf die Geschichte der Beziehungen Englands zu Ägypten. Dieses Land gewann erst dann für England eine hervorragende Bedeutung, als es durch den kühnen Feldzug Bonapartes in die Hände einer Großmacht vom Range Frankreichs zu fallen drohte. Nachdem im Jahre 1801 die letzten französischen Truppen Ägypten verlassen hatten, trat eine Änderung der Lage für die Engländer ein. Erst das Aufkommen einer neuen Macht, der Mehemed Alis, veranlaßte sie auch gegen ihn vorzugehen. — Am 4. Juli 1806 äußerte sich Napoleon I. folgendermaßen: „Durch den Erwerb des Kaps der Guten Hoffnung wäre



England für immer der Souveränität Indiens sicher. Aber wenn England Malta und Sizilien hätte, dann wäre es wie eine unüberschreitbare Barriere, die sich der Verbindung mit dem Adriatischen Meere und Konstantinopel entgegensetzen würde. Es wäre schwierig, jemals ein solches Vorhaben gutzuheißen.“ (Nicht 100 Jahre später [1904] hat die französische Regierung diese weitschauende Mahnung Napoleons in den Wind geschlagen, indem sie ihre geschichtlichen Ansprüche auf Ägypten für immer aufgab [s. o.]. Damals hatte Napoleon wohl noch keine Kunde davon erhalten, daß die Engländer im Begriffe standen, den Holländern das Kapland abzunehmen; die darüber nach Ostindien führende Route sicherte eine Reihe von Flottenstützpunkten, die sich im Anschluß an Gibraltar an der West- und Ostküste Afrikas und auf den davorliegenden Inseln des Atlantischen und Indischen Ozeans hinzogen und die im Laufe des 19. Jahrhunderts immer mehr ausgebaut worden ist. — Eine neue Lage schuf das Auftauchen des Suezkanalprojekts, gegen das sich England 20 Jahre lang wehrte. (Vgl. dazu Georgi und A. Dufour-Feronce, Urkunden zur Geschichte des Suez-Kanals [Dieterichsche Verlagsbuchh., Leipzig 1913] und A. Demiani, Deutschlands Anrecht auf den Suezkanal [„Süddeutsche Monatshefte“, Sept. 1916, S. 732—38]). Als die britische Regierung endlich von ihrem Widerstand abließ, ergab sich für sie eine Änderung ihres bisherigen Standpunktes. Auf der einen Seite vermehrte sich die Zahl ihrer Besitzungen am Ausgange des Roten Meeres (s. o.), um sich die Fahrt nach Indien zu sichern, auf der anderen Seite wußte sie alle Gelegenheiten zu ergreifen, um zuerst finanziell das Übergewicht in der Suezkanal-Gesellschaft zu erlangen, dann Schritt für Schritt Ägypten unter ihren politischen und militärischen Einfluß zu bringen. Der Suezkanal hat die ganze Mittelmeerpolitik Englands und seine Beziehungen zu allen Mittelmeermächten, vor allem zu Frankreich und Italien, entscheidend bestimmt. Leider fehlt es trotz der vielen Arbeiten über Ägypten und den Suezkanal (hier sei nur auf die kurz vor dem Kriege erschienenen Arbeiten von Dedreux „Die völkerrechtliche Stellung des Suezkanals“ [J. C. B. Mohr, Tübingen] und von Ernst Freih. v. Mayer „Die völkerrechtliche Stellung Ägyptens“ [J. U. Kern, Breslau] hingewiesen) an guten übersichtlichen, dokumentarischen Darstellungen des Einflusses des Suezkanals auf die englische Politik bis zur Gegenwart.

Wenn es noch weiterer Beweise dafür bedurft hätte, daß für die englische Politik, mehr als das Festhalten an Prinzipien, die Ausnützung günstiger Gelegenheiten jeder Zeit maßgebend gewesen ist, so wären sie durch den Verlauf des Weltkrieges erbracht worden. Wenn England damit gerechnet hatte, daß das ein Jahrzehnt lang vorbereitete System von Allianzen es gegen alle Vorkommnisse sichern würde, so zeigten schon die ersten Monate des Weltkriegs, daß auch auf dem Gebiete des Seekrieges die Engländer nicht genügend mit der seemännischen Tüchtigkeit der Zentralmächte gerechnet hatten. Es galt daher für die Engländer einige Lücken in dem System der Beherrschung der Meeresengen auszufüllen. Wie wir schon gesehen haben, war ein Schritt auf diesem Wege die Sperrung und Befestigung des durch einen internationalen Vertrag geschützten Suezkanals. Ein weiterer war die schrittweise Besetzung der den Dardanellen vorgelagerten Inseln unter Verletzung der Neutralität des Königreichs Griechenland. Diese Inseln haben für England besonderen Wert, da es an Malta und Cypern schon Etappenstationen von Gibraltar nach dem Schwarzen Meere hin besitzt. Wenn es Rußland gelungen wäre, sich in Besitz Konstantinopels zu setzen, dann hätte England an diesen griechischen Inseln ein Faustpfand in der Hand, das ihm die Gewalt über den Ausgang der Dardanellen sicherte. In kluger Voraussicht der Entwicklung der Dinge hatte die britische Marine-Mission in der Türkei es schon vor Ausbruch des Weltkrieges zu verhindern gewußt, daß die Türken die Dardanellen weiter befestigten. Während England also hier für die Freiheit einer Meeresenge eingetreten ist, hat es am Suezkanal, wo ein vitales Interesse für es selbst auf dem Spiel stand, sich nicht gescheut, sich über einen internationalen Vertrag hinwegzusetzen.

Die Gelegenheit, weitere „Lücken“ auszufüllen, bot der Umstand, daß die Londoner Seerechts-Deklaration vom 26. Februar 1909 von den Seemächten nicht angenommen worden



Erntesegen

Ferd. Steiniger

war, obwohl sie für sie hätten bindend sein sollen, da es in den einleitenden Bestimmungen heißt: „Die Signaturmächte sind einig in der Feststellung, daß die in den folgenden Kapiteln enthaltenen Regeln den allgemein anerkannten Grundsätzen des internationalen Rechts entsprechen.“ Die Nicht-Annahme gab den Engländern eine Handhabe, um den neutralen Handel unter Kontrolle zu bekommen. Eine der wichtigsten, von den Neutralen selbst in ihrer ganzen Bedeutung anfangs zu wenig erfaßten Maßnahmen nach dieser Richtung hin, ist die Bekanntmachung der britischen Admiralität vom 3. November 1914, durch die England die ganze Nordsee als Gefahrzone erklärte. Es ist beachtenswert, daß diese britische Erklärung den neutralen Schiffen nur zwei Tage Zeit ließ bis zum Inkrafttreten, während die deutsche Kriegsgebietserklärung vom 4. Februar 1915 der neutralen Schiffahrt 14 Tage Zeit ließ, sich danach zu richten. Wenn jetzt von einigen Seiten über die 5tägige Frist, die Deutschland in seiner Bekanntmachung vom 31. Januar 1917 läßt, geklagt wird, so möge man sich der britischen Verordnung vom 3. November 1914 erinnern. Dem neutralen Handel wurde dadurch unter dem nichtigen Vorwande, die Deutschen hätten Minen ausgelegt, ein einziger Weg vorgeschrieben, der für ihre Fahrten nach dem Westen freigelassen wurde. Indem die Engländer die Neutralen zwangen, um den Norden Schottlands herumzufahren, erleichterten sie sich selbst die Aufgabe, den Ring zu schließen, den sie um Deutschland zu legen suchten. Durch eine Art von Fernblockade wurde schon ein viertel Jahr vor der deutschen Kriegsgebietserklärung vom 4. Februar 1915 — der einzige noch offene Ausgang aus der Nordsee unter britische Kontrolle genommen. Denn der an Zahl übermächtigen englischen Flotte konnte es dann nicht schwer fallen, durch ihre Kreuzer das Meer zwischen den Shetlands-Inseln und Island abzupatrouillieren; alle irgendwie verdächtigen Dampfer suchten die Engländer seitdem in den Hafen von Kirkwall zu schleppen und dort nach Gutdünken bis zur Untersuchung der Ladung festzuhalten.

Noch in einer andern Beziehung hat sich die Beherrschung der Meeresengen in den Händen einer Nation wie die der Engländer als eine gewaltige Waffe erwiesen. Schon ein paar Stunden nach Ausbruch des Krieges zwischen Deutschland und Großbritannien zerschnitten die Engländer die ebenfalls durch internationales Recht geschützten Kabel, die Deutschland mit den Überseeländern verbanden, und gewannen dadurch ein wichtiges Mittel, um die Welt gegen Deutschland zu beeinflußen.

Aus obigen Ausführungen dürfte zur Genüge hervorgehen, wie bedeutsam es sowohl für uns, als auch für die Neutralen ist, daß der künftige Frieden die Freiheit der Meere nicht nur in dem Sinne regelt, daß die Schiffahrt auf offener See in Zukunft gesichert wird, sondern daß auch möglichst viele Meeresengen und Kanäle, die internationale Meere verbinden, der Gewalt eines einzelnen mit dem Völkerrecht willkürlich umspringenden Staates oder Staatenbundes entzogen werden.

E. B.

Weltfriede und Christentum

Aus der Flut von Anklagen, womit man das Christentum überhäuft, ragt — so wird in der „Deutschen Tageszeitung“ ausgeführt — die in mannigfachen Tonarten wiederholte Behauptung hervor: das Christentum habe den Weltkrieg nicht verhindert, seinen Verlauf nicht gemildert und erweise sich nicht willig und fähig, das Kriegsende herbeizuführen. Mit andern Worten: das Christentum habe in aller Form Bankerott gemacht, zum mindesten eine nicht wieder auszugleichende moralische Krediterschütterung erlitten. In welchen Kreisen und mit welchem Recht werden solche Vorwürfe erhoben? Es sind vor allem diejenigen Kreise, in denen man in den dem Kriegsausbruch vorausgehenden Jahrzehnten nichts unterlassen hat, um in unserm Volke die Einheit einer christlichen Weltanschauung zu

untergraben. Mit einem fanatischen Eifer hat man jedes Eintreten für das Christentum — ebenso wie für entschlossenes Deutschtum — als eine Engherzigkeit und Rückständigkeit verhöhnt, hat die überzeugten Träger des nationalen und christlichen Gedankens als Chauvinisten und Orthodoxe gebrandmarkt, hat sie wissenschaftlich und gesellschaftlich geächtet. Dafür hat man mit lauten Posaunenstößen die Herrlichkeit und den unaufhaltsamen Fortschritt einer von den Fesseln der Religion und Nationalität befreiten Weltkultur gefeiert, hat besonders in den technischen Errungenschaften und der ungehemmten Industrialisierung aller Verhältnisse eine Art von Menschheitserlösung gepriesen. An die Stelle der alten, oder wie man sagte „veralteten" christlich-deutschen Ideale waren die Scheinideale von Sinnengenuß, Gold, internationalem Verkehr, Völkerverständigung und Weltfrieden getreten. Und jetzt, wo es, selbst für den Blödesten, offenkundig geworden, daß eine religionslose, christentumsfeindliche Weltkultur sich zu überschlagen und in Unkultur zu stürzen droht, wo die Blitze dieses Kriegsgewitters die Altäre pazifistischer Menschheitsträume zersplittern, sucht man in sehr unedler Selbsttäuschung das eigene Fiasko zu verschmerzen, indem man das vorher als ohnmächtig und längst überwunden dargestellte Christentum vor dem Welttribunal der öffentlichen Meinung auf die Anklagebank verweist, wohin man natürlich mit der gleichen frechen Scheinheiligkeit die nationalpolitischen Elemente als die Kriegsverursacher fordert.

Aber wir erleben im Rahmen dieser Zeitbetrachtung noch weitere Überraschungen. Die Stockholmer Verhandlungen reifen der Pleite entgegen, an der wir ja keinen Augenblick gezweifelt haben, trotzdem die Zeitungsoffiziösen solcher Staatsmänner, die nach Oxenstiernas bekanntem Worte nicht über allzuviel berufliche Weisheit verfügen, in der Förderung des ganzen Planes die Krone von Staatsklugheit erblicken. Der „Fünf-Minuten-vor-Zwölf-Mann" sieht, daß seine Uhr bald abgelaufen. Aber schon erstehen Retter in der Not. Um das Gefühl des wohlverdienten Reinfalls der sozialistischen Weltfriedenspläne auf freundnachbarliche Schultern mit zu übertragen, bemüht man sich um das Zustandekommen eines bürgerlichen Weltfriedensbundes. Die Regierung, deren Gunst man sich bis dato erfreute, erhält wegen ihrer Unfähigkeit kurzerhand den bekannten Eselstritt. Es wird dem deutschen Bildungsphilister eingeredet, die Regierungen fänden den Weg nicht mehr aus dem Kriegslabyrinth heraus; neben dem Proletariat müsse auch das Bürgertum der kriegführenden und neutralen Länder die Weltfriedenspolitik in die Hand nehmen und das Ende „des unseligen und unsinnigen Krieges" herbeiführen. Und indem man das Bürgertum vom Hindenburg-Programm eines deutschen Friedens abwendig zu machen sich befleißigt, weist man zugleich lobend auf gewisse Kreise in dem Katholizismus, die von der Durchführung christlicher Lebens- und Glaubensanschauungen das goldene Zeitalter des internationalen Völkerfriedens erhoffen. Und wieder sind es diejenigen Blätter, die in ihrem journalistischen Vorleben sich nicht durch ein besonderes Maß von Wertschätzung religiöser Lebensgüter auszeichneten, die nunmehr Gönnerworte für dieses „religiöse Erwachen" finden. Daß in der katholischen Welt es schon immer eine gewisse internationale Richtung gegeben, die auf eine schiedsgerichtliche Erledigung der Welthändel hinarbeitete und für den Papst als der gegebenen Friedensinstanz im Haager Tribunal in hervorragender Weise Sitz und Stimme beanspruchte, ist uns nicht unbekannt. Daß unter den Förderern dieses pazifistischen Gedankens sich gewiß recht wohlmeinende, aber nicht ebenso klare Geister befinden, kann man zugeben. Aber ebenso sicher ist, daß in der katholischen Kirche, unter deren amtlichen Würdenträgern und Zeitungsorganen auch andere Strömungen vorhanden sind, die nach Art des Bischofs Faulhaber einen solchen Abschluß des Krieges für nötig erachten, der sich von unserer Auffassung nicht wesentlich unterscheidet. Gleichviel ob nun engere oder weitere Kreise hinter dem kürzlich veröffentlichten katholischen Friedensmanifest stehen, darüber kann kein Zweifel obwalten, daß die demonstrativ wohlwollende Beurteilung, die es bis weit in den demokratischen Flügel hinein findet, nicht einer innerlich wahren Wertschätzung des Christentums entspricht, sondern einfach als taktische Ausnutzung anzusehen ist,

mit dem Hintergedanken, sich für den verfahrenen Karren der sozialistischen Weltfriedenspolitik einen neuen Vorspann zu sichern.

Die Sache selber berührt natürlich ein großes, ernstes, tiefgreifendes Problem; ein Problem, dessen erneuter, gründlicher Nachprüfung wir uns nicht zu entziehen gedenken. Es handelt sich in erweiterter Form um die nie zur Ruhe kommende Frage nach dem Verhältnis von Religion und Politik.

Das Christentum fordert weder den Krieg noch verwirft es ihn unbedingt; ebenso kann man aus den christlichen Urkunden nicht die Forderungen des Weltfriedens ableiten. Nach den Worten des göttlichen Stifters unserer Religion sind sowohl Krieg als auch Frieden unter den Völkern Begleiterscheinungen und Äußerungen des natürlichen Laufes des Weltgeschehens. Und in dieser Weltentwicklung spielen die Mächte des Eigennutzes, des Neides und des Ehrgeizes ein große Rolle. Und so lange die Erde steht und Menschenherzen schlagen, werden die Erdenkämpfe sowohl beim Einzelmenschen als bei den Völkern den Kampf ums Dasein, sowohl das materielle als das moralische Dasein, zu etwas Unvermeidlichem machen. Daß es dabei die Aufgabe einer lebendigen christlichen Gläubigkeit ist, auf den irdischen Lauf der Dinge in läuterndem, versittlichendem Geiste einzuwirken, ist selbstverständlich. Tatsächlich hat das Christentum auch da, wo es als Lebensmacht empfunden und ausgeübt wurde, immer Einfluß auf das Völkerleben, auch auf die Kriegführung gehabt; selbst in den Greueln und Schrecken des gegenwärtigen Weltkrieges ist der christliche Einfluß doch auch bemerkbar.

Zweifellos wird, wenn man mit christlichen Lebenswahrheiten Ernst macht, das Heer der Übel in der Welt verringert. Je höher die Sonne des Evangeliums am Himmel der Völkerwelt steigt, um so weiter werden sich die Segens- und Lichtstrahlen wahrer Humanität ausbreiten. Und sicherlich werden die Erfahrungen dieser schweren Zeit bei allen Völkern die Ernstgerichteten zu einer vertieften religiösen und moralischen Lebensführung bestimmen. Und auf diesem Wege, von innen heraus, durch die Macht erneuter, verinnerlichter, dabei kraftvoller Persönlichkeiten, wird sich eine Heilung und Genesung der Völkerwelt vollziehen. Nicht zu erwarten aber ist eine Besserung dadurch, daß man versucht, aus dem Christentum ein Programm des Weltfriedens abzuleiten. Wie das Christentum, ohne Sozialpolitik zu treiben, dennoch durch seine Gesinnungspflege das soziale Gewissen stärkt und soziale Werte schafft, so wird es auch, ohne direkt in die Weltpolitik einzugreifen, durch eine bessere religiöse und sittliche Erziehung einen glücklicheren Zustand im Völkerleben herbeiführen. Das wird aber nicht durch christliche Manifeste, Programme und Beschlüsse geschehen, sondern wie Moltke es einmal im gleichen Zusammenhang ausgedrückt hat, sich herausbilden als „eine Frucht von Jahrhunderten weltgeschichtlicher Entwicklung“.



Tschechisch oder Böhmisch?

Was Worte im politischen Kampf bedeuten, wie mit Worten sich nicht nur trefflich streiten und ein System bereiten, sondern auch sehr erfolgreich kämpfen läßt, haben wohl andere eher eingesehen, als wir Deutsche, die immer auf die „Sache“ gehen und die Bedeutung des Wortes unterschätzen. Sollte uns, schreibt der Prager Universitätsprofessor Dr. Zycha in der „Mitteleuropäischen Korrespondenz“, nicht der Krieg um manches klüger gemacht haben? Nicht erst von den Feinden in West und Ost brauchten wir aber zu lernen. Längst hätten uns die inneren nationalen Kämpfe und vor allem der Völkerstreit in Österreich davon überzeugen können. Wie geläufig ist den Tschechen der Gebrauch hochklingender Worte und Wendungen, wie streiten sie stets für Humanität, Gerechtigkeit, Freiheit, Selbstbestimmung!

Wie sehr wissen sie aber auch ihrer Sache zu dienen, indem sie in unserer eigenen Sprache mit bewußter Hartnäckigkeit an einem Worte festhalten, das, doppelsinnig gebraucht, irreführt und irreführen soll, das je nachdem, ein Bekenntnis zum Lande oder eine Falschmeldung bedeutet: das Wort „Böhmisch". Hierüber sich klar zu werden, ist um so notwendiger, als ahnungslos noch immer ein großer Teil unserer Volksgenossen selbst, insbesondere im Reiche, der tschechischen Politik Vorschub leistet, indem er als „böhmisch" bezeichnet, was tschechisch ist.

Man muß sich nur vergegenwärtigen, welche Verwirrung durch den falschen Sprachgebrauch hervorgerufen, wie alles Böhmische dadurch in den Schein des Tschechischen gebracht wird. Wohl weiß jeder, was er etwa unter einem böhmischen Kurorte zu verstehen hat. Was aber bedeutet z. B. „böhmische Industrie"? Ist es die tschechische oder ist es vielmehr die deutsche, zumal doch ja gerade diese in erster Linie in Frage kommt? Wer ist ein böhmischer Künstler oder böhmischer Fabrikdirektor? Vor Jahren wurde in Leipzig das böhmische Streichquartett für deutsch erklärt! Wir haben in Prag eine „Böhmische Sparkasse", die ihren Namen richtig führt, weil sie damit ihren auf das Land Böhmen erstreckten Tätigkeitsbereich umschreibt. Daneben aber meldet sich eine rein tschechische Bank als „Zentralbank der böhmischen Sparkassen". Der „Böhmische Landesverband für Fremdenverkehr" dient lediglich tschechischen Interessen (neben ihm besteht ein Deutscher Landesverband). Sogar das oberste politisch-nationale Organ der Tschechen, die „Narodni rada", bezeichnet sich in deutscher Sprache als „Böhmischer Nationalrat". Und wie übel klingt es obendrein, wenn wir von böhmischen Böhmen, oder böhmischen Beamten, böhmischem Beamtenkörper (im Gegensatz zu den deutschen des nämlichen Standes), oder von einer böhmischen Selbstverwaltung im Königreiche Böhmen hören. Selbst in wissenschaftlichen Schriften begegnet man auf Schritt und Tritt Zweideutigkeiten, ja Unverständlichkeiten, indem das Wort „böhmisch" einmal im geographischen Sinne, also die Deutschen mitumfassend, das andere Mal im ethnographischen Sinne für die Tschechen angewendet wird.

Warum aber wollen die Tschechen nicht leiden, daß das unmißverständliche, vom eigenen Volksstamm hergenommene „Tscheche" angewendet werde? Angeblich ist das Wort eine auf Zeitungswillkür und politische Mißgunst zurückgehende Erfindung, bestimmt, den slawischen Teil der Bevölkerung Böhmens herabzusetzen und billigem Hohne preiszugeben. Tatsächlich ist es aber längst gebraucht worden, bevor die modernen Nationalitätenkämpfe einsetzten. Daß es vor allem Gelehrte sind, die sich seit dem späteren 18. Jahrhundert der Ausdrücke Tscheche und Tschechisch bedienen, beweist, wie es eben das rein sachliche Bedürfnis war, dem hier entsprochen wurde. Auf beste Namen, von Slawen wie Deutschen, läßt sich verweisen, z. B. auf Dobrowsky, den Begründer der slawischen Philologie, auf den Geschichtsschreiber Pelzel, den Vaterlandsfreund Grafen Sternberg, den Sprachforscher Schmeller. Nicht zur Herabsetzung, im Gegenteil, zur Auszeichnung wurde in der Romantikerzeit der alte slawische Volksname wieder ans Licht gezogen. Selbst der „Vater der Nation", der Geschichtsschreiber Franz Palacky, hat, durch wissenschaftliche Einsicht bestimmt, dem „gelehrt-geographischen Namen" Böhmen den der Tschechen als den richtigen entgegengesetzt, und seine politischen Bestrebungen haben ihn wenigstens noch 1848 nicht gehindert, die Gegensätze von „Deutschböhmen" und „Tschechischböhmen" oder „Czechien" aufzustellen.

In Wahrheit sind es ganz andere Gründe, welche die Tschechen zu ihrem heftigen Widerstand bestimmen. In der Gleichung Böhmisch-Tschechisch liegt das staatsrechtliche tschechische Programm. Die Tschechen sollen zur böhmischen Nation erhoben werden, „Böhmen den Böhmen" ist eine selbstverständliche Parole. Die deutsche Sprache soll gegenüber der tschechischen Staatssprache keinen Klang mehr haben, denn in Böhmen ist böhmisch zu sprechen wie in Deutschland deutsch. Alles Deutsche aber dem tschechischen Gedanken unterzuordnen, das Deutschtum als fremd im Lande hinzustellen, seine Leistungen, ja sein Dasein dem Unkundigen zu verbergen, ist der doppelzüngige Gebrauch des Ausdruckes Böhmisch das beste Mittel.

Den Tschechen ermöglicht die — politisch allerdings sehr förderſame — Armut ihrer eigenen Sprache nicht die sachlich notwendige Unterscheidung. Sie bezeichnen nach dem Volksstamm auch das Land und gebrauchen „cerský" für tschechisch wie böhmisch. Man kann leicht ermessen, wie diese mangelnde Unterscheidung auf den Vorstellungskreis der Bevölkerung einwirken muß. Die hohe wie die niedere Schule entläßt ihre Schüler in dem Glauben, daß alle Vorzüge und Großtaten der Heimat dem eigenen Volkstum entsprungen seien, daß alles, was böhmische Gelehrte, Künstler, Erfinder, Unternehmer geschaffen, ein Ruhmesblatt des tschechischen Volkes bilde. Schreibt sich nicht daher ein guter Teil jenes Wahnes, der dies Volk in allen seinen Schichten beherrscht, aus dem es so viel politische Kraft zieht und der es so sehr erschwert, zu einem leidlichen Einvernehmen zu gelangen?

Nun müssen wir es ja allerdings den Tschechen überlassen, wie sie selbst ihre Sprache gebrauchen wollen. Ungeheuerlich aber ist es, daß sie uns den richtigen Gebrauch unserer eigenen Sprache verwehren und von der Regierung fordern, das Wort Tschechisch aus jedem amtlichen Sprachgebrauch zu verbannen! Ein österreichischer Minister muß im Parlament Attacken gewärtigen, wenn er sich nicht beugt vor dem „böhmischen" Geßlerhut. Man beruft sich auf den bisherigen amtlichen Brauch, verschweigt aber, daß es eben nur der politische Druck war, der immer noch verhinderte, der besseren Einsicht Rechnung zu tragen. Dieselben Tschechen aber, die in unser Sprachrecht eingreifen, unterscheiden ihrerseits sehr wohl zwischen magyarisch und ungarisch, und sie haben auch nichts dagegen, daß sie unsere französisch-englisch-italienischen Feinde mit Tchèque, Tchec, Cesco bezeichnen, nur uns Deutschen steht ein gleiches Recht durchaus nicht zu. Noch gibt es nur einzelne weiße Raben unter ihnen, was nicht verschwiegen, im Gegenteil betont werden soll, die sich in deutscher Sprache Tschechen zu nennen, den anerkennenswerten Mut haben, sogar diesen oder jenen unter den Politikern, die übrigens samt und sonders nicht umhin können, von Alt- und Jungtschechen und nicht etwa von Alt- und Jungböhmen zu sprechen. Ist es bei den andern nicht blinde Leidenschaft, die sie eine so offensichtlich verlorene Stellung noch halten läßt, nur um die unvermeidliche Niederlage noch empfindlicher zu machen? Wundernehmen könnte diese Hartnäckigkeit freilich nur den, der etwa nicht wüßte, mit welcher Inbrunst das Heiligtum der gefälschten Königinhofer Handschrift verteidigt wurde, welche Volksleidenschaften der Kampf darum lange Jahre aufwühlte, bis man sich endlich mit der Nichtigkeit dieses Machwerks weniger wohl als übel abfinden mußte.

Die ganze Frage ist derzeit, soweit sie offiziell ist, dringend geworden. Denkt man an eine Staatssprache, so muß man sich auch klar darüber sein, ob diese Staatssprache das mißbräuchliche „Böhmisch" und damit den nur dem deutschen Volkstum abträglichen Sprachwirrwarr beizubehalten hat. Schon begegnen wir in Anordnungen und Kundgebungen der obersten Stellen häufiger dem richtigen Sprachgebrauch, und wem könnte es in der Tat nicht einleuchten, daß es unmöglich ist, z. B. von „böhmischen Truppen" zu sprechen, ohne damit die Gefahr sehr unliebsamer Mißverständnisse heraufzubeschwören? Vor allem aber kommen jene der Neuordnung Österreichs dienenden Gesetze in Betracht, die uns bereits als bevorstehend bezeichnet, aber als aufgeschoben erklärt wurden. Es wird geradezu ein Prüfstein für die Einsicht und Umkehr der Regierung sein, daß sie mit dem alten Sprachmißbrauch auch das alte System zu den Toten wirft.

Es ist daher gewiß sehr dankenswert, daß der Deutsche Volksrat für Böhmen kürzlich die Frage „Tschechisch-böhmisch" grundsätzlich aufgegriffen und ihre Bedeutung in einer massenhaft verbreiteten Flugschrift klargelegt hat. Sie kommt gerade zur rechten Zeit, um den leitenden Männern zum Bewußtsein zu bringen, was hier an einem Worte hängt, aber auch daß Deutschböhmen nicht gewillt, die gefährlichen Folgen einer schwächlichen Preisgebung und des natürlichen Rechtes der deutschen Sprache noch weiter zu dulden. Schon das schlichte Gebot politischer Redlichkeit erfordert es, tschechisch zu heißen, was tschechisch ist. —



Theater und „Freiheit der Kunst“

Meine Besprechung von Manns „Madame Legros“ ist im „Berliner Tageblatt“ und in seiner Gefolgschaft an mehreren anderen Stellen als „Verschimpfierung des Werkes“ und „Schrei nach der Zensur“ bekämpft worden. Für die erste Behauptung wird natürlich kein Beweis versucht; die zweite ist eine grobe Mißdeutung, deren Absicht sich plump verrät, wenn zum Schluß auf den — Hildesheimer Theaterkulturverband losgehauen wird, dessen Vorstand ich angehöre. Ich lasse mir aber durch niemanden für meine Meinungsäußerungen Vorschriften machen, bin allein dafür verantwortlich und bitte also die Schläge dafür auch auf mich zu richten.

Nein, ich habe die Zensur nicht gerufen. Die Zensur ist ja eine bestehende Einrichtung; sie hat auch Manns Drama beurteilt und hat es zur Aufführung frei gegeben. Und diese Auffassung der Zensur von ihrer Aufgabe bezeichnete ich als seltsam. Die Zensur behauptet da zu sein, um den bestehenden Staat und seine Einrichtungen zu schützen. Nun stehen wir jetzt im Kriege und brauchen den Zusammenhalt unserer sämtlichen körperlichen und geistigen Kräfte, ihn bestehen zu können. Daß unter solchen Umständen die Aufführung von Revolutionsdramen eine Schwächung bedeutet, kann nur Böswilligkeit oder ein im Innersten unlebendiges, jedenfalls allem Volksempfinden entfremdetes Kunstverhältnis bestreiten. Ich kenne das Gerede zur Genüge, daß es um den deutschen Staat schlimm bestellt sein müßte, wenn er das nicht ertrüge. Unnötige Belastungsproben sind immer vom Übel, erst recht, wenn ohnehin das Höchste an Tragfähigkeit verlangt wird. Übrigens waren doch sonst, die jetzt so reden, keine Lobredner deutscher Staatskraft. Auch die andere Phrase ist mir bekannt, daß gerade in dieser Vorurteilslosigkeit die Überlegenheit des deutschen Geistes sich bewähre. Merkwürdig, daß sie mit Vorliebe von jenen Leuten gebraucht wird, die sonst in allen Kunstdingen von Internationalität schwärmten. — Es fällt mir das Zugeständnis schwer, aber ich finde die Rücksichtslosigkeit, mit der in Frankreich und England jetzt alles dem Gebot der Stunde untergeordnet wird, unsrer deutschen Nachgiebigkeit überlegen. Wir behaupten die Sentimentalität verlernt zu haben; jene sind uns darin voraus und klänge sie so schön, wie das Wort „Freiheit der Kunst“. In einer Zeit, in der von jedem und allem die höchsten Opfer verlangt werden, kann auch die Kunst davon nicht ausgenommen sein. Sonst wäre sie nicht wahrhaft ein Teil unseres Lebens. In solcher Stunde wird der Ruf „Freiheit der Kunst“ zur leeren Phrase und damit zum Mißbrauch.

Wir haben das ausgiebig zu kosten bekommen in einer Versammlung, zu der sich der „Schutzverband deutscher Schriftsteller“ in Gemeinschaft mit andern Bünden durch Herrn Fritz Engel vom Berliner Tageblatt hatte „anregen“ lassen. Auch sie redete von „Freiheit“ und bekämpfte in gröbster Unduldsamkeit jede Betätigungsabsicht anders gearteter Weltanschauungen auf dem Gebiete des Theaters. Ich hatte in freier Aufnahme eines Vortrags von Wolfgang Heine die nachfolgenden Ausführungen gleich nach der erwähnten Versammlung niedergeschrieben. Wegen Raummangels mußten sie bisher ausfallen; sie dienen gleichzeitig als Antwort auf den erneuten Angriff.

* * *

Die Unzufriedenheit mit dem Theater ist ein altes Erbteil. Vermutlich hat sie auch zu jenen Zeiten bestanden, als das Theater eine Staats- und Volksangelegenheit war, wie bei den Griechen und in anderer Art im Mittelalter. Immerhin, solange Theaterspiel eine festliche Angelegenheit war, die gleich allen Festen nur als Ausnahmeerscheinung ins Leben trat, hatte diese Unzufriedenheit keinen grundsätzlichen Charakter. Denn damals war von selber das schroff geschieden, dessen Vermengung in den letzten Jahrhunderten in steigendem Maße die Lösung der Frage erschwert: das Theater als Kunstanstalt, und das Theater als Unterhaltungsstätte. Auch das alte Griechenland hatte Schauspiele und Schauspieler zur Unter-

haltung, die vermutlich bei der hohen Geschmacksbildung weiter Kreise oft auch „künstlerisch“ gewesen ist. Trotzdem wurde diese Sache nicht als öffentliche Kunstangelegenheit angesehen und beanspruchte infolgedessen auch nichts anderes zu sein, als die Verwertung irgendwelcher Fähigkeiten, um anderen damit ein Vergnügen zu bereiten und sich selber dafür bezahlen zu lassen.

Solange diese Scheidung klar besteht, ist die grundsätzliche Seite der Theaterfrage leicht gelöst. Dem Theater als Kunstanstalt gebührt eine Sonderstellung im Gesamtleben, wie der Kunst überhaupt, da sich die Kunst gar nicht als berechenbarer Wert in dieses Leben einstellen läßt. Sie ist trotz ihrer ungeheuren sozialen Wirkung eine außerhalb der sozialen Gesellschaftsordnung stehende Kraft, die freilich von der Gesellschaft jederzeit in Dienst genommen und dadurch für sie verwertet werden kann. Hier erkennen wir ein Problem, das letzten Endes unter das Stichwort „Zensur“ (von irgendeiner Seite) gerät, und das so lange bestehen wird, als es eine „Gesellschaft“ gibt, also immer. Aber es ist schon ein großer Gewinn, wenn die Menschheit sich klar ist, es in der Kunst mit einer unberechenbaren Größe aus einer allen gesellschaftlichen Bildungen des Menschenlebens fremden Welt zu tun zu haben. Die Kunst ist nämlich höchste Betätigung, reinste Verdichtung der Individualität, während alle gesellschaftlichen Gebilde, wie schon ihr Name sagt, Formen von Gesamtheiten sind.

Das Theater als reine Kunst, also die dramatische Dichtung an sich und der dramatische Dichter für das ihm von seinem Daimonion abgezwungene Werk, kümmern sich nicht um die Gesamtheit. Der Künstler schafft, was er schaffen muß. Und wenn das Theater ersteht, um diesem von übernatürlicher, geheimnisvoller Kraft geschaffenen Werke zu der ihm entsprechenden Erscheinungsform zu verhelfen, so wird damit das Theater der Ausnahmestellung des in ihm gegebenen Kunstwerkes teilhaftig. Es ist dann in der Tat ein Tempel, der innerhalb der praktischen Welt keinen Beruf hat. Sobald das Theater sich an die Gesellschaft wendet, um auch von dieser Gesellschaft etwas für sich zu fordern, gibt es seine Ausnahmestellung auf und ordnet sich in den Gesellschaftsbetrieb ein. Das gilt in geistiger, wie materieller Hinsicht. Je mehr das Materielle betont wird, um so weniger Anspruch verbleibt auf die aus dem rein Geistigen gefolgerte Sonderstellung.

Alle grundsätzlichen Erörterungen über Theaterfragen müssen unfruchtbar bleiben, wenn man sich nicht diese Grundsätze gegenwärtig hält. Daß wegen ihrer Nichtbeachtung bei allen Theatererörterungen so viel aneinander vorbeigeredet wird, ist noch nicht so schlimm, wie daß allerlei unlautere und unsachliche Bestrebungen aus der Vermengung dieser Dinge Vorteil zu schlagen suchen.

Kann denn nun überhaupt das Theater in jener vollkommenen künstlerischen Reinheit und Unabhängigkeit in Erscheinung treten, wie es die Kunstwerke in anderen Formen vermögen? Das Theater besteht doch nicht aus der Bühne allein, sondern auch aus dem Zuschauerraum. Darsteller und Zuschauer verwachsen zu einer idealen Einheit. Beide sind vom Schöpfer des Dramas als Mitwirkende gefühlt. Das dramatische Kunstwerk vermag also überhaupt nur ins Leben zu treten durch die Mitwirkung von außer dem Künstler liegenden Kräften. Das Drama ist bereits in seinem Wesen ein soziales Kunstwerk, denn es lebt ja eigentlich doch nur in der Bühnenaufführung. Schon aus diesem Grunde kann das dramatische Kunstwerk nicht so „frei“ sein, wie ein anderes, sondern es kann nur in sozialen Gebundenheiten in Erscheinung treten.

Aber sehen wir einmal von diesem höheren Begriff der Freiheit ab, so bleiben noch zwei Arten relativer Freiheit, die aber auch immer durcheinandergeworfen werden, trotzdem sie an sich gar nichts miteinander zu tun haben: 1) Freiheit, besser sagte man Unabhängigkeit von allen materiellen Rücksichten, 2) Freiheit von geistigen Rücksichten.

Die Abhängigkeit von materiellen Rücksichten tritt naturgemäß ein, sobald sich etwas einordnet in den Betrieb der materiellen Welt. Die Erstellung des Dramas als Kunstwerk kostet Geld. Irgend jemand muß dieses Geld schaffen. Wer Geld gibt, fordert. Er ist aus dem

gesamten übrigen Lebensbetriebe gewohnt, die Ware zu bestimmen, die er kauft. Das Drama gerät also schon auf diesem Schritte in Abhängigkeit vom Geschmack. Wir haben dabei völlig alle jene Kräfte ausgeschieden, die nun noch mit diesem Kunstwerke ein „Geschäft" machen wollen. Auch ihrer sind bei dieser Kunstform mehr, als bei einer andern: der Schöpfer, die Darsteller als künstlerischen Vermittler, dann die materiellen Vermittler als Ersteller des Theaters usw.

Es wird nun die Forderung erhoben, das Drama als Kunstwerk von dieser materiellen Abhängigkeit dadurch zu befreien, daß es zu einer Sache der Allgemeinheit erklärt wird. Mit nüchternen Worten: der Staat soll die Kosten tragen.

Wird diese Forderung erfüllt, so begibt sich damit das Kunstwerk in eine geistige Abhängigkeit vom Staate. Der Staat aber als lebendiger Organismus, ist naturgemäß bestrebt, alles ihm Entgegengesetzte, ihn Schwächende zu unterdrücken. Das muß er tun, es ist das Gesetz seines Lebens. Es ist vom Staat sicherlich nicht zu verlangen, daß er mit seinen Mitteln eine Kunst fördert, die seinem Wesen entgegengesetzt ist. Dabei muß einem Irrtum sofort begegnet werden. Dieser Begriff des Staates als verkörperter Macht mit dem Hauptbestreben, diese Macht zu erhalten, wird nicht etwa abgeschwächt durch die Demokratisierung des Staates. Auch der Staat als organisiertes Volk ist an diese Grundpflicht der Machterhaltung gebunden. Das Kunstwerk, das gegenüber der bestehenden Ordnung, auf der die Macht des Staates beruht, irgendwie angeht, wird also die „Duldsamkeit" dieses Staates aufrufen müssen. Ich bin überzeugt, daß diese Duldsamkeit mit der Demokratisierung des Staates abnimmt. Niemals ist ein Staat unduldsamer gegen Neuerungen gewesen, als das Volk von Attika, das sogar einem Sokrates den Giftbecher aufzwang. Selbst das Theater stand dort im Dienste der Unduldsamkeit; die Komödie des Aristophanes ist von Anfang bis zu Ende ein Kampf gegen jede Neuerung, jedes Rütteln am Bestehenden.

Das liegt auch in der Natur der Sache. Duldsamkeit ist eine individuelle Tugend, denn sie ist der Freiheit verwandt, die auch etwas rein Individuelles ist. Je breiter und umfassender ein Zusammenschluß werden soll, um so mehr muß von dieser subjektiven Freiheit aufgegeben werden, um in diese Gesamtheit hineinzupassen. Nicht umsonst ist die Kunst immer am freiesten gewesen unter absoluten Herrschern — Staat und Kirche bieten dafür Beispiele in Fülle —, sobald dieser absolute Herrscher persönlich „aufgeklärt" war. Da lag es eben nur bei einem einzigen, bei einer Individualität, auch anderen Individualitäten freies Bewegungsfeld zu gönnen. Wenn es vor allem unsere demokratische Presse ist, die immer das Wort „Freiheit der Kunst" im Munde führt, so verschleiert sie damit ihre Tendenz. Sie schreit Freiheit ganz allgemein, meint aber nur die freie Äußerung ihres eigenen Wollens. Sie beansprucht das Recht, gegen die jetzige Form des Staates oder irgendeiner anderen Einrichtung ankämpfen zu dürfen, um ihre eigene Form an deren Stelle zu setzen. Selbst ist sie aber durchaus nicht duldsamer gegen andere Meinungen. Sie hat gar keine Achtung vor dem Individualismus derer, die etwa im Bestehenden ihr Lebensideal verkörpert sehen. Das Wort „Fortschritt", das uns hier entgegengeschleudert wird, ist eitel Spiegelfechterei, vor allem im Geistigen. Ist überhaupt in der Kunst, wie im Seelischen, etwa in der Religion, ein Fortschritt möglich? Man kann Kunstwerke, die Jahrtausende auseinanderliegen, nebeneinanderstellen, — sie sind in ihrer Art alle gleich vollkommen. Der wahre Fortschritt könnte nur darin liegen, daß man die Möglichkeit anerkennt, von den verschiedensten Seiten aus das Hochziel der Vollendung zu erreichen oder ihm doch zuzustreben. Ja vielleicht ist gerade dieses Streben der springende Punkt und liegt die wahre Freiheit in seiner Anerkennung. Wir anerkennen die Begrenztheit des Menschen, der nicht vollkommen sein kann; denn vollkommen ist Gott. Des Menschen subjektive Freiheit aber liegt darin, daß er sich bewußt ist, nach dieser Vollkommenheit zu streben, daß er weiß, diese Vollkommenheit suchen zu müssen. Wir sind dann frei, wenn wir an keine herrschende absolute Wahrheit glauben, uns also auch nicht in ihrem Besitze wähnen.

Aus dieser Erkenntnis erwächst die wahre Duldsamkeit, die aber immer nur ein Besitz einzelner sein kann. Denn noch einmal: Die Gesamtheit als Volk, oder in der Form des herrschenden, d. i. die Macht besitzenden Staates, oder in der einer gegen diesen bestehenden Staat ankämpfenden Partei kann und darf nicht duldsam sein. Eine Gesamtheit darf gar nicht erwägen, daß der andere auch recht hat; sie kann mit gutem Gewissen ihre Lebensaufgabe der Machtbehauptung nur erfüllen in der Überzeugung, der alleinige Besitzer der Wahrheit zu sein. Also hat die Kunst von der Gesamtheit niemals Freiheit zu erwarten.

Die Kunst ist in allen jenen Formen am freiesten, in denen sie zum einzelnen spricht. Da die Musik sich ans Gefühl wendet und dieses Gefühl in seinen feineren Regungen individuell ist, ist die Musik am freiesten. Das Theater aber wendet sich seiner Natur nach an eine Gesamtheit. Ich meine sogar, es läge in der Mitteilungsform des Dramas bereits das Eingeständnis, daß in dieser Kunst nicht Individuelles den Stoff abgeben kann, sondern Probleme der Gesamtheit. Jedenfalls finden diese im Drama die stärkste Ausdrucksform, und die Höchstwirkungen erstehen dann, wenn ein Volk oder der Staat als organisiertes Volk im Drama sein Erleben und sein Wollen zum Ausdruck gebracht sieht. Darin liegt die Einzigartigkeit der griechischen Tragödie der klassischen Periode. Jedenfalls wird im gleichen Augenblick, in dem ein Drama zur Aufführung gelangt, das von ihm behandelte Problem zu einer Angelegenheit der Allgemeinheit. Da es nun aber andererseits als Kunstwerk die Schöpfung eines einzelnen bleibt, ist hier die stete Konfliktsmöglichkeit geboten.

So kann dem Drama als einer Individualitätsäußerung nur von einer Gesamtheit, die sich als Sammlung von Individualitäten fühlt, die Lebensmöglichkeit geschaffen oder erleichtert werden. Auf diese Tatsache nimmt auch das Zensurgesetz des Staates Rücksicht. Wenn sich tausend einzelne zusammentun und eine geschlossene Gesellschaft bilden, können sie vor sich und für sich ein Drama aufführen lassen, das die Zensur für die Allgemeinheit verbietet.

Nach alledem, meine ich, sollte man vorsichtig sein mit dem Gebrauche des Wortes „Freiheit", am allermeisten bei der dramatischen Kunst. Denn noch einmal: vom Theater als Unterhaltungsstätte war hier gar nicht die Rede. Dieses ist aus eigenem Willen unfrei, indem es sich in die Abhängigkeit vom Geschmack des Publikums begibt. Aber auch das Kunsttheater ist durch seine ganze Erscheinungsform derartig mit dem Gesamtleben verbunden, ist notgedrungen in so hohem Maße eine soziale Einrichtung des Lebens, daß es nicht mehr allein im Bereiche der Kunst stehen kann, sondern in den dieser anderen Lebenserscheinungen, vor allem des Staates, mit hereingezogen wird. Es hat von diesem Einbezogenwerden in die nicht-künstlerische Welt Vorteile, aber natürlich auch Nachteile. Denn es muß sich den Gesetzen dieser anderen Welt fügen und muß wie jedes einzelne Individuum, wie auch alle Einrichtungen, die zu einem umfassenden Ganzen zusammengeschlossen werden, sich mit den anderen Lebenswerten, denen es verbunden wird, abfinden. Das geht nicht ohne wechselseitige Abstriche und Zugeständnisse.

Für das Theater als Kunst, für den Dramatiker als Künstler, können wir nur wünschen: Duldsamkeit. Man stelle das Theater hin als eine unparteiische Sache, an die die Gesamtheit Anspruch hat; die Gesamtheit der Schaffenden, wie die der Genießenden. Man strebe danach, allen Kräften die Gelegenheit zu geben, sich zu regen. Aber wohl verstanden allen, den konservativen, wie den revolutionären. Es ist nicht wahr, daß die höhere Kunst beim Revolutionären liegen muß. Weder Calderon noch Shakespeare waren revolutionär, und wenn immer auf den Schiller der „Räuber" hingewiesen wird, warum nicht auf den Kleist der „Hermannschlacht"? Die revolutionären „Räuber" hat der durch sie angegriffene Staat auf die Bühne kommen lassen, der konservativen „Hermannschlacht" blieb sie verschlossen.

Also so einfach, wie es manche Leute uns glauben machen wollen, ist die Frage auch des Kunstfortschritts nicht gelöst. Es liegen der Hemmnisse genug auch in der Kunst selbst. Den Künstler kann niemand hindern, sein Werk zu schaffen, und es gibt Kunstformen, in denen das Werk vom Künstler selbst endgültig gestaltet werden kann, so daß es lebt und nun abzuwarten

vermag, bis seine Lebendigkeit auch andern bewußt wird. Das Drama gehört nicht zu diesen Formen. Finden sich hier nicht genug Menschen, auf die das Werk des Künstlers so überzeugend wirkt, daß sie es in seine natürliche Lebensform (der Aufführung) stellen wollen, so vermag es eben nicht zur Wirkung zu gelangen. Dagegen ist gar nichts zu wollen, und es ist ganz unmöglich, etwa ein Gesetz zu erlassen, daß jedes geschriebene Drama aufgeführt werden muß. Man wird hier nur immer erleichtern können und zwar dadurch, daß sich möglichst viele individuelle Gruppen bilden, die möglichst vielen Dichterindividualitäten entsprechen. An sich sind diese Gruppen alle gleich berechtigt, wie jede Dichterindividualität berechtigt ist, sobald sie sich wahrhaftig auslebt. In der Gesamterscheinung des Theaters wird dann jeder seinem Volkskreise entsprechend Anteil haben.

Nun aber, und das wird gerade bei derartigen Erörterungen allzu oft außer acht gelassen, gibt es doch nicht bloß eine neue Kunst, die erst kommt, sondern wir haben einen Kunstschatz, einen aufgehäuften Besitz.

Je heiliger meine Auffassung vom Kunstschaffen ist, um so weniger werde ich daran glauben, daß die Gesamtheit auf das neue Kunstschaffen tieferen Einfluß hat. Je mehr ich daran glaube, daß das Kunstwerk aus einer eigenen Welt stammt und in die unsrige hineingetragen wird, um so geringer bewerte ich den Wert des Einflusses dieser unserer Welt auf das, was der Künstler noch schaffen soll. Und darum kann sich eigentlich auch alle soziale Hilfstätigkeit der Kunst gegenüber nicht auf die Kunst beziehen, die noch kommen soll, sondern nur auf die, die bereits da ist.

Das zugegeben, sollte eigentlich ein Streit der Richtungen durch die vielberufene Duldsamkeit unmöglich gemacht werden. Gerade Leute, die das allgemeine gleiche Wahl- und Stimmrecht für das ganze öffentliche Leben verlangen, sollen es doch auch für die Kunst gelten lassen. Aus dem Schatze der vorhandenen Kunst biete das Theater jedem das, was er für sich verlangt. Die verschiedenen einzelnen müssen sich zu Gruppen zusammenschließen, da die Kunst des Theaters ja nicht mit dem einzelnen, sondern mit dem „Publikum“ rechnen muß.

Es ist nicht wahr, daß das heutige Theater bereits diese Forderung erfüllt. In der Anlage vielleicht theoretisch, in der Praxis nicht. Noch einmal: Ich sehe vom Theater als Amüsierstätte ab; dafür müßte überhaupt ein anderer Name gefunden werden, damit die ewige Verwechslung nicht möglich wäre. Für das künstlerische Theater aber haben wir das denkbar ungerechteste Klassenwahlrecht. Da ist zunächst einmal der Besitz in unerhörter Weise bevorzugt; der Theaterbesuch ist eine Geldfrage. Dann ist auch die Wahlkreiseinteilung von schreiender Ungerechtigkeit, indem einige Großstädte über das gesamte übrige Land den Sieg davontragen. Außerdem aber haben wir noch eine ganz tolle Interessenwirtschaft. Wie weit diese Schäden zu heilen sind, braucht hier nicht erörtert zu werden. Entschieden läßt sich vieles bessern, zumal hier auch die Gesamtheit als Staat fruchtbar eingreifen kann, da es sich gewissermaßen um Verteilung, um Rationierung handelt. Jedenfalls aber scheint mir die elementarste Duldsamkeit zu gebieten, daß man hier jedem die Betätigungsmöglichkeit offen läßt. Wir werden immer „Richtungen“ haben, und es wird allen diesen Richtungen gemeinsam sein, daß ihnen die andere „nicht paßt“. Die Gesundung unseres ganzen Kunstbetriebes scheint mir davon abzuhängen, daß das Schwergewicht von der Bekämpfung der einem nicht passenden Richtung auf die Erkämpfung der passenden verschoben wird. Man lasse jedem das Recht, mit allen Mitteln für das einzutreten und dem zum Leben zu verhelfen, was er für gut hält.

Karl Storck



Das Harmonium, mit besonderer Berücksichtigung seiner Bedeutung für das heutige Musikleben

I.

„Wir sitzen im Zimmer nebenan, es ist still und dämmerig, und wir lauschen auf die Musik, die aus unsichtbaren Sphären zu kommen scheint. Ein Solo-Violinlauf schwingt sich empor, eine zweite, dritte Stimme findet sich dazu. Akkorde bilden sich, die schmeichelnd ineinander übergehen: auf einmal beginnen sie zu vibrieren, und wie hundert Harfen und Violen klingt es hinein, lauter und weiter, bis es in doppeltem Chore hell und ätherisch sich ausbreitet. Posaunen rufen, Hörner antworten, das volle Werk bricht herein, und es fluten die heißen Ströme der Harmonien. Eine mystische, verklärte Stimmung bleibt zurück, und langsam wächst darüber eine rührende Melodie auf, bald zu einer süßen Flötenstimme sich abschwächend, bald in dem ergreifenden Ton der Oboe klagend. Es weben und wogen die Violinen und Klarinetten, und ihre Linien überschneiden sich. Eine heitere Idylle entwickelt sich, und der tiefe Baß singt seinen Choral dazwischen, den das volle Werk, aber in entzückendem Piano, wiederholt. Die Stimmung überwältigt uns, je länger wir hören, wir glauben in eine Landschaft von Tönen zu blicken, die in ungewohnt intensiven Farben strahlt."

So lautet die poetische Schilderung eines kunstgemäß gepflegten, häuslichen Harmoniumspiels. Wenn ein wirklich gutes Harmonium von geübter Hand feinsinnig gespielt wird, so erinnert es nicht mehr an die Orgel, als deren Ersatz (Surrogat) es oft, auch aus Musikerkreisen, angesehen wird, sondern an das Orchester, an das R. Wagnersche mit seinen blühenden Farben, das uns ins Zimmer gebracht wird. Mit der Orgel selbst hat das Harmonium sehr wenig zu tun. Um das einzusehen, genügt es, ein Original-Orgelstück in flüssigem Zeitmaß erst auf der Orgel, für welche es bestimmt ist, und hernach auf dem Harmonium, auf welches es übertragen wird, zu spielen und die beiden Wirkungen zu vergleichen. Der auffallende Unterschied kann keinem musikalischen Ohr entgehen. Die akustischen Verhältnisse gestatten es, auf der Orgel, häufig in Forte-Stellen, bewegte Figuren und Läufe, z. B. in den Werken (Fugen, Präludien, Choralvorspielen) von S. Bach anzuwenden: sie wird in einem großen Raume gespielt, dessen Akustik schnelle Figuren und Passagen auf den rechten Eindruck stimmt.

Wer unter uns von der Kirchenbank aus aufmerksam und nachprüfend zugehört hat, dem wird nicht aufgefallen sein, daß 16tel und 32tel Figuren, die von der auf der Galerie aufgestellten Orgel herabtönten, abgestoßen oder zerhackt klangen. Durch die Schallentwickelung bekommen die schnell gespielten Töne etwas Gebundenes, das sie an sich nicht haben, schwer und feierlich erklingen sie in Ohr und Herz der andächtig Lauschenden. Das Harmonium dagegen ist seiner ganzen Bauart und Einrichtung nach weder für große Räume und Hallen, noch für ein längeres, schweres Forte geeignet. Dasselbe Orgelstück, das uns zur Andacht und Erbauung stimmte, wirkt auf uns zerstreuend, verwirrend und beunruhigend; man wird den Gedanken nicht los: das Orgel-Harmoniumstück klingt wie draußen auf der Straße der Leierkasten. Das Harmonium ist naturgemäß auf „intime" Wirkungen eingestellt. Einen mäßig großen Raum füllt es tonlich gut aus. Auch mit „vollem Werk" gespielt kann es nicht, auch in kleinerem Saale, ein feierlich-brausendes Forte wie die Orgel auslösen. Bei der fehlenden Schallresonanz und Durchdringungskraft des Tones sind längere und bewegtere Läufe (Passagen) unwirksam und müssen daher von unserm Instrument ausgeschlossen bleiben. Falsche Verwertung des Harmoniums und dilettantenhaftes Spiel auf ihm trägt die Schuld an der Geringschätzung und der Aschenbrödelstellung, der es in weiten Kreisen begegnet. Viele kennen es nur von Kapellen, Dorfkirchen, Versammlungshäusern, Schulandachten, Hochzeiten und Begräbnissen her. Da wird es an Stelle der fehlenden Orgel, als Orgelersatz, benutzt. Meist werden bei solchen Gelegenheiten nur ernste Choräle gespielt; es ist nicht der rechte Ort, nicht die passende

Zeit, die Eigenart und Schönheit des Harmoniums aufzudecken. Nicht selten ist der Spieler mit dem Wesen, der Spieltechnik gar nicht bekannt und bedient es in höchst laienhafter, unkünstlerischer Weise, zum Schaden des Instrumentes und der Versammlung. Will man einen Vergleich anstellen, so ist derjenige mit dem Orchester angebracht, und wir können dann in der Tat das Harmonium sinnreich als das „zweihändige Zimmerorchester" bezeichnen und betrachten. An das Orchester wird jedermann unwillkürlich erinnert, der die äußere Einrichtung des Instrumentes in Augenschein nimmt. Über den weißen Unter- und schwarzen Obertasten wird er aus- und einziehbare Knöpfe, die sogenannten Registerknöpfe, kurz Register finden, deren Stimmen an bekannte und weniger bekannte Orchesterinstrumente erinnern. Da liest er auf weißen, runden Scheiben Bezeichnungen wie: Trompete, Klarinette, Flöte, Oboe, Fagott, Englisch Horn, Cello, Pikkolo, Violine, Viola, Bourdon u. a. Da handelt es sich um lauter klingende Register-Stimmen wie in einem vollen Orchester. Wie hier die verschiedenen Instrumente nach Klangfarbe, -stärke, -dauer streng und mannigfaltig unterschiedlich sein müssen, so spiegelt sich die ganze Orchestereinrichtung auf dem Harmonium wieder. Wie im Orchester durch die Kunst des Tondichters und der ausführenden Musiker die entzückendsten, musikalischen Wirkungen hervorzurufen sind, so auch beim ausdrucksfähigen Harmonium, klassischen Harmoniumstück und künstlerisch-technischen Spiel. Wer es gelernt hat und es versteht, kann täuschend auf dem Harmonium Violine, Bratsche, Cello, Kontrabaß, Trompete nachahmen und entzückende Zusammenklänge bilden. Von geradezu berauschender Schönheit und ätherisch-verklärtem Klange ist die „Aeolsharfe", sie klingt zart berauschend wie ein Chor gedämpfter Violinen. Zusammengestellt mit der „leisen Violine": „Viola dolce" hat man den berückenden Klang eines Streichorchesters in höchster Stimmlage, in welcher sich das Dareinklingen frisch bewegter Figuren und Läufe wunderbar gestaltet. Die erwähnte Aeolsharfe wird man meist auf der linken Seite des „Registerbrettes" finden, sie eignet sich nach dem Vorgange der in hoher Lage tremolierenden Violinen ganz ausgezeichnet zu duftig-süßen Begleitungen und ersetzt vollkommen orchestrale Wirkungen des Konzertsaales im Musikzimmer.

Die Kunst, Orchesterinstrumente auf dem Harmonium möglichst täuschend nachzuahmen, beruht in der Beschaffenheit der tonerzeugenden Organe unseres Instrumentes, den aus Messing hergestellten „Metallzungen", kurz „Zungen", den entsprechenden tonerzeugenden Einrichtungen (Metallzungen, Zungen) bei der Mund- und Ziehharmonika vergleichbar. Wie in materieller und technischer Hinsicht im Einzelnen die „Zungen" angefertigt werden müssen, um auf dem Harmonium als Blas- und Streichinstrumente zu wirken, kann in diesem Zusammenhange nicht dargestellt werden. Alle Metallzungen nun, die nach Klangfarbe und -höhe als Register (Stimmen, Instrumente) zusammengehören, werden zu geschlossenen Reihen und Gruppen vereinigt; durch das ein- und ausschiebbare Register (Knopf) können sie je nach verlangtem Gebrauch ein- und ausgeschaltet werden. Die Knöpfe stehen über den Tasten, an einem gemeinsamen Registerbrett und können sehr leicht gehandhabt werden.

Zum Erklingen kommen die Töne, Stimmen, Register erst dann, wenn (wie bei Blasinstrumenten!) Wind, Luft durch die Zungen streicht und sie schwingend in tönende Bewegung setzt. Die Winderzeugung wird durch 2 Tretschemel (Pedale) bewirkt, die durch Gurte mit 2 bis 3 Bälgen verbunden sind. Die verdichtete Luft kommt aus den Schöpfbälgen in das Zungenhaus, den Stimmstock. Die Zunge liegt unter einer länglichen Öffnung, Kanzelle genannt, die durch ein Lederventil von oben her luftdicht abgeschlossen ist. Das geschlossene Ventil wird durch die angeschlagene Harmoni umtaste geöffnet, die verdichtete Luft kann nun nach oben entweichen und die Zunge zum Erklingen bringen. Wenn das Instrument mehrere (Stimmen) Spiele hat und zu einer Taste demnach vielleicht 2—5 oder noch mehrere Zungen gehören, so sind die entsprechenden Registerzüge herauszuziehen; der Wind findet dann den Weg aus den Bälgen zu den Zungen frei. Diese Windzuführung liegt dem „Druckluftsystem" zugrunde. Bei den namentlich in Amerika früher gebauten Instrumenten geht die Windrichtung um-

gekehrt, von oben nach unten. Von oben her wird durch die Bälge die Luft durch die Kanzellenöffnungen angesaugt. Der dadurch erzeugte Ton klingt (ähnlich wie bei der Mundharmonika, wo die Luft auch von außen nach innen eingesaugt, eingeatmet wird) gedämpft, gemildert. Die nach diesem Grundsatz des Lufteinsaugens gebauten Instrumente sind die amerikanischen Saugluft-Harmoniums; sie klingen zart, sanft, einschmeichelnd, die deutsch-französischen Druckluftinstrumente dagegen kräftig und frisch.

Die Frage, welche Instrumente die besten seien, die deutschen Druckluft- oder die amerikanischen Saugluftinstrumente, ist oft sehr lebhaft erörtert worden. Die Beantwortung hängt wesentlich vom persönlichen Geschmack und musikalischen Empfinden ab. Eine wesentliche Rolle spielt bei dieser Streitfrage eine Einrichtung, die bis vor kurzem nur das deutsche Druckluftsystem hatte: das Expressiv-Register. Sobald dieses Register eingeschaltet ist, kann man innerhalb eines Tones und Akkordes die herrlichsten An- und Abschwellungen (Schwelltöne) erzeugen und einen seelenvollen Vortrag hervorbringen. Diesem Mangel stand den amerikanischen Saugluftharmoniums ein großer Vorzug gegenüber: sein Ton ist von Haus aus seelen- und ausdrucksvoller, die verdichtete Druckluft der deutschen Harmoniums beeinflußt den Ton, daß er stoßend und schnarrend wirkt; der eingesaugte Ton der amerikanischen Instrumente klingt hingegen sanft, zart, der menschlichen Stimme ähnlich. Die Expressivtechnik ist neuerdings auch dem amerikanischen System erfolgreich eingebaut worden. Durch abwechselnd starkes oder schwächeres Treten auf die Pedale, durch geschickte Benutzung der beiden Knieschweller läßt sich auch auf dem Saugluftharmonium ein schöner Schwellton spielen. Und so ist es im Grunde genommen ganz rein persönliche Geschmackssache, welches System man bevorzugen soll. Übrigens baut man jetzt in Deutschland Instrumente nach beiden Systemen, und es wird keinem unbefangenen Käufer mehr in den Sinn kommen, ein Instrument amerikanischen Ursprungs zu erwerben. Unübertreffliches haben deutsche Unternehmer im Harmoniumbau geleistet. Meine verehrten Leser und Leserinnen wird es interessieren und belehren, einiges darüber zu erfahren.

Die Firma Mannborg stellte ein Instrument, das „Orchestral“, her, das mit dem amerikanischen Saugluftsystem die deutsche „Expression“ verbindet. Die höchste Vollendung der heutigen Fabrikation ist das moderne Kunstharmonium mit Doppelexpression. Höchst kunstvoll ist der gesamte Innenbau. Eigenartig geformte Kanzellen hat der Stimmstock. Vom besten Material gearbeitet sind die Zungen. Der Klang ist infolgedessen bezaubernd schön. Sprechen die Zungen im duftigsten pp klar und rein an, so halten sie auch den stärksten Druck aus, ohne zu springen. Die Disposition (Register-Auswahl) läßt keinen Wunsch unbefriedigt. Wir finden z. B. wunderbar schön klingende Stimmen wie: Aeolsharfe; die dunkle, sanfte Musette; Voix céleste (Himmelsstimme); Baryton (eine dem menschlichen Organ ähnliche Stimme); ein Jalousiewerk, zur Klangveränderung der Register; forte expressive, hebt durch den Spielwind die Schallklappen und vermehrt dadurch die Steigerungsfähigkeit; Prolongement, bewirkt selbsttätiges Liegenbleiben der Tasten C—H (in tiefer Oktave) und gegenseitiges Auslösen derselben; Perkussion, Hammerwerk, wobei, sobald eine Taste niedergedrückt wird, ein Hammer an die Zunge schlägt und sie zum Schwingen und Klingen bringt, ähnlich wie beim Klavier, so daß sich mittels dieser Einrichtung Passagen, Triller, Portamenti, alle Abarten des Stakkato sauber und pünktlich spielen lassen; „forte fixes“, das sind die 2 Kniedrücker, rechts für den Diskant, links für den Baß, zur Aufhellung des Tones und Klanges; Talonnière, d. i. Hackenauslösung für Prolongement, ist der Bequemlichkeit halber auf der linken Klaviaturbacke angebracht. Das Vollkommenste, was deutscher Geist und Fleiß auf dem Gebiete des Druckluftsystems geleistet hat, ist das sechsspielige Kunstharmonium. Bei diesem Instrument haben Baß und Diskant 4 verschiedene Tonhöhen. (Diese Tonhöhen führen wie bei der Orgel die technische Bezeichnung als 2, 4, 8 und 16 Fuß, graphisch dargestellt: 2′, 4′, 8′, 16′. Um meinen Lesern diese Einrichtung verständlich zu machen, diene folgendes zur Erläuterung: Die Zunge C der großen Oktave (die 2. Oktave, 2. Tonleiterreihe der Baßhälfte, von der Mitte der Klaviatur

aus nach links gezählt!) hat den Ton einer 8 Fuß langen Orgelpfeife. Ist die Orgelpfeife nur 4 Fuß lang, so klingt sie eine Oktave höher. Eine Orgelpfeife von 16 Fuß Länge zu der erwähnten Taste C gibt einen Ton, der um eine Oktave tiefer als der 8-Fuß-Ton klingt.) Der Baß weist ein 3′, ein 4′, zwei 8′, ein 16′, der Diskant ein 4′, drei 8′, drei 16′, ein 32′ Register auf. Zur Darstellung der Melodie dienen prachtvoll abgestimmte 8, 16 und 32′ Stimmen, zur zarten, unaufdringlichen Begleitung die sanfte, süße, 2′ Aeolsharfe. Durch die Doppelexpression wird die klare Hervorhebung einer Solostimme und die stille Zurückhaltung der Begleitung ganz nach Wunsch und Geschmack ermöglicht. Wer sich ein solches sechsspieliges Kunstharmonium von künstlerischer Hand einmal hat vorführen lassen, wird von seinem Klangreiz und -zauber ganz entzückt sein!

Ja, deutschem Erfindungsgeist ist es auch gelungen, ein Harmonium mit 2 Manualen (gleich der Orgel, die in der Regel 2, auf größeren Werken allerdings auch 3 und 4 Manuale, Klaviere hat) zu bauen. Dabei hat das untere, Hauptmanual, die kräftigen, das obere, Nebenmanual, die leiseren Stimmen. Das untere Manual kann durch Ankoppelung an das obere verstärkt werden. Es fehlen die 2-, 16- und 32füßigen Stimmen; sie finden dadurch Ersatz, daß man, wenn die Vortragsstücke es erfordern, die betreffenden Stellen eine Oktave höher oder tiefer spielt. Die Spielart ist bei der Ankoppelung etwas schwerer als beim Spiel auf 1manualigem Instrument. Das 2manualige Instrument, welches im Preise oft teurer als ein schönes Kunstharmonium ist, eignet sich für den an die Orgel mit 2 Manualen gewöhnten Organisten. Handelt es sich bei ihm um Übungszwecke, so empfiehlt sich ein Übungs-Pedal-Harmonium, das bei bescheidener Ausstattung — 1 Register für Pedal, 1 bis 2 Spiele für jedes Manual — schon für einige hundert Mark zu haben ist. Für häusliche und rein künstlerische Zwecke freilich dem Harmonium noch ein Pedal einzuverleiben, widerstreitet ganz dem Wesen des herrlichen, auf „intime“ Wirkungen berechneten Instrumentes und wäre eine Barbarei.

Das 2manualige Pedalharmonium, das 2 Schöpfbälge und 1 Magazinbalg für die 2 Manuale, einen 3. und 4. Schöpfbalg für das Pedal beansprucht, wird in Kapellen, Betsälen und kleineren Kirchen, die aus Geld- und Raummangel keine Orgel aufstellen können, als Orgelersatz benutzt. Getrieben werden die Bälge in der Regel durch eine Kurbel, über welche eine Riemenscheibe, die an einen Motor angeschlossen werden kann, zu legen ist. Ein solches Orgelersatz-Harmonium mit 3 oder 4 Tonhöhen für jedes Manual und 1 oder 2 Tonhöhen für das Pedal ist im Preise ungleich billiger als die Orgel, es bleibt fast völlig von Temperaturunterschieden unbeeinflußt; nötig werdende Reparaturen lassen sich meist mühelos selbst, ohne den Instrumentenbauer, ausführen.

Als Orgelersatz hat das Harmonium in Tropenländern große Verbreitung gefunden. Um es den klimatischen Verhältnissen anzupassen, verwendet man zum Gehäuse nur präpariertes Eichen- oder Teakholz, Leimstellen verschraubt man, Eisenteile werden verkupfert. Schrauben, Scharniere, Nieten werden, um das Rosten zu verhüten, aus Messing hergestellt. Luftdichter Verschluß hindert das Eindringen tropischer Insekten.

Im Jahre 1910 trat die Leipziger Firma Popper u. Co. mit einer überraschenden Neuheit hervor: sie hatte ein Harmonium mit Doppelexpression gebaut, welches die Verwendung von Künstlerrollen gestattet wie bei der Phonola, Pianola, Mignon. Der geistvolle Erfinder hat sein Instrument auf den geheimnisvollen Namen „Mystiker“ getauft. Nicht mit Unrecht! Wie ein rätselhaftes Geheimnis schaut uns die ganze innere Einrichtung an. Durch eine kleine Tür der Vorderwand hat man einen Blick in die innere Einrichtung. Da sieht man, zu vergleichen mit dem Nervensystem des Menschen, ungezählte elektrische Drähte, ein überaus fein gearbeitetes Triebwerk. Daran befinden sich an einer Welle kleine Bälgchen, die sich blitzschnell bewegen. Ungezählte feine Röhrchen, fast ebenso viele kleine Bälge mit zartesten Kanälchen und Membranen. Steuerungsbälge, durch Windkammern und Ventile miteinander verbunden, sind in längere Windkanäle eingeschaltet. Durch einen leisen Druck wird der „Mystiker“ in

spielende Tätigkeit versetzt. Die Künstlerrollen, ziemlich breit, sind mit vielen, kleinen Löchern versehen. Man legt sie in das Instrument hinein und verschließt es wieder, bevor das Spiel beginnt. Die Notenrollen halten das Spiel jedes Künstlers charakteristisch fest und geben es getreulich wieder. So bleibt das Meisterspiel eines Harmoniumkünstlers wie Oskar Bie, Siegfried Karg Elert, Fritz John, Karl Kämpf u. a. in unverlierbarer Klarheit der Mit- und Nachwelt erhalten. (Es folgt in einem demnächstigen Hefte ein 2. Artikel über den gegenwärtigen Stand des Harmoniumbaues, die Entwickelung des Harmoniums von den ersten Anfängen bis zur heutigen Vollkommenheit, Harmoniumunterricht und -literatur.)

H. Oehlerking



Zu unserer Notenbeilage

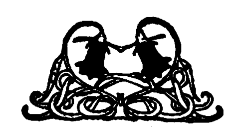
August Reinhard. Opus 74 Heft 1 Nr. 11 und 16. Erinnerung; Lied ohne Worte. Beide Beispiele sind den „Studien" (50 Übungs- und Vortragsstücke für Harmonium) entnommen, durch welche der Verfasser beabsichtigt, die besonderen Eigenschaften und Eigenarten des Harmoniums gegenüber Klavier und Orgel darzulegen. Wem es um gutes Spiel zu tun, wird an der Hand dieser „Studien", die in klarer, übersichtlicher Form schlichte, volkstümlich klingende Tondichtungen enthalten, reiche Förderung finden. Spielbar sind Reinhards 50 Vortragsstücke schon auf dem bescheidenen, einspieligen Harmonium; dynamische Schattierungen sind hier besonders durch vermehrte oder verminderte Winderzeugung, durch langsameres oder schnelleres Treten der Tretschemel (Pedale) hervorzubringen. Wo ein Expressionsregister vorhanden ist, soll man es fleißig gebrauchen. Die eingedruckten Zeichen bedeuten: (1) Cor anglais (Horn, Diapason) 8′ für die linke, (x) Flöte (Flöte, Melodia) 8′ für die rechte Spielhälfte; (4) Basson (Fagott) 8′ (Baßseite der Klaviatur), (4) Hautbois (Oboe) 8′ (Diskanthälfte der Klaviatur); F = Forte (starkes Spiel); E = Expression.

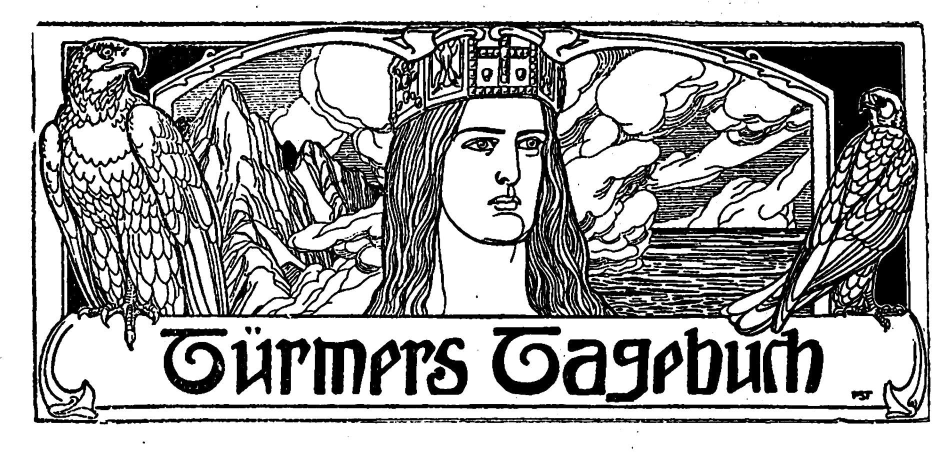
Der Abdruck erfolgte mit Genehmigung von Heinrichshofens Verlag, Magdeburg, aus „Studien": 50 Vortrags- und Übungsstücke für Harmonium von A. Reinhard, Op. 74 Heft 1 und 2 je 2,50 Mark.

Rad. Bibl. Suite für Harmonium, Opus 41. Die Gavotte unserer Notenbeilage ist der 2. Teil einer 5gliedrigen Suite des Verfassers, der ganz aus dem Wesen des Harmoniums heraus empfindet und schreibt: melodisch eingänglich, in der Form leicht übersichtlich.

Die (2) bedeutet Bourdon (Bordun, Baßklarinette) 16 (links) und Klarinette 16′ (rechts); [G] = Grand jeu (volles Werk).

Der Abdruck erfolgte mit Genehmigung des Verlages Max Brockhaus, Leipzig, aus R. Bibl, Suite für Harmonium Opus 41. 2 Mark. H. O.





Der Krieg

Clausewitz sagt einmal: Wo Mut und Zaghaftigkeit aufeinander stoßen, hat der Mut von vornherein gewonnen, denn Zaghaftigkeit ist bereits gestörtes Gleichgewicht.

„Schon den Schein der Zaghaftigkeit", wird in den „Berliner Neuesten Nachrichten" geschrieben, „muß man peinlich vermeiden. Auch wer keine Annexionen will, sollte das öffentlich jetzt nicht aussprechen. Das Verlangen nach einem annexionslosen Frieden wirft vor dem Auslande ein sehr fragwürdiges Licht auf die Energie unseres Siegeswillens und verschlechtert, wie sich jeder Kaufmann sagen sollte, unsere Position bei den künftigen Friedensverhandlungen. Ebenso sollte jetzt im Kriege nicht von der Demokratisierung Deutschlands die Rede sein.

Als ich neulich die Erklärung der Professoren Delbrück, Harnack usw. las, dachte ich: ‚Herr, vergib ihnen', und erinnerte mich eines Satzes von Jhering, der ungefähr folgendermaßen lautete: ‚Wenn die Wölfe nach Freiheit schreien, so ist das begreiflich; wenn aber die Schafe in den Ruf einstimmen, so beweisen sie damit nur, daß sie Schafe sind.'

Als ob unsere Feinde die Demokratisierung Deutschlands aus idealistischen Beweggründen und nicht einfach zum Zwecke unserer Schwächung forderten! Soviel ist doch klar, daß unsere militärischen Erfolge ohne die Militär-Autokratie der Hohenzollern nicht zu denken ist. Das ist auch den Feinden klar, und deshalb hoffen sie, die Demokratisierung Deutschlands würde die deutsche Wehrkraft schwächen. Ich finde nicht, daß diese Rechnung anfechtbar ist; befürchte vielmehr ebenfalls von der parlamentarischen Herrschaft eine Gefahr für unsere Wehrkraft. Trotzdem bin ich ein Freund freiheitlicher Entwicklung, will dabei nur sorgfältig jeden Schritt auf seine Vereinbarkeit mit unseren militärischen Interessen geprüft wissen. Aber das erfordert eine Zeit ruhiger Sammlung. Heute mitten im Kriege wäre es m. E. schon eine Torheit, solche Dinge zu erörtern, wenn im Auslande niemand etwas an unserem System auszusetzen hätte. Wo aber die Herren Wilson, Lloyd George usw. unsere Demokratisierung fordern

und zur Bedingung unserer Verhandlungsfähigkeit erklären, sollte es für jeden nüchtern Denkenden völlig indiskutabel sein, darüber jetzt nur ein Wort zu verlieren. Wir können gar nicht an unserem System mäkeln, ohne implicite vor der ganzen Welt einzugestehen, was das Ausland diesem militärischen System nachsagt, daß es nämlich allein die Schuld trage an diesem entsetzlichen Kriege. Alle englischen Lügen bekommen durch unsere Demokraten feierlich das deutsche Indosso. Denn dafür ist das Ausland nicht empfänglich, daß unser System friedliebend gewesen sei und doch noch mitten im Kriege geändert werden müsse. — Ich kann nicht umhin, das Auftreten unserer demokratischen Politiker für politisch gefährlich und über alle Maßen kurzsichtig, ja skandalös zu halten.

Unsere Pazifisten aber sollten eins einsehen. Das nächste Ziel ist nicht der Friede der Welt, sondern ein Deutschland, das gegen feindliche Invasion gesichert ist. Davor sind wir seit 103 Jahren bewahrt geblieben nur durch die von der Demokratie fast unausgesetzt politisch und literarisch befehdete autokratische Militärorganisation, ein Gut, das für Deutschlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft an Bedeutung turmhoch alles überragt, was aus der Froschperspektive unserer Parlamentarier und Journalisten als unermeßlich wichtig und erstrebenswert erscheint."

Aber die Stimmung, die Stimmung, die dumpf drohende Stimmung der Bevölkerung! Auch der Abgeordnete Erzberger hat seinen bekannten Vorstoß im Haushaltsausschuß des Reichstages auf seine gründliche Kenntnis der „Stimmung" gestützt, und in einer Reihe von Blättern konnte man ähnliche Andeutungen finden. „Der harmlose Leser", äußert sich dazu Graf Reventlow, „muß und soll aus ihnen schließen, daß diese Stimmung die Reichsregierung veranlassen müsse, sofort eine Erklärung abzugeben — auf alle Fälle aber entsprechend zu handeln —, daß das Deutsche Reich bereit sei, jeden Frieden über sich ergehen zu lassen, welchen unsere Feinde für angebracht hielten, und um mildere Bedingungen zu erlangen, zunächst den Unterseebootskrieg aufzugeben oder zu einer tauben Nuß zu machen.

Die ganze beschämende und schädliche Aktion im Reichstagsausschuß ist ein Ergebnis, auf welches unsere Feinde nicht nur seit Jahren gewartet, sondern für das sie mit Eifer und Umsicht auf allen Wegen gearbeitet haben. Die Beeinflussung der deutschen Stimmung war vom Anfange des Krieges an und schon lange vorher ein Hauptziel der Entente, vor allem Großbritanniens. Man kennt dort die auf die Deutschen anzuwendende Psychologie. Daß die Deutschen von einer Militärkaste geknechtet, daß sie von Junkern ausgesogen würden, daß das ‚eigentliche' deutsche Volk gut sei und in ‚Sehnsucht' nach Freiheit ‚schmachte', daß das Deutsche Reich von allen Völkern gehaßt würde, weil es rückschrittlich sei und eine Kriegsgefahr für die Welt, daß die deutschen Kriegsmittel und Kriegsmethoden ebenso wirkungslos wie barbarisch seien — das ist alles aus dem britischen und britisch beeinflußten Auslande gekommen; gleichermaßen hat man Haß der anderen deutschen Staaten und Österreichs gegen Preußen immer wieder zu erregen gesucht und tut es noch. Wenn man seit lange diese so ungemein systematische, fein berechnende Arbeit beobachtet hat und dann von Jahr zu Jahr

sehen muß, wie sie in Deutschland einen Erfolg nach dem anderen erlebt, so mischt sich mit dem bitteren Bedauern über die deutsche Naivität und Beeinflußbarkeit durch den schlimmsten aller unserer Feinde, das Befremden, weshalb gar keine Gegenwirkung versucht worden ist noch wird.

Wir sind überzeugt, daß auch heute der bei weitem größte Teil der deutschen Bevölkerung keinen Schimmer davon hat, um was es eigentlich in diesem Kriege für das Ganze und für jeden einzelnen geht. Die Regierung aber läßt diese Massen ruhig in einer immer gefährlicher werdenden Gleichgültigkeit und Weichheit der Stimmung, man lenkt nicht ihren Blick, ihr Interesse und ihren Willen auf die unübertreffbar großen Fragen und Ziele, von denen natürlicherweise und vernünftigerweise jeder Deutsche erfüllt sein müßte. Man läßt ihnen den von der linken Presse, von Rednern und von einer von Mund zu Mund gehenden Propaganda eingeflößten bequemen Glauben: es brauche nur Frieden geschlossen zu werden, dann sei alles wieder in Ordnung, Gedanke an Sieg sei Unsinn und bedeute Kriegsverlängerung, Frieden bedeute Brot, ein Frieden unter Erhaltung nur des Gebietsbestandes werde dem Deutschen Reiche und Volke eine unabhängige und gedeihliche Existenz gewährleisten.

Wenn die Herren der ‚parlamentarischen Mehrheit‘ jetzt scheinbar erschreckt und warnend von der ‚Stimmung‘ sprechen, und ‚Katastrophen‘ andeuten, so sprechen sie damit lediglich mit um so größerer innerer Befriedigung von dem Ergebnisse ihrer eigenen und ihrer Parteigenossen und Parteiblätter Propagandatätigkeit eben auf die Volksstimmung, von der Stimmung, die sie selbst erzeugt haben, während sie selbst, abgesehen von alten und ausschließlichen Parteizielen in hohem Grade unter dem Einflusse jener systematischen Auslandpropaganda stehe. Die Regierung hat nichts für die Stimmung getan. Einige Kundgebungen hier und da machen es wirklich nicht. Es galt, der Bevölkerung, und zwar der nicht politisch beschäftigten und nicht politisch gebildeten Bevölkerung ebenso wie der ungebildeten, scharf umrissene, tatsächliche Ziele zu zeigen, wenn auch nur in großen Zügen, und auf der anderen Seite den Abgrund zu zeigen. Es galt zu zeigen, daß nicht Eroberungslust, ‚Chauvinismus‘ und Größenwahn für solche Zielsetzung maßgebend und treibend sei, sondern ein Muß, ein unerbittliches Muß, hinter welchem die Lebensnotwendigkeit freier Existenz steht. Wenn die Regierung vielleicht zuerst erwartet hatte — vorausgesetzt, daß sie selbst feste Ziele gehabt hätte —, das alles werde ganz von selbst kommen und bleiben, so hätte sie schon mit Ablauf des ersten Kriegsjahres erkennen müssen, daß hier aufklärende eindringende Arbeit im größten Stile eine Notwendigkeit war, einmal angesichts der in Deutschland leider üblichen Indifferenz und der Trägheit, sich mit großen Fragen zu beschäftigen, besonders wenn sie auch unangenehme Seiten haben, dann wegen der rührigen Arbeit der Sozialdemokratie und eines großen Teiles der Linken überhaupt. Die Regierung hat nie daran gedacht, jedenfalls nie einen Finger dafür gerührt, dem deutschen Volk Aufklärung und Richtung zuteil werden zu lassen. Gleichwohl hätte sie es in der Hand gehabt, und hat es auch heute noch in der Hand. Wo die Aufklärung aber fehlt, da wird erfahrungsmäßig und leider naturgemäß immer das geglaubt,

was am bequemsten und am flachsten ist. Was gibt es Bequemeres als eine populäre Interpretation des Scheidemann-Friedens? Alles bleibt beim alten, man ‚verständigt‘ sich, kann gleich aufhören mit Kriegführen, keiner trägt dem anderen Groll nach, und ‚das Volk wird frei‘! Natürlich läßt sich das gern jeder sagen und gerät in brusttönende Entrüstung über die Verlängerer des Krieges und ruft nach den Segnungen der Demokratie, welche den Scheidemann-Frieden sofort zum Heile der Welt herbeiführen würde. Wie kann die Regierung sich wundern, daß eine solche Propaganda, die durch die weitaus meistverbreitete Presse, außerdem von Mund zu Mund, durch Flugblätter usw. fortwährend betrieben wird, auf die Stimmung ohne Einfluß geblieben ist? Stimmung ist kein Ding an sich. Sie hat gewisse Voraussetzungen und Vorbedingungen, und diese waren im ersten Teile des Krieges in erfreulicher Weise vorhanden. Daß sie zum Teil schwankend oder anders geworden ist, hat die Regierung lediglich ihrer Untätigkeit und Unbestimmtheit auch in dieser Beziehung zuzuschreiben.“

Kann man sich angesichts der Herbeiführung und Duldung dieser ganzen Zustände noch wundern, wenn das Urteil des englischen Philosophen Locke (1632—1704) über die Deutschen wieder aus der Versenkung auftaucht? Dieser englische Denker, der sich vornehmlich mit dem menschlichen Verstande und seinen Vorstellungen beschäftigte, faßt sein Urteil einfach dahin zusammen: Die Deutschen seien das dümmste Volk der Erde, und es sei nur erstaunlich, daß sie trotzdem so viele wirklich gute und brauchbare Erfindungen machten. Gibt es für ein Beginnen und Verhalten, wie es in diesen Zeiten, da der Entscheidungskampf um Tod und Leben seinen Höhepunkt erreicht, in Deutschland und nur in Deutschland möglich ist, eine andere Bewertung als: Dummheit, sträfliche, um nicht zu sagen gotteslästerliche Dummheit! „Just in diesem Augenblick“, heißt es in einer sehr zeitgemäßen Betrachtung der Monatsschrift „Deutschlands Erneuerung“ (J. F. Lehmann, Verlag, München) „halten es Männer, die unbegreiflicherweise das große Wort führen dürfen, für die allernötigste und gar nicht mehr aufzuschiebende Aufgabe, in Deutschland einen Verfassungsstreit heraufzubeschwören, indem sie als Gründe dafür anführen, daß Deutschland im Auslande nur so unbeliebt sei, weil seine staatlichen Einrichtungen so ‚rückständig‘ wären, und ferner, weil — so sagt man ungefähr — der Gleichheit vor dem Tode im Felde auch die Gleichheit vor dem Gesetz entsprechen müßte. Was im Schützengraben ohne Unterschied so brüderlich vereint gewesen wäre, dürfte auch daheim nicht durch irgendwelche Unterschiede getrennt werden. Des weiteren treibt aber die unterschiedslose und brünstige Liebe zur ‚Menschheit‘ diese gleichen Leute dazu an, sich für die königs- und meuchelmörderischen Serben, für die durch Franktireurtaten berüchtigt gewordenen Belgier, für die wortbrüchigen Italiener, für die Russen, denen man in Ostpreußen noch nach Geschlechtern fluchen wird, und für die Franzosen, die seit Jahrhunderten Krieg und Elend über uns gebracht haben — von England ganz zu schweigen! —, in dem Sinne einzusetzen, daß sie einen Frieden ohne Entschädigungen und Annexionen mit diesen Feinden heischen! Für den Fall der Nichtbefolgung dieses Wunsches drohen sie zartfühlenderweise gleich mit der Revolution. Denn: Freie Völker dürfen beileibe nicht Gegenstand eines fremden, über sie verfügenden Willens sein! — Was steckt hinter einer

solchen Auffassung des weltgeschichtlichen Augenblicks, in dem in der Kampflinie rund um Deutschland Millionen unseres Blutes für das Dasein des Deutschtums ihr Leben in die Schanze schlagen? Was steckt hinter dieser unmöglichen, ungeheuerlichen Anschauungsweise, über die alle Teufel jauchzen und alle deutschen Männer blutige Tränen weinen?

Sehen wir einmal von internationalen Logen-, Kapital- und Rassezusammenhängen ab, die am meisten Vorteil aus der Förderung dieser Anschauung ziehen und über die noch lange nicht das letzte Wort gesprochen ist, so finden wir eine seelische Eigenschaft des Deutschen, die ihn besonders aufnahmefähig für die angedeuteten Gedankenreihen macht: das ist die vom Engländer seit jeher verachtete und verspottete, eingangs erwähnte Gefühlsseligkeit!

Ist denn diese Rücksichtnahme auf das Ausland, die ängstlich danach fragt, was man wohl zu unseren inneren Zuständen sagt, etwas anderes als unklare Gefühlsseligkeit? Keine maßgebende Persönlichkeit bei unseren Feinden nimmt es doch ernst, wenn der Kampf gegen Deutschland als ein solcher gegen Militarismus und Autokratie und für die Völkerfreiheit hingestellt wird! Das geht schon daraus hervor, daß neuerdings der Spieß umgedreht und mit Rücksicht auf unsere, selbst für unsere Feinde etwas zu plötzliche ‚Neuorientierung' die Parole ausgegeben wird, Deutschland sei der Feind, England der Hort alles Eigentums! Werden wir uns daraufhin wieder neu orientieren, nachdem wir abermals uns von einer Phrase haben ins Bockshorn jagen lassen? Unsere Feinde können das Spiel beliebig lange wiederholen, denn um ein lügenhaftes Schlagwort, eine betrügerische Scheinwahrheit, mit der sie uns in der ganzen Welt anschwärzen können, werden sie nie verlegen sein. — Sagt man: wir sollen ihnen keine Gelegenheit dazu bieten, keine Angriffsfläche zeigen! Wer das sagt, ist immer noch ahnungslos. Warum sieht die ganze Welt z. B. der jahrhundertelangen Mißhandlung Irlands und Indiens ruhig zu? Warum kündigte niemand bei der Ermordung Casements England die Freundschaft? Nur, weil man ganz genau weiß, daß England soviel Selbstgefühl und Selbstsicherheit hat, auf eine solche Kündigung zu pfeifen, und weil es die Macht und Kunst besitzt, alles, was es tut, als Recht nicht nur darzustellen, sondern auch zu vertreten. England würde es nur im äußersten Notfalle beikommen, irgendeinen noch so unbedeutenden Paragraphen seiner Verfassung dem Urteil des Auslandes zuliebe zu ändern. Wohl aber ist es darauf bedacht, seine Zustände und Maßnahmen dem Auslande so darzustellen, daß sie jeden mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllen, und zwar tut das zu normalen Zeiten jeder Engländer aus einem tiefen Nationalinstinkt heraus, der uns Deutschen nur zu sehr verkümmert ist.

Denn wir? Wir gleichen jenem unsicheren, gutherzig-eitlen Emporkömmling, dem nicht wohl ist, wenn ihm nicht ständig von allen Seiten versichert wird, was für ein reizend anständiger Kerl er sei, und der daher sogar auf die Freundschaft und Hochachtung von Kutschern und Kellnern den allergrößten Wert legt, für die er das Trinkgeld um so reichlicher bemißt, je häufiger sie ihn mit einem Grafen ‚verwechseln'. Hinter dem ängstlichen Daraufbedachtsein, von aller Welt für ‚nett'

gehalten zu werden, steckt nichts anderes als Eitelkeit, Unsicherheit und Charakterlosigkeit, denen man das gefühlvolle Mäntelchen umhängt: man müßte doch jedermann gerecht werden! Die in sich selbst verankerte, durchgearbeitete Persönlichkeit ist von dem Urteil der Umwelt unabhängig. Sie richtet sich nach dem eignen Gewissen und den eignen Zielen, legt es aber nicht darauf an, jedermann zu gefallen. Sie ist klug und taktvoll genug, jedermann gelten zu lassen, aber nur soweit es sich mit ihrer eigenen Würde verträgt, und ist nicht darauf aus, jedermann zu gewinnen, nur um im Lob von anderer Seite das Selbstgefühl zu stärken. Das überläßt sie kleinen Leuten. Wen sie gewinnen will, dem imponiert sie durch Charakter, und zwar durch die Seiten des Charakters, auf die der zu Gewinnende am meisten Wert legt. Keinesfalls richtet sie ihr Benehmen nach der jeweiligen Laune ihrer Umgebung ein. Wie es bei den einzelnen ist, so auch bei den Völkern.

Und wie steht es denn sonst mit der Gefühlsseligkeit bei der Beurteilung der für die Forderung der Neuorientierung angeführten Gründe? Schweigen wir auch hier zunächst einmal von allen, bei denen es dem Eingeweihten klar ist, daß nur persönliche Machtzwecke sie auf die Seite oder an die Spitze der stürmisch auf eine rasche innere Neuordnung Drängenden treiben! Betrachten wir zunächst einmal die Gutgläubigen! Sie finden es augenscheinlich unerträglich, daß es nach dem Kriege noch irgendwelche Standesunterschiede oder politische Ungleichheiten gibt, ja, am liebsten sähen sie auch die Vermögensunterschiede verwischt. (Nebenbei: gerade im letzten Punkt werden sie Enttäuschungen erleben, denn die in den Händen der Großbanken ruhende Rohstoff- und Nahrungsmittelverteilungspolitik sorgt für die gründliche Scheidung der Bevölkerung in Reich und Arm!) Die Schützengrabengleichheit, die Gleichheit vor dem Tode im Felde ist, wie schon einmal angeführt, ihr Hauptbeweisstück. Daß hierbei das Gefühl den Verstand überrumpelt, ist klar. Die Schützengrabengleichheit ist nur eine scheinbare, denn auch dort gibt es, genau wie auf dem Exerzierplatz, in der Amtsstube, im Geschäftsbetrieb, Untergebene und Vorgesetzte; und die Gleichheit vor dem Tode besteht auch ohnedem und außerhalb des Krieges und kann doch nicht veranlassen, daß jedes Tagelöhners- oder jedes Fürstenkind das Zeug zu einem hervorragenden Staatsmann oder Künstler in sich mitbekommt. Die Sonderung in Führende und Geführte wird stets erfolgen. Man muß nur dafür sorgen, daß die Führer ein Herz für die Geführten haben. Das kann aber nur sein, wenn beide stammes- und wesensverwandt sind. Das Gefühl, das von Gutgläubigen, mehr noch aber von den nachweislich an allen Revolutionen stark beteiligten volksfremden Elementen mit der Gleichheitsphrase so absichtlich und stark aufgerührt wird, übersieht ferner, daß die anscheinend so gerechte Gleichheit aller ein unerträgliches, durch nichts begründetes und geradezu gemeingefährliches Vorrecht aller Minderwertigen, Unbegabten, Faulen, Asozialen bedeutet. Nein, etwas anderes als radikale Gleichmacherei werden wir hoffentlich aus dem Schützengraben in den Frieden hinüberretten, und zwar: Kameradschaftlichkeit, Freundschaft, Zusammengehörigkeitsgefühl und menschliche Achtung voreinander zwischen allen denen, die im Schützengraben, im Kugelregen füreinander eingestanden sind. Nicht der Besitz ist das Trennende, sondern die falsche Wertung

des Besitzes bei Nichtbesitzenden sowohl wie bei Besitzenden. Nicht die natürliche Rangordnung ist das Trennende, sondern der Mangel, sich richtig einzuordnen, bei Niederen und Höheren, sowie der Mangel, bei sich und anderen die Menschenwürde zur Geltung zu bringen und zu achten. Nicht der Partei- und Klassenstandpunkt darf das scheinbar Einende — in Wirklichkeit Trennende — sein, sondern die Einigung muß auf Grund der gemeinsamen Welt- und Menscheneinschätzung ruhen. Nicht papierene Verträge und Paragraphen sollen das Verhältnis der Deutschen zueinander und zum Staat allein bestimmen, sondern der eine deutsche Staatsbürger soll mit dem andern wieder auch durch ein inneres Band des Wohlwollens und Vertrauens und der gleichen Weltanschauung verknüpft werden. Dies sind die Richtlinien, die für unsere politische und wirtschaftliche Erneuerung maßgebend sein müssen! . .

Und das parlamentarische Regiment? Man verspricht sich doch wohl eine Beteiligung neuer, wertvoller Kreise an der Regierungsarbeit davon! Welche Kreise sollen das aber sein? Wenn man nicht ganz genau wüßte, daß die internationale Plutokratie am eifrigsten auf die Einführung des parlamentarischen Regimentes hinarbeitet, und daß in ihrem Gefolge Bestechung, Volksbelügung, Volksausbeutung, Vernichtung des nationalen Staatsgepräges, Auflösung, brutale Willkürherrschaft einer kleinen stammesfremden Sippe unvermeidlich sind, könnte man ja darüber reden. Was nutzt es aber dem deutschen Staate und Volke, wenn irgendein Parteiführer, der mit den Großbanken auf vertrautem Fuße steht, Minister oder irgendwo Botschafter wird? Unsere Erfahrungen mit Bankiers und Bankierblütigen können doch nur sehr gemischte Gefühle auslösen. Hat uns z. B. Herr Dernburg sehr viel Segen gebracht? —

Wenn alle unsere Gegner gerissene und minderwertige Elemente auf verantwortungsvolle Stellen lassen, so braucht uns das nicht zur Nachahmung anzufeuern. Wir brauchen natürlich Leute, welche die Gemeinheit und die Unzuverlässigkeit der auswärtigen Komparenten sowie ihre Methoden durchschauen und auf einen Schelmen sofort anderthalb setzen — Vornehmheit in Gesinnung und Mitteln darf jeder nur seinesgleichen gegenüber anwenden —, aber sie sollen deshalb nicht selbst eine öde rationalistisch-mammonistische, sondern eine lebendige, in unserer Geschichte wurzelnde Weltanschauung betätigen, geschweige denn die Gesinnungslumperei unserer Gegner zum Vorbild nehmen. Glaubt man, daß das Heil tatsächlich immer von ‚neuen' Leuten abhängt? Man rechne doch z. B. einmal nach, wieviele der Beamten im Konsular- und Diplomatendienst aus unlängst reich gewordenen, neugeadelten Industrie- und Kaufmannskreisen stammen! Der Prozentsatz dürfte recht beträchtlich sein, und trotzdem konnte uns diese Diplomatie weder vor dem Weltkrieg noch vor seinen bösen Folgen bewahren! Man blicke auch einmal hinüber nach unserem Nachbarland, der Schweiz, der man doch gewiß eine demokratische Staatsform nachrühmen kann: man wird nicht finden, daß dort jeder hergelaufene, über Nacht reich gewordene Schweizbewohner auf maßgebende Posten gelangt! In der Regel werden sie nur Männern aus älteren, mit der Geschichte des Landes ver-

wachsenen und national erprobten Familien anvertraut! Und mit Recht, denn der frisch Heraufgekommene, Fremde, hat meistens nicht die Überlieferung von früheren Kämpfen und Nöten des Landes im Blute, sondern glaubt, zumal wenn er aus neuerem Reichtum kommt, sich einen gewissen Optimismus leisten zu können, so daß er leicht das Opfer feindlicher Täuschungsmethoden und Einflüsse wird. Ganz schlimm ist aber derjenige, der die Weltgeschichte nur aus dem Buche kennt, ohne daß sein Blut ihn zu einer inneren Anteilnahme bestimmt. Er wird durch sein Wissen müde und ergibt sich der Hoffnung, daß die Völker und Menschen gleichfalls ihrer alten Neigungen, Wünsche und Methoden einmal müde werden müßten, und dann etwas Neues heraufdämmern werde — während jener, dem die Erfahrungen der Vorfahren nicht nur im Gedächtnis sondern auch im Blute sitzen, doppelt wachsam und gewitzigt gegen die alten unveränderlichen Methoden der Menschen und Völker wird. Die Engländer wissen daher sehr gut, was sie tun, wenn sie Revolutionen in fremden Staaten anzetteln: das Aufkommen neuer Elemente unterbricht die Überlieferung und den durch sie wach gehaltenen staatlichen Instinkt! . .

Ein weiterer Punkt, der auch mit der unklaren Gefühlspolitik, wenn schon etwas entfernter, zusammenhängt, ist die so gern erörterte Frage der Verantwortlichkeit. Man hofft, durch das parlamentarische Regiment alle Behörden und nicht zuletzt die verfassungsgemäße, führende Spitze des Staates, nämlich den Monarchen, unter eine etwas schärfere Aufsicht zu bekommen. Wie das vor sich gehen soll, weiß man noch nicht genau, aber man hat das Gefühl: es ist mit einem ‚freien Volk' eigentlich doch unvereinbar, daß über seinen Kopf hinweg jemand eine Kundgebung in die Welt schickt, die nicht die Zensur der Minister und mindestens eines Parlamentsausschusses durchlaufen hat. Daß dieser ‚jemand' der verfassungsmäßige Monarch ist aus einem Herrscherstamme, dem wir die Schöpfung Preußens und Deutschlands verdanken, daß ferner im Staate eine bestimmte, klare, einheitliche Willensrichtung maßgebend sein muß, die gewissermaßen aus der Erfahrung der ganzen Landesgeschichte heraus dem Staate die Wege weist, und nicht etwa ein aus kläglichem Kompromiß geborener, verstümmelter Wille, der aus allen möglichen Partei- und Klassenwillen zusammengestückelt ist und in seiner Gesamtwirkung mehr aufhebend und verhindernd als tätig schaffend wirkt — darüber ist man sich gar nicht klar. . .

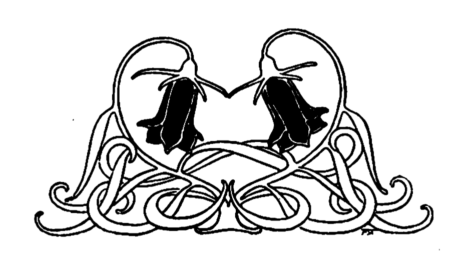
Man will, daß die Beamten stärker von Willen und Absicht der ‚Volksmeinung' abhängig sein sollen, als von Willen und Meinung des Mornarchen, der ja schließlich auch einmal irren könnte. Ganz schön — aber wie entsteht, wer beherrscht die Volksmeinung? Wir können nur immer wieder darauf verweisen: den größten Einfluß hat die Plutokratie. Mit Hilfe ihrer Presse formt sie ihren Willen zum sog. Volkswillen um, den dann die ihnen ergebenen und befreundeten Parlamentarier gegenüber den Beamten durchsetzen helfen. Die Beamtenschaft wäre dadurch dem Parlamente verantwortlich. Wem aber ist der Parlamentarier verantwortlich? Man wird sagen: seiner Wählerschaft! Ja, aber wenn er nun die Stimmung und Anschauung seiner Wählerschaft, wie es ja tatsächlich vielfach der Fall ist, mit Hilfe seiner Parteipresse lediglich und nach Belieben

zu seinen Gunsten formt? Dann herrscht der scheinbar vom Volkswillen getragene Parlamentarier in Wirklichkeit absolut. Ob es nun sehr wünschenswert ist, daß anstatt eines mit der Landesgeschichte verwachsenen, verfassungsmäßig zum Wohle des Ganzen regierenden, angestammten Monarchen ein womöglich stammes- und landesfremder, mit der Bankaristokratie z. B. in Newyork oder London vervetterter Parlamentarier den Haupteinfluß auf die Beamtenschaft zugunsten einer Partei ausübt — ein Parlamentarier, der, wie wir gesehen haben, niemandem verantwortlich zu sein braucht? — Jeder Deutsche weiß, wen er in diesem Falle vorzieht! Aber noch nicht jeder Deutsche hat sich diese Zusammenhänge klargemacht. Dem Monarchen sucht man die ganze Sache dadurch schmackhaft zu machen, einmal, daß man ihm völlige Verantwortungslosigkeit nach englischem Muster verspricht, und ferner, daß man trotzdem auf Bedeutung und Einfluß Eduards VII. hinweist. Daß das einen gewissen inneren Widerspruch bedeutet, schadet offenbar gar nichts. Immerhin: Wer sein Recht nicht wahrt, gibt es preis! Aber gerade der geborene Herrscher drängt zu Verantwortlichkeit. Sie ist sein Lebenselement.

Es bleibt nur noch nachzuweisen, daß es ebenfalls auf unklaren Gefühlen beruht, wenn man zugunsten unserer Feinde auf alle Kriegsentschädigungen und Annexionen verzichten möchte. Die Vertreter dieser Forderung übertragen dabei ihre gewiß ganz respektablen, aber nicht sehr ausgereiften oder besonders starken Empfindungen mit Hilfe einer ganz verschwommenen Geschichtsauffassung auf unsere sehr hartnäckigen Gegner, die uns gegenüber nichts anderes als Haß und Vernichtungswillen kennen. Der Horizont dieser Leute kann schwerlich über den ihrer Klasse und den der allernächsten Vergangenheit hinausgewachsen sein. Es sind das dieselben, die da fest davon überzeugt sind, daß der Staat nur aus Sozialdemokraten und höchstens noch einigen ‚rückständigen Junkern und Kapitalisten' besteht, und daß die Weltgeschichte erst seit Lasalle und Marx datiert. Diese Leute stellen sich unter den Volksmassen unserer Feinde etwas unsagbar Edles, Reifes, schuldlos Duldendes vor, dessen zarte Gefühle man unmöglich durch irgendwelche Verfügungen über sie verletzen dürfte. Würden diese Leute sich etwas ernsthafter in die Geschichte vertiefen und nicht ihr Gegenwartswahnbild romantischerweise als etwas Ewiges, schon immer Dagewesenes empfinden, so würden sie unschwer herausfinden, daß Rücksichten auf unsere Feinde im einzelnen nicht im mindesten begründet werden können, und daß ewige Ansprüche, die unsere Gegner geltend machen konnten, gerade mit Bezug auf die von uns besetzten Gebiete gar nicht vorhanden sind, ja, daß wir zum Teil viel eher solche nachweisen könnten. Im übrigen jagen diese Leute gefühlsmäßig und auf Grund ihres ‚Programms' dem Phantom der internationalen Verständigung nach und haben Angst, vor ihren internationalen Kollegen — die von Herzen über diese Gefühlsseligkeit lachen — eine üble Rolle zu spielen. Wie sagt Hans Nees von Esenbeck in seinen geradezu herrlichen Kriegssinnsprüchen? ‚Ein echter Deutscher opfert für das Vaterland Gut und Blut, aber keinen Span vom Parteiprogramm; da soll das Vaterland lieber zugrunde gehen.' —

Es ist nachgewiesen, daß die gutgläubigen Schwärmer für die Neuorientierung und den Scheidemann-Frieden aus einer ganz unklaren Gefühlsseligkeit heraus Partei ergreifen. Sie glauben, sich selbst und ‚dem Volk' damit einen Dienst zu erweisen, ohne ihre Einpeitscher zu durchschauen. Wie nennt man den Menschen, der sich von unklaren Gefühlen und verschwommenen Vorstellungen leiten läßt, anstatt von klarer, zielbewußt erworbener Einsicht und verstandesmäßig geprüften Erkenntnissen? Unreif!"

Der ewige Deutsche! „Die wilden Pferde haben den Instinkt, wenn ein Wolf sie bedroht, daß sie im Kreise sich zueinander sammeln, die Köpfe in der Mitte beisammen, die Hufe alle rundum nur zum Feinde gekehrt. Wir aber, wir kehren die Köpfe nach außen und zerschlagen uns untereinander tapfer die Beine ... Wäre die Torheit nach hundert Jahren gekommen, es möchte hingehen; die Geschichte ist einmal für den Menschen verloren, aber in dieser selben Zeit, wo wir kaum dem Verderben entronnen, in das uns diese Lehre gestürzt, doch schon wieder sie bekennen zu hören, zeugt von einer Verstocktheit, die über den Begriff geht." So der „Rheinische Merkur", 21. Oktober 1814, also vor mehr als einem Jahrhundert. Und heute —?





Endlich!

Was auch die Zukunft bringen mag — ein tiefes, befreiendes Aufatmen ging durch alles deutsche Land und Volk, als endlich, endlich zur Gewißheit wurde, was man bis zur unwiderruflichen, durch Brief und Siegel sozusagen beurkundeten kaiserlichen Entschließung immer noch glaubte in Zweifel ziehen zu müssen —: in Gnaden entlassen! Wie ein unabwendbares Verhängnis, eine unheilschwangere Wolke lastete schon der bloße Gedanke, daß dieser, gerade dieser Mann die Geschicke des deutschen Volkes und damit auch der „Menschheit“ in Händen halte, auf allen, die Augen hatten, zu sehen, und Ohren, zu hören. Wahrlich, so eigener Art hat noch kein deutscher Reichskanzler, kein preußischer Minister das Schillerwort betätigt: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an; das halte fest mit deinem ganzen Herzen!“ Diese Umklammerung war eine so feste, daß dem Vaterlande bald die Luft ausging, daß es an so viel Anschlußfähigkeit zu ersticken und zu verbluten drohte. Und wenn Goethe von der Natur sagt: „Was sie dir nicht willig offenbart, das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben“, so hat Goethe dabei sicherlich nicht an einen Staatsmann gedacht, dem erst Hebel und Schrauben angesetzt werden mußten, damit er sich „willig“ offenbare. —

So durch und durch sie den einzelnen, ganze Völker schütteln und rütteln, wie ein Schwert ihnen durch die Seele gehen mag: doch ist es eine weise, wohltätige Logik, daß letzten Endes immer die Tatsachen entscheiden. Dies Gesetz schaltet den freien Willen nicht aus; es bestätigt nur seinen Bestand, indem es seine Grenzen aufzeigt. Was geschehen muß, vollzieht sich außerhalb und oberhalb dieser Grenzen um uns herum. Aber das „Wann“, das „Wie“, „durch wen“, das gibt unserem Willen gerade soviel Freiheit, wie sie braucht, sich innerhalb der göttlichen Notwendigkeit auszuwirken. Nicht der Mangel eines freien Willens — unsere innere Gebundenheit hat Zustände, wie wir sie mit starrem Staunen in den drei Kriegsjahren über uns ergehen ließen, zur Reife gebracht. Wo des grausigen Schnitters Sense durch die Halme rauschte wie nie seit Menschengedenken — ein solcher — Ährenleser!

„Eine leidliche Bildung,“ heißt es in einem Nachrufe der „Deutschen Zeitung“ (Nr. 353), „eigensinnig im Festhalten einmal ergriffener Ansichten, Mangel an innerer Beweglichkeit, ohne Organ für die politischen Imponderabilien, von einer Instinktarmut ohnegleichen und dem Glauben beseelt, daß man mit der Geste spießbürgerlicher Ehrbarkeit Profite aus dem internationalen Geschäft holen könne. In Paris rieben sie sich die Hände, in London schüttelte man den Kopf. Keiner unserer Botschafter wußte, was die Zentrale wollte. Man frage Lichnowski, wie er in den entscheidendsten Julitagen dieses noch jungen Jahrhunderts in London saß, und von wem er auf dem Laufenden gehalten wurde. Man frage Bernstorff, wie er, der getreue Ausführer ihm gewordener Weisungen, Ende Januar vor Wilson und Lansing stand. Man erinnere sich an die unwürdige Form, in der Radolin und Wolff-Metternich, Rheinbaben, Arnim und Moltke (der Minister),

Lindequist und Wermuth ausgeschifft wurden. Kein Kanzler, kein Ministerpräsident war so unduldsam, wie der Schloßherr von Hohenfinow, ließ seine Nachgeordneten so sehr die „gottgewollten Abhängigkeiten' fühlen; keiner freilich war auch so in seinen bureaukratischen Doktrinarismus versponnen. Nie wurden unsere Botschafter und Gesandten unbarmherziger gezwungen, so zu berichten, wie der Herr es wünschte. Brachen dann die selbstgebauten politischen Kartenhäuschen zusammen, so kam man in Berlin aus dem Staunen nicht heraus und schob die Schuld flink dem ins falsche Fahrwasser Gezwungenen zu. Wie jämmerlich hat sich Bethmann, dem jede Psychologengabe fehlt, über England, Italien, Rumänien und Amerika getäuscht; wie kläglich und unheilvoll war die Tragweite seines Geredes vom 4. August 1914. Wer rückblickend heute seine Kriegsreden liest, faßt sich an den Kopf und fragt, wie es möglich war, daß ein solcher Mann so lange auf solchem Posten zu bleiben vermochte."

Und dann das furchtsame, dabei vermeintlich überlegene sich übertölpeln und einschüchtern lassen durch die zwar reichlich plumpen, aber gerade darum mit gutem Bedacht aufgeklatschten Versprechungen und Drohungen unterschiedlicher Großmäuler. Nach außen braucht man ja nur an die beiden guten Onkel Wilson und Gerard zu denken. Nach innen? Du lieber Himmel, wer stand denn eigentlich hinter Herrn Scheidemann und Genossen, bevor ihnen der deutsche Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident, Herr von Bethmann Hollweg selbst, erst zu Macht und Ansehen verholfen hatte? Hat er sich die doch wirklich nicht allzu beschwerliche Mühe gemacht, nachzusehen, wieviel die Hauptkämpen überhaupt Stimmen hinter sich haben? Herr David, zum Beispiel, siegte im letzten Wahlkampf mit 50,2, Herr Müller aus Meiningen mit 55,3, Herr Groeber mit 67,9, Herr Ebert mit 52 und Herr Scheidemann mit 55,6 v. H. der Stimmen. Da überdies der geistige und materielle Besitz sich an der Wahl viel weniger beteiligt, als die rerum novarum semper cupidi, weil ihn die würde- und gewissenlose Wahlmache einfach anekelt, hat von den Hauptschwadroneuren kaum einer auch nur die Mehrheit seines eigenen Wahlkreises hinter sich. Tut nichts: für Herrn v. Bethmann sind sie „das Volk".

Aber das schlimmste Erbe, das dieser unglückselige Mann uns allen, auch seinem Nachfolger, hinterläßt, ist, daß seine Leitung es vermocht hat, in das einige, geschlossene, von stahlhartem Siegeswillen gestraffte deutsche Volk von 1914 den nie versagenden Köder inneren Parteihaders zu werfen, den Siegeswillen und die Siegeszuversicht des Volkes zu zermürben, dadurch aber geradezu die Axt an unsere nationale Freiheit und Unabhängigkeit zu legen. Denn daß ein Sieg ohne Siegeswillen und Siegeszuversicht ein Widerspruch in sich selbst ist, wird der Philosoph auf Hohenfinow wohl nicht bestreiten wollen. Im engeren Kreise hat er denn auch, wie Freunde von ihm jetzt erzählen, kein Hehl daraus gemacht, daß er einen entscheidenden, durchschlagenden Sieg Deutschlands gar nicht einmal wünsche, weil ein solcher Sieg einen künftigen Verständigungs- und Versöhnungsfrieden sich hemmend in den Weg legen könnte. Naturwissenschaft und Geschichte beweisen freilich das genaue Gegenteil dieser Doktrin, aber so hoch brauchen wir gar nicht erst zu greifen. Es ist ja eine nüchterne Alltagswahrheit, daß Leute, die sich in Eifersucht oder Wettbewerb gegenüberstehen, erst dann zu einem schiedlich-friedlichen, sogar freundschaftlichen Einvernehmen kommen, nachdem sie ihre Kräfte aneinander gemessen haben und sich darüber klar geworden sind, was sie voneinander zu fürchten oder zu hoffen haben.

Der Philosoph von Hohenfinow ist ein geschworener Feind aller Machtpolitik, obwohl er die Macht, sobald sie nur in seine Hände gelegt war, wacker für sich zu nützen wußte. Dann konnte er sich auch zum starken, sogar sehr starken Mann emporrecken und diese Macht seine Gegner ohne alle „Sentimentalitäten" fühlen lassen. Mit besonderer Willenskraft, wenn die Gegner mundtot oder sonst nicht in der Lage waren,

Gleiches mit Gleichem zu erwidern oder sich auch nur zur Wehr zu setzen. Zartfühlend, unbeschreiblich nachsichtig war Herr von Bethmann gegen unsere, des deutschen Volkes, wut- und haßerfüllte Feinde. Aber — um doch seinem Ausspruche gerecht zu werden — ganz und gar hatte er „die Sentimentalitäten verlernt“, wo er seine Gegner treffen konnte. Ein paar Stichworte genügen: Zensurdiktatur, „Preßpiraten“ usw., Generallandschaftsdirektor Kapp usw. Ach, die Liste ist ja viel zu lang, darum Schluß für heute. Eine Fortsetzung ginge nur in — „Fortsetzungen“, und wer weiß, wie lange der Leser dann auf das „Schluß folgt“ warten müßte.

Bei allem Schlimmen, was Herr von Bethmann seinem Nachfolger hinterläßt — ein nützliches Erbstück hat er ihm doch vermacht: er hat das deutsche Volk nicht verwöhnt. Wir dürfen aber wohl mit Recht hoffen: der Nachfolger wird nicht nur von diesem Erbstück keinen Gebrauch machen — er wird die verhängnisvolle Bethmannsche Erbschaft überhaupt nicht antreten. J. E. Frhr. v. Gr.

*

Ein Stück aus dem Tollhaus

Den Vorstoß des geschäftseifrigen Abgeordneten Matthias Erzberger (bekannten Vertrauensmannes Herrn von Bethmanns) würdigt die „Kreuzzeitung“ wie folgt:

Deutsche Verzichterklärungen, weit entfernt, den Einfluß der westmächtlichen Demokraten zu stärken, können vielmehr nur das Gegenteil bewirken. Denn der unweigerliche Schluß, den unsere Feinde aus solchen Erklärungen ziehen werden, daß wir am Ende unserer Kräfte angelangt seien, kann nur die Wirkung haben, daß die Imperialisten Oberwasser erhalten. Ganz ebenso steht es mit dem Verlangen eines deutschen Friedensangebotes. Immer wieder zeigen uns die Reden der gegnerischen Staatsmänner, daß sie von einem Frieden nichts wissen wollen. Da bestehen nur zwei Möglichkeiten. Entweder ist es ihnen damit Ernst. Dann ist unser Friedensangebot zwecklos und kann nur dazu dienen, die Moral der feindlichen Bevölkerung zu heben. Oder aber die zur Schau getragene Siegesgewißheit der feindlichen Staatsmänner ist ein Scheinmanöver, das das Schwinden der Kriegskräfte verdecken soll. Dann wäre es eine besondere Torheit, nicht den unterlegenen Gegner mit dem Friedensangebot an uns herankommen zu lassen, sondern indem wir selber diese Rolle übernehmen, von vornherein unsere Stellung bei den Friedensverhandlungen zu verschlechtern.

Hat der Abgeordnete Erzberger sich in dem angedeuteten Sinne ausgesprochen, so wäre sein Verhalten deshalb so tief beklagenswert, weil es von unseren Gegnern nicht anders als dahin gedeutet werden kann, daß nun auch politische Vertreter des Bürgertums bei uns die Nerven zu verlieren beginnen. Das wird von ihnen entsprechend ausgebeutet werden und sicher nicht wenig dazu beitragen, die Kriegsmüden allerorten, zumal in Rußland und Frankreich, mit neuer Zuversicht zu erfüllen. So kann uns diese Rede, die das Berliner Tageblatt jubelnd als eine Tat des Mutes preist, manchen Tropfen guten deutschen Blutes kosten. Daß dergleichen möglich war, ist kein Ruhmesblatt in der Geschichte des deutschen Reichstages, eröffnet uns keine erfreulichen Aussichten. Wir haben jetzt mit dem gesamten Angelsachsentum zu kämpfen. In diesem Kampfe müssen wir denn doch ein ganz anderes Maß von Willensstärke aufbieten, wenn wir nicht auf den Rücken zu liegen kommen wollen. „Wer die stärksten Nerven hat, wird siegen!“ Dieser Satz Hindenburgs bleibt wahr. Man kann ihn auch dahin formulieren, daß die stärkste Willenskraft siegen wird. Diese haben wir zu beweisen. Aber bedurfte es ihrer überhaupt? Wo sind denn die Gründe, die uns berechtigten, oder auch nur ein Scheinrecht gäben, gerade jetzt schlapp zu machen? Die neue Ernte steht vor der Tür, und jedenfalls können wir so viel sagen, daß sie uns mindestens kein schlechteres Durchkommen sichern wird als die des verflossenen Jahres. Die militärische Lage zu Lande ist nach wie vor glänzend. Zur See aber entfalten unsere Unterseeboote eine

Tätigkeit, die die Besorgnisse unserer Gegner von Tag zu Tag steigert. Alle Berechnungen ergeben immer wieder, daß früher oder später der Tag kommen muß, an dem unter dem Mangel an Schiffsraum die Widerstandskraft unserer Feinde zusammenbricht. Bei einer solchen Lage kapitulieren — wäre das nicht ein Stück aus dem Tollhaus?

*

Zu spät?

Könnte man, schreibt die „Kreuzzeitung", Genugtuung darüber empfinden, daß Herr v. Bethmann jetzt seinen Platz räumt, so hinterläßt er doch eine Erbschaft, die Gefühle der Erleichterung kaum aufkommen läßt. Wir sehen das Niederdrückende derselben nicht sowohl in der Zusage des gleichen Wahlrechts für Preußen, als vielmehr in der Kriegszielerklärung der Reichstagsmehrheit . . . Der „Vorwärts" hat recht, wenn er die Erklärung ein unanfechtbares Bekenntnis zu einem Frieden ohne Eroberungen und Entschädigungen nennt. Wie das Blatt mitteilt, hatte Herr v. Bethmann Hollweg, nach Überwindung einiger Bedenken seine Bereitwilligkeit erklärt, sich auf den Boden dieser Erklärung zu stellen. Der „Vorwärts" fügt hinzu: „Es wird in den Kreisen der Reichstagsmehrheit erwartet, daß kein Politiker die Berufung in das Reichskanzleramt annehmen wird, der nicht mit seiner Überzeugung zu diesem Programm steht und der nicht gewillt ist, es als Richtlinie seiner gesamten auswärtigen Politik anzuerkennen." In der Tat würde ja ein Kanzler, der sich sofort zu einer so bedeutsamen Kundgebung der überwiegenden Mehrheit des Reichstags in Gegensatz stellte, einen sehr schwierigen Stand haben. Aber ganz abgesehen davon, ob die Friedenserklärung des Reichstages zum Regierungsprogramm wird oder nicht, bleibt sie auch so unheilvoll genug.

Ihren Zweck, uns dem Frieden näher zu bringen, wird sie nicht erreichen. Die Stimmen aus dem Auslande zeigen schon jetzt, daß sie eher den Kriegswillen unserer Gegner stärkt. Man hört dort nur das Friedensgewinsel, „Friedensgeflenne", wie man sich in besseren Zeiten bei der Sozialdemokratie ausdrückte, und zieht daraus den Schluß, daß das Deutsche Reich nicht mehr die Kraft hat, längere Zeit Widerstand zu leisten. Verhängnisvoller aber ist, daß die Erklärung es nahezu ausschließt, daß wir jemals einen Frieden erreichen, der uns etwas bringt, was diese Erklärung ablehnt. Wir werden also weder die militärischen und wirtschaftlichen Sicherungen erreichen, von denen der Kanzler einst sprach, noch die finanzielle Entschädigung, an die Staatssekretär Helfferich dachte, als er erklärte, daß nicht wir, sondern unsere Gegner die Milliardenlasten durch die Zukunft mit sich zu schleppen haben würden. Das aber heißt, daß die Reichstagsmehrheit das deutsche Volk um die Früchte dieses schweren, opferreichen Krieges betrügt. Es hat diesmal nicht der Diplomatie bedurft, um mit der Feder zu verderben, was das Schwert gut gemacht hat, sondern das haben die erwählten Vertreter des deutschen Volkes aufs beste besorgt. Es war das Gesellenstück der deutschen Demokratie. Es sind herrliche Aussichten auf die deutsche Zukunft, die das Volk daheim zum Ausharren und Entbehren ermutigen, die die Kämpfer an der Front zur Preisgabe ihres Lebens begeistern sollen. Es ist, als ob man im Rücken einer gegen den Feind andringenden Truppe die weiße Fahne hißt! Die Führerschaft Bethmann Hollwegs, seine Unfähigkeit, sich zu festen Siegeszielen zu bekennen und das deutsche Volk um sie zu scharen, hat uns dahin gebracht.

*

Bethmann und Erzberger

Herr von Bethmann war — und das gehört zu seinem Bilde — ein vertrauter Freund Herrn Erzbergers. Für Herrn Erzberger stand immer ein Militärauto zur Verfügung, er wurde mit militärischen Ehrenbezeugungen begrüßt, und sein Militärauto wartete gehorsam vor den verschiedenen Ministerien, auch vor dem Kriegsministerium. Ich selbst habe mir das natürlich nicht angesehen — wie käme ich auch dazu? —, aber

ein alter Freund von mir, ein kaiserlicher Beamter, den sein Dienst dahin führte, hat es mir mit dem ihm eigenen Humor geschildert. Ein älterer Offizier hinwiederum gestand mir ganz offen, daß Herr Erzberger sogar in Offizierskreisen ordentlich gefürchtet werde. Aber Herr von Bethmann schaute auch bewundernd zu Herrn Erzberger empor, obwohl er das Emporschauen eigentlich nicht nötig hatte, sintemal er doch Herrn Erzberger an Länge um ein Erkleckliches überragen soll —: „Nein, wo sie nur immer die Ideen herbringen!" Herrn Erzberger, der, wie die „Deutsche Zeitung" bemerkt, „als getreuer Questenberg von Diplomatie ungefähr so viel versteht, wie sein Auftraggeber selber; der uns in Rom und Bukarest, in Stockholm und Bern, in Wien und nochmals in Wien unendlich geschadet hat; dem wir die blamable Salandrarede auf dem Kapitol, die bodenlos ungeschickte internationale Zeitungsmache mit wildesten Mitteln und die Affäre Grimm-Hoffmann verdanken, und den plötzlich der Ruhm Buttlers nicht mehr schlafen ließ."

Ein lehrreicher Blick hinter die Kulissen dieses politischen Theaters. Draußen aber, an den Fronten, wird nicht Theater gemimt. — Mit diesem Erzbergerspuk und ähnlichem Unfug wird ja nun hoffentlich aufgeräumt werden. Rechtfertigt der neue Kanzler des Reiches das Vertrauen, das wir alle ihm zuversichtlich entgegenbringen wollen, dann soll und wird er aber auch an uns eine innere Armee finden, von deren Schlag- und Durchhaltungskraft die frühere Schulweisheit sich nichts hat träumen lassen. Aber das Beste und Tüchtigste im deutschen Volke durfte sich ja nicht emporrecken; es wurde als Aussatz dem In- und Auslande, ja auch dem feindlichen Auslande ausgeschrien, wurde wie ein toller Hund mit gebundenen Händen jedem Knüppel ausgeliefert. Darum, um eben dieses kopflosen „Systems" willen, drei volle Kriegsjahre, solche Kriegsjahre! Darum immer neue Feinde, statt Bundesgenossen! Darum der Friede von Jahr zu Jahr ferner gerückt! Fragt euch doch selbst, ob eine Politik, die ausnahmslos und totsicher immer das Gegenteil dessen bewirkt, was sie selbst anstrebt und bezweckt, die richtige sein kann, und dann werden euch, trotz aller Hypnose und Massensuggestion, die Augen darüber aufgehen, auf welchen Bänken die Kriegsverlängerer sitzen.

Gr.

*

Teilhaber am Spiel unserer Gegner

Zu den unmißverständlichen Lockrufen Ribots an die deutschen — Internationalisten bemerkt das parteiamtliche Blatt der Nationalliberalen, die „Nationalliberale Korrespondenz":

Das Echo wird bei uns nicht fehlen. Je mehr die feindlichen Staatsmänner appellieren, desto dringender wird man bei uns sich fragen, warum sie in dieser aufdringlichen Art und Weise die Demokratisierung Deutschlands im Munde führen. Jeder Einsichtige in Deutschland weiß schon lange, daß die Entente in der Demokratie nichts weiter sieht, als das Werkzeug ihrer Pläne. Auch Ribot sagt wieder mit aller Deutlichkeit, daß die Entente ein viel leichteres Spiel mit dem preußischen Militarismus zu haben hoffe, wenn die Demokratisierung Deutschlands vorangegangen ist. Die Entente betrachtet nicht, wie der „Vorwärts" behauptet, ein demokratisches Deutschland als einen sicheren Bürgen für den Frieden, sondern als eine Voraussetzung für die militärische Schwächung Deutschlands. Es ist ganz selbstverständlich, daß sie lediglich zu diesem Zweck und in diesem Zusammenhange inneren Anteil an dem Demokratisierungsprozeß in Deutschland nimmt. Sie hofft dabei vor allen Dingen, die geschlossene Kraft Deutschlands, die ihr jetzt so unerschütterlich gegenübersteht, zu sprengen. Nichts als diese Hoffnung beseelt und beflügelt die Worte der feindlichen Staatsmänner, wenn sie uns das demokratische Ziel vorgaukeln und insgeheim erwarten, Deutschland damit auf den Weg innerer Konflikte zu treiben. Es ist nicht sehr schmeichelhaft für uns, daß Ribot und Lloyd George mit einer solchen Offenheit eine derartige Spekulation auf unsere Ver-

blendung versuchen, um so weniger, als England z. B. den irischen Konflikt im eigenen Lande mit eisernem Zwang niederhält und auch jeder seiner Bundesgenossen ängstlich darauf bedacht ist, die innere Einheit aufrechtzuerhalten und vor jeder Störung zu bewahren. Es ist bezeichnend genug, daß Staatsmänner, die diese Taktik im eigenen Lande verfolgen, den Kampf der Schlagworte gegen unsere innere Geschlossenheit führen, die bis jetzt die unersetzliche Grundlage unserer Widerstandskraft gewesen ist. Wenn Ribot an die deutsche Demokratie appelliert, um leichter dem preußischen Militarismus den Prozeß machen zu können, so klingt das zunächst lächerlich genug. Ernster aber wird die Sache, wenn man bedenkt, daß sowohl Herr Ribot wie Lloyd George Grund haben müssen, an den Erfolg ihrer Werbereden zu glauben.

Wir haben zweifellos im Reich sowohl wie in den Einzelstaaten reichlich Stoff für Reformarbeit. Es wäre aber der schlimmste Irrweg, wenn wir uns bei der Durchführung des Reformprogramms das Ziel von den feindlichen Staatsmännern stecken lassen wollten, unsere Reformarbeit nicht so zu erledigen, wie es unser nationales Interesse jetzt im Kriege gebietet, sondern auf dem Wege der inneren Konflikte, wie es unsere Gegner wünschen. Dazu kommt, daß auch der ungezügeltste demokratische Reformeifer Deutschland dem Frieden nicht näher führen wird, so lange nicht die militärische Lähmung und Schwächung damit verbunden ist, die Deutschland wehrlos machen müßte. Alle diese Dinge liegen so klar zutage, daß man sie nur mit geschlossenen Augen übersehen kann. Wer sie bisher übersehen hat, wird aus der Rede Ribots erkennen können, wie gefährlich es ist, das Spiel unserer Gegner zu spielen.

*

Kriegszielkarten

Dem Türmer wird geschrieben:

„Möchten Sie nicht in Ihrer Zeitschrift darauf hinweisen, daß fast die ganze politische Literatur bei uns ohne jegliches Anschauungsmaterial arbeitet. Wie kann man über Kriegsziele schreiben, ohne Karten zu bringen! Jeder gefangene Serbe hatte eine Kriegszielkarte in der Tasche. Empörend! Wie? Die Franzosen verkauften unmittelbar vor dem Krieg auf den Bahnhöfen ihrer Ostbahn Schriften, in denen die deutschen Kriegsziele mit grellen Farben dargestellt waren. Dagegen erscheint der Deutsche doppelt leidsam. Hätten wir z. B. eine Erdkarte mit der Volksdichte der einzelnen Staaten im Verhältnis zu ihrem Bodenertrag, so würde die Ungleichmäßigkeit der Landverteilung viel schlagender zutage treten, als durch Zahlenstatistiken und staatenpolitische Karten. Dadurch könnte viel aufgeklärt werden."

Sehr wahr. Nur ist dem folgende Logik entgegenzuhalten: Kriegsziele durften bekanntlich in den ersten Kriegsjahren a priori nicht erörtert werden; dann wurde zwar die Erörterung der Kriegsziele freigegeben, aber Kriegsziele durfte es — immer selbstverständlich nur für uns — überhaupt nicht geben. Das war eben die Rechtfertigung des Verbots der Kriegszielerörterung a posteriori. Denn ein Nichts läßt sich füglich auch nicht erörtern. Wozu also noch Kriegszielkarten? — Difficile est — — Gr.

*

Der verlorene und der brave Sohn

Zu dem bekannten Gnadenerlaß des Kaisers Karl von Österreich bemerkt der „Bayrische Kurier", das leitende Münchner Zentrumsblatt:

„Diese Großtat des Verzeihens kommt fast, wenn nicht ganz ausschließlich, den nichtdeutschen Völkern der Habsburger Monarchie zugute. Der Tschechenführer Kramarsch, der wegen seines hochverräterischen Treibens zum Tode verurteilt ist, geht beispielsweise nun völlig straffrei aus, ebenso wie all die Existenzen in Südtirol, in den serbischen Grenzlanden, die Rumänen in Siebenbürgen, die Landesverräter in Galizien usw., die mit dem Feinde unter einer Decke steckten. Nicht der verlorene

Sohn ist reuig ins Vaterhaus zurückgekehrt, sondern der Vater hat ihm unaufgefordert seinen Segen gesandt. Der brave Sohn aber, der Deutsche, muß sich mit einem Lobe seiner Bravheit begnügen und mit dem Bewußtsein, daß er unbestritten die Hauptlast des Krieges auf sich genommen hatte, daß er am meisten geblutet und — gezahlt hat — die Kriegsanleihen wurden in ganz unverhältnismäßigem Anteil in Deutschösterreich zusammengebracht, während in Böhmen, besonders bei den ersten beiden Anleihen, der Erfolg durch planmäßige Agitation fast völlig vereitelt wurde. Über Mangel an kaiserlicher Großmut können sich die Tschechen nun wahrlich nicht beklagen."

*

Die überrumpelte Schweiz

Zum Rücktritt des Bundesrats Hoffmann schreibt das „Berner Tageblatt":

„Der rasche Weggang Hoffmanns war nicht eine kluge Maßregel, wie es von falschen Freunden dargestellt wird, sondern ein Fehler, dessen Folgen auch auf Herrn Hoffmann schwer lasten werden, wenn er nicht selber die nötigen Schritte tut, um der Legendenbildung entgegen zu arbeiten. Grimm handelt anders. Er wehrt sich wie ein Löwe seiner Haut und kämpft mit aller Kraft um seine Ehre. Und er hat recht.

Auch Herr Hoffmann wird bald einmal einsehen, daß es nicht angeht, zu schweigen. Wir haben ein Recht, auch ihn zu hören, und da darf keine Rücksicht mehr genommen werden. Das Volk hat das Recht, zu erfahren, wie in jener denkwürdigen Sitzung des Bundesrates gestimmt und geredet wurde. Es soll wissen, wer dem Manne geraten hat, er solle die Flinte ins Korn werfen, anstatt wie ein Mann Trotz zu bieten.

Und wir haben unsere guten Gründe für diese Forderung. Grimm erklärt, es sei ihm vor seiner Abreise aus Petersburg gesagt worden, Hoffmann müsse über die Klinge springen. Die Entente werde seine Demission erzwingen.

Neben diese sicher der Wahrheit entsprechende aufsehenerregende Mitteilung stellen wir die in jenen Tagen erfolgte Behauptung der „Gazette de Lausanne", daß der neue Auslandsminister eine Persona grata der Entente sein müsse.

Also in Petersburg und Lausanne der gleiche Gedanke: Die Entente will durch Hoffmanns Sturz und seine Ersetzung ihre Ziele fördern.

Das mahnt zum Aufsehen. Darum darf Herr Hoffmann nicht mehr schweigen, sondern muß uns Kenntnis davon geben, was hinter den Kulissen vorgegangen ist.

Welches sind die Personen, durch die jene Absicht der Entente, Hoffmann zu sprengen, verwirklicht wurde? Wer hat die Interessen der Entente gefördert?

Und die erbärmliche schweizerische Fraktionspolitik, die lendenlahme Haltung der deutschen Schweiz hat dazu beigetragen, daß fremde Interessen gefördert wurden, die nicht die unseren waren. Wir geben zu, daß die Herren, die „mit heiliger Überzeugung" den Sturz Hoffmanns als eine notwendige Maßregel und als unabwendbar betrachteten, gar nicht wußten, was sie taten, und daß sie keine Ahnung hatten, daß sie ein Tuch mit fremden Fäden woben.

Vorderhand erscheint uns der Sturz Hoffmanns als eine von fremder Hand inszenierte Intrige und die Wahl des Herrn Ador als eine solche, die nicht rein schweizerischen Gedanken entsprungen ist. Die Verantwortung für diese traurige Episode der schweizerischen Geschichte trägt die Bundes-Versammlung, die sich einfach überrumpeln ließ."

*

Noch einmal — unsere Valuta

Die Versuche, die zur Hebung unserer Valuta unternommen sind, hat der Türmer schon von hoher Warte aus einer Betrachtung unterzogen. Das gleiche Thema behandelte der Direktor der „Vossischen Zeitung", Georg Bernhard, in einer Versammlung rheinisch-westfälischer Banken und Bankiers. Der Redner kam zu dem Schluß, die einzige Möglichkeit, unsere Valuta nach Friedensschluß möglichst schnell wieder zu regeln, liege

in der Anforderung einer Kriegsentschädigung. Der deutsche Sieg bleibe die beste Bürgschaft für die deutsche Valuta. Schol.

*

Die erste Tat des „Parlamentarismus“

Der Schrei nach der Zensur, nach der Präventivzensur, nach dem Verbot unbequemer Blätter! „Das Volk wird frei.“ Manchen Herren im Hauptausschusse des Reichstages scheinen die Nerven durchgegangen, oder, wie jemand sagte, gerissen zu sein, wie Ersatzschnur. — Wenn die Presse nichts aus den vertraulichen Sitzungen des Ausschusses ausgeplaudert hätte, so folgern diese Treuen, dann wüßte die Nation nichts davon. „Woher“, fragt die „Tägliche Rundschau“, „hatten denn jene Blätter, die durchaus nicht noch zwölf oder vierundzwanzig Stunden warten konnten und dadurch alle anderen davon zu reden zwangen, das Wissen um die Reden und Vorgänge im Ausschuß? Der Zeitungsmann brauchte an jenem ominösen Freitag, an dem Herr Erzberger unser aller Schicksal in die Hand nahm, in dem Haus am Königsplatz keinen Schritt zu gehen und keine Treppe herauf oder herunter zu steigen, um sehr ausführlich zu erfahren, was im Hauptausschuß geschehen sei . . .

Wenn der Hauptausschuß mit großem sittlichen Pathos nach der Zensur schreit, um Ausplaudereien seiner Vertraulichkeiten durch die Presse zu verhindern, wenn er sogar nach der stärksten der Zensorenkünste, nach dem Zeitungsverbot schreit, so spottet er damit zwiefach seiner selbst. Einmal erweist er sich damit als ein Doktor, der das Symptom der Krankheit bekämpft, statt die Krankheit selbst. Die Krankheit ist aber in diesem Fall die Plauderhaftigkeit des hochwohlweisen M. d. R. selbst; schlimmer als die naive Plauderhaftigkeit noch der Hang zu halben Andeutungen, zu gewichtigen Winken, zu ‚es könnte wohl‘ und ‚es dürfte‘ und ‚ich will aber nichts gesagt haben‘. Der Drang, mehr erraten zu lassen, als man selbst weiß. Hier, Herr Doktor Erzberger, sollten sie samt ihren doktorisierenden Kollegen von den anderen Fakultäten, einmal zum Schaden sehen, statt lächerliche Eisenbartkuren an der Freiheit der Presse zu versuchen, für die der Reichstag sonst so wacker zu fechten vorgibt. Denn das ist die zweite Lächerlichkeit und Selbstbespottung in diesem Geschrei nach dem Zensurknüppel: Ein Parlament, das dabei ist, die deutschpreußische Welt zu demokratisieren, das für jederlei Freiheit gegen Kabinettstyrannei ficht, und dessen erste selbsteigene Maßnahme auf der neuen Bahn ein Schritt zur Unterbindung der öffentlichen Meinung mit dem gewaltsamsten, ungeistigsten, knüppelmäßigsten Mittel sein will, das jemals zwischen 1818 und 1917 erdacht und angewendet wurde, seit den Anfängen Metternichs bis zum Ausgang Bethmanns.“

*

Agenten an der Arbeit?!

In Stettin kamen im Juni Gerüchte über Kartoffel- und Getreideverschiffung in das feindliche Ausland in Umlauf, die zu größeren Unruhen führten. Etwa 100 Personen, zum größten Teile Jugendliche und Frauen, mußten verhaftet werden. Die Aufhetzung liegt doch klar zutage, da die Gerüchte vollkommen unwahr sind. Agenten an der Arbeit?! Wir möchten jedenfalls empfehlen, der Sache ganz auf den Grund zu gehen, damit endlich Klarheit geschafft wird. Schol.

*

Unser lieber Reichstag

findet hier im Felde bei niemand Anklang. Dieses Abgeordnetengequatsche hängt uns zum Halse heraus. . . Die Beschlüsse des Verfassungsausschusses sind unglaublich. Sie sind eine Kränkung für unser Heer und seine Führung. Jeder Abgeordnete hat die Eitelkeit, einen neuen Verfassungsparagraphen zu erfinden, um seinem elenden Namen einen Denkstein zu setzen. — Man soll die Leute an die Arrasfront schicken, daß sie lernen, wie wenig wert das einzelne Leben ist, daß man handelt und Heldentaten tut in aller Stille, nicht für den eigenen Ruhm, sondern

weil man erkannt hat, daß es zum besten des Vaterlandes geschieht. . .

Man verliert die Lust, die Zeitungen zu lesen. — Wir brauchen eine Regierung, die mal auf den Tisch haut, daß die Tintenfässer tanzen. —

Diesen, hier mit Kürzungen wiedergegebenen Feldpostbrief veröffentlicht die vom Grafen Bothmer herausgegebene Zeitschrift „Die Wirklichkeit".

*

Ein Bekenntnis

In einer Besprechung der Stockholmer Sozialisten-Konferenz in den „Sozialistischen Monatsheften" gesteht Heinrich Pëus, daß die Sozialisten „bisher freilich immer mehr Agitatoren denn Politiker" gewesen sind. Wir geben diese Äußerung ohne Kommentar wieder, da sie für sich allein spricht. Nur möchten wir die Bitte wagen, die Sozialisten doch auch mehr als „Agitatoren denn Politiker" zu bewerten!

Schol.

*

Herrn Erzbergers politischer Unternehmungsgeist

Die „Rheinisch-Westfälische Ztg." bringt folgende Aufsehen erregende Meldung, die, in bestimmter Erwartung restloser Aufklärung, zunächst ohne jede Bemerkung wiedergegeben sei. Sollte eine solche Aufklärung nicht erfolgen, dann freilich müßten die unabweisbaren Schlüsse daraus gezogen werden. Die „Rheinisch-Westfälische Ztg." meldet:

„Es ist auffallend, daß Herr Erzberger, dessen Sachkenntnis industrieller Interessen recht neuen Datums ist, seit geraumer Zeit im Haag mit hochstehenden Ausländern Verhandlungen pflegt, die, wie von unterrichteter Seite mitgeteilt wird, sich auf die Leistung einer Entschädigung an den Thyssenkonzern für dessen Verluste in Frankreich, England und Amerika beziehen. Die Allgemeinheit muß Wert darauf legen, hierüber näheres zu erfahren."

*

?

Starkes Befremden muß folgender Vorgang erregen: Der Verein zur Förderung des Absatzes deutscher landwirtschaftlicher Maschinen hat am 9. April d. J. an den Reichskanzler ein Telegramm folgenden Inhalts gesandt: „Chikagoer Fabrik der Internationalen Harvester Kompagnie hat große Lieferungen Lastautomobile für unsere Feinde übernommen. Der Verein beantragt, daß die Fabrik der Harvester Kompagnie in Neuß sowie die Niederlassungen in Berlin, Hamburg, Königsberg, Breslau, München und Mannheim unter Staatsaufsicht gestellt werden, daß ihnen Rohmaterial und Urlauber entzogen und deutschen Fabriken zugewiesen werden. Dann können diese deutschen Bedarf decken." Gezeichnet hatte für den Verein G. A. Ziese, geschäftsführendes Mitglied des Vorstandes. Das Telegramm wurde bald darauf durch ein Schreiben, das dieselbe Forderung enthielt und sie noch auf die Singer-Nähmaschinenfabrik erweiterte, mit den Unterschriften des Vorstandes des Vereins usw. bekräftigt. Bis Anfang Juni war weder ein Schritt zur Erfüllung dieser Maßnahmen getan, noch dem Verein auf irgendeine Weise Antwort gegeben.

Schol.

*

Ich klage an!

Ein Feldgrauer schreibt im „Korrespondent für Deutschlands Buchdrucker": „Herr Staatsanwalt! In Nr. 236 des „Berliner Tageblattes", und zwar im vierten Beiblatt, dritte Seite, ist folgende Anzeige zu lesen: „Wichtig für Trocknereien. Wer übernimmt käuflich in Verderb liegende Lebensmittel waggonweise zur Trocknung? Rubow, Berlin, Waldstraße 16. — Herr Staatsanwalt! In der Presse, im Hauptausschusse des Reichstags und im Reichsparlament selbst hat eine rege Diskussion über die Ursachen und den Charakter des Streiks der Berliner Munitionsarbeiter stattgefunden — dunkle Mächte waren daran, aus dieser, ernährungswirtschaftlichen Mißständen entstandenen Bewegung, politisches Kapital herauszuschlagen —, da werden „in Verderb liegende Lebensmittel

waggonweise zur Trocknung" öffentlich zum Kauf angeboten! Herr Staatsanwalt! In heutiger Zeit, in der Millionen sich die allergrößten Entbehrungen in ihrer Ernährung zum Schaden ihrer Gesundheit auferlegen müssen, die eindringlichen Ermahnungen zum Durchhalten von oben herab über sich ergehen lassen müssen, in der unser grimmigster Feind England den Hungerkrieg gegen uns rücksichtslos durchführt — kann und darf es da straflos geschehen, daß waggonweise Lebensmittel verderben und der Volksernährung entzogen werden? Gibt es keinen Paragraphen im Strafgesetzbuch als Handhabe zu allerschärfster rücksichtsloser Ahndung solcher geradezu verbrecherischen Geschäftspraktiken? Hier ist keine Entschuldigung zulässig, und keine mildernden Umstände können zugebilligt werden, sondern die ganze Schwere des Strafgesetzes muß die Säumigen und Schuldigen treffen. Sie, die unsern Feinden in ihren teuflischen Plänen solchermaßen Helfersdienste erweisen, wie sie sich unsere Gegener gar nicht besser wünschen können. Was sagt das Kriegsernährungsamt dazu? Herr Staatsanwalt! Ich klage an!"

*

Ist das möglich —?

Von durchaus zuverlässiger Seite wird dem Türmer geschrieben:

Seit einigen Wochen sind die Oberklassen der Gymnasien von Oldenburg i. Gr. und von Vechta und der Oberrealschule von Oldenburg auf dem Marineluftschiffplatz in Ahlhorn als Schwerarbeiter im Hilfsdienst beschäftigt. Trotz der schweren Arbeiten wie Sandkarren, Balkenschleppen, Kohlentragen usw. sind alle Bitten und Gesuche um Brotzulage für diese jungen Leute ohne Erfolg gewesen. Diesen jugendlichen Schwerarbeitern ist jede Brotzulage abgeschlagen worden; ja sie erhalten nicht einmal mittags ausreichend zu essen. Es ist deshalb kein Wunder, daß viele sich anderweit Hilfsdienst suchen, um sich unnötiger Härte und Hungerei zu entziehen.

Das wäre alles noch zu ertragen, wenn nicht ein anderer Umstand verbitterte. Wiederholt haben einzelne Schüler auch gebrannten Kalk verladen und haben darunter stark gelitten, weil die Arbeit häufig gegen den Wind verrichtet werden mußte; Gefangene brauchten diese Arbeit nicht zu tun. Um des Kalkladens willen kam es kürzlich zu einem regelrechten Streik: die Schüler weigerten sich, diese ungesunde Arbeit zu tun und verwiesen auf die Gefangenen. Dabei soll ein Aufseher gesagt haben: Unter den Gefangenen sind so viel vornehme Leute, denen wir solche Arbeit nicht zumuten können. Ob die Worte genau so gelautet haben, ist noch nicht aufgeklärt, Tatsache ist aber jedenfalls, daß die Gefangenen die ungesunde Arbeit nicht tun, die man von unseren Schülern, unserer Zukunft, verlangte. Wegen ihres Weigerns sind dann die Schüler vom Platz verwiesen worden. Sollte man so etwas für möglich halten? Aber in Deutschland kommt man vielleicht noch dahin, daß man gefangenen farbigen Engländern die Stiefel putzt.

*

Auch ein Zeichen der Zeit

Die Pöbelinstinkte gewinnen Oberwasser, weil die Regierenden es versäumt — nein, weil sie es geradezu verhindert haben, daß das stark emporflammende deutsche Volksgefühl zum Siege gelangte. Kleine Zeichen wirken am beredtesten.

Zu Anfang des Krieges wurde in Hamburg von einem der ersten Gasthöfe das protzige „Hôtel Esplanade" entfernt und durch die Inschrift „Dammtorhof" ersetzt. Vielleicht hat ein „Neutraler" darüber gewitzelt; jedenfalls ist das Unglaubliche geschehen, daß im dritten Kriegsjahre die deutsche Inschrift wieder der fremdsprachigen hat Platz machen müssen. Um Gotteswillen nur keine „Annexionen", auch nicht auf sprachlichem Gebiete. Die Ausländer könnten . . . Nein, die Entrüstung hilft nichts. Dieser Gesellschaft ist deutsche Entrüstung gleichgültig, wenn sie nur vor der Fremde hundemäßig kriechen kann. Warum in solchen Dingen nicht einfach die Polizei eingreift, die uns doch sonst so gern schuhriegelt?! Aber, was würde das Ausland dazu sagen? — Oh, es ist eine Wonne, in Deutschland zu leben! St.

Noch eine amerikanische Gefahr

Die letzten Nummern des „Zeitungs-Verlags“ bringen Ankündigungen des „Vereinigte-Staaten-Nachrichten-Bureaus“ in Berlin NW 7 über die „Amerikanische Korrespondenz“, die die lebhafte Aufmerksamkeit verdienen. Das Unternehmen kündet sich als Versuch an, durch Einführung eines telegraphischen Nachrichtendienstes und Einrichtung von Korrespondenzbureaus über Amerika in Deutschland und umgekehrt zutreffendere Kenntnisse zu vermitteln.

Das kann, wenn wirklich gut durchgeführt, ein großes Verdienst werden. Leider aber hat sich die „Amerikanische Korrespondenz“ noch andere Ziele gesetzt, gegen die wir uns mit allen Kräften verwahren müssen. Die Ankündigung lautet: „Das Land, dem ein Emerson, ein Mark Twain, ein Bret Harte entstammen, bringt auch heute noch Werke hervor, die internationaler Beachtung wert sind. Die „Amerikanische Korrespondenz“ wird Romane erster Autoren in mustergültiger deutscher Übersetzung ihren Abonnenten als Fortsetzungsroman zum Abdruck bieten . . . Die amerikanischen Wochenschriften bringen allwöchentlich eine Anzahl der in Amerika sehr beliebten „shost stories“ (kurze Geschichten). Die „A. K. wird jeden Monat mindestens eine der bedeutendsten dieser Novellen, von Berufenen ins Deutsche übertragen, ihren Abonnenten liefern.“ . . .

Es ist doch unerhört, wie man in der jetzigen Stunde im Organ des „Vereins deutscher Zeitungsverleger“ ein Unternehmen empfehlen darf, das eine planmäßige Überschwemmung unserer Zeitungen mit amerikanischer Belletristik anstrebt. Der Hinweis auf die wenigen großen amerikanischen Schriftsteller ist natürlich eitel Flunkerei. Unser Zeitungsroman verfolgt und hat auch ganz andere Ziele, als Weltliteratur zu machen. Unsere Feinde könnten gar nicht planmäßiger für sich arbeiten, als es hier ein doch wohl deutsches Unternehmen anstrebt. Denn mit dieser amerikanischen Belletristik unlösbar verbunden ist eine Verherrlichung der amerikanischen Art, eine Verbreitung amerikanischer Lebensanschauung. Das unvergleichlich starke Werbemittel der Unterhaltungsliteratur wird auf diese Weise für ein jetzt feindliches und auf immer uns fremdes Land ausgenutzt.

Nicht geringer als die nationalen sind die künstlerischen Bedenken. Aus den fremden Literaturen brauchen wir nur das Beste, nur die wenigen Werke, die wirklich in universale Höhe ragen. Unterhaltungsware einzuführen ist eine schwere Schädigung der nationalen Kunst. Hinzu kommt endlich die schwere Schädigung der deutschen Schriftsteller, deren Absatzgebiet in gefährlicher Weise verkleinert wird zugunsten unserer Feinde und ausgerechnet von einer Gesellschaft, die für Deutschland arbeiten zu wollen behauptet. K. St.

*

Aus der Operettenindustrie

Vor einiger Zeit wurde in einem Berliner Theater niederen Ranges eine Wiener Operette „Das Dreimäderlhaus“ zum fünfhundertstenmal aufgeführt, ein klägliches Machwerk, aufgebaut auf etliche köstliche Lieder Schuberts mit dem großen Tonschöpfer als Hauptrolle in Gestalt eines sentimentalen unglücklichen Liebhabers. Jeder Verehrer Schuberts, der die Verballhornung hörte, mußte davon angewidert werden. Indessen machten die Interessenten glänzende Geschäfte und verdienten an der Ausbeutung Schuberts tausendmal mehr als der große Liederdichter in seinem ganzen Leben.

Angeregt durch den Gelderfolg der Operette gab ein Berliner Verlag (Ullstein & Co.) ein Heft unter dem Titel „Schubert-Melodien — Urmelodien zum Dreimäderlhaus“ heraus, um durch den Nachdruck etlicher nicht verballhornter Lieder an dem Erfolg der Verballhornung Schuberts einen Anteil zu erhaschen. Darauf klagten die Wiener Interessenten wegen Nachdruckes, der Berliner Verlag erhob Einspruch, und nun streiten sich die Schubertspekulanten ohne Scheu um die Beute. P. D.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Kapelle beim Gut Koschewitschi (Pinsk) — Ernst Otto

Beilage zum Türmer



XIX. Jahrg. Zweites Augustheft 1917 Heft 22

Gegen das Heimweh

Von Dr. Philipp Funk

Im Felde sind es nicht nur die Entbehrungen des täglichen Lebens, die zermürben und an der Spannkraft des Geistes zehren. Auch nicht bloß die tägliche Gefahr für Leib und Leben. Das Fernsein von der Heimat ist es vor allem, das dauernd als dumpfer Druck auf dem Gemüte lastet. Weit, in hoffnungsloser Ferne liegt die kleine liebe Enge der Heimatgasse. Untergegangen, zur Sage verblaßt ist Haus und Garten, die süßen Gänge der täglichen Beschäftigung, der kleine Inhalt, der das Leben vom Morgen bis zum Abend ausfüllte. Versunken sind Wald und See, die das sonntagsfrische oder sommerfrohe Herz ergötzten.

In müßigen oder nur von äußerlicher Beschäftigung ausgefüllten Augenblicken treten die Erinnerungsbilder vor den inneren Blick: diese Örtlichkeit und jene Lage, die zufällige oder regelmäßige Gesellschaft, in der wir darin verweilten. Wie lockende Scheingebilde gaukeln sie vor unserer Phantasie und verleiten das Herz zu unmöglichen Wünschen. Nur einen kurzen Augenblick, ach, möchten wir durch jenes Tal schweifen, nur mit einem flüchtigen Blick die Bücherreihen des trauten Arbeitszimmers liebkosen, nur einen Ton von unserem Kirchturm hören!

Schweige, lockende Phantasie! Als ob unser Glück wirklich am Orte hinge! — Aber der Ort weckt noch eine lautere Sehnsucht. Nach den Menschen, die unsern Alltag umkränzten, und noch brennender nach den wenigen, die seinen Kern ausmachten.

Alles ist jetzt auseinandergerissen, was sich gewöhnt war. Gatte, Vater, Bräutigam, Freund fühlt sein Leben ausgehöhlt. Die starke, warme Wirklichkeit anderer Leben, die das eigene umklammerten, an denen man das eigene aufrichtete, ist versunken ins Schattenreich der Erinnerung.

Wie hängt man an den kleinen Zeichen, die noch auf eine Fortdauer der mit uns verbundenen Leben schließen lassen: man lechzt nach den Briefen und findet sich dann doch wieder enttäuscht vor der allzu leisen Spur von Wirklichkeit, die an Papier und Tinte hängen geblieben. Sie ist nicht imstande, die elektrisierende Kraft der unmittelbaren Gegenwart und der wirklichen Erfahrung eines zweiten Lebens neben uns fühlen zu lassen.

Welche kostbare Spanne Lebens verfließt nur halb ausgenützt, wenn die getrennt sind, die erst durch gegenseitige Ergänzung zum Vollgefühl ihres Daseins gelangen. Was bleibt dem Mann, der Weib und Kind nun seit Jahren verlassen hat? Sein Lebensinhalt ist ihm zur Hälfte entzogen. Es bleibt ihm nur das sehnsüchtige Gedenken und die Sorge: das Heimweh!

Das Heimweh — ein merkwürdiges deutsches Wort bezeichnet den Inhalt dieses Gefühls für jedermann klar und verständlich, während die andern Sprachen nur schwache Umschreibungen geben oder trivialere Grade ausdrücken. Es hat nichts mit Sentimentalität oder unbestimmten Sehnsüchten zu tun. Es ist das ursprüngliche Gefühl davon, daß unser Leben entwurzelt ist. War es ein Ort, waren es Verhältnisse, Tätigkeit und Beruf oder ein anderes Menschenleben, aus dem die Wurzeln unseres geistigen Daseins ihre Nahrung zogen — wir sind aus diesem Mutterboden gerissen und leiden jetzt das Unbehagen, das jedes Wesen erfährt, wenn es aus seinem Element gezogen wird. Man spricht davon, daß Menschen vor Heimweh gestorben sind — verdorrt wie die Pflanze, die man aus dem Boden gerissen hat.

Der Mensch verhält sich zu seinem Mutterboden seltsam: er fühlt stets den Drang, sich über ihn hinaus zu erheben — und doch immer wieder die Sehnsucht, zu ihm zurückzukehren. Der Drang ins Weite wird abgelöst von dem Verlangen zur Enge, den Trieb zum warmen, gewohnten Nest. Der Zug in die Ferne und das Heimweh, das zurücktreibt in das enge Tal, sind lyrische Weisen voller Wehmut, die mächtig brausende epische Melodie des tätigen, schaffenden, kämpfenden Menschendaseins begleitend.

In der Bibel wandern die Patriarchen, auf ihres Gottes Geheiß, erwerben sich in der Ferne Reichtum, Macht, Ehre — ihr Letzter hinterläßt sterbend seiner Familie den Auftrag, seine Gebeine ins Land der Väter zurückzubringen.

Die Heldengesänge des griechischen Volkes preisen den Tatendrang der Könige und Fürsten, die hinüberziehen über Inseln und Meer und zehn Jahre vor der feindlichen Feste aushalten — aber daneben klingt der Sang vom heimwehkranken Odysseus, den seine Sehnsucht durch alle Gefahren des Meeres trieb, allen Reizen der Fremde entsagen ließ, um das geliebte Heimateiland und den eigenen Herd mit Gattin und Sohn wiederzufinden.

Die deutsche Sage, Geschichte, Dichtung ist reich an Niederschlägen des Triebs in die Ferne und der Sehnsucht nach der Heimat. Was ist der Germane gewandert

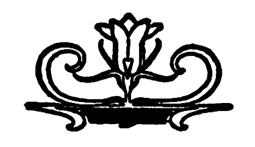
und gewallt, um eine weite Welt zu gewinnen, und mit welchem Schmerze hungerte er dann wieder nach seinem Nest! Das deutsche Heldenlied kennt kein tragischeres Motiv, als die Burgunderfürsten mit ihren Mannen, die im fernen Heunenland untergehen mußten, ohne die Heimat wiederzusehen.

Und die Welschlandfahrten alle, die Züge ins Heilige Land, die lange Jahre von der Heimat fernhielten! — Wie lebt das alles jetzt wieder auf! An alle die bitteren Wanderjahre unseres Volkes müssen unsere Krieger jetzt denken. Die Kenntnis vom gleichen Schicksal, gleicher Not hilft tragen. Das selbst Erlebte wird empfunden als ein Stück des großen Weltepos. Der ewig wiederkehrende Rhythmus der Menschheitsgeschichte reißt uns dann in seinem Schwunge mit. Wir lernen, daß alle die Seufzer der Gegenwart untergehen in dem Riesensang, als den sich die Geschichte darstellt. Glücklich der, zu dessen Ohr schon in der Enge und Bedrängnis des Augenblicks die große Harmonie dringt!

Aber nicht nur oder nicht hauptsächlich um Schönheit und deren Empfindung, nicht um das Epos des Lebens in ästhetischem Betracht handelt es sich. Es geht um eine höhere Lebensnote, um eine Bereicherung und Vertiefung unseres Daseins.

Darin liegt für das deutsche Volk und für den einzelnen die Bedeutung der jetzigen Wanderjahre. Die Söhne des deutschen Volkes kämpfen und arbeiten, sehen, hören und lernen an allen Fronten Europas, von Flandern bis Mesopotamien. Die Kreuzfahrer verloren und mißten die Heimat für Jahre, aber ihr Heimweh wurde aufs reichste entschädigt: das Morgenland ward wieder für das Abendland erschlossen, belebende Kräfte flossen herüber nach dem Westen und führten eine neue Zeit herauf. Wer vermag jetzt schon zu sagen, was die Ernte sein wird, zu der jetzt unsere Volksgenossen mit ihrem Heimweh im Herzen auf den Fluren der weiten Welt die Saat streuen: „euntes ibant et flebant mittentes semina sua . . .“

Die Wanderjahre lösen vorübergehend los aus der Scholle der Heimat. Heimat und Vaterland sind für einige Zeit verloren, damit der Wanderer sich selbst bereichert und erweitert finden soll. Wir Deutschen sollten es leicht begreifen, warum der Untertitel der „Wanderjahre“ immer heißt „die Entsagenden“. Denn es drängt uns je und je zum Begehen dieses „W.ges der Läuterung“ und der „Erleuchtung“, den man nicht nur mit der deutschen Mystik im Subjektiven, sondern auch nach alter Landfahrerart im Äußeren und Objektiven gehen soll.



Genosse Michel

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Heil und Sieg! Mit dem ganzen Stolze des Triumphators durfte sich Genosse Scheidemann im „Vorwärts" in die Brust werfen. Es ist ihm und seinen Erz-Helfern gelungen, die Gefahr irgendwelcher Buße oder Sühne von den geliebten Häuptern unserer Feinde abzuwenden, dem eigenen blutenden und darbenden Volke in den Arm und in den Rücken zu fallen, das Vaterland mit strenger Sittlichkeit, damit es nicht in Versuchung falle, vor jeder Entschädigung zu schützen, dafür aber den Feinden einen Freibrief auszustellen: Tut mit uns, was ihr nur wollt, wir tun euch doch nichts!

Auf solche „Taten" sich noch was einzubilden, den Gedanken auch nur auszuhecken, seine Ausführung zu dulden, dazu muß man schon geborener Hanswurst, Knecht oder „Genosse" sein — Genosse Michel. Man versuche doch einmal, ähnliche Vorgänge, wie diese „Reichstags-Mehrheits-Friedensentschließung", sich in England oder Frankreich vorzustellen, und man wird schon den Versuch aufgeben müssen. Denn der bloße Gedanke, daß dergleichen „Aktionen" in anderen Ländern möglich seien, stirbt an seiner schreienden Lächerlichkeit. — Nein, dergleichen bringt nur Genosse Michel fertig.

In das Wort „Genosse" möchte ich nun aber keineswegs etwa nur Mitglieder der sozialdemokratischen Partei einbezogen wissen. Ich lege diesem Worte hier einen weiteren und tieferen Begriff unter. Genosse ist Michel, der Deutsche, schon gewesen, lange bevor es eine sozialdemokratische Partei gab. Immer hat Michel das unbezähmbare Gelüste verspürt, Genosse, wenn auch nur geduldeter, der anderen, der Vornehmen zu sein, hinter ihnen herzulaufen, sich ihnen anzubraven, ihnen seine ganz gehorsamsten, wenn auch nicht immer ganz sauberen Dienste anzubieten.

Sie nahmen ihn lachend in Lohn und Zucht, den bequemen Tölpel, so lange er sich nicht unterfing, gegen seine vornehme Herrschaft aufzumucken oder gar — der Lakai! — sich als Gleicher unter Gleichen aufzublasen. Und er unterfing sich nicht. Wie hätte er auch dürfen, der arme Kerl! War er doch in seines Nichts durchbohrendem Gefühle so durchdrungen von der unnahbaren Überlegenheit der anderen, der Vornehmen, daß er auch seine höchsten Leistungen und größten, gottbegnadeten Schöpfungen tief, tief unter die der Vornehmen stellte, ja für nichts achtete, wenn diese ihm nicht den Wert bescheinigten oder sich dazu herabließen, seine Taten mit ihrer aristokratischen Fabrikmarke zu bepinseln. Als Michel dann noch geschäftstüchtiger wurde, besorgte der pfiffige Pinsel das selbst, denn anders vermochte er seine Ware weder selbst zu schätzen noch bei den anderen Genossen-Micheln zur Geltung zu bringen.

Da platzte ihm die Bombe des Weltkrieges in die gemütliche Geschäftsbude hinein.

Michel befielen schwere Zweifel, wie er in diesem Weltkriege Gnade vor den Augen der Übergenossen finden könnte. Den Tritt hatten ihm ja die Internatio-

nalen an der richtigen Stelle versetzt. Genosse Michel war tiefbetrübt und beleidigt, ja er fühlte sich sogar als gekränkte Leberwurst. Ein Haase — sinnbildlich genug — mußte dazu auserkoren sein, als Löwe im Deutschen Reichstage anzutreten. „In der Stunde der Not verlassen wir unser Vaterland nicht", erklärte Genosse Haase, weil er mußte, weil er von der Mehrheit der Genossen überstimmt worden war.

Damals — August 1914 — war Genosse Michel wirklich kein Hase, aber ein Löwe; kein brüllender, aber ein König, und ich kenne nichts, was mich so im Tiefsten gepackt und erschüttert hätte — ja, ich muß es gestehen — mir Tränen in die Augen getrieben hat —, als dieses stille, schlichte, unbewußte Heldentum, mit dem auch der ärmste Genosse für Volk und Vaterland, Heimatlieder singend, den Todesgang schritt. Man muß es erlebt haben.

Aber — Michel blieb Michel, sein Name war Hase, sonst wußte er von nichts; und er besann sich wieder auf das unverwüstliche, aber beglückende Gefühl seiner Minderwertigkeit. „Warum ist der Deutsche unbeliebt", warum wird er als minderwertig behandelt? Diese deutsche Frage, für die längst ein deutscher Preis ausgeschrieben sein sollte, läßt sich im Kern verblüffend einfach beantworten: Nun eben — darum! — weil der Deutsche selbst sich als minderwertig fühlt.

Michels Ergebnis: Wie werde ich energisch? Wie werde ich wieder Genosse — wenn auch nur geduldeter oder bediensteter? Wie kann ich mich wieder anbiedern?

Hier aber muß endlich reinliche Scheidung eintreten.

Michel will nun einmal bei aller Querköpfigkeit geführt werden. Ist aber kein rechter Führer da, dann läßt er sich eben nasführen. Eine bessere Bestätigung für diesen Geistesbefund kann es nicht geben als dies: soweit Hindenburg und Ludendorff reichen, geht Michel mit ihnen durch dick und dünn, durch Tod und Teufel und ist ein Held ohnegleichen. Wo aber dieser Recken Wirkung nicht hinreicht, da läßt er sich sogar von Geistern benebeln, wie dem internationalen Pariser Feuilletonisten Theodor Wolff (nicht zu verwechseln mit Theobald und Wolffs Telegraphenbureau) oder von der wohlfeilen, aber einträglichen Friedens-Schaumschlägerei, die Tausende und aber Tausende unserer Brüder an der Front noch jedesmal, Fall für Fall, mit ihrem Leben oder mit ihren gesunden Gliedern haben bezahlen müssen.

Da muß denn doch offen herausgesagt werden: Es ist nicht alles Dummheit, was sich da breit macht und leider nicht nur breit machen durfte, sondern zweckbewußt auch sollte. Das ist eine der schlimmsten Erinnerungen an das Bethmann-System und kann nur von den Mitgliedern seiner zahlreichen Garde geleugnet werden, die, um sich selbst rein zu waschen, um die Wäsche ihres ehemaligen Herrn und Meisters eifrig bemüht sind. Daß auch gute Geister und Charaktere erlagen, ist nach der Blutsteuer nicht das geringste der Opfer, die dieses System des reinen Selbsterhaltungstriebes bedenkenlos, ohne eine Spur von Sentimentalität, für sich heischte. Man denke nur an die Briefe des Grafen Zeppelin, den Mißbrauch, der mit der Königstreue des alten Offiziers zu sehr durchsichtigen Zwecken getrieben wurde, an die öffentliche Anprangerung von Männern, die sich nicht zur Wehr setzen konnten, vor deren untadeliger Ehrenhaftigkeit aber jeder Deutsche, außer einer „neuorientierten" Sippe, tief den Hut zog.

Unter diesem Gesichtswinkel gehört schon ein Opfer des Intellekts dazu, an das Wunder so gigantischer, aber kreuzbraver Dummheit zu glauben, wie sie sich in der weltgeschichtlichen Entblößung jener „Friedensentschließung" offenbart. Diese andauernde Bettelei und Anreißerei, dies Hausierertum, das sich auf der Hintertreppe wieder einzuschmuggeln versucht, nachdem es die Vordertreppe mit wohlgezielten Fußtritten hinuntergeworfen ist, ekelt ja selbst schon das neutrale Ausland an. So spottet zum Beispiel die Schweizer „Rorschacher Zeitung" darüber, daß es in Deutschland immer noch naive Menschenkinder gebe, welche der heiteren Meinung sind, England lasse sich durch großes Entgegenkommen von seinen Kriegszielen abbringen. „Man hat in England für alle Friedensliebesmühe des deutschen Volkes nur eisigen Hohn. Der Engländer weiß, was er will; aber der Deutsche kehrt mehr und mehr den Michel heraus." Während die norwegische Presse anfänglich den Kanzlerwechsel wie das Friedensprogramm der Reichstagsmehrheit ruhig und sachlich sich zu würdigen bemühte, ist dort (nach einer Meldung der „Köln. Ztg.") insofern ein merkbarer Umschwung eingetreten, als ein sonst anerkannt neutrales Blatt, „Morgenbladet", rund heraus erklärte, die Friedensbedingungen des Reichstages könnten kaum ernst gemeint sein, da betont werde, Deutschland führe einen Verteidigungskrieg, das selbe Deutschland, das den Einfall in Belgien gemacht habe, Frankreich überfallen habe, Paris erobern wollte usw.

Und nun erst unsere Gegner, deren hartes Herz durch so viel Tränen und Unterwürfigkeitsgelöbnisse — diesmal aber ganz bestimmt! — sich würde erweichen lassen —? Das Organ Ribots, „L'Heure", erklärt ganz ungerührt von den vorgeweinten Äuglein einer deutschen Reichstags-„Mehrheit", ein Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen bedeute, daß Deutschland Elsaß-Lothringen behalte und kein Sühnegeld für die Verwüstung Belgiens und Frankreichs zahle; das sei Wahnsinn. Die Alliierten werden nicht in diese Falle gehen. Erst müsse der deutsche Militarismus vernichtet werden. Den treuherzigen Satz in der Friedensentschließung, das deutsche Volk führe, wie im August 1914, keinen Eroberungskrieg, bezeichnet der „Figaro" als die „schamloseste und scheußlichste Lüge der Weltgeschichte", während „L'Œuvre" milde nur von einer „höchst vermessenen Lüge" spricht. „Der Reichstag will uns eine Versöhnungsszene vorführen", betitelt „L'Intransigeant" sein Bekenntnis: „Möge Deutschland mehr oder weniger demokratisch werden, Deutschland bleibt Deutschland und somit Frankreichs Feind."

Aber diese Antwort von französischer Seite war natürlich für die „Mehrheit" eines hohen Reichstages eine ebenso zerschmetternde Überraschung, wie die englische. Die ist nun ganz besonders lehrreich, zumal sie den Vorzug unmißverständlicher Deutlichkeit hat. Mit schmunzelndem Behagen — man hört ihn ordentlich schmatzen — gibt der „Daily Chronicle" seiner äußersten Zufriedenheit mit dem Verlauf der Entwicklung in Deutschland Ausdruck: „Im Verein mit der kürzlich erfolgten Erteilung des gleichen Wahlrechts an das preußische Volk bedeutet diese Lage der Dinge doch den Beginn einer voraussichtlich jetzt unaufhaltsamen Demokratisierung Deutschlands, was wir als unseren Erfolg (!!) buchen

können. Deutschland ist auf diesem Gebiete in den letzten vier Wochen weiter als in den letzten vierzig Jahren gekommen. Oder ist es die Gewalt des äußeren und inneren Druckes, welche den Kanzler zwang, eine ziemlich klare, in mancher Beziehung für die nationalen Träumer in Deutschland nur allzu deutliche Sprache zu führen?" Im übrigen kehrt in den Äußerungen, geschriebenen und geredeten, ständig der Reim wieder: Allem zuvor, mein Junge, erst einmal hinter den Rhein zurück! Dann wollen wir uns überlegen, ob wir dich bei langsamem oder schnellem Feuer rösten sollen.

Noch vor ganz kurzer Zeit, heißt es in einem an eine deutsche Behörde gerichteten Schreiben, herrschte in den Kreisen der Haager britischen Gesandtschaft, namentlich unter dem Eindruck des Tauchbootkrieges, eine recht gedrückte Stimmung. Das sei seit ganz kurzer Zeit wieder anders geworden. Die Ursache war zunächst allerlei Gerede, das ja allgemein im Auslande im Umlauf war. Man erzählte von der Kriegsmüdigkeit Österreich-Ungarns und von ernsteren, mühselig überkleisterten Meinungsverschiedenheiten, die zwischen den Mittelmächten unter dem Einfluß namentlich der Wiener Abneigung, den Krieg weiter fortzusetzen, bestehen sollten. Dazu kam eine gewisse Kriegsverdrossenheit, ein unverkennbarer Kleinmut, kamen Zweifel an dem glücklichen Ausgang des Weltkrieges, wie sie unter den in Holland wohnhaften Reichsdeutschen immer mehr um sich zu greifen begannen. Unverantwortlicherweise pflegen solche Leute aus derartigen Stimmungen, die das deutliche Echo der von gewisser Seite in der Heimat betriebenen Miesmacherei sind, dem holländischen Publikum gegenüber kein Hehl zu machen. Die Kenntnis davon kommt dann an unsere Feinde, von denen sie als Symptom für die beginnende Agonie des verhaßten „Vaterlands" mit Jubel begrüßt werden. Sie wirken in ihrer Weise ganz unmittelbar als Ermutigung des Gegners, spielen in den Berichten der englischen Diplomaten nach Downing Street zweifellos die größte Rolle, beleben die bereits stark dahinschwindende Zähigkeit des gegnerischen Widerstandes und tragen somit ganz ohne Zweifel zur Verlängerung des Krieges bei. Unter ihrem Einfluß hört man jetzt die Nachrichten über die Berliner Krisis. Man faßt sie denn auch als Ausdruck einer Zersetzung auf, die in aller Stille den breitesten Umfang angenommen habe. Und man zieht abermals seine Folgerungen daraus

Über unseren eigenen Nöten lassen wir den Gedanken gar nicht aufkommen, daß die anderen zum mindesten ebenso schwer an der Dauer des Krieges zu tragen haben. Nur sind die eben nicht so närrisch-kindisch, ihr Gestöhne der ganzen Welt in die Ohren zu trompeten. Aber es sickert doch immerhin auch davon genügend durch, um auch den dümmsten Reichsphilister ahnen zu lassen, daß, wenn wir nur die Nerven behalten, unseren Gegnern der Atem früher ausgehen muß als uns, und daß sie sich dessen im stillen Kämmerlein auch sehr wohl bewußt sind. So sieht es auch in England viel schlimmer aus, als der plebejische Michel von dem aristokratischen Engländer anzunehmen sich erdreistet. Verbietet Micheln das schon sein angeborener Respekt vor allem, was nichtdeutsch ist, so sieht er auch alles durch die ihm vom Auslande auf die Nase gesetzte Brille. Der Präsident einer der hervorragendsten amerikanischen Banken, der während des ganzen Frühjahrs

in England weilte und erst im Mai nach Amerika zurückgekehrt ist, hat einen Bericht über seine Eindrücke in England erstattet, aus dem die „Neue Freie Presse" recht beachtenswerte Dinge mitzuteilen weiß. Die Lage Englands infolge des U-Boot-Krieges wird als höchst gefährdet angesehen. England hatte sich auf den Unterseebootkrieg keineswegs vorbereitet, obgleich Präsident Wilson angeblich bereits Mitte Dezember die englische Regierung vertraulich dahin verständigt haben soll, daß die Deutschen mit dem neuen Jahre den verschärften U-Boot-Krieg zu beginnen beabsichtigten. Die englischen Minister haben aber diese Ankündigung als eine leere Drohung angesehen und keinerlei Vorbereitungen getroffen. Im Gegenteil ließ England große Mengen Weizen in Chikago verkaufen, um den Preis zu drücken. So waren bei Beginn des uneingeschränkten U-Boot-Krieges die Lager an Lebensmitteln in England sehr knapp, und es ist trotz großer Anstrengungen nicht gelungen, sie aufzufüllen, weil eben der U-Boot-Krieg die Zufuhren abschneidet. So lebt England tatsächlich von der Hand in den Mund. Seit Februar gibt es im Lande keine Kartoffel mehr, das Brot kostete schon im April einen Schilling das Pfund. Doch steht dieser Preis für alle anderen Gegenstände nur auf dem Papier, in Wirklichkeit werden für das Pfund Brot zwei Schilling gezahlt. Wie die Lebensmittel, so gehen auch die Rohstoffe in England aus. In Amerika und Ostindien hat England zwar Reserven liegen, aber sie können nicht herübergeholt werden, weil es an Schiffsraum mangelt. Es fehlt namentlich an Holz, dessen Beförderung zur See besondere Schwierigkeiten macht; daraus ergibt sich dann wieder, daß die Förderung in den Kohlengruben wegen Mangels an Grubenholz wesentlich eingeschränkt werden muß, und das hat wieder zur Folge, daß bald die Kohle für die eigenen Schiffe knapp werden wird. Die Verluste der englischen Flotte sind außerordentlich empfindlich, und in Reederkreisen werden die größten Besorgnisse gehegt. Die englische Flotte schmilzt durch die Angriffe der Unterseeboote, denen kein wirksames Mittel entgegengestellt werden kann, immer mehr zusammen. In ersten Kreisen Londons und Liverpools bestehen die ernstesten Befürchtungen, daß England die tatsächliche Aussperrung der Zufuhr, welche Deutschland durch seine Unterseeboote erreicht hat, nicht lange mehr aushalten kann und zum Frieden gezwungen sein wird.

An der französischen Front meutern ganze Regimenter. Welche Stimmung dort herrscht, kann nicht deutlicher bezeichnet werden, als durch einen langen Armee-Erlaß, zu dem sich der neue Oberkommandierende, General Pétain, vor der letzten französischen Offensive veranlaßt gesehen hat, um den beginnenden Zusammenbruch aufzuhalten. Er stellt darin den französischen Soldaten die ihnen im Falle eines deutschen Sieges drohende Sklaverei in bewegten Worten vor Augen und gibt sich redlich Mühe, die Unehrlichkeit des deutschen Friedensangebots den mißtrauisch gewordenen Poilus auseinanderzusetzen. Aber wir haben auch unmittelbare Beweise, daß Gehorsamsverweigerungen und Meutereien ganzer Regimenter, ja ganzer Divisionen in der Armee des Herrn Pétain keine Seltenheiten mehr sind.

In Rußland ist es anglo-amerikanischer Erpresserpolitik gelungen, das ihnen von der eigenen Regierung — mit dem internationalistisch-pazifistischen „Ge-

nossen" Kerenski als Diktator — ausgelieferte Volk unter reichlicher Anwendung von Artillerie in eine neue Offensive zu kartätschen. Aber es sieht dort doch etwas anders aus, als Reuter lügt und Michel glaubt. Hat sich auch die sogenannte Provisorische Regierung aus klingenden Gründen unter Englands Vormundschaft gestellt — die Masse des russischen Volkes ist weder für neue Offensiven noch für die englische Freundschaft zu begeistern. Das hat niemand früher und klarer erkannt als die klugen Engländer selbst. Sie sorgen sich bitter um diesen ungebärdigen, aber immer noch recht robusten Schützling, dem sie mit Recht die absonderlichsten Seitensprünge zutrauen. Dazu kommt — wieder ein unverdientes Gottesgeschenk für uns! — die Unabhängigkeitserklärung der Ukraine. In gewissen deutschen Blättern wird bestritten, daß die Unabhängigkeitserklärung ihre Spitze gegen Rußland kehre — diese Blätter müssen dann über sehr unsichtige Quellen verfügen. Es ist doch wohl selbstverständlich, daß die Ukrainer, ohne unmittelbaren Zwang und einen festen Rückhalt am Deutschen Reiche oder an den Mittelmächten zu haben, nicht schlankweg Rußland den Krieg erklären wollen, daß sie zunächst die Ernte, die ihnen heute nicht bestritten werden kann, in ihre Scheuern schaffen. Aber bis zu dieser Grenze, bis zur Kriegserklärung, haben sie es kommen lassen, und wenn die „Provisorische" mit ihrem Kerenski (der übrigens trotz seines seit Monaten auf die Stunde angekündigten Ablebens als todkranker Märtyrer immer noch das russische Riesenreich rüstig durchquert) nicht vorsichtig-heuchlerisch nachgegeben hätte, wäre es selbst dazu gekommen! Welche unabsehbaren, vielleicht den ganzen Krieg entscheidenden Hilfsmittel wären uns erwachsen, wenn unsere Politik hier den Boden vorbereitet, sich zu Entschlüssen aufgerafft, die Befreiung der Ukraine, in dem gegebenen günstigen Augenblicke, ja schon von Anfang an, auf ihre Fahne geschrieben hätte! Noch heute läßt sich manches nachholen. Wenn wir aber auch jetzt noch länger abseits stehen, dann ist es todsicher, daß England „das Geschäft machen" wird. In dem Augenblicke, in dem es glaubt, die Hoffnung auf eine wirksame Unterstützung Rußlands — vorläufig — unterordnen zu müssen, wird es sich — daran ist kein Zweifel — auf seine bewährte Rolle als „Beschützer der kleinen Nationen" besinnen und dann auch die Ukraine gegen uns und gegen die Russen auszuspielen versuchen, wobei es England gar nicht darauf ankommen wird, die Ukraine gelegentlich wieder an Rußland zu verkaufen, wenn es ihm nützlich scheint. So würde es zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, oder es müßte ein so hartnäckiger Esel sein, wie Genosse Michel, was es zu unserem Schaden leider nicht ist.

Was die Ukraine bedeutet, davon haben die meisten Deutschen leider auch heute noch kaum eine Ahnung. Die frühere deutsche, richtiger preußische Anbetung Rußlands verhinderte schon von Amts wegen jede geistige Berührung mit der Geschichte, der Eigenart und Kultur der von Rußland unterjochten fremden Volksstämme — mit Ausnahme Polens. Wenn schon der junge Deutsche auf deutschen Schulen über die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands, Kurland, Livland und Estland, kaum noch belehrt wurde, daß diese Lande ehemalige deutsche Reichslande, die älteste deutsche Siedelung mit uralter deutscher Kultur, deutschen Schulen, deutscher Rechtsprechung, deutscher Verwaltung waren; ihre Städte deutsche Hansestädte — wie sollte da der deutsche Junge oder das

deutsche Mädchen etwas von der Ukraine wissen! Und doch ist die Ukraine mit einem Volke von 30 Millionen das fruchtbarste, an Bodenschätzen jeder Art ergiebigste Land Europas! Dazu lieferte es dem treulosen Moskowiter die Kerntruppen, nachdem es seiner List und Tücke erlegen war.

Man erwäge, was ein freundschaftliches Verhältnis, ein Bündnis mit einem ukrainischen Staate und Volke bedeutet hätte und noch jetzt — es ist noch nicht zu spät! — militärisch und politisch bedeuten könnte! Aber eine „ukrainische Frage" gab es ja nach offizieller Lesart nicht. Es gab auch keine baltische Frage und keine finnländische Frage — nur eine polnische! Für die Polen wurde eine Extrablutwurst — etwa aus polnischem Blut? — gebraten: das unabhängige Königreich Polen; die Ukraine, die baltischen Provinzen, Finnland ließ man links liegen. Ausschließlich Hindenburgs und Ludendorffs und ihrer Tapferen Verdienst ist es, daß auch nur eine kurländische Frage erörtert werden durfte, weil nun einmal Heeresleitung und Heer sich nicht hatten davon abhalten lassen, Kurland in Besitz zu nehmen und, trotz in Berlin gestammelter Entschuldigungen wegen aus Versehen erfochtener, aber bedauerlicher deutscher Siege, in fester Hand zu behalten.

Schämen muß man sich für Genossen Michel, wenn man finnische Stimmen hört. Dieses uns fremde Volk schätzt uns höher ein, setzt größeres Vertrauen in unseren Willen und in unsere Kraft als — Genosse Michel. Es ist die sozialistische finnische Zeitung „Kasan Tayro" („Der Volkswille"), die der Entente derbe Wahrheiten unter die Nase reibt, wie diese: „Krieg bis zum siegreichen Ende — dies ist das von den Regierungen der Entente in den vergangenen Kriegsjahren unzählige Male hervorgehobene Kriegsziel, zu dem das eine Volk nach dem anderen zu der Schlachtbank hingepeitscht worden ist. Belgien, Serbien, Montenegro, ein Teil Frankreichs, Rumänien und Rußland sind zertreten, einmal um das andere sind Riesenvorstöße erneuert worden, und ein Gewinn von einigen Kilometern ward mit Opfern von Millionen Menschen erkauft. Die Hungersnot kam, die Streiks setzten ein, die Arbeiter erhoben sich, die Revolution brach aus, die revolutionären Parteien arbeiteten für Friedensunterhandlungen in Stockholm. Und all dem zum Trotz proklamieren die Ententeregierungen durch die Vermittlung der französischen Regierung noch einmal: Krieg bis zum siegreichen Ende! Die ganze Schuld an der Fortsetzung des Krieges haben die imperialistischen Bestrebungen der Ententemächte. Das Geschrei über Kriegsentschädigungen, Wiedereroberung verlorener Gebiete und Eroberung neuer Gebiete nennt das finnische sozialistische Blatt ‚unbegreifliche blödsinnige Worte'."

Die Kriegsereignisse werden in den finnischen Zeitungen in richtiger, nicht ententefreudig gefärbter Beleuchtung dargestellt, die Äußerungen deutschfreundlicher schwedischer Zeitungen oft wörtlich wiedergegeben. Über die irische Frage sowie das Wirken Sir Roger Casements und insbesondere über seine Schriften werden eingehende Berichte veröffentlicht. Die Tätigkeit der Liga der unterdrückten Völker Rußlands im Ausland wird geschildert usw. Bezeichnend ist auch, daß zwei Verleger in Helsingfors unter den jetzigen freien Verhältnissen sogar deutsche Kriegsliteratur in finnischer Sprache herausgeben, wie das Möwe-Buch des Grafen Dohna, die Feldberichte Hauptmann Bölckes, Emden und

Ayesha von Helmut von Mücke u. a. m. Andererseits mußte wiederum das Erscheinen einer ententefreundlichen Kriegsschilderung schon vor einem Jahre wegen Mangels an Abnehmern eingestellt werden.

Der finnische Landtag hat erklärt, daß die neue russische Regierung nicht die Befugnis habe, über Finnland zu bestimmen, und daß einzig und allein der Senat und der Landtag die Regierungsmacht im Lande auszuüben habe. Dies wurde von dem größten Teil unserer Presse fälschlich als Unabhängigkeitserklärung Finnlands aufgefaßt. Einer solchen bedarf es, wie in der „Deutschen Tageszeitung" richtig festgestellt wird, infolge des ganz eigenartigen Verhältnisses zu Rußland gar nicht. Mit diesem verband Finnland eine reine Personal- und beschränkte Realunion. Der russische Zar, nicht aber seine Regierung, war als Großfürst von Finnland im Lande machtbefugt. Diese Machtbefugnisse konnten auf die provisorische russische Regierung, die vorläufig in gar keinem Vertragsverhältnis zu Finnland steht, nicht übergehen. Die einzige mit Rußland bestehende Verbindung (die auch im bisherigen Verhältnis verfassungsgemäß vorgesehen war) ist die Gemeinsamkeit der diplomatischen Vertretung im Ausland.

Welche Dunkelmänner aber bei uns am Werke sind, das beleuchtet ein Aufsatz einer die politische „Aufklärung" in Deutschland durch massenhafte honorarfreie Versendung ihrer Erzeugnisse besorgenden Korrespondenz. Dort leistet sich der Verfasser folgenden Schluß auf die Ereignisse in Finnland: „Unterläßt es der Landtag (was bei der ablehnenden Haltung der Russen wohl möglich wäre), dieses Gesetz (der Selbständigkeitserklärung) verfassungsgemäß der Provisorischen Regierung in Petersburg zur Bestätigung vorzulegen, dann bedeutet der finnische Beschluß nicht mehr und nicht weniger als eine revolutionäre Handlung."

Der Landtag, der der provisorischen russischen Regierung die Machtbefugnis abspricht, denkt gar nicht daran, dieser die gefaßten Beschlüsse zur Bestätigung vorzulegen. Von einer revolutionären Handlung da zu reden, läßt auf völlige Unwissenheit oder auf bestellte Arbeit schließen.

Durch solche „Nachrichtenstellen" wird Genosse Michel „informiert" und „orientiert"! Und die breite Öffentlichkeit hat nichts dagegen, teils weil sie es selbst nicht besser weiß, teils weil es ihr gerade in den Kram paßt, eine solche Auffassung an der Herrschaft zu sehen. Aber auch Finnland darf uns nichts weniger als gleichgültig sein. Wir sollten uns doch von der hypnotischen Zwangsvorstellung befreien, daß nur Großmächte, nur die ganz großen Mächte in der Politik wie im Kriege in die Wagschale fallen, daß nur sie allein zählen. Wie erfolgreich arbeitet doch England mit den „kleinen Nationen"! Ob mit Zuckerbrot oder mit Peitsche — gleichviel: es weiß sie zu schätzen und zu nehmen. Und wir? — erleben's am eigenen Leibe. Oder war unsere Kriegspolitik nicht ängstlich bemüht, uns das Wohlwollen — nein, das gab es ja schon lange nicht mehr! —, nur die formelle Neutralität der „kleinen Nationen" zu erhalten? Ohne deren Dienstbarkeit, den England zur Verfügung gestellten „neutralen" Schiffsraum und sonstige freiwillige oder unfreiwillige Begünstigungen in „idealer Konkurrenz" mit dem nötigenfalls erpreßten Übergang in sein Kriegslager, könnten wir heute schon mit

England eine andere Sprache reden. Es gibt neben den absoluten Größen auch relative, und jede absolute Größe wird bedingt durch eine Reihe ineinandergreifender, sich zur Kette schlingender relativer Größen. Bei Gott ist die Kette vollzählig und immanent, beim Menschen, dem einzelnen wie dem Staate, nur unvollzählig und von außen her zu erwerben: — „Erwirb es, um es zu besitzen.“ Da wir es hier aber mit sehr menschlichen Dingen zu tun haben und die Stunde ruft, so genüge die Frage: Welchen besseren Schutz nach Osten und nach Westen könnten wir uns schaffen, als den durch eine befreundete unabhängige Ukraine und ein gleich befreundetes unabhängiges Finnland, denen noch die dann dem russischen Machtbereiche entzogenen baltischen Lande nebst Litauen, etwa als deutsches Reichslehen (nach dem geschichtlichen Vorbilde des polnischen Lehnsherzogtums Kurland), zur Seite treten würden? Dann, aber nur dann könnte und würde sich auch ein Königreich Polen von der mehr oder weniger bitteren Notwendigkeit eines bedingungslosen Anschlusses an einen mitteleuropäischen Staatenbund überzeugen lassen.

Dies alles ist noch zu haben — das „Noch“ muß freilich dick unterstrichen werden. Unsere U-Boote haben alle Erwartungen übertroffen, Hindenburg und Ludendorff sind ihrer Sache sicherer denn je und machen — diese jede Möglichkeit erwägenden, peinlich gewissenhaften Männer — auch gegen die Herren Parlamentarier kein Hehl daraus. Was tut aber eine sogenannte Mehrheit der Parlamentarier? Sie macht mies, sie verliert die Nerven so völlig wie den Kopf, sie ergibt sich — gleichviel, wie die militärische Lage am Kriegesende beschaffen sein möge — mit selbstgebundenen Händen angstschlotternd dem Feinde, der von diesem Spektakel selbst zunächst sprachlos überrascht ist, dann dem Genossen Michel das Ding derb um die Ohren schlägt, weil er es im Grunde doch für groben Schwindel hält, da es sonst vom deutschen Standpunkte aus ja auch völlig unbegreiflich wäre.

Ein sich zu Tode blutendes, darbendes Volk, ein von der ganzen Welt bedrohtes und bedrängtes Vaterland für einen — Ministersessel! Die kleinen Gernegroßen blähen sich auf — daß sie platzen möchten! Wer von Sklaveninstinkten beherrscht wird, dem ist es ja einerlei, wem er Sklavendienste verrichtet. Wenn er nur als Sklave über andere Sklaven die Fuchtel schwingen darf. Und was tun sie sonst? Sie vertrödeln die Zeit, die so viel Blut kostet, die so viel Elend an ihren welken, leeren Busen sich großhungern läßt. Das Elend derer, deren Fürsorge sich diese Parlamentarier doch haben patentieren lassen. Gerade die Miesmacher, die Genossen Michel nicht genug bange machen können vor den Rüstungen Amerikas — sie selber lassen es kalten Blutes darauf ankommen, indem sie ihren Brüdern an der Front und hinter der Front die zu ihrer Notwehr und Notdurft unentbehrliche Kriegsanleihe so lange verweigern, bis sie die Befriedigung ihres höchstpersönlichen Größenwahns, ihrer schäbigen Streber- und Machtgelüste von einer Regierung erpreßt haben, die in der wenig beneidenswerten Lage ist, sich mit der Konkursmasse einer Bethmann-Politik abfinden zu müssen. Kann, darf man es wirklich Männern, die als Volksvertreter in den Deutschen Reichstag gewählt und auch nach der Reichstagswahl nicht als unzurechnungsfähig erklärt worden sind, zumuten, daß sie keine Ahnung

hätten, wie ihr Auftreten auf unsere Feinde, aber auch auf das noch neutrale Ausland wirkt, nur wirken kann und muß? Daß sie selber glauben, mit ihren von Fall zu Fall nur immer angeekelter abgewehrten Anschmeißungsversuchen unter gleichzeitiger Kreditverzögerung, Drohungen mit Kreditverweigerung, ja mit — der offenen Revolution, mit der Straße, an den eigenen Staat uns den Frieden zu bringen? Dies zu glauben gibt es nur eine Möglichkeit: daß nämlich der Feind uns den Frieden vorschreibt und wir diesen Frieden gehorsam und ohne Murren so herunterschlucken, wie er uns vom Feinde verabfolgt wird. Dieser Gedankengang, um nicht zu sagen Wunsch liegt ja auch den maß- und tonangebenden Führern unserer Internationalisten nicht allzu fern. Was heißt: „deutsches Volk“? Was heißt: „deutsches Vaterland“? Geschäft ist Geschäft, und Macht ist Macht. Kann schon sein, daß Hindenburg und Ludendorff recht behalten — sehr wahrscheinlich sogar. Kann schon sein, daß die deutschen U-Boote saubere Arbeit gemacht haben, bevor Amerika mit Todesverachtung in den Krieg eingreift — was nicht einmal so ganz einfach liegt, denn Amerika denkt bei seinen Rüstungen vielleicht noch mehr an Japan als an Deutschland. (Nebenbei: daß Japans Annäherungsversuche noch im Kriegsjahre 1914 von unserer — hoffentlich — nun endgültig verflossenen „Politik“ vor den Kopf gestoßen werden konnten, ist einer der verhängnisvollsten, zugleich aber auch — unfreiwilligsten Fehler dieser „Politik“.) Also: der deutsche Sieg ist möglich, wahrscheinlich sogar. Aber was haben wir, wir Internationalisten davon? Wir fürchten einen entscheidenden deutschen Sieg, weil ihm ein deutscher Friede folgen würde. Nach einem deutschen Frieden würde aber der deutsche „Nationalismus“ und Monarchismus kühner denn je sein Haupt erheben, würde der deutsche Geist herrschen und nicht der „internationale“, in dessen Wassern allein wir uns wohl fühlen, unbeschränkte Freiheit für unser Geschäft und unser „Ausleben“ genießen, zu höchstem Ansehen, zu höchster Macht die letzten Staffeln erklettern können. Also darf es keinen deutschen Sieg und keinen deutschen Frieden geben. Also: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ „Seid umschlungen, Millionen“ (Millionen? Dabei läßt sich schon was denken), „diesen Kuß der ganzen Welt!“ Und Genosse Michel — „ein treuer Knecht war Fridolin“ — vereinigt sich und läßt sich — umschlingen.

Schonungslos, aber klatschend geißelt ein Zentrumsblatt, der „Regensburger Anzeiger“, diese Narretei oder Verräterei — nur eines von beiden kann hier in Frage kommen —: „Nicht leicht hätte die deutsche Michelei einen größeren Triumph feiern können als durch die neueste Aktion der Reichstagsmehrheit. Liest man die famose Friedensresolution jetzt in aller Ruhe durch, dann kann man sich des Empfindens nicht erwehren, daß hinter einer pathetischen Gebärde und einem dramatischen Wortschwall der deutsche Michel in seiner ganzen Armseligkeit steht und mit zitternden Knien und bebender Stimme die geehrten Herren Feinde alleruntertänigst um Frieden anbettelt.“

Und in dieser jämmerlichen Verfassung will man etwa als auch nur Gleichberechtigter mit den andern in „Friedensverhandlungen“ treten? Als ob mit Schnorrern und Bettlern überhaupt verhandelt würde! Der vornehme Herr Kommerzienrat läßt ihnen allenfalls einen Fünfzigpfenniger zwischen Tür und

Angel einhändigen, — dann aber raus! — Genosse Michel soll sich nur brav den Spiegel begucken, vielleicht gehen ihm dann endlich die Augen auf, welche Gestalt er machen könnte und welche er in Wirklichkeit macht.



Arbeiter · Von Else v. Holten

Staubig und müde, früh die Schultern eingebogen,
So ziehen sie in Reih'n
Im letzten Abendschein,
Die nichts von diesem Sommertag in ihre Lungen sogen.

Der Hämmer Schlag, der dröhnend sie umflogen,
Beizender Rußgeruch betäubt sie noch im Gehn,
Und bitter sehn
Sie nach den Glücklichen, die Wald und Flur durchzogen,

Bis sie am Sonntag, schwerer Fron entbunden,
Hinstarren auf die langersehnte Zeit,
Und im entstaubten Kleid
Genießen kurz bemessne Feierstunden

Im Bierlokal, betäubt von fremdem Wesen,
Die Sehnsucht im erwachten Blut:
Mit keckem Mut
Sich jede Freude wahllos aufzulesen.

Sie alle zogen aus, sie ließen Weib und Kinder
Dem ungewissen Los
Und gingen ernst und groß
Dem Tod entgegen, stille Überwinder.

Sie alle türmen kämpfend jetzt im heil'gen Wall die Leichen
In Nord — Ost — West und Süd,
Und ihre Lippen murmeln müd:
„Nicht eine Handbreit Boden war uns eigen!"

Gebt ihnen eignen Grund, auf dem sie stehn;
Fühlt ihres Lebens Härten,
Und laßt in grüne Gärten
Die Augen ihrer blassen Kinder sehn!

Gebt ihnen für die Heimat auch Verstehn.
Heimlosen schafft ein Haus,
Daß sie voll Hoffnung aus
Sonnigen Fenstern in das Land der Zukunft sehn.



Krummstiebel
Von Julius Kreis

Dieser Krieg führt manchen zum Kommiß, dem es nicht an der Wiege gestanden ist, daß er jemals eine Knarre tragen soll.

Eines Tages sah man ihn — nachträglich hereingeschneit — vor der Depot-Schreibstube, und er war dem jungen Gemüse, das vor acht Tagen noch de- und wehmütig an derselben Stelle gestanden, ein ergötzliches Schaustück.

Dem gegenüber fühlte man sich als alter, erfahrener Mann.

Das sah man dem Kerl da ohne Brille an, daß er zum Soldaten taugte wie ein Kalb zum Rennpferd. Der abgetragene Zivilanzug war ihm etwas knapp, und aus den Ärmeln reichten die roten, knochigen Hände bis weit über das Handgelenk heraus.

Alles saß — trotz einer unverkennbaren Liebe zu Ordnung und Peinlichkeit — lächerlich an der hageren Figur.

Die Augen, vor denen eine dickglasige Brille blitzte, blickten verlegen über die Schar der jungen Soldaten hinweg, die über die Stiege heraufdrängten, und auf dem Gesicht stand ein wenig Qual und Ärger über die vielen neugierigen, spöttischen Augen.

Er fühlte das selbst: er war keine Gardefigur. —

Der Kammerunteroffizier schmiß ihm, ärgerlich über die Störung und weil sich lange nichts Passendes fand, die Gewandstücke hin, und der Feldwebel sagte, um kein Haar rosiger, zum Unteroffizier der 5. Korporalschaft: „Was machen wir denn jetzt! Himmelherrgott, immer diese Extrawürschte!"

Er riß die Tür von Stube 9 auf: „Gefreiter Müller!"

„Herrr Feldwebel!"

Ein baumlanger Schlacks kam im Laufschritt angeschwirrt, knallte die Hacken zusammen und riß mit dem schneidigen Ruck, in dem ein klein wenig Regimentseigentümlichkeit stak, die Hände an die Hosennaht. Bewundernd sah August Ledermann, der neue Rekrut, auf so viel Schmiß.

Wer das nur könnte! So wird er es bei aller Mühe nie fertigbringen! Doch richtete er sich straffer empor.

„Müller," sagte der Feldwebel zu dem Gefreiten, „heute, morgen, meinetwegen auch übermorgen sorgen Sie dafür, daß dieser Ledermann die acht Tage einholt, die er versäumt hat: Stillgestanden, Wendungen, Haltung und das bißchen Dreck, das die andern voraushaben. Und Sie", wandte er sich an den neuen Rekruten, „verschwinden in Ihre Stube Nr. 99 und bringen Ordnung in Ihren Kram. In zwei Stunden treten Sie unten am Hoftor beim Gefreiten Müller an."

Dann begann für Ledermann die Einzelausbildung in einer entfernten Hofecke. Weit weg von ihm übten die Rekruten im Korporalschaftsverband, dann und wann sogar schon im Zug bei den Unteroffizieren.

Sie hatten zum erstenmal das Gewehr in Freiluft bei sich und hin und wieder schmetterte das Kommando eines ungeduldigen Abrichters lauter als sonst über den kiesigen Hof zu August Ledermann herüber.

In drei, in vier Tagen sollte er mitten darunter sein. Ein Gefühl tiefer Verlassenheit und Ohnmacht überkam ihn. Er würde sicher von den andern abstechen, auffallen, unangenehm natürlich!

Der Gefreite Müller indes war kein Unmensch. Er hämmerte diesen August Ledermann in einer ganz gemütlichen Art, ohne Hast und Aufregung, aber mit zäher Stetigkeit, zurecht.

„Stillgestanden! — Rührt euch!"

„. . . Und beim Stillgestanden drandenken: die Gesäßbacken zusammen. Sehn S', so! Stillgestanden! — Rührt euch! — „Stillgestanden!"

Schon am zweiten Tag war Müllers Urteil über seinen Zögling fertig: das war entschieden der Krümmste unter den hundert Neuen. Darüber gab es keinen Zweifel.

Der Gefreite Müller trocknete sich die nasse Stirn. Der machte einem aber ordentlich warm! — Na, denn wieder los! — Stillgestanden!

Am dritten Tag wurde die Ausbildung Ledermanns offiziell besichtigt. Der Leutnant kam, sah ein Weilchen zu, schüttelte den Kopf, bemängelte und verbesserte. Aber wenn er die Kopfhaltung Ledermanns ins reine gebracht hatte, dann standen die Pedale dieses Unglücksraben wieder unter aller Kanone, und wenn die Fußstellung endlich glückte, dann hatten mittlerweile die Arme wieder vollständig versagt . . .

Es war einfach zum Verrücktwerden! Und der Leutnant sagte dann endlich verstimmt: „Sie scheinen aber auch ein rechter Krummstiebel zu sein!" Und ging säbelrasselnd weg.

Wie beneidete Ledermann die jungen Kameraden auf seiner Stube, diese behenden, kraftstrotzenden Burschen, die, wenn er nach dem Dienst todmüde auf seinem Schemel saß, noch Lust und Kraft zu allerhand Tollheit hatten, und denen der harte, strenge Dienst, wenn er hinter ihnen lag, keine Sekunde mehr nachhing. Aber so war es bei ihm immer schon gewesen: Von frühester Kindheit an schleppte er an seinem schweren Blut, trug er eine seltsame Unbeholfenheit, ja Hilflosigkeit an sich, die ihn bei allen Dingen des Lebens meist zur Passivität, zum Träumen und zur Einsamkeit bestimmte.

Er fand auch hier in der Kaserne keinen Anschluß, und die Burschen, die meist um einige Jahre jünger waren, sahen in seinem stillen, scheuen Wesen, in seinem „Sie"-Sagen und seiner Höflichkeit Hochmut heraus und ließen ihn allein.

Dann kam der Tag, da er bei den andern eingereiht wurde; er bekam das unheimliche, komplizierte Instrument, das Gewehr in die Hand und fühlte sich unsäglich hilflos und verlassen.

Der gutmütige Müller war verschwunden, ein fremdes Gesicht stand ihm gegenüber, eine harte Stimme kommandierte, man hatte hier nicht Zeit, hundertmal zu wiederholen, was hundertmal gesagt und gerügt worden war, und wenn er durch seine Ungeschicklichkeit immer wieder eine Wendung, eine Schwenkung

umwarf, einen Gewehrgriff verpatzte, da kam es wohl vor, daß der Unteroffizier ungemütlich wurde und in einem herzhaften Fluch dem gepreßten Herzen Luft machte.

Eines Nachmittags ging es an die Hinderniswände.

„Daß mir die Sache klappt", sagte der Feldwebel. „Der linke Mann jeder Rotte hebt die Hand, und erst dann kommt das Bein herüber."

„Unteroffizier Strähhuber, machen Sie's mal diesen Rekrutengesichtern vor. — Rührt euch!"

Der Unteroffizier, ein schlanker, sehniger Mensch, nahm Anlauf, schwang sich mit kurzem, sicherem Schwung an der Wand in den Stütz, dann empor, und hob dann die Hand und sah nach rechts, wo in der Rotte die drei Nebenmänner sich stützen. Dann schwang er leicht und elegant das gestreckte Bein über und saß im Reitsitz auf der Wandkante. Wieder hob er die Hand, und mit einer Wendung war er wieder im Stütz auf der Gegenseite. Und wieder die Hand. Und leicht und federnd sprang er ab.

Und die Rotten liefen eine nach der andern an und setzten schlecht und recht über die Wände. Mancher würgte und strampelte und klomm, daß er rot wie eine Pfingstrose wurde, aber es ging.

„Nur recht fest wollen!" rief der Feldwebel. „Nur denken: ich muß, ich muß, ich muß . . .! Kinderei, so was! Ja, wollen Sie jetzt endlich hinauf, Sie . . . Wollen Sie jetzt endlich einmal die Liebenswürdigkeit haben — natürlich, dieser Ledermann!"

Aber Ledermann hatte nicht die Liebenswürdigkeit. Und so sehr er sich sagte: ich muß, muß, muß, muß, so sehr er glühte und schwitzte und stemmte — es ging nicht.

Seine drei Nebenleute saßen triumphierend auf der Kante und schielten aus den Augenwinkeln hinunter. Hinten grinsten sie, die noch anstanden, und die Unteroffiziere rissen faule Witze.

Der Feldwebel kam herbei. August Ledermann verdoppelte seine Kraft, sprang an, hing an der Kante, und drückte und schob sich empor, und dann verließ ihn die Kraft, und er hing wieder wie ein nasser Lappen an der Wand.

Der Feldwebel stieß seine Plempe auf den Boden und sagte: „Aber da hört sich doch alles auf. Was glauben Sie denn eigentlich, Sie Ledermann! Da fehlt's am Willen! Aber jetzt dalli! Wenn ich bitten darf!"

Der Rekrut zitterte. Sein Atem ging keuchend, und da sagte der Feldwebel ganz milde: „Also, schnaufen Sie mal erst auf. Das is ja 'ne Kinderei, diese Wand!" Und er lupfte ihn beim neuen Versuch an der Hose empor. „Deubel nochmal, sind Sie ein Mannsbild!"

Das war ein böser Tag für August Ledermann gewesen, ein Tag voll Anstrengung, Spott, Beschämung, und zuletzt hatte ihn der Leutnant herbeigerufen und ordentlich angehaucht.

„. . . Schämen Sie sich denn gar nicht, der Krümmste und Schlappste zu sein!"

O ja, Ledermann schämte sich wohl. Es war eine brennende Scham, er

fluchte seiner Schwäche, seiner Unbeholfenheit. In irgendeinen Winkel hätte er verkriechen mögen.

Und morgen . . .

Und übermorgen und alle die folgenden Tage sollte das so weitergehen.

Ja, der Dienst, die Anforderungen würden strenger werden, und er mußte mit, mit, da half ihm nicht Himmel noch Hölle.

Er begegnete dem Feldwebel im Flur. Der hatte sich schon zum Abendausgang fertig gemacht, eine Zigarre angebrannt und war guter Laune. Er winkte den Rekruten zu sich: „Na, Ledermann, es ist Ihnen heute dick eingegangen! Es wird mit der Zeit schon werden. Reißen Sie nur Ihre Knochen zusammen, Sie sind jetzt einmal Soldat und da wird Ihnen nichts geschenkt, kann Ihnen nichts geschenkt werden. Und wenn Sie dann und wann angehaucht werden, das ist nicht so schlimm, das is mal so beim Kommiß! 'n Abend!"

Diese Rede des Feldwebels hob den Mut und die Stimmung Ledermanns wieder um ein Beträchtliches. Das wollte er dem Feldwebel nicht vergessen! Und Ledermann schwor sich, ein brauchbarer Soldat zu werden . . .

An diesem strahlenden Sonntagnachmittag lag die Kaserne still und leer. Der Schritt hallte in den einsamen Gängen, die Wachen gähnten in der dumpfen Stube am Tor und räkelten sich auf den Pritschen. An den rückwärtigen Fenstern hingen Wäschestücke zum Trocknen an der Sonne, und der kiesige Hof lag weiß und heiß in der grellen Hitze. Keine Seele ließ sich sehen. Vom obersten Stockwerk herab pfiff einer einen alten Gassenhauer. Aber er hörte bald wieder auf und schmiß sich auf die Klappe, seinen Kasernenarrest zu verschlafen.

In Ledermanns Stube war alles ausgeflogen und trug die Sonntagsuniform hinaus in die Stadt, in die Biergärten und Anlagen, zu den Mädchen und Freunden.

August Ledermann war daheimgeblieben. Er saß im Drillich an dem narbigen Tisch und schrieb seiner Mutter in die Ferne: . . . Es geht mir ganz gut. Der Dienst ist streng, aber ich halte es aus . . .

Dann aber stieg er die Treppe hinab und trat in den totenstillen, heißen Hof hinaus. Er sah sich nach allen Seiten um. Hier war er unbeobachtet. Und nun ging er mit Feuereifer daran. Wie hatte Haas, der Strammste im Depot, ihm heute morgen die Sache erklärt: nur ganz dichte ran an die Wand und dann Kniebeuge und Sprung und nicht mehr nachgeben, wenn der Ellbogen droben ist.

Spaß!

Und Ledermann rannte an. Fünfmal, sechsmal und kein Erfolg! Der Schweiß rann ihm in die Augen, setzte sich salzig in die Mundwinkel, die Muskeln schmerzten. Doch der Rekrut biß die Zähne zusammen und nahm einen neuen Anlauf. Mit einer wahren Wut packte er es. — Nein, so ging das nicht. Er setzte ein Weilchen aus. Ganz kalt, ganz überlegt mußte man die Sache nehmen. Ganz kalt.

Und wieder mußten Wille und Muskel ihre letzte Kraft hergeben. Und es gelang. Er war oben. Er spürte in seinen Händen das Zittern, er spürte das Herz im Hals pochen, ganz mechanisch schwang er das rechte Bein über die Kante,

aber es wollte gar keine rechte Freude in ihm aufkommen. Es wurde ihm ganz plötzlich rot vor den Augen. Der weiße weite Kasernenhof drehte sich, schwankte, ein Schwindel überfiel ihn, und eine heiße Blutwelle stieg in ihm empor. Dann fiel er wie leblos von der Wand und blieb in der Lohe liegen.

Spät abends fand ihn der Furier, der in der Remise nach einer Schaufel suchte. Man brachte ihn ins Revier, und August Ledermann starb noch in derselben Nacht. Ein Hitzschlag schien das Ende herbeigeführt zu haben . . .

„Ja," sagte der Feldwebel und räusperte sich, „wenn Herr Leutnant meine Meinung hören wollen: Er war ja ein Krummstiebel, aber es steckte was in ihm drin."



Baltenland · Von Alice Weiß-v. Ruckteschell

Das blasse Weib mit den sturmzerflatterten Haaren
Sitzt nun am Meere seit aberhunderten Jahren.
Ihre Hände halten wohl einer Fahne Stange,
Aber die Fahne ist blutigrot, und zerfetzt ist sie lange.

Eine Leier von Golde lehnte zu ihren Füßen,
Aber die letzte Saite ist auch zerrissen,
Und kein Sang und kein Klang ist mehr in ihrem Munde,
Und ihr Auge schaut dunkel und bang, wie Mitternachtsstunde.

Nur im Grund ihres Herzens lebt eine verlorene Weise,
In der Stunde tiefsten Schmerzens singt sie ganz leise.
Klagend hallt ihrer Stimme Laut, wie das Klirren kristallener Scherben:
„Ach, vergessen zu werden, ist tausendmal schwerer als Sterben!"

Wohl durch die schwarze Nacht in nebelhaft weiter Ferne,
Aufgeht in funkelnder Pracht der köstlichste aller Sterne.
Und ihr Herze schlägt heiß und bang, ob er Erlösung brächte,
Und ihr Auge schaut fragend lang in das Dunkel der nordischen Nächte.

Und im Grund ihres Herzens erwacht eine alte Weise,
In der Stunde tiefsten Schmerzens singt sie ganz leise:

„Durch der Wolken Wettergewand, über schaumkronige Wogen,
Leuchtend Segen in jedes Land, kommst du zu mir gezogen?
Morgenstern du des Lichts, mit deinem Jubelgefunkel,
Trifft dein segnender Strahl bis in mein trauriges Dunkel?

Siehe — es singt nur der Wind meinen nimmer endenden Qualen,
Meine Augen zersehnen sich blind nach lichtenden Strahlen.
Meiner Stimme Klang ist nur wie ein Klirren kristallener Scherben —
Ach! vergessen zu werden, ist tausendmal schwerer als Sterben!"



„. . . . . . und war das Essen tadellos!“

Von Ernst von Wolzogen

So zu finden in den brieflichen Äußerungen eines jeden Durchschnittsdeutschen unserer heroischen Gegenwart.

Es sei ferne von mir, mich in müßig ästhetischer Heuchelei darüber zu entrüsten, daß seit zwei Jahren des Leibes Nahrung und Notdurft im Gespräche selbst der höchststehenden Deutschen einen Raum einnimmt, wie früher kaum in den Unterhaltungen sorgenvoller Hausfrauen. Die Magenfrage ist so wichtig geworden, daß selbst des Denkers Hirn sich notgedrungen damit befassen muß, und daß das Reden davon nicht mehr wie früher als geschmacklos, unmanierlich und groben Materialismus verratend gebrandmarkt werden darf. Während in friedlichen Zeiten die Männerwelt aus gemischter Gesellschaft sich seufzend oder überlegen lächelnd beiseite drückte, wenn die Frauen ihre eifrigen Verhandlungen über Dienstboten- und Futternöte eröffneten, so nehmen sie jetzt begreiflicherweise ernsthaft daran Anteil, denn die gemeinsame Not hat das Wunder bewirkt, daß jetzt die fremdesten Menschen mit vollem Gemüte den Klagen jedes beliebigen Landsmannes ihre Aufmerksamkeit schenken in der Gewißheit, bei ihm ein ebenso geneigtes Ohr für die seinigen zu finden. Wenn heute jemand erzählt, er habe gestern Gänsebraten gegessen, so steigt er in der Achtung und im Neid seiner Zuhörer nicht weniger als früher ein Mann, der von einem großen Lotteriegewinnst oder einer Orientreise zu berichten wußte. Solange die Magenfrage eine so hochpolitische Angelegenheit ist, brauchen wir uns um so weniger unseres vielen Geredes und Geschreibes darüber zu schämen, als wir darin tatsächlich eine wohltätige Entspannung finden für den heldenhaft verhaltenen viel größeren Jammer, der seit drei Jahren an unserer aller Nerven nagt.

„. . . und war das Essen tadellos“ gilt mir als Kennwort für eine tief sitzende und fest verankerte Volkskrankheit, die den ernsten Beobachter deutschen Wesens recht traurig zu stimmen geeignet ist. Jenes Geschlecht, dem die Inversion nach „und“ wie der verschwenderische Gebrauch des gräulichen Wortes „tadellos“ in Fleisch und Blut übergegangen ist, war nämlich schon geraume Zeit vor dem Kriege mannbar und hat schon die Söhne gezeugt, die heute im Felde kämpfen. Es ist jenes Geschlecht von flachen Materialisten und keckstirnigen Emporkömmlingen, die mehr durch den als das Verdienst ihrer Väter in eine Umwelt hineingehoben wurden, für deren Kulturhöhe weder ihres Geistes noch ihres Gemütes Kräfte schon die entsprechende Reife der Entwicklung erlangt hatten. „. . . und war ich von dem Gebotenen sehr befriedigt“, urteilte der deutsche Flachkopf des 20. Jahrhunderts mit der unverschämten Gönnermiene des Menschen, der auf seinen Geldbeutel klopfen und feststellen kann, daß ihm seine Mittel erlauben, einen Polstersessel im Theater des modernen Lebens zu bezahlen. „Tadellos“ pflegte der Lebemann dickzüngig durch die Nase zu lallen, wenn er seine hochgeneigte Anerkennung für irgendeinen Genuß ausdrücken wollte, den sein Geld ihm verschafft hatte. „Tadellos“ hieß ihm alles, was seinen Gaumen und seine anderen

groben Sinne angenehm kitzelte, mochte es sich um Speisen und Getränke, um Weiber, um den Sitz eines Anzugs, um künstlerische Leistungen, um einen Sport oder was immer handeln. Ich erkläre mir die pestilenzialisch rasche Verbreitung dieses Greuelwortes wohl richtig dadurch, daß es der Bequemlichkeit des Urteilslosen so trefflich diente. Es gab sich schließlich niemand mehr Mühe, zwischen gut und leidlich befriedigend, zwischen schön und hübsch, zwischen bedeutend und unbedeutend, zwischen stark und schwach mehr einen Unterschied zu machen, sondern man mußte von der Höhe der Tadellosigkeit gleich mit einem Telemarkensprung hinunter zum „Quatsch“ oder „Stumpfsinn“. Der Österreicher hatte sich dafür die Gegensätze „fesch“ und „fad“ oder „blöd“ angewöhnt. In der Sache war es dasselbe, es versöhnte aber durch seinen drolligen Klang. Diese Neigung einer ganzen Zeit, eines ganzen Geschlechtes, jeder feineren Wertbestimmung auszuweichen und nur noch die Pole durch modemäßige Jargonworte kenntlich zu machen, bedeutet für mein Empfinden eine höchst unwürdige Schlaffheit, einen tief wurzelnden Mangel an Ehrfurcht, sowohl vor naturgegebenen Dingen wie vor menschlichen Leistungen, letzten Endes also eine Kulturunwürdigkeit. Gewiß waren und sind unter den „tadellos“ Näslern und Satzverdrehern neben einer ungeheuren Mehrheit harmlos gedankenloser Mitläufer einer dummen Mode auch viele Menschen vorhanden, die an Lebenstüchtigkeit ihren Mann stellen und in ihrem Beruf, im Dienste der Allgemeinheit wie in der Pflichterfüllung gegen ihre Persönlichkeit, sich redlich bewährten; aber zu den Oberflächlichen, zu den Massenmenschen gehörten und gehören sie doch alle.

Wenn heute unter dem ungeheuren Erleben des Weltkrieges die Masse der besser geschulten, lebensgewandten deutschen Menschen in ihren brieflichen Äußerungen immer noch auf jenes trostlos dürre Materialistenzeugnis hinauskommt „und war das Essen tadellos“ „und waren wir von dem Gebotenen (z. B. von einem Rundgang in einer eroberten Stadt, einem ehemaligen Schlachtfelde und dergleichen) sehr befriedigt“, so ist das ein Beweis dafür, daß selbst der furchtbare Schulmeister Krieg nicht vermocht hat, diese Leute sehen und empfinden zu lehren, denn die lächerlich häufige Wiederkehr solcher falschen Redensarten ist nicht etwa nur ein Zeichen von Ungeschicklichkeit im schriftlichen Ausdruck; sie findet sich nämlich in den rührend ungeschickten Feldpostäußerungen ganz einfacher Leute nur sehr selten, wogegen sie am häufigsten vorkommt in dem Geschreibe von Leuten, die durch höhere, ja sogar durch Hochschulen gelaufen sind, von Leuten also, die heimkehren werden, um die Kontorstühle in der Kaufmannschaft und Industrie und die zahllosen Beamtenposten, ja vielleicht sogar die akademischen Katheder wieder zu besetzen. Die Erklärung liegt auf der Hand. Unsere Kultur war so überreich, so vielgestaltig, so anspruchsvoll geworden, daß sie auf der einen Seite zum Spezialistentum, auf der anderen zur Verflachung der Anschauung und Empfindung führen mußte. Das war eine reine Abwehrmaßregel der Natur. Das rasende Tempo der Entwicklung in den letzten Jahrzehnten vermochte auf allen Gebieten wohl kaum ein Geist mitzumachen. Die wohl vorbereiteten Köpfe, denen schon durch die Geistesarbeit einer ganzen Ahnenreihe die Möglichkeit gegeben war, mitzukommen und ohne sonderlichen Schaden

für ihren Organismus das stromgewaltig zufließende Neue seelisch unterzubringen, diese Köpfe waren wenigstens imstande, die Übersicht über das Ganze zu behalten und das ihnen Fremdartige als Ballast beiseite zu schieben; die Unvorbereiteten aber, unfähig das Ganze zu erfassen und dennoch zu eitel und urteilslos, um eine sinnvolle Beschränkung für sich vorzunehmen, berauschten sich nur genießerisch an der materiellen Bereicherung des äußeren Lebens durch die gebotene Erhöhung der Bequemlichkeit, Geschwindigkeit und Üppigkeit des Lebens. Jede Erziehung zur Verfeinerung und Vertiefung des Innenlebens setzt Ruhe, Muße, Geduld voraus, und da der sinnengierige Selbstsüchtling solche nicht aufzubringen vermag, mußte notwendig die Steigerung der Kultur ihm zur Verflachung gedeihen. Die großen Schatzanweisungen der wissenschaftlichen Erkenntnis ließ er seelenruhig im sicheren Gewahrsam der Gelehrten liegen und gab die leichte Scheidemünze der zum Volksgebrauch verdünnten Hypothesen und Axiome mit einer Wichtigtuerei aus, als wenn es Doppelkronen wären und begnügte sich im übrigen damit, die praktischen Ergebnisse der Technik sich gedankenlos anzueignen. Das Heer der geschäftsmäßigen Kulturverschleißer sorgte dafür, daß jede neue Errungenschaft sowohl auf zivilisatorisch technischem wie auf höchstem geisteskulturellem Gebiete sofort gebrauchsfähig und billig für den naschhaften Genießer zu haben war. Dadurch wurde alle Dankbarkeit, alle Ehrfurcht ertötet. Und diese ganze genußfreudige Menschheit gewöhnte sich begreiflicherweise daran, alle Arbeit den wenigen Kulturschöpfern zu überlassen. Neben den Leuten, die alle die wunderbaren neuen Kräfte fanden und ihre Ausnützung ermöglichten, ließ er vergnüglich die Leute bestehen, die es sich zum Lebensberuf gemacht hatten, die Einwirkung dieser neuen Dinge auf die Seelen zu erörtern und mit neu gewonnenen Maßstäben neue Werturteile festzulegen. Wessen Beruf es nicht war, der verschmähte es, sich von seinem Genuß- und Berufsleben Zeit abzusparen für das eigene Beobachten, Nachdenken und Urteilen. Also haben wir als Endergebnis unsrer ganzen überschnellen und überreichen Kulturentwicklung nichts anderes zu buchen, als die unerfreuliche Tatsache, daß das moderne Leben sich erschöpft in Arbeit und oberflächlichem Genusse. Innere Bereicherung ward nur den Wenigen zuteil, die schon in seelischem Reichtum aufgewachsen waren. Den denkenden Deutschen muß es mit banger Sorge erfüllen, daß die große Entscheidungsstunde ein Volk vorfand, dem das Bedürfnis nach Ruhe, nach Vertiefung schon sehr bedenklich abhanden gekommen war, denn bei diesen Massen der selbstgenügsam Oberflächlichen wird auch die schöne Aufrüttelung durch den anfänglichen Gewittersturm der Begeisterung keine dauernde Wirkung haben.

Und nun erschallt obendrein noch mitten im tollsten Toben des feindlichen Trommelfeuers der unselige Heimatsschlachtruf: Neuorientierung im Innern, d. h. Mobilmachung der parteipolitischen Instinkte, Eitelkeiten und ehrgeizigen Bestrebungen. Daß in der Erörterung der Kriegsziele und Friedensbedingungen die Meinungen stark auseinandergehen, die wirtschaftlichen wie die Weltanschauungsgegensätze scharf aufeinanderprallen, ist natürlich und begreiflich; aber schlimm ist es, daß in den getrübten Gewässern der aufgewühlten Parteileidenschaften alle die wilden Fischer die günstige Stunde gekommen sehen, um ihre

Angeln auszuwerfen. Und unsere Feinde haben sehr wohl erkannt, daß dies trübe Wasser mit diplomatischer Geschicklichkeit auf ihre eigenen Mühlen geleitet werden könnte; sie haben das Feldgeschrei von der demokratischen Erneuerung alsbald aufgegriffen und verkünden aller Welt mit edlem Pathos, daß sie im Grunde ja stets nur für die Demokratisierung der ganzen Menschheit gekämpft hätten. Niemand ist leichter für das Ideal der Demokratie einzufangen als der oberflächliche Genießer, der ehrgeizige Kulturemporkömmling. Jeder von ihnen fühlt sich berufen zum Mitregieren oder wenigstens zum Mitreden. In Wahrheit sollen aber diese viel zu Vielen doch nur den wenigen geschäfts- und mundtüchtigen Treibern und Machern als Stimmvieh dienen. Jeder denkende, politisch veranlagte Kopf, der sich vorurteilslos in den Republiken und parlamentarisch regierten Ländern umgesehen hat, weiß, daß je wirksamer das demokratische Prinzip in einem Staatswesen durchgeführt ist, desto mehr die Gefahr wächst, daß an Stelle der zur Führerschaft berufenen starken Persönlichkeit, der unbedenkliche geschäftsgewandte Ehrgeiz sich des größten Einflusses bemächtigt, denn die leidenschaftliche Demokratie haßt die geborenen Führer, die starken Persönlichkeiten mindestens ebenso sehr, als die finsterste und unfruchtbarste Tyrannei dies tut.

Von allen neu geprägten Schlagworten der jüngsten Zeit war das beste das von der freien Bahn, die den Tüchtigen geschaffen werden solle. Das müssen alle wahren Volksfreunde unterschreiben, Aristokraten wie Demokraten. Kann aber wirklich ein vernünftiger und besonnener Mensch glauben, daß durch allgemeines gleiches und direktes Wahlrecht, durch das parlamentarische System, also überhaupt durch das Gewicht der Masse das Emporsteigen der Tüchtigsten gewährleistet werde? Ist es nicht eben die Masse, die sich willig nicht nur an der Hand, sondern auch an der Nase führen läßt? Oder besteht diese Masse etwa nur aus den braven kleinen Leuten und nicht auch aus den eingebildeten Gebildeten, aus den aufgeblähten Nullen, aus den hohlen Nachschwätzern und geschobenen Schiebern? Wenn der Staat sich dazu aufraffte, den Helden an der Front, und den werktätigen, pflichteifrigen schöpferischen Geistern daheim seine Dankbarkeit für das in diesem furchtbaren Ringen Geleistete dadurch auszudrücken, daß er das schöne Schlagwort „dem Tüchtigen freie Bahn!“ zur Tat machte, d. h., wenn schon auf den Schulen eine rücksichtslose Auslese erfolgte, wenn den stumpfen Geistern das Ersitzen und Erschleichen von Berechtigungszeugnissen unmöglich gemacht würde, auch wenn sie noch so viel Geld und einflußreiche Verbindungen hätten, und andrerseits die hervorragend begabten Kinder der Ärmsten auf Staatsunkosten zu so viel Wissenschaft gelangen könnten, als ihre Denkkraft zu verarbeiten vermag, wenn es keine Ämter und Ehren mehr gäbe, die bevorzugten Klassen vorbehalten blieben, und vor allen Dingen, wenn bei der Auswahl der für die höheren Studien und die höheren Ämter in Betracht Kommenden nicht Mehrheitsbeschlüsse und schematische Vorschriften, sondern das Urteil der zuverlässigsten Sachkenner entscheidend wäre — wenn all dies tatkräftig durchgeführt und schon ein Menschenalter hindurch im Schwunge wäre, dann erst wäre die Zeit gekommen, diese allgemein bekannten und bewährten Tüchtigsten der Staatsleitung

zu Helfern und Beratern zur Seite zu stellen; mit einem solchen Parlament von geborenen Führern ließe sich wirklich gut regieren. Mit einem Parlament also, in dem jedes einzelne Mitglied seinen Sitz aus eigener Kraft sich rechtens erworben und nicht dem blinden Zufall des Wahlwürfelspiels verdankt hätte; aber erst alle Schleusen öffnen und der ungesiebten Gewöhnlichkeit erlauben, alles flache Uferland zu überschwemmen und dann hinterher den Grundsatz des feinmaschigen Siebes für die Tüchtigkeit erklären, das heißt den Gaul beim Schwanz aufzäumen.

Solange die Mehrheit des Volkes noch von jener stumpfen und gedankenlosen Masse der Kulturmitläufer gebildet wird, deren Forderung an das Dasein sich in dem satten Schaufer „und war das Essen tadellos" erschöpft, so lange ist es zu einer idealen Demokratie noch nicht reif. Und jede andere Art von Demokratie führt zur kleinlich gehässigen Advokaten- oder zur wüsten Pöbelherrschaft, wie die geschichtliche Erfahrung im Westen und Osten uns lehrt. Wehe dem Volke, das sein Vermögen nach der Zahl der Nullen bemißt! Nullen aber sind alle, die noch nicht zur Selbständigkeit des Denkens und Urteilens durchgedrungen sind. Wenn wir sicher gehen wollen, so müssen wir uns Zeit nehmen, bis alle Volksgenossen in ihrem Urteil über die Tüchtigkeit zur Führerschaft sich einigermaßen einig sind. Und der erste Schritt zu dieser Einigkeit wird geschehen sein, wenn die flachen Genießer von dem einfachsten Gemüte entlarvt und die „Tadellosen" durch das allgemeine Gelächter kläglich hinweggeschwemmt sind.



Totenwacht · Von Maria Mathi

Überm Berg verdämmerte schon das letzte Licht;
Sie suchten — und fanden den toten Soldaten nicht.

Wo träumende Blätter wispern an Waldes Rand,
Preßt sich aufs tote Herz die eisige Hand.

Kugeln wühlten in Schläfe und Brust sich ein,
Die zarte Seele, den starken Geist zu befrein.

Um den starren Leib, gestreckt in heiliger Ruh',
Zirpen Grillen, und der Wind spielt die Harfe dazu.

Aus düstern Büschen strahlt und leuchtet es fein —
Flimmerkäfer wollen des Schläfers nächtliche Hüter sein.

Gräslein schütteln sich, gießen aufs weiße Antlitz den Tau,
Wie Tränen tropfen vom Auge der liebenden Frau.

Flackernd grüßet ein Sternlein den stillen Gesell,
Als hielte die Mutter die Kerze und machte die dunkele Kammer hell.

Dann kommt aus weißen Wölkchen der Mondenschein
Und hüllt den Schläfer ganz in silberne Schleier ein.



Goethe am Wanderstabe
Von Max Jungnickel

Wenn der Sturm aufsteht; langbeinig, wild, mit langen, wüsten Schritten über die Felder jagt, die Bäume um den Hals faßt, und mit ihnen einmal linksrum tanzt und einmal rechtsrum tanzt; wenn der Sturm sich in die letzte Siegesfahne wickelt und wieder rauswickelt und hernach hinter den Sperlingen herheult, he, dann muß ich immer an den jungen Goethe denken, wie er, zweiundzwanzigjährig, am Wanderstabe durch die Natur geschritten ist. — —

Um ihn herum der Sturm.

Und seine Brust war voller Lieder; jeder Buchstabe eine Blume. Und das Herz so bunt wie ein Bilderbuch.

Da waren sie alle drin, die blondzöpfige Friederike von Sesenheim; der eisenklirrende Götz von Berlichingen, der Zauberdoktor Faust und eine Handvoll wüste, mädchenlachendurchkicherte Studentenlieder; dazwischen ein paar ganz stille, ganz sonntagstille Volkslieder. — Um ihn herum der Sturm und der prasselnde Regen.

Die Sterne waren seine Magister; seine schimmernden Magister. Und ihm war's, als hörte er Nachtigallen singen. — —

In seiner Tasche ein lieber Brief von seiner Mutter und der letzte Schattenriß eines Mädchens, das er gestern geküßt hatte — —

Goethe, so haben wir dich lieb! — —

Wenn du so geblieben wärst, dann hätten die Leute vor lauter Liebe gar keine Lust gehabt, deine Schneiderrechnungen zu veröffentlichen.



Hochsommernacht am Meer
Von Richard O. Koppin

Die Brandung schlägt in langen Intervallen,
Die Wellen schwingen schaumlos und gelassen,
Der volle Mond legt, flüssig und metallen,
Still übers Meer hin breite Silbergassen.

Am Ufer lehnt im dunklen Waldgewande
Die Nacht — und sinnt . . . und ihrer Brust entsteigen
Weltweite Wünsche, stoßen ab vom Strande
Und gleiten fort ins uferlose Schweigen.



Verantwortungsgefühl

Von Karl Hildebrand-Leipzig

Auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig.

Mangel an Verantwortungsgefühl hat das furchtbare Unglück über Europa heraufbeschworen; Mangel an Verantwortungsgefühl ist es im letzten Grunde, wodurch das Schauspiel uns geboten wird, vor dem alle Einsichtigen zurückbeben: die unersättliche Habsucht, die niederträchtige Falschheit, die tückische Bosheit und Grausamkeit bei unsern Feinden, aber auch die widerliche Geldgier, der Egoismus in den Erscheinungen unseres Wirtschaftslebens. Schopenhauer sagt in seiner Übertreibung: „Die Tausende, die da vor unsern Augen im friedlichen Verkehre sich durcheinanderdrängen, sind anzusehen als ebenso viele Tiger und Wölfe, deren Gebiß durch einen starken Maulkorb gesichert ist.“ Die Staatsgewalt, die Religion, das Gewissen, die Moral, die Verantwortung, die Selbstprüfung, das ist der Zwang, der alle bändigt. Wehe nun, da sie losgelassen! Wenn er es sehen könnte, er würde sagen: „Man sieht, was der Mensch in moralischer Hinsicht eigentlich ist.“ Die ganze Entente denkt wie jener Engländer, der geradezu sagte: „I cannot afford to kepp a conscience“ (es ist für mich zu kostspielig, ein Gewissen zu halten). Dabei ist das, was sie Gewissen nennen, mehr Eitelkeit und Vorurteil und Menschenfurcht von jeher gewesen. Ohne Gewissen haben sie den Krieg begonnen und ohne Gewissen müssen sie weiter handeln, wenn es ihnen nicht gar zu kostspielig werden soll.

Aber auf der anderen Seite zu viel Verantwortungsgefühl? Soll das auch ein Vorwurf sein? Unter Umständen ein sehr großer.

Es kann ein krankhafter Zug durch die Selbstprüfung gehen. Es gibt ein unechtes, erkünsteltes, auf Aberglauben oder Bigotterie gegründetes Gewissen, das eher unmoralisch als moralisch ist. Das Mittelalter hat dazu in den Geißlerzügen, in den Kreuzzügen, dem Klosterleben in seiner eigentlichen Bedeutung einige grobsinnliche Beispiele gegeben. Der Name „Verantwortung“ malt dann eine förmliche Gerichtsszene mit Richter, Angeklagtem und Verteidiger. Man hört die Fragen des Richters: warum hast du das getan; warum hast du jenes nicht getan? Man hört die ängstlichen Antworten des Inquisiten. Das alles läßt sich ins Krankhafte steigern. Luther als Erfurter Augustinermönch hätte in dieser Stimmung nimmermehr die Reformationstat gewagt und wagen können.

Namentlich bei Personen, deren Handeln andere, ja Millionen von anderen in Mitleidenschaft zieht, liegt die Gefahr nahe, daß das innere Gericht zu einem Gewissensdrama sich gestaltet; und gerade hier kann bei irgendeiner krankhaften Form das Gute, das man tun will, ins Gegenteil umschlagen. Eine Beängstigung, ein religiöses und dogmatisches unnatürliches Gebundensein, eine übertriebene Furcht vor dem, was einst mit ihm geschehen wird, kann leicht dann von unermeßlichem Schaden und späterer Reue begleitet sein, wenn die Notwendigkeit eines schnellen oder harten und unerbittlichen Handelns gegeben ist. Wenn jene recht behalten hätten, die aus der verspäteten Mobilisation das Fehlgehen der Marne-

schlacht und das Elend in Ostpreußen folgerten, so müßte es als Beispiel hier stehen. „Die Zeit arbeitet für uns“, ist ein gefährlicher Grundsatz, wenn ihn die Furcht vor entscheidenden Handlungen eingegeben hat. Ein harter, unerbittlicher Siegeswillen mit entsprechenden Taten wird immer barmherziger und wohltätiger sein, weil er abkürzend und entscheidend ist, gegenüber einem ewigen Zaudern und Zagen.

Das Handeln wird durch Motive von außen und durch den Charakter von innen bestimmt. Im obigen Falle wäre der Gewissenszwang durch eine eigenartige Charakterveranlagung veranlaßt, wodurch andere mit büßen müssen. Der Gewissenszwang führt dann zur Verletzung anderer und zur Ungerechtigkeit, auch wenn das nicht beabsichtigt war.

Das Gesetz der Motivation ist ebenso unwiderstehlich wie das der physischen Kausalität. Es gibt ein Recht der Gewalt und der Verstellung in der Notwehr. Und zwar darf ich einem Einbrecher und Mörder gegenüber nicht nur die Mauer mit scharfen Spitzen verwehren und böse Hunde beherbergen, ich brauche mich nicht auf reine Verteidigung und bloße Abwehr zu beschränken, wenn er gerade Lust zum Angriffe hat und sobald er sich stark und sicher weiß, sondern ich habe das volle Recht und geradezu die Pflicht, damit es nicht einem halben Selbstmorde gleichkommt, ihn ohne Schonung und ohne Rücksicht auf Ort und Zeit, mit Ausnützung seiner schwachen Momente zu vernichten und unschädlich zu machen. Das Wohl der Hausinsassen, der hier allein in Betracht kommenden Nächsten, erfordert das. Dem vorausgesetzten bösen Willen kann die Tugend der allgemeinen Menschenliebe, die fremde Not als Motiv hat, nicht gegenübergestellt werden. Wer sich in der einstigen Vergeltung seines Tuns befangen fühlt, mag bei einer Handlung, die ihn allein betrifft, ganz nach seinem Ermessen entscheiden; sobald das Handeln für andere geschieht, müssen persönliche Rücksichten fallen, kann wegen eines einzelnen oder wegen einiger nicht eine Volksmasse geschädigt werden.

Was du getan hast einem deiner geringsten Brüder, das hast du Gott getan. Menschenliebe ist Gottesliebe; Verantwortung gegen deine Brüder ist Verantwortung gegen Gott. Deine Brüder aber sind zunächst deine Volksgenossen. Wohlwollen und Wohltun gegenüber den Feinden ist erst dann statthaft, wenn deine Brüder keinen Nachteil davon haben. Sonst wird Wohltat Plage, Barbarei gegen die, die dir am nächsten stehen. Die Prinzipien der Selbsterhaltung können nicht vergessen werden. Sie können nicht vergessen werden, wo auf der Gegenseite Usurpation herrscht, wo unsere Feinde ihr Handeln durch Leidenschaft und gegen die Stimme des Gewissens bestimmen.

Das Wesen der Sittlichkeit beruht in dem richtigen harmonischen Verhältnis der selbstischen und gesellschaftlichen Neigungen. Die Tugend zielt auf das allgemeine Wohl, die selbstischen Triebe können deshalb aber nicht vollständig unterdrückt werden zugunsten der allgemeinen Glückseligkeit. Das gilt für den einzelnen wie für ganze Gemeinschaften, und das ist ein Grundsatz, den uns die englischen Moralisten zuerst gelehrt haben. Shaftesbury sagt: „Die richtige Selbstliebe ist der Gipfel der Weisheit.“ Die Selbstliebe ist berechtigt insoweit,

als wir uns als Teil der Gesamtheit lieben. Wenn ich von einer Handlung wissen will, ob sie dem Willen Gottes gemäß ist, so ist zu untersuchen, ob sie die allgemeine Glückseligkeit vermehrt oder vermindert. Das allgemeine Wohl, nicht das individuelle, ist das höchste Gesetz. — Das allgemeine Wohl aber ist in erster Linie das Wohl unseres eigenen Volkes. Die Verpflichtung zum allgemeinen Wohl geht nur daraus hervor, daß in diesem das eigene Wohl mit eingeschlossen ist. Das ist eine kerngesunde Moral, von der wir heute noch ebenso lernen können, wie sich einst Herder und Schiller und Kant von ihr beeinflussen ließen.

Das Haupt dieser englischen Moralphilosophen, Shaftesbury, sagt: „Die reine Liebe zum Guten und zur Tugend ist ihrer Entstehung und Natur nach selbständig. Sie wird zwar befördert durch die religiöse Annahme der Güte und Schönheit im Weltganzen und eines guten und gerechten Lenkers der Welt, aber *sie entartet durch Gunstbuhlerei bei Gott, durch Hoffnung auf Lohn, Furcht vor der Strafe.*“

Das ist gemeint mit dem übermäßigen Verantwortungsgefühl, sofern dann aus ihm laue Handlungen in entscheidenden Tagen fließen. Gottgewollte Abhängigkeiten! Verpflichtung gegen das eigene Volk ist Verpflichtung gegen Gott! Wer anders denkt, hat zuviel Verantwortungsgefühl, und die Überspannung ist schädlich.

Andrerseits wieder ist es ein Mangel an rechtem Verantwortungsgefühl, wenn man so oft im Parlament und in der Zeitung hört und liest: „Es sind Fehler gemacht worden, schwere Fehler, aber es hat keinen Zweck, davon zu reden, weil es nun einmal geschehen ist.“ Davon ist recht viel und recht oft zu reden, und die Verantwortlichen sind zur Rechenschaft zu ziehen, wenn es anders und besser werden soll.

Dem Namenlosen · Von Ernst Ludwig Schellenberg

Du bist des Waldes unbewegter See,
Behütet von der Buchen hohem Rauschen.
Und alle stillen Dinge — Mond und Reh
Und Wolke — wandeln fromm vorbei und lauschen
Und sehn ihr Bildnis losgelöst und leis.
Denn du bist tief und tiefer, als man weiß.
Du siehst den Schattengang vergreister Zeiten,
Wie du es schon seit tausend Jahren tust.
Und wenn die fernen Uhren tönend schreiten,
Sinkt fragend, endlos gleitend jeder Schlag
In deines Spiegels ungewissen Tag —

Du aber ruhst. — — —



Deutsche Art oder undeutsche Un-Art?

Von F.

In Nr. 103 (1. Morgenbl.) der „Frankf. Zeitg." vom 15. April ds. Js. teilt Ernst Heilborn unter der Überschrift „Mommsen gegen die amerikanische Republik" einen Brief Theodor Mommsens aus dem Jahr 1898 mit, worin Mommsen — einer Aufforderung Heilborns, als des Herausgebers des deutschen Teils der internationalen Revue „Cosmopolis" folgend — seine offene Ansicht über den damaligen amerikanisch-spanischen Krieg und des weiteren über die amerikanische Republik überhaupt zum Ausdruck brachte.

Das Wichtigste und Bemerkenswerteste an dieser Veröffentlichung der „Frankf. Ztg." ist aber nicht der Brief Mommsens selbst, sondern die geradezu verblüffend naive Einleitung, die Heilborn dem Briefe voranstellt. Diese Einleitung gibt, ohne es zu wollen oder zu ahnen, ein Kulturbildchen, das jedem Deutschen die Zorn- und Schamröte ins Gesicht treiben müßte. Es ist ein Blick hinter den Vorhang, ein Scheinwerferblitz, der uns einmal eine der Werkstätten der „öffentlichen Meinung" Deutschlands für einen kurzen Augenblick erhellt und dabei einen Teil der Kräfte, die man nicht ohne Grund als mitverantwortlich an der politischen Stellung Deutschlands vor 1914 bezeichnen kann, am Werke zeigt. Jeder Satz der Heilbornschen Einleitung spricht Bände und jedes Wort fordert zornigen Widerspruch heraus.

„Theodor Mommsens Anklageschrift," so verrät uns Heilborn, „blieb damals *unveröffentlicht*. Im engeren politischen Freundeskreise der „Cosmopolis" wurden *Bedenken geltend gemacht*, denen auch ich mich nicht zu verschließen vermochte. Trotzdem wohl niemand unter uns war, der Mommsens Abscheu und Zorn nicht geteilt hätte, *schien es ratsam, den deutschen Standpunkt nicht in derartiger Schärfe geltend zu machen*; war es, wie immer, *deutsche Art (!), über jedes Maß der Geduld hinaus versöhnlich und ausgleichend zu wirken*." — Soviel Worte, soviel Enthüllungen! Man teilte also angeblich Mommsens „Abscheu und Zorn". (Es ist indessen zu vermuten, daß die Worte „Abscheu und Zorn" nur Anpassungen an die jetzige „Kriegssprache" darstellen, und daß im Jahr 1898 im Kreis der „Cosmopolis" Mommsens Standpunkt vielleicht doch mit etwas andern Ausdrücken charakterisiert worden sein könnte, etwa mit „fanatisch", „unklug" oder dergl.) Es „schien" aber trotzdem „ratsam" und es war „*wie immer, deutsche Art*" usw.

Nun ist es aber angesichts solcher Beweisführungen doch endlich einmal an der Zeit zu fragen, ob es denn auch wirklich „deutsche Art" ist, oder je war, eine gute Überzeugung zu unterdrücken, nur weil dies aus irgendwelchen Gründen, die man sich in diesem Fall ja leicht denken kann, „ratsam" erscheint; oder ob es nicht von jeher als deutscher galt, berechtigten Abscheu und Zorn ehrlich auszusprechen und zu zeigen, unbekümmert um hüben und drüben, um Vorteil und Nachteil?? Wir haben hier zweifellos einen lehrreichen Fall vor uns, wie deutsches Wesen zu gewissen Zwecken gefälscht und unterdrückt wird und wurde, und wie dem Deutschen

so oft die undeutschesten Dinge als sein Wesen („wie immer") eingeredet werden. Und der Deutsche ist eben einmal ganz einfach der Michel nicht, als den man ihn in gewissen „kosmopolitischen" und sonstigen Kreisen gerne auszugeben beliebt, oder gelten lassen möchte.

In gemütlich geschwätzigem Tone fährt Heilborn dann in seiner Einleitung fort: „Heute, nachdem wir die bittere Frucht solcher Geduld und Versöhnlichkeit geerntet, dürfen Mommsens Worte der Öffentlichkeit nicht mehr vorenthalten bleiben. . . . Einer der Großen und Freien, die Deutschland hervorgebracht und auf deren Stimme die Welt (!) hört, legt hier sein Zeugnis ab" usw. (Und das im selben Atemzug, in dem uns behaglich erzählt wird, daß die Stimme dieses „Großen und Freien" nach angeblich „deutscher Art" schmählich nicht gehört wurde, bis sie uns jetzt, wo wirklich nichts mehr zu verderben ist, gewissermaßen als Geschenk zuteil wird!) Kann man die Worte dieser blutigen (aber offenbar ganz unbeabsichtigten) Selbstverhöhnung lesen, ohne die tiefste Bitterkeit zu empfinden? — Gewiß, die Frucht „solcher Versöhnlichkeit" ist bitter. Die ganze Auslassung macht aber den Eindruck, als ob man dem deutschen Volke überhaupt nicht zutraue, daß es eines Tages die Bitterkeit über diese Frucht auch auf diejenigen übertragen könnte, die solche Frucht säten, oder mithalfen zu säen. —

„Aber wie soll man die Knechte loben,
Kömmt doch das Ärgernis von oben!"

„Geduld und Versöhnlichkeit", zu deutsch: Leisetreterei, war Trumpf. Und überall hat sie sich an sich selber gerächt: Wie wäre es z. B. Wilson möglich gewesen, sich gewissermaßen als Freund des deutschen Volkes zu fühlen oder dafür auszugeben und auf dieses Volk demagogische Hoffnungen zu setzen, wenn ihm die wahre Meinung dieses Volkes über ihn bekannt gewesen wäre? Und was war schuld, daß er sie nicht erfuhr, daß er anscheinend keine Ahnung davon hatte, daß nur die, von ihm gelästerte, „autokratische" Regierung es mit ihm um keinen Preis verderben wollte, während das Volk, das er mit dem Geschenk seiner Geld-Demokratie (für die wir danken!) beglücken will, längst vor Ungeduld knirschte? Zur Zeit der Wilsonschen „Friedensreden" konnte man vor den Anschlagtafeln Arbeiter sehen, die die Faust ballten und zornig sagten: „Das ist der ärgste Tropf!" — Nur die Bureaukratie war mit den Männern aus „Cosmopolis" anscheinend der Meinung, es sei „wie immer, deutsche Art, über jedes Maß der Geduld hinaus . . ." usw. — siehe oben.

Ein Kaiserwort

Das Schwert ist gezogen, das ich, ohne siegreich zu sein, ohne Ehre nicht wieder einstecken kann. Und ihr alle (zum 1. Garderegiment zu Fuß gewandt, mit hoch über dem Haupte gehaltenem Schwerte) sollt und werdet mir dafür sorgen, daß es erst in Ehren wieder eingesteckt werden wird! Dafür bürgt ihr mir, daß ich den Frieden meinen Feinden diktieren kann!" Kaiser Wilhelm II., Anfang August 1914.



Deutsches Verhängnis?

Das alte Lied! klagt O. von Pfister in den „Zeitfragen": „Bei der Frage der Kriegs- und Friedensziele, bei der Beurteilung der verschiedenen Richtungen, nach Inhalt und Taktik, die wir dabei haben, stellen wir häufig nicht die Tatsache in den Kreis unserer Erwägungen, daß unser Volk durchschnittlich in seiner Klasse, unten und oben, also in allen Volksschichten, nicht den Grad scharfer und selbstbewußter Willens- und Daseinskraft besitzt, wie ihn die meisten anderen Völker haben. An dieser Tatsache kommen wir nicht vorüber; sie zu leugnen, wäre falsch und zwecklos. Die Geschichte unseres Volkes spricht hierin eine zwingende Sprache, der sich nur ein Verblendeter entziehen kann. Wir müssen diesen Rassenfehler, der anscheinend unausrottbar im Blute liegt, auch jetzt berücksichtigen. Seine Erkenntnis muß uns besonders zu der Prüfung nötigen, ob und welche Kreise unseres Volkes nun wiederum völkisch lau und politisch schwachmütig sein wollen, sei es auch nur unbewußt. Uns will es nicht scheinen, daß unser Volk in diesem wesentlichen Punkte durch die gewaltigen Ereignisse des Weltkrieges ein neues, ein anderes geworden sei. Auf den Schlachtfeldern hat es von jeher in hervorragender Weise seine Pflicht getan; so auch jetzt. Da kann uns kein anderes Volk übertreffen. Aber darin erschöpft sich die nützliche Tätigkeit und Hingabe für Volk und Vaterland nicht, was man so häufig nicht genügend würdigt. Dem moralischen, dem geistigen Kampfe gehört ein weites und ständiges Gebiet, und in solchen Kämpfen haben wir schon so viele Niederlagen im Laufe unserer Geschichte erlitten. Völkische Mattheit und politische Fehlsicht gehen bei uns meist Hand in Hand. Das ist die Grundlage, die es allein ermöglicht, daß wir im schwersten äußeren Daseinskampfe, wo alle Kräfte und Gedanken nur dem einen Ziele der äußeren Erhaltung und Stärkung allein und unterschiedslos geweiht sein müßten, uns im Innern in Wahlrechtsstreitigkeiten und in Fragen demokratischer Umformung verzehren und erregen. Der jetzige Weltkrieg ist so furchtbar, daß wir nicht gleichzeitig nach außen und im Innern kämpfen können und dürfen. Wer jetzt den inneren Streit entfacht und erhält, der hat nach unserer Auffassung, mag er sich dessen auch nicht bewußt sein, nicht dasjenige Maß vaterländischen Willens und Erkennens, das für die dauernde Größe und Wohlfahrt eines Volkes erforderlich ist. Aber viele von uns — und das war zu allen Zeiten so — erschrecken förmlich vor dem Gedanken, daß Deutschland zu überragender Größe und Macht gelangen könnte. Sie wollen tatsächlich die Grenzen des deutschen Staates und Volkes möglichst eng gezogen wissen. Sie nehmen es gleichmütig oder sogar als etwas Selbstverständliches ruhig hin, wenn andere Völker nicht bloß sich sichernd verstärken, sondern sich auch beutegierig bereichern. Aber für Deutschland selbst bleibt die beschei-

dene, demutsvolle Entsagung. Diese Sinnesart ist und bleibt ein politischer und völkischer Rassenfehler bei uns, was wir uns immer von neuem wieder vergegenwärtigen müssen. Selbsterkenntnis in dieser Hinsicht ist das erste Erfordernis, und das tut uns gerade jetzt ganz besonders not, um nicht die verhängnisvollsten, unter Umständen zu unserem Untergange führenden Fehlgriffe zu begehen.

Mit unserer völkischen Lauheit hängt die weitverbreitete Unkenntnis über die Verhältnisse des Deutschtums außerhalb des Reiches zusammen. Wir wissen nicht einmal, was deutsch ist. Unendlich viele wissen nicht, daß die Deutschen in die zwei großen Untergruppen der Hochdeutschen und Niederdeutschen zerfallen und daß die Vlamen in Belgien und im Nordwesten Frankreichs Niederdeutsche sind, also nicht bloß zu dem weiteren Begriffe der Germanen gehören. Die Vlamen selbst lehnen es zwar meist ab, Deutsche zu sein, weil auch ihnen als Deutschen die Volksverleugnung im Blute steckt. Aber Blut und Sprache bezeugen das Gegenteil, das kann man nicht willkürlich beseitigen. Die germanistische Wissenschaft muß bekunden, daß die vlämische Sprache nur eine der vielen nieder- oder plattdeutschen Schwestern ist. Nicht umsonst besitzen wir daher in Vlamland alten deutschen Reichsboden. Alles dieses muß man wissen und vertreten, da es doch von großer Bedeutung für die künftige politische Regelung ist, ob wir es bei den Vlamen mit den niederdeutschen Brüdern oder nur mit germanischen Vettern zu tun haben. Gedanken- und interesselos hören wir aber meist nur die Vlamen als Germanen bezeichnen. Wie gering waren und sind auch noch unsere Kenntnisse über das baltische Deutschtum und dessen völkische und kulturelle Schöpferkraft und Herrenstellung in den seitherigen russischen Ostseeprovinzen, wenn es dort auch an Zahl zurücksteht. Selbst Gebildete zeigten sich bei unserem Einmarsche in Kurland überrascht, als sie dort deutsche Sprache und deutsche Volksgenossen antrafen. In der Kenntnis des alten Hellas und Rom ist man bewandert, aber im Lebensbau und im Daseinsbestande des deutschen Volkes in Vergangenheit und Gegenwart versagt man, da weiß man nicht Bescheid, weil wir eben völkisch schwach und lau sind. Das gleiche nehmen wir bezüglich Galizien, der Bukowina und Ungarn wahr. Es sind immer nur ganz kleine Minderheiten unseres Volkes, die von einer deutschen Bevölkerung in Galizien und im Buchenlande, von einer hoffentlich unvergänglichen deutschen Hochschule zu Czernowitz etwas gehört und dies fest in Verstand und Gemüt aufgenommen haben. Von der großen bodenständigen deutschen Bevölkerung Ungarns kennen die meisten nur die Siebenbürger Sachsen, aber von den über zwei Millionen Deutschungarn im Banat, in der Bacska, in der Zips, in Westungarn, in Ofenpest und Umgebung wissen sie nichts. Das waren für unendlich viele, für die ganz erdrückende Mehrheit unserer Feldgrauen, jetzt ganz neue Entdeckungsfahrten ihres deutschen Wissens, die sie da gemacht haben. Wie dringend notwendig hätten wir für unsere gesamte Volks- und Jugenderziehung eine eingehende und liebevolle Pflege der Volkskunde in Schule und Haus! An Hinweisungen und Ermahnungen hierzu hat es nie gefehlt, aber ein durchgreifender Erfolg war nicht zu erzielen, weil es uns an der entsprechenden Stimmung dafür fehlt. Wir erfassen nicht die große volkspolitische Bedeutung dieser Umstände, und wir haben nicht das starke, warme, völkische Empfinden, das sich nicht auf die staatlichen Grenzen einengen läßt, sondern das gesamte Deutschtum der Welt umfaßt und kennt. Wie bei uns im Mutterlande, so ist es auch draußen. Draußen ist der Mangel an Volksbewußtsein und Selbststolz nur noch verderblicher, als er überhaupt in großem Maßstabe zum völkischen Untergange, zum Aufgehen in fremden Völkern führt. Millionen von Volksgenossen haben wir hierdurch unwiederbringlich eingebüßt. Auch dieserhalb schon müssen wir neues Siedelungsland an unseren Reichsgrenzen zu gewinnen suchen, um möglichst viele Volksgenossen im festen geschlossenen Verbande zu halten. Überseeisches, abgetrenntes Siedelungsland bietet eine solche Sicherheit und Gewähr nicht in dem gleichen Maße. Kolonien können losgerissen werden, sie können sich auch freiwillig ablösen, wie die Kolonialgeschichte erweist. Bei unseren Daseinsbedingungen müssen

wir nicht nur gegen unsere Feinde, sondern leider auch gegen Anschauung und Geist weiter eigener Volkskreise kämpfen, denen politischer Weitblick und Vorsorge gleichbedeutend mit uferloser Eroberungssucht ist, denen ein starkes selbstbewußtes Deutschtum, das Macht und Kraft, nicht aber schwachmütiges Entsagen will, Chowinismus bedeutet. Denken wir immer wieder daran, daß wir nicht, wie der Welsche und Brite, zu völkischer Überspannung und Überhebung, sondern zum Gegenteile, zu geistiger Unterwürfigkeit und selbstschädlicher Bescheidenheit neigen."

Dazu läßt sich — mit dem Verfasser — nur sagen: einzig und allein Selbsterkenntnis kann hier noch helfen. Sonst ist's und bleibt's deutsches Verhängnis — ohne Fragezeichen.

Deutschland unter europäischer Vormundschaft

Vieles Unerwartete hat uns der Weltkrieg gebracht, was aber wohl am meisten überrascht hat, war die bittere Erkenntnis unserer Unbeliebtheit, des Hasses, der uns von fast allen Seiten entgegenschlägt. Über die Ursachen dieser Tatsache ist viel geschrieben worden, manches Zutreffende und auch mancherlei Verkehrtes, aber, soweit ich sehe, ist nie der Versuch gemacht worden, die unerfreuliche Erscheinung historisch zu erfassen. Und doch wird sie erst recht verständlich, wenn man sie im Zusammenhang der Geschichte sieht, denn diese Mißgunst ist ein Ergebnis unserer Geschichte. Gewiß liegt viel Beachtenswertes in der Tatsache, daß unser Vaterland, wie Ratzel hervorhob, das nachbarreichste Land Europas ist. Auch ist es zutreffend, daß Nachbarschaft oft zur Feindschaft führt. Aber notwendig ist dies doch nicht. Weshalb haben wir fast ausnahmslos ringsum abholde Nachbarn? Ein Rückblick auf die historische Entwicklung Deutschlands gibt uns die Antwort auf diese Frage. Und eine Rückschau ist ja heute gerade sehr angezeigt.

Wenn ein Wanderer den Gipfel eines Berges erklommen hat, dann hat er erst die Möglichkeit, einen klaren Blick über den zurückgelegten Weg zu gewinnen. Von der Höhe herab kann er erst erkennen, welche Wege die besten, welche Abwege und Umwege waren. Auf einem solchen Gipfel stehen wir heute. Für uns wenigstens, die wir jetzt leben, bedeutet der 1. August 1914 einen Abschluß, unseren Nachfahren kann er vielleicht als Anfangspunkt einer neuen Entwicklung erscheinen. Wir sehen heute auf die verschlungenen Wege zurück, die wir gewandert sind, und sehen sie klarer als früher in ihrer Bedeutung. Und was ist das Ergebnis unserer Rückschau?

Drei Hauptabschnitte kann man in der Vergangenheit unseres Volkes unterscheiden, wenn wir sie vom Standpunkt der politischen Machtstellung betrachten. Im ersten, in der Zeit der Ottonen, Salier und Hohenstaufen, steht Deutschland machtvoll da, und die Nachbarländer ringsum sind entweder mehr oder weniger abhängig von ihm, wie Böhmen, Polen, Italien, Burgund, vorübergehend auch Dänemark, Ungarn und England, oder sie spüren wie Frankreich wenigstens öfter seine Übermacht. Eine Vorherrschaft im ganzen Abendland beansprucht das Heilige Römische Reich Deutscher Nation. Später, zur Zeit der Hanse, erstreckt sich wenigstens noch sein starkes wirtschaftliches Übergewicht über die Nord- und Ostseeländer, sogar über England und weit nach Rußland hinein.

Dann die zweite Periode. Von seiner stolzen Höhe sinkt mehr und mehr Deutschland durch innere Zerrissenheit tief herab. Früher abhängige Grenzländer reißen sich von ihm los, und während die Zentralgewalt im Reich immer schwächer wird, erstarken die Nachbarn und nehmen deutsches Gebiet in Besitz: an Dänemark fällt Schleswig-Holstein, an das polnisch-litauische Reich das Weichselland, an Schweden Ost- und Nordseeküsten, und im Westen bröckeln immer mehr Gebiete vom Reich ab. Nun verfällt zwar die bedrohliche Macht des

polnisch-litauischen Reiches bald demselben Schicksal wie Deutschland und zersplittert, aber im Westen erhebt sich ein starker, bald übermächtiger Gegner im französischen Staat. Und ein eigentümliches Staatsgebilde entsteht im Südosten des Reiches: eine Mischung aus deutschen und fremden Volksteilen, eine dynastische Schöpfung, die durch fast ununterbrochene Verbindung mit der deutschen Kaiserwürde einen großen Einfluß im Reich behauptet, sich aber wesentlich, oft zum Nachteil des Reiches, durch nichtdeutsche Interessen bestimmen läßt.

Der schlimmste Feind wird jedoch Frankreich. Es wächst auf Kosten des Reiches, und seit Richelieu wird es geradezu ein Axiom der französischen Politik, daß Deutschlands Zerrissenheit und Schwäche Grundlage und Voraussetzung der französischen Machtstellung ist. Ja allmählich wird die Ohnmacht des europäischen Herzlandes Voraussetzung der europäischen Politik. Die Erinnerung an die einstige deutsche Vorherrschaft mag hierbei mitwirken, eine instinktive Furcht vor der Kraft eines einigen, mächtigen Deutschlands. Bei jedem europäischen Friedensschluß tritt das Bestreben hervor, die Mitte Europas niederzuhalten, möglichst unter Vormundschaft zu stellen. Im Westfälischen Frieden erhalten nicht nur Schweden und Frankreich wichtige deutsche Gebiete, Schweden eine mächtige Stellung an den deutschen Meeresküsten, Frankreich eine ebensolche am Rhein, sondern beide übernehmen sogar die Garantie des Westfälischen Friedens, d. h. also eine Art Bevormundung über das Reich, eine Aufsicht darüber, daß die oft vieldeutigen Bestimmungen des Friedens nach ihrem Wunsche ausgeführt, beziehungsweise aufrecht erhalten werden. Welch ein zerfahrenes Staatswesen ist fortan dieses Reich, dessen Oberhaupt sich von außerdeutschen Interessen leiten läßt, in dessen Angelegenheiten fremde Mächte das Recht und die Pflicht haben, sich jederzeit einzumischen und dessen Einzelstaaten Bündnisse mit außerdeutschen Mächten schließen dürfen! Die späteren Friedensschlüsse bestätigen nur die Ohnmacht und Zersplitterung des Reiches, nicht zuletzt der Wiener Kongreß 1815, der Schöpfer des „Deutschen Bundes“, der diesen Namen von Rechts wegen kaum verdient. Nicht nur der österreichische Kaiser, der Beherrscher eines Reiches, in dem neun Völkersplitter vereinigt waren, gehörte ihm an, sondern auch die Könige von Großbritannien, von Dänemark und von Holland. War das wirklich ein nationales Staatsgebilde? War er nach den Wünschen des deutschen Volkes gestaltet? Nein, er war ein Werk der europäischen Politik nach dem Grundsatz, daß Deutschland in Ohnmacht gehalten werden sollte. Das entsprach den Interessen Rußlands, Frankreichs, Englands, auch Österreichs, anscheinend den Interessen ganz Europas. Man beachte: die Verfassung des Bundes stand unter der Garantie der fünf Großmächte. Sie hatten das Recht, gegen jede prinzipielle Änderung der Bundesverfassung Einspruch zu erheben. So stand also Deutschland unter ihrer Vormundschaft. Aber konnte es eigentlich anders sein? Wenn auch die preußischen Siege wesentlich zur Abschüttelung der französischen Fremdherrschaft beigetragen hatten, so stand doch fest, daß an unserer Befreiung Rußland und England entscheidenden Anteil hatten. Sie hatten also auch ein Recht, wie Österreich und Preußen, mitzubestimmen, was aus ihrem Schützling werden sollte. Wenn wir gar sehen, daß selbst unter den damals maßgebenden Persönlichkeiten Deutschlands manche waren, die es ganz natürlich fanden, daß Deutschland unter der Oberaufsicht der europäischen Mächte stehe, so können wir uns nicht beschweren, daß uns deren sanftes Joch auferlegt wurde. Auch Rußland wünschte ein zersplittertes, schwaches Deutschland. Durch Knüpfung verwandtschaftlicher Verbindungen mit deutschen Fürstenhäusern und durch andere Mittel vermochte es einen mächtigen Einfluß in einem schwachen Deutschland zu entfalten, England aber hatte ein Interesse daran, Deutschland wirtschaftlich zu beherrschen und seine Seegeltung nicht aufkommen zu lassen. Großbritanniens staatliche Verbindung mit Hannover und die selbständige Stellung der deutschen Hansestädte eröffneten seinem Handel und seiner Ausbeutung die schönsten Einfallstore und brachten Deutschland in wirtschaftliche Abhängigkeit von der überlegenen englischen Industrie.

So war Deutschlands Ohnmacht im Interesse Europas begründet und das Ergebnis der deutschen Geschichte. Wie oft haben wir in der folgenden Zeit, besonders in der schleswig-holsteinischen Frage und in dem Eingreifen Rußlands, das zur Demütigung Preußens in Olmütz führte, unsere Abhängigkeit vom Ausland empfunden, und wie tief war unser Ansehen gesunken, daß selbst ein so kleiner Staat wie Dänemark es wagen konnte, uns in der keckſten Weise herauszufordern!

Erst 1866 und 1870 traten wir in die dritte Phase unserer politischen Entwicklung und machten uns von der europäischen Abhängigkeit frei. Wie das Bismarcks Staatskunst möglich gemacht hat, ist bezeichnend. Er erkannte von Anfang klar, daß die deutsche Frage eine europäische Frage war und daß es galt, die Deutschland bevormundenden Mächte auszuschalten: Rußland verpflichtete er sich durch sein Verhalten während der polnischen Revolution 1863, in der schleswig-holsteinischen Krisis im folgenden Jahr stellte er sich auf den Standpunkt des Londoner Protokolls, in beiden Fällen im schärfsten Gegensatz zu der öffentlichen Meinung, Napoleon endlich versteht er durch kluge Behandlung zu blenden und hinzuhalten, bis er sein Ziel, soweit es zunächst möglich war, erreicht hatte, ja Österreich macht er sogar eine Zeitlang seinen Zwecken dienstbar, bis er es zum erwünschten Entscheidungskampfe zwingt. Welches Schauspiel nun für die Welt, als das verträumte Deutschland, das fast aus dem Rat der Völker geschieden war, in einem überraschenden Kraftaufschwung alle Hindernisse niederreißt, die seiner Einigung widerstreben, welches Staunen, als der Aufstieg der deutschen Macht und die wunderbare Entwicklung der deutschen Industrie und des deutschen Handels folgte! Selbst Englands Seeherrschaft fühlt sich bedroht. Wäre es nicht ein Wunder, wenn da nicht an allen Orten der Neid hervorgebrochen wäre, ja Haß gegen den mächtigen Emporkömmling? Wieviel vorteilhafter war doch der frühere Zustand für alle gewesen, als die Mitte Europas unter europäischer Aufsicht stand! Also „Nieder mit dem preußischen Militarismus“, der Deutschlands Macht begründet hat. Das bedeutet für Frankreich die seit Richelieu ersehnte Rheingrenze, für England die Beseitigung des gefährlichen wirtschaftlichen Mitberwerbers, für Rußland Stillung des Landhungers und Abschüttlung der wirtschaftlichen Abhängigkeit von Deutschland.

Diesmal soll es nicht bei einer sanften Bevormundung bleiben, falls unsere Feinde siegen, gefesselt soll der Riese werden, der einer Welt des Hasses trotzt, der der furchtbarsten Übermacht, die die Geschichte gesehen hat, schon drei Jahre siegreich widersteht, gefesselt, eineingeschnürt von allen Seiten und gedemütigt muß er werden, damit er niemals wieder gefährlich wird. Darum wehre dich, mein Deutschland, wehre dich — es geht dieses Mal um Ehre, Leib und Leben!

Prof. Dr. Julius Froboese

„Los von Galizien!“

Es geht auch uns an, es geht uns sogar ans Leben. Es entscheidet darüber, ob dieser Krieg Selbsterhaltung oder Selbstmord für uns bedeutet hat.

Österreich, so äußert sich Peregrinus (Wien) in der Frankfurter Halbmonatsschrift „Das Freie Wort“, leidet an einem Gebrechen, das zwar heilbar ist, aber, wenn es nicht geheilt wird, unfehlbar das Reich zugrunde richten muß. Dies Gebrechen besteht in dem Widerspruch seiner derzeitigen Zusammensetzung mit den Lebensmöglichkeiten des Staates. Bei seiner jetzigen Zusammensetzung hat Österreich eine slawische, latent und offen deutschfeindliche Bevölkerungsmehrheit und auch demgemäß eine antideutsche Parlamentsmehrheit. Die geographische Lage des Reiches, der Gegensatz seiner Interessen mit denen der slawischen Vormacht Rußland und endlich die der Zahl nach starke

und kulturell noch viel stärkere deutsche Minderheit verbieten aber nicht nur jede antideutsche Politik des Staates — die auch am Widerspruch der Magyaren scheitern müßte und schon einmal gescheitert ist —, sie gebietet sogar eine Politik des engsten militärischen und wirtschaftlichen Zusammenschlusses mit der deutschen Vormacht, dem Deutschen Reiche. Es war das Unglück des mit Kaiser Franz Joseph abgelaufenen Regimes, daß es wohl von einem gewissen Zeitpunkt an die Notwendigkeit des Bündnisses mit dem Deutschen Reiche eingesehen hat, im Innern aber von der Orientierung nicht mehr loskommen konnte, die aus der Rivalität mit dem siegreichen Hause Hohenzollern hervorgegangen war. Äußere und innere Politik widersprachen sich. Die innere ging auf die Begünstigung einer allmählichen Slawisierung namentlich der deutschen Grenzgebiete aus; die äußere richtete sich gegen die slawische Vormacht Rußland und gewann dafür die ohnehin russenfeindlichen Polen mit reichlichen Geschenken. Heute aber buhlt das befreite Rußland ebenso um die Gunst der Polen wie die beiden andern Teilungsmächte, und viel Geschenke hat eine österreichische Regierung nicht zu vergeben. Die Polen fühlen sich also nicht gebunden. (Dankbarkeit bei Völkern ist die Hoffnung auf künftige Wohltaten.) Sie sind auch mit oder ohne Grund in den letzten Jahren von den österreichischen Regierungen schlecht behandelt worden. Man hat ihnen erst den Zusammenschluß mit ihren russischen Volksgenossen versprochen und will sie jetzt mit einer mageren Autonomie abspeisen. Man hat ihnen militärische Statthalter auf den Hals gesetzt und sie an der landesüblich lukrativen Verwaltung der Geschäfte behindert. Warum sollten sie also im österreichischen Abgeordnetenhaus nicht Unfug treiben, nicht den Deutschen die Zähne zeigen und sich unbeliebt machen? Sie wollen ja hinaus aus dem engeren österreichischen Staatsverband und verlangen dafür nur eine ordentliche Wegzehrung, die man ihnen vorläufig noch verweigert. Sie werden sich die Wegzehrung erpressen . . . Sie wollen so lange im Reichsverbande bleiben, als es ihnen beliebt, resp. bis man für die Erlösung von ihnen den von ihnen geforderten Preis bezahlt. Bei der Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit der Deutschen und der Bureaukratie, bei der bis zur schwersten Drohung gesteigerten Gegenwirkung der übrigen slawischen Völker Österreichs kann das noch sehr, sehr lange dauern. Und doch hängt die Gesundung Österreichs lediglich von der raschen Vornahme des trennenden Kaiserschnittes ab . . .

Die geographisch und ethnographisch gegebene Politik Österreich-Ungarns ist eine mitteleuropäische, deutsch freundliche. Sie ist in Ungarn garantiert durch die magyarische Suprematie, die nur in Anlehnung an das deutsche Element sich der Zermalmung durch die umgebenden Nord- und Südslawen entziehen kann. Sie ist in Österreich möglich, solange die deutsche Bevölkerung der Kern- und Stammlande nicht durch die nachträglich und widernatürlich angegliederten Außenländer in die Minderheit gedrängt wird. Diese Außenländer sind Galizien und Dalmatien, die weder geographisch noch kulturell zum westlichen, deutschen Kulturkreis gehören. Solange ihre Vertreter im Wiener Reichsrate sitzen und den dortigen Tschechen und Slowenen die Möglichkeit einer gemeinslawischen Mehrheit gegen die Deutschen bieten, werden diese niemals darauf verzichten, nationale Eroberungspolitik gegen die Deutschen zu treiben, zumal ihnen wenigstens vor dem Kriege vom Hofe, von der Kirche und von den Feudalen dazu Beifall gewinkt wurde. Die Deutschen hätten sich dieser fortgesetzten Bedrohung nur entziehen können, wenn sie, alle Staatstreue beiseite setzend, direkt revolutionäre, irredentistische Politik gemacht hätten. Aber der widersetzte sich nicht nur das Deutsche Reich, das sich, solange es völkisch überhaupt noch verantwortet werden kann, gegen die Vermehrung um zehn Millionen Katholiken und die Verschiebung des konfessionellen Schwerpunktes im Reiche aus Leibeskräften sträubt; es widersetzten sich auch die klerikalen Deutschen in Österreich, die immer erst katholisch und dann erst national empfunden haben. Im Kriege hat sich darin allerdings manches geändert. Man ist in Deutschland nicht mehr so mißtrauisch gegen den Katholizismus, und man ist in Österreich nicht mehr unter allen Umständen erst

katholisch und dann erst national. Man fühlt, daß es um die Existenz des ganzen deutschen Volkes geht, das im Kampfe mit fünffach überlegenen Weltmächten keinen Mann mehr entbehren kann. Man hat darum noch nicht aufgehört, österreichisch zu sein. Aber man verlangt, daß Österreich aufhöre, antideutsch zu sein. Dazu gibt es nur die eine Möglichkeit: Galizien mit seinen sieben Millionen Slawen muß hinaus aus dem engeren Staatsverband, hinaus aus dem Reichsrate. Dann ist die stabile deutsche Mehrheit vorhanden, die zwar den Slawen niemals etwas zuleide tun kann, weil sie nur eine Abwehrmehrheit ist, die bei dem ersten Versuch einer aktiven Nationalpolitik an ihrer inneren Gegensätzlichkeit scheitern müßte, die aber doch die restlichen Slawen zwingen würde, ein für allemal auf nationale Eroberungen und auf die Herbeiführung eines Systemwechsels zu verzichten. Denn in der Abwehr wäre diese Mehrheit sofort beisammen, und ihre bloße Existenz würde schon genügen, die sehr klugen slawischen Politiker zu einer vernünftigen Realpolitik zu bringen, die sie jetzt gar nicht machen können, weil der Anreiz zur Eroberung zu stark ist und der nationale Radikalismus auch den Gemäßigten allzeit stachelnd im Nacken sitzt.

Es scheint demnach unbegreiflich, daß eine so einfache Prozedur, wie die Sonderstellung Galiziens, für die bis vor wenigen Wochen Krone, Ministerium des Äußern, Kabinett und Deutsche, ja sogar auch die Polen selbst eingetreten sind, nicht längst auch gegen den Widerspruch der Tschechen und Südslawen vollzogen worden ist. Aber der kennt Österreich nicht, der das nicht begreift. Vor allem nicht den Geist des Neides und des Übelwollens, der hier fast allmächtig ist. Im Vereiteln war man allzeit virtuos in Österreich . . . Daß die Polen nicht als Bettler vor die Tür gestellt werden wollten, war selbstverständlich. „Aber man wird denen doch nicht noch draufzahlen“, hieß es da auf einmal in der Bureaukratie. Die Deutschen, die bei jeder Kleinlichkeit und Engherzigkeit voran sind, stimmten zu. Auf einmal entdeckte man, daß man eine solche Verfassungsänderung doch nicht oktroyieren dürfe. 200 Verordnungen mit dem § 14 sind während der drei parlamentslosen Jahre gemacht worden. Ein halbes Dutzend weitere zur Gesundung Österreichs zu machen, sträubte sich das konstitutionelle Gewissen — auch weiser, deutscher Thebaner. Dann kamen die „Volkswirte“, die aus der Kenntnis wirtschaftlicher Einzelfragen das Recht auf politische Ahnungslosigkeit ableiten, und drohten mit dem Untergang Österreichs, wenn es seine reichste „Provinz“ verlöre. (Als ob sie zu halten wäre!) Das Ärgste aber war der Schreck, den die russische Revolution den Verantwortlichen in die Glieder jagte. Da lautete plötzlich die Parole: „Nur sänftiglich mit den Slawen! Nichts, was sie verletzen, was sie reizen könnte! Man kann den Tschechen nicht zumuten, in einem Parlament zu bleiben, in dem sie mit den Südslawen in ewiger, hoffnungsloser Minorität blieben!“ (Den Deutschen kann man es zumuten!) So schrieben wortwörtlich deutsche Publizisten, denen die Hand nicht stockte bei diesem schamlosen, auch jeder Billigkeit ins Gesicht schlagenden Volksverrat. „Wir können das galizische Petroleum und Salz nicht entbehren“, zeterte ein deutscher Hofrat. Als ob man mit dem sondergestellten Galizien nicht doch einen Ausgleich schließen müßte, und in diesem Ausgleich sich nicht ein Vorkaufsrecht auf die ganze galizische Ernte sichern könnte; als ob die Galizianer ihr Petroleum und Salz, wenn sie erst sondergestellt wären, für sich behalten wollten! Als ob man nicht Eisenbahntarife und selbst Eisenbahnlinien, zumal strategische, fest in der Hand behalten könnte, wie überhaupt alles, was reichsgemeinsam bleiben muß! Hinter allem „Nein“ aber steckte doch zuletzt nur der großösterreichische Gedanke, der von der „Hausmacht“ übernommen, zumal bei dem Wiener jede wirkliche Erwägung in den Hintergrund drängt. So hat man einst Italien „verteidigt“, als es längst nicht mehr zu halten war, und darüber Ungarn verloren, mit dem man unter andern Umständen einen weit günstigeren, mindestens einen gemeinsame Eisenbahn- und Handelspolitik sichernden Ausgleich hätte schließen können. So gibt man jetzt auch Galizien nicht frei, nur um der räumlichen Größe des Reiches willen, obgleich diese „Größe“, geographisch und

kulturell betrachtet, nur von einem Auswuchs stammt, der jedes kräftesparende, politische Gleichgewicht in Österreich unmöglich macht.

Über diese Kurzsichtigkeit, Querköpfigkeit, Böswilligkeit muß also hinausgekommen werden. Geht es in dem jetzt konstituierten Verfassungsausschuß unter Zustimmung oder mindestens Duldung aller Beteiligten, dann desto besser. Geht es nicht, dann muß das Messer des Chirurgen her, denn Zeit ist so wenig zu verlieren wie bei einem Carcinom, an dem man auch nicht lange mit Hausmittelchen herumpfuschen darf, wenn man den Patienten nicht zugrunde richten will. Aber dann werden doch die Tschechen ein furchtbares Geschrei erheben und Österreich in der ganzen Welt als deutschen Henkerstaat denunzieren! Haben sie das vielleicht bisher nicht getan? Haben sie nicht jetzt erst die Zurückhaltung der Deutschen, die es nicht zur Sprengung des Parlaments kommen lassen wollten, ausgenützt, um Österreich vor der ganzen Welt zu beschimpfen, den Krieg zu sabotieren und die Russen förmlich zu einem neuen Kreuzzug gegen Österreich aufzurufen? Was können sie noch Ärgeres tun, als direkt oder indirekt Hochverrat üben, wie ihr Prager Hausregiment Nr. 28? Sie können neuerdings das Parlament boykottieren! Das wäre ein schreckliches Unglück! . . . Wenn es nur die Deutschen nicht einmal boykottieren! . . . Die Herren Tschechen denken aber gar nicht daran, noch einmal Abstinenz zu üben. Sie wissen sehr gut, daß all ihr Geschrei nur Komödie ist, daß die Deutschen ihnen gar nichts zuleide tun können, weil mehr als die Hälfte von ihnen aus Christlichsozialen und Sozialdemokraten besteht, die für aktive Nationalpolitik gar nicht zu haben sind. Sie schreien nur, um die Deutschen einzuschüchtern, damit sie nicht wagen, die deutschböhmischen Kreise aus dem Böhmen der Wenzelskrone herauszuschälen und reichsunmittelbar zu machen. Sie schreien nur, weil sie an die unheilbare Dummheit, Feigheit und gouvernementale Knechtseligkeit der Deutschen glauben, die nicht wagen würden, ihre Existenzrechte auch einmal von der Regierung zu erzwingen. Und leider ist ihr Glaube nicht durchwegs ein Aberglaube ...

Von den Entschlüssen, die die Deutschen fassen, hängt das Schicksal Österreichs ab. Es ist ja möglich, daß die Deutschen der Aufgabe des großen Augenblicks nicht gewachsen sind. Dann desto schlimmer. Dann versumpft die Politik wieder, dann ist dieser Krieg umsonst geführt worden, dann haben die Deutschen die namenlosesten Opfer für den Staat vergeblich gebracht; aber dem Staate ist damit wahrlich nicht geholfen. Dann nimmt der Zersetzungsprozeß seinen Anfang, und die schweren europäischen Konvulsionen, die ein gesundes Österreich verhüten könnte, werden beginnen. Aber man soll die Hoffnung nie zu früh aufgeben, zumal die Diagnose so klar und sicher ist wie selten. Sie lautet: Das ist kein Deutscher und kein guter Österreicher, der bis zur Erreichung des Zieles eine andere Parole kennt als die: „Los von Galizien!"



Kolonien der deutschen Zukunft

Nicht die Rohstoffe, die wir selber erzeugen und ohne fremde Zufuhr verarbeiten können, sind an sich die wahre Quelle des nationalen Reichtums. „Vielmehr liegt unser Reichtum in Wahrheit in der schaffenslustigen Menschenmenge, die wir in die Zukunft senden können. Ohne solchen Zuwachs an fruchtbaren Menschenleben wäre der Zuwachs an Naturschätzen nichts. Umgekehrt: es ist todsicher, daß die Werte schaffende Arbeit von den toten Naturschätzen immer soviel an sich zieht, als sie braucht" — und von den Gegenden, wo sie sich befinden, was nicht ausgesprochen wird, übrigens bei guter Politik eines aufsteigenden mächtigen Reiches ohne starke Reibungen geschehen kann. „Die wahre deutsche Kolonialpolitik ist daher nicht bloß eine Kolonialpolitik im Raume,

sondern eine in der Zeit, eine Politik, welche dafür sorgt, daß jede Generation des deutschen Volkes mit einer breiteren Front in die Zukunft tritt. Darin also besteht der wahre einzige Reichtum eines Volkes: in dem Ver sacrum, der heiligen Jugendkraft, die es hinaussenden kann in die Kolonien, ich meine nicht nur die überseeischen oder die vor unseren Toren liegenden europäischen, die uns der Krieg etwa geben wird" (geschrieben 1915), „sondern ich meine die Zukunft überhaupt; denn die Zukunft ist das Kolonialland der Gegenwart."

Dr. Georg Wilhelm Schiele, „Wenn die Waffen ruhen!" München, J. F. Lehmann, 1916, ℳ 1.50. Ein völliger Katechismus der vaterländischen und der sozialen (Arbeiter-) Fragen, so klar wie erhebend geschrieben, Herzen und Gedanken lösend; niemand sollte das Büchlein ungelesen lassen, und man sollte es vor allem den gebildeten Arbeitern geben. h.



Goethe und die Rhein-Donau-Verbindung

Ich las dieser Tage im Lazarett Eckermanns „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens" und fand darin eine Stelle, die mein besonderes Interesse weckte, und die es verdient, aus dem Dunkel der literarischen Schatzkammer unseres Volkes ans helle Tageslicht hervorgezogen zu werden. Am 21. Februar 1827 (ich folge hier der im Verlage von Reclam in Leipzig erschienenen Ausgabe von Gustav Moldenhauer, 3. Band, Seite 83—85) unterhielt sich Goethe bei Tisch mit Eckermann über Alexander von Humboldts bekanntes Werk über Cuba und Columbien. Dabei kam die Rede auf das damals schon auftauchende Projekt eines Durchstiches der Landenge von Panama. Im Laufe der sich entspinnenden Unterhaltung sagte Goethe wörtlich:

„Humboldt hat mit großer Sachkenntnis noch andere Punkte angegeben, wo man mit Benutzung einiger in den Mexikanischen Meerbusen fließenden Ströme vielleicht noch vorteilhafter zum Ziele käme als bei Panama. Dies ist nun alles der Zukunft und einem großen Unternehmungsgeiste vorbehalten . . . Wundern sollte es mich aber, wenn die Vereinigten Staaten es sich sollten entgehen lassen, ein solches Werk in ihre Hände zu bekommen . . . Es ist für die Vereinigten Staaten durchaus unerläßlich, daß sie sich eine Durchfahrt aus dem Mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean bewerkstelligen, und ich bin gewiß, daß sie es erreichen . . . Dieses möchte ich erleben; aber ich werde es nicht. Zweitens möchte ich erleben, eine Verbindung der Donau mit dem Rhein hergestellt zu sehen. Aber dieses Unternehmen ist gleichfalls so riesenhaft, daß ich an der Ausführung zweifle, zumal in Erwägung unserer deutschen Mittel. Und endlich drittens möchte ich die Engländer im Besitze eines Kanals von Suez sehen. Diese drei großen Dinge möchte ich erleben, und es wäre wohl der Mühe wert, ihnen zuliebe es noch einige fünfzig Jahre auszuhalten."

Soweit unser Altmeister Goethe. Er hat, wie aus seinen Darlegungen hervorgeht, in politischen und besonders wirtschaftspolitischen Fragen ein scharfes Auge und ein gesundes Urteil gehabt. Heute ist der Panamakanal erbaut und in den Händen der Vereinigten Staaten. Auch der Suezkanal dient längst der Schiffahrt und befindet sich im Besitze der Engländer. Nur die Verbindung zwischen Donau und Rhein ist noch nicht verwirklicht. Aber dieser Krieg hat die Notwendigkeit eines Großschiffahrtswegs vom Rhein nach der Donau schlagend bewiesen. Was Goethe, seiner Zeit weit vorauseilend, nur dunkel ahnte, ist heute eine der ersten Forderungen mitteleuropäischer Wirtschaftspolitik geworden. Ein Mitteleuropa ohne eine Verbindung von Rhein und Donau ist heute undenkbar. Wohl waren schon vor dem Kriege Ansätze und Bestrebungen vorhanden, die auf den Ausbau vorhandener Wasserwege hinzielten. Ich möchte nur an die Mainkanalisation und an die zähe und ausdauernde Arbeit des

Bayerischen Kanalvereins erinnern. Aber die unbedingte Notwendigkeit des Baues eines Großschiffahrtsweges, der den Rhein mit der Donau verbindet, hat uns doch erst dieser Krieg gelehrt. Es ist, als sollte endlich dem Panamakanal der Amerikaner und dem Suezkanal der Engländer, bildlich gesprochen, ein Gegenstück geschaffen werden, das das Deutschtum in wirtschaftlicher Beziehung mit in die erste Reihe der Konkurrenten auf dem Weltmarkte stellt.

Die volle Bedeutung der mitteleuropäischen Wasserstraßen wird ja erst im Frieden klar zutage treten können. Doch darüber zu urteilen, ist Sache unserer Wirtschaftspolitiker. Ich wollte an dieser Stelle nur zeigen, daß unsere Dichter auch in politischer und wirtschaftspolitischer Beziehung oft mit ahnendem Blick ihrer Zeit weit vorausgeeilt sind. Dichter sind häufig die besten Politiker, aber es mangelt ihnen das politische Ansehen. Goethes Erwähnung einer Verbindung von Donau und Rhein geschah im Jahre 1827. Heute schreiben wir 1917. Seither sind also 90 Jahre verflossen. Hoffen wir, daß nach Ablauf von 100 Jahren Goethes Wunsch verwirklicht ist. Uns Feldgraue aber macht es stolz, durch die Tat an der Erfüllung des mitteleuropäischen Zukunftsgedankens mitarbeiten zu dürfen.

Kanonier Heinrich Müller



Das Harmonium, mit besonderer Berücksichtigung seiner Bedeutung für das heutige Musikleben

(Siehe den voraufgegangenen Artikel über dasselbe Thema: Türmer, Jahrgang XIX, Heft 21)

II.

Wie groß die Nachfrage nach unserem Instrument ist, lehrt die Statistik. Die deutsche Harmoniumindustrie hat sich danach in den letzten Jahren um das zwanzigfache gehoben. Wer sich ein gutes Instrument kaufen will, tue es nur mit Hilfe eines zuverlässigen Vertrauensmannes. Oft wird für den Anfang schon ein gutes einspieliges Instrument ausreichen, das später ohne großen Geldverlust umgetauscht werden kann. In der Regel sind Händler und Fabrikanten dem Käufer gegenüber sehr entgegenkommend. Sehr schwer ist es, zu sagen, welche Fabrikate die besten und billigsten sind. Ich kann in dieser Hinsicht meinen verehrten Lesern nur allgemeine Richtungslinien geben, indem ich, ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, gut eingeführte Harmoniumfabrikanten empfehlend namhaft mache.

H. Burger-Bayreuth vertritt die streng konservative Richtung, indem er die Saugluftinstrumente gänzlich ausschließt und seit 1873 nur Druckluft-Harmoniums baut, die sich auszeichnen durch unveränderlichen Wohllaut, große Gebläseanlage, die eine starke Tiefe des Instrumentes voraussetzen, musterhafte Intonation und Klangfarbe. — Sehr beliebt, vor allem in der Frauenwelt, ist die Saugluft-„Hofberg-Orgel" der Firma Hofberg-Leipzig. — Die 1893 gegründete Leipziger Firma Hörügel blühte schnell auf, da ihre Instrumente, ausgezeichnet durch guten, edlen Ton, lebhafte Nachfrage fanden. — Großartiges leistete die 1904 gegründete Firma Kain & Fritsche. Sie ließ sich den „Double-expression-Apparat" patentieren, d. i. eine Doppelexpression, die sich in jedem Apparat anbringen läßt. Den Klangcharakter verbesserte Fritsche durch neue, nach besonderen akustischen Gesichtspunkten hergestellten Windladen. Er führte auch den doppelten Tastenfall ein, ein sanfter Druck auf die Tasten bringt die hinteren Register zum Erklingen, ein kräftiger Anschlag auch die vorderen; er ist ferner der Erfinder des automatischen „Prolongement" für die Oktaven C bis c. Diese Einrichtung wirkt auf die nicht völlig niedergedrückten Tasten. Eine ganz geistvolle Erfindung ist die fünfoktavige Celesta, welche in Verbindung mit einem Pedale, Hackenregister, zur Ausschaltung der Dämpfung die originalgetreue Vorführung von Harfenpassagen gestattet. —

Sehr rührig war die Firma Lindholm, Borna-Leipzig; sie vereinfachte die Registermechanik, richtete die Kombinationskoppel praktisch ein, ließ sich die Doppelexpression für das Saugluft-Harmonium patentieren u. dgl. m. Lindholm nimmt als Harmoniumfabrikant wenn nicht die erste, so doch eine der allerersten Stellen ein. — Die kunstvollen, in den ersten Jahren ganz eigenhändig gebauten Saugluft-Harmoniums von Th. Mannborg trugen den Ruf dieses hochbegabten und überaus fleißigen deutschen Mannes seit 1904 durch die ganze Welt. — Schiedmayer-Stuttgart ist die älteste deutsche Druckluft-Harmonium-Fabrik, die in den letzten Jahren auch dem orchestralen Saugluftsystem wachsende Beachtung schenkt, sie baute u. a. das vom „Verein deutscher Harmonium-Fabrikanten" festgesetzte „Einheitliche Harmonium", ferner das um einen durchgehenden 16 Fuß erweiterte „Normal-Harmonium", sowie das „Normal-Kunst-Harmonium". — Das schier Unglaubliche hat deutsche Tiefe und Gründlichkeit in dem 1905 erfundenen „Tellharmonium" geleistet: einem Tasteninstrument, welches auf dem Harmonium gespielte Musik — wie durch Telephon und Telegraph — in die Ferne überträgt.

Den Weg vom Ur-Harmonium bis zu unserem geheimnisvollen „Mystikon", „Tellharmonium", dem wunderbar schönen „Sechsspieligen Kunstharmonium" ist ein langer und mühevoller. Bei der gesamten Entwicklung, die das kunstvolle heutige Harmonium erzeugt hat, handelte es sich im Grunde genommen um das Problem, die Frage, ein Instrument zu finden, auf welchem ein polyphoner Satz getragener und ausdrucksvoller als auf Orgel und Klavier zu spielen sei. Es galt, ein Tasteninstrument zu erfinden, das sich durch „Sangbarkeit" auszeichnet, das dem Tone durch An- und Abschwellen wie bei der menschlichen Stimme, den Blas- (Flöte, Waldhorn) und Streichinstrumenten (Geige, Cello) die eigentliche Seele einhauchen kann. Ums Jahr 1800 begann unter Instrumentenbauern, Akustikern, Musikern und Laien eifriges Suchen und Forschen, um eine praktische Lösung dieser Frage zu finden. Um die Wende des 18. Jahrhunderts, da noch das dünn- und kurztönige Spinett Hausinstrument war, sehen wir die ersten Vorläufer des Harmoniums in Gestalt der Clavizylinder, der Tasten-Glasharmonika, Saitenorgeln (mittels Luftzuführung und rotierender Streichbänder geraten die Saiten in tönende Bewegung), Friktionsinstrumente (Harmonichorde). Der bergische Rentamtmann Eschenbach tat einen kühnen Sprung auf dem Erfindungswege vorwärts: er nahm statt der Saite eine freischwingende Zunge, die „Judenharfe, Maultrommel" als tönenden Körper. Die Zunge (Judenharfe) befestigte er vor der Öffnung eines Brettes, und so war das erste Harmonium-Register entstanden. Durch abwechselnde Zusammenpressung zweier Bälge wurde den Zungen (Federn) der Wind zugeführt. Je nachdem die Bälge stark oder schwach arbeiteten, wurden laute oder leise Töne erzeugt. Durch entsprechende Tätigkeiten der Balgvorrichtungen erreichte man auch dynamische Schattierungen. Eschenbachs Erfindung wurde nach und nach verbessert, sie begegnet uns unter den Namen Äoline, Äolodikon, Physharmonika. Die letztere hatte 1 Spiel, ein 8' Register mit 6 Oktaven Umfang, 2 Bälge, die durch 2 Tritte zusammengepreßt wurden, während Eschenbach die Bälge durch Kniedruck bewegte. Bei der Physharmonika standen die Hacken fest auf dem Fußboden auf, die Fußspitzen mußten die Pedale bewegen. Trittschemel traten bald an Stelle der Pedale. Der Franzose Débain baute 1840 ein Instrument mit mehreren Registern und nannte es Harmonium. Das schnarrende Beigeräusch beseitigte von 1853 ab die Stuttgarter Firma Schiedmayer. Die in den letzten 50—60 Jahren gebauten Harmoniums sprechen in allen Tonlagen gleich gut und schön an.

Nur von der Güte des Tones, nicht von Äußerlichkeiten lasse sich der Käufer beim Ankauf eines Harmoniums bestimmen. Nicht selten wird es äußerlich ausgestattet als Gerät durch Aufsätze, die an den Orgelprospekt erinnern. Über dem Instrument erheben sich 5—25 vernickelte Orgelpfeifen in matt- oder hochpolierter Umrahmung in verschiedenartiger Anordnung. Der ganze Aufsatz hat mit dem Wesen des Instrumentes nichts zu tun. Manchmal sind die Pfeifen nur polierte Holzstäbe; wenn es auch Metallröhren wären, klingen würden

sie niemals. Diese Spielerei kostet bloß Geld, oft den vierten Teil des Kaufpreises. Darum weg mit dieser Albernheit, diesem Hausgreuel, der Geldverschwendung und grobe Geschmacksverirrung ist! — Oft kann man im Zweifel sein, was als Hausmusikinstrument angeschafft werden soll: Klavier oder Harmonium, das „zweihändige Zimmerorchester". Persönlicher Geschmack, praktische Verwertung des Instrumentes innerhalb der Familie und des häuslichen Kreises müssen diese Frage entscheiden. Was den Kostenpunkt anbetrifft, kann man, genau wie beim Klavier, billige, aber infolgedessen auch weniger gute, teuere und daher ausdrucksvolle, dankbare Harmoniums kaufen. Ich rate aus langjähriger Erfahrung, billige Instrumente nur dann zu nehmen, wenn es an Geldmitteln fehlt und wenn es sich eigentlich nur um Übungszwecke handelt. Wer das Harmoniumspiel auf wirklich künstlerischer Grundlage erlernen will, und wem es ein treuer Weggenosse durch Kreuz und Leid, Unterhaltung und Geselligkeit (Hausmusikabende!) sein soll, erwerbe ein wertvolles Instrument. Die Preise liegen zwischen 150—3000 ℳ. Soweit die Platzfrage mitspricht, ist das Harmonium bescheiden wie das Veilchen am Wege, an der Hecke, es begnügt sich mit einem kleinen Plätzchen an der Seitenwand, wo es niemanden in der Bewegungsfreiheit hindert. Wegen seines viel geringeren Umfanges beansprucht es weniger Pflege (z. B. durch Abstauben, Polieren, Reinigen) als das Pianino oder gar der Flügel. Es scheint mir auch dazu berufen, dem Klavierunfug zu steuern: der Ton ist nicht so laut und durchdringend als beim Klavier, Hausmitbewohner, Kranke und Schwache werden viel weniger belästigt. Auch darf ich noch hinzufügen, daß Harmoniumspiel leichter zu erlernen ist als das Spiel auf dem Klavier. Doch gebe man sich nicht dem Wahn hin, wer des Klavierspieles mächtig ist, könne auch ohne weiteres Harmonium spielen. Wer das glaubt und danach handelt, wird es nie über stümperhaften Dilettantismus hinausbringen. Wie das Harmonium grundverschieden von Orgel und Klavier, so hat es auch seine eigene Literatur, die zweckmäßig durch gründlichen Unterricht eines Fachmannes zugänglich gemacht wird. Seit der Zeit der alten Physharmonika gibt es eine Fachliteratur. Eines der ältesten Werke ist die Physharmonikaschule von Lickl; sie enthielt Stücke klavieristischen Charakters im „brillanten Stil". Unsere Klassiker schrieben für die Glasharmonika und das Harmonichord. Von Mozart gibt es ein „Adagio für Harmonica", veröffentlicht in der leider vor einigen Jahren wieder eingegangenen Zeitschrift „Das Harmonium". Derselbe schrieb für Harmonium-Ensemble (Harmonika, Flöte, Oboe, Viola, Cello) 1791, also in seinem Todesjahr, ein Adagio und Rondo. Karl Maria von Weber, der Freischütz-Komponist, schenkte der eigentlichen „Harmoniumliteratur" gleichfalls ein Adagio und Rondo. Ein ganzes Heft von Harmoniumstücken (für Orgue Melodium) gab uns Meyerbeer im Verein mit Berlioz. Eine sehr stimmungsvolle Nummer dieser Tondichtungen „Prière" erschien als Musikbeilage der erwähnten Zeitschrift. Von Berlioz besitzen wir in der Breitkopf-Härtelschen Gesamt-Ausgabe seiner Werke eine: Serenade an die Madonna, Hymne zur Wandlung, Toktata. Vorausgeahnt hat der große Sebastian Bach die Harmoniummusik. Manche seiner mit durchklingendem Baß geschriebenen Stücke (Gavotte aus der 3. englischen Suite, Arie di Postiglione, Menuett aus der 1. französischen Suite) machen sich auf dem Harmonium wie Originalkompositionen. Vokal- und Instrumentalmusik aus klassischer Zeit hat der kürzlich verstorbene Altmeister Reinhard meisterhaft auf unser Instrument übertragen. A. Reinhard erwarb sich überhaupt dauernde Verdienste um das Harmonium. Was er geschrieben hat, ist mustergültig. Seine eigenen Sachen sind in klassischer Form gehalten: 3 Sonatinen Opus 38; Sonaten für Harmonium und Klavier; Trios für Harmonium, Klavier, Cello. Ein geborener Harmoniumkomponist ist Franz Pönitz. Er schrieb das 1. Kammermusikwerk für Harmonium, eine Sinfoninette für Harmonium, Violine und Cello; Erinnerungen an den Hardanger Fjord; kleines Schlummerlied; Jäger- und Hirtenweise; für Harmonium und Harfe: Todestanz der Willis, Phantasie; für Harmonium und Cello: ein Adagio. Bedeutend ist Cyrill Kistler, u. a. schrieb er eine gediegene kleine Suite. Sehr fruchtbar erwies sich Max Laurischkus: Pastorale,

Elegie für Harmonium; für Harmonium und Klavier: 3 Duos. Zwei Sammlungen kleinerer Harmonium-Soli haben wir von H. Hermann. Sehr beliebt ist Paul Hassenstein: In der Fremde (6 Stimmungsbilder); Threnos; Am Mühlenbach; Waldfrieden; Lust und Leid; 3 Duos für Harmonium und Klavier. Gehaltvoll sind: A. Sokel, 4 Solostücke; O. Wermann, 12 Charakterstücke; W. Berger, kleine Suite; E. Kühn, 3 leichte Duos; Saint-Saëns, 6 Duos für Harmonium und Klavier; R. Bartmuß, Konzertsonate für Harmonium und Klavier; Bie und Kämpf gaben für das Normalharmonium bei P. Koeppen-Berlin ganze Reihen von Stücken heraus, die hier nicht alle aufgezählt werden können. Für jede Art, jedes Harmoniumsystem gibt es eine besondere Literatur, um die sich als Verleger bemüht haben: Breitkopf & Härtel, Bosworth, Forberg, Hug, Junne, Leuckart, Beyer & Söhne, Bote & Bock, Fürstner, Hoffarth. Allen voran Carl Simon-Berlin, wo auch die ausgezeichneten Tondichtungen von S. Karg Elert erschienen sind, der nicht nur einer der ersten Harmoniumspieler ist, sondern der auch die klassische Führung in der Literatur in seiner Hand hält. Die Sonatinen und Sonaten vor allem sind klassisch nach Form und Inhalt.

Die schönsten Reize hat das Harmonium in der Häuslichkeit. Virtuosität verträgt es nicht und eignet sich daher nicht sehr für den lauten Konzertsaal. Um so herrlicher erscheint es beim Solospiel daheim. Wegen des orchestralen Charakters bewährt es sich vorzüglich beim Ensemble. Wer sich die Hausmusik reicher ausgestalten will, nehme zum Harmonium Klavier, Violine, Cello hinzu. Hausmusikabende von einem harmonisch-künstlerischen Freundeskreis ausgeführt, würden Geselligkeit und Kunst weit besser fördern und pflegen als das prunkhafte Virtuosentum im geräuschvollen Konzertsaal.

H. Oehlerking

Zu unserer Notenbeilage

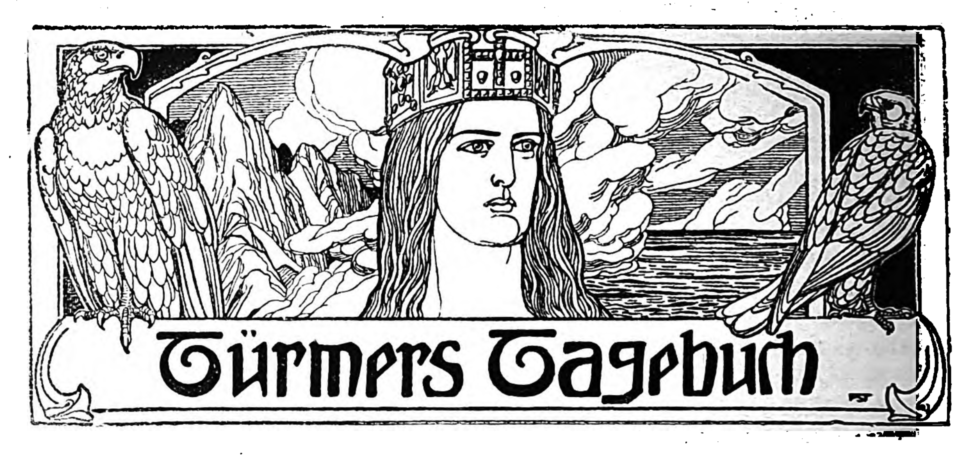
Abendgefühl. Von Sigfried Karg Elert. Zweck dieser Beilage ist, unsern Lesern einen kleinen Einblick in die Schaffensart eines Künstlers zu geben, der die geistige Führung in der Entwicklung der Harmoniumliteratur seit etwa einem Jahrzehnt hat. Bemüht sich der Tondichter, die klassische Form zu wahren, so macht er doch von allen neuzeitlichen Ausdrucksmitteln der Melodik, Harmonik, Rhythmik u. dgl. ausgiebigsten Gebrauch, selbst (wie das „Abendgefühl“ zeigt) in kleineren Formen. Während A. Reinhards, R. Bibles u. a. Harmoniumkompositionen auf allen, auch bescheidenen Instrumenten ausführbar sind, hat Karg Elert fast immer bessere, ausdrucksfähige Harmoniums vor Augen, was aus der genauen Registerbezeichnung deutlich hervorgeht. Die für Normalharmonium angeführten Zeichen bedeuten: v h = Vox humana (Vibrator); 1 p = Diapason dolce; 3 = Viola, Prinzipal; 6 = Äolsharfe; 3 p = Viola dolce; ∅ = ausschalten. Auf dem Kunstharmonium bezeichnet: E = Expression; 4 = Basson 8'; 6 = Voix céleste 16'; 8 = Äoline; 5 = Musette; 4 = Hautbois; 3 = Fifre 4'; durchstrichenes Zeichen = Ausschaltung des Registers.

Händels „Heilig, heilig“ aus dem Oratorium „Josua“ in der Bearbeitung für 1 Singstimme, Harmonium, Klavier und Violine zeigt, wie es einem berufenen Harmoniumkomponisten gelingt, klassische Literatur einer schönen Hausmusikpflege, Aufführungen in Schulen und kleineren, gesanglichen Vereinen zugänglich zu machen. Der Abdruck obiger Stücke geschah mit Genehmigung des Verlegers F. Peters-Leipzig (auf dessen gediegene Harmoniumverlagswerke noch besonders hingewiesen sei). Abendgefühl: aus Harmonium-Album (Nr. 3459) von S. Karg Elert (3 M).

Händels „Heilig, heilig“ aus: „Lieder und Arien“ für 1 Singstimme mit Harmonium, Klavier und Violine ad libitum. Von S. Karg Elert (Nr. 3298) 3 M.

H. O.





Der Krieg

Dem deutschen Hamlet in Österreich, diesem politischen Träumer, dessen melancholisches Gemüt der ihm aufliegenden schweren Verantwortlichkeit entscheidender politischer Entschlüsse so wenig gewachsen ist, geht's — so schrieb die „Tägliche Rundschau" unter dem 3. Juli (Nr. 334) — grimmig schlecht. „Er kann sagen, wie sein dänischer Vetter: ‚Ich lebe von dem Chamäleonsgericht; ich esse Luft; ich werde mit Versprechungen gestopft.' Aber er sagt damit schon etwas zuviel. Denn er wird nicht einmal mit Versprechungen gestopft. Die Versprechungen, die seit dem Tode des alten Kaisers in Österreich gemacht wurden, galten ja nicht den Deutschen und ihren Interessen, sondern den elementarsten Lebensbedürfnissen des Staates Österreich. Sie liegen heute gebrochen auf dem Wege, den die tschechische Anmaßung und Willkür einherstampft, und den die Regierung Kaiser Karls ihr auf keine Weise zu sperren wußte. Schwere moralische und politische Niederlagen nach innen und außen bezeichnen die Bahn, welche diese junge Regierung bis heute durchmessen hat, und eine der schwersten, nicht minder schwer als das völlige Fehlschlagen der auf Kosten der gesamten inneren Politik unternommenen verhängnisvollen außerpolitischen Friedensspekulation des Grafen Czernin, ist wohl der große Rückzug vor der Frechheit der Tschechen, den der große Wiener Gnadenerlaß für die Menge der tschechischen Hochverräter und Aufruhranstifter bedeutet, für die, welche hart am Galgen vorbei, wie Ehren-Kramarsch, bereits im Zuchthaus angelangt waren, und für die, welche noch ihrer rechtskräftigen Verurteilung zum Strick des Henkers oder zum Kerker harrten.

Wir wollen uns erinnern, daß wir die Sentimentalität verlernt haben, und den Wiener Gnadenerlaß auf seine nackte sachliche Bedeutung hin ansehen, ungerührt durch das Tremolo des Volks- und Familienstücks, das die Sätze durchzittert, in denen von der Politik der Versöhnlichkeit die Rede ist, die unter allen Umständen die Politik des Hasses und der Vergeltung ersetzen müsse; von dem Schleier des Vergessens, den man über bedauernswerte politische Verirrungen breiten müsse. Am allerwenigsten wollen wir uns zu einer falschen Rührung verführen lassen durch die ‚Hand des Kindes, welches berufen ist, dereinst die Geschicke

meiner Völker zu leiten', und die heute ‚zur Feier seines heiligen Namenspatrons Verirrte ins Vaterhaus zurückführt'. Wir leben ja in Mitteleuropa und im letzten Akte eines Weltkrieges, nicht im letzten Akte eines Familiendramas. Das sind Dinge verschiedenen Stils und verschiedener Tonart, und es wird außerhalb des Wiener Rings wenig Nerven geben, denen eine solche Vermischung der Stile und Tonarten gemäß ist. Herr Kramarsch in ‚Heimg'funden', Herr Kramarsch als verlorener Sohn, Herr Kramarsch als ‚Kind, wieder im Vaterhaus' — Anzengruber, ‚G'wissenswurm', fünfter Akt: ‚Weil nur 's Kind wieder im Vaterhaus is!' — es ist etwas zuviel für unsere, des Volksstücks mit Gesang in dieser Zeit .....

Und um Herrn Kramarsch zuerst und zuletzt handelt sich's doch in diesem politischen Rührstück. In ihren Hetzreden am Franzensring, von denen die weißen Zensurlücken in der Wiener deutschen Presse uns so viel bedeutsamer erzählen als das, was der Zensor davon hat stehen lassen, haben die tschechischen Abgeordneten in allen Tonstärken ihre Führer aus dem Zuchthaus zurückgefordert. In einer Rede, wie sie wohl selbst das österreichische Abgeordnetenhaus, das schon so viel hörte, von einem Minister a. D. und Geheimen Rate des Kaisers noch nicht gehört hat, erklärte der Abgeordnete Praschek im Namen des Tschechischen Verbandes, daß ‚die Tschechen den Prozeß Kramarsch als Prozeß gegen das tschechische Volk betrachten'. Herr Praschek hatte damit ja so recht. Tatsächlich war das ein Prozeß, in dem die Geschichte ihr vernichtendes Urteil nicht nur über Kramarsch, sondern über die Tschechen sprach. Das war Rechtens so. Und jetzt gibt der Staat Österreich diesen gewonnenen Prozeß gegen Hochverrat und Aufruhr freiwillig verloren. Man macht eine Namenstagsangelegenheit für einen Prinzen aus der Aufhebung eines Urteils, das ein Dokument des Willens staatlicher Selbstbehauptung war. Jeder Anlaß für einen so bedingungslosen Verzicht auf den so bekundeten Willen zur Selbstbehauptung fehlte. Die Tschechen haben von Tag zu Tag schamloser dem Staat Österreich Feindschaft und Krieg angesagt. In offenem Parlament haben sie die Aufteilung Österreichs verkündet. ‚In einem solchen Volke,' sagte Herr Praschek, ‚das sich jetzt vorbereitet, die Selbständigkeit zu erkämpfen, muß jeder Mann und jede Frau, jeder Jüngling und jeder Greis politisch tätig sein. Gott sei Dank ist es auch so im tschechischen Volk.' ‚Noch niemals', ruft der geistliche Abgeordnete Zahradnik, ‚ging das nationale Bewußtsein im tschechischen Volk so hoch wie jetzt.' Und erzählt dann gemütvoll, wie er drei Wochen vor der Ermordung Stürgkhs diesen vor das inzwischen an ihm vollstreckte Gottesgericht gerufen habe. Noch niemals in der Tat haben die Tschechen es gewagt, frecher ihre Feindschaft gegen Österreich auszuschreien. Und diese Stunde hält man für die geeignete, um ihnen Kuß und Handschlag anzubieten, um den Schleier des Vergessens über ihre Mordversuche am Staat zu breiten und sich die Ohren zu verstopfen gegen das Kreischen ihres Hasses. Aber in der Politik darf man nichts vergessen, darf man nicht durch Schleier sehen, darf man sich nicht die Ohren gegen die Wahrheit verstopfen; um so weniger, je unangenehmer diese Wahrheit ist. Es ist verhängnisvoll, aus so zielbewußten und zäh zielstrebigen Kriegsverrätern wie Kramarsch und Genossen bedauernswerte Irrende machen zu wollen; verhängnisvoll, sich und andere über so unbarmherzige Tatsachen wie die Staatsfeindschaft der Tschechen mit weicher Rührseligkeit hinweg-

täuschen zu wollen. Die Tschechen jedenfalls wird man nicht durch Sentimentalität beirren; sie werden sich nicht an die Gefühlsdrüsen kitzeln lassen. Herr Kramarsch, der ‚Verirrte', hat sehr genau gewußt, was er wollte, und wird künftig sehr genau wissen, was er will. Er wird auch nach dieser um seinetwillen, nur um seinet- und der Tschechen willen erlassenen Amnestie erst recht sicher wissen, daß in diesem Österreich der Namenstagsrührung für seine hochverräterischen Strebungen kein Maß und Ziel gesetzt ist.

Denn das muß stark betont werden: nur für die Tschechen, nur für die Nation des massenhaften, organisierten Hochverrates bringt dieser Gnadenerlaß etwas. Die Deutschen haben keine Gnade nötig, sie, denen so viel billiges Recht vorenthalten bleibt. In ihren Reihen gibt es keine Hochverräter, keine des Aufstandes, des Aufruhrs, des gewaltsamen Handelns gegen Gerichte und andere öffentliche Behörden Schuldige; ihre Führer mußten nicht zur Sicherung des Staates, seines Bestandes und seiner Kriegführung ins Zuchthaus gesetzt werden. Es war in Österreich immer so: die ungezogenen slawischen Kinder mußten immer etwas kriegen, die artigen Deutschen brauchten nichts; denen nahm man das Ihre weg, um jene besserer Laune zu machen. Was schon in Friedenszeiten unerträglich war, zu dessen Brandmarkung versagt das zulässige Wort in diesen Zeiten, wo deutsches Blut so oft und opfervoll vor dem Riß stehen mußte, den slawische Böswilligkeit gelassen hatte. Die Anerkennung der deutschen Haltung in diesem Zusammenhang und als schwaches Gegengewicht gegen schweres neues sachliches Zugeständnis an die Tschechen ist kein süßes Lob mehr; sie wird bittere Bitternis. Offiziosus zwar meldet uns aus Wien bereits mit einer Träne in der Stimme, daß ‚die Deutschen unter dem Eindruck des ihnen gezollten Lobes stehen'. Die Tschechen werden das den Deutschen gerne gönnen und dafür noch tiefer ‚unter dem Eindruck' der Befriedigung ihres anmaßenden Geschreis nach der Freigabe der galgenentwischten Hochverräter Kramarsch und Genossen stehen. ‚Man verspricht sich', so tremoliert Offiziosus weiter, ‚von dem Gnadenerlaß den besten Einfluß auf den weiteren Verlauf der parlamentarischen Session.' Ach Gott, was hat man sich in Wien nicht schon versprochen, wenn man am Franzensring zusammenkam? Aber es hat sich noch nie etwas erfüllt. Und es wird auch jetzt alles unerfüllt bleiben außer dem kreischenden Begehren der Libussasöhne nach Kramarschs Wiederkehr. ‚G'wissenswurm', fünfter Akt: ‚Weil nur 's Kind wieder im Vaterhaus is!'" ...

Tua res agitur — über dein Los wird verhandelt! Nicht müde werden dürfen die Verantwortung Fühlenden, diese Wahrheit dem deutschen Reichsphilister einzuhämmern, sofern und so oft nur immer von Österreich die Rede ist. „Es ist beschämend," sieht sich Richard Bahr (in der „Deutschen Politik") genötigt immer wieder festzustellen, „mit welcher vollendeten Urteilslosigkeit die österreichischen Dinge in einem großen Teil unserer Presse behandelt werden. Da dehnt sich an unserer Südgrenze von West nach Ost ein Land, in das wir selber mit 8—10 Millionen unserer Stammesgenossen hineinreichen. Die siedeln überwiegend auf uraltem deutschen Volksboden, älterem vielfach, als die Reichsbürger von heute, und stellen, wie immer man an das Problem herantreten mag, ein nationales Kapitel dar, das in Zeitläuften, die doch nun einmal, ob's uns behagt oder als Irrtum erscheint, am tiefsten nach wie vor

von völkischen Fragen bewegt werden, aufmerksamster Beachtung, sorgfältigster Pflege, wirksamster Unterstützung würdig wäre. In führenden Blättern aber — und zwar in Blättern aller Parteischattierungen — wird über sie und den Staat, in dem ihnen zu leben und zu wirken bestimmt ist, nicht viel anders berichtet als über die Zustände in Paraguay und Guatemala. Die Verhältnisse sind verwickelt, häufig unerquicklich und erfordern zu ihrer Erkenntnis eindringendes Studium. Schon das ist für viele ein Grund, die Beschäftigung mit ihnen weit von sich zu schieben. Andere glauben sich mit ihnen abzufinden, indem sie über diese Unbehaglichkeiten wie einen Segensspruch die nachgerade etwas abgestandene Formel von der ‚Nichteinmischung in die Angelegenheiten fremder Staaten' murmeln. Oder aber sie gehen flugs zum Angriff über und brandmarken, was sie nicht verstehen und auch gar nicht verstehen wollen, als alldeutsches Gemächte, das uns die wertvolle Freundschaft von Tschechen und Südslawen kosten könne. Und Tag für Tag liest man so den selben Unsinn, der die paar Leute, die bei uns in Deutschland diese Dinge kennen, empört und unsere Stammesbrüder, die einzigen Freunde nebenbei, die wir neben den Madjaren in der Monarchie haben, beleidigt. Feuilletonschreiber, die sich mit bedenklichem Erfolg für ihren ohnehin überladenen Stil auf dem Balkan herumtreiben, werden nach einem kurzen Lehrkursus in Budapest auf Österreich-Ungarn losgelassen und fallen nun jedem Einspänner, jedem wurzellosen Kaffeehausschwätzer, jeder offiziösen Einflüsterung zum Opfer. Leute, die selbst allen völkischen Empfindens entraten, sitzen kaltschnäuzig und hochmütig über Männer und Erscheinungen zu Gericht, die sich doch nur aus solchem Empfinden heraus begreifen lassen. Und schädigen, indem sie hergebrachte Parteilehren, Vorurteile, Neigungen und Abneigungen auf die so durchaus anders gearteten Verhältnisse übertragen, zumeist ohne es zu wollen, sicher ohne es zu ahnen, mit der Gesamtnation auch die Interessen der eigenen Reichsgemeinschaft.

In den Tagen, da dieser fürchterliche Krieg auch den Heimgebliebenen noch ein erschütterndes, innerlich aufwühlendes Erlebnis war, haben die Enthusiastischen unter uns wohl gemeint: wir kämpften einen deutschen Krieg. Einen, in dem zum erstenmal wieder seit hundert Jahren alle deutschen Stämme in die nämliche Schlachtreihe sich fügten, und der sie nach mancherlei Mißverständnissen, Zerwürfnissen und einer bis in die Zeiten der Gegenreformation zurückreichenden Entfremdung nun doch wohl für alle Zukunft ganz anders als bisher und enger miteinander verknüpfen müßte. Die Deutschen Österreichs vollends waren in Lebensnot und täglich sich erneuernden Opfern, die sie ungleich härter trafen, als die anderen Bewohner der Monarchie, froher Hoffnung. Sie glaubten nicht, weil sie der Wirklichkeit aus der Nähe ins Antlitz sehen konnten, an die Legende von dem wundersamen Völkerfrühling, auf die bei uns auch Hochschulprofessoren staatsrechtliche Lehrgebäude zu stützen begannen, an den Anbruch des goldenen Zeitalters, in dem Wolf und Lamm einander zärtlich zu umfangen lernten und alles ausgetilgt sei, was zwischen ihnen und den Slawen stand. Aber sie trösteten sich: nun, nach diesen schmerzlichen Erfahrungen, deren Eindrücken selbst Männer sich nicht entziehen konnten, die durch ein ganzes Leben die Großmannsgelüste von West- und Südslawen und ihren Separatismus begönnert hatten, müßte sich

alles wenden. Jetzt endlich würde ihnen der Lohn werden für die Treue, mit der sie den alten Kaiserstaat über alle Fährnisse hinwegtrugen. Nie wieder könnte es sich begeben, daß man, um Slawen und Welsche, die aufdringlich Heischenden, zu befriedigen, ihnen das Erbteil und damit, was immer zusammenhängt, auch dem Staat seine Rechte kürzte. Und stürzten sich mit der jauchzenden Begeisterungsfähigkeit, die den Süddeutschen österreichischer Prägung ein schönes Angebinde der Natur ist (der freilich, wie allemal bei solchen Temperamenten, leicht Abflauen und Ermüdung zur Seite gehen) auf alle Dinge, die eine Vertiefung und Verinnerlichung des Bündnisses mit dem Reiche zu gewährleisten schienen ...

Es ist dann bekanntlich anders gekommen, leider so ziemlich in allen Stücken anders. Die Schlachtfelder — wozu noch das Versteckspiel, das Einander-trunken-Machen mit schillernden geschwollenen Redensarten: wir haben ihrer nachgerade übergenug — haben uns nicht genähert. Zumeist kamen unsere Mannschaften mit den eigentlichen deutschen Kerntruppen der Monarchie wohl überhaupt nicht in Berührung. Die wurden allemal dahin geworfen, wo es am heißesten zuging, wo man die Treuesten brauchte und die Zuverlässigsten. In die Eiswelt der Tiroler Höhen, auf die Karstfläche, an den Isonzo, und ließen da unter Strapazen, von denen man bei uns im Reiche sich kaum ein rechtes Bild macht, Gesundheit und Leben. Unseren Leuten wurden als Kampfgenossen im großen Durchschnitt Nichtdeutsche gesellt, und was an ihnen fremdartig berührte, was Verdruß, Ärger, gelegentlich wohl auch gerechten Zorn erweckte, das ward in vorschneller Verallgemeinerung auf alle Angehörigen des Donaustaates, nicht zuletzt auch auf die Deutschen, übertragen, und selbst bei den gebildeten Schichten Entstammenden, bei Offizieren und Akademikern, setzte die Vorstellung einer österreichischen Nation sich fest, die es nie gegeben hat und auch gar nicht geben kann.

Derweil schritt aber auch daheim, hinter der Front, die Annäherung nicht fort. Die wirtschaftliche nicht und die allgemeine, politische und, wenn man so sagen darf, menschliche, schon erst recht nicht. Es war ein glücklicher Gedanke, daß man an eine Idee aus den sechziger Jahren, die damals doch auch schon eine Einrichtung gewesen war, anknüpfte und auf veränderter Grundlage und mit anderen Zielen die Abgeordnetentage wieder zu beleben versuchte. Die österreichischen Reichsratsmitglieder deutschen Stammes gedachten so mit Parlamentariern aus dem Reich zusammenzukommen, sie in das Verständnis der Institutionen, der Menschen, der Kämpfe in der Donaumonarchie einzuführen und sie für gemeindeutsche Aufgaben und Interessen zu erwärmen, die es am Ende doch wohl geben darf, auch wenn es den Deutschen oder gerade weil es ihnen nicht in einem Staate zu leben beschieden ist. ‚Dem übernationalen Staat', sagt einmal der kluge und nachdenkliche Franz Jesser, der einen deutsch-mährischen Kreis im Reichsrat vertritt, ‚muß die überstaatliche Nation entsprechen'. Der schöne Plan ist in den Anfängen stecken geblieben. Zwei-, dreimal ist man beieinander gewesen, seither nicht wieder. Österreichische Freunde klagten mir: sie hätten immer das Gefühl gehabt, über die Köpfe hin zu sprechen. Das ist sicher nicht bei allen, die aus dem Reich kamen, die Wirkung gewesen. Ich kenne manchen Abgeordneten, dem es durchaus Ernst war mit diesen Zusammenkünften. Ich kenne aber

— leider! — auch andere. Einen hörte ich prahlen: er sei überhaupt nur hingegangen, um zu verhindern, daß die gemeindeutsche Begeisterung über die Ufer schäume. Er und seine Freunde (durchweg konservativen Geblüts) hätten denn auch den Herren aus Österreich gleich zu verstehen gegeben: in ihre inneren Angelegenheiten, in die Auseinandersetzungen mit Tschechen und Südslawen gedächten sie sich nicht einzumischen. Da haben wir sie wieder, diese im Polizeisinne korrekte ‚Nichteinmischung', mit der von allen Völkern wir Deutschen uns ins Gesicht schlagen: derlei Narrheit aber heißt bei uns zu Lande sich ‚Realpolitik'.

Vollends die wirtschaftliche Annäherung war, noch ehe sie recht beginnen konnte, auf den toten Strang geraten. Sie hätte zum Erfolg führen können, wenn wir uns der hochgemuten Antriebe der Anfänge bedienten und außer dem Rechenstift auch etwas von dem glaubensfrohen Enthusiasmus mitbrachten, der damals ganz Deutsch-Österreich durchpulste und selbst die Widerstrebenden aus den Reihen der Schwerindustrie zum Nachgeben gezwungen hätte. Wir behandelten statt dessen — noch mit erkaltender Hand hat bis in seine letzten Lebenstage Gustav Schmoller davor gewarnt — die Frage ausschließlich mit dem Rechenstift. Bis es mittlerweile dann zu spät geworden war. Denn mittlerweile hatte, zwar nicht Ungarn, aber Österreich sich völlig gewandelt. Noch bis in diesen Spätwinter hinein hatte es selbst billig denkenden Tschechen, die man in der Vereinzelung bisweilen trifft, als selbstverständlich gegolten, daß das bisherige System, die Slawen zu verhätscheln und die Deutschen, weil ihre Staatstreue doch keiner Anfechtung unterliege, grundsätzlich beiseite zu schieben, ein Ende haben müsse. Was man die ‚deutschen Belange' genannt hat (und woran sozialistische und demokratische Grünlinge bis heute ihren dürftigen Witz üben) waren ja in keinem Betracht Forderungen überheblicher nationalistischer Eigensucht. In Wahrheit waren sie — allen voran die einheitliche Geschäftssprache, die doch nun einmal, solange die tschechische, slowenische und serbische Mundart sich nicht allgemeiner Kenntnis erfreuen, nur das von allen Völkern der Monarchie verstandene Deutsch sein konnte — lediglich das Mindestmaß dessen, was der Staat brauchte und noch braucht, soll er nicht in ein unorganisches, gar nicht mehr zu übersehendes und zu leitendes Gewimmel zerfallen. Nur darüber ging noch der Streit, ob man das, was unbedingt not tat, auf dem Wege kaiserlicher Verordnungen, des vielberufenen Oktrois, oder verfassungsmäßig, unter Mitwirkung des Parlaments, durchführen sollte. Wer die Frage rückschauend auf Grund der heutigen Erfahrungen und Erlebnisse beurteilt, wird bekennen müssen: das Oktroi wäre doch nur eine zweischneidige, mehr noch: eine stumpfe Waffe gewesen. Es hätte für den Augenblick zwar den Knoten durchschlagen, eine Gewähr dafür, daß man nicht hinterher unter dem Ansturm slawischer Volksleidenschaften doch wieder gezwungen würde, die beiden Enden aneinanderzufügen, konnte es nicht geben. Doch auch der parlamentarische Weg war nicht aussichtslos, wenn man ihn nur früh beschritt. Wenn man auch da die Zeit der starken Antriebe aus den Anfängen des Krieges benutzte, die heiß auflodernde gerechte Entrüstung der Deutschen, die tiefe Niedergeschlagenheit der Tschechen, denen die Kainsmale noch zu frisch und zu deut-

lich auf der Stirn brannten, und die noch keine Zeit fanden — sie haben's hernach meisterlich gelernt —, sich zurückzuorientieren. Nach der russischen Revolution war auch dieser Weg verbaut und verrammelt. Die hat, so die ewig Harmlosen verleugnend, die auf allen Gassen und Märkten das Märlein von dem im Kriege erschlagenen Pan- und Neoslawismus plärrten, die ganze slawische Welt in einen Taumel versetzt, hat ihr allerlei neue Möglichkeiten eröffnet und Selbstgefühl, Kraft und Willen zum Widerstand gestärkt. Angesichts solcher Stimmungen blieb der österreichischen Regierung im Augenblick wirklich nicht mehr viel anderes übrig, als bis zu einem gewissen Grade gute Miene zum bösen Spiel zu machen; das zu versuchen, was die Engländer mit einem schwer übersetzbaren Ausdruck ‚to make the best of it' nennen. Tschechen, Polen, Serben, Slowenen, Ruthenen in traulichem Verein hatten das Ministerium Clam-Martinitz, das gewiß kraftlos gewesen war, gestürzt, hatten im Abgeordnetenhaus die babylonische Sprachenwirrnis zum Gesetz erhoben und ohne Scheu in die Welt geschrien, daß dieser Krieg nicht ihr Krieg sei, und daß sie das österreichische Nationalitätenproblem, nach dem Programm der Entente — wenn's sein muß, auch gegen den Staat — gelöst zu sehen wünschten. Der Staat aber breitete zum ach wievieltenmal den Mantel verzeihender Liebe über die Sünder. Nach den durchaus abgünstigen Erfahrungen zweier Menschenalter, nach einem Kriege, in dem ausschließlich die selbstlose Treue, die nicht nach Woher und Wohin fragende Hingabe der Deutschen den alten Kaiserstaat gerettet hatten, wurden diese von neuem in den Winkel gestellt, das Laster aber durfte sich zu Tische setzen.

Das schafft eine neue Situation, an der auch wir Deutsche im Reich nicht länger mit verbundenen Augen vorübergehen dürfen. Der Wiener ‚Beschwichtigungshofrat' geht auch bei uns wieder um, und wer seine Kenntnis nur von dem gefälligen offiziösen Draht und den wahllos herumhorchenden Korrespondenten der Berliner Großpresse bezieht, hat fast den Eindruck, als ob auch das deutsche Volk Österreichs mit den Slawen frohlocke und nur ein Häuflein kümmerlicher Querköpfe, Alldeutsche und halbe Irredentisten, in die Zügel knirschten. Das ist nicht wahr. Deutsch-Österreich, das schon seit Monaten argwöhnische, ist in tiefster Seele verwundet, erschüttert, ratlos, vielfach zu Boden gedrückt und schier ohne Hoffnung. Nun wird es Zeit, daß wir im Reich der Pflichten gedenken, die wir gegen die Brüder jenseits der schwarz-gelben Grenze haben. Wir haben ihnen schon genug Unrecht getan, indem wir verkannten, daß auf ihnen in Waffendienst und Organisation die ganze Last des Krieges lag, und daß, wenn mitunter nicht alles nach Wunsch ging, solches daher kam, daß 10 Millionen für einen Staat von 28 Millionen zu stehen hatten. Wir haben auch immer wieder versäumt, so lebhaft wir durch all die Zeit über Kriegsziele und den angeblichen ‚deutschen Frieden' deklamierten, unseren österreichischen Stammesgenossen zu sagen, daß es gemeindeutsche Kriegsziele gebe, an denen sie profitieren könnten (und wundern uns nun, wenn sie in ihrer Lebensnot fragen: Was ist uns Hekuba, was Flandern und das nasse Dreieck?). Jetzt dürfen wir sie nicht dem niederschmetternden Gefühl überlassen, daß ihre Angst, ihre Sorge, ihre Qual bei uns kein Echo wecken, daß wir mit kühlem Achselzucken uns von ihnen wenden: hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen. Um keinen Preis der Welt darf bei ihnen

die Vorstellung aufkommen, daß sie verraten und verkauft werden. Das ist ... nicht etwa ein ethisches, gefühlsmäßiges Postulat, ist lediglich eine Forderung des eigenen Nutzens, der nüchternen politischen Erwägung. Es handelt sich da nämlich, die Sache auf eine schlichte Formel gebracht, ganz einfach um die Haltbarkeit, den Bestand, die Zukunft des Bündnisses ..."

Man greift sich ratlos an den Kopf und fragt sich: Wo kommt nur so viel politischer Stumpfsinn her, wie er sich, je länger der Krieg dauert, zu um so tieferer Befriedigung, zu um so frecherem Übermut unserer Feinde auswächst? —

„Der lange Winter und der trockene Sommer", schreibt der Fabrikbesitzer Heinrich Freese (Berlin-Niederschönhausen) an die „Tägliche Rundschau", „haben die Versorgung mit Nahrungsmitteln über Erwarten verzögert. In der Stadt ist nichts zu haben, und das Land wird von Leuten überschwemmt, die das Fehlende dort suchen und mehr als Bittsteller wie als Käufer auftreten. Die Landbewohner geben gern und willig. Es ist aber nicht immer genug vorhanden. Im Gewerbe fehlen Kohlen und andere wichtige Rohstoffe. Man richtet sich ein, so gut es geht, und findet Entgegenkommen. Auch hier ist aber manches zu bessern.

Nun ist der Reichstag versammelt, und wir durften hoffen, daß die Erwählten des Volkes, die bei der Wahl mit Versprechungen nicht gespart haben, sich unserer Nöte annehmen würden. Dazu haben wir sie gewählt. Wir haben erwartet, daß sie vor allem die zur Versorgung unserer Truppen nötigen Gelder bewilligen würden. Dann würden sie sich beeilen, mit den verbündeten Regierungen und dem Reichskanzler zu beraten, wie man die Zufuhr von Nahrungsmitteln, die Einfuhr aus dem Auslande begünstigen, die Verteilung in Stadt und Land besser regeln kann.

Die Herren im Reichstage sind anderer Meinung gewesen. Sie haben die Bewilligung von Mitteln zum Kriege von einem Tage zum anderen verschoben. Damit eilt es nicht. Die Fragen der Versorgung von Heer und Volk mit dem zum Leben Nötigen sind kaum berührt worden. Die Mißstände und offenbare Verschwendung in den Kriegsgesellschaften ebensowenig. Im Reichstag hat man andere Sorgen. Die Änderung des Wahlrechts in Preußen, die Entfernung von widerstrebenden Ministern und Staatssekretären werden gefordert. Die Hauptsache ist der Eintritt von Parlamentariern in die preußische und Reichsregierung. Nicht etwa besonders befähigter, die schon früher im Reiche und in den Einzelstaaten zur Regierung herangezogen worden sind, sondern aller, die sich berufen fühlen, eine Ministerwohnung zu beziehen. Raum für alle Tüchtigen, d. h. für sich selbst!

Was sagen zu alledem die Wähler? Sie starren betroffen und zornig auf das unerwartete Schauspiel, das ihre Erwählten dem feindlichen Ausland bieten. Man begegnet fast überall dem gleichen vernichtenden Urteil. Das Wort vom Neuen Café Größenwahn am Königsplatz ist nicht das härteste. Leider geschieht das nur im Privatgespräch. Es ist aber geboten, den mit der Wahrnehmung der Interessen des deutschen Volkes beauftragten Herren unverhohlen zu sagen, was man von ihnen denkt. Ich halte das Treiben der Scheidemänner, Erzbergianer und ihrer Genossen für Volks- und Landesverrat und bedauere, daß ihnen das nicht von berufener Seite gesagt worden ist. Als Zweck der Übung gilt natürlich das Volkswohl. In Wahr-

heit bringen die unbeträchtlichen Herren, die vorgeben, dafür zu wirken, nur Unordnung in die Verwaltung. Sie gefährden unsere Versorgung mit Lebensmitteln und Rohstoffen. Sie erschüttern die bundesstaatlichen Grundlagen des Reiches, die eine Einmischung in die inneren Verhältnisse der Einzelstaaten, also auch Preußens, verbieten, und stellen alle Erfolge in Frage, die Heer und Flotte mit ihrem Blute errungen haben.

Ich frage als Wähler: Ist niemand vorhanden, der diesem Unfug ein Ende macht? Sind von den Geschlechtern, die unserem Vaterlande Fürsten und Heerführer, unsere Beamten und Künstler, Großkaufleute und Gelehrte geliefert haben, keine Männer mehr im Lande, die den Mut haben, sich vor die Reichsverfassung und vor den preußischen König zu stellen? Ist niemand mehr da, die Reichs- und Landesverderber, die im Reichstage und in einzelnen Preßorganen ihr Unwesen treiben, in ihre Schranken zurückzuweisen? Sollte es wirklich so schlimm mit uns stehen, dann freilich sind Preußen und Deutschland verloren, jetzt und in Ewigkeit. Der Mann, der bisher am Steuer gestanden hat, hat den Kampf nicht aufnehmen mögen. Er hat den Konflikt gefürchtet, dem ein anderer Großer, der einst in ähnlichen Sturmtagen an seinem Platze gestanden hat, nicht ausgewichen wäre. Ich hoffe aber, daß an seine Stelle ein anderer treten wird, der Selbstvertrauen und Kraft genug besitzt, zu tun, was Ehre und Gewissen in solchen Lagen erfordern."

Der wird den Krieg gewinnen, der auch nur acht Tage länger aushält. „Warum warten", fragt R. von Scheller-Steinwartz im „Tag", „unsere Feinde nicht ruhig auf Amerika, anstatt in verzweifelten Offensiven mit aller Macht eine Entscheidung jetzt herbeiführen zu wollen? Nicht nur, daß sie wenig von Amerika erwarten; aber sie wissen, daß auch dies zu spät kommen würde, und daß die Hoffnung derart jetzt nur wirken kann wie die Kampferspritze auf den Sterbenden.

Und dennoch kommt bei uns vielfach eine bisher chronisch schleichende, mutlose Stimmung akut zum Ausbruch, die mehr psychologisch als realpolitisch erklärt werden kann. Sie ist nicht die Stimmung der Massen, am wenigsten die des kämpfenden, also jetzt wesentlichsten Teils der Nation; denn ihre Stärke ist proportional der Entfernung von der Front. Aber sie will mit allen Mitteln unser Volk in ihren Bann zwingen. Sie neigt der Ansicht zu, daß weitere Opfer für weiteren Kampf sich nicht lohnen und jeder Friede besser sei als die Fortsetzung des Krieges, weil weder zur See noch zu Land weitere entscheidende Erfolge zu erringen seien.

Die Voraussetzungen sind ebenso falsch wie die Schlüsse. Mag man eine Apothekerrechnung über die für England verfügbare Tonnenzahl aufstellen mit phantastischen Zahlen; mag die Tatsache verleugnet werden, daß die Zerstörung von 900000 Tonnen im Monat auch die größte Tonnenzahl monatlich um 900000 verringert — wie kann die Tatsache außer acht gelassen werden, daß neuerdings in England selbst der gewaltige Schaden zugegeben wird, der schon jetzt der Lebenskraft des englischen Volkes zugefügt ist, und die ungeheure Gefahr, die durch eine Fortsetzung des Seekrieges dieser Lebenskraft droht? Wohl läßt die verbissene Entschlußkraft des englischen Volkes sich so lange wie irgend möglich nicht merken, daß es ihm schlecht geht; wohl sind Presse und Publikum in dieser Hinsicht in England weit besser diszipliniert als anderswo; wohl halten die Führer und Sprecher der Nationen drüben so lange wie möglich fest an dem Grundsatz,

dem Feind gegenüber stolz und groß zu tun und den Glauben an den vernichtenden Endsieg unter allen Umständen zu behalten oder sich und andern vorzutäuschen: trotz alledem finden sich in jüngster Zeit Äußerungen der ernstesten englischen Blätter und andere Zeichen, die die Erkenntnis der ungeheuren Gefahr, das Bestehen einer steigenden Not und den Anfang der Entmutigung in weiten Kreisen unzweifelhaft beweisen. Soeben erst hat selbst der frechste Großsprecher für die englische Flotte, der einst das Wort von den Ratten in ihren Löchern prägte, zugestanden, daß diese britische Flotte wie durch einen Zaubergürtel gelähmt sei und doch sie allein die furchtbare Gefahr bannen könnte, die England drohe. Und dem gegenüber kann man behaupten, der U-Boot-Krieg könne zu keinem großen Erfolg führen?

Nun zur Landfront. Der mit ungeheurer Übermacht immer erneute Angriff des britischen Heeres hat nur zu ungeheuren englischen Verlusten geführt, und jede Erneuerung wird die bereits künstlich aufs höchste angespannte militärische Kraft des Landes nur vermindern. Die fast zu hysterischer Leidenschaft aufgepeitschte französische Armee zeigt in den letzten Wochen alle Spuren der beginnenden Demoralisierung. Ganze Truppenteile weigern sich, an die Front zu gehen, oder lassen sich nur unter Bedingungen dazu herbei. Das Verhalten der Urlauber in der Heimat, die Erfolge unserer vielen kleinen Unternehmungen an der ganzen französischen Front beweisen eine stets wachsende Überlegenheit nicht nur unserer Taktik, sondern unserer Kampfkraft, beweisen die beginnende Zermürbung des übermäßig angespannten Geistes der französischen Soldaten.

Die russische Armee ist in der Zersetzung begriffen: daß die Zusammentreibung aller noch kampfwilligen Teile davon auf einen Punkt, daß ihr mit achtfacher Überlegenheit ausgeführter, taktisch wahnsinniger Verzweiflungsangriff nur an einem Punkt zu scheinbaren Erfolgen, im ganzen zu einer fürchterlichen Niederlage geführt hat, beweist, daß ihre Kraft erschöpft ist. Der unzweifelhaft vorhandene, durch Schleuderwirtschaft nur noch mühsam verborgene Mangel an Nahrungsmitteln, an Kohle, an Eisen, an Bahnmaterial kann innerhalb von Wochen zu der vollständigen Lähmung des Heeres führen.

An der ganzen deutschen Front aber, von Ostende bis Mülhausen und von Domesnäs bis Braila steht unerschrocken das deutsche Volksheer, voll von einer durch jeden neuen Kampf nur härter gestählten Kraft, noch reicher nutzbar gemachten Erfahrung, noch ernsterem Siegeswillen.

Und diesem Heer will man zurufen: ‚Geht nach Hause, es hilft doch nichts, es ist alles umsonst!‘ — anstatt ihm zu sagen: ‚Nur jetzt noch haltet aus — jetzt wird drüben der beginnende Zusammenbruch immer deutlicher erkennbar — jetzt drauf mit aller Kraft, damit die dreijährige furchtbare Anstrengung nicht umsonst sei!‘

Und warum? Weil die Zustände im Innern unerträglich sind und durch jeden Frieden besser würden? So gewiß es ist, daß unsere Massen zum Teil schwer leiden, so gewiß ist es jetzt, daß der Nahrungsmittelvorrat ausreichen wird, um uns über die nächsten, entscheidenden Wochen und Monate hinwegzubringen; so groß auch, daß er sich durch raschen Friedensschluß nicht um ein Korn vermehren würde, da auf der ganzen Welt die Nahrungsmitteldecke zu kurz geworden ist und nur der Starke sie an sich reißen kann.

Es ist traurig, daß die am schwersten zu tragende Last die der mäßig ernährten Arbeiter in den großen Industriezentren ist: aber hier wird ständig gebessert, die neue Ernte, die rumänische Zufuhr muß sie erleichtern.

Daß auch der Reiche das Darben lernt ist ethisch und sozial ein Gewinn für arm und reich. Vielleicht kann auch der Mangel noch gleichmäßiger verteilt werden. Wem es die Ethik, das Gefühl und der Verstand nicht sagen, den soll die Gefahr der ganzen Volksgemeinschaft jetzt lehren, daß der Reichste mit dem Ärmsten solidarisch ist und der geringste Handarbeiter wie der größte Unternehmer dieser Volksgemeinschaft mit gleichen Rechten und Pflichten dienen müssen, auch um ihrer selbst willen.

Vor allem aber müssen die Darbenden sich sagen, daß auch der sofortige Friede hier keine Erleichterung bringen kann; und um so weniger, je schlechter der Friede ist. Das Schlagwort ‚Friede oder Brot' ist verkehrt, weil ein schlechter Friede erst recht kein Brot bedeutet. ‚Sieg und Brot!' muß rufen, wer Brot will, denn nur der weitere Kampf und Sieg kann Brot bringen, seit die Brotdecke der Welt zu kurz geworden ist.

Schwer zu tragen sind für große Teile des Volkes die Leiden gewiß, aber sie werden getragen. Sie würden leichter getragen, wenn das Volk einsähe, daß sie getragen werden müssen, um einen Ausgang des Kampfes zu erreichen, der uns einzig Erleichterung bringen kann, wenn nicht tagtäglich auf Grund völliger Verkennung der Lage und der Möglichkeiten, den Leidenden gepredigt würde, daß nichts als die bloße Abwehr erreicht und an kein preiswürdiges Kampfergebnis gedacht werden dürfe.

Gewiß, wir führen einen Verteidigungskrieg: wir alle wollen ruhig und mäßig auf dem Standpunkt des 4. August 1914 bleiben: aber das Ergebnis auch des reinsten Verteidigungskrieges muß der wirkliche Statusquo sein, d. h. es muß Entschädigung für die erlittene Unbill, für die zur Verteidigung verbrauchte Kraft bringen und Sicherheit gegen die Wiederholung des großen Raub- und Vernichtungszuges gegen überlegene deutsche Tüchtigkeit in der friedlichen Arbeit. Diese Entschädigung und Sicherung müssen und können wir erkämpfen. Jetzt sehen wir Land — und angesichts des nahen Ufers will man uns das Fürchten und Verzweifeln lehren. Wo ist der Friede, den wir jetzt erreichen könnten, wenn wir klein beigeben wollten? Haben nicht sämtliche Gegner ihren Vernichtungswillen immer wieder klar genug kundgegeben? Muß nicht bei der ‚Mentalität' des Engländers und Amerikaners jede Wiederholung des höhnisch abgelehnten Friedensangebotes ihren Willen zum Durchhalten stärken, ihre Siegeszuversicht erhöhen und damit den Krieg verlängern? Wie ich den Engländer kenne — und ich kenne ihn länger und besser als viele der jetzigen Rufer zum Nichtstreit —, würde er eher der kaufmännischen Überlegung Raum zu geben sich entschließen, ob sich noch weiter empfiehlt, gutes Geld dem schlechten nachzuwerfen, wenn nicht die ihm sonst ganz unverständlichen, wiederholten Rufe nach einem Verständigungsfrieden als Zeichen unseres nahen Zusammenbruchs gedeutet würden und seine Siegeszuversicht höben. Er wird auch nur dann zu ehrlicher Wiederaufnahme der Beziehungen mit uns nach dem Kriege bereit sein, wenn wir ihn geschlagen haben. Das ist so wahr wie paradox. Nur der

Respekt ist beim Engländer die Grundlage der Freundschaft. Seine Geschichte beweist ihm, daß seine Formel ‚Hände weg oder ich schlage zu!‘ wirksamer ist, um auf der Welt Freunde und Achtung zu gewinnen, als die Formel ‚Entschuldige, daß ich lebe‘. Erst Faschoda als Auftakt zur Entente hat das glänzend dargetan.

Wir werden nach dem Kriege — aller Handelssperre zum Trotz — eine wirtschaftliche Erholung erleben, die es uns leicht machen wird, auch die finanziellen Kriegslasten zu tragen und nach und nach zu tilgen. Auf der ganzen Welt ist ein Vakuum entstanden, das deutsche Industrieerzeugnisse mit Gewalt ansaugen muß: alle versuchten Wirtschaftskriege werden daran scheitern. Wir werden fast allein über Schiffe zur Ausfuhr verfügen. Die Geschichte der Kontinentalsperre ist lehrreich für das Scheitern der Versuche, natürliche Gesetze außer Kraft zu setzen, nur daß wir dann die Rolle spielen werden, die England damals siegreich durchführte. Die Inflation unserer Währung, der niedrige Mark-Kurs im Ausland wird uns als Exportprämie gerade über die schwere Anfangszeit hinweghelfen.

Voraussetzung ist nur, daß wir nicht durch eine doktrinäre Steuerpolitik in dem Bestreben, die Schulden zu schnell und zu gewaltsam zu tilgen, dem deutschen Wirtschaftskörper das Kapitalblut entziehen, dessen er zu raschem Wiederaufbau dringend bedarf. Wir würden damit nicht den Kapitalisten allein, sondern in erster Linie den Arbeiter schädigen und dauernd niederhalten. Die von sozialistischen Theorien vorgezeichnete Steuerpolitik — keine Entschädigung, keine Monopole, keine indirekte Steuer, nur Vermögensabgabe und progressivste Einkommensteuer — wird den Kapitalisten schädigen, aber den Arbeiter ruinieren. Heben wir den vierten Stand zum Mittelstand, setzen wir die Arbeiterschaft in die Lage, Konsument zu werden und Steuern zu leisten, indem wir dem Arbeitgeber ermöglichen, hohe Löhne zu zahlen, anstatt ihm das Kapital zu beschneiden. Günstige Verträge betreffend Zölle und Rohstoffbezug, Warenaustausch und Verkehr müssen bei den Friedensschlüssen weit höher geschätzt werden als die rein politischen Abmachungen. Gott behüte uns vor Annexionen, die Geld, Arbeit und Blut kosten könnten. Afrikanische Sandwüsten in Gärten zu verwandeln, Negern die ‚Segnungen der Kultur‘ aufzuzwingen, dazu werden wir zunächst weder Zeit noch Geld noch Kraft übrighaben: ebensowenig, widerspenstige Nachbarn einzudeutschen. Es gäbe Nützlicheres als Entschädigung zu gewinnen. Wir werden arbeiten, und was wir für diese Arbeit brauchen, muß uns der Friede geben und lassen, wie er uns Sicherheit geben und Macht lassen muß. Auch die übrige Welt wird dabei am besten fahren, denn sie kann die Erzeugnisse deutschen Geistes und deutscher Hände nicht mehr entbehren. Auch draußen muß das Pendel einmal zurückschwingen und die Welt von der Massenpsychose genesen, in der sie bezüglich des deutschen Wesens jetzt noch durch Neid und Lüge befangen ist. Die ewigen Gesetze der Entwicklung lassen sich nicht aufheben. Und sie gebieten unseren Sieg.

Der dies Wort schrieb, ist kein Heimkrieger. Seit zwanzig Jahren vor dem Feinde, als Diplomat im Ausland wie als Flieger im Felde, hat er das Beobachten und Kämpfen, das Wägen und Wagen gelernt, das Fürchten nie.“





Kein Landesverrat!

Herr Scheidemann versprach in einer Rede über Deutschlands Zukunft, seine Hoffnung auf die russischen Sozialisten zu setzen. Der „Vorwärts" hatte bei der Begrüßung Karenskis als russischen Ministerpräsidenten geschrieben, er erscheine als Vertreter einer Politik, die auf dem Wege über eine letzte kriegerische Anspannung den Frieden suche und der man eine gewisse großzügige Folgerichtigkeit nicht absprechen könne. Somit, bemerkt die „Deutsche Ztg.", hofft Scheidemann für Deutschlands Zukunft auf den Erfolg einer mit großzügiger Folgerichtigkeit gegen Deutschland unternommenen kriegerischen Anspannung Rußlands! Der „Vorwärts" pries ein militärisch starkes Rußland als Sicherheit gegen einen deutsch-russischen Sonderfrieden und erklärte ein zerrüttetes Rußland, das sich schlagen lasse, für eine zwar militärisch ganz angenehme Sache, aber ein kräftiges Rußland sei politisch, d. h. im Sinne der Verhinderung eines deutsch-russischen Friedens viel wertvoller. Und Herr Scheidemann, nach den blutigen Schlägen deutscher Truppen im Osten etwas irre geworden an einem kräftigen Rußland, verlangt von der deutschen Regierung, wenn Rußland um Frieden bitte, dem geschlagenen Rußland die Unabhängigkeit und Unversehrtheit — — Belgiens, die Unversehrtheit Frankreichs auf alle Fälle zu gewährleisten, sich also in einem möglichen von Rußland erbetenen Frieden über den Osten auch für alle Fälle bindend, unabhängig von der Kriegslage und der Widerstandskraft unserer westlichen Gegner, im Sinne eines unbedingten Verzichts im Westen festzulegen, obwohl das russische Interesse gar nicht berührt wird...

Wen wundert noch die Forderung, die als Forderung des englischen Kabinetts legitimiert wurde, bevor England mit einem „freien" Deutschland Frieden schließe, müßten die deutschen Heere das linke Rheinufer geräumt haben! Wen wundert solches Verlangen noch nach der Forderung Scheidemanns, Deutschland müsse unerschütterlich, unbeeinflußt durch die für uns günstige Kriegslage auf dem Kriegsprogramm der russischen Sozialisten stehen! Wen wundert solches Verlangen noch nach den Vorgängen im deutschen Reichstag, die mit der Annahme der Verzichtserklärung ihren Abschluß fanden! Daß die Feinde und die Neutralen diese Entschließung als Friedensgejammer auffassen, erkennt bald der letzte des deutschen Volkes, und daß sie kriegsverlängernd wirkt und damit deutsches kostbares Blut auf den Opfertisch bringt, wird hoffentlich bald ebenso allgemein erkannt werden ...

Was Scheidemann und Erzberger und jene gleicher Weltanschauung niedergerissen, das muß mit deutschem Blut erst wieder aufgerichtet werden, und erst dann kommen wir dem Frieden näher. Die dort stürmen im Osten, die feindlichem Sturm standhalten im Westen, die heldenmütig kämpfen zur See, sie sind die im deutschen Sinne Neuschaffenden, die Schöpferischen. Hindenburg und Ludendorff und Scheer, das Heer und die Flotte, sind die Friedensbringer ... Aber Scheidemann hofft auf die russischen Sozialisten.

Bauernfang

Aus einem Aufsatze von Dr. E. Jenny im „Tag“ — absichtlich in der Nußschale: Soweit menschliche Erfahrung und geschichtliche Kenntnis zurückreichen, hat stets der Sieger dem unterlegenen Gegner, je nach erlangter Machtüberlegenheit, Opfer aufgezwungen.

Nun wird plötzlich von den Parteien der Friedensresolution das Schlagwort vom Frieden ohne Annexion und Kontribution mit ungeheurem Gerassel als neuer Grundsatz in Umlauf gesetzt. Völkerrechtlich ist solcher Anspruch hinfällig, weil ohne Vorhergang; ethisch — und auf die Ethik berufen sich die Verkünder des neuen Heils ganz besonders — erweist sich die Auffassung als völlig haltlos, weil damit die völlige Zwecklosigkeit des blutigen Ringens anerkannt wäre und es nichts Unmoralischeres und Sinnloseres geben könnte als die nutzlose Veranstaltung eines fürchterlichen Völkerringens.

Vollends aber wird jene von idealistischen Schwarmgeistern einerseits, von diplomatischen Bauernfängern und gerissenen Schlaubergern andererseits ausposaunte Maxime logisch unhaltbar, sobald man versucht, den Fehlgedanken zu Ende zu denken. Man nehme nun an, die neuen Grundsätze seien durch allseitiges Einverständnis als Bestandteil des Völkerrechts aufgenommen und es entbrenne ein neuer Krieg. Da werden vom ersten Schritt an die schönen Sätze ad absurdum geführt. Die ganze Strategie würde gleichfalls auf den Kopf gestellt; denn es entstände, vorausgesetzt, daß auch nur eine Minute lang mit den unsinnigen Bedingungen tatsächlich gerechnet würde, eine Art System des „Rückwärtssiegens“. Verzweiflungsvoll und voller Zagen würde nach siegreicher Schlacht ein Heer dem weichenden Gegner folgen, da ja dem Sieger sämtliche Beschädigungen des feindlichen Territoriums durch Kampf und Durchzug zur Last fallen. Je tiefer die Waffen den Sieg in Feindesland tragen, desto entsetzlicher müßte dem sieghaften Führer zumute werden, da er sich unerschwingliche Kosten an den Hals zu siegen riskiert. Ja, man kann im Geiste den Feldherrn schon ordentlich fluchen hören, wenn er den Feind aufs Haupt schlägt und dessen Hauptstadt ihm überantwortet wird: „Himmeldonnerwetter, so ein Pech: nun räumen die niederträchtigen Kerls auch noch ihre plundrige Kapitale, und wir müssen die Geschichte bezahlen.“

Jedenfalls stellt sich dem unbeteiligten und nüchternen Beobachter das Geschrei von der vielgepriesenen menschlichen Errungenschaft, dem Grundsatze eines Friedens ohne Landabtretung und Kontribution, wohl aber mit „Schadloshaltung“ der betroffenen Länder, entweder als gutgläubige, aber verschrobene Überspanntheit, oder als verlogener, plumper Bauernfang dar. — —

Das letzte — hier nimmt der Türmer wieder das Wort — trifft zu. Es ist von seiten der parteipolitisch oder geschäftlich Interessierten „ein verlogener, plumper Bauernfang“.

*

Totentanz

Auch mit Friedensschalmeien kann der große Schnitter reiche Ernte einbringen. Karl Peters bemerkt zu der von Gegnern und Neutralen — wie ja nur selbstverständlich — gleichermaßen gebackpfeiften oder verlachten Reichstags-Mehrheits-Friedens-„Entschließung“ (alle Entmannten werden daraufhin energisch werden und mannhafte „Entschließungen“ fassen) —:

Daß Deutschland jeden Augenblick die Friedenshand ergreifen würde, wenn man ihm von London aus den kleinen Finger anzubieten geneigt wäre, glaubte an der Themse vom ersten Abend der Kriegserklärung an jedes kleine Kind. Am Abend unseres famosen Friedensangebotes vom 12. Dezember 1916 tanzten im Restaurant des Carlton-Hotels zu London alte, weißbärtige Herren vor Jubel auf den Tischen, weil die „deutschen Schweine“ jetzt endlich „down“ wären. Mit Hohn wurde unser Friedensangebot von allen Seiten abgewiesen, überall vermehrten sich die Rüstungen gegen uns,

und bald darauf griff der Zerschmetterungskrieg gegen uns auch auf die westliche Hemisphäre und den fernen Osten über! Alle unsere Friedensversuche in Rußland haben nur eine neue Offensive des slawischen Ostens und eine wütendere Verhetzung der russischen Massen gegen uns zur Folge gehabt.

Haben unsere großen staatsmännischen Köpfe noch nicht genug daran? Wollen sie nur immer schnödere Körbe von allen Seiten sich holen? Und diesen Weltkrieg bis in alle Ewigkeit verlängern? Dann brauchen sie nur so weiter Friedensentschließungen zu fassen und nach dem Aufhören dieses Krieges zu flennen, anstatt endlich einmal selbstbewußt und stolz zu warten, bis von irgendeiner feindlichen Seite ein Friedenswunsch an uns gelangt ... Vergißt man denn in unserem Volk das erste Gesetz eines jeden profitablen Handels jetzt, wo es doch um Sein oder Nichtsein geht? Bei jedem Pferdekauf weiß der Bauer, daß er vor allem die Neigung dazu der Gegenseite verheimlichen muß und schließlich nicht gleich seinen höchsten Preis nennen soll.

Und unser Volk, sagt Karl Peters zum Schluß, sollte bei diesem größten Geschäft, bei dem die Fortdauer unseres Reiches und unsere völkische Zukunft in Frage steht, so völlig versagen?

Unser Volk hat nicht versagt und wird auch nicht versagen. Ganz andere Leute haben versagt, die so volksfremd in ihre Gottähnlichkeit oder ihr internationales Geschäft versponnen sind, daß man bei ihnen von einem „Versagen" eigentlich kaum noch reden darf. Gr.

*

Widerspruch erbeten!

„Noch ist unwidersprochen geblieben," schreibt der Abgeordnete W. Bacmeister in der von ihm herausgegebenen Wochenschrift „Das größere Deutschland", „was der österreichische Reichsratsabgeordnete Wolff vor 3000 Menschen öffentlich sagte, und was im übrigen die Spatzen von den Dächern pfeifen, daß nämlich die deutsche Reichsleitung es gewesen ist, die auf dem Wege über den Grafen Czernin das österreichische Ministerium veranlaßte, dem österreichischen Deutschtum das Versprochene nicht zu geben. In letzter Stunde vor Einberufung des Parlaments soll erst der Entschluß gefaßt worden sein, den Deutschen das gegebene Wort nicht zu halten. Nur keine inneren Krisen!

Inzwischen waren die Polen Österreichs daran gegangen, dem Beispiel Korfantys in Preußen zu folgen, indem sie alle Illusionen der Bethmannschen Versöhnungspolitik mit groben Fäusten zerschlugen. Es sei erinnert an die frechen Krakauer Beschlüsse ...

Wie aber muß es auf die Deutschen Österreichs wirken, ja auf ganz Österreich, soweit es den Gesamtstaat über die Belange der Einzelvölker setzt, wenn erwogen wird, daß es der Rat der deutschen Politik war, der Österreich auf den jetzt als in die Irre führend erwiesenen Weg gedrängt hat? Möchte es doch Herrn von Bethmann Hollweg gelingen, die Darstellung des Reichsratsabgeordneten Wolff als irrig zu erweisen! Wir haben wenig Hoffnung."

*

Der Nervenzusammenbruch der Reichstags-„Mehrheit"

wird in der „Kreuzzeitung" von Wolfgang Eisenhart geschichtlich beleuchtet:

Napoleon I., der nicht nur ein gewaltiger Schlachtenmeister, sondern auch ein überaus kluger, verschlagener Staatsmann war, hat einmal das Wort ausgesprochen, der Krieg sei nichts anderes als eine Sache der Psychologie. Denn es käme nicht darauf an, wie groß tatsächlich der errungene militärische Erfolg sei, als vielmehr darauf, welchen psychologischen Eindruck er auf den besiegten Gegner mache. Daher finden wir bei dem großen Soldatenkaiser stets das Bestreben, seine militärischen Erfolge ins Ungeheure aufzubauschen, den Gegner durch eine zur Schau getragene sichere Siegeszuversicht einzuschüchtern, die eigenen militärischen Machtmittel als riesenhaft und unerschöpflich darzustellen.

Lange Zeit, bevor die Engländer das so geschmacklose Wort „Bluff" erfunden hatten, verstand er das Bluffen wie keiner seiner Zeitgenossen. Gleich in seinem ersten Feldzuge, als er nach den italienischen Siegen über die Alpen nach Innerösterreich vordrang, wußte er sich den Schein zu geben, als stünde es in seiner Macht, ins Herz Österreichs vorzustoßen und den Habsburgerstaat zu vernichten. Dadurch errang er von dem bestürzten Gegner den glänzenden Frieden von Campo Formio. Im Jahre 1807 verstand er es ebenso, nach seinem noch keineswegs entscheidenden Siege von Friedland gegen den Kaiser Alexander I. von Rußland zu bluffen und diesem den Tilsiter Frieden abzunötigen. Ebenso geschickt verfuhr sein Neffe Napoleon III., als er nach der siegreichen, aber ebensowenig entscheidenden Schlacht von Solferino den jungen, noch unerfahrenen Kaiser Franz Joseph von Österreich einzuschüchtern wußte. Er errang von dem bestürzten Gegner den Frieden von Villafranca, obgleich er sehr wohl sich bewußt war, daß Frankreichs und Piemonts militärische Machtmittel schwerlich ausgereicht hätten, um die Österreicher aus Venetien herauszuschlagen.

Hier wie immer sieht man, wie sehr beim Friedensschlusse zuletzt doch die starken Nerven entscheiden, und wie es kaum einen anderen Beruf in der Welt — den des Feldherrn ausgenommen — gibt, bei dem es vor allen anderen Dingen auf die Stärke des Charakters so ankommt, wie bei dem des Staatsmannes.

*

„Unser Schuldbuch sei vernichtet —"

Aus der Ansprache des Ministers des Äußeren, Grafen Czernin, an österreichische und ungarische Pressevertreter (Wien, 29. Juli 1917) wollen wir uns folgende ergreifende Predigt zu Gemüte führen:

„Die Frage, wen die Schuld an diesem Kriege trifft, will ich nicht aufwerfen, weil es in diesem Zusammenhange zwecklos ist über die Vergangenheit zu sprechen. Aber von der Zukunft will ich sprechen und dem Wunsche möchte ich Ausdruck geben, daß es der Welt gelingen möge, nach dem Friedensschluß jene Mittel und Wege zu finden, welche dauernd die Wiederkehr eines solchen entsetzlichen Krieges verhüten. Ein jeder moralisch denkende Mann hat die Pflicht, mit bestem Willen an dieses gigantische Werk heranzugehen, und alle Staaten der Welt werden versuchen müssen, in gemeinsamer Arbeit Garantien zu schaffen, die ein so fürchterliches Unglück, wie der jetzige Weltkrieg es ist, für die Zukunft unmöglich machen. Moral und Vernunft sprechen dafür, Wege zu suchen, welche die Welt von dem Alp befreien. Es könnten sich Zustände wiederholen, wie jene, die wir jetzt durchmachen. Dieser Weg mag schwierig sein, unmöglich ist er nicht. Das sind die beiden Grundprinzipien, auf welchen meiner Rechnung nach ein Verständigungsfriede zustande kommen kann: erstens ohne Vergewaltigungen und zweitens die Verhütung der Wiederkehr eines Krieges."

Nun kann auch die Zeit nicht mehr fern sein, wo das Lamm den Wolf durch Gründe der Moral und Vernunft von der Notwendigkeit eines ehrenvollen Verständigungsfriedens (für das Lamm) überzeugt. Gr.

*

Tauchboot oder Schlachtschiff

In sachlicher Weise untersucht der englische Marineschriftsteller Arthur Pollen die Möglichkeiten der Abwehr von deutschen Tauchbooten. Nur ganz gedrängt sei die Darlegung wiedergegeben. Minen und Sprengstoffe kann England genug erzeugen. Daß es sie gegen die Tauchboote auslegt, kann nicht geschehen, ohne daß die Minenleger beschützt werden; auch das Minenfeld, damit es bleibt, muß beschützt werden. Beschützer und Angreifer werden sich stetig, wie er näher klar macht, durch die stärkeren Schiffsklassen überbieten müssen. Und schließlich sind es die großen Linienschiffe. Er schließt: „Solange die feindliche Schlachtflotte unversehrt ist oder so gut wie unversehrt ist, so lange wird die zweifellos wirksame Gegenmaßnahme gegen die Unterseebootstätigkeit uns unmöglich ge-

macht." Dabei ist gerechnet, daß sich die, wenn auch zahlreicheren englischen Linienschiffe nicht in die Nähe der eigentlichen deutschen Gewässer trauen dürfen — welche einstweilen, wenn auch schon jetzt nicht mehr so ausschließlich, die um Helgoland und von den Küsten des nassen Dreiecks sind.

Es ist unnötig, die Folgerungen aus diesen englischen Gedankengängen noch zu unterstreichen. Sie mögen besonders diejenigen ad notam nehmen, die das Tauchboot, als ob nun die Welt nach ihm nichts mehr erleben werde, für die künftig allein ausreichende „reale Garantie", ohne Schlachtflotte, ohne geographisch verbesserte Stützpunkte, erklären wollten. Damit ist auch das unrichtige „oder" in unserer Überschrift erledigt. h.

*

Tatsachen

Bei dem Mainzer Stadtverordneten Ortmann erschienen zwei elegant gekleidete Herren und boten für die Stadt Mainz 700 000 Zentner Kartoffeln in zwei Posten von 400 000 und 300 000 Zentner zum Preise von 11 ℳ den Zentner an. Die Lieferanten gaben die Kartoffeln als Auslandsware an. Ortmann bemerkte ihnen, daß so viele Waggons nicht über die Grenze gebracht werden könnten, ohne daß die Z.E.G. die Hand darauf legte; aber die Herren erklärten, das solle man ihre Sache sein lassen, sie würden unter allen Umständen die Kartoffeln prompt abliefern. — Es scheint sich hier also um Inlandskartoffeln zu handeln, die von gewissenlosen Produzenten und Händlern der Allgemeinheit entzogen worden sind. — Der Neustettiner Landrat hat einfach festgestellt, daß von 22 000 Milchkühen 8000, die in Molkereien abgemolken werden, rund 140 Kilo Butter, also jede Kuh beinahe 1 Kilo liefern. Im Gegensatz hierzu liefern die 14 000 Nichtmolkereikühe nur etwa 40 Zentner, also jede Kuh rund 1/4 Pfund. Daß da etwas sehr im argen liegt, ist klar. Nun droht der Landrat mit Abschlachtung solcher schlechtmelkenden Kühe. — In Hessen-Nassau und wohl auch anderswo hat sich eine merkwürdige naturgeschichtliche Tatsache herausgestellt: Bei der beginnenden Milchnot erstanden sich viele reiche Leute, die vorher nur Pferde hielten, eine Kuh. Und nun ereignete sich fast durchweg, daß diese Kühe das bessere Futter nicht vertragen konnten, sie gaben statt 10—12 Liter nur 3—4 Liter Milch, so daß die armen reichen Leute nicht ein Liter an den Magistrat für die wirklich Armen und Kranken, wie vorgeschrieben, abgeben konnten. Auch diese Kühe sollte man abschlachten lassen. Daß man mit einer Milchkuh auch noch auf andere Weise schlechte Geschäfte machen kann, erfuhr die Frankfurter Milchkuranstalt, die eine Kuh für 1450 ℳ gekauft und nach 70 Tagen guter Fütterung wegen geringer Milchabgabe durch den Viehhandelsverband an die Stadt Frankfurt zur Verwurstung verkaufte, und zwar setzte der Verband den Preis auf 357 ℳ fest, das Pfund also auf 40 ₰. Für die daraus verfertigte Wurst läßt sich die Stadt Frankfurt 2 ℳ 10 ₰ zahlen! Wer steckt da den Kriegsgewinn ein? B.

*

Gerard der „Diplomat"!

Amerika, das Land der unbegrenzten Unmöglichkeiten, hatte es fertig gebracht, uns als seinen diplomatischen Vertreter den famosen Mr. Gerard herüberzusenden und ihn auch bis zum Abbruch der Beziehungen auf diesem Posten zu belassen. Jetzt kommt allerdings die Meldung von drüben, daß Gerard sich gänzlich vom diplomatischen Dienste zurückzuziehen gedenke. Aber ehe dieser Entschluß in ihm reifte, fühlte sich dieser frühere Gesandte Amerikas und Leiter des englischen Aufklärungsdienstes und Interesses in Deutschland bemüßigt, der staunenden Mitwelt noch eine schlagende Probe seiner Fähigkeiten zu zeigen. Im Kanadischen Klub in Neuyork hat er eine Rede gehalten, die seiner Erfindungsgabe und Tüchtigkeit im Hetzen gegen die ††† Deutschen alle Ehre macht. Er erzählte den Kanadiern nach englischem Rezept die fabelhaftesten Schauermären und Lügen über die Behandlung, die ihre Landsleute in deutschen Gefangenenlagern erdulden müßten.

Dabei hatte dieser „Diplomat" die Unverfrorenheit, zu behaupten, daß er alle die von ihm berichteten Greuel selbst gesehen habe! Ja — warum hat er denn dann nicht seine Pflicht als Vertreter der englischen Interessen getan und diese Mißstände beanstandet, so lange er noch Deutschland mit seiner Anwesenheit beglücken durfte? Er muß seine Zuhörer in Neuyork doch sehr niedrig einschätzen und für recht kritiklose Menschen halten, wenn er annimmt, daß dieselben nicht auf den Gedanken kommen würden, zu fragen: Warum hat dieser „Vertrauensmann" so lange geschwiegen, als er noch in der Lage war, Abhilfe zu schaffen?

Aus seinen Mären seien einige zur Erheiterung unserer Leser hier wiedergegeben. In einem Gefangenenlager will er kleine Buben beobachtet haben, die, ausgerüstet mit Bogen und mit Pfeilen, mit eisernen Nägeln als Spitzen, auszogen, um die englischen Gefangenen zu beschießen. Er schließt seine Er„zählung" mit den etwas schleierhaften Worten: „Sie wissen, daß Luther seine Thesen an das Thor der Kirche in Wittenberg genagelt hat, und Sie können sich denken wen, nach obiger Erzählung, ich gerne an das Tor genagelt hätte!"

Dann folgt die Schilderung eines Lagers, in welchem die Deutschen bei der Bewachung der Gefangenen Schäferhunde als Begleithunde der Wächter verwendeten. Diese bösen Hunde hatten die merkwürdige Eigenschaft, jeden Engländer, der in ihre Nähe kam, zu beißen. Daß selbst Tiere eine solche Abneigung gegen die angelsächsische Rasse entwickeln könnten, würde man nicht für möglich halten, aber Herr Gerard sagt es, und er sagt noch mehr, er hat dem Lagerkommandanten gedroht: „Ich bin ein sehr guter Pistolenschütze, und ich werde kommen und einige dieser Hunde abschießen." Und — diese Drohung allein hat genügt, sie hat sofort geholfen — — wenigstens versichert uns das der frühere Gesandte.

Den Gipfel aber bildet seine Entrüstung über die Verurteilung deutscher Reichsangehöriger durch deutsche Gerichte, weil sich dieselben schamlos genug gezeigt hatten, mit den gefangenen Engländern in Verkehr zu treten und denselben Nahrungsmittel zuzustecken.

Amerikanische Diplomaten haben ja in der Geschichte der letzten zwanzig Jahre wiederholt eine — na, sagen wir, recht „eigentümliche" Rolle zu spielen sich bemüßigt gefühlt. Es sei nur an den letzten Gesandten der Vereinigten Staaten in Athen, Williams, erinnert, dessen Verhalten und insbesondere journalistische Tätigkeit zur Zeit der albanischen Wirren eher alles andere als diplomatisch war.

Das Land der Grizzlys, Theddys und der Wilsons hat wirklich schon viel geleistet, was andere Völker nicht können; im Verdrehen und Lügen ist es zwar meist erklecklich plumper, doch dafür auch ausgiebiger und kräftiger gewesen als sein Meister- und Mutterland: Albion! — — —

*

Keine Karikatur!

In einer Berliner Nachricht, offenbar amtlichen Ursprungs, heißt es: „Der ‚Gaulois' (vom 21. Mai) bringt einen Artikel über die Zerstörung von St. Quentin durch die Deutschen. Da es bestätigt ist, daß die Franzosen in der rücksichtslosesten Art und Weise ohne militärische Notwendigkeiten eine ihrer schönsten und reichsten Städte in Grund und Boden schießen, gehört zu dieser Anschuldigung eine gute Portion Unverfrorenheit. Die deutsche Etappe hat die Stadt unversehrt zurückgelassen. Die Häuser wurden verschlossen, die wichtigsten Dokumente und Kostbarkeiten gesichert und versiegelt und durch Posten geschützt. Weder die Bevölkerung noch die Deutschen glaubten, daß die Franzosen und Engländer in dieser Weise nutz- und sinnlos ihre eigene Stadt zerstören würden. Die wertvollen unersetzlichen Kunstschätze waren auf alle Fälle in Sicherheit gebracht worden. Und diese Rettungsarbeiten wurden von besonderen Bergungskommandos unter Führung deutscher Kunsthistoriker auch noch während des Bombardements fortgesetzt, bis eintretende Verluste zur Einstellung der Arbeit zwangen."

Emil Gerlach hat kürzlich in einem geistvollen „Türmer“-Aufsatz über „Deutsche Karikaturen“ das Wesen der Karikatur in dem Sinne definiert, daß sie ein unproportionierter geistiger Zug sei, der den Gesamtmenschen in einer belächelnswerten Weise beherrsche. Auch soll es das Schlimmste für den Gesellschaftsmenschen sein, als Karikatur zu erscheinen. Soll das nicht ebenso für den Menschen der Völkergesellschaft zutreffen?

Wie kommen wir dazu, Feinden, die mit einem aus der europäischen Völkergemeinschaft weisenden Sadismus wehrlosen deutschen Gefangenen Handgranaten in die Tasche stecken und sich offenbar belustigen, wie die Armen zerrissen werden, deren hysterische Skribifaxe — das gehört hier besonders in Vergleich gestellt — von deutscher Hand für Freund und Feind errichtete Grabdenkmäler als monströse Hunnenzeichen erklären, wie kommen wir dazu, solchen Feinden Kunstdenkmäler zu retten und dabei das Leben deutscher Männer zu gefährden, sogar zu opfern?

Vor einiger Zeit fuhr ich mit deutschen Soldaten, die im Wetter von Arras gestanden, von Mülheim kommend, über die Hohenzollernbrücke bei Köln, und wir sahen ergriffen zum lichtdunkel in den Himmel wachsenden Kölner Dom empor, dem deutsches fromm-starkes Wesen, deutsche Gemütswärme herrlich kündenden Bauwerk. Ich glaube nicht, daß einer unter uns auch nur einen Augenblick daran gezweifelt hat, daß die Franzosen oder Engländer das leiseste Bedenken getragen haben würden, dieses Bauwerk in Trümmer zu schießen, hätte sie das Schlachtenglück bis an den Rhein geführt.

Und wir gehen hin und suchen die Kunstdenkmäler jener Barbaren zu retten, „bis eintretende Verluste zur Einstellung der Arbeit zwangen“!

Geht mir weg! Auf wen in der Welt machen wir mit solchem Rühmen noch Eindruck? Welches französische Kunstdenkmal ist die Knochen eines deutschen Landsturmmannes wert?

Seien wir doch keine Karikatur!

A. G.

*

Lazarettlektüre

Zwei Damen der Gesellschaft teilen in unserem Lazarett Lektüre aus. Auf jedes Bett legen sie gewissenhaft mit einem holdseligen Lächeln und erschütternder Unbefangenheit zwei Schriftchen: ein christliches Erbauungsblatt und — einen Indianerschmöker. Ich erhalte „Die Rache der Witwe“. Der effektvolle Schluß lautet also:

„Höllisches Lachen erschütterte gleich einem Husten die Brust der Spinne.

‚Das ist ja ein Komplott gegen den Hauptmann, hihi, haha, das gibt mir Gelegenheit, klingenden Lohn zu erwerben — nur schnell zu ihm.

Heute abend wird es zwei tote Leute geben — den Vermummten und den D. T., der kein anderer sein kann, als Dick Tucker — und ich sehe Menschen so gerne baumeln.‘

So schnell er es mit seinen kleinen Beinen vermochte, stürzte der Zwerg, den man die Spinne nannte, vorwärts.

Das Geheimnis, ja sogar das Leben Marys, hing an einem Faden.

Wird die Spinne ihren Verrat beenden können? Wird sie den Brief in die Hände Huliwans legen und ist Marys Rache für immer gescheitert?

Das alles werden wir unseren Lesern demnächst ausführlich erzählen. — Band 34 enthält: Ein Ende mit Schrecken.“

Ich warte mit qualvoller Sehnsucht auf das „Ende mit Schrecken“ — —

zv.

*

Der Schundliterat als Ehrendoktor!

Das Berliner Polizeipräsidium hat wieder einmal eine Razzia veranstaltet. Nicht in den Kaschemmen des Berliner Nordens, sondern in den Buchladen, allwo grellbunte Heftchen auf unsere Großstadtjugend ihre geheimnisvollen Reize ausüben. 228 Werke der „Schundlitertur“ hat man wieder verboten. Solche, die Verbrecher und Detektivs zu Helden haben; solche, die andeutungsweise in Erotik machen; und solche, die unter patriotischen Titeln die Tasche ihrer Verfasser und

Verleger zu füllen suchen. Diese Edlen selbst bleiben mit voller Absicht tief im Dunkeln. Einem ist das Unglück widerfahren, daß sein Name bekannt wurde. Das verbotene Erzeugnis seiner Feder heißt: „Rauhreiter-Geschichten“; sein Verfasser aber ist niemand anderes als Herr — Theodor Roosevelt, der einstige Präsident der Vereinigten Staaten, der erst jüngst mit dem M—unde an der Spitze eines Regimentes gegen die Boches ziehen wollte. Wenn man weiß, was dieser Herr da drüben jenseits des großen Teiches für Makulatur zusammengeredet hat, kann man sich kaum wundern, daß er auch schriftlich nur Schund von sich geben konnte. Und doch hat die Berliner Universität, man sollte es kaum glauben, denselben Schundliteraten, als er aus Afrika über Berlin in das Land der Goldbergerschen „unlimited possibilities“ zurückreiste, mit dem philosophischen Ehrendoktorhute geschmückt!! Das Diplom hatte in deutscher Übersetzung folgenden Wortlaut:

„Theodore Roosevelt, der, von Ahnen abstammend, die an der Mündung des Rheins saßen, auf amerikanischen und deutschen Schulen vorgebildet, ein ausgezeichneter Schüler der Havard-Universität wurde, der die Landschaft und Fauna seiner Heimat wissenschaftlich genau und künstlerisch schön schilderte, der als patriotischer Bürger und unbestochener Richter die Einrichtungen, Sitten und Helden seiner Nation mit geschichtlichem Sinn und praktischem Blick erfaßte und vortrefflich darstellte, dem „rauen Reiter“, der tapfer gegen die äußeren Feinde, tapferer gegen die inneren Ausbeuter zu Felde zog, dem unparteiischen, unbeugsamen, wahrheits- und darum wissenschaftsliebenden Manne, dem Förderer des Gelehrtenaustausches, dem innerhalb und außerhalb seines Vaterlandes höchstgeschätzten ehemaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten verleiht die philosophische Fakultät der Universität Berlin die Doktorwürde h. c.“

Ob die philosophische Fakultät unserer Alma mater ihrem „Ehrendoktor“ wohl auch heute noch all diese hübschen Attribute (Bewunderungs-Blüten) zuerkennen würde? Aber so vergeht der Ruhm der Welt: damals wurde der gute Roosevelt Ehrendoktor für die „wissenschaftlich genaue“ und „künstlerisch schöne“ Schilderung der Landschaft und Fauna seiner Heimat, für die „vortreffliche Darstellung“ der „mit geschichtlichem Sinn und praktischem Blick erfaßten“ Einrichtungen, Sitten und Helden seiner Nation und heute ist er ein ganz gemeiner Schundliterat, vor dem die Kinder bewahrt werden müssen, damit sie sich ihren guten Geschmack nicht verderben! R. D.

*

Die Pferderennen im Krieg,

über die der Türmer kürzlich sprach, haben noch weitere schlimme Seiten. Die eine ist, daß alljährlich Zehntausende dadurch dem Wetteufel verfallen und tausende Fälle von Untreue, Unterschlagungen, Diebstähle, die darauf zurückgehen, sind an der Tagesordnung. Die andere Seite ist die Papierverschwendung, zu der die Sportsnachrichten verführen. Ich sah kürzlich Berechnungen, wonach in einem einzigen Monat und in einer mittleren deutschen Großstadt 4 bis 5000 Kilo Papier allein auf die Sportsnachrichten entfielen. Es werden also gering gerechnet in Deutschland allmonatlich 60 bis 100 000 Kilo Papier dazu verschwendet, damit das deutsche Publikum erfährt, daß das eine Pferd schneller rennt als das andere, und dabei jammert das Berliner Tageblatt und andere Annoncenblätter über Papiermangel.

Also weg mit den Pferderennen im Krieg.

*

Ist's möglich?

Man hat sich auch einmal dem Wahne hingegeben, daß die Ausländerei bei uns abreißen würde. Aber man scheint doch fürchten zu müssen, daß nach dem Frieden alles wieder sein wird wie zuvor. Das „Made in Germany“ prangt lustig weiter wie zuvor, der „Fine old Jamaika Rum“ verrät sich weiterhin als braven Deutschen, der „Fin Vin Rouge“ ist in drei Kriegsjahren noch nicht ausgetrunken, die „Morceaux choisis pour le Piano“ künden sich auch in neuesten Drucken

an, der „Grand Prix“ brüstet sich weiterhin auf allen Plakaten, das „vis-à-vis“ zieht sich durch die Zeitungsanzeigen, die „Trade-Mark“ lebt auch noch immer usw. usw. Da liegt nun aber gar ein Ding vor mir, das mir als ein vorzüglicher Kriegsersatzstoff, soeben frisch auf den Markt gekommen, angepriesen wurde, natürlich „made in Germany“! Außer dieser Angabe finde ich noch auf der Büchse stehen: SAFFIN, POLISHING PASTE. Dann kommt die Trade-Mark, und darunter die Firma: Jaeger & Kießlich, Berlin. Kann mir nun einer der Leser vielleicht verraten, was in der Büchse wohl drin sein mag? Und so etwas ist 1917 möglich?

*

Ein Allerweltskerl für — — 250 Mark

In Nummer 29 des „Zeitungs-Verlags“ (vom 20. Juli), der Zeitschrift des Vereins deutscher Zeitungsverleger, findet sich folgende Anzeige:

„Zum 1. Oktober wird für dauernde Stellung militärfreier, verantwortlich zeichnender und gründlich erfahrener Lokalredakteur für größere reg.-frdl. täglich erscheinende Provinzzeitung des Ostens gesucht. (Auflage ca. 22 000). Gefordert werden reiche journalistische Erfahrung auf allen Gebieten, leichte Auffassung, gewandte und flotte Feder, schnelle Arbeit, sachgemäße Theaterkritiken, lokales Wochenfeuilleton und eigene Initiative in der Bearbeitung lokaler und kommunalpolitischer Themata, um den lokalen und provinziellen Teil interessant und übersichtlich zu gestalten. Perfekte Stenographie behufs Aufnahme von Telephonaten und zuverlässiger Berichterstattung von Stadtverordneten- und Vereinsversammlungen Grundbedingung. Anfangsgehalt 250 ℳ. Referenzen, Zeugnisabschriften und Photographie erbeten unter T. 262 an die Geschäftsstelle des Zeitungs-Verlags.“

Man sieht, der Herr Zeitungsverleger ist in seinen *Forderungen* gar nicht knauserig. Wohl aber in der Bemessung des Gehalts für den Allerweltskerl von Redakteur, den er sucht. Die Anzeige ist *typisch* für die Verhältnisse auf dem journalistischen Stellenmarkt, soweit die Redakteure bürgerlicher Provinzzeitungen in Frage kommen, und nicht etwa ehrend für den Verlegerstand. Was sind heute, sagen wir für einen wirklichen und gebildeten Redakteur von 30 Jahren, 250 ℳ monatlich? Gar wenn er verheiratet ist und Kinder hat? Wenn er da kein Vermögen zuzusetzen hat, dann ist er mit 250 ℳ Monatsgehalt zu einem kreuzerbärmlichen Leben verurteilt! Welcher jugendliche Rüstungsarbeiter arbeitet heute unter 300 ℳ im Monat?

Verträgt es sich mit der so viel zitierten „Kulturmission der Presse“, wenn man den wichtigsten Personen im eigenen Hause, den Redakteuren, solche, für die heutigen Verhältnisse wirklich kulturlosen Gehälter anbietet und dabei noch eine ganze Spule von Forderungen ablaufen läßt? Jenes Blatt mit 22 000 Beziehern könnte wahrhaftig mehr als 250 ℳ anlegen.

Die Anzeige tut auch dar, wie sehr noch die Redakteure sich zusammentun müssen, um solchen den Stand beeinträchtigenden Angeboten entgegenzuwirken.

Saliens.

*

Ein *Wucherer* war gestorben, und der Priester und seine Freunde konnten sich nicht einigen wegen des Begräbnisses. Der Priester sagte: „Liebe Freunde, laßt uns den Leib auf einen Wagen legen und zwei Ochsen davor spannen und Vertrauen zu Gott haben, so werden sie ihn wohl dahin ziehen, wo Gott will, daß sein Begräbnis sei.“ Das war seinen Freunden lieb. Da zogen ihn die Ochsen ohne alle menschliche Weisung unter den Galgen und wollten nicht weiter gehen. Dort wollte ihn Gott begraben haben, denn er hatte sich auf Erden betragen wie ein Dieb, darum sollte er auch dort begraben sein, wo die Diebe liegen.

Bruder Johannes Pauli, Schimpf und Ernst (1522)

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß · Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Aus dem Kriegsgebiet in den Vogesen

A. Eichenberg



XIX. Jahrg. Erstes Septemberheft 1917 Heft 23

Demokratie und Monarchie

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Natürlich geht heute das Wort „Demokratie" vor. Aber — wir wollen sehen.

Sollte nach der verlogenen Rede des Lloyd George vom 4. August nicht erst recht jeder Deutsche, in dem noch ein Funke von Ehr- und Selbstgefühl glimmt, sich zu seinem Volke zurückfinden, alle Sonderwünsche vertagen, sein ganzes Sinnen und Trachten darauf richten: dieser größenwahnsinnige, vom Mammonsteufel besessene Völkervampyr muß herunter, muß mit allen Mitteln zur Vernunft, zur Besinnung gezwungen und nur gezwungen werden? Und wer in unserer Mitte aus neidvoller Niedrigkeit heraus nicht fähig oder willens dazu ist, soll der besser behandelt werden, als der Feind? Er ist ja noch ein viel gefährlicherer Feind, weil er gefahrlos und nur zu seinem Nutzen dem eigenen Volke das Mark aus den Knochen saugt. Nur eine, in der Weltgeschichte unerhörte Willensschwäche, die aber allemal (wie bei dem entthronten Nikolaus II.) mit Despotismus sich gegen sich selbst zu wappnen versucht, konnte es fertigbringen, aus Selbsterhaltungstrieb die feierlich gebannten und gehorsamenden Mächte der Unterwelt wieder heraufzubeschwören und Macht über die Oberwelt gewinnen zu lassen. Man rede einmal deutsch mit diesen dunkeln Mächten, und man wird sehen, auf welcher Seite die überwältigende Mehrheit unseres Volkes steht.

Nur dreijährige geistige Vergewaltigung unter gemißbrauchten, aber altgeheiligten Zeichen hat es vermocht, die Unterwelt wieder in Bewegung zu setzen (Acheronta movebo!).

Lloyd George oder Kerenski — „Sozialistenführer“ waren sie beide. Beide peitschen sie, nachdem sie die Macht gewonnen haben, ihre „Brüder“ in die Massenmörderei hinein, beide kreischen sie — trotz aller Friedensanerbietungen —: „Blut, Blut! Krieg bis zum Ende!“ Nicht bis zu *ihrem* persönlichen Ende — bewahre! Bis sie ihren Ehr- und anderen Geiz befriedigt oder doch noch einen guten und gefahrlosen „Abgang“ erzielt haben. Da sind, mit mehr oder weniger Talent, die Lloyd George, Kerenski, Poincaré, Sonnino e tutti quanti die gleichen Brüder, nur mit ungleichen Kappen. Wilson, der Menschheitsapostel, der „wie der Tiger Blut lecken will“ (das heißt wieder: er persönlich nicht) kommt vielleicht zu spät zum festlichen Kannibalen-Mahl. Dann wird wohl von der „Menschheit“ nicht mehr viel übriggeblieben sein. Das ist für Herrn Wilson sehr zu bedauern. Denn er ist — das muß ihm der Neid lassen — der tüchtigste, dabei „penibelste“ Menschenfresser. Unsere anderen Feinde haben wenigstens selbst ihre Knochen zu Markte getragen. Der Yankee-Doodle-Man konnte sich beherrschen. Er will erst dann antreten, wenn die Leichen schön appetitlich zubereitet daliegen. Ja, gibt es auf Gottes Erdboden *noch* Gemeineres, als *jetzt*, wo *alle* kriegführenden Völker einen versöhnenden Frieden selig in die Arme schließen würden, den Krieg zu verlängern, — als *Nichtkriegführender*, aber Kriegdrohender?

Daß „Geschäft“ die eigentliche Absicht der Yankee-Jobber war, Wilson nichts anderes als ihr Prokurist — ihnen gegenüber Untergebener, sonst aber, als Vertreter der Truste (Morgan usw.), selbstherrlicher Zar —, das brauchte ja ein früherer deutscher Reichskanzler nicht zu wissen. — Man kann den Leuten mit dem beschränkten Untertanenverstand aus ihrer Unkenntnis keinen Vorwurf machen, wenn sie von so angemaßt maßgeblichen Stellen nicht nur nicht belehrt, sondern auch in die Irre geführt werden.

Eine Perle aus der Rede Lloyd Georges — alle Lichter eisigen Höhenhohnes, unschmelzbarer Lüge werfen ihre sanfte Grellheit darauf:

„Ich sehe, daß die Deutschen mit der letzten Schlacht sehr zufrieden sind. Nun, das einzige, was ich sagen kann, ist, daß der ausgezeichnete Oberbefehlshaber unserer Armee an der Westfront gesagt hat, daß er alle seine Ziele in dieser Schlacht erreicht hat. Ich spreche nicht von etwas, was er mir nach dem Kampf gesagt hat. Er war gütig genug, uns davon zu unterrichten, was diese Ziele waren. Und sie sind erreicht worden. Aber der deutsche Bericht sagt, daß wir nur eine Trichterlinie besetzten, und in Berlin wird geflaggt. Eine Trichterlinie! Wer hat die Trichter gemacht? Haben sie die Trichter ausgegraben? O nein. Trotz der U-Boote, die, wie man uns vor etwa sechs Wochen erzählte, verhindern sollten, daß die britische Armee ihre Munition erhielt, hatten wir genug Geschütze und Munition, die gut ausgebaute Linie, die sie in drei Jahren mit freiwilliger und erzwungener Arbeit errichtet hatten, in eine Reihe von Trichtern zu verwandeln. Und der Kaiser hat den Armeekommandanten zu seinen machtvollen Maßnahmen beglückwünscht und hat befohlen, in Berlin zu flaggen. Sie sind mit der *Schlacht* zufrieden, und

wir sind es auch. Nun, solche Schlachten müssen wir haben, sie machen beiden Seiten Freude. Wir sind zwei Meilen weit gegangen. Uns gefällt es, vorzugehen, ihnen, sich zurückzuziehen. Uns gefällt es, Gefangene zu machen, ihnen, sich zu ergeben. Uns gefällt es, ihre Gräben zu zerstören, und sie sind noch mehr entzückt. Nun, lassen wir das zu unserer gegenseitigen Befriedigung so weitergehen! Jeder Rückzug, jede Preisgabe von Befestigungen, deren Erbauung ihnen drei Jahre gekostet hat, wird des Kaisers Herz von neuem erfreuen, wird neue Glückwünsche an den Kronprinzen von Bayern bringen und mehr Fahnen in Berlin. Ich glaube, der Feldmarschall hat die Absicht, des Kaisers Herz wieder und wieder zu erfreuen. Aber lassen Sie sich nicht durch diese deutschen Berichte irreführen. Es ist die britische Methode des Vorgehens mit möglichst geringem Verlust an Menschenleben, indem man die deutschen Gräben und ihre Stacheldrähte und ihre Maschinengewehrposten zerstört und dann sofort vorgeht, sobald die Beschießung aufhört, und dann vorwärts drückt. Das erfordert Zeit, aber es ist sicher. Und obgleich die Deutschen ihrem Entzücken Ausdruck geben, erzählen uns die eingebrachten Gefangenen eine ganz andere Geschichte."

Ja, reden kann der Mann und handeln kann er auch, und wir wollen es nur ruhig zugeben, daß nicht alles in dieser Darstellung erlogen ist. Dreijährige, rechtzeitig eingesetzte Verknüppelung und Verkrüppelung, systematisch mit allen Mitteln der nur immer erreichbaren physischen und materiellen Gewalt betrieben, kann Wunder auch im zerstörenden Sinne wirken. Und wenn man „Geister beschwört, die der Acheron besser verschlingt" (aus einem — deutschen — Polenlied), dann kann es schon wahr sein, daß einzelne deutsche Gefangene sich so geäußert haben, wie Lloyd George andeutet. Unsere feldgrauen Brüder werden als Urlauber oder Verwundete oder sonst an den Fronten Erkrankte im deutschen Vaterlande nicht immer so behandelt, wie behandelt zu werden sie vollen Anspruch hätten. Man sieht und hört davon leider öfter, als man wahr haben möchte.

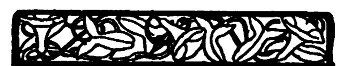
Aber wie sieht nun dieser Lloyd George selbst aus? Ist er wirklich der von grenzenlosem Vertrauen seines Volkes getragene Führer? Seine Rede, sagt der „Vorwärts", erweckt den Eindruck — und soll ihn erwecken —, als ob England von diesem Kriege gar nicht genug haben könne, und daß es ihm nur ein Vergnügen sei, wenn er noch recht lange dauere. Da zeigt sich das England, wie wir es sehen sollen. Von dem England, wie es wirklich ist, gibt nun aber Ramsay Macdonald einen kleinen Ausschnitt im „Leicester Pioneer", in dem er schreibt:

„Ich habe mich soeben mit einem Einwohner von Glasgow unterhalten. Er schilderte mir die Szenen, die sich in den Straßen jener Stadt abspielten, als der Ministerpräsident Lloyd George zum Stadtrat fuhr, um das Ehrenbürgerrecht zu empfangen. Selbstredend hat die Presse nichts darüber berichtet. Man fragt in Glasgow: Wieviel wurde aus öffentlichen Mitteln ausgegeben, um die Straßenaufmachung herzustellen? Die Munitionsarbeiterinnen erhielten neue Kleider und Flaggen, und sie erhielten auch Extralöhne für ihre Paradedienste. Wieviel erhielt die mit aufgepflanzten Bajonetten versehene Leibgarde, die aufgeboten war, um das Auto Lloyd Georges gegen die entrüsteten Massen zu schützen?

Sobald ein Dutzend berüchtigter Personen eine sozialistische Friedensversammlung von fünftausend Menschen stören, dann schreiben unsere Zeitungen, daß sehr ernste Kundgebungen gegen uns stattgefunden hätten. Wenn aber ein Ministerpräsident eine bewaffnete Leibwache haben muß, um ihn gegen eine enorme Masse ernster, intelligenter, aber entrüsteter Bürger zu schützen, oder wenn man falsche Fahrpläne veröffentlichen muß, um das Publikum über den Zeitpunkt des Eintreffens zu täuschen, oder wenn man Lloyd George durch die Straßen hindurchschmuggeln muß, um seine Abreise zu verheimlichen — ja, wenn derartige Ereignisse vor sich gehen, dann finden sie kaum einen leisen Widerhall in unserer Presse. Und der Zeitungsleser glaubt am nächsten Morgen, daß er über die Anwesenheit und die Ehrung Lloyd Georges in Glasgow alles wisse!“

System Kerenski. Erst angeblich fanatischer Sozialist, dann, über den Ministersessel hinweg, Diktator, mit bezahlten Huldigungen, Bajonetten, Spitzeln, wie nur je ein russischer Zar in seiner Sünden Maienblüte. Und das sollen wir uns zum Muster nehmen? Nur weil es ein paar Leuten, vielleicht Herrn Theodor Wolff vom „Berliner Tageblatt“, oder Herrn Philipp Scheidemann, oder Herrn Benjamin Erzverberger in ihren Kram paßt?

So dumm ist Michel doch nicht. Er behält lieber seine anständigen angestammten Fürsten. Sie haben zuweilen auch ihre größeren oder kleineren Menschlichkeiten — wer hätte sie nicht? —, aber sie sind doch gerade gewachsen, sie hetzen ihre Völker nicht in Massenmördereien, sie brauchen keine bezahlten Bajonette, keine bezahlten Huldigungen, keine bezahlten Spitzel, wie die „sozialistischen“ Lloyd George, Kerenski und sonst dergleichen. Sie dürfen noch heute „jedem Untertan“ ihr Haupt kühnlich „in den Schoß legen“. Aber das Vertrauen muß da sein. Darauf kommt es an —: Vertrauen um Vertrauen, Treue um Treue.



Das Waldhorn · Von Otto Michaeli

Das Waldhorn hör' ich klingen
Wohl durch den Wald daher.
Mein Herz will mir zerspringen,
Mein Herz ist mir so schwer.

Das war ein ander Blasen,
Als stark und wonnevoll
Wohl über Rain und Rasen
Des Liebsten Horn erscholl.

Nun ist sein Horn verklungen,
Der Reiter liegt im Grab.
Nun stechen böse Zungen.
Ade, mein treuer Knab'!



Meister Thieme

Eine Novelle von Eilhard Erich Pauls

Es lebte in demselben Osthaff, dem stillen Dorf zwischen weißem Sandstrand und grünem Buchenwald, in demselben Osthaff, das windbang niedrige Fischerhäuschen an der Seeseite seiner Straße versteckte und besitzsicher warme Bauernhöfe nach dem Lande hin zeigte, in demselben Osthaff, in dem Kantor Ewers zwischen Kinderlehre und Orgelspiel sanfthin weiße Haare sich geholt hatte und Pastor Peter Petersen mit seinem Leben, so jung und heiß es war, nicht fertig werden konnte, es lebte in demselben Osthaff Tischler Thieme, Hans Karl Adolf Thieme, und keiner von den vier Namen war landesüblich. Aber das war der ganze Mann nicht, und vielleicht war er darum ein wenig kümmerlich. Vielleicht daß er auch darum den Sonntag und das Kirchengehen liebte, ganz gleich, ob Pastor Peter Petersen predigte oder, als der entlaufen war, der ebenso junge Nachfolger. Denn der Predigt wegen ging Adolf Thieme ganz gewiß nicht in die Kirche. Er hatte ja auch keinen bestimmten Platz in der kleinen Kirche wie die Schotts und die Schomakers und die Büsens, die so zahlreich waren wie die Butts und die Flundern, die sie fingen, und hatte keinen bestimmten Platz wie die Hellmanns und Burmesters und Wittkopps, die so massig waren wie ihre schwarzbunten Kühe, wenn sie satt und wiederkäuend behaglich auf der Weide lagen, der Storch stolzierte zwischen ihren ruhenden Leibern. Denn er gehörte zu denen allen nicht, er war kein Holsteiner wie sie, oder nachdem Kantor Ewers in alten Schriften von der Besiedelung von Osthaff unter den Holsteiner Grafen von Schauenburg gelesen hatte, kein starker, aufrechter, weißblonder Friese wie sie. Nicht daß er erst vom Reiche eingewandert wäre, nein, ganz so schlimm war es nicht. Er war wenigstens schon in Osthaff geboren und mit Ostseewasser getauft. Wir wollen ihm nichts Schlechtes nachreden. Aber sein Vater war so ein Windbeutel aus dem Reiche gewesen, so ein Hans vor allen Hägen, der sein Herz auf der Zunge trägt und die Alertigkeit in seinen Gliedern hat, und hatte sich eine Frau schon mitgebracht, die braune Augen und fast glänzend schwarzes Haar hatte und inmitten der wasserblauäugigen Holsteinerinnen so still und verschüchtert an Einsamkeit gestorben war. Hans Karl Adolf Thieme oder, weil das auch für die Bauern von Osthaff, obwohl sie sehr viel Zeit hatten, ein wenig zu lang war, der Buckelthieme genannt — aber die Ersatzkommission vom Sommer 1916 bezeugte es ihm, daß es mit seinem Buckel nicht ganz so schlimm bestellt war —, Adolf Thieme, wie er sich unterschrieb, wenn er Rechnungen quittierte, hatte keinen angestammten Platz in der Kirche, von dem aus man den Pastor vor dem Altar und auf der Kanzel sehen konnte, sehen konnte, ob die Sanduhr an seiner Seite bald abgelaufen war, aber Adolf Thieme bekümmerte sich nicht viel darum. Er drückte sich in eine Ecke und saß so unmittelbar unter der Kanzel, daß er einen Wendehals hätte haben müssen und keinen etwas hohen Rücken, um den Prediger zu sehen. Aber das wollte er nicht. Dafür stand er schon an seinem Platze, ehe die Glocken ausgeläutet hatten, und drehte rücksichtslos Kanzel und

Altar den Rücken zu, denn hinter der Gemeinde war die Orgel eingebaut. Kantor Ewers gebot dort, und seine weißen Haare glänzten heller als die gesteifte Halskrause des Predigers, und er gebot über alle lütten Schotts und Schomakers und Büsens, die Stimmen hatten so hell wie ihr Haar und so klar wie ihre blauen Augen und über alle kleinen Hellmanns und Burmesters und Wittkopps, die werknachmittags mit den Hunden um die Wette heulen konnten, wenn sie die Kälber jagten. Und das war es, was Adolf Thieme in die Kirche zog, denn Adolf Thieme war Junggeselle, weil keine ihn gemocht hat, auch Antje Büsen nicht, als sie noch Antje Schott hieß, Klein-Antje, und das war eine besondere Geschichte. Und nun hatte Adolf Thieme doch die Kinder lieb, ob sie Höschen oder Röcke trugen, ob ihr Haar kurz geschoren war und unter einer Baschlikmütze verborgen wuchs oder ob es lang und frei in drallen Zöpfen im Winde flatterte, denn blond war es immer, gelb wie Sonnenschein und Roggen in der Reife oder weiß wie Ostseestrand und Salzschaum des Meeres, wenn der Nordwest wehte. Die Kinder alle, Buben und Mädel, ragten gerade mit ihren hellen Köpfchen über die hohe Holzbrüstung der Orgelempore hinweg und guckten mit ihren glänzenden Äugelein in die kleine Kirche hinab. Adolf Thieme, obwohl er als Tischler von Profession und Allerweltskleisterer sich als einen Künstler fühlte, hatte nie in seinem Leben und nie auf seiner Wanderschaft ein Bild der italienischen Renaissancemaler gesehen oder gar eines vom Meister Hans Thoma, aber die Köpfchen über der Holzbrüstung der Orgelempore schienen ihm alle kleine musizierende Englein zu sein, die ihr Köpfchen zur Seite legten und ihre runden Mäuler auftaten und Gott mit ihrem Gesang lobten, wenn Kantor Ewers vom Orgeltisch aus mit den weißen Haaren nickend das Zeichen gab. Und wenn es gar Weihnachten war, da das doch einmal das Fest aller Kinder ist, dann dehnte sich Buckelthiemes Herz, das jung geblieben war, wenn alle Englein doppelt freudig einstimmten, wie Kantor Ewers sie das gelehrt hatte:

„Kommet, ihr Hirten, ihr Männer und Fraun,
Kommet, das Wunder von Bethlem zu schaun."

Musikalisch war Adolf Thieme eigentlich nicht, obwohl er in seiner Werkstatt die Mundharmonika blies, und fromm war, wie die Fischer und die Bauern von Osthaff sagten, Buckelthieme eigentlich auch nicht, aber wenn die Englein musizierten, war er beides.

Und dann Antje Büsen, Antje Schott, Klein-Antje Blondkopf, ja, das blieb immer eine besondere Geschichte. Daß sie den Fischer heiratete, weil sie eines Fischers Tochter war und schon als eine Zwölfjährige mit draußen gewesen war, bis auf die Höhe von Fehmarn beim Fischen gewesen war und in einer Sturmnacht vor gerefften Segeln den Strand von Osthaff hinaufgejagt war, das hatte Adolf Thieme natürlich nicht hindern können. Und als Antje Büsen ihr erstes Kind bekommen hatte, als er am Abend die Wehmutter, die von Süsel, dem größeren Dorfe binnenwärts, eilig geholt war, hatte kommen und im Fischerhäuschen hatte verschwinden sehen, da war er eine Nacht lang am Strande durch Sand und Grand gelaufen und hatte die Angst und Unruhe seines Herzens vom Nordwest umblasen lassen. Im pfeifenden Gellschrei des Sturmes hatte er Klein-Antje

Blondkopfs Wehrufe klagen hören, und die heißen Schweißtropfen waren ihm über die Stirne und die Wangen hinab geglitten, welche die Angst um Klein-Antje Blondkopf ihm erpreßt hatte. Nachher strich er heimlich um des Fischers Haus. Nicht am Tage, daß ihn einer hätte sehen können. Adolf Thieme hätte sich da schämen müssen. Am Abend preßte er die Augen gierig an die niedrigen Fensterscheiben und suchte in der engen Kammer. Aber er erschrak, als er das erstemal etwas sah, und wagte sich eine Woche lang nicht wieder an das Fischerhaus, aber das Herz ward ihm weh und heiß, wenn er sich hungrig wiederholte, was seine glücklich heimwehkranken Augen geschaut hatten. Antje Büsen hatte ihr Töchterchen an der Brust gehabt und hatte ihm zu trinken gegeben. Wie es zugepackt hatte, und wie es fest lag und sich satt sog! Und wie die Mutter selig geschaut hatte!

Nachher sah er das Mädchen schon in seinem Wagen, als es spazieren gefahren wurde, da war Antje Büsen selbst dabei. Er wollte sich vorüberdrücken und konnte doch seine Augen nicht losmachen, da rief ihn Antje Büsen.

„Willst du das Mädel nicht sehen, Thieme? Antje soll es heißen, und sie sagen, es sehe ganz so aus wie seine Mutter."

„Wenn ich — wenn es keinen Schaden davon hat —" stotterte Adolf Thieme. Aber Antje Büsen lachte.

Da sah er dann in den Wagen.

„Holle, holle, kiek!" tat er und machte einen langen Hals, und das Kindchen verzog das Mäulchen zu einem unbeholfenen Lächeln.

„Es hat deine Augen, Antje", sagte Adolf Thieme. „Aber die Nase, Antje, und solche kleinen Patschhändchen, Antje, das gibt es ja gar nicht." Und er lachte glückselig.

„Da kommt die Maus,
Da kommt die Maus,
Da krabbelt sie in ihr kleines Haus;"

machte Adolf Thieme, und das Würmchen im Wagen krähte, als er es am Halse kitzelte.

Aber dann nahm er raschen Abschied und lief fast in seine Werkstatt. Und dort saß er allein lange Zeit, und zuletzt nahm er die Mundharmonika und blies endlose, wehmütig gequetschte Töne in den Hobelstaub und Leimgeruch seines Stalles. Es wurde dämmrig und dunkel, aber die Mundharmonika klagte noch immer, und all, was sie klagte, hieß: „Das müßte nun eigentlich mein Mädel sein."

Im Sommer dann konnte er zwischen Strand und Straße dem Fischer nicht aus dem Wege gehen, der ihm Klein-Antje Blondkopf weggenommen hatte. Der stieß ihn im Vorbeigehen, fast daß er gefallen wäre.

„Einmal verprügle ich dich noch, Buckelthieme", knurrte der Fischer; da war der Arme ganz verstört stehen geblieben.

„Du bist ja doch nur daran schuld, und sie hat sich versehen", brummte der Fischer, und es drohte wirklich eine böse Wut aus seinen Worten, aber dann ging der Fischer und spuckte verächtlich aus und ließ den Tischler in seiner Not und Angst.

Langsam begriff er dann, was der Fischer gemeint hatte. Die Nachbarn und die Frauen hatten ihm genug davon zu erzählen. Denn es war wirklich so, weil sie ja alle wußten, daß Buckelthieme sich um Klein-Antje Blondkopf bemüht hatte. Und weil Klein Antje Blondkopf ein gutes, mitleidiges Herz hatte, so war sie auch freundlicher zu ihm gewesen als andere, die spotteten und lachten, auf ihre Kraft und Schönheit sahen, wenn er in seiner Kümmerlichkeit vor ihnen stand. Nun war es wirklich so, und alle Guttaten Antjes hatten sich an ihr gerächt. Wie hätte es sonst so kommen können! Sie rank und schlank, hoch und gerade gewachsen, mit einer Fülle des Haares, daß ihre Flechten sie nicht halten konnten, mit einem geraden Blick, der wie die Sonne leuchtete. Und er, der Fischer, ihr Eheliebster, — wo war einer, der die knatternden Segel kräftiger zusammenriß, wenn die Flage jach und jäh heranstürmte, der das volle Netz stärker über Bord brachte und das Ruder hielt, wie toll auch die See dagegen drängte? Aber in Wiege und Wägelchen lag nun ein Ding, das wollte nicht wachsen, und der kleine Rücken war zu schwach, um geradeaus kräftig sich zu bilden. Ach ja, es war ein Schreck für Adolf Thieme, das zu hören, und Antje Büsen tat ihm im Herzen bitterlich leid, aber er konnte sich nicht helfen. Wenn er in seiner Werkstatt allein war, Kinderspielzeug tischlerte er, Bettchen und Stühlchen für kleine Puppen leimte er, dann wollte ihm ein rieselndes Glücksgefühl den buckligen Rücken hinaufsteigen. Klein Antje Blondkopf war ihm freilich genommen worden, sein Mädchen hatte er doch bekommen. Nun tischlerte und leimte er noch eifriger am Kleinkinderspielzeug, denn Klein-Antje Büsen, ganz Klein-Antje Büsen war ja nun doch sein Kindelchen.

In aller Heimlichkeit mußte das bleiben. Was hätten auch Fischer und Bauern, Möwen und Ziegen gelacht, selbst wenn er die Püffe von Klein-Antjes Mann, ganz Klein Antjes Vater nicht fürchtete! Und so pappte und klebte und kleisterte und sägte denn Meister Thieme und war glücklich. Was er sonst zu arbeiten hatte, ließ ihm Zeit übergenug, nun wußte er, wohin damit, und hatte für sein Leben einen neuen fröhlichen Sinn gefunden. Eine Wiege tischlerte er, die stand auf breiten, gebogenen Kufen und wurde ganz so, wie er sie aus eigenem verwahrlostem Elternhause im Gedächtnis hatte, nur glänzender, frischer und voll größerer Liebe. In brauner Farbe wurde sie lackiert, aber wenn draußen Schritte im Sande knirschten, wenn die Gartenpforte knarrte — und daß sie ordentlich laut jeden Störenden anzeigte, wurde sie schief genagelt —, dann verschwand das Ganze unter einem Haufen von Lumpen. Nachher holte er den Feinfarbentopf hervor, der war lange nicht von den Bauern begehrt worden, und malte einen Streifen voller, roter Rosen rings um die braune Wiege und ein Herzlein an das Fußende, und „Antje" wurde hineingeschrieben. Wenn es dann schummern wollte, saß Meister Thieme vor seiner Wiege. Ach, leer war sie! Kein Bettchen darin, kein Kindchen darin mit Kindergeschrei und hellem Kinderlachen. Aber was tat das? Meister Thieme saß doch vor seiner Wiege und bewegte sie mit seinem Fuße.

Dann war er ganz scheu und schüchtern zum alten Kantor gegangen, als er sicher war, den allein zu treffen.

„Ein Buch mit Kinderliedern willst du haben?" fragte Kantor Ewers erstaunt, aber er hütete sich — dazu waren seine weißen Haare zu alt und seine Augen

zu sehr altlehrerfreundlich —, einen Spott laut werden zu lassen, den sein Herz nicht kannte.

„Willst dich doch nicht verändern, Thieme? Hast eine Schwester wo, die ein Kind erwartet?“ So half ihm der Alte zu einer Lüge, und Meister Thieme erhielt sein Büchlein.

Nun lernte er zuerst auswendig, das wurde ihm gar nicht leicht, aber er lernte zwischen Hobeln und Leimen und blies es nachher der leer schaukelnden Wiege auf seiner gefühlvollen Harmonika:

„Ich hab' mir mein Kindel fein schlafen gelegt,
Ich hab' mir's mit roten Rosen besteckt,
Mit roten Rosen und weißem Schnee,
Das Kindel soll schlafen bis morgen früh.“

Aber nachher kamen die eigenen Erinnerungen. Er hatte ja auch eine Mutter gehabt und war auch ein Kindel gewesen, ein krankes, ein schwaches, ein Sorgenkindel, erzogen, verhätschelt, getragen und umkost. Und die Mutter war still und verzagt gewesen trotz ihrer glänzenden Haare und war sanft und lieb gewesen trotz ihrer leuchtenden Schwarzaugen.

„Es sitzen zwei Tauben auf einem Dach,
Die eine flog weg,
Die andre flog weg —“

So langsam kam alles wieder.

Wenn der Vater nicht daheim war, weil der zu fürchten war, dann saß das Büblein im Dämmern auf Mutters weichem Schoß.

„Der ist ins Wasser gefallen,
Der hat ihn wieder herausgeholt,
Der hat ihn ins Bett gelegt,
Der hat ihn zugedeckt.
Und der lütte kleine Schelm der hat ihn wieder aufgeweckt.“

Das war dann ein Kitzeln und Kreischen, und das stille, heimliche Stübchen war voller Lustigkeit. Wenn's gar zu lange dauerte, bis der Abendbrei gar war, gab es zum Troste lange, spannende Geschichten.

Der Bauer schickte den Jochen aus,
Er soll den Hafer holen.“

Und wie es durch lange Zeit weiter ging, bis Jochen und Knüppel und Hund und Magd und Feuer und Wasser und Kalb und Schlächter mit eins und mit dem Hafer nach Haus kamen. Oder die Wundergeschichte von der Muhme Röhlen. Es war eben doch schön gewesen, eine Mutter gehabt zu haben. Und die Wiege schaukelte den Takt, wenn die Mundharmonika alle lieben Erinnerungen zusammenblies.

Dann dachte er daran, daß ganz Klein-Antje ein kleines Mädchen war. Da gab es eine Puppenstube, wie auch des reichsten Bauern Kind keine hatte. Zwei Betten darin für Vater und Mutter, hellblau gemalt, mit Kränzen geschmückt. Ja, einmal, als Meister Thieme noch trotz seines halben Buckels vollen Mut ge-

habt hatte, da waren solche Betten in seiner Werkstatt — doch nur liebes Träumen gewesen, aber dann hatte der Fischer Büsen Klein-Antje Blondkopf geheiratet. Und Schrank und Spiegelkommode wie in einem Herrenzimmer. Meister Thieme spielte, und Meister Thieme wurde wunderlich.

Einmal im dritten Sommer erschrak er fast, als er das kleine Mädchen, dem seine Träume galten, am Strande sitzen fand, und allein, weinend mitten in seiner Sandburg. Die anderen Kinder, gesünder und kräftiger, liefen ins Wasser und schrien wie die Möwen, aber das kleine Mädchen war verlassen. Da setzte er sich zu ihr in den trockenen Sand, und sie sah erst erschrocken zu ihm auf. Aber er nickte ihr zu und lachte sie an, da lachte sie wieder. Meister Thiemes Glück aber wurde voll. Er buk Kuchen mit der Kleinen und ließ sich mit vollen Händen rieselnden Sandes bewerfen. Er grub ein Loch und verschüttete einen Sandkäfer, der vorüberhastete, und grub den Zappelnden wieder aus. Er brachte Hände voll Seewasser und feuchtete den Sand, dann ließ er sich zu allen Figuren formen. Und zuletzt ward er mutig und trug die Kleine, soweit er waten konnte, in das glitzernde Wasser hinein. Aber als große Leute am Strande den Weg kamen, lief er davon.

Dann nickten sich die beiden zu, wenn sie sich trafen, und lachten in stillem Verständnis sich in die Augen, aber sie sprachen nicht viel mehr und spielten kaum miteinander.

Als aber das kleine Ding in das sechste Jahr ging — ein wenig war sie auch gewachsen, nur bleich und dünn blieb sie, und die schwache Brust hustete —, da brach das Unglück über Antje Büsen zusammen. Der Fischer blieb draußen im Sturm, und Antje Büsen, deren Herz und Liebe fast hatte neue Wege in verschlossene Gärten gehen wollen, Klein-Antje Blondkopf saß in Elend und Beklagen und fand keinen Rückweg in das alte Leben. Drei gesunde Buben tollten und lärmten um sie herum, die verschafften sich ihr Recht, aber das kleine Ding blickte verkümmert und verängstet in die Not der Mutter, verstand halb in früher Reife, wußte sich nicht zu trösten und wagte sich nicht in den Schmerz der Mutter. Dahinein kam dann Meister Thieme und holte sich das Dingelchen. Antje Büsen ließ ihn gewähren.

Nun nahm er das Mädchen bei der Hand, solange es noch im Dorfe war, aber in der Wohld lud er es auf seine Schultern und machte einen Ritt mit ihr durch den herbstbunten Wald. Blumen blühten nicht mehr, aber die jungen Eichen hatten feuerrote Blätter, die gaben mit dunkelgrünem Efeu einen leuchtenden Strauß. Am Rande des Waldes war eine Höhe, so weit war Antje nie gekommen. Aber nun sah sie die Weite des Landes vor ihren Augen, die sich groß öffneten. Die grünen Weideflächen mit stillen Kühen mitten in den bunten Knicks, in denen schlanke Haselnußgerten wuchsen und grellrote Pfaffenhütchen leuchteten, schwarze Brombeeren glänzten und lockten, und alles würde Meister Thieme seinem Mädchen holen. Ein See schimmerte dazwischen, und die schwere Kirche von Süsel guckte über den Berg. Von der Anhöhe herab ritten sie in raschem Galopp wieder in den Wald zurück. Aber das durfte man nicht tun. Selbst auf Meister Thiemes Schulter wurde Klein-Antje bange und atemangst in ihrer engen Brust. Da war Meister Thieme sehr besorgt und wiegte das schmale Mädchen in seinen Armen

und legte die Hand auf die hustende Brust, und dann setzte er die Kleine in trocken raschelndes Laub und lehnte den Körper gegen einen Felsstein. Denn beim aufgedeckten Hünengrab waren sie gerade, und Meister Thieme hätte nie gedacht, daß er so viel erzählen könnte. Er log einfach aus dem Blauen des Herbsthimmels herab von Riesen und Riesenkindern, die mit solchen Steinen piggerten und Seejungfer warfen, und nachher wurden sie hier begraben. Aber zur Mitternachtszeit wachten sie wieder auf und machten die Menschen bange, aber natürlich nicht so liebe, artige Kinder, wie Klein-Antje war. Mit dem Herbststrauß der roten Eichenblätter brachte Meister Thieme am späten Abend das Mädelchen, das rote Backen hatte, in das Fischerhaus zurück.

„Du bist sehr gut, Thieme“, sagte Antje Büsen, und das war der erste Anteil, den sie wieder am Leben nahm.

Nun fing ja ein neues Leben für Adolf Thieme, den Einsamen, an, und es wurde so neu, daß er sich nicht mehr um den Spott der Fischer und der Bauern kümmerte. Er hatte sein Mädel und spielte mit ihm in der Werkstatt mitten zwischen seiner spärlichen Arbeit. Für die Wiege war es freilich zu spät geworden, aber die Puppenstube und das Puppenwägelchen wurden Antjes Entzücken und des Kindes Freude, des wunderlichen Tischlers Glück.

Daß der Krieg kam, machte den beiden nichts aus. Von den Männern verschwanden die meisten aus der Heimat. Die Buben sangen und schrien draußen:

„Drum, Mädchen, weine nicht,
Sei nicht so traurig —“

oder, wenn die schwarz-weiß-rote Fahne am Schulhause aufgezogen wurde, ihre lauten Sieges- und Vaterlandslieder, als ob sie selber Hindenburg, Mackensen, Kaiser und Großherzog wären. Meister Thieme und Antje lebten in Frieden und Glück und hatten sich sehr lieb. Der Krieg kam deutlicher nach Osthaff hinein. Des Abends durfte kein Licht nach der See hinaus hell werden, und eine bewaffnete Strandwache patrouillierte. Die Buben stolzierten hinter ihr her und sprachen wichtig mit den Landstürmern. Aber Meister Thieme hatte vom alten Kantor Ewers ein Bilderbuch geliehen bekommen. Dazu nahm er Antje auf seinen Schoß, und wenn Antje die Bilder besah, erzählte er die Geschichten, die er vorher gelesen hatte. Wie Gott über den Wassern schwebte und die ersten Menschen schuf, wie die Schlange zu dem ersten Menschenpaar kam und Eva den Apfel nahm. Aber viel lieber noch, wie Jesus über die Wasser ging und Petrus hielt, daß er nicht versinken konnte, oder wie Jesus im Boot saß, und alle Fischer und Fischerfrauen saßen am Strande und lauschten auf seine Worte. Aber am allerliebsten, wie die Kinder zu Jesus kamen, Kantor Ewers stand mit seinen weißen Haaren und gefalteten Händen daneben, und das Kleinste unter den Kleinen legte sein blondes Köpfchen in des Herrn Schoß. Da war auch Klein-Antje unter den Kindern, und Meister Thieme wußte nicht, daß er von Herzen fromm würde.

„Wenn ich erst bei dem lieben Jesus bin —“, fing Klein-Antje an, da wollte Meister Thieme das Buch schließen. Aber Klein-Antje als ein schmales, vergessenes, ernsthaftes Mädchen machte altkluge Augen. „Ich bin ja auf der Brust krank,

da muß ich früh sterben“, sagte sie. Da zog Meister Thieme das leichte Dingchen fest an sich und, was er nie bis dahin getan hatte, er küßte das leichte Dingelchen. Aber das Schlucken im Halse verbiß er sich.

Aber der Krieg ging weiter und kam zuletzt doch in den Frieden des Kinderspieles hinein. Es wußte Meister Thieme freilich gar zu gut, daß er eigentlich unabkömmlich sei, aber so ein kleines Mädelchen, mit bleichen Wangen und einer eingesunkenen Brust, drin die Lunge nicht recht Platz hatte, sich mit frischer Luft vom Wasser her oder vom Walde zu füllen und zu gesunden, so ein kleines Mädchen mit heißen, trockenen Augen, drin die Angst saß, und mit roten Brandflecken auf den Backen, wenn der Husten kam, so ein kleines Mädchen, das drei tolle, derbe, laute Brüder hat, die hart zupacken, und eine arme Mutter, die in Trauer und Not zerging, — was hatte denn so ein kleines Dingelchen zu bedeuten? Und was hatte es an Meister Thieme Ansprüche zu machen, der zwei Beine hatte zu marschieren und einen hohen Rücken, den Tornister zu tragen, und gute, scharfe Augen, zu zielen und zu feuern? Meister Thiemes Herz war eng und klein geworden, es hatte nichts anderes darin Platz als das lütte Dingelchen, das so viel fröstelte, weil es arm an Blut und arm an Liebe war. Das enge, kleine Herz des Meisters umfaßte nichts von Osthaff, nicht die See, obwohl sie gerade in diesem Herbst mit wunderbaren Farben glänzte, hellgrün an der Strandlinie, violett in weiter Ferne, und in langen weißen Strichen liefen immer neu die niedrigen Brandungswellen gegen den Sand und rauschten ganz leise und verträumende Musik. Und das enge, kleine Herz des Meisters umfaßte gar wenig von dem Wald, der mit Buchen gleich Sandsteinpfeilern eines Domes in die Höhe wies und mit der Sonne Fangeball spielte. Doch im trockenen Laub zwischen den Stämmen konnten kleine Füße rascheln und nach den neugierigen Eichhörnchen an den glatten Bäumen konnten kleine Hände greifen, und ein kleiner Mund konnte hell aufkreischen und die schmerzende Brust vergessen, wenn ein paar Rehe in der Ferne sich zeigten, furchtsam äugten, und wenn in ihrem Davonstürmen die weißen Blumen hoppelten. Aber dahinein kam die Nachmusterung und kümmerte sich nicht um die Enge dieses Tischlerherzens und seine Einsamkeit. Ganz Deutschland sollte in das Herz hinein, und thronte doch das arme, kranke Mägdlein darin und füllte es mit ganz großem Glück und heiliger, selbstloser Liebe. Aber dann gab es doch etwas, was auch Meister Thieme das Soldatsein notwendig machte. Die bösen Engländer. Denn daß die doch die wirklichen Feinde waren, und daß man die bekämpfte, auch wenn man mit Gewehr und Spaten nach Frankreich geschickt wurde, das wußten an der Ostsee alle Fischer zu erzählen, die in blauer Matrosenkleidung von der Flotte her auf Urlaub kamen oder in grauer Uniform aus den Dünen von Flandern, und diese bösen Engländer — man machte schon eine Faust, nicht mehr in der Tasche, sondern zum Dreinhauen bereit —, diese bösen Inglischmens wollten ja das deutsche Land aushungern und die deutschen Kinder auch. Es war ja schon so, daß ganz Klein-Antje, da sie keinen sehr starken Magen hatte, nicht mehr so ganz richtig zu essen bekam, was sie brauchte. Das mußte ein Ende nehmen. Da mußte auch Meister Thieme heran und ging gerne nach Neumünster, sich drillen zu lassen.

Weihnachten kam, und wer Frau und liebe Kinder zu Hause hatte, erhielt Urlaub. Nur Füsilier Thieme, der konnte es seinem Feldwebel nicht begreiflich machen, daß er zu Hause notwendig war, daß der Kaufladen für ganz Klein-Antje fertig zu kleben war mit allen seinen Fächern im Schranke und mit dem Ladentisch und dem Kaufmann dahinter. Da bekam er doch noch Urlaub. Und das war gekommen, weil Kantor Ewers mit seinen weißen Haaren und seinem guten Herzen einen wunderlichen Brief geschrieben hatte, einfach an den Hauptmann, und der hatte dem Feldwebel gesagt, daß das nun nicht anders ginge.

Meister Thieme, nein, Füsilier Thieme reiste nach Hause, aber als er in Osthaff war, wußte er, daß er gerufen war, um Klein-Antje, ganz Klein-Antje das Sterben zu erleichtern. Das Mädchen lag im Bettchen, und die Mutter saß mit verstörten Augen daneben. Sie sorgte mit aller Liebe, die ja nicht ihren rechten Weg gefunden hatte, für die arme, gequälte Kranke, aber sie war nicht still und ruhig dabei, sie marterte sich selbst mit lauter Anklagen.

„Gott muß mir alles nehmen, um mich zu strafen", sagte sie.

Aber Meister Thieme — denn hier war er doch der Meister — hielt sich nicht bei Antje Büsen auf. Er setzte sich zu Klein-Antje und zwang sein Herz und hielt die heißen Hände und strich die nassen Haare aus der Stirn, leicht und eben. Und er lächelte und saß ganz still und sah auf seinen Liebling.

Aber als es Abend wurde, wußte er, daß es zu Ende ging. Eine flackernde Kerze brannte, und die Fenster waren verhängt, und das Licht war unsicher und märchenhaft in dem Zimmer. Es war kein Weihnachtsbaum auf dem Tische, die Buben waren zum Nachbar geschickt, aber Kantor Ewers hatte Tannenzweige aus dem Walde gebracht, und die lagen auf Klein-Antjes Bettdecke und dufteten voll und herb.

Sprechen konnte Klein-Antje nicht, aber ihre Augen hatten eine große Angst, und die schmalen, bleichen, trockenen Lippen öffneten sich in einer schweren, stummen Frage. Die Mutter kniete am Bette und konnte nicht beten, aber Meister Thieme nahm sein furchtsames Mädchen an die Hand und trat mit ihr die letzte große Reise an.

„Siehst du, Antje, wir gehen nicht," sagte er leise und sicher, „wir schweben nur und werden getragen." Und Klein-Antjes Augen brannten in sein gutes Gesicht hinein. „Beim reichen Bauern Heise kommen wir vorbei. Da stehen sie alle um den Weihnachtsbaum, der tausend Lichter hat. Beim Nachbar Schott kommen wir vorbei, der ist auf Urlaub, hat die Brüder alle drei auf seinem Schoße sitzen und erzählt von der Schlacht bei Jütland, die er mitgemacht hat. Er ist ja auch Obermatrose und weiß was zu erzählen. Aber wir halten uns nicht auf, Antje, nicht wahr, wir lassen uns weitertragen."

Und Klein-Antje nickte, griff aber mit zitternder Hand furchtsam nach der großen, harten Soldatenhand. Der hielt die zitternden kleinen Fingerchen fest, die auch in seiner Hand nicht warm werden konnten.

„Mußt keine Angst haben, Klein-Antje", sagte er. „Wir reisen zusammen. Sind wir nicht immer beisammen gewesen im Walde? Auf der Höhe, wenn die Haselnüsse reif waren, und auf dem Hünengrab, wenn wir müde waren? Ich

werd' mein Mädchen doch nicht allein reisen lassen, ich weiß doch, daß die Bei-
chen sie nicht lange tragen." Und das eingefallene Antlitz nickte.

„Soll ich dich tragen, Antje?" fragte Meister Thieme. „Nicht auf den Armen,
dazu ist mein Mädchen viel zu groß geworden, aber Huckepack, so geht es, nicht wahr,
Antje?" Und ein erstes, schwaches Lächeln huschte über das Gesichtlein und sta
dort in den Schmerzen.

„Nun sind wir weit gereist, nun stehen wir vor der Türe. Ach Gott, was i
das für eine große Versammlung! Sie wollen alle hinein und warten, bis San
Peter kommt, aber der hat noch drinnen zu tun. Da verkriechen wir uns beiseit
So ganz protzenhaft mögen wir nicht im Wege stehen. Dazu sind wir viel zu klei
und dazu sind da viel zu viel große Menschen. Ach, und sind fast alles Soldaten
Wir wollen uns gerade umgucken, da rasselt es an der Türe. Einen kleinen Spa
nur macht Petrus die Himmelstür auf und drängt sich hindurch, aber wir sind be
nah geblendet, so schön ist es gewesen, so viel Licht kam von innen."

Einen leisen Laut bildeten die trockenen Lippen, aber die Augen zeigten,
daß es ein Laut des Entzückens gewesen war.

„Nun fängt Sankt Peter zu fragen an. ‚Woher kommst du?' fragt er den
einen Soldaten. Und der klappt die Hacken zusammen, wie er tut, wenn er vor
seinem Hauptmann steht. ‚Zu Befehl,' sagt er, ‚aus Rumänien, da kam die Kugel
geflogen.' Aber Petrus unterbricht ihn. ‚Das mußt du mir alles noch erzählen,'
sagt er, ‚geh nur einstweilen an das Tor, ich mache gleich auf.' Und zu allen Sol-
daten, die draußen warten, sagt er, daß sie alle sehr neugierig im Himmel wä
Aber da fällt sein Blick auf einen armen Soldaten, der am Boden kauert; da spricht
er nicht mehr, sondern beugt sich hinab und fährt mit der Hand über den Kopf
des armen Soldaten. ‚Wie siehst du denn aus?' fragt er ganz zärtlich. ‚Wo sind
denn deine Arme, beide Arme?' und will ihn trösten. Und der arme Soldat er-
zählt, daß die Granate dicht vor ihm geplatzt sei, er wisse gar nicht, was geschehen
sei, er sei nur müde geworden und eingeschlafen, aber an der Somme sei das
gewesen. Petrus erkundigt sich ganz genau nach dem Wege. Wenn man von
Longueval ausgeht, zwei Stunden und an einer zerschossenen Grube vorbei über
einen aufgewühlten Eisenbahndamm klettert, dann sei man am Orte. Da schickt
Petrus ein Engelchen aus, das sollte die Arme holen. ‚Denn bei uns brauchst du
deine Arme', sagt Petrus zu dem armen Soldaten, ‚zum Beten und Händefalten
brauchst du sie.' Und dann blickt er so lieb und gütig, als wäre er der Herrgott
selber, rings um sich, wo noch Verwundete und Zerschossene sind, und sagt zu
ihnen allen, daß man im Himmel nur gesund sei, ganz gesund, und wer seine
Glieder verloren habe, der kriege sie heil wieder, und wer krank sei, der würde
gesund, und wer schwach sei, der würde kräftig."

Ein Seufzer, ein langer, tiefer Seufzer hob die enge Brust des Mägdleins,
aber es war wohl zu merken, daß eine Last von dieser Brust weggenommen war,
und daß das Atmen viel freier ging. Noch nicht ganz frei und ganz leicht, wie eine
Möwe, wenn sie gegen den Nordwest anfliegt. Aber daß man doch sicher sein konnte,
man würde noch so ein Vögelchen werden, ein Engelein, das in der Luft tanzen
kann, ohne müde zu werden. Meister Thieme stockte im Erzählen, und eine Träne

rollte ihm über die Backen, aber die blutlose Hand in seiner starken zuckte drängend und fragend, da sprach er weiter:

„Wir bleiben immer noch hinten und wagen uns nicht so recht vor. Aber wir sehen, wie Petrus weiter die Reihen entlang schreitet, und hören, wie er spricht. ‚Warum weinst du denn?‘ fragt er einen, der schaut nach rückwärts auf die Erde hinab, wo es brennt und raucht. Aber der Soldat entschuldigt sich. ‚Es sind nicht meine Tränen, die ich weine‘, sagt er. ‚Eine Frau habe ich zu Hause und einen kleinen Jungen. Und meine Frau weint meine Tränen, denn sie hat mich sehr liebgehabt. Ich kann nicht zu dir kommen, Petrus,‘ sagt der Soldat, ‚die Tränen halten mich, die geweint werden.‘ Da macht Petrus rasch die Himmelstür weit auf, und alles Licht überströmt uns. Ein großer Engel in weißem Glanzkleide und mit goldenen Flügeln geht zu dem Weinenden und deckt ihm die Augen zu. ‚Die Tränen sollen getrocknet werden,‘ sagt er, ‚aber die Liebe soll nimmer aufhören.‘ Nun gehen sie alle in das Licht. Und wir wollen mitgehen. ‚Ich bin so müde,‘ sagt Klein-Antje, ‚ich habe eine so weite Reise machen müssen.‘ Aber Petrus hat uns selbst gesehen. Der gibt uns die Hand, da wird uns leicht. Die Luft ist weich im Himmel, die füllt die ganze Lunge aus. Aber wie wir drinnen sind, da stehen wir vor dem lieben Herrn Jesus, und der gibt uns die Hand und sagt: ‚Guck einmal, wie schön und kräftig Klein-Antje schon geworden ist. Guck einmal —‘“

Da streckte sich der kleine Körper. Ein paar Worte gingen deutlich von ihren Lippen:

„Lieber — Herr — Jesus —“

Dann hing die kleine Hand schlaff in der großen von Meister Thieme. Der stand still auf, und weil die Mutter sich weinend über die kleine Leiche warf, so ging er hinaus. Klein-Antje hatte er helfen können, vielleicht daß auch die Mutter etwas Trost und Kraft bei ihm und ihrem sterbenden Kinde gefunden hatte.

Meister Thieme kehrte in seine Garnison zurück, aber es war ihm nicht eigentlich, als ob er trauern müßte und großen Verlust erlitten habe. Er hatte ja seinem sterbenden Mägdlein kein Märchen erzählt, um ihm den Tod sanft zu machen. Alle die Worte, die er am Bettchen bei flackerndem Kerzenlicht gesprochen hatte, waren ja nicht Märchen noch Lüge. Sie waren in seinem Herzen gewesen und über seine Lippen gekommen, nicht weil er ihr Herr war und sie gewollt hatte, sondern weil große Liebe und starker Glaube in seinem Herzen war. Und die Liebe war nicht klein geworden, und der Glaube konnte nicht schwach werden.

Nun ist es bald Kaisers Geburtstag, im Januar des dritten Kriegsjahres. Füsilier Thieme steht draußen. Nicht gerade in vorderster Linie. Sie brauchen ihn mehr in rückwärtiger Stellung. Er ist Bursche beim Regimentsadjutanten geworden und sorgt für seinen jungen Herrn, als ob der sein kleines Mägdlein wäre. Aber wenn der Krieg auch noch nicht zu Ende ist, und wenn die schlimmste Offensive der Franzosen und Engländer auch erst kommen soll, wir wissen doch, wie es mit Füsilier Thieme weiter geht. Das Eiserne Kreuz bringt er sich nicht mit nach Hause, wenn der Krieg zu Ende ist. Aber ein anderes bringt er sich mit. In Flandern steht das Regiment. Zerschossene Hütten, zerstörte Dörfer. Die Einwohner geflohen und mancher Vater getötet. Da irrt ein flandrisches Mädchen, sieben Jahre alt,

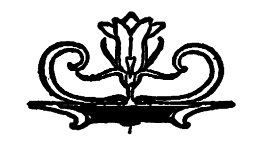
und hält sich zu den deutschen Soldaten. Flachsblondes Haar, wie reifer Roggen, helle Augen, wie blauer Morgenhimmel, und schlanke Glieder, wie Haselnußgerten. Lachende Lippen, wie Buchengrün im ersten Frühling, und frische Gesundheit, wie Salzschaum der Ostsee.

Zuerst machen sie runde Augen, wenn Meister Thieme aus dem Kriege heimkommt. Aber das Lachen hört bald auf. Meister Thieme hat Spielzeug genug für ein Mädel von sieben Jahren, und da er den flandrischen Namen nicht leiden mag, nennt er sie Antje.



Abends · Von Alice Weiß-v. Ruckteschell

Durch stillgewordne Straßen
Schreit' ich in müder Abendruh'
Im blauen Dämmerscheine
Dem Frieden meines Hauses zu.
　　Nun duften alle Rosen,
　　Und Werden atmet jeder Strauch,
　　Mein Dorf ist heimlich-friedlich,
　　Und meine Seele ist es auch.
　　Es ist die ganze Erde
　　In einen Dämmertraum verstrickt,
　　Und alles Weltenweben
　　Ist meiner Seele nahgerückt.
Auch meiner Sehnsucht Geigen
Sind leise singend aufgewacht,
Denn alle Stimmen schweigen,
Die sie am Tage stumm gemacht.
　　Es ist so bald vorüber —
　　Dann war es nur wie Abendschein.
　　Ach, hätten wir uns lieber
　　Und lebten mehr, um froh zu sein!
　　Und gingen unser Leben,
　　So, wie wir gehn in Abendruh',
　　Durch Dämmersehnsuchtsweben
　　Dem Frieden einer Heimat zu.



Der Begriff „Belgien"

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Nicht von „Annexionen" soll hier die Rede sein, nur von dem „Schutz", dem „Selbstbestimmungsrecht" der „kleinen Nationen". Sind die Vlamen — nach den Vertretern dieser Lehre — eine „kleine Nation", oder nicht?

Hören wir zunächst einen der hervorragendsten Vlamenführer. Der „Deutsche Kurier" veröffentlicht soeben eine Reihe wertvoller Beiträge von ihm. Hier nur ein Abschnitt, der aber beweiskräftig genug ist:

Obwohl unzählige Schriften und Bücher seit Kriegsbeginn über Belgien geschrieben wurden, die den Schleier über die belgischen Angelegenheiten gelüftet haben, so muß doch leider festgestellt werden, daß man im allgemeinen in Deutschland über Belgien nicht besser unterrichtet ist als zur Zeit, wo deutsche Eltern ihre Töchter belgischen Erziehungsanstalten anvertrauten, damit sie sich dort französische Sprachkenntnisse aneigneten — ein ebenso possierlicher Gedanke wie der, einen Milchbart ins Tingeltangel zu schicken, damit er dort vornehme Manieren lerne.

Von den Belgiern, über die Julius Cäsar sprach, blieb natürlich nichts übrig. Das Wort „Belgien" ist einfach ein Zettel geworden, den man ebensogut aufs Rheinland, Nordfrankreich, Südholland (Länder, die nicht nur von der Regierung von Havre beäugelt werden!), die man so gut auf zwanzig andere Landstrecken kleben könnte, wie auf das Gebiet, das 1831 dem König Leopold zuteil wurde.

Wie jedes auf die Welt kommende Kind einen Namen tragen muß, so mußte man auch den Ländern, die von Holland abgetrennt wurden, einen Namen geben. Man hat sie „Belgien" getauft, wie man ihnen auch jeden andern Namen hätte geben können. Äonenlang kannte man Belgien nicht. Belgien war eine Art Nirgendheim. Die ruhmreiche Geschichte der vlämischen, brabantischen Gemeinden und die des Fürstentumes Lüttich war schon zu Ende gegangen, ihre Freiheiten verschwunden, ihre Reichtümer weggeschmolzen und ihre Länder mit einem nur von den Fackeln der Inquisition erleuchteten Bahrtuch bedeckt, als zum erstenmal das Wort „États belgiques" ausgesprochen wurde. Wie groß hätte er aufgeblickt, der Genter, Antwerpener, Brüsseler oder Lütticher Bürger des 17. und 18. Jahrhunderts, wenn der ewige Jude ihn gebeten hätte, ihm einen Belgier zu zeigen!

Belgien entstand 1830; vor dieser Zeit war von Belgien niemals die Rede.

So waren die Gaue, an deren Spitze die eigennützige Gnade Frankreichs im Jahre 1831 Leopold von Sachsen-Koburg stellte, zum erstenmal unter dem Zepter einer unabhängigen Herrschaft vereinigt. Im Nordwesten wohnten Vlamen (Germanen), im Südosten Wallonen (Lateiner); „Belgier" nirgends!

Ein Chemiker, der in eine Flasche zwei verschiedene Stoffe gießt, die nach starkem Schütteln sich vermischen und ineinander übergehen, gibt dieser Mischung, aus der ein neues Erzeugnis entstanden ist, einen manchmal sehr willkürlichen Namen. So verfuhr man auch mit den Vlamen und den Wallonen, die von den Großmächten sozusagen in einen Sack geworfen worden waren. Aber diese Chemiker und später die belgischen Minister konnten schütteln, soviel sie wollten, es gelang ihnen nicht, die gewünschte Verbindung zu erzielen; der Vlame blieb Vlame und der Wallone Wallone. Weiterhin werden wir sehen, welches die Folgen des unablässigen Schüttelns waren.

Heutzutage noch, nach 85 Jahren, ist der Unterschied zwischen Vlamen und Wallonen größer als der zwischen Chinesen und Japanern, und gewiß ebenso groß wie zwischen Deutschen und Franzosen. Höchstens könnte man behaupten, daß doch ein belgischer Typus besteht; er ist in Brüssel zu finden. Ungern würde ich ihn schildern, da Octave Mirbeau dies in seinem bekannten Opus auf unerreichbare Weise getan hat.

Das junge Königreich empfand das Bedürfnis einer Nationalhymne. Es war natürlich ein Franzose, der mit der Abfassung des Gedichtes beauftragt wurde. Gennekal gebar die possenhafteste, lächerlichste, fratzenhafteste Schöpfung, die je von einem besoldeten Reimschmied zusammengeflickt worden ist. „La mitraille a brisé l'orange sur l'arbre de la liberté" (bis) usw. Ein Nationallied mit Kalauern! Die Musik entspricht den Worten: eine Bärentanzmusik! Vor etwa fünfzehn Jahren, d. h. bevor der Brüsseler Schöffe Lepare das Erlernen des Liedes den Gemeindeschulen auferlegte, hätte man in Belgien kaum fünfzig Leute treffen können, die die „Brabançonne" kannten. Niemals ertönte die „Brabançonne" in einer vlämischen Versammlung. Die Vlamen hatten ihr Lied „Der Löwe von Vlandern", eine kräftige, heißblütige und begeisterte Erinnerung an den Streit gegen die Franzosen und an die Schmerzen des Volkes, eines der schönsten Nationallieder der Welt. Einst vermaß sich ein Vlame, sei es, daß er zu tüchtig getrunken, sei es, daß er gewettet hatte, in einer öffentlichen vlämischen Versammlung die „Brabançonne" zu singen. Es fehlte wenig daran, daß er zum Fenster hinausgeworfen wurde. Die Wallonen singen „C'est l' Doudou" oder „Les Tournaisiens sont là" und dergleichen, oder — die Marseillaise. Kurzum: die „Brabançonne" klang nur bei den Festschmäusen der Brüsseler Bürgerwacht, zur Zeit, wo sich die Wirkung der Getränke fühlbar macht.

Nur in amtlichen Versammlungen war von „Belgien" die Rede; niemals in anderen.

Als die „Entente cordiale" gegründet wurde, schien man in den höheren Kreisen das Bedürfnis zu fühlen, nochmals mit der Flasche zu schütteln. Eine Literatur, von welcher man früher nie die mindeste Ahnung hatte, entstand. Die Parole war: Es koste, was es wolle, es muß „bewiesen" werden, daß doch eigentlich ein innig zusammengeschmolzenes „Belgien" mit „belgischem" Geist, „belgischen" Sitten usw. besteht. Es war der Advokat Edm. Picard vom Kassationsgericht (der vieles über Erfindungspatente geschrieben hatte), der „die belgische Seele" ersann. Und zur Verherrlichung dieser

unerwarteten belgischen Seele, über welche die meisten sich gewaltig lustig machten, floß ein Meer von Tinte. Prof. Pirenne schrieb eine großartige Geschichte Belgiens, deren Tendenz auf jeder Seite des Werkes hervortritt. Die Vlamen sagten nicht viel, dachten aber nicht wenig. Es waren bezeichnenderweise gerade die Wallonen, die in dieser Propaganda etwas gegen ihre französische Angliederungspolitik beargwohnten, die im Widerspruch gegen diese bombastischen Kundgebungen der Katze die Schelle anhingen. Sie hatten, die Dummen!, nicht verstanden. Destrée, Abgeordneter von Charleroi, stand an der Spitze des Widerspruches. Er war es, der die Worte prägte: „Il n'y a pas de Belges." Es gibt keine Belgier; es gibt Wallonen und es gibt Vlamen. Es ist unmöglich, beide Rassen zu verschmelzen; daraus entstehen Mestizen und Maulesel.

Und so kam es, daß Destrée, der Leiter der anti-vlämischen Bewegung, einst bei den „Flaminganten" (ein französischer „Kosenamen"!), ohne um sie gebuhlt zu haben, die größte Popularität genoß. Flaminganten und Wallonisanten waren einig: „Belgien" ist eine geschichtliche Lüge, und die „belgische Seele" eine glatte Erfindung. Und die anderen kümmerten sich keineswegs um die Sache; sie war ihnen Tand. „Was geht uns das an?" sagten sie, „wenn nur unsere Geschäfte gedeihen und unser Magen und das übrige wohlbehalten bleiben!" — —

So spricht der prächtige Vlamenführer. Ist das nicht Geist von unserem Geist, Blut von unserem Blut? Und kann die schamlose Verlogenheit, die da vorheuchelt, jedem Volkstum sein Selbstbestimmungsrecht einzuräumen, die germanischen Vlamen aber „gewaltsam" den Franzosen (unter englischer Schutzherrschaft) ausliefern will, — kann diese Verlogenheit noch sichtbarer angeprangert werden? — Wie stehen unsere Scheidemänner und Erzberger da, die ja besonderes Gewicht auf einen wehrlosen Frieden ohne „gewaltsame Annexionen" legen? Das wäre also keine Annexion, wenn das Vlamland unter dem Vorwande eines angeblich selbständigen „Belgiens" von Frankreich (als englisches Schutzgebiet) annektiert würde, die niedersächsischen, plattdeutsch sprechenden Vlamen „gewaltsam" zu Franzosen gepreßt würden? Wenn das schon in rohester Weise durch die französisch-„belgische" Regierung vor dem Kriege geschah, — wieviel „gewaltsamer" erst nach einem Frieden, bei dem Deutschland das „selbständige" Königreich „Belgien" „wiederhergestellt" und auf jeden durch militärische Macht gestützten Einfluß, also auch auf jeden Schutz des vlamischen Volkes verzichtet hätte?

Ganz ohne alle Sentimentalitäten und dazu noch sehr, sehr milde ausgedrückt: ein deutsches Mutterland, das derart sein eigen Fleisch und Blut verleugnen könnte, dürfte auch moralisch nicht verlangen, daß ihm die anderen Völker mit besonderer Hochachtung begegneten oder es gar als gleichberechtigt anerkennten. Vielleicht hätten wir dann aber das heißersehnte Mittel erfunden, „moralische Eroberungen" zu machen?

Wir dürfen mit tiefstem Recht gegen unsere Feinde die schwersten Anklagen erheben — eine nicht: ihr eigen Fleisch und Blut verlassen und verleugnen sie, unsere Feinde, — nicht!!



Was ist Wahrheit?

Vom Reichstags-Abg. Prof. Dr. F. Werner-Gieße

Als ich am 29. März d. J. im Reichstag ausführlich über Ameri die deutsche Rückweichepolitik und den seltsamen Freund adloni schen Gedenkens, Herrn James W. Gerard, sprach, ergriff au der Herr Staatssekretär Zimmermann wiederholt das Wort z Entgegnung. Was ich sagte, war selbstverständlich wahr, wurde auch von Her Zimmermann ziemlich schwach bestritten. Er sei den „Beschwerden" über Gera nachgegangen, und da hätten sie sich als haltlos erwiesen, abgesehen davon hab er den Edlen von Tammany-Hall schützen müssen. Ich erwiderte, die Ding von denen ich redete, seien doch schon großenteils offen besprochen, u. a. auch i der „Kölnischen Volkszeitung", ein Dementi aber noch nicht erfolgt. Darau meinte Herr Zimmermann, jedenfalls sei die Geschichte mit den 200 von Gerar in blanco ausgefertigten Pässen falsch.

Oberst Emerson, der über diese Paßgeschichte genau unterrichtet war, be fand sich damals in der Syrischen Wüste bei den türkischen Truppen, die in der Nähe von Gaza fochten, und er hörte erst von meinen Ausführungen, als er neu lich nach Deutschland zurückkehrte, um mit Staatssekretär Zimmermann zu ver handeln, wie aus untenstehendem, an mich gerichteten Brief [hier in wortgetreuer deutscher Übersetzung wiedergegeben. D. T.] hervorgeht. Ich lasse dieses Schreiben ohne weiteren Zusatz wirken; auch es ist in seiner Weise eine geschichtliche Urkunde der neuen Zeit von Olmütz und des B-Systems.

Dr. F. Werner-Gießen, M. d. R.

* * *

Berlin, 4. Juli 1917.

Professor Dr. Werner, M. d. R., Berlin.

Werter Herr!

Letzten März, als Sie eine Rede im Reichstag hielten, in deren Verlauf Sie mich erwähnten, war ich fern in der Syrischen Wüste bei den türkischen, nahe Gaza gegen die Briten fechtenden Truppen. Ich hörte erst kürzlich von Ihrer Rede, nachdem ich nach Deutschland zurückgekehrt war, um mit Staatssekretär Zimmermann einige neu auftauchende Pläne betr. Stockholm zu besprechen.

Nun höre ich, daß Sie in Ihrer Rede Ihre Regierung um Aufschluß er suchten wegen gewisser Berichte von mir, die sich in meiner offiziellen Korrespon denz mit Mitgliedern meiner Regierung fanden. Diese Briefe wurden auf ihrem Wege nach Amerika durch die Briten aufgefangen und fanden auf diese Weise ihren Weg nach Deutschland zurück, wo sie in den Besitz des amerikanischen Ge sandten in Berlin gelangten.

Ich erfuhr ferner, daß Staatssekretär Zimmermann in Beantwortung Ihrer Ausführungen von der Regierungsbank aus dem Reichstag erklärte, Ihre Regie rung habe meine Berichte untersucht und als unwahr befunden.

Ich verweise besonders auf einen Bericht in meinem Briefe vom 20. Dezember 1915 an den amerikanischen Staatssekretär, worin ich mich auf das Verschwinden von 200 amerikanischen Pässen von Herrn Gerards Botschaft in Berlin berufe, nachdem Herr Gerard alle diese Pässe in blanco gezeichnet hatte.

Nachdem die Wahrheit dieses Berichtes so öffentlich in Frage gestellt wurde, erlauben Sie mir, zu meiner eigenen Verteidigung folgendes hinzuzufügen:

Ich erhielt zuerst Kenntnis von den gestohlenen Pässen durch Dr. Henry van Dyck, den amerikanischen Minister im Haag, der mir berichtete, daß Ausländer an der holländischen Grenze zurückgehalten worden seien, weil sie auftauchende amerikanische Pässe benutzten, die von Herrn Gerards Botschaft gestohlen worden waren. Dr. van Dyck tadelte dann Herrn Gerard in verletzenden Ausdrücken, weil er Regierungspapiere in blanco unterzeichnet habe.

Nach Berlin gekommen (im August 1915), ging ich sogleich zum Botschafter Gerard und fragte ihn nach diesen Pässen. Er gab offen zu, 200 Pässe in blanco unterzeichnet zu haben, die dann in geheimnisvoller Weise von seiner Botschaft verschwunden seien. Er verwies mich an seinen Pförtner Fritz, der, wie er sagte, zuletzt diese Pässe gehabt hätte. Ich fragte Fritz danach, und er erzählte mir, daß das Paket mit unterzeichneten Pässen von seinem kleinen Schreibpult durch irgendeine unbekannte Person fortgenommen worden sei, während er (Fritz) abwesend war, um zu telephonieren.

Hierauf telegraphierte ich einen kurzen Bericht über diese Paßangelegenheit an die New York World, die meine Mitteilung richtig unter meinem Namen veröffentlichte.

Als ich später zufällig bei Herrn Gerard war, traf es sich, daß ein Ausländer, anscheinend ein Russe, verhaftet hereingebracht wurde, der an der Grenze mit einem von Herrn Gerards Pässen in der Hand angehalten worden war. Der Gesandte sagte mir, daß dieser Paß einer von denen sei, die er in blanco unterzeichnet habe. Sogleich zerriß er den falschen Paß vor unseren Augen und nannte den Gefangenen einen unverschämten Betrüger, bis dieser schließlich abgeführt wurde.

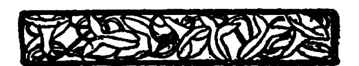
Obgleich Herr Gerard wußte, daß ich einen Zeitungsbericht über diese Paßangelegenheit abgesandt hatte, kam er bei seinem nachherigen häufigen Zusammentreffen mit mir doch niemals auf diese Sache zurück. Wäre mein Bericht falsch gewesen, so würde er es mir sicherlich gesagt haben, denn es war bekannt, daß er einen ernsten Tadel wegen dieser Paßangelegenheit vom Staatssekretär Bryan erhalten hat.

Nach Ihrer Reichstagsrede und Staatssekretär Zimmermanns ausweichender Antwort wurde ich vom Staatssekretär eingeladen, von Konstantinopel nach Berlin zu kommen, und wurde bei meiner Ankunft zuvorkommend von Sr. Exzellenz empfangen. In unserer langen Unterhaltung wurde die hier behandelte Angelegenheit mit keinem Worte erwähnt. Ich für meinen Teil hatte weder von Ihrer Rede noch von der Antwort des Staatssekretärs gehört. Hätte ich davon gewußt, würde ich die Sache zur Sprache gebracht haben.

Wenn Staatssekretär Zimmermann wirklich Grund hätte, zu glauben, ich hätte falsche Berichte an meine Regierung gesandt und das Ansehen eines unserer Gesandten darin verwickelt, so würde ich kaum von ihm erwartet haben, daß er die freundlichen Beziehungen mit mir weiter unterhielte. Ich benutze diese Gelegenheit, zu wiederholen, daß ich nur die Wahrheit über Herrn Gerard berichtet habe.

Ich verbleibe Ihr sehr ergebener

gez. Edwin Emerson.



König Hunger · Von Hedwig Forstreuter

Sie dachten: „Weh, nun kreist euch der Hunger ein!
Nun wird in Deutschland ein jammerndes Beugen sein,
Nun geben sie Freiheit und blinkenden Ehrenkranz
Für ruhiges Leben und lockender Schüsseln Glanz.
Ihr Siegen erlosch in Not, verdunkeltes Glück!
Sie stellen die Waffen in ihre Winkel zurück.
Streckt je ein Deutscher in Sehnsucht die Hände aus:
Er lebt als Vasall nur im englischen Weltenhaus!"
— So schloß sich der Ring, aus Machtgier geschweißt und Wut,
Aus Eisen und Wellen, aus Menschenleibern und Blut,
Und nur ein einziger durfte zur Tür herein:
„Nun recke dich, Hunger, du sollst hier der König sein!"
— Er lehnte am Tore und schaute ins deutsche Land,
Ein Schatten webte an seinem Zwergengewand,
Sein Antlitz starrte, wie eine Maske aus Erz,
Sein Auge flog scharf und grub sich den Dingen ins Herz.
Und Kraft erwachte, die nichts von sich selbst gewußt,
Stolz hieß der Atem und Wille in jeder Brust,
Und wuchs der Zwerg am Tor eine Spanne lang,
Nur lauter dröhnte des wilden Eisens Klang,
Die heilige Schwerthand kannte nicht Ruh' noch Rast,
Sie bebte nicht vor dem drohenden Hungergast.
Der wuchs zu den Balken, vom Zwerge zu Männerkraft,
Doch hager und braun, starksehnig emporgerafft,
Ein Reif um die Stirne. — Ja, König ward er im Land,
Denn was wir wurden, reifte durch seine Hand:
Er lehrte uns rechnen und kämpfen, oh, doppelte Schlacht!
Er hebt empor die Wage der Weltenmacht
Und wägt im Schauen schweigend der Völker Los,
Sein Schatten wächst um die Erde, weltengroß . . .



„Revolutionshoffnung!"

Von Johannes

Er hat keine Hoffnung auf eine deutsche Revolution, der Mann, der das so betitelte Schriftchen verfaßt hat. Es ist kein anderer, als einer der radikalsten unserer radikalen Sozialdemokraten, nämlich der bekannte Julian Borchardt (Verlag der „Lichtstrahlen"!). Er macht aus seinem Herzen keine Mördergrube, aber — leider, leider! — muß er die „Revolutionshoffnung" unserer Feinde grausam zerstören. Er hat die Ehrlichkeit und den Mut, zu bekennen:

„Wer glaubt denn eigentlich an eine deutsche Revolution? Ich habe seit Monaten die verschiedensten Genossen befragt, und habe keinen einzigen gefunden, der wirklich glaubt, daß die deutschen Arbeiter Revolution machen werden. Vom Gegenteil sind alle überzeugt. Nur möchten sie es nicht öffentlich sagen, um nicht im Volke selbst den Glauben an die Revolution zu zerstören. Dies halte ich für eine unehrliche und deshalb falsche Taktik. Wozu soll es denn nützen, künstlich eine Revolutionsstimmung zu züchten, die in Wirklichkeit nicht vorhanden ist, oder mit anderen Worten, der Arbeiterklasse einen revolutionären Willen einzureden? Soll das vielleicht ausreichen, damit die Arbeiterklasse die politische Macht ergreift und Frieden schließt? Das glaube, wer kann! Gesetzt aber selbst den Fall, es wäre so, dann wäre damit auch noch nichts gewonnen. Dann würde eben nach der Revolution der Rausch alsbald verfliegen, und die nicht von eigenem Willen beseelten Volksmassen würden die Beute irgendwelcher Abenteurer werden, wie sie es in der Jahrtausende alten Geschichte der Revolutionen schon so oft gewesen sind.

Aussprechen das, was ist — das ist für Sozialdemokraten noch immer die beste Taktik. Wer irgend mit den Arbeitermassen selbst in Berührung kommt, seien es die Arbeitermassen in Uniform oder in den Munitionsfabriken oder auf der Straße, der weiß: diese Arbeitermassen lassen sich zu allem kommandieren, nur nicht zu Aufruhr und Revolution ...

Wenn ich nun sehe, daß auf Grund dieser falschen Hoffnung der Krieg fortgesetzt wird, dann empfinde ich für meine Person allerdings die Verpflichtung, der amerikanischen Regierung und ihren Verbündeten zuzurufen: Halt! Ihr irrt euch, auf einem Fehler basiert eure Rechnung. Die deutsche Revolution wird nicht kommen. Da ihr also nur um ihretwillen den Krieg weiterführt, so solltet ihr lieber heute als morgen Frieden schließen!"

Herr Julian Borchardt hat, als bekannter radikaler Sozialdemokrat, mit dieser Erklärung sich ein Verdienst um die Sache unseres Vaterlandes erworben, das er wahrscheinlich weder beabsichtigt noch überhaupt geahnt hat. Man sollte dafür sorgen, daß diese Worte auch unseren Feinden gehörig unter die Nase gerieben werden. Denn deren ganze Hoffnung auf unsere „Zerschmetterung" beruht ja letzten Endes doch nur noch auf der „deutschen Revolution".

Was Julian Borchardt hier sagt, ist aber nicht nur seine, wenn auch auf noch so triftige Gründe gestützte, persönliche Meinung, — es ist offenliegende Tatsache: kein Zurechnungsfähiger im Deutschen Reiche denkt an Revolution — lächerlich! Das sollte eigentlich ein Selbstverständliches sein. Dennoch gab es Leute, die glaubten, oder glauben wollten, oder glauben machen wollten, daß eine solche Gefahr drohte. Sie wußten auch warum; denn ohne die Revolutionsdrohung konnten sie sich nicht länger behaupten oder durchsetzen. Diese Leute haben es also mit ihrem Gewissen abzumachen, daß sie unseren Feinden die „Revolutionshoffnung“ einpflanzten, damit auch die Verantwortung auf sich luden für alle die Menschenleben, die dieser Täuschung zum Opfer fallen mußten. — Wir hatten eben die Sentimentalitäten ganz und gar verlernt.



Der Urlauber · Von Else v. Holten

Vater! Mutter! Geht allein,
Wenn die Glocken locken,
Laßt mich still im Sonnenschein
In der Stube hocken.

Breit auf meinen Rücken fällt
Die ersehnte Labe,
Eng und klein wird meine Welt,
Die ich wieder habe.

Gerne saß ich schon allein
Einst als kleiner Bube
Regungslos im Sonnenschein
In der Sonntagsstube.

Feierlich und ungehemmt
Sah ich Ordnung walten
Bis aufs blütenweiße Hemd
Mit den Bügelfalten.

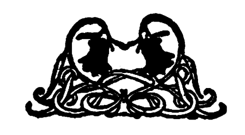
Fliegen summen sommerlich
Ihre zarten Lieder,
Und mein lautgewordnes Ich
Findet Ruhe wieder.

Oh, wie wohl ist's im Gemüt,
Wenn hier keiner redet,
Mutters „fleiß'ge Liese“ blüht,
Und die Stille betet.

Vaters Geige an der Wand
Knackt im Holz verstohlen,
Und ich kann vom Fensterrand
Balsaminen holen.

Glockendröhnen, Trommelschlag
Macht die Welt erbeben —
Liebste, gönnt mir diesen Tag,
Still für mich zu leben.

Vater! Mutter! Geht allein,
Wenn die Glocken locken,
Laßt mich hier im Sonnenschein
Ganz umfriedet hocken!



Wanderungen

Von H. Voß

Sie sind schön, die einsamen Spaziergänge am Meer!

Heute herrscht Sturm. Aufbraust das Meer, schaumgekrönt rollen die Wogen heran. Nur ein schmaler Pfad bleibt zwischen dem Wasser und dem hohen, hier und da von Grasbüscheln und Strandhafer bewachsenen Lehmufer. Weltabgeschlossenheit. — Getragen von Sturm und Wellenbrausen schreitet das kleine Menschlein durch die große Einsamkeit. In graue Töne, von den dunkelsten bis zu den fast weißen Schattierungen, sind Himmel, Meer und Erde gebettet. Zwei Sturmvögel, ganz eins mit den grauen Farbentönen, kreisen in der Luft, sie fliegen ein wild anmutig Spiel. Plötzlich hebt sich an der dunkelsten Stelle ein wenig die Wolkenwand, aus lichter Schale werden Sonnenstrahlen in stillem, breitem Strom gegossen und ruhen wie ein Silberblick auf Meereswogen — —, Gottes Auge, wie's die alten Meister darstellten. — Schweigen wird geboten dem Alltag, dem Denken. Auch das Menschlein ist eins mit dem All, nur Gefühl, es ahnt von ferne eines liebenden Schöpfers Willen. Und wilder braust der Sturm, auch den schmalen Pfad überspülen schon hier und da die Wellen. Weiter nach vorn schlagen sie bereits mit heißer Gewalt gegen das Ufer, hoch auf spritzt der Gischt, Staubregen perlt zur Erde. Hinan zum Höhenpfad. — —

Verflogen die Traumstimmung. Die Gedanken werden so plötzlich, wie sie erst zum Schweigen gebracht wurden, angeregt zum Wandern in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Als Bild wird geschaut, was einst Erleben war, das Auge sieht, was ist, glaubt zu erspähen, was wird. In bunter Folge zieht es vorüber, und Windesbrausen und Wogenrauschen lassen die begleitenden Akkorde dazu erklingen.

Bilder! — — von irgendwoher wie angeweht — —, ein Erinnern, ein Auftauchen und ein ebenso schnelles Verschwinden. — —

Frühlingszauber, Blütenschnee, Sonnenschein —, und in dem allen ein Transport Feldgrauer, für die Fahrt an die Front bereit. Wir zwei, wir schauen schweigend in die Pracht. Ein tiefer Seufzer neben mir, ein Blick, aus Weltenferne und Schönheit in die rauhe Wirklichkeit zurückkehrend —. Leise, ganz leise sagt eines Kriegers Stimme neben mir, es klingt wie der Satz aus einem Beethovenschen Adagio: „O Gott, wie ist die Welt schön! Warum kann nicht Friede sein, Friede —." Und da, die braunen Augen in dem lieben Knabengesicht! Eine schwere, bange Frage ruht in ihnen, der Kindermund spricht sie langsam aus: „Werde ich wohl meine Mutter noch einmal wiedersehen?"

„Ach natürlich, Junge, glauben Sie es nur, dann wird es schon geschehen."

In die dunklen Augen kommt Sonne, der Mund jubelt: „Danke, danke", und die Hand winkt den Dank, bis der Zug den Blicken entschwunden ist. Was wohl jetzt die braunen Augen sehen und wo? — — —

Ach die Augen, die Augen! Ich sah so viele tote Augen. Nicht blinde, aber solche, die immer nur in die Weite starrten, nichts wahrzunehmen schienen von ihrer Umgebung. Augen, die erstarrt waren an den Schrecken des Krieges. Da taucht auch das Gesicht des Blinden auf, so freundlich lächelnd, wenn er angeredet wurde, mit so wehem Gesichtsausdruck, wenn er sich unbeobachtet glaubte, es tauchen auf die vielen Verwundeten, Krüppel und Elenden. O, die Fülle der Bilder! Könnte man sie hinein hämmern in die Herzen der Menschen und zugleich mit ihnen die Erkenntnis: Für euch! Und zugleich mit ihnen das Pflichtgefühl: Sie leiden für uns, nun ist's an uns, für sie zu handeln!

Ja, gibt es denn noch Deutsche, die dies Pflichtbewußtsein nicht haben? — Gerade vor mir am Abhang steht ein Bovist, so ein recht großer, rund, dick, behäbig. Hat er nicht auch ein grinsendes, selbstgefälliges Gesicht, so eins, wie all die Satten, Trägen, die Philister hinter der Front, so eins, wie die, die nichts spüren von dem großen Geschehen der Zeit? Da rollt der Pilz in die Tiefe, er muß den Ärger über all die Elenden im Lande ausbaden und kann doch eigentlich nichts dafür, daß er ein so nutzloses, hohles, aufgeblasenes Pilzlein ist.

Nun sitze ich schon wieder im Geist in unserm Büdchen und betrachte die zwölf jungen Gesichter, die nur ein wenig verdrossen dreinschauen. Zwischen ihnen ein dreizehntes, durchaus nicht dazu gehörig. Ein scharfes Vogelgesicht, Haar und kleiner Bart tiefschwarz, gelblich die Haut, stechend die kleinen Augen.

Die Jungen schelten, — und haben sie nicht Grund dazu? — daß man sie aus dem D-Zug gewiesen hat. Sie müssen alle noch so weit fahren, haben nur kurzen Urlaub. O ja, man versteht ihren Grimm. Heiliger Bürokratius, könnten wir dich doch, wo immer du auftauchst, vor ein Geschützrohr bringen oder dich aufhängen, um dich hernach zu andern seligen Zöpfen legen zu können. Aber solche Geister sind leider Gottes unheimlich langlebig!

Es gelingt in diesem Falle, mit gutem Essen und Trinken, mit „Friedenszigarren" die zwölf deutschen Jungen zu beruhigen. Sie werden ganz zutraulich und fröhlich. Der unheimliche Geselle schweigt, nur die Augen bekommen einen immer stechenderen Glanz. Und dann, in einer Pause setzt er ein, jedes Wort berechnet, jedes Wort bedacht verhetzend. Er setzt ein mit Schlagworten und Redensarten, mit Geschichten, die sicher erfunden sind. Er beweist den Jungen, wie schlecht sie es haben in Deutschland, er verspritzt Gift, und dies Gift wirkt erstaunlich. Ich verstumme zunächst vor dem, was sich mir da enthüllt. So also wirken Agitatoren auf harmlose Gemüter, auf Menschen, die nicht gelernt haben, selbst zu denken, zu unterscheiden. Wie wäre es sonst möglich, daß Redensarten, wie: „Deutschland hat nur Arme und Reiche, die Russen haben es viel besser als wir, die deutschen Frauen wollen den Krieg, sonst zeichneten sie nicht Kriegsanleihe, wir haben ganze Krüppelregimenter, ja, nach dem Krieg müssen wir es denen da oben eintränken —", wie wäre es sonst möglich, frage ich mich, daß zwölf junge Köpfe in dies Gewäsch einstimmen, daß sie meinen guten, ganz sachlich vorgebrachten Gegengründen plötzlich giftigen Haß entgegenbringen? Im höhnischen Gesichtsausdruck des Lothringers steht Triumph. Traurig macht's mich, ist keiner von den Zwölfen, der Wirklichkeitssinn hat und scheinen doch alle aus dem gut bürgerlichen Mittelstand zu sein. Und

Zorn packt mich! So geht's, wenn man in der Erziehung versäumt, selbstständig denkende Menschen heranzubilden, wenn alles auf den beschränkten Untertanenverstand dressiert wird in Kirche, Schule, Haus. — —

Das Meer rauscht, unter scharfer Sichel fällt das Korn. Immortellen blühen mir zu Füßen, Mauseklee und wilder Thymian und wie sie alle heißen, die lieblichen Blumenkinder. Da drüben bereitet der Pflug die Erde für neue Saat, auf den Wiesen grasen die Kühe, kleine Häuser liegen mit roten Ziegeldächern im Schutz der grünen Baumkronen. Sie haben ihr eigenes Gesicht, die kleinen Häuschen, liegen da so breitspurig, so urgemütlich, so bodenständig. Es ist noch soviel Platz auf der Erde; nur die Menschen wollen es nicht einsehen, daß es tausendmal schöner ist und sei es in weiter Einsamkeit, als freier Mann auf freier Scholle zu stehen, statt in dumpfen Städten den Tanz um das goldene Kalb mitzutanzen in dieser oder jener Form. Allein hier an der Küste so viel billiges Land, billige Häuschen und Äcker und viel Aussicht zum Gesunden und Vorwärtskommen für unsere Kriegsinvaliden. Da sind die Gedanken wieder beim Krieg, bei denen, die leiden für uns. Es ist mir, ich fühlte einen warmen Händedruck.

Winterabend. Eiskalter Wind, Hagel, Schneeschauer. Ganz verfroren sind unsere lieben Feldgrauen. Wie gut tut ihnen der heiße Tee, die warme Suppe.

„Stehen Sie hier immer für uns, auch bei solchem Wetter?"

„Na, natürlich."

„Sie können sich aber erkälten." — Ich lache: „Sie fragen auch wohl da draußen, wenn Sie für uns kämpfen, ob das Wetter gut ist? Wir tun nichts weiter, als unsere Pflicht und Schuldigkeit. Können wir Ihnen je dankbar genug sein, daß Sie uns die Heimat schützen?"

Der Feldgraue schweigt. Doch plötzlich, als das Zeichen zum Einsteigen gegeben wird, wendet er sich, streckt mir die Hand entgegen: „Wir haben noch lange nicht genug getan, aber heute verspreche ich Ihnen, wir werden es tun." — An dem Abend spürte ich keine Kälte mehr. Die Menschen sprechen so oft vom kalten Pflichtbegriff, und doch liegt so viel Wärme in seiner selbstverständlichen Erfüllung. — „Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen! Wir werden nicht vergessen, wie gut Sie gegen uns waren, daß Sie an uns dachten!"

„Ja, wir dachten an sie. Es ist lange her. Aber der Krieg geht weiter, und da draußen dürfen sie nicht müde werden und werden nicht müde, sich für uns zu opfern. Aber drinnen die Menschen sind vielfach müde geworden, zu opfern, ihr eigenes kleines Ich, ihr Bauch sind ihre Götter. O, ihr Selbstsüchtlinge, ihr Lauen und Flauen, muß es euch erst an den eigenen Leib gehen, bevor ihr wach gerüttelt werdet? Oder gibt es für diese Art Menschen kein Erwachen? — — —

Ein Rabe sitzt auf dem Ast, schaut mich, den Kopf ein wenig auf die Seite geneigt, aus klugen Augen an, so recht wie einer, der die Welt von oben betrachtet. Einen Hasen habe ich aufgescheucht, einen rechten Urgroßvater. Im Klee macht er mir Männchen; eine Hummel summt im Heidekraut, und die Sonne scheint durch Sturm und Wolken. Und mir ist's, als ginge ein leises Lachen durch die Natur: „Dummes Menschenkind, rege dich nicht auf über Gelichter. Auch seine Stunde kommt, wenn erst Erntezeit ist. Nur getrost, das ist nicht Deutschland, das

ist's gewiß nicht! Deutschland kämpft und siegt draußen, Deutschland kämpft und arbeitet drinnen. Laß die andern. Sieh nur du zu, daß du ein Stück Deutschland bist im Kämpfen, Durchhalten, Siegen. Und ist's auch nur ein ganz winziges, du hilfst doch durch treues Arbeiten mehr, als durch Schelten und Nörgeln."

„Arbeiten?" — — — —

„Nimm auf, was am Wege liegt."

Heide, nichts als blühende Heide! Aber sie ist hinausgewandert in die Schützengräben, hat der deutschen Heimat Grüße gebracht, und — hat Freude ausgelöst.

Nimm auf, was am Wege liegt!



Der Kompagnieführer · Von Paul Lingens

Lauter frische, junge Menschenleben
Haben Gott und Schicksal mir gegeben —
Mir in meine arme, schwache Hand:
Eine Kompagnie fürs Vaterland.

Wenn wir durch den Straßenstaub marschieren,
Eine graue Welle, streng zu vieren,
Starren wir ins sonnenheiße Land:
Alles, ach, so anders wie das Vaterland.

Wenn wir in den dumpfen Stollen liegen,
Über uns Granatenbogen fliegen,
Zischend wühlen in des Grabens Rand,
Denken wir an unser Vaterland.

Tag und Nacht das gleiche große Hassen,
Tag und Nacht nach Sehnsuchtsträumen Fassen —
Knüpfen wir im Schlaf ein zartes Band
Zu den Lieben fern im Vaterland.

Eh' des neuen Morgens Feuer lohten
Trugen wir zu Grabe unsre Toten,
Spähen, Aug' und Sehnen angespannt,
Wieder vorwärts für das Vaterland.

Erdverkrustet müde die Gesichter,
Leuchtend nur die blanken Augenlichter,
Ob durchnäßt, ob sonnenheiß verbrannt,
Steht die Kompagnie fürs Vaterland.

Gott, du gabst mir diese jungen Leben,
Daß ich bändige mein heißes Streben,
Daß ich diene, an die Pflicht gebannt,
Meiner Kompagnie, dem Vaterland.

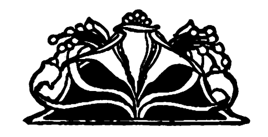


Ausgleich?

Die Kriegsbegeisterung des amerikanischen Volkes entspricht trotz aller Reklame immer noch nicht den Wünschen der Friedensfreunde in Washington und Neuyork. Wilson hat deshalb auf ein neues Mittel gesonnen, und er hat eines gefunden, das sich mit der Friedensliebe unseres ehemaligen Freundes und Gönners besonders gut verträgt: **Amerika muß Blut lecken**, damit es sich auf den Feind stürzt wie der Tiger, der einmal Menschenblut gerochen hat. Mit andern Worten (so wurde berichtet) äußerte Wilson vor einiger Zeit: zur erfolgreichen Weiterführung der Kriegspropaganda sei der erste **Blutverlust** der Amerikaner nötig.

So sieht, nachdem er die Maske hat fallen lassen, der Mann aus, von dem einfältige Michel mit Aufopferung ihrer selbst einen baldigen und ehrenvollen Frieden erharrten! Als ob es dem Yankee-Jobbertum auf irgend etwas anderes ankäme, als gerade die Kriegskonjunktur so hyänenhaft restlos auszufressen, bis von den Leichen nichts übriggeblieben ist, als die in der Sonne nordamerikanischer „Menschlichkeit“ bleichenden Knochen! — Aber diesem Manne durfte man im deutschen Heldenhaine jahrelang nur mit geknickten Knien nahen, das zarteste Wort der Kritik wurde auf Weisung des „Freundes“ von Mr. Gerard rücksichtslos unterdrückt. Für den U-Boot-Krieg einzutreten, wie er heute England mit eisernem Griff an der Gurgel packt, galt schier als Staatsverbrechen. Derweilen mußten unsere Feldgrauen den Durst der amerikanischen Munitionshyänen mit ihrem Blute stillen.

Welche gedankenlose Leichtherzigkeit, wenn dann — nach all den Blutopfern! — freundlich lächelnd, wie nach einem kleinen, angenehmen Gewitterschauer, gesagt wird: „Nun ja, es sind ja ‚Fehler‘ (!) gemacht worden, aber unsere feldgrauen Helden, Hindenburg und Ludendorff haben's wieder wettgemacht!“ Wie auch jetzt nach dem hysterischen Reichstags-Mehrheits-Nervenzusammenbruch, und dann — als schlagender Antwort — nach den kühnen, eisennervigen Mannestaten im Osten und Westen: „Na, wenn schon! Hindenburg hat's doch wieder ganz gemacht.“ Als wenn das eine so leicht wöge, wie das andere schwer! — Es wird vielleicht noch schlimmer kommen müssen, damit eure Gemütlichkeit endlich begreifen lernt, daß es sich hier nicht um einen Ausgleich, um Ablösung einer Schuld durch Auszahlung einer gleichen Summe handelt, sondern um Aufopferung Unverschuldeter für Verschuldete mit ihrem ganzen Sein, mit Leib und Seele, mit allem!





Bethmann

In anderen Völkern mit größerem nationalen Selbstbewußtsein, so liest man in einem Nachrufe der „Süddeutschen Monatshefte", sagen die Anhänger des Entwicklungsgedankens: Wir sind so weit voraus, daß wir, um die Welt vorwärts zu bringen, unsere Errungenschaften in die andern Länder tragen müssen. In Deutschland sagen sie: Die andern sind voraus, wir müssen ihnen nachkommen. So haben zur Zeit der Schlacht im Teutoburger Wald gewiß viele Deutsche gesagt: Mit der Keule auf die Feinde einhauen, wie es unsere Vorfahren getan haben, das mag damals an der Zeit gewesen sein, jetzt muß man von den Feinden lernen, Römisch ist feiner. Und gewiß haben auch, während französische Mordbrenner unter Ludwig XIV. deutsche Kulturschätze vernichteten, viele Deutsche das Gefühl gehabt: Französisch ist feiner.

Bethmann schwebte das Ideal eines geistigen Deutschland vor, in welchem, nachdem Bismarck und das deutsche Heer 1870 die grobe Arbeit geleistet haben, mit feineren Mitteln Politik gemacht würde; das im Inland durch soziale Reformen und geistige Freiheit, im Ausland durch den deutschen Handel wirtschaftliche, durch die deutsche Kultur moralische Eroberungen macht. Hier wie überall wurde er durch die Mittel, die er anwandte, zum Gegenteil seines Zieles geführt. Niemals seit 1870 ist die geistige Arbeit der Diplomaten belangloser, niemals die soziale Lage ungünstiger, der deutsche Handel abgeschnittener vom Welthandel, die geistige Freiheit geringer, der Ruf im Ausland schlechter geworden als unter ihm. Ein solches geistiges Ziel konnte nicht erreicht werden durch die Unterordnung unter die freien Willen der anderen, die schließlich stets zur Unterordnung unter die größere Zahl führt. Während Bethmann sich geleitet glaubte durch die Achtung vor der in Stimmzetteln ausgedrückten Willensmeinung, wurde er geleitet durch die große Zahl der Hände, die diese Stimmzettel einwerfen. Ein anderer würde innere Änderungen in der begeisterten Zeit des Kriegsausbruchs gemacht haben. In jener ersten Zeit hätte er das preußische Wahlgesetz geändert, das Reichsland umgestaltet, das Jesuitengesetz aufgehoben. Nicht nur die Liebe zum Land, auch die Liebe des Deutschen zum Deutschen war niemals größer als in jenen Anfangswochen des Krieges. Bei Bethmann erfolgte jede Maßnahme unter Druck, und deshalb fehlte jeder der Segen.

Wie nur der Künstler, zu dem die Stimme des Genius spricht, dem All dient, indem er sich dient, so dient auch nur der Staatsmann, in welchem der Genius seines Volkes lebendig ist, dem Volke, indem er sich dient. Jeder andere, mag er noch so viele Gaben besitzen, dient nur sich, indem er dem Ganzen zu dienen meint. Bethmann glaubte dem Ganzen zu dienen, indem er möglichst viele auf seine Seite zog. Das war ihm nicht anders möglich, als indem er sie über die Schlechtigkeit seiner Gegner aufklärte. So entstand an Stelle des Hasses gegen die

Feinde der Haß gegen Landsleute, zu dem an sich schon das deutsche Volk mehr neigt als zu jenem.

Bethmanns politischer Charakter ist von Shakespearescher Konsequenz. Zweimal hat er ein Werk als Lebenswerk bezeichnet. Das einemal die Verfassung von Elsaß-Lothringen, das anderemal die Verständigung mit England. Als weiteres großes Verdienst rechnet er sich inzwischen gewiß den Mangel an offensiven Kriegszielen an. Dieser Punkt seiner Tätigkeit ist geeignet, die deutsche Antinomie an dem Beispiel Bismarck-Bethmann aufzuweisen. Bismarck sagte, er würde es nie haben verantworten können, seinem König einen Krieg zu empfehlen, wenn er bei dessen Beginn nicht gewußt hätte, was durch ihn für Deutschland erreicht werden sollte. Bethmann glaubte, den Krieg aus dem entgegengesetzten Grunde verantworten zu können, weil er durch ihn nichts erreichen wollte; er würde den Krieg für seine Person als unmoralisch empfunden haben, wenn er mit bestimmten Kriegszielen in ihn hineingegangen wäre wie Bismarck in die drei von ihm geführten. Viele moralpsychologische Werke könnten allein über Bethmanns Ausspruch geschrieben werden: er habe durch die Verzögerung der Mobilmachung das gute Gewissen, daß er das Seine getan habe, um den Krieg zu verhindern. Diese Äußerung fand im Reichstag Beifall. Ein anders konstituiertes Gewissen würde sich, nachdem nun die Verhinderung des Krieges nicht gelungen ist, Vorwürfe machen; es würde den Ausgang als einen Beweis dafür ansehen, daß es falsch gehandelt habe. Als eine sittliche Tat würde es sich die Verzögerung der Mobilmachung zurechnen, wenn es durch sie den Krieg verhindert hätte. Hier setzt bei Bethmann, und vielen Deutschen mit ihm, die Lehre vom freien Willen ein. Man konnte nicht vorauswissen, daß durch die Verzögerung der Mobilmachung der Krieg nicht verhindert werde. Man konnte es nicht wissen, weil die feindlichen Staatsmänner einen freien Willen haben, und wenn sie von diesem einen schlechten Gebrauch machen, so ist das sündhaft, und der, der geglaubt hat, sie würden einen guten Gebrauch machen, ist ihnen sittlich überlegen und darf sie tadeln.

Gleichfalls nicht zur Ausführung gelangte das Anerbieten an England, im Falle seiner Neutralität, Belgien nicht zu betreten, die französische Nordküste nicht anzugreifen, die französischen Kolonien unangetastet zu lassen, kein französisches Gebiet zu behalten; ferner das neuerdings bekannt gewordene Anerbieten vom 12. August 1914 an Japan, im Falle von dessen Neutralität unser ostasiatisches Geschwader anzuweisen, daß es keinen feindlichen Akt gegen England unternehmen dürfe. Diese bisher nicht erprobte Art der Kriegsführung konnte auch in diesem Kriege nicht erprobt werden, weil die Anerbietungen, die eine Gegenleistung erfordert hätten, nicht angenommen wurden.

Die große Wirkung der ersten Äußerungen Bethmanns bei Kriegsausbruch beruhte darauf, daß er ebenso aufrichtig überrascht wurde durch den Krieg wie die Mehrheit des ganzen Volkes. Wir alle, die zu jener Mehrheit der Überraschten gehörten, fanden in seinen ersten Äußerungen unser gemeinsames Empfinden ausgesprochen. Nachträglich erst kam manchen von uns das Bedenken, ob der leitende Staatsmann, wenn er seinem Amte genügen sollte, zu uns Überraschten gehören durfte. Diese Bedenken mußten sich verstärken, als bekannt wurde, in welchem Umfang auf der Gegenseite der Krieg vorbereitet war. An der Aufrichtigkeit von Bethmanns Überraschung ist nicht zu zweifeln. Die Beratung durch Organe unseres Auswärtigen Dienstes hat viele der besten und begeistertsten Wehrpflichtigen im Ausland, zahlreiche Handelsschiffe in feindlichen Häfen zurückgehalten. Bethmann wollte jedenfalls dadurch dem Ausland Vertrauen beweisen und wird jedenfalls diese Maßnahmen auch heute noch für richtig halten, da man damals nicht wissen konnte, welchen Gebrauch die feindlichen Staatsmänner von ihrem freien Willen machen würden.

Seine Stellung ergab sich aus der Zersetzung, dem Atomismus, dem jeder verfällt, den nicht eine Idee dämonisch beherrscht. Wie der Verfasser der „Nachfolgung des armen Lebens Christi“ sagt, erkennt man den unerleuchteten Menschen an dreierlei: „1. Er will aller-

meist die Rede haben, ihn dünkt, daß niemand als er es könne. 2. Will er allezeit recht habe
und will, daß seine Worte die allerwahrsten seien. Will man ihm seine Worte nehmen, so wi
er zornig und läßt sich nicht anderen Sinnes belehren. 3. Dünket ihn billig alles das, wom
man ihn ehren mag, denn er dünkt sich aller Ehren wert. Und wer einen anderen mehr eh
als ihn, den hält er für unvernünftig." An Stelle des Königtums von Gottes Gnaden set
Bethmann das Reichskanzlertum von Gottes Gnaden. Gegnerschaft von Deutschen gegen ih
erschien ihm als schlimmstes Verbrechen. Ein solches Pathos des Hasses wie gegen Ka
— unseres Wissens den um die ostpreußische Landwirtschaft verdientesten Mann — hat e
gegen einen feindlichen Ausländer niemals zur Verfügung gehabt. Gefolgschaft erschien ih
als sittliches Verdienst, das man an sich fesseln mußte.

Die gleiche Methode, die Bethmann so oft den feindlichen Staatsmännern gegenüb
angewandt hat — die Behauptung, nicht er habe sich in ihnen geirrt, sondern sie hätten si
verändert — hat schließlich die Reichstagsmehrheit Bethmann gegenüber angewandt. Si
hat sich in ihm nicht geirrt, die Erwartungen, die sie in ihn setzte, daß er der richtige Mann f
Deutschland durch diesen Krieg siegreich hindurchzuführen, waren berechtigt, aber er hat ver
möge seines freien Willens diese berechtigten Erwartungen nicht erfüllt und verdient jetzt da
Vertrauen nicht mehr, das er drei Jahre lang verdient hat. Die Art, wie man ihn entfernt ha
erinnert an die der Tyrannen im Märchen, die den in ihre Hand Gefallenen nicht so ohne wei
teres zum Felsen hinunterstürzen, sondern ihm erst drei entsprechend ausgewählte Rätsel vor
legen, durch die er, wenn sie lösbar wären, sein Leben loskaufen und sogar die Königstochter
erringen könnte. So dumm waren die Reichstagsabgeordneten nicht, daß sie glaubten, ihre
sogenannte Friedensformel werde den Krieg sofort beenden; sie wußten ziemlich alle, daß
wir verloren sind, wenn uns nicht Heer und Flotte heraushauen. Sie taten nur so, als ob der
Kanzler die Hausaufgabe, die sie ihm gestellt hatten, eine Friedensformel zu finden, die, wenn
auch nicht den Feinden, so doch dem Reichstag paßte, nicht gelöst habe und deshalb gehen
müsse. Reichstag und Kanzler hatten sich vor den Ohren des Volkes gegenseitig versichert,
daß sie das beste Parlament der Welt und er der bestmögliche Reichskanzler seien. Das, was
der Kanzler für sich in Anspruch nahm, die Sozialdemokraten für den Krieg gewonnen zu
haben, entstellt das größte nationale Erlebnis des gegenwärtigen Geschlechts. Als das deutsche
Volk erkannte, in welcher Lage es war, da flammte es in einer Begeisterung auf, die keine
Unterschiede der politischen Meinungen mehr erkennen ließ. Die Versprechungen, die Beth
mann in jenen ersten Augusttagen 1914 sozialdemokratischen Abgeordneten, die diese ihm
gaben, haben nichts zu tun mit jenem Ausbruch schlummernden Heldentums. Und was der
Reichstag für sich in Anspruch nimmt, die Bewilligung der Kredite, kann wohl in keinem Ein
als Leistung bezeichnet werden. Eine Leistung wäre die Deckung der Kredite. Und da mußte
man sich nach Enthüllung der Friedensformel fragen: Wie dachte sich die Mehrheit die Ver
zinsung und Amortisation der als beste Anlage dem Volk empfohlenen Anleihen? Der Reichs
tag hätte nach der Verfassung die Möglichkeit gehabt, entscheidend in die Politik während des
Krieges einzugreifen. Wenn er es nicht tat, so hat dies nicht an der Verfassung gelegen, son
dern an den Männern. Man wollte sich die Wege für später, die Möglichkeit des Wirkens nicht
verlegen. Das war für alle Parteien und Gruppen mit Ausnahme der Unabhängigen Sozia
listen und der im Reichstag nicht vertretenen Alldeutschen die maßgebende Hemmung gegen
freie Aussprache; dazu kam bei der gegenwärtigen Scheinmehrheit, daß sie sich zu weit mit
Bethmann eingelassen hatte, um ihm selbständig gegenüberzutreten. Für den einzelnen Ab
geordneten, der dies gewollt hätte, war der Fraktionszwang die Hemmung. Wenn das Volk
irgendeinen Einblick in die parlamentarische Tätigkeit hätte, so würde es den Fraktionszwang
abschaffen. Es glaubt, sein Abgeordneter könne im Reichstag sagen, was er wolle, es ahnt
nicht, daß er genötigt wird, entgegen seiner Überzeugung abzustimmen, ja, daß er nicht ein
mal die Möglichkeit hat, seine abweichende Meinung auszusprechen, wenn er nicht mit der

Mehrheit geht. Das Volk stellt sich die Demokratie so vor, daß der einzelne die Freiheit hat, seine Meinung zu sagen. In der Theorie ist die Führung der auswärtigen Politik durch die gewählten Vertreter des ganzen Volkes ein schönes Ziel, und immer wieder werden sich Idealisten in der Jugend dafür begeistern. In der Jugend hat man noch nicht die Erfahrung gemacht, daß Intelligenzen durch ihr Zusammenkommen sich nicht addieren, sondern subtrahieren, daß das Verantwortungsgefühl desto geringer wird, in je mehr Teile es geht. Mit Phrasen hat der Reichstag Bethmann gehalten, mit Phrasen hat er ihn gestürzt.

Auch die zahllosen Verehrer Bethmanns scheinen nach seinem Abgang ihm gegenüber die Bethmannsche Methode anzuwenden. Als sie ihm Huldigungen von einer Art darbrachten, wie sie dem Freiherrn vom Stein und Bismarck nicht dargebracht wurden, als Gegnerschaft gegen ihn nur aus niedrigen persönlichen Beweggründen, günstigsten Falles aus Parteiinteressen verständlich war, da war er ein großer Staatsmann. Inzwischen hat er nachgelassen und die Friedensformel des Reichstages nicht rasch genug geraten. Jetzt ist anzunehmen, daß Dr. Michaelis der richtige Mann ist. Sollte auch er sich ungünstig verändern, so wird es sein Nachfolger sein. Diese besonders im Bürgertum weitverbreitete Anschauungsweise, die man je nach Freundlichkeit oder Unfreundlichkeit der Stimmung als Loyalität oder als Servilismus bezeichnen wird, ist ein integrierender Bestandteil des antiheroischen Ideals in der Politik, das zusammen mit dem heroischen Ideal in der Kriegsführung die Stellung des deutschen Volkes in der Welt bestimmt. Die gleiche Loyalität bezüglich der Welt im allgemeinen bezeichnet man als Optimismus.

Ein Ingenieur, dem eine Brücke einstürzt, würde, wenn er sich darauf bezöge, daß er dem Eisenbeton eine größere Tragfähigkeit zugetraut habe und über dessen geringe Tragfähigkeit enttäuscht sei, mit dieser Rechtfertigung seine Reputation nicht erhöhen. Bei lebenden Menschen als Material der Berechnung wird man eher geneigt sein, solche Enttäuschungen als mildernden Umstand gelten zu lassen; schon weil man selbst dazu neigt, bei Enttäuschungen dem Enttäuschenden seine schlechte Ethik vorzuwerfen, statt sich selbst seine schlechte Psychologie. Nun glauben auch wir an wesentliche Veränderungen im Menschen, insbesondere an jene im Leben mancher Heiligen berichtete völlige Willensumkehr. Wir halten aber solche Änderungen für außerordentlich selten, keinesfalls bei Lord Haldane, Sonnino, Bratianu und Wilson für gegeben. Wir vermuten, daß sie sich ebensowenig in ihrer Struktur geändert haben wie Eisenbeton.

Wie England leidet, ohne zu klagen

Ein Neutraler berichtet der „Vossischen Zeitung“ aus London:

Der Krieg scheint den einzigen Gesprächsstoff Londons zu bilden, wobei aus jedem Satz, wenigstens soweit er mir zu Ohren drang, helle Begeisterung spricht. Der Engländer, früher allem, was mit Krieg und Militär zusammenhing, unbedingt abhold, bringt jetzt auch der geringsten Kleinigkeit, die mit dem Völkerringen in Verbindung steht, das regste Interesse entgegen. Dabei sind diejenigen, die auf ein festes Einkommen angewiesen sind, wirklich sehr übel dran; denn die Gehälter sind in England während des Krieges im allgemeinen so gut wie nicht gestiegen. Dennoch scheinen alle, wenigstens nach ihren Äußerungen zu urteilen, ihr Los ergeben zu tragen. Ich habe keinen Londoner getroffen, der nicht betont hätte, er trage seine Last gern, sei zu weiteren Opfern bereit und habe nur das eine Ziel vor Augen: mitzuhelfen am schließlichen Siege. Er beißt die Zähne zusammen, ballt die Fäuste und ruft: „England muß siegen!“ Und dann hört man gewöhnlich im selben Atemzug — bezeichnend — die Worte: „Und nach dem Kriege werden wir einen Handelsaufschwung erleben, wie ihn England in seiner Geschichte noch nicht gesehen hat!“ Aus dieser Geschäfts-

stimmung heraus werden alle Opfer gebracht. Aus dieser Stimmung heraus wird dem Neu-
tralen, wo man ihn antrifft, als selbstverständlich hingestellt, daß England den Krieg gewin-
nen wird. Äußert der Neutrale Zweifel, wird er ausgelacht.

Aus dieser Stimmung heraus wird auch für die Wohltätigkeit unendlich viel geta
Fast jede Woche bringt ein Wohltätigkeitsfest der Theater, die dann immer vor ausverkaufte
Häusern spielen. Der Engländer betrachtet diese Wohltätigkeitsausgaben als eine Kapitals-
anlage. Ist der Krieg erst zu Ende, wird jeder schon sein Schäfchen ins trockene bringen, un
was heute für „gute Zwecke" ausgegeben wird, soll später mit Zinseszinsen zurückkommen

Bezeichnend ist, daß ich — der Neutrale — während meines ganzen Aufenthalts i
England nicht einen Menschen antraf, der den Wunsch nach Friedensverhandlunge
geäußert hätte. Daß dieser Wunsch überall vorhanden ist, daß die Sehnsucht nach einem rech
schnellen Frieden alle Herzen erfüllt, merkt man wohl deutlich genug. Aber ich glaube, de
Durchschnittsengländer würde sich eher die Zunge abbeißen, als in Gegenwart eines Neu-
tralen eine Silbe davon verlauten zu lassen. Ganz das Gegenteil ist der Fall.

Man muß unwillkürlich diese Haltung der Bevölkerung bewundern. Denn daß sie un-
möglich alles so empfinden kann, wie sie behauptet, liegt allzu klar auf der Hand. So zum
Beispiel, wenn der Londoner über den U-Boot-Krieg spricht. Er möchte ihn am liebsten
verlachen, aber — das Lachen klingt falsch. Die Lebensmittelfrage ist gar zu ernst, und
dieser Ernst wird von hoch und niedrig anerkannt. Und denen, die ihn durchaus nicht an-
erkennen wollen, drängt er sich gewaltsam auf. Die Brot- und Kartoffelfrage wird mit jedem
Tage gefährlicher. Man hat in England sehr wenig, an manchen Orten gar keinen Weizen.
Und noch schlimmer steht es um die Kartoffeln, deren Mangel schon an verschiedenen Orten
zu Unruhen geführt hat. Die Regierung versuchte sich dadurch zu helfen, daß sie große Mengen
irischer Kartoffeln beschlagnahmte und nach England schaffte. Aber diese Maßnahme hatte die
Wirkung eines Tropfen Wassers auf einen heißen Stein; im Handumdrehen war es wieder
beim alten, die Unzufriedenheit wieder so groß wie zuvor. Jetzt ist für alle Hotels und Restau-
rants in England ein strenges Kartoffelverbot erlassen worden; eine Maßnahme, von der man
sich namentlich in London recht wenig verspricht. Daß unter diesen Umständen Kartoffeln
gänzlich vom Markte verschwunden ist, ist wohl selbstverständlich.

Nicht besser verhält es sich mit dem Weizenmehl. Die alten Bestände sind durch das
feuchte Klima Englands sehr muffig geworden, und das aus diesem Mehl hergestellte Brot
ist zum größten Teil ungenießbar. So wurde in letzter Zeit fast das ganze Brot von der Be-
völkerung wieder an die Bäcker zurückgesandt. Diese hielten eine Versammlung ab, der es
aber nicht gelang, ein Mittel zur Besserung zu finden. Die Sache wurde schließlich so arg, daß es
am 16. Juni im Osten Londons zu Ausschreitungen kam. Ein ausgesprochener Aufstand wurde
nur mit größter Mühe verhindert. Abhilfe aber ist bis auf den heutigen Tag noch nicht gefunden.

Ich hatte unter anderen Gesprächen auch eine Unterredung mit einem sehr bekannten
englischen Diplomaten, einem Lord, dessen Namen ich nicht nennen kann. Der Diplo-
mat sagte wörtlich:

„Ich wünschte, wir könnten so munter über die letzten U-Boot-Resultate berichten,
wie über den Stand der Dinge an den verschiedenen Fronten. Denn es kann kein Zweifel be-
stehen, daß unsere Verluste zur See uns die schwersten Sorgen machen müssen. Ich glaube
zwar, daß das Treiben der deutschen U-Boote seinen Höhepunkt erreicht hat. Aber selbst in
diesem Falle können wir uns nicht schmeicheln, bisher irgendein wirksames Mittel gegen die
U-Boote gefunden zu haben. Sparsamkeit im Verbrauch von Lebensmitteln ist dringender
geboten denn je."

Und einmal, als es drei Tage hintereinander überhaupt kein Brot gab und das am vier-
ten Tage gelieferte so stockig war, daß man es nicht genießen konnte, sagte ein anderer eng-
lischer Diplomat:

„Wir bekommen sicherlich eine Hungersnot in Brot. Der Mangel an Brot ist stets das erste Zeichen der Hungersnot; dies haben auch die Deutschen erfahren. Ständig versenken die U-Boote mehr Schiffe und vermindern den Frachtraum, der doch einzig und allein zwischen uns und einer Brotnot steht. Ich hoffe, das Volk bleibt vernünftig und unterläßt den Schrei nach ‚mehr Brot', und gar noch zu billigeren Preisen. Denn sonst wirft es in dem Augenblick die Bremse fort, in dem es die furchtbare Bergspitze der Brotnot erreicht hat."

Nach all dem muß es überraschen, daß England keine Rationierung des Brotes eingeführt, sondern nur dauernd durch Redner, Presse und Verfügungen zur äußersten Sparsamkeit anfeuert. Das hat jedoch, wie mir von maßgebender Seite mitgeteilt wurde, seine besonderen Gründe. Auf den guten Eindruck im Ausland, als ob genügend Brot in England vorhanden sei, wenn die Bevölkerung nur sparsam damit umgehe, würde man herzlich gern verzichten, wenn man das Brot nur rationieren — könnte. Aber eine solche Einführung würde einen Skandal im Inland und einen für England im Ausland sehr ungünstigen Eindruck unvermeidlich machen. Denn erstens würden die Rationen pro Person und Tag lächerlich winzig ausfallen, und zweitens müßte die Regierung wenigstens diese kleinen Rationen regelmäßig täglich herbeischaffen. Und das könnte sie nicht versprechen; denn es gibt, wie gesagt, Tage, an denen in ganz England nicht ein Brot aufzutreiben ist.

Auf meiner Rückreise nach Holland, die ich von Hull aus antreten mußte, fiel mir auf, wie wenig Lebensmittel man den Seeleuten verabreichte. Die Bemannung erhielt pro Kopf nur einige Kartoffeln. Weiter absolut nichts; auch kein Brot. Vielmehr wurde den Leuten bedeutet, sich ihren Bedarf an Lebensmitteln in Holland zu verschaffen. Da aber die Bemannung mit Ausnahme des Kapitäns und Steuermannes die Schiffe nicht verlassen darf, muß irgendein Geheimschmuggel bestehen der diese Leute zu Englands Gunsten versorgt.

In den Fensterläden der Londoner Geschäfte fallen vor allem drei Dinge auf: die Preise der Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände sind enorm gestiegen; Obst ist fast unbezahlbar. Schuhwerk ist sehr teuer geworden. Und die Herrenkleider in den großen Konfektionsgeschäften bieten gar keine Auswahl; namentlich haben fast alle Kleider scheinbar dieselbe Farbe. Das bemerkt man auch im Straßenleben. Fast alle Zivilisten sind in Grau gekleidet, so eintönig, als ob sie Uniformen trügen. Die Damenkleidung ist weniger monoton, doch herrscht zweifellos das Trauerschwarz vor. Unter den Frauen der ärmeren Schichten herrscht vielfach große Not, da natürlich nicht alle Kriegerfrauen die schwere Arbeit in den Fabriken ertragen können. Anderseits kann man abends häufig sehen, wie nach Schluß der Munitionsfabriken Damen, die tagsüber dort gearbeitet haben, durch ihre Privatwagen abgeholt werden. Überhaupt ist die Anzahl von Damen der allerbesten Stände, die in den Munitionsfabriken arbeiten, nicht gering.

Tod dem Schlot!

In meinen Jünglingsjahren hab' ich einst, ergriffen von den beweglichen Schicksalen Ulrichs von Württemberg, den Blick vom Lichtenstein auf das nette liebe Nest Honau im Echatztale geworfen. Wie der aufgestellte Inhalt einer Spielschachtel lag's friedlich steil unter mir. Und als ich heuer desselbigen Weges gefahren kam, lagen die alten Häuser noch da, aber dazu viele neue, und breit und klobig quer über das Tal ein böser Fabrikkasten mit obligatem Schlot.

Ein Beispiel für tausend. Aber jedes neue, das sich uns zeigt, ruft die wehmütige Erinnerung wach an das vergangene Bild, und nicht nur wehmütige Erinnerung, sondern ein Aufbäumen, ob denn das so sein müsse und dürfe und immer so weitergehen, bis ein schönes Stadtbild nach dem andern, ein friedliches Tal nach dem andern rücksichtslos verschandelt ist.

Doch was hilft's, sich zornmütigen Gefühlen untätig hinzugeben? Wir wollen lieber „schaffen und bauen“. Sinnen und werben, ob dem Fortschreiten des Übels nicht Einhalt geboten oder — schüchtern sei's gesagt — vielleicht gar eine Beseitigung manches jetzt bestehenden schlimmen Greuels erreicht werden kann. Und im träumerischen Schauen mag sich ein Bild fernerer Zukunft vor uns auftun, und wir wollen freudig einmal ein bißchen im Traumlande wandeln in seliger Hoffnung, daß sich das Bild verwirklichen möchte wie schon manches andere, das ehedem nur ein ungreifbar ferner Zukunftstraum geschienen hatte.

Der Fabrikbau an sich ist noch nicht das Schlimmste des Schlimmen, und schon haben wir manches erfreuliche Beispiel dafür, wie ein solcher Bau befriedigend wirken kann, ja sogar wie die spröde Aufgabe gelöst werden kann, in eine große oder liebliche Landschaft oder in ein schönes Stadtbild eine Fabrikanlage — vielleicht gar einen Sägdachbau — hineinzusetzen, ohne den Reiz der Umgebung erbarmungslos zu vernichten. Aber noch scheint uns untrennbar mit der Fabrikanlage verbunden das Wahrzeichen der Industrie, der schlank hochaufstrebende Schlot. Und ihn klage ich an, daß er unbarmherzig die Schönheit des Land- oder Stadtbildes zerstört; vernichtet, was der Fabrikbau nur stört, und auch dem sonst gut geschaffenen Gebäude den Stempel des Häßlichen aufdrückt. Der Lobgesang auf die Schönheit des Zweckmäßigen kann meinetwegen gelten für die Kraftmaschine, für das Fahrrad und schließlich für die eiserne Brücke, aber der Schlot bleibt häßlich, und möchte er für eine billige Luftstromerzeugung auch noch so vorzüglich sein. Wer hätte das nicht schon gefühlt! Fabrikherren und Baumeister haben drum manchen Lösungsversuch gewagt. Ich weiß einen Schlot, der in steiler Höhe einen Ausbau gotischen Zinnenwerks trägt. Ein Prachtbeispiel blühendsten Ungeschmacks! Andere verkleiden den Schlot und bauen einen Aussichtsturm oder sonst so was drum rum. Aber wenn dann der Aussichtsturm qualmt und stinkt, fühlt man Absicht und man wird verstimmt. Also wenn es sich schon nicht ohne den Schlot machen ließe, dann gewiß lieber das ehrliche offene Gebilde, wenn es auch gegenüber der wuchtigen Masse des Fabrikbaues bleistiftartig dünn endlos in die Luft ragt.

Aber muß es für immer beim Schlote bleiben?

Schon hat uns der Fortschritt eine Einrichtung beschert, die die immer höher ansteigenden Fabrikkamine einstutzt auf zwei Fünftel ihrer früheren Höhe. Es sind die Rauchabzugrohre der Feuerungen mit künstlichem Luftzug. Freilich auch bei ihrer Gestaltung war es nicht der gute Geschmack, der Gevatter gestanden hat. Das blecherne Ding stört uns empfindlich durch seine Form. Denn während der landläufige Schlot von der breiteren Grundlage sich nach oben verjüngt, weitet sich dort das dünne Rauchabzugsrohr von unten nach oben, eine empfindliche Störung unseres Sinnes für Standfestigkeit. Aber immerhin, dieser Mangel läßt sich leicht verkleiden, und bei einer Gestaltung des Rauchabzugskamins, wie sie uns z. B. die Anlage der Deutschen Werkstätten in Hellerau zeigt, oder wie ich sie kürzlich bei der Kesselanlage einer eben im Entstehen begriffenen Heil- und Pflegeanstalt, einer wahren Irrenstadt, gesehen habe, sind wir der Lösung der Aufgabe schon nähergerückt, daß der Schlot von seiner ragenden Höhe in sich zusammensinke und schließlich verschwinde.

Doch der Traum bleibt nicht stehen bei dem Erreichten. Auch der Schlot von mäßiger Höhe bleibt, was er ist und überragt den Bau, zu dem er gehört, immer noch viel zu sehr, als daß der Eindruck ausgeglichener Zusammengehörigkeit entstehen könnte. Und gar bleibt auch bei ihm das Übel, daß er die häßlichen Rauchwolken in die Lüfte sendet; ja nach dieser Richtung ist der niedrigere Schlot sogar noch im Nachteil gegenüber dem hohen, da dort bei dem Austritt in größerer Höhe die Belästigung und mancherlei Gefährdung durch den Rauch geringer ist.

Doch unser Traumbild zeigt weder Schlot noch Rauch. Ich denke hiebei nicht an die da und dort von Kraftwerken durch Kraftübertragung betriebenen Einzelanlagen; denn hier ist die Schwierigkeit nur um ein Stück zurückgeschoben, auf jenen einen Mittelpunkt, das

Kraftwerk, zusammengedrängt, und die Frage der Luftzugerzeugung und der Entwicklung und Abführung von Rauch ist nun für dieses Kraftwerk zu lösen.

Ausführbar ist nun ohne Zweifel eine Dampfkraftanlage, die auf den Schlot verzichtet und keinen Rauchausstoß kennt. Fragt sich nur, ob sie wirtschaftlich arbeitet. Der Schlot hat die Aufgabe, den nötigen Luftzug für die Kesselfeuerung zu erzeugen. Dasselbe erreichen wir aber auch durch ein Gebläse, sei es, daß an der Feuerstätte die Luft eingepreßt, oder daß sie an der Abzugstelle abgesogen wird. Der Betrieb des Gebläses erfordert Kraft, kostet also Geld, während der Schlot — scheinbar — seine Arbeit umsonst gibt. Freilich nur scheinbar; aber dieser Schein ist es, der unser sonst so fortschrittlich gesinntes Großgewerbe am Hergebrachten zäh festhalten läßt. Aber ist nicht der Schlot ein Bauwerk, das an sich schon nicht billig kommt, und dazu ist die Wärme der verbraucht abziehenden Rauchgase eine Quelle ständigen Verlustes. Eigentlich liegt doch die Überlegung sehr nahe, daß im einen wie im andern Falle, beim natürlichen wie beim künstlichen Zug, die Kraft, die die Heizluft bewegt, die gleiche sein muß, und daß diese Kraft nie aus dem Nichts gewonnen werden kann, sondern bezahlt werden muß. Hier wie dort. Nimmt man dazu, daß bei der natürlichen Zugluftanlage die erforderliche Weite und Höhe des Schlots nicht errechnet, und die auf Erfahrung gegründeten Maße selten genau richtig getroffen werden können, überdies aber der Unbestand der Witterung (Luftwärme, Windstärke, Windrichtung) einen ewigen Wechsel des Luftzugs mit sich bringt — so scheint dem künstlichen Luftzug ohne weiteres der Vorzug sicher, da seine Stärke jederzeit auf die einfachste Art geregelt und eine vollkommene Gleichmäßigkeit des Luftzugs, dazu höchste Wärmeausnutzung der Abgase erreicht werden kann, also die wirtschaftlichste Verwertung des Heizstoffs.

Aber noch bleibt uns der Ausstoß der Rauchgase, und solange ist unser Traumbild unvollkommen. Doch auch den Rauch zu beseitigen haben wir schon gelernt. Wir leiten ihn ganz einfach durch eine Waschkammer. Wir brauchen uns ja nicht darauf zu versteifen, daß alle aus dem Heizvorgange mitgeführten Abgase abgeschieden und niedergeschlagen werden müßten. Denn wenn wir dem Rauche die gröberen Bestandteile — den Ruß, die Flugasche — entziehen und überdies einen erheblichen Teil, sagen wir einmal 3/4, der gasigen Verunreinigungen der Heizluft, so ist das dann noch verbleibende Gasgemisch harmlos und unschädlich geworden. Bei der erreichten Farblosigkeit ist es den Blicken entzogen, und auch nach seiner chemischen Beschaffenheit ist es nicht mehr wie heute schädlich für Mensch und Tier, für Pflanzen, Stein und Metalle.

Aber wieder erhebt sich bang eine Frage: Verträgt sich das Auswaschen der Abgase mit der Forderung der Wirtschaftlichkeit? Wird ein Mann des Großgewerbes in selbstloser Hochgesinnung jenes einzige tun, das uns in allem vorwärts bringt: durch Versuche ergründen, ob und inwieweit sich unser Traum verwirklichen läßt, und wie viele Tausendstel des Geschäftsgewinns dem Ziele einer Schlot- und Rauchlosigkeit der Fabrikanlagen geopfert werden müßten — oder auch, wie wir zugunsten unseres Traumbildes einmal mutig hoffen wollen: um wie viele Tausendstel sich gar der Geschäftsgewinn durch den künstlichen Luftzug erhöhen ließe, auch wenn sich die Abgaswäsche mit ihm verbände? Leben wir doch in einer Zeit, die auch sonst den ehemals lästigen Abfällen mancherlei Art Nutzen abzugewinnen und durch geschickte Kreislaufverfahren mit den Hilfsstoffen hierzu zu sparen versteht.

Hie und da geschehen Zeichen und Wunder. Warum sollte sich also nicht auch einer unserer kühlen Rechner durch die Schönheit des Traumbilds begeistern lassen zur Anstellung des geschilderten Versuches? Nicht mit kaltem Zweifelgeist, sondern mit dem fröhlichen Glauben an das Ziel, fest entschlossen, Hindernisse und Zweifel und Spottreden erst gelten zu lassen, wenn die Versuche mit Sicherheit die Unerreichbarkeit des Zieles gezeigt haben würden. So etwa wie Zeppelin sein Ziel geschaut, gesucht und erreicht hat.

Heimat, Natur, Schönheit muß ein Gut sein für uns Erdenbürger alle. Nicht soll der einzelne bauen und qualmen dürfen, wie es ihm paßt und er am meisten Geld spart — möchten

andere die Kosten zahlen an Gesundheit, Vermögen und Lebensfreude. Wer nicht den Glauben an unsere Zukunft aufgeben will, der mag sich im Traum hineinversetzt fühlen in eine kommende Zeit, bei der mit dem Begriff der Fabrikanlage nicht mehr unlösbar verknüpft ist die Verschandelung des Bachlaufs, die Verunreinigung des Wassers und die Ertötung alles Lebens in ihm; nicht mehr die Beleidigung des Auges durch den frech und stimmungmordend in die Natur hineingesetzten Arbeitskasten, und durch sein zum Himmel starrendes, qualmendes, stinkendes, dürres Schlotgebilde; nicht mehr die Verstänkerung der Luft mit ihrer Schädlichkeit für all die umgebende Welt! **Kurt Arven**



„Heldenhaine“, Schutzwald und Waldgärten

Die Anregung, Heldenhaine anzupflanzen, hat bei Führern unseres Volkes und in diesem selbst zustimmenden Widerhall gefunden. Über die Art der Ausführung sind allerdings die Anschauungen geteilt. Es werden sich aber aus gemeinsamer Arbeit der Berufenen Richtlinien gewinnen lassen, die eine schöne und zweckmäßige Ausgestaltung unter den verschiedenartigen Verhältnissen gewährleisten. Bei ungeeigneter Ausführung kann ein Hain trotz seiner lebenden Eichensäulen als Denkmal unwirksam und tot sein. Das deutsche Volk sollte aber nach dem Kriege nichts schaffen, am wenigsten ein Kriegsdenkmal, dem nicht lebendige Kraft innewohnt und entstrahlt.

Es sollen nun hier zwei Anregungen geboten werden, die geeignet scheinen, die lebendige Wirkung solcher Haine zu steigern und ihre Anlegung volkswirtschaftlich zu rechtfertigen und zu erleichtern.

Viele Gemeinden Deutschlands leiden an Waldmangel. Der Einfluß des Waldes auf das Klima ist ja in manchen Beziehungen streitig. Unstreitig ist aber, daß er bei geeigneter Lage als Windmantel Menschen und Kulturland vor unangenehmen und schädlichen Bodenwinden schützt.

Andererseits ermöglicht ein n a h e r Forstbestand den täglichen Aufenthalt im Walde: ein großer gesundheitlicher Gewinn. Man empfindet ja nun wohl in waldarmen Gemeinden den Mangel an Wald, kommt aber meist über bedauerndes Klagen nicht hinaus. Wald begründet wurde bisher fast nur da, wo gewaltige Naturereignisse, wie Lawinen, dazu zwangen, oder wo geringste Böden nur durch Pflanzung genügsamer Waldbäume nutzbar gemacht werden konnten.

Die Anregung, Heldenhaine zu begründen, läßt sich nun vielleicht z u e i n e m A n t r i e b e a u s w e r t e n, t a t k r ä f t i g e, s c h ö p f e r i s c h e W a l d p o l i t i k z u t r e i b e n. Waldarme Gemeinden brauchten nur darüber aufgeklärt zu werden, daß sie mit der Errichtung eines würdigen Denkmals für ihre gefallenen Helden fast kostenlos die Schaffung eines Schutzwaldes und Kurparkes verbinden können, wenn sie nur den Hain der Ortschaft a n d e r r i c h t i g e n S t e l l e vorlagern und ihn zweckentsprechend einrichten. Es wird so auch in kleinen Verhältnissen Wirkungsvolles geschaffen werden können. —

Oft wird es ja nun nicht leicht sein, das zur Waldbegründung nötige Gelände zu erlangen. Der Grund und Boden an der Weichbildgrenze kann meist durch Acker- oder Gartenbau vorteilhafter ausgenutzt werden, als durch Waldbau. Jedes Geviertmeter deutschen Bodens muß aber so wirtschaftlich als möglich genutzt werden; das hat uns der Krieg bitter fühlbar gelehrt. Die Ausnutzung der Haine zur Klimaverbesserung und als Waldpark kann ja ihre Anlegung trotz Minderung des Bodenertrages volkswirtschaftlich oft ebenso rechtfertigen, wie die Anlegung öffentlicher, finanziell ganz ertragloser Spielplätze gerechtfertigt ist. Außerdem kann der Schutz vor Bodenwinden die Fruchtbarkeit der Ackerkrume unter Umständen sogar so heben,

daß die Ernteerträge, trotz der Verkleinerung der Ackerfläche, nicht wesentlich geringer sind, als vor der Haingründung. Der Ertrag der Haine selbst läßt sich aber für die Volkswirtschaft und die Eigentümer da noch wesentlich steigern, wo die zweite, in der Überschrift angedeutete Anregung beachtet werden kann, in und an den Hainen Waldgärten einzurichten. Waldgärten sind neuartige Schrebergärten. In dem von mir verwalteten Herzogl. Anhaltischen Forstreviere Dessau liegen in der Muldaue Eichenhochwaldbestände, Wiesen mit einzelnen alten Eichen, gemischte Nadelholzdickungen und Obstbaumpflanzungen in geschichtlich gewordenem oder wirtschaftlich und forstästhetisch gewolltem Gemenge. Vor einem Jahrzehnt wurden die damals 15jährigen Obstbaumpflanzungen zu Schrebergärten verpachtet. Die Wiesen mit alten Eichen, die Hochwaldbestände und Nadelholzdickungen in ihrer Nähe wurden in die Gesamtanlage einbezogen und ebenfalls zu Gärten eingeteilt. Es wurde vermutet, daß auch solche Gärten mit Waldbäumen Liebhaber finden würden. Die Vermutung bestätigte sich. Die Waldgärten begegneten reger Nachfrage. Meist konnten sie noch mit einem Stück Gemüse- oder Obstgarten an der Sonnenseite ausgestattet werden. Diese gemischten Gärten waren die gesuchtesten. Das Pachtgebot betrug, nach Abzug der Kosten für die Einhegung und Wasserversorgung, das Mehrfache des forstlichen und landwirtschaftlichen Durchschnittsertrages. Nach dem Kriege wird es ja Erholungsbedürftige in allen Berufen genug geben, die für eine nahe Erholungsstätte im oder am Walde gern eine angemessene Pacht zahlen; ist diese Pachtung doch unter allen Umständen die billigste und vielleicht nicht die unwirksamste Kur. Jetzt kennt nur der Wald- oder Jagdbesitzer die Herrlichkeit des Aufenthaltes im Waldblockhaus; sie kann leicht auch zahlreichen anderen Deutschen zugänglich gemacht werden.

Werden also in und an den Heldenhainen derartige Waldgärten mit anschließenden Obst- und Gemüsegärtchen eingerichtet, so verzinsen sich die Kosten der Gesamtanlage angemessen, und für die Volkswirtschaft werden auf der Fläche infolge der wetteifernden Mitarbeit zahlreicher Pächter nicht geringere Werte erzeugt, als vorher bei der Beackerung durch wenige Landwirte.

Außerdem aber würden solche Haine den Gemeinden Gelegenheit geben, auch ihren lebenden Helden einen Teil der Dankesschuld abzutragen. Die Ansiedlung aller Krieger in Kriegerheimen läßt sich nicht durchführen. Es wird mancher Krieger auch künftig noch im Miethause wohnen wollen und müssen. Vielfach wird da die Zuweisung eines Waldgartens einen gewissen Ausgleich schaffen können. Gemeinnützige Gesellschaften für Kriegerheimstätten werden den Wert solcher Kriegerwaldgärten für die seelische und körperliche Gesundung erkennen und gerne zu den Kosten beitragen.

Wenn die Gärten allerdings dauernd ihre Anziehungskraft behalten sollen, so darf sich die Verwaltung nicht darauf beschränken, einmal auf dem Reißbrette und in der Natur kleine Rechtecke abzustecken, sie einzuhegen und zu verpachten. Sie muß vielmehr die Gesamtanlage als ein einheitliches, organisches Ganze vom forstästhetischen Gesichtspunkte aus entwerfen und während der ganzen Pachtdauer entwickeln. Alle neuen Linien und Farben müssen dem Naturbilde harmonisch eingeordnet werden. Die hiesigen Gärten haben in einem Jahrzehnte noch nichts von ihrer Anziehungskraft verloren. Die Grundsätze bei ihrer Einrichtung scheinen sich also zu bewähren. Die Gartengrenzen sind nicht in schematisch gleichen Abständen festgelegt, sondern schmiegen sich, wie die Wege, den Bestandesverhältnissen und dem Gelände an. Die Gärten sind also nicht gleich gestaltet und nicht gleich groß. Ihre Größe beträgt durchschnittlich 400 qm. Die übliche Größe der Schrebergärten, 200 qm, erschien zu klein; solch schmale Gärtchen können zu leicht von allen Seiten eingesehen werden und bieten nicht den Raum zu einigermaßen wirtschaftlicher Verbindung von Obst- und Gemüsebau und zu Fruchtwechsel. Große pachtfreie Plätze inner- und außerhalb der Gesamteinfriedigung, mit Waldbäumen und Vogelschutzgehölzen bepflanzt, werden von der Verwaltung auf ihre Kosten parkartig bewirtschaftet. Sie geben auch den Obst- und Gemüsegärten der Gesamtanlage einen

landschaftlich reizvollen Rahmen. Die Anpflanzungen werden in angemessenen Zeitabschnitten unterbaut und verjüngt, um sie dauernd in der ersten grünen Jugend zu erhalten, und um die Sonneneinwirkung auf die Gärten nicht zu beeinträchtigen. Die Entwürfe zu Lauben müssen sämtlich der Verwaltung vor dem Aufbau zur Prüfung vorgelegt werden. Die Lauben können ganz einfach sein. Häßliches aber wird nicht zugelassen. Die Traulichkeit der Gärten leidet nicht darunter, daß der zigeunerhafte Anstrich mancher Laubenkolonien fehlt.

Diese Verwaltungsgrundsätze hatten hier von vornherein zur Folge, daß auch Mitglieder der wohlhabenderen Gesellschaftskreise pachteten, so daß hier bereits seit einem Jahrzehnt alle Arten von Gartenfreunden, arm und reich, einfach und hochgebildet, friedlich nebeneinander hausen. Auf die ausgleichende Wirkung eines solchen Neben- und Miteinanderarbeitens aller Gesellschaftskreise in der Natur braucht nach den jetzigen Schützengrabenerfahrungen nicht näher eingegangen zu werden.

Dicht neben den Waldgärten ist hier ein 9 Morgen großer Teich künstlich angelegt, daran eine Schwimmanstalt mit Luftbad. Aus dem Kriege bringen unsere Krieger vielfach angegriffene Nerven zurück. Es gibt aber kein besseres Erholungsmittel für die Nerven als „Baden des Körpers in der Luft". Waldgärten mit einer gemeinsamen Luftbadeeinrichtung mitten im Walde wären der beste Heldenhain für unsere lebenden Helden.

Natürlich können solche Waldgärten auch in geeigneten Beständen vorhandener Wirtschaftsforsten, auch in weiterer Entfernung von der Stadt, eingerichtet werden. Schaden erwächst dem Walde bei geeignetem Vorgehen hieraus nicht. Im Gegenteil. Die Ausweisung bestimmter geeigneter Waldesteile zum Aufenthalte für die Waldfreunde nützt ihm. Die Jagdreviere werden entlastet. Die Gartenpächter — es kommen nur zuverlässige Personen in Frage — helfen den Wald gegen Frevel schützen. Die natürliche Waldpolizei gegen schädliche Insekten, unsere Singvögel, finden in den Waldgärten günstigste Entwicklungsmöglichkeiten. Die umhegten und mit Wasser versorgten Gärten können ohne erhebliche Kosten zu Vogelschutzanlagen eingerichtet werden, die den Vorschriften des Altmeisters v. Berlepsch völlig entsprechen. Der Erfolg war hier überraschend groß; in den Gärten und den angrenzenden Waldteilen nisteten bald in großer Zahl Höhlen- und Freibrüter, die sonst in der Gegend gar nicht oder nur als seltene Gäste zu sehen waren. Schon allein diese Möglichkeit der Verwertung als Vogelschutzstätten empfiehlt die Einrichtung der Waldgärten.

Selbstverständlich können nur geeignet gelegene und geeignet bestandene Waldesteile für die Gartenanlage in Frage kommen. Die planmäßige Bewirtschaftung der Forsten darf nicht beeinträchtigt werden.

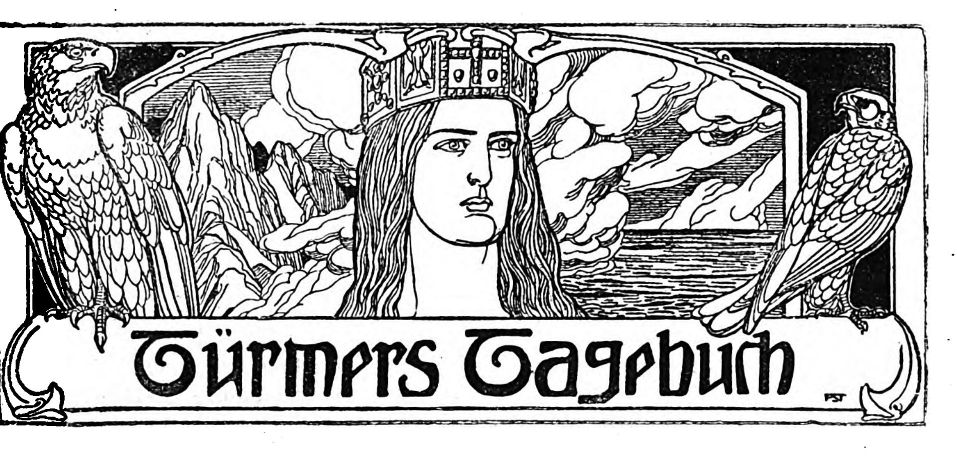
Meine Anregungen gehen also dahin, die Heldenhaine und geeignete andere Waldbestände, unbeschadet ihres Hauptzweckes, so einzurichten, daß sie den lebenden Helden und der Allgemeinheit alle Segnungen und Freuden gewähren, die der Wald bei zweckmäßigster Ausnutzung bieten kann.

Die Bilder veranschaulichen Teile der hiesigen Waldgärten. Hoffentlich wecken sie in vielen deutschen Herzen den Wunsch, einen ähnlichen Garten zu besitzen, und bei Berufenen den Entschluß, einen Versuch mit ihrer Einführung zu machen.

Die vielleicht auch noch anders zu gestaltende Verbindung des Waldes mit Kleingartenanlagen kann deren Anziehungskraft wesentlich steigern und eine wirksame Handhabe werden, unser Volk in allen seinen Schichten auch nach dem Kriege in inniger Fühlung mit der Natur und dadurch gesund und kraftvoll zu erhalten.

Forstmeister Dietrich





Der Krieg

Wir Deutschen haben — auch unsere Feinde leugnen es nicht — keinen Mangel an guten Gedanken. Wir nennen uns ja nicht nur das Volk der Dichter, sondern auch der Denker. Darunter „denkt“ man sich bei uns aber meist einen stillen, fleißigen, grübelnden Forscher, einen „Professor“, am liebsten Philosophen, in seiner Gelehrtenklause. — Auch einen Mann, der sein Denken in den Dienst der selbstherrlichen Entwicklung seines Volkes, der praktischen völkischen Politik stellt —?

Darum sind unsere Gedanken nicht die Gedanken der anderen. Wir denken uns z. B., nach diesem Kriege werde ein Friede kommen, der uns zum mindesten für die nächsten Jahrzehnte „freie Entwicklung“, Wiederanknüpfung an den „Status quo ante“ gewähren müßte. Alle würden nach dem Kriegswahn so ernüchtert, so abgeschreckt und abgeklärt, so in sich gekehrt sein, daß sie keinen Gedanken an weitere Kriegsziele übrig haben könnten. Aber das wäre nur wieder das alte verhängnisvolle *Urteilen von sich auf andere*. England (und nicht nur England) denkt eben ganz anders. Wie es den Krieg von langer Hand vorbereitet hat, ganz kühl, ganz kaufmännisch-rechnerisch, so hat es auch schon alle Vorsorge getroffen, den Krieg nach Friedensschluß erst recht für sich nutzbar zu machen. Das ist eben die tiefe, von den allermeisten Deutschen in ihrer politisch-völkischen Harmlosigkeit und Instinktlosigkeit nicht entfernt geahnte Kluft zwischen englischer und deutscher Art zu denken. England hat sich schon lange vor Friedensschluß, mitten im Kriege, Wege gebahnt und Stützpunkte gesichert, *Tatsachen geschaffen*, wo wir in unserem spießbürgerlichen Kleinmut, unserer politischen Grünkramhändlerrechnung, trotz unvergleichlicher und fest verankerter Waffenerfolge, uns nicht getrauten, politisch auch nur einem von den vielen Banditen ein Härchen zu krümmen, die sich zusammengetan hatten, uns meuchlings zu ermorden und, als das nicht gelingen wollte, kalten Blutes mit der Hungerfaust zu erwürgen.

Jetzt setzt sich England auch noch in der *Ostsee* fest. Begreift man wohl, was das für uns bedeutet? Man stelle sich doch einmal vor: bei Kriegsbeginn hätte die Ostsee, damit aber auch Schweden, schon unter englischer Herrschaft gestanden. Wären

wir dann nicht schon von Anfang an verloren gewesen, unsere Flotte nicht nichtet worden, das Deutsche Reich zerstört und verwüstet, unter eine Knechtsch gejocht, schlimmer denn unter den Mordbrennern Ludwigs XIV. und Napoleon

„England“, schreibt Dr. F. Lexa-Petersburg (z. Z. Berlin) in der „Deutsch Tageszeitung“, „begnügt sich keineswegs damit, sich eine wirtschaftliche Stell in Rußland zu schaffen. Vielmehr arbeitet es planmäßig auf sehr viel we ausschauende Ziele hin, Ziele, die bisher teils gar nicht, teils in ungenügend Maße in der Öffentlichkeit zur Besprechung gelangt sind.

Kaum war nach der Revolution der ärgste Zensurdruck von der Pr genommen, als finnländische Blätter den Versuch machten, einen Teil der e lischen Pläne zu enthüllen. Sie meldeten, daß in Petersburg Verhandlung stattfänden, deren Gegenstand die Auslieferung der Alands- sowie einiger ande strategisch wichtiger finnländischer Inseln an England bilde. Sie protestieren das heftigste gegen ein solches Vorgehen der russischen Regierung, die eben Finnlands Rechte anerkannt habe und nun ungesäumt daran gehe, finnländisch Gebiet an eine ausländische Macht zu verschachern.

Selbstverständlich blieb eine amtliche Ableugnung nicht aus. Aber es bezeichnend, daß sie nicht sofort, sondern erst etwa 14 Tage nach dem Erschein jener Meldungen erfolgte. Außerdem aber war sie recht verschwommen halten und mußte so verstanden werden, als hätte die zarische Regierung sprechende Verhandlungen tatsächlich geführt. Daß England derartige Erwe bungen im Auge gehabt, wurde jedenfalls nicht bestritten.

Ein ähnliches Dementi erfolgte, als die Presse sich des schon längst Mund zu Munde gehenden Gerüchtes bemächtigte, England habe ein Auge a die russischen Ostseehäfen, insbesondere auf Reval, geworfen und bea sichtige, sie zu pachten oder in Pfand zu nehmen. Und gleichzeitig erging an d Blätter ein Rundschreiben der Militärzensur, in dem ihnen vorgehalten wurd es widerspreche dem Anstande, derartige Nachrichten zu bringen, die geeign seien, das Vertrauen des Volkes zu einem Bundesgenossen zu untergraben. De halb untersagte die Zensur für die Zukunft ihre Wiedergabe.

Nun ist es in Rußland jedermann bekannt, daß die Kriegszensu unter englischer Leitung steht und es daher in höherem Grade für ihre Au gabe hält, englische Interessen zu wahren, als russische. Das ist sel für den Uneingeweihten wiederholt augenfällig darin zutage getreten, daß a den Reden deutscher und österreichischer Staatsmänner, die sich gleichzeitig geg England und Rußland wandten, wohl die Sätze zur Veröffentlichung zugelasse wurden, die dieses, nicht aber jenes betrafen.

Das neue Verbot machte es der finnländischen und sonstigen Presse u möglich, die englischen Pläne offen zu bekämpfen. Aber in Finnland gilt es f eine feststehende Tatsache, daß England sich der Aalandsinseln berei bemächtigt hat. Und niemand glaubt, daß es sich mit ihrem Besitz nur für d Dauer des Krieges begnügen wird.

Kommt man nun in die Ostseeprovinzen und knüpft dort Beziehunge zu den Ortseingesessenen an, so erfährt man Dinge, die geeignet sind, die in Fin

and in dieser Richtung empfangenen Eindrücke noch wesentlich zu verstärken. Wer aber nicht absichtlich die Augen schließt, muß erkennen, daß England Pläne chmiedet, deren Ausführung für alle Ostseemächte eine schwere Gefahr bedeuten würde, deren Verhinderung für sie alle eine Lebensfrage ist.

Man vergegenwärtige sich die Karte der Ostsee. Dem Rigaschen Meerbusen ist die Insel Ösel vorgelagert. Diese läuft nach Südwesten in eine schmale Landzunge, Sworbe genannt, aus. Die äußerste Spitze dieser Landzunge befindet sich dem Kap Domesnäs, in welches wiederum Kurland ausläuft, gegenüber.

Auf diese Landzunge nun hat England ein Auge geworfen. Seit dem Januar dieses Jahres finden dort Vermessungsarbeiten statt, die von englischen Seeoffizieren und Ingenieuren geleitet werden. Den Einwohnern gegenüber sind gelegentlich Äußerungen gefallen, aus denen hervorgeht, daß eine Enteignung der ganzen Landzunge geplant wird. Und es hat ich das Gerücht verbreitet, daß das zu dem Zweck geschehen solle, um dort eine riesige Seefestung zu erbauen.

Das klingt außerordentlich wahrscheinlich. Denn wozu sonst eine Enteignung stattfinden sollte, ist nicht einzusehen. Von Siedelungsplänen kann dort nicht die Rede sein. Das wäre an sich nicht glaubhaft und scheint vollends ausgeschlossen, wenn man den Versicherungen von Kennern der Verhältnisse Glauben schenkt, daß gerade die Sworbe den schlechtesten und steinigsten Boden hat, der überhaupt in den Ostseeprovinzen zu finden ist. Auch wäre ja an eine Besetzung dieses Gebiets etwa mit russischen Bauern an Stelle der jetzt dort hausenden Deutschen und Esten gerade England in keiner Weise interessiert.

Andererseits ist klar, daß ein in englischer Hand befindlicher Festungsrayon gerade dort von überragender Bedeutung wäre. Ohne jede Übertreibung könnte und müßte man von einem Ostsee-Gibraltar reden. Man bedenke, daß die Irbener Meerenge zwischen Domesnäs und der Sworbe die einzige Durchfahrt in den Rigaer Meerbusen darstellt, da die Sunde, die die Insel im Osten vom Festlande trennen, für Schiffe von größerem Tiefgange nicht passierbar sind. Der gesamte Handel von Riga, Hainasch, Pernau und Arensburg wäre damit in die Hand der Engländer gegeben. Außerdem wäre Kurland ständig bedroht. Denn die nur etwa 30 Kilometer breite Meerenge, die dieses von der Sworbe trennt, bildete selbstverständlich kein Hindernis für eine Landung. Endlich aber würde eine solche Festung in englischen Händen eine Bedrohung auch der gesamten übrigen Fläche der Ostsee bedeuten. Es kommt noch hinzu, daß die Engländer an der Nordwestküste Ösels bereits Fuß gefaßt haben. Dort befand sich beim Ausbruch des Krieges auf einer Halbinsel, Papenholm genannt, eine russische Wasserfliegerstation, die nur schwach befestigt und mit einigen wenigen Flugzeugen ausgerüstet war. Jetzt ist sie ausgebaut, mit Geschützen und zahlreicher Besatzung, wahrscheinlich auch mit der entsprechenden Menge von Flugzeugen versehen. Aber sie befindet sich nicht mehr unter russischem, sondern unter englischem Kommando.

Wäre es unter solchen Umständen nicht geradezu erstaunlich, wenn England nicht auf den Gedanken verfallen wäre, auf der Sworbe eine Seefestung

zu erbauen und sie sich anzueignen, um so mehr, als diese Aneignung jetzt so b
quem unter der Maske einer Hilfeleistung an den Bundesgenossen vor sich geh
kann? Wer wird es hernach zwingen, diesen Besitz wieder aufzugeben, der e
ganzes Meer unter seine Herrschaft bringt?

Selbst bei kurzem Aufenthalt in den Ostseeprovinzen kann man in all
Kreisen der Bevölkerung, gleichviel ob man sich unter Balten oder unter Lett
und Esten bewegt, noch manches über englische Pläne und Anschläge hören. S
ist es ein offenes Geheimnis, daß die englische Gesandtschaft in Stoc
holm rege Beziehungen zu führenden Esten angeknüpft hat und ihne
auf jegliche Weise die Erstreckung der englischen Herrschaft auf die Ostseepr
vinzen verlockend zu machen sucht. Andererseits wieder werden nicht wenig
Fälle angeführt, in denen englische Kapitalisten durch Strohmänne
Grundbesitz in der Nähe strategisch oder handelspolitisch wichtig
Punkte angeknüpft haben. Kurz, jeder Unbefangene muß den Eindruck em
fangen, daß hier weitausschauende Pläne ihrer Verwirklichung entgegenreife

Diese Pläne laufen auf nichts Geringeres hinaus, als auf eine Eroberun
der Ostsee, des einzigen Meeres, das England bisher nicht untertan
war. Von strategischen Gesichtspunkten abgesehen, wäre das allein hande
politisch lohnend in hohem Grade. Betrug doch schon im Jahre 1911 die englisch
Einfuhr nach Riga und Reval 223 Millionen Mark, die deutsche 192, während di
Ausfuhr sich auf 175 und 89 Millionen belief. Wenn nun die Ostsee auf die ge
plante Art in englische Gewalt gebracht würde, was würde da noch der Au
schließung des deutschen Handels im Wege stehen? Und dürfte dann nicht au
darauf gehofft werden, daß es mit der Zeit gelingen wird, den sonstigen Hande
der in Einfuhr und Ausfuhr zusammen 274 Millionen erreicht, an sich zu reiße

Wahrlich, Kurzsichtigkeit und Kleinlichkeit haftet den englischen Plänen nic
an! Und welchen englischen Staatsmann wird es stören, daß sie Verrat am Bunde
genossen bedeuten?

Hoch an der Zeit ist es, daß die Ostseemächte, und allen voran Deutschland
diesen Vorgängen ihre Aufmerksamkeit zuwenden."

Mit Recht bemerkt Graf Reventlow, daß diese englischen „Pläne" gerad
angesichts des jetzigen russischen Zustandes und seiner Perspektiven für die Zu
kunft nicht genug beachtet und beobachtet werden können: „Natürlich könn
man hiergegen den Einwand erheben, daß solche britische Festsetzungen an strat
gisch beherrschenden Punkten der Ostsee erst durch Sieg unserer Feinde Verwirk
lichung finden würden und für uns gegenstandslos seien, weil unsere Feinde eb
nicht siegen würden. Geht man zunächst nur auf diesen Einwand ein, so sehen di
Dinge doch anders aus. Gesetzt, es würde der Scheidemannsche Verzichts- un
‚Verständigungs'frieden geschlossen, so wäre die Möglichkeit durchaus denkba
ja man könnte sie als eine sichere Wahrscheinlichkeit bezeichnen, daß Großbritannie
sich auf dem Wege der ‚Verständigung' von der jeweiligen russischen Regierun
die Südspitze der Insel Ösel oder geeignete Punkte der Aalandgruppe oder noc
andere Punkte der russischen Küste, auch der Nordküste abtreten oder verpachte
ließe oder in irgendeiner anderen Form an sich brächte. Nach dem Scheideman

schen Prinzip militärischer, politischer und wirtschaftlicher Selbstentmannung würde das Deutsche Reich dem nicht widersprechen dürfen, denn es handelte sich ja um eine ‚Verständigung‘, um ein höchst sittliches, politisches Geschäft mit ‚Hin- und Herschieben‘ nach dem Herzen des ‚Berliner Tageblattes‘. Nach den stolzen Grundsätzen der Reichstagsresolution und wie sie früher auch Graf Czernin ausgesprochen hat, würde das Deutsche Reich also wehrlos derartigen britischen Erwerbungen gegenüberstehen. Und wie ein Mann würde die Firma Scheidemann usw. erklären: nicht um eine Stunde dürfe der Friedensschluß durch Unterhandlungen über so gleichgültige Dinge verzögert werden, deren Entscheidung überdies ganz außerhalb der deutschen Rechtssphäre liege. Wir betonen besonders, daß es sich hier keineswegs um akademische Betrachtungen und Konjekturalpolitik handelt, sondern um britische Pläne, welche bestehen und zu einem Teile bereits verwirklicht worden sind. Ihre vollständige Verwirklichung würde, vom deutschen Standpunkte aus gesehen, eine ständige Blockade der Ostsee, der deutschen Ostseeschiffahrt und Ostseeküsten, keineswegs nur eine Kontrolle der Schiffahrt der baltischen Häfen bedeuten. Im ganzen würde sich ein für das Deutsche Reich völlig unerträglicher Zustand ergeben, welcher entweder bereits einen neuen Krieg in sich trüge, oder aber deutsche Unterwerfung unter englische Ostseebeherrschung wäre. Nebenbei braucht nur erwähnt zu werden, daß durch britische Flottenstützpunkte an der Ostsee die nordischen Mächte ipso facto unter britische Vormundschaft kämen und damit auch alle ihre Verbindungen und ihr Verkehr mit dem Deutschen Reiche.

In Deutschland scheint man bis jetzt die britischen Ostseepläne nach lieber Gewohnheit leicht zu nehmen und zu meinen: so schlimm werde es ja nicht sein, denn wir seien ja die Sieger im Osten usw. Die obigen Überlegungen dürften aber gezeigt haben, daß das nicht genügt, sondern vielmehr durchaus die Möglichkeit besteht, daß mit Ausgang des Krieges die britische Regierung ein Abkommen oder einen Pachtvertrag mit der russischen vorweist und sagt: Hier bleibe ich, denn ich habe das Recht dazu. Beiläufig bemerkt wäre das, vom deutschen Standpunkte gesehen, ein schönes und drastisches Beispiel für die ‚Freiheit der Meere‘. Die englische Regierung würde sicher, unterstützt von ihren Bundesgenossen und anderthalb Dutzend überseeischer Staaten, beweisen, daß britische Fußfassungen an den Ostseeküsten die einzige und wahre Garantie für die einzige und wahre Freiheit der Meere bedeuten. Nach dem Prinzipe der sogenannten Reichstagsmajorität würde sich Deutschland dem schon nach dem Gesetze der Minderheit zu fügen haben, außerdem wären das dann die ‚überstaatlichen Vereinbarungen‘ und ‚internationalen Rechtsgarantien‘. Die sogenannte deutsche Reichstagsmajorität müßte mithin eine britische Fußfassung an strategisch beherrschten Küstenpunkten der Ostsee als einen Triumph ihrer Prinzipien und als einen durchschlagenden Erfolg ihrer heroischen und weitblickenden Stellungnahme unter Führung der Abgeordneten Erzberger und Scheidemann verzeichnen können. Die Osterhasenpolitik hätte ihre natürlichen schönen Früchte getragen. Dieses ist nur ein Beispiel. In Wirklichkeit würde

es in einem Dutzend schwerer und verhängnisvoller Fragen **genau** ebenso gehen ...

Inzwischen ist uns auch von anderen kundigen Seiten bestätigt worden, daß es sich hinsichtlich der Aalandsinseln **keineswegs nur um Pläne und Absichten** handelt, sondern daß alle Wahrscheinlichkeit besteht, daß englische Fußfassung **bereits** unter freiwilliger oder unfreiwilliger Zustimmung der russischen Regierung so weit **erfolgt sei**, wie es unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur möglich ist. Bevor wir ein so in neues Licht gesetztes Aalandsproblem näher ins Auge fassen, möchten wir die Komplizierung des gesamten Ostseeproblems durch einen anderen Faktor erörtern: den **polnischen**.

Der alte polnische Traum eines Königreichs Polen, das von einem Meere bis zum anderen reiche, ist lebendiger denn je. Er wird geschickt und beflissen genährt von unseren Feinden. Die Polen haben ihre Vertreter und Komitees in London wie in Paris und in den neutralen Ländern, und nicht zum wenigsten in Washington. Überall wird ihnen seit Eroberung des früheren ‚Russisch-Polen' durch die deutschen und österreichisch-ungarischen Waffen — vor allem aber seit **der Bethmannschen Glanzestat: der Proklamation über Polen** — gesagt: das, was die Deutschen und Österreicher den Polen versprächen, sei gar nichts, ja sei eine Beleidigung für die polnische Nation. Wirkliche Wiederherstellung Polens bedinge nicht nur vollständige Unabhängigkeit und Souveränität, nicht nur die Zugehörigkeit Schlesiens, Posens und Westpreußens, sondern vor allem **auch eine starke und freie Stellung Polens an der Ostsee.** Nun mögen die Polen heute vielleicht denken, daß auf Westpreußen und Danzig als Hafen die Aussichten schwach stehen. Um so verlockender und erstrebenswerter stellt sich ihnen die Aussicht auf die **baltischen Provinzen mit ihren Häfen und Küsten.** Auf dem Wege eines Scheidemannschen Verzichts- und ‚Verständigungs'friedens ließe sich die Sache zwanglos machen, seitdem in Rußland Zersetzung und Auflösung ihren Gang genommen haben. Im selben Maße ist das polnische Selbstbewußtsein gestiegen und zugleich der Glaube an die Verwirklichung weitestgehender Träume, Pläne und Ziele. Das starke polnische Nationalgefühl mag sich vorstellen, daß ein unabhängiges Polen zu einem Felsen und Führer in der östlichen Auflösung und Desorganisation werden und damit einen herrschenden, zum mindesten maßgebenden Einfluß in der östlichen Welt erringen könne. Natürlich brauche es dazu u. a. eine entsprechende Stellung an der Ostsee.

Nun hat die russische Demokratie den Frieden der ‚Verständigung ohne Annexionen' usw. auf ihre Fahnen geschrieben, und man mag in Polen damit rechnen, daß **dieses** Rußland durch seine Verbündeten schließlich zu manchen Dingen gebracht werden könne, auch zu solchen, die es nicht gern täte, und ebenfalls zu Interpretationen eines solchen Verständigungsfriedens, welche nicht eben im wahren Sinne des Begriffes enthalten sind. Die Polen würden sich mit Ostseewünschen voller Zustimmung unserer Feinde erfreuen, sobald diese der Ansicht wären, daß ein solches Projekt auch für sie zweckmäßig wäre. Fände zum Beispiel eine ‚Wiederherstellung' Polens auf Kosten der baltischen Provinzen und noch

‚Verständigung‘ mit der jeweiligen russischen Regierung statt, so würde zweifellos die Scheidemann-Erzbergersche sogenannte Reichstagsmehrheit nichts dagegen einzuwenden haben, sondern dem Himmel danken, daß wieder einmal eine Verständigung stattgefunden habe, und sogar eine auf Deutschlands Kosten, und daß kein Volk ‚vergewaltigt‘ worden sei. Den baltischen Baronen geschähe natürlich ganz recht, denn erstens sind sie Deutsche und zweitens Barone. Wir möchten besonders die Aufmerksamkeit darauf lenken, daß solche Pläne auch dann als ernst und beachtenswert angesehen werden müssen, wenn sie vielleicht Kurland außer Betracht lassen und sich auf Livland beschränken sollten. Dann könnte eine Lage entstehen, welche gewisse Berührungspunkte mit derjenigen im Westen hätte, wenn dort zum Beispiel Großbritannien sagte, es werde nicht eher die französische Kanalküste räumen, ehe Belgien geräumt und ‚wiederhergestellt‘ worden sei. Wie gesagt, es handelt sich hier nicht um eine Ähnlichkeit der beiden Lagen im mathematischen Sinne, sondern nur um gewisse Berührungspunkte. In beiden Fällen wäre das Deutsche Reich in der Lage, alle Konsequenzen zuversichtlich ins Auge zu fassen, in jedem Falle jedoch auf verschiedene Weise und mit verschiedenen Mitteln. Das hier angedeutete östliche Problem würde sich vielleicht folgendermaßen stellen: die polnischen Vertreter des Großpolens im Vereine mit den Westmächten und den Vereinigten Staaten würden auf dem Wege der ‚Verständigung‘ und ‚Befreiung‘ Polen den Weg nach dem Rigaischen Meerbusen bahnen. Es bedarf keines Beweises dafür, daß dann die englische Seemacht unter polnischer Firma an jenen Ostseeküsten sitzen würde, sei es, um die ‚Polen gegen Angriffe von der Seeseite zu schützen‘, oder um irgendeines andern edlen Zweckes willen.

Es würde mithin unter polnischer Firma genau die gleiche Gefahr und Lage eintreten, wie wenn Großbritannien unter eigener Firma sich am Rigaischen Meerbusen festsetzte. Es liegt andererseits auf der Hand, daß es den Westmächten nur vorteilhaft erscheinen könnte, die Sache der Wiederherstellung des alten Polens mit in das Ostseeproblem hineinbringen zu können und dieses damit so unübersichtlich wie möglich zu machen.

Es würde sehr unrichtig sein, wollte man mit einem entschlossenen russischen Widerstande diesen und ähnlichen Plänen gegenüber rechnen. Einmal kommt es auch hier nur auf die Macht und ihre Betätigungsmöglichkeit, nicht auf Neigungen und auf Abneigungen an, und ferner ist von einer polnisch-russischen Abneigung seit der Revolution nicht mehr die Rede, im Gegenteil.“

Wahrlich, wir sind politisch so arg in die Nesseln gesetzt worden, wie es nur denkbar oder vielmehr — nach so ungeheuren militärischen Erfolgen — kaum denkbar war. Und wurden in diesen Nesseln so lange festgehalten, bis sich der Zeitpunkt näherte, den man wohl als den kritischen Augenblick des Weltkrieges bezeichnen darf. „Wenn man nicht an der Oberfläche der Dinge bleibt,“ äußert sich die „Deutsche Zeitung“ (Nr. 402), „so wird man auf eine große Zahl von Momenten stoßen, die den Argwohn erwecken, daß von Englands Seite die Remispartie mit allen Mitteln seiner vielgewandten Diplomatie vorbereitet wird in der sicheren Voraussetzung, daß der Deutsche, teils aus unausrottbarer

Biederkeit, teils unter dem Einfluß einer sorgsam präparierten Stimmung, die ihm entgegengestreckte biedere Rechte des Vetters mit beiden Händen ergreift.

Eine besondere Rolle in dieser diplomatischen Vorbereitungsarbeit ist unseren Verbündeten zugedacht, die anscheinend mit Geschick benutzt werden, um eine gewisse nervöse Angst vor dem Verpassen des rechten Augenblicks in Deutschland zu erzeugen. Sie können sich dagegen natürlich nicht wehren, arbeiten aber unbewußt und ungewollt dem Engländer in die Hände, wenn sie, wie es in der Donaumonarchie geschieht, selbst den Remisfrieden zum eigenen Programm nicht nur, sondern, unter Überschreitung ihrer Kompetenzen, zum Programm auch der Bundesgenossen machen. Es liegt System in der Art, wie die Welt erfüllt wird mit Tatarennachrichten über österreichische Sonderfriedenspläne, über Wilsonsche Vermittelung — Herr Elkus (der ehemalige amerikanische Botschafter in Konstantinopel) weilt noch immer in den Mauern der verbündeten Hauptstadt —, über die guten Dienste, die man am Ballplatz als ehrlicher Makler zwischen Downing Street und Wilhelmstraße zu leisten bereit sei. Das ganze Gerede von der Wiener Brücke, an dem sich englische Staatsmänner öffentlich beteiligen, hat keinen anderen Zweck als den, in Deutschland Erwägungen auszulösen, ob es nicht vielleicht bequemer und nützlicher sei, den Bau der Brücke in eigne Regie zu nehmen.

Und wenn man in England in den letzten Reden der leitenden Männer mit so starker Betonung sich für Frankreichs Rechte auf Elsaß-Lothringen einsetzte, so hat auch das tiefere Gründe als lediglich die der Wirkung auf den Bundesgenossen. Unmittelbar ist es freilich eine Folge der Friedensentschließung des Reichstags, die in ihrer Fassung den Ententemächten die willkommene Handhabe bot, gerade die elsaß-lothringische Frage fortan ostentativ in den Vordergrund zu stellen. Mittelbar aber verfolgen Balfour und Lloyd George ganz andere Ziele damit. Die ganze pro-elsässische Aktion soll dazu dienen, daß man in London im gegebenen Augenblick etwas zu bieten hat, was nicht schmerzt. Man stellt mit Verve das elsässische Kriegsziel als heißestes englisches auf, um den Verzicht darauf beim Remis als tatsächlichen Debetposten auf der englischen Seite des Kriegskontos erscheinen zu lassen, während man in Wirklichkeit entschlossen ist, für Mülhausen und Straßburg und ihr zukünftiges Schicksal unter der senkrechten oder der wagrechten Trikolore im Ernst auch nicht einen Hosenknopf zu opfern. Es ist das alte und bewährte — nicht nur beim Viehhandel — Prinzip der fingierten Verluste, die so angenehm zu tragen sind, wenn der Gegenpart die Freundlichkeit hat, darauf hereinzufallen. Daß der deutsche Reichstag die Männer an der Themse auf diesen guten und billigen Gedanken gebracht hat, bei dem sie einstweilen gar zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, indem sie auf Frankreich anfeuernd wirken, ist eines seiner schönsten Verdienste. (Wie bekanntlich die erste Tat des „Parlamentarismus“ im Haushaltsausschuß der brünstige Schrei nach dem Polizeiknüppel war, nach Präventivzensur und Zeitungsverbot! Gott behüte uns vor solcher Rückwärts-„Befreiung“! D. T.)

England hält die Zeit zur Vorbereitung für gekommen; über seine eigne
Lage macht man sich dort keine Illusionen mehr; sie ist so, daß ein Neutraler urteilte:
Wenn die Deutschen wüßten, wie es in Wahrheit auf den Inseln aus-
sieht, sie würden statt Bier Sekt trinken. Hoffnung auf den Sieg hat selbst
Lloyd George nicht mehr; was Deutschland betrifft, so kennt man in England seine
Lage ebenfalls genau, weiß, daß von keinem Zusammenbruch etwas zu hoffen ist,
wertet aber andrerseits die Friedensentschließung des Reichstags dahin,
daß die Stimmung bis zu einem gewissen Grade für einen Remisfrieden be-
reitet ist.

Und rechnet neuestens noch mit einem weiteren günstigen Umstand: daß
beim Herannahen des kritischen Augenblicks an der Spitze des deutschen Aus-
wärtigen Amtes ein Mann steht, der zu gewissen Hoffnungen berechtigt. Hoff-
nungen in London. Ein Anhänger der sogenannten Juniorpolitik Deutschlands
im Verhältnis zu England, ein Vertreter von Gedankengängen, wie sie sich in dem
bekannten Buch ‚Weltpolitik und kein Krieg‘ finden, ein Mann, dem das Ausland
gutes Verständnis für die Dauerwerte westlicher Kultur‘ nachsagt und Lobsprüche
widmet, weil er der Bagdadbahnpolitik wegen ihrer Gefährdung englischen Wohl-
wollens ablehnend gegenüberstand. Es ist nicht gesagt, daß nun Herr von Kühl-
mann allen Befürchtungen, die sich aus seiner Vergangenheit und aus seiner Be-
grüßung im Ausland für den Deutschen ergeben, in vollem Umfange entsprechen
wird; daß die Drahtzieher an der Themse in ihm einstweilen keinen unversöhn-
lichen Gegner ihrer Remisbestrebungen sehen, erscheint aber begreiflich.

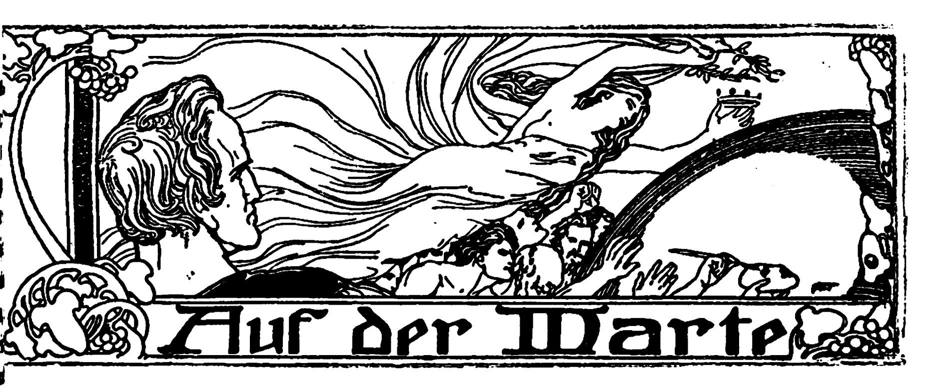
So kommt für den schwerstwiegenden Augenblick des Weltkrieges dem Eng-
länder wieder das Schicksal in Gestalt des deutschen Reichstags, der Wiener Brücke
und der Verhältnisse in der Wilhelmstraße zu Hilfe, und der Deutsche kann nur
hoffen, daß trotzdem diese größte Gefahr glücklich überstanden werde. Der
englische Plan ist auf breiter Grundlage angelegt, in Rechnung auf ge-
wisse Tendenzen, die man in der Ära Bethmann üppig ins Kraut schießen
ließ, und nicht einmal ungern. In seiner Bedeutung ihn erkennen, heißt für
jeden Deutschen, ihm entgegenarbeiten. Die Nervenprobe der Erzbergerei im
Hauptausschuß hat das deutsche Volk ebenso gut bestanden wie seine so-
genannte Vertretung schlecht. Sie war aber nur die Generalprobe für die
größere, die uns erwartet, und die, mit allen Schikanen, im Anzuge ist. Wappnen
wir uns nur rechtzeitig, daß wir sie bestehen. Sonst paßt auf uns das Bild Lloyd
Georges vom Bergsteiger, der kurz vor dem Ziel abstürzt."

Man denke sich unter einem solchen „Remisfrieden", wie England ihn wohl
vorbereiten mag, nur ja nicht den Zustand auch nur vor dem Kriege! Nicht ein-
mal dieser, wie wir ja alle erlebt haben, schon sehr bedrohliche Zustand wäre
damit wiederhergestellt. Rund heraus — widerstehen wir jeder unnützen, nur
noch weiter schädigenden Selbsttäuschung —: es wäre eben ein uns von Eng-
land aufgedrungener, ein englischer Friede mit allen in diesem Begriffe
eingeschlossenen Folgerungen. Dann habe man aber doch wenigstens den
Mut und das Sauberkeitsgefühl, durch alle die schönen Wörter, wie „Ehre und
Sicherheit", „Freiheit der Entwicklung", „Freiheit der Meere", und wie die mittel-

europäischen Phrasen sonst heißen, einen dicken Strich zu machen und sich m[it]
der nüchternen, wenn auch eisig nüchternen Wahrheit abzufinden: wir sind, t[rotz]
aller unserer überlegenen Stärke, trotz aller unserer namenlosen Opfer, w[ie]
unreife, sich erdreistende Burschen mit blutigen Köpfen heimgeschickt word[en.]
Nicht, weil wir nicht anders gekonnt hätten, nein, weil wir es selbst nic[ht]
besser haben wollten. Nicht feindlicher Übermacht — unserer eigene[n]
Schwäche sind wir zum Opfer gefallen. Als die Sträflich-Unbelehrbaren, geg[en]
die Stimmen ihres edelsten Wesens und Blutes Ewig-Tauben, dafür falsch[en]
Propheten, innerlichen Fremdlingen, ja selbst dem offenen Feinde um so be[-]
höriger und fügsamer Lauschenden! — Ob jetzt noch alles zu retten ist? Nei[n.]
„Was du von der Minute abgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück!“ Ab[er]
Manches, Wesentliches läßt sich noch einbringen...

Ach, hätten wir doch nur ein Weniges mehr von der psychologischen Wah[r-]
heit begriffen: „Und wenn du dir nur selbst vertraust, vertraun dir auch die ande[rn]
Seelen“!





„Einzig dastehend!"

In den „Alldeutschen Blättern" (Nr. 35) liest man:

„Im März hatten die deutschen Truppen
m Stochod einen erfolgreichen Vorstoß ge-
nacht, von dem die ‚Nordd. Allg. Ztg.' am
5. April in einer neuerlichen Friedenskund-
ebung an die vorläufige russische Regierung
eichsam entschuldigend zu sagen wußte, daß
: als rein taktisch und nur örtlich zu be-
achten sei, ohne strategischen oder planvoll
mfassenden Hintergrund. Heute müssen wir
ns von Schweizer Blättern sogar sagen
ssen — was in eingeweihten deutschen
reisen übrigens seit langem bekannt war —,
aß die militärische Ruhe, die die Mittel-
ächte den Russen gegenüber zeigten, auf
Veranlassung der politischen Stellen
eherrscht hat, und daß es einzig dastehe,
aß militärisch so starke Mächte wie Deutsch-
and und Österreich-Ungarn einen durch po-
tische Wirren entkräfteten und vorher gefähr-
ichen Gegner in der Erwartung, ihn günstiger
u stimmen, Zeit ließen, militärisch wie-
er zu Kräften zu kommen. Welche po-
itischen Stellen hier gemeint sind, erhellt aus
er Gegenwart: Kaum war Herr von Beth-
nann Hollweg zum Rückzug gezwungen wor-
en, da setzte der Gegenstoß der Mittelmächte
n Ostgalizien an, der zu neuen, beispiellosen
Erfolgen geführt hat und in seinen Endergeb-
issen zweifellos bessere Friedensaussichten
ietet, als das Freundschaftsstammeln und
Schweifwedeln der ‚Ära Bethmann Hollweg',
elbst als das unwürdige Verhalten der
Reichstagsmehrheit in ihrer ‚Kriegszielreso-
ution'."

*

Deutschland und Griechenland

Den Abbruch der Beziehungen zu Deutschland hat der Usurpator Griechenlands, Venizelos, damit begründet, daß bereits griechische Truppen in Mazedonien gegen den Vierbund kämpfen. Es sind dies nämlich jene von der rechtmäßigen griechischen Regierung als aufständische Landesverräter bezeichneten Truppen des Venizelos, die er mit feindlichem Gelde in Saloniki ausrüstete. Somit ist es klar, daß der zwar nicht gesetzliche, aber tatsächliche Machthaber in Griechenland sich als im Kriegszustand mit dem Vierbund betrachtet, wie er ja auch angeblich seinerzeit ausdrücklich angezeigt haben soll.

Dadurch tritt aber an Deutschland die wichtige Frage heran: Wie soll man sich Griechenland gegenüber verhalten? Einerseits ist es klar, daß das griechische Volk in seiner großen Mehrheit gegenwärtig nicht nur die Neutralität aufrechterhalten zu sehen wünscht, sondern auch seine Peiniger, den Elfbund bzw. dessen Mitglieder Frankreich, England und Italien, glühend haßt; andrerseits aber kann doch nicht ruhig darüber hinweggegangen werden, wenn das ganze griechische Heer wirklich von Venizelos unseren Feinden angeschlossen werden sollte. Dabei ist nämlich noch der Umstand zu berücksichtigen, daß das 4. griechische Armeekorps in Görlitz „als Gast" weilt. Dieses hat sich seinerzeit dem deutschen Schutze übergeben, weil es nicht zum blinden Werkzeug Sarrails werden wollte. Wenn sein Organ, die in Görlitz erscheinende griechische Zeitung „Nea tou Görlitz" (deren regelmäßiger Leser und Mitarbeiter ich bin), die Stimmung der Görlitzer

Griechen richtig wiedergibt (und daran ist nach allem nicht zu zweifeln), so ist dieses ganze Armeekorps dem König Konstantin blind ergeben und von glühendem Hasse gegen den Verräter Venizelos beseelt. Man kann es also doch nicht gut als „Feinde“ ansehen, selbst wenn die tatsächliche griechische Regierung mit Deutschland im Kriegszustande sich befinden sollte. Dadurch aber wird wieder ein so eigentümlicher, unhaltbarer Zustand geschaffen, daß es besser wäre, ihn klar zu machen. Ich würde daher vorschlagen, daß man von den Führern dieses 4. griechischen Armeekorps eine Erklärung verlangt, daß sie sich weigern, die durch Jonnart erpreßte Entthronung des rechtmäßigen Königs Konstantin anzuerkennen, und daß sie nach wie vor ihrem diesem geschworenen Eide treu bleiben wollen, daß sie folglich die gegenwärtige Regierung des Venizelos als Usurpation betrachten und gegebenenfalls bereit wären, auch mit den Waffen in der Hand gegen sie Stellung zu nehmen. In dem unwahrscheinlichen Falle der Weigerung, eine derartige Erklärung abzugeben, müßten allerdings die Görlitzer Griechen entwaffnet werden. Geben sie aber die Erklärung ab, so wäre in Erwägung zu ziehen, ob man sie nicht dazu verwenden könnte, die Italiener aus dem Epirus zu jagen, wozu ihnen die in Albanien stehenden österreichisch-deutschen Truppen behilflich sein könnten. Dies wäre nämlich ein Ziel, für das sich die Griechen begeistern würden, und da sie die Italiener glühend hassen und verachten, wäre nicht zu zweifeln, daß sie ihr Bestes tun würden, sich brav zu schlagen. Ja, man könnte vielleicht noch mehr tun, sofern König Konstantin damit einverstanden wäre: er könnte nämlich persönlich nach Görlitz kommen und den Befehl über die gegen die Italiener ziehenden Griechen übernehmen. Dadurch würde erreicht, daß es Venizelos ganz und gar unmöglich würde, das griechische Heer gegen uns zu verwenden. Denn da es an König Konstantin mit fanatischer Liebe hängt, würde es nie und nimmer einem Befehle gehorchen, gegen das von ihm geführte 4. Armeekorps zu kämpfen. Im Gegenteil: es würde dann sich sofort gegen Venizelos kehren und seiner Usurpation — von den Truppen des Vierbunds un stützt — vielleicht auch Sarrail ein G machen. Prof. Dr. Leo Brenn

*

Die eigene Schuld erkennen!

Hauptmann Erich von Salzmann sch in der „Voss. Ztg.“:

„Wir erlebten Rumänien und wir erleb den Umschwung in der Auffassung von Lage bei den Neutralen in für uns günstig Sinne. Wir erlebten in gleichem Maße Verlaufe dieses Frühjahrs und Frühsomme wiederum den Umschwung der Meinung bei den Neutralen in uns ungünstigem Sin So kann man diese Meinung, die wir m eigenen Augen und Ohren festzustellen in stande sind, als eine Art Barometer für d Gesamtmeinung der Welt über unsere La betrachten.“

Dazu bemerkt die „Deutsche Tageszt „Daß die Leitung der feindlichen Politik d unseren überlegen ist, wollen wir nicht b streiten; dazu hat gerade das verflossen System des Annäherns und Gemeinsam Formeln-Findens in zu weitgehendem Maß versagt. Aber wir wollen auch nicht Ding der überlegenen politischen Leitung unserer Gegner zuschreiben, die ihr einfach nicht z kommen. Es ist besser, die eigene Schul zu erkennen und demgemäß auf Abstellung der Fehler zu sinnen, als den Gegner für etwas verantwortlich zu machen, wofür e trotz allem nichts kann. Gewiß, wir erlebten Rumänien, und die Neutralen mußten si davon überzeugen, daß das Deutsche Reich imstande war, noch immer eine überlegen Kraft zu entfalten. Aber wir erlebten dahinter her auch das Friedensangebot, das gerade mit Rumänien und den rumänischen Erfolgen verkoppelt wurde. Durch dieses Frieden angebot wurden der rumänische Sieg und seine Folgen einfach totgeschlagen. Der militärische Sieg der Mittelmächte mußte als ein Pyrrhus-Sieg erscheinen. Deutschland, hieß es nun, schreibe sich zwar den Sieg z — das solle man ihm auch nicht bestreiten —, aber auf der anderen Seite gestehe es selbst

ein, daß seine Verluste viel zu groß seien, um mit einiger Aussicht auf den Enderfolg noch weiter den Krieg fortsetzen zu können. Damals wurde die Formel gefunden, daß Deutschland zwar in Einzelaktionen siegreich sein könne, daß aber der Endsieg der Entente verbleiben werde.

Nicht die überlegene politische Leitung unserer Gegner hat also die ‚Meinung der Welt' in für uns ungünstigem Sinne beeinflußt, sondern die damalige deutsche Regierung selber hat allen Grund gegeben, diese ungünstige ‚Gesamtmeinung der Welt' hervorzurufen. Ein Deutschland, das ohne ein solches Friedensangebot auf den rumänischen Erfolgen weitergeschritten wäre, hätte der politischen Leitung unserer Gegner nicht die Möglichkeit gegeben, es als geschlagen hinzustellen."

*

Die Ukraine und wir

In den letzten Heften der Zeitschrift „Deutsche Politik" finden sich Äußerungen ihres Herausgebers, Dr. Paul Rohrbach, die nicht auf die leichte Achsel genommen werden dürfen:

„Nur eine unabhängige Ukraine wird Mitteleuropa dauernd vom Alpdruck der großrussischen Gefahr befreien, und nur der Anschluß an Mitteleuropa wird der Ukraine diese Unabhängigkeit sichern. Zugleich würde aber erst dadurch die polnische Frage ihre endgültige und befriedigende Lösung finden: eine starke, durch Interessengemeinschaft mit den Mittelmächten verbundene, den Polen stets verhaßte, und auch diese hassende Ukraine im Rücken würde jede ‚polnische Gefahr' schon im Keime ersticken und die übertriebenen Ansprüche der Polen sehr zum Vorteil der deutsch-polnischen Beziehungen dämpfen . . .

Daß wir und die Ukraine die gleichen Interessen haben und diese auch in Zukunft haben werden, liegt also auf der Hand. Es fragt sich nun, wie weit die Dinge in der Ukraine gegenwärtig gediehen sind, und ob die leitenden Persönlichkeiten in Kiew schon heute imstande sind, ihren Willen entschlossen in die Tat umzusetzen und an unsere Seite zu treten. Von sich aus und allein werden sie hierzu kaum imstande sein, denn abgesehen von einigen soeben organisierten Regimentern besitzen sie kein eigenes Heer. Worauf man aber in der Ukraine hofft, das dürfte aus folgenden Äußerungen des ukrainischen Ministerpräsidenten Winnitschenko zur Genüge hervorgehen: ‚Unter den Ukrainern gibt es eine starke Strömung, die eine Öffnung der Front für vorteilhafter halten, da die Ukrainer von Rußland nicht das erreichen würden, was sie von einer deutschen Okkupation erlangen könnten!' (‚Rjetsch', 6. 7.)

Noch deutlicher ist dieser Wink: ‚Wir besitzen genügend Kraft und Autorität, daß auf unseren Ruf einige Millionen ukrainische Soldaten die Front verlassen würden!' Und weiter: ‚Wir stehen nicht auf dem Standpunkt: ‚Unversehrtheit Rußlands'; uns interessiert vor allen Dingen das, was hier, auf unserem Gebiete, sein wird — und dann erst das Allgemeine!' (‚Utro Rossij', 6. 7.) . . .

England macht den Polen Aussichten auf teilweise Wiederherstellung des alten Polenreiches einschließlich eines erheblichen Stücks der Ukraine, wenn die Polen ententefreundlich werden. Angeblich wird ihnen sogar versprochen, sie sollen alsdann über Kurland bis an die Ostsee gelangen. Gleichviel was daran wahr sein mag: Die Ukraine ist für uns wichtiger als Polen. Wie stark die ukrainische Bewegung gegen das Großrussentum ist, das zeigt sich von Tag zu Tag mehr . . . Wenn unsere und die verbündeten Truppen jetzt in die russische Westukraine (rechts des Dnjepr) einrücken, so werden sie dort polnischen Großgrundbesitz und eine landarme, landhungrige ukrainische Bauernschaft finden. In dem Augenblick, wo die ukrainischen Bauern etwa die Vorstellung erhalten sollten, daß die deutschen oder österreichisch-ungarischen Kräfte polenfreundlich sind, daß sie es mit den großen polnischen Grundherren halten

kann der mächtige ukrainische Trumpf für uns verspielt sein, und statt für die Mittelmächte, für die Entente schlagen. Wir müssen gestehen, daß wir hier nicht ohne lebhafte Sorge in die nächste Zukunft sehen. Es ist in russischen Dingen schon so vieles bei uns falsch gemacht worden und falsch gelaufen, daß auch hier nicht von vornherein die Gewähr besteht, vermeidbare Fehler würden vermieden werden. Die Entwicklung der ukrainischen Dinge ist ein Schulbeispiel dafür, wie grundlegende Dinge man bisher — an unseren maßgebenden Stellen wie in der Öffentlichkeit — teils überhaupt nicht gewußt, teils unrichtig und oberflächlich beurteilt hat. Wenn jetzt nicht geschickt vorgegangen wird, so besteht die Gefahr, daß die Ukrainer, die noch stärkere Gegner des Polentums als der Moskowiter sind, den Anschluß an den Frieden im mitteleuropäischen Sinne ablehnen, in Gegensatz zu Österreich geraten, ja sogar wieder mit dem Großrussentum paktieren. Unermeßliches steht auf dem Spiel" ...

Auch das wird richtig sein: „Der Kompromiß der russischen provisorischen Regierung mit der Ukraine bedeutet nur eine Vertagung der ukrainischen Frage. Die Selbständigkeitsbewegung in der Ukraine ist viel zu tief orientiert und dürfte zu sehr dem inneren Streben der Ukrainer entsprechen, als daß Vertröstungen tiefergehende Wirkung haben könnten."

Es liegt dem Großrussentum einfach nicht im Blut, Gleichberechtigungen, oder gar Unabhängigkeiten in seinem Machtbereiche dauernd zu dulden. An schönen Versprechungen und Verträgen haben es die Großrussen auch den Ukrainern nicht fehlen lassen; das werden diese kaum vergessen haben. Die Ukrainer — darüber sich klar zu werden, ist entscheidend für die Beurteilung der ganzen Frage — sind so viel und so wenig Russen wie die Serben oder Tschechen oder Polen. Das Wort „Kleinrusse" ist eine Erfindnng Peters des Großen. Gr.

*

Warum Hintze nicht Staa[…] sekretär des Auswärtig[…] wurde

Darüber wird in der „Deutschen Zeitu[…] (Nr. 404) folgendes mitgeteilt:

„Jene, die noch heute an die Möglich[…] deutsch-englischer Freundschaft auf dem B[…] den der Gleichberechtigung glauben, die […] unermeßlichen Ströme kostbarsten deutsche[…] Blutes, die in diesem dreijährigen Ring[…] flossen, restlos jenem Phantom einer deutsch[…] englischen Freundschaft zu opfern bereit s[…] wenn sie nicht ganz persönliche metallisch[…] Interessen verfolgen oder der Stimme […] den Blutes gehorchen, so kennen sie den En[…] länder nicht. Unsere Marine ken[…] ihn ... Wie oft haben sich unsere höhe[…] Marineoffiziere als Männer klaren politisch[…] Blickes erwiesen! Nicht umsonst sind si[…] so schlecht gelitten bei den deutsche[…] Diplomaten, bei allen von der Zunft […] vom grünen Tisch.

Wer war auch jetzt gegen Hin[…] als Staatssekretär des Auswärtig[…] Amtes? Es waren die zünftigen Dip[…] maten, es waren die Geheimräte des […] wärtigen Amtes, und es waren die in[…] nationalen Kräfte, die kapitalistischen […] die jüdischen. Hintze kommt von der Mar[…] und ist deshalb all den Genannten hasse[…] wert. Das ist an keiner Stelle ein Geheim[…] nis, und so konnte Hintze als Staatssekret[…] des Auswärtigen Amtes unmöglich gemach[…] werden dadurch, daß ein sehr einflußreic[…] und mächtiger Herr, der eigentlich nicht w[…] warum er den blauen Rock der deutsche[…] Marine trägt, unter etwas dreister Äuße[…] rung seines Wünschens und Wollens dara[…] hinwies, ihm persönlich (!) könne es ver[…] dacht werden (!), wenn er (!) einen Ma[…] von der Marine in das Amt des Staatssek[…] tärs des Auswärtigen bringe. Die Charak[…] risierung solcher Äußerung gerade von die[…] Seite mag jeder Leser für sich vornehmen. Als Hintze damals auf höheren Ruf […] Mexiko herüberkam und den Gefahren […] Ozeanüberquerung unter dem Blutgeh[…] der Engländer entronnen war, glaubt einer, daß […]

wirklich nur deshalb gerufen worden sei, um nach ganz kurzer Zeit ausgerechnet nach Peking abgeschoben zu werden? Sollten nicht damals schon Veränderungen im Auswärtigen Amt — Herr von Jagow verwaltete es noch — beabsichtigt gewesen sein, und sollte die Ausführung dieser Absichten nicht von denselben Kreisen vereitelt worden sein, die auch diesmal die Berufung Hintzes vereitelten und noch froh waren, ihn diesmal, wenn auch nicht nach dem fernsten Osten, so doch kurz vorher nach Kristiania abgeschoben zu haben?"

*

Wieder eine Erbschaft!

Die „Nya Dagligt Allehanda" vom 7. August bestätigt in einem Aufsatze an leitender Stelle die englischen Bestrebungen, an den wichtigsten strategischen Punkten der Ostsee Fuß zu fassen. Aber das schwedische (!) Blatt tut das — „sonderbar! höchst sonderbar!" — mit der Miene der Selbstverständlichkeit gegen England und des unwilligen, ja gebieterischen Vorwurfes gegen das Deutsche Reich. Die Politik Großbritanniens müsse (!) darauf ausgehen, vorbeugend zu verhindern, daß die Ostsee zu einem deutschen Binnenmeere (!) werde. Die Gerüchte von Großbritanniens Absichten auf die Aalandsinseln seien begründet. Es liege aber durchaus im Interesse Schwedens und anderer kleiner nordischer Nationen, daß die Ostsee nicht zu einem Kampfplatze für die Großmächte werde. Diese Gefahr lasse sich dadurch abwenden, daß Deutschland sich Großbritannien (!) gegenüber verpflichte (!), sich keine Machtstellung in der nördlichen Ostsee anzueignen, wie Rußland es getan habe.

„Diese Anschauung gerade in schwedischem Munde", bemerkt die „Deutsche Tagesztg.", „verdient Beachtung und kann alles in allem als einer der zahlreichen Beweise gelten, wie weit die schwedischen Anschauungen im Laufe der letzten beiden Kriegsjahre in den Gedankenkreis Großbritanniens hineingezogen worden sind und sich teilweise auch in diesem bewegen. Die ‚Nya Dagligt Allehanda' findet es nicht nur natürlich, daß Großbritannien die Aalandsinseln sich sichert, sondern sagt geradezu, es bilde ein Muß für die britische Politik, damit nicht ‚die Ostsee zu einem deutschen Binnenmeere werde'; das Blatt bestätigt, daß die Absichten Englands auf die Aalandsinseln begründet seien . . .

Ein deutsches Binnenmeer ist die Ostsee nicht, aber der deutschen Flotte sollte auch die ‚Nya Dagligt Allehanda' Dank wissen, daß sie bisher das Eindringen der englischen Flotte in die Ostsee verhindert hat, sonst würde von der schwedischen Unabhängigkeit nichts mehr übrig sein, weder für die Gegenwart noch für die Zukunft. Schweden würde dann mit uns zu einem willen- und wehrlosen Objekte unserer Feinde werden, und diese würden nicht daran denken, diejenigen Zugeständnisse und Rücksichten aufrechterhalten, welche sie jetzt gelten lassen. Sie würden außerdem schwerlich Dänemark und Norwegen an Bestrebungen und Verwirklichungen mancher Wünsche auf Kosten Schwedens hindern.

Ein Auftreten Großbritanniens als eine in der Ostsee auf Grund von Stützpunkten stationäre Seemacht ist und bleibt für das Deutsche Reich unerträglich und bedeutet ihm eine Lebensfrage, in der es nur, wenn durch Niederlage gezwungen, nachgeben könnte. Großbritannien ist kein Uferstaat der Ostsee, es besitzt nicht den Schein eines Rechtes, sich dort festzusetzen. Und wenn Schweden sich mit einem solchen neuen Gibraltartraktate einverstanden erklären könnte — das Deutsche Reich wird es nicht tun."

Wir wollen uns über Schweden, das uns bei Kriegsbeginn doch freundschaftlich und stammesbrüderlich genug gesinnt war, nicht unnütz aufregen. Wir ernten nur, was unsere „Realpolitik" bekannten Angedenkens gesät hat. Eine Politik, die sich so wenig zuverlässig gegen ihr eigenes Volk erwiesen hat — wie sollte die Vertrauen von anderen Völkern fordern? Haben wir uns schon vor eine „kleine Nation" mit Schwert und Schild so hingestellt, daß sie der gewissen Zuversicht

sein konnte: Dieser ist nicht nur ein Starker, ein Mächtiger, es ist auch Verlaß auf ihn? Realpolitik sind auch die „Imponderabilien", vielleicht sind die sogar die realste Politik. Doch darüber ließen sich Bücher schreiben.

In diesem Sonderfall nur eine Frage noch: Glaubt man, daß unsere amtlich zugelassene Vertretung durch Scheidemann! Ledebour, Haase, Cohn auf den „Friedenskongressen" in Stockholm uns Sympathien und Ansehen in den schwedischen Kreisen erworben haben oder erwerben werden, auf die es für uns ankommt? Aber die „Kölnische Zeitung" drückte bekanntlich noch ihr halbamtliches Siegel darauf durch die feindliche Erklärung: das Vertrauen des deutschen Volkes begleite jene Touristen mit seinen heißen Segenswünschen auf ihrer Tour. Man höre nur, was ein so radikaler Sozialdemokrat wie Julian Borchardt darüber bekennt:

„Jener welthistorische Fortschritt, auf den wir Sozialisten hofften, daß nämlich der Friede kommen werde durch die Tat der Völker selbst, der wird leider noch nicht eintreten. Aber darum wird doch einmal Friede werden. — Wie? Nun, auf die alte gewohnte Weise: die Regierungen werden es sein, die früher oder später Frieden schließen."

Und dazu muß man erst einen der radikalsten unter den radikalen Sozialisten als Eideshelfer anrufen! Gr.

*

Wilson rechnet auf Österreich-Ungarn

Der Sonderberichterstatter der „Morning Post" in Washington schreibt in der Nummer vom 19. 7.:

„Die Krise in Deutschland und in Österreich-Ungarn wird von der Regierung in Washington aufmerksam verfolgt. Man hat erfahren, daß Österreich-Ungarn gerne Frieden machen möchte, aber von Deutschland daran gehindert wird. Auf die verschiedenen Gerüchte dieser Art legt man in Washington jedoch keinen besonders großen Wert. Über die Verhältnisse in Österreich-Ungarn ist man ziemlich gut orientiert. Man weiß, daß Österreich dauernd in Not ist, daß das Volk sehr leidet, daß zwischen Zisleithanien und Transleithanien Zwiespalt besteht, und daß die Magyaren nicht mit Leib und Seele beim Kriege sind. Aber man weiß auch, daß Österreich so sehr unter deutschem Einfluß steht, daß es nicht wagt, das Bündnis zu brechen, solange es nicht sicher ist, daß Deutschlands innere Verhältnisse so verzweifelt sind, daß man im Falle eines Bruches nichts mehr von ihm zu fürchten braucht. Soweit ist es aber nach Ansicht der Regierung in Washington noch nicht gekommen.

Das gegenwärtige Verhältnis Österreichs zu den Vereinigten Staaten ist sonderbarer Art. Obwohl die diplomatischen Beziehungen abgebrochen sind und man sich gegenseitig als Feind ansieht, hat weder die eine noch die andere Seite formell den Krieg erklärt. Bis jetzt sind die normalen Beziehungen der beiden Länder noch durch nichts gestört worden. Darin liegt eine Absicht des Präsidenten der Vereinigten Staaten. Er verfolgt Österreich gegenüber eine versöhnliche Politik. Er hofft dadurch im Falle eines Bruchs zwischen Deutschland und Österreich eine Verständigung zwischen Österreich und den Vereinigten Staaten zu erleichtern. Dies würde dann zum völligen Bruch mit Deutschland führen und Österreich einen Frieden mit den Verbandsmächten ermöglichen . . ."

Daß diese Rechnung falsch ist — das erst noch zu begründen, käme einer Beleidigung unserer österreichischen und ungarischen Verbündeten gleich. Aber ist nicht schon die bloße Zumutung Wilsons eine nicht näher zu kennzeichnende Beleidigung unserer Verbündeten? Und wäre es nicht geboten, diese saubere Rechnung in aller Form zu durchkreuzen? Schon der Glaube, daß die Rechnung stimmen werde, kann nur eine weitere Kriegsverlängerung bewirken. Denn auch das braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden: je kühnlicher unsere Feinde ihre Hoffnung auf Spaltung der Mittelmächte oder

„verzweifelte innere Verhältnisse“ oder Kriegsmüdigkeit bei ihnen setzen, um so länger, zäher und entschlossener werden sie den Krieg wüten lassen, um so wilder ihre noch so widerstrebenden Völker immer wieder in den Blutwahn hineinhetzen. Gr.

*

Russische Freiheitstruppen in Estland

Auf Grund der Gerichtsakten berichtet die „Nowoje Wremja“ (8. Juli) über schwere Ausschreitungen russischer Truppen in Estland. Die Tatsachen sind so belastend für den Geist der russischen „Revolutionsarmee“, daß sie bisher von der russischen Presse verschwiegen wurden —:

Im April d. J. war ein Infanterieregiment aus Reval nach der Insel Ösel abkommandiert worden und marschierte zunächst durch West-Estland. Unterwegs wurden die Schlösser Lohde und Leal von betrunkenen Soldaten „gestürmt“, ihre ganze kostbare Einrichtung geraubt oder mutwillig zerstört, die Getreidevorräte vernichtet, Pferde, Vieh und Geflügel fortgeschleppt.

„Fast alle Soldaten“, bemerkt die „Nowoje Wremja“, „waren von ihrem guten Rechte überzeugt, da die Besitzer der Schlösser Deutsche (Balten) seien, mit denen man nicht viel Umstände zu machen brauche; mit den Deutschen führe man doch Krieg! Alle Vorstellungen der Offiziere, daß man nicht mit friedlichen Bürgern (wenn sie auch ihrer Abstammung nach Deutsche seien) Krieg führe, daß es, besonders für Soldaten, verbrecherisch und schmachvoll sei, den Bewohnern des Landes ihr Eigentum zu rauben, daß man bei den eigenen Staatsbürgern nur Requisitionen auf gesetzmäßiger Grundlage vornehmen dürfe — alle diese Vorstellungen wurden mit Gelächter aufgenommen und blieben gänzlich wirkungslos.“

Noch einen, auch für Politiker sehr bemerkenswerten Zug verrät die „Nowoje Wremja“: die estnischen Bauern hatten sich überall geweigert, etwas von dem Raube zu kaufen, und daher sind viele der gestohlenen Gegenstände von den Soldaten wieder weggeworfen worden. Bauern und Gutsbesitzer, wenn auch verschiedener Nationalität, fühlten sich eben solidarisch gegenüber der zuchtlosen Bande, die hier die oberste Staatsgewalt repräsentierte.

Wenn man bei uns die wirklichen Verhältnisse außerhalb der Reichsgrenzen nur besser kennte! Manche angeblich unübersteigbare Mauer würde sich als der Kreidestrich erweisen, vor dem nur ein armes dummes Huhn zurückscheut. Gr.

*

Warum nicht?

Die „B. Z. am Mittag“ vergleicht die zehn Redner, die am 4. August im Reichstagshause zur Kriegsgedenkfeier sprachen, mit den neuernannten Ministern und fragt:

„Warum wäre ein Borsig kein tauglicher Industrieminister, warum kann der charakteristische Patrizierkopf eines Max von Schinkel nicht einen Ministerstuhl für Handel und Schiffahrt zieren, warum sollte Legien als Präses eines Arbeitsamtes nicht die Arbeitermassen noch enger und näher an den Staat herbeiführen können? Das Bild war nicht ganz vollständig, nicht alle Bürgerstände waren auf dieser Bank vertreten, aber die notwendigen Ergänzungen waren leicht denkbar. Um nur einige persönliche Pikanterien der heutigen Ministerliste durch andere zu ersetzen —: warum könnte nicht auf dem Stuhl des neugeschaffenen Sprechministers sinngemäß ein hervorragender Publizist sitzen, ein Vertreter der Presse, die nicht zu Worte kam, weil man sie immer noch nur als den dienstbaren Alltagsmund unseres Volkes betrachten will, während sie in anderen Ländern schon viele und sehr erfolgreiche Minister lieferte.“

Sollte etwa die im Ullsteinschen Verlage erscheinende „B. Z. am Mittag“ vielleicht an Herrn Georg Bernhard, den Leiter des Ullsteinschen Verlages, als Ersatz für Herrn Helfferich, den Sprechminister, gedacht haben? Gr.

*

Blamierte Europäer

Die Mehrheit Scheidemann-Payer-Erzberger, die gegen Annexionen und Kriegsentschädigung auftritt, spielt schon in der Reichstagsrede Scheidemanns vom 28. Juni 1913 eine große Rolle. Aus dieser Rede seien zur heilsamen Selbsterkenntnis folgende Prophetenworte aufgefrischt:

„Die erste Nachricht von der bevorstehenden Einbringung einer so riesigen Militärvorlage schlug wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein. Wenn man damals die Fortschrittler, die Zentrumsleute aus dem Süden und Westen und noch manche andere Mitglieder des Hauses gefragt hätte, so hätte man gesehen, daß der Reichstag eine solche Vorlage nicht wünschte ... Wir glauben nicht nur nicht, sondern wir wissen, daß Frankreich gar nicht daran denkt, uns an die Kehle zu springen. Die Äußerungen einzelner verrückter Franzosen geben ebensowenig die Stimmung des Landes wieder, wie etwa die Äußerungen der Keim und Liebert die Stimmung Deutschlands. Wir glauben auch nicht an die überlegene Strategie Rußlands ... Alle diese Scheingründe werden durch die Tatsachen Lügen gestraft und sind überhaupt nur vorgebracht worden, um zu verschleiern, daß es für diese Militärvorlage Gründe überhaupt nicht gibt. (Lebhafte Zustimmung bei den Sozialdemokraten und Elsässern.) Ohne Anlaß, ohne Not, wie Herr Erzberger festgestellt hat, hat man diese Vorlage der Welt ins Gesicht geschleudert. Das Volk will es verhüten, ebenso wie wir verhüten wollen, daß Deutschland der Agent provocateur für Rüstungen bleibt ... Suchen Sie die Versöhnung mit Frankreich, seien Sie die Vertreter des Volks, das den Frieden will, Frankreich liebt, und vom Wettrüsten nichts wissen will."

*

Herrn Prof. Quidde, München

Sie hatten die Freundlichkeit, mir einige Drucksachen zu senden, und baten um Zustimmung zu den darin enthaltenen Gedanken.

Vorausschicken möchte ich, daß ich über 10 Jahre Mitglied der Deutschen Friedensgesellschaft war. Daß ich heute dieser Organisation nicht mehr angehöre, hat seinen Grund darin, daß mich die Ereignisse belehrt haben, daß die Tätigkeit der pazifizischen Vereine nur ein Kribbeln an der Oberfläche ist, die absolut nicht in die Tiefe dringt. Eine solche Wirkung erwarte ich nur von einer gründlichen Änderung in der Erziehung des Menschengeschlechtes. Leider wird aber die heutige Generation dies nicht mehr erleben, wir müssen daher die Verhältnisse so nehmen, wie sie in Wirklichkeit sind.

Unsere Lage ist doch heute folgende:

Unser Haus brennt. Mit allen Mitteln muß gelöscht und dann Vorsorge getroffen werden, daß in Zukunft ein ähnlicher Brand unmöglich wird.

Nehmen wir den Fall, vor hundert Jahren habe Deutschland, anstatt noch ein Stück der Pfalz an Frankreich abzutreten, nicht nur Elsaß-Lothringen, sondern auch mindestens die Maaslinie genommen. Müssen Sie nicht zugeben, daß der heutige Krieg in seinem erschreckenden Umfange nicht möglich gewesen wäre?

Es fehlte leider damals wie heute ein Bismarck. Einen doppelten Bismarck könnten wir jetzt gebrauchen und haben noch kein Achtel davon. Warum sollten Fehler, die vor hundert Jahren zu unserem großen Schaden gemacht wurden, heute wiederholt werden? Wir haben nur an unsere Zukunft zu denken. Daß dadurch der entsetzliche Krieg verlängert wird, bestreite ich ganz entschieden. Ist denn von unserer Seite nicht oft genug die Friedensbereitschaft feierlich verkündet worden, was hat es genützt?

Die Kriegsziele der 24 Verbände sind mir bekannt, ebenso aber auch die Kriegsziele unserer Gegner. Da diese bekanntlich weit über das hinausgehen, was unsere Verbände verlangen, Ihnen außerdem der Vernichtungswille unserer Feinde bekannt sein muß, wundere ich mich, daß Sie nur diesseits Vernunft predigen und nicht auch der Gegenseite. Warum wenden Sie sich nicht wenigstens an die pazifizischen Organisationen der

feindlichen Länder? Sicher doch nur, weil Sie wissen, daß Spott und Hohn die Antwort wäre. Die Kriegssuggestion ist eben stärker als die Vernunft.

Unsere Gegner werden nach dem Kriege uns hassen, ganz gleichgültig, ob ein Verzichtfriede geschlossen wird oder nicht. Daß aber diese Völkergefühle nicht von großer Dauer zu sein brauchen, sollten Sie als Geschichtsprofessor doch wissen. Ich erinnere hier nur an Japan—Rußland und andere. Die Franzosen machen eine Ausnahme. Wenn wir mit diesen in Zukunft einen wirklichen Frieden haben wollen, so bleibt uns nichts übrig, als nicht nur Elsaß-Lothringen, sondern auch das linke Rheinufer abzutreten und mindestens 50 Milliarden. Das ist doch schließlich die Folgerung Ihrer Gedankengänge.

Wer Neigung zum Selbstmorde hat, der tue dies bald, aber er verlange nicht, daß das deutsche Volk desgleichen tue.

Hochachtungsvoll
N. Schmitt

*

Dem Geheimen Reichskanzler a. D., Herrn Erzberger

drückt die „Deutsche Zeitung" noch folgenden Lorbeerkranz auf sein schon längst mit internationalem Ruhm reichlich bemoostes Haupt:

„Herr Erzberger, über dessen Züricher Interview kein ernsthaftes Wort gesagt werden kann, hat sich neuestens in der Öffentlichkeit in aller Form als ein Mann vorgestellt, der ‚ehrenamtlich und unentgeltlich internationale politische Aufgaben auf dringenden Wunsch der Reichsleitung übernommen' hat. Damit verriet er kein Geheimnis, und für eine nachträgliche Kritik einer derartigen ‚Reichsleitung' bedurfte es dessen auch nicht. Aber die Sache hat neben der lächerlichen Seite, die lediglich Herrn Erzbergers eigene Angelegenheit ist, noch eine ernste, die das deutsche Volk angeht, und das ist der Umstand, daß Herr Erzberger noch nicht in aller Form des halb- oder dreiviertelоffiziösen Mäntelchens entkleidet ist, mit dem er sich seit drei Jahren zu drapieren liebte, in der Meinung, der kindlichen, mit einer solchen Sorge wüchse ihm auch der Verstand. Es geht nicht länger an, daß er als Mann erscheint, der ‚internationale politische Aufgaben' zu erfüllen hat. Die amtlichen Stellen, die einen solchen bescheidenen Geist mit offiziösen Bekleidungsstücken versahen, müssen nun endlich Schluß machen mit dem Mißbrauch dieser ‚fiskalischen Objekte'. Herr Erzberger muß ausgekleidet werden; die Drapierung muß fallen, selbst wenn er klein und häßlich zum Vorschein kommt. Höchste Zeit ist es, daß man von ihm abrückt, daß er nicht mehr in der Gloriole des tiefeingeweihten Sonderemissärs erscheint. Denn schließlich verträgt gerade der neue Kurs keine solchen Hypotheken. Die Reichsleitung hat nach seinem neuesten Streich den begründetsten Anlaß, die doch peinliche Verbindung mit einem solchen Heroen des Geistes abzulehnen. Herr Erzberger hat vollen Anspruch darauf, in den Witzblättern für die nächste Zeit ständig auf dem Repertoire zu bleiben; in die Akten des Auswärtigen Amtes aber gehört er nicht mehr; die Zeiten sind vorbei, seit man die Reichsleitung nicht mehr in Anführungszeichen zu setzen braucht."

Zeit wär's aber, daß ihm das von der Reichsleitung ohne Anführungszeichen auch handgreiflich begreiflich gemacht würde. Es soll nämlich Leute geben, die nicht begreifen wollen. Sie denken eben wie dieser ruhmgekrönte, aber auch mit irdischen Gütern (in den Kriegsjahren besonders) reich gesegnete Heilige: „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze." Gr.

*

Sherlock Holmes auf dem Holzwege

Eine Woche lang konnte man bis vor einigen Tagen an allen Litfaßsäulen Berlins ein Plakat lesen, das folgenden geheimnisvollen Inhalt hatte:

„Vaterlandsfreund! Treuer Patriot! Ihre Briefe vom ... enthalten wertvolle Angaben. Weitere, genauere, wenn möglich persönliche Mitteilungen an die bisherige Stelle sind zu vollem Erfolge baldigst,

dringend erwünscht und erforderlich. Verschwiegenheit wird zugesichert. Bei Erfolg hohe Belohnung."

Abertausende haben es gelesen und sich den Kopf darüber zerbrochen. Wer mag der geheimnisvolle Mann sein, der hier so dringend um weitere, doch offenbar hochinteressante Mitteilungen vor breitester Öffentlichkeit gebeten wird? Die Phantasie aller unserer Kinoschriftsteller ist darüber in Aufregung geraten. Das „Berl. Tagebl." als natürliches Sprachrohr all dieser Neugierigen, greift das Plakat auf, grinst verständnisinnig und orakelt dann also darüber:

„Um einen Vaterlandsfreund und treuen Patrioten zur Hergabe wertvoller Geheimnisse zu überreden, wird mit dem Geldbeutel geklimpert ... Ist das Plakat ein Mittel, das einem unserer bekannten politischen Maulwürfe zur Erreichung geheimer Zwecke dienen soll?"

Wenn ein Laie so urteilen würde, dann würde man zu seiner Entschuldigung annehmen können, daß er es eben nicht besser versteht. Bei der „bedeutendsten Zeitung Deutschlands", wie sich das Blatt in seinen Reklamen selbst wohlgefällig nennt, hätte man aber doch wohl ein größeres Verständnis voraussetzen müssen! Das Plakat war nämlich in jenem Rot gehalten, wie es nur amtliche Stellen für ihre Veröffentlichungen anwenden dürfen. Ohne behördliche Genehmigung wäre es also niemals zum Anschlag gelangt. Daraus ergibt sich mit voller Sicherheit, daß eine Staatsbehörde sein Auftraggeber war, und damit entfallen natürlich auch die einfältigen Unterstellungen des „Weltblattes"! Ähnliche geheimnisvolle Plakate hat es übrigens in politisch erregten Zeiten schon mehrfach gegeben. Meistens hat es sich da um gut informierte anonyme Ratgeber gehandelt, deren Angaben sich als zuverlässig erwiesen hatten. Im ersten Bande seines Romanes „Sebastopol" schildert Sir John Retcliffe (Hermann Gödsche) eine Zusammenkunft Louis Napoleons im Invalidendom mit einem polnischen Flüchtling (Graf Lubomirski), der die Aufmerksamkeit des ehrgeizigen und in den Händen von allerhand Geheimgesellschaften befindlichen Napoleoniden durch einige Memoires auf sich gelenkt hatte, die eine geradezu verblüffende Kenntnis der intimsten Vorgänge an allen in Betracht kommenden Höfen verrieten. Vielleicht suchen die Sherlock Holmes des „Berl. Tagebl." den „Vaterlandsfreund" und „Patrioten" in dieser Richtung ...

Richard Dietrich

*

Was wählen Sie?

Als in den letzten Tagen des verflossenen Kanzlers sich dieser mit der Verbindung des allgemeinen und gleichen Wahlrechtes am Schwimmen halten wollte und ein großer Teil unserer Abgeordneten ob dieses „welterschütternden Ereignisses" eitel Wonne waren, da machte ich mit einer Scherzfrage recht bezeichnende Erfahrungen.

Ich sagte zu jedem Bekannten, den ich traf: Ich habe drei schöne Sachen: einen Schinken, einen Sack Kartoffeln und das allgemeine und gleiche Wahlrecht, was wählen Sie?

Durchweg wurde der Sack Kartoffeln vorgezogen, mit einer Regelmäßigkeit, daß es bei mir große Heiterkeit auslöste, immer denselben Wunsch zu hören. Nur eine Ausnahme fand statt. Ein Herr wünschte den Schinken — weil er zufällig genügend Kartoffeln hatte. Unter den Gefragten befanden sich auch Sozialdemokraten und dabei ein in der Partei bisher sehr tätiger Wirt (ich wohne im Wahlkreis Scheidemanns), aber auch diese machten mit ihren Wünschen keine Ausnahme. Die Sache sollte ein Scherz sein, ist aber sehr traurig. Sie beweist, daß weder Kanzler noch Abgeordnete eine Ahnung von der Volksstimmung hatten.

Das allgemeine und gleiche Wahlrecht sei ihnen unter den gegenwärtigen Umständen vollständig Wurst, hörte ich immer wieder sagen. Bessere Ernährungsverhältnisse und einen baldigen guten Frieden, der uns nicht unerträgliche Lasten auflegt, also kein Scheidemann-Erzberger-Frieden, das sind die Wünsche der weitaus größten Zahl unseres Volkes. Alles andere ist Parteimache und Schwindel.

N. Sch.

*

Zur Naturgeschichte unserer Liebknechte

Im „Vorwärts“ vom 16. Juni 1896 wird berichtet: „Liebknecht in Paris. Einen überaus herzlichen Empfang bereiteten dem Veteran der deutschen Sozialdemokratie die sozialistischen Deputierten Frankreichs und die sozialistischen Gemeinderatsmitglieder von Paris. Das Liebknecht gegebene Bankett gestaltete sich zu einem Verbrüderungsfeste der deutschen und französischen Sozialdemokratie. Die von Jaurès, Guesde, Millerand, Vaillant, Lafargue, Laudrien (dem Vizepräsidenten des Pariser Gemeinderats), Pascal Grousset (ehemaligem Kommunemitglied und sozialistischem Abgeordneten) und anderen an Liebknecht gerichteten Ansprachen atmeten alle den Geist der internationalen Sozialdemokratie. Sie lassen sich alle in den Gedanken zusammenfassen, dem Guesde in begeisterten Worten Ausdruck gab: ‚Mit der wachsenden Macht des Sozialismus und des Klassenbewußtseins des Proletariats verschwinden immer mehr und mehr die Grenzpfähle zwischen der Bourgeoisie aller Länder und dem internationalen Proletariat.‘ — Liebknecht hatte denselben Gedanken in die Worte gekleidet: ‚Für die deutschen Sozialisten sind die französischen Sozialisten, wie die aller anderen Länder, Brüder, die deutschen Kapitalisten Feinde. Es gibt nur zwei Nationen: die sozialistische und die kapitalistische, die Nation der ausgebeuteten Klasse und die Nation der ausbeutenden Klasse . . .‘ — Der internationale Charakter des Festes war noch erhöht durch die Anwesenheit und die Ansprache Peter Lawroffs, des Veterans der russischen Sozialisten, der am 14. Juni seinen 73. Geburtstag feierte.“ Georg

*

Eine Kannegießerei aus dem Jahre 1895

„Im übrigen ist diese ganze ‚Frage‘ des russisch-französischen Bündnisses die reine Kannegießer-Frage. Was verschlägt es uns, wenn es in Frankreich und in Rußland wirklich Komödianten gegeben hätte, die ‚ein Blatt Papier‘ durch Aufkritzlung eines ‚Vertrages‘ makulierten? Wir können niemanden hindern, solche Scherze zu treiben; allein wir wären Narren, wollten wir sie ernst nehmen. Als Caprivi die letzte Militärvorlage mit dem famosen Trugsatz begründete: wir müßten uns für den ‚Krieg mit zwei Fronten‘ bereit halten, lieferten wir den Nachweis, daß Frankreich ohne Rußland unter Umständen uns militärisch gefährlicher werden kann, als Frankreich mit Rußland. Und zwar deshalb, weil in letzterem Fall das britische Reich gezwungen wäre, auf unsere Seite zu treten und uns dadurch die Herrschaft über das Meer zu sichern, was im nächsten Krieg, wo die Ernährung der Millionen-Armeen und der im Krieg befindlichen Völker das Hauptproblem sein wird, den Ausschlag geben muß. Frankreich kann so wenig wie Deutschland ohne überseeische Zufuhr von Brotstoffen leben. Diese Zufuhr kann aber Frankreich allein mit seiner der unsrigen überlegenen Flotte uns zum großen Teil abschneiden, während umgekehrt, wenn England durch die Parteinahme Rußlands zum Krieg mit Frankreich auf unsere Seite gedrängt wird, wir in der Lage wären, uns nach Bedarf zu verproviantieren und Frankreich die ganze Zufuhr von Brotstoffen abzuschneiden. Also verschone man uns mit der deutsch-französischen Kannegießerei von der ‚russisch-französischen Allianz‘!“

So zu lesen im „Vorwärts“ vom 21. Juni 1895. Als Verantwortlicher hat die Nummer Joseph Dierl (Emil Roland) gezeichnet. Hauptleiter war damals wohl Liebknecht der Ältere. G.

*

Vom sterbenden Rokoko

Aus der vom Grafen Bothmer (München) herausgegebenen Zeitschrift „Die Wirklichkeit“:

In seiner Novelle „Der frivole Vaudreuil“ läßt Rudolf Hans Bartsch den Herrn v. Vaudreuil dem Grafen Beaumarchais über eine Audienz bei König Ludwig XVI. berichten:

„Ach Caron,“ rief er müde, „was soll man mit diesem König machen? Wenn man ihm einen alleruntertänigsten Vortrag hält, so

muß alles gut und schön sein wie Gottes Schöpfung am siebenten Tage, da Er sich selber Ruhe genehmigte. Was soll man mit diesem Herrn anfangen, der einem den Rücken dreht, wenn man ihn etwa versichert: Sire, der Adel Frankreichs ist so, wie ‚Figaros Hochzeit' ihn schildert. Sie haben einen lächerlich unnützen Adel, Sire.

Eine öffentliche Aufführung von ‚Figaros Hochzeit' würde nur die elektrische Entladung sein, die, nach Herrn Franklins neuester Theorie, die Lüfte im Kampfe ausgleicht, beruhigt und reinigt.

Und der König dreht mir den Rücken, und die Audienz ist aus! Er dreht mir den Rücken, sage ich Ihnen, so: — — — und die Audienz ist aus ... Ist aus! Was doch soll man mit einem Herrn machen, der nur angenehme Beruhigungen hören mag? ‚Ei so,' seufzte Beaumarchais, ‚er ist von jener Königsrasse, die nur angenehme oberste Untergebene dulden mag. Noch Ludwig XIII. hielt große Stücke auf unangenehme Kanzler. — Richelieu! Und Frankreich war groß und blieb es so lange, als sein Nachfolger sich von ähnlichen, eigensinnigen Willenskräften beraten ließ. Als der Sonnenkönig damit aufhörte, erging es Frankreich gar nicht mehr gut.

Die Herrscher mit den angenehmen Untergebenen zerstören ihre eigenen Reiche. Unsere ruheliebende Majestät ist solch ein Mann. Sie geruht, auf alle unbehaglichen Zumutungen so lange nein zu sagen, bis sie ja sagen muß. Dadurch beraubt sie sich nur des Verdienstes, selber zur rechten Zeit ja gesagt zu haben."

*

Halbwahrheiten

„Ist es besser," fragt der bekannte Schweizer Schriftsteller Jakob Schaffner in der „Deutschen Politik", „dem deutschen Menschen durch die Vorenthaltung von modernen Freiheiten zu westeuropäischen Sehnsüchten und Geistesmoden zu verhelfen, oder ihn durch wirkliche Freiheiten im eigenen Land und hinter seiner Tür nutzbringend und häuslich zu beschäftigen? Die Ausländerei war am größten in Deutschland immer zu den Zeiten der geringsten politischen Freiheit und das Deutschtum am selbstherrlichsten in den Zeiten des wirklichen Liberalismus von Volkes Gnaden. Dieser Satz steht sicher und heilig fest: das deutsche Volk kann jede Freiheit vertragen, aber keine Unfreiheit auf die Dauer, ohne an seiner innern Hoheit und Selbstachtung Schaden zu leiden. Politische Freiheit ist das wahre Gegengift gegen alle kosmopolitische Sehnsüchtelei."

Richtig ist, daß die Ausländerei am größten in Deutschland zu den Zeiten der geringsten politischen Freiheit war. Wann aber waren „die Zeiten des wirklichen Liberalismus von Volkes Gnaden", in denen „das Deutschtum" so „selbstherrlich" herrschte? — Was ist „Wirklicher Liberalismus"? Ein Wort, das jeder nach seinem Belieben deuten kann, ebenso wie „Wirklicher Konservativismus" — bei weiteren Vergleichen käme man noch auf den „Wirklichen Geheimen Rat". St.

*

Nur nicht patriotisch!

Unter den deutschen Lehrern ist die überwiegende Mehrzahl von dem nationalen Gedanken und Willen erfüllt, Tausende kämpften dafür an der Front und nur zu viele erlitten den Heldentod. Indessen gibt es unter den Daheimgebliebenen auch ängstliche, international oder kosmopolitisch angekränkelte Schulmänner, die es für zeitgemäß halten, dem nationalen Wollen und Können Grenzen zu ziehen. So stellt in „Vergangenheit und Gegenwart", eine Zeitschrift für den Geschichtsunterricht, Dr. B. Hennig dem höheren Geschichtsunterricht die Aufgabe, grundsätzlich leidenschaftslos den Gründen der Gegner des deutschen Volkes ebenso gerecht nachzugehen, wie den Beweggründen der eigenen Politik und bezeichnet als unerläßliche Forderung neuer politischer Erziehung den Fortfall der patriotischen Schulfeiern. Diese Schulfeiern seien alt und überlebt, nur Versuche, mit untauglichen Mitteln die Begeisterung der Kriegstage wieder zu beleben. — Da ist Hopfen und Malz verloren!

ein Unabkömmlicher!

Im „Berliner Tageblatt" vom Freitag, 3. August, findet sich in der ersten Beilage folgendes Inserat:

Bankfachmann, erste Kraft, 33 J. alt, 17jg. Praxis, sucht geeignete Tätigkeit in Bank oder Kriegsindustrie. Reklamation Bedingung. Ta. U. 6677 Rudolf Mosse, Tauentzienstraße 2.

Reklamation Bedingung! Daß solche Drückebergereien „erster Kräfte" von 33 Jahren in der Stille geschehen, wissen wir; daß sie aber durch Inserat sich bemerkbar machen dürfen, ist eine Neuheit.

*

Die „demokratische Welle"

Mit dem Strome schwimmen ist doch gar zu schön! — Über eine kleine Äußerlichkeit, die es aber in Wirklichkeit gar nicht ist, wird aus der Kriegsgedenkfeier im Reichstage berichtet:

„Präsident Kämpf begrüßte die Versammlung von Hunderten von Männern, unter denen sich 2 (in Buchstaben zwei) Frauen befanden, mit den Worten: ‚Meine Damen und Herren!' Auch einige andere Redner folgten diesem Beispiel. Nun ist Ritterlichkeit gegen Frauen eine echt deutsche Tugend (böse Zungen freilich sagen: eine Schwäche); aber Ritterlichkeit darf nicht zu einer gewissen Stillosigkeit ausarten. ‚Meine Damen und Herren!' — diese nichtssagende Wendung genügt vielleicht als Anrede bei einer frohgelaunten Tischrede, aber wirkt beinahe komisch bei einer ernsten, großen Männerversammlung, bei der vielleicht eine Frau oder Tochter mehr zufällig sich als Begleitung eingefunden. Versammlungspsychologisch und versammlungstechnisch kann die rechte Form der Anrede zuweilen so schwierig sein, daß es Redner vorziehen, gar keine Anrede zu wählen. Und das hat in dieser Versammlung der Reichskanzler vorgezogen."

Die zwei Damen würden sich ganz gewiß nicht zurückgesetzt gefühlt haben, auch wenn die Ansprachen einfach gelautet hätten: „Meine Herren!" Das darf man wohl bei den Damen ohne weiteres voraussetzen. Anders haben sie's auch wohl nicht erwartet. Aber — die „demokratische Welle", die aus Rußland heranwüstende kosakische Dampfwalze, die sich plötzlich als „befreiende" Reinigungsdusche von deutschem reaktionärem Ungeziefer entpuppt — —!

Die Russen haben ein Sprichwort: „Der Deutsche hat den Affen erfunden." Gr.

*

Die unabkömmlichen Zwischenhändler

Ein Mitarbeiter schreibt uns:

Ein Brief aus nordelsässischen Bauernkreisen wird mir zur Verfügung gestellt, mit der Bitte, zu der hier angeschnittenen peinlichen Frage Stellung zu nehmen. Da ich mich hierin ganz und gar nicht zuständig fühle, da ich aber andrerseits die hier in Betracht kommenden Personen als gut deutschgesinnt und durchaus vertrauenswürdig kenne, so gebe ich diesen treuherzigen Stoßseufzer an den „Türmer" weiter.

Die betreffende Briefstelle lautet:

„Am meisten ärgert man sich darüber, daß uns das Vieh so weggeholt wird. Und zwar von den jüdischen Zwischenhändlern, was für uns Bauern am empörendsten ist. Alle Maßnahmen der Regierung müssen just durch diese Leute ausgeführt werden. Die gehören alle zusammen an die Front! Aber sie sind alle daheim, und jeder hat irgendein Ämtchen. Da kommt heute einer mit einer Mappe unter dem Arm und kontrolliert das Getreide; morgen wieder einer und kontrolliert Milch und Butter; eines schönen Tages kommt einer in der Kutsche angefahren, geht in alle Ställe und nimmt die erste beste Milchkuh heraus: soundsoviel muß geliefert werden! Man hört sagen, daß sie dann damit handeln und unerhörte Profite in die Tasche stecken. Letzthin sollte ich schon wieder eine Kuh liefern, doch machten sie es noch einmal so aus; wenn sie wiederkommen, ist's möglich, daß sie auch die noch holen; dann haben wir noch eine, und die gibt nicht Milch und Butter genug für so viel Köpfe. Alle Mühe, die wir uns vor dem Kriege mit der Spar- und Darlehnskasse gemacht haben, ist verloren. Die Kasse blühte, der Zwischenhandel war zurückgedrängt, aber

jetzt — jetzt mögen die Leute nichts mehr davon hören. Denn sie sagen: ‚Die Juden kriegen ja doch alles'" ...

Wir geben diesen aus unmittelbarem Erlebnis stammenden Beitrag zum Kapitel Zwischenhändler sachlich weiter.

*

Streckmittel!

Die Knappheit an Materialien hat den Lebensmittelsurrogaten, die als wahrer Magenbetrug den Markt überschwemmten, nun glücklicherweise zum größten Teil ein Ende gemacht. Aber leider beginnt man nun von Amts wegen solche Surrogate auszubieten, in Form von Streckmitteln nämlich, die von manchen Ernährungsstellen anscheinend als Ausweg aus jeder Not angesehen werden. Man streckt die Marmelade, indem man Wrucken darunter mischt. Die Folge, da Wrucken leicht verderblich sind: sie verschimmelt in ganzen Haufen. Um so mehr, als niemand sie kaufen will; denn sie ist auch in frischem Zustand völlig ungenießbar, selbst wenn man schon die denkbar geringsten Ansprüche an den Geschmack stellt. Ist denn tatsächlich in der ganzen Braunschweiger Reichsgemüsestelle keine Zunge, die das schon bei den ersten Versuchen feststellen konnte? Nun sind gewaltige Obstmengen, und vor allem der so kostbare Zucker vergeudet, und man weiß im ganzen Reich nicht, wohin mit der „Kunstmarmelade". Wenn man nun im folgenden Winter die ganze Bevölkerung von Amts wegen mit Marmelade versorgen will, dann soll man nur weniger „Kunst" anwenden. Ähnlich wird's neuerdings mit der Butter gemacht. „Streckbutter"! Folge wiederum: die Butter ist infolge der Zusätze, Mehl und Wasser vor allem, weniger haltbar, zum Kochen nicht zu brauchen und endlich nur mit Widerstreben zu genießen. Die Bevölkerung wäre ganz zufrieden, wenn sie die geringen Mengen, die sie erhalten kann, in unvermischtem und brauchbarem Zustand erhielte. Aber diese Pfuschereien verderben auch das Wenige noch.

Allgemein im Brauche ist noch eine andere Art des „Streckens", nicht minder unpraktisch. Es herrscht das Bestreben, der Bevölkerung möglichst gleiche Mengen in gleichen Zeitabschnitten auszuteilen. Dieser an sich selbstverständliche Grundsatz wird nun aber auch auf Lebensmittel ausgedehnt, die dem Verderben ausgesetzt sind, wie Butter, Eier, Fleisch, Fische usw. Statt diese sofort zu verteilen, wenn sie einmal in größeren Mengen vorliegen, sucht man sie auf alle mögliche Weise zu erhalten und legt die Abgabe über einen größeren Zeitraum hin. Als ob man befürchtete, das Publikum könnte sich an einer größeren Portion den Magen verderben. Die Folge aber ist wiederum, daß das Publikum die Sachen oft schon in unbrauchbarem Zustand in die Hand bekommt. Um so mehr, als durchaus nicht überall die geeigneten Räume zur Aufbewahrung und nicht einmal die sachkundigen Persönlichkeiten vorhanden sind. Aber die Leute sollen halt eben nehmen, was sie bekommen. Hand auf und Augen zu! Es ist erschreckend, wie die Geschäftsmoral im Kriege gesunken ist. Man hat nicht mehr nötig, sich viel Mühe zu geben. Man wirft's eben vor die Leute hin, und der Krieg muß den Freibrief für jegliche Unzulänglichkeit ausstellen. **E. K.**

*

Halbes „Jugend" als Jugendvorstellung!

Es ist Tatsache! Diese Verführungsgeschichte in drei Akten wird in Berlin irgendwo als eine Art Kindervorstellung gegeben! In der „Voss. Ztg." (Nr. 393) steht zu lesen: „Mein Weg führte mich an einem der letzten Sonntage an einem Vorstadttheater vorüber. Die Kasse wurde gerade zur Nachmittagsvorstellung geöffnet. Viele **Kinder**, 12—16jährig meist, drängten sich um Einlaß. Man gab — Halbes ‚Jugend'. Und ein etwa 12jähriger versicherte mir, er sehe es schon zum zweiten Male . . ."

Einen „Schutzverband deutscher Schriftsteller" haben wir: wie wär's mit einem Schutzverband für deutsche Jugend?

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß · Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



XIX. Jahrg. Zweites Septemberheft 1917 Heft 24

Klarheit!

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Wenn nicht so viel aneinander vorbeigeredet, so viel „Konstruktionen", Spitzfindigkeiten vorgebracht würden, daß man vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sieht — wie leicht wäre es dann, die innere Einigkeit auch über unsere Kriegsziele herzustellen! Über die Grundfragen sich klar zu werden, das ist das erste. — Gerade weil es durchaus nichts Neues behauptet, nur einfache Wahrheiten, aber klipp und klar, herausschält, will ich hier an ein gutes Wort (in den „Berliner Neuesten Nachrichten") anknüpfen:

„Wie lautet die Forderung für unsere auswärtige Politik?

Antwort: Deutschland muß so stark dastehen, daß ihm niemand das Recht auf freie, friedliche Betätigung auf unserer Erde nehmen kann. Das Recht hierzu kann aber nur auf die Möglichkeit einer erfolgreichen Verteidigung dieses Rechtes gegründet sein. Dieses zweifellose Recht Deutschlands machte ihm bisher streitig England; England, weil es das ‚freie Meer' beherrschte, weil es über den ganzen Erdball Stützpunkte besetzt hielt und weil es bei jeder Gelegenheit Deutschland den Weg vertrat. Da England nicht freiwillig auf diese Vorherrschaft verzichten will, im Gegenteil alles tut, um sie noch zu erweitern, bleibt eben nichts übrig, als es mit Gewalt zu zwingen, gleiches Recht für alle auf und über Meer anzuerkennen.

Abgesehen von einigen unverbesserlichen Idealisten, die dem Wahnbild des ewigen Friedens nachjagen, werden in Deutschland hauptsächlich zwei Richtungen für das Ziel des kommenden Friedens vertreten. Die eine Richtung gipfel in der Forderung nach Stärkung unserer *Festlandsstellung*, die andere in de nach Schaffung eines *zusammenhängenden Kolonialreichs*.

Mir will scheinen, daß das letzte ohne das erste nicht möglich ist, oder positi ausgedrückt: *haben wir das erste, so kommt das letzte von selbst*. Kolonien kann auf die Dauer nur halten, wer die *Macht* und den *Willen* hat, sie zu ver*teidigen*. Hierzu bedarf es einer *Festlandsstellung* — ich möchte sie als ‚strategische Weltstellung' bezeichnen —, so stark und geographisch so gelegen, daß wir jederzeit ungehindert das freie Meer gewinnen können. *Erst dann* ist Deutschland die Möglichkeit gegeben, im friedlichen Wettbewerb seine Kräfte zu entfalten und zu zeigen, daß seine Arbeit den Vergleich mit der Arbeit anderer Völker nicht zu scheuen braucht.

Jedem alten Soldaten ist bekannt, daß er, um seine Aufgabe zu lösen, sich in die Lage des Feindes versetzen muß, um sich zu fragen: ‚Was würde ich jetzt an Stelle des Feindes tun?' Ähnlich ist es auch bei Verfolgung der auswärtigen Politik: *was unsere Feinde wünschen, ist sicher für uns ein Schade, und was jene mit allen Mitteln anstreben, müssen wir mit allen Mitteln bekämpfen.*

England geht auf sein Ziel los, unbekümmert um Recht oder Unrecht. W es die Gewalt hat, da wird ihm sein Recht, das hat die Geschichte bewiesen. I Deutschland haben wir zu viele Leute, die ängstlich fragen: ‚Ist das auch recht?' Das macht dem Herzen dieser Leute alle Ehre, aber überall anders ist diese Fra eher angebracht, als in der *auswärtigen Politik*. Man kann ruhig behaupten, ohne jemandem zu nahe zu treten: Viele Deutsche sind ehrenwerte und ganz klug Leute, sie haben auch im Privatleben ganz praktische Ansichten, sogar so praktisch, daß ihnen der gesunde Egoismus sagt, was ihnen nutzt und frommt; aber ins Große übertragen, auf das Gebiet der auswärtigen Politik, da haben sie ‚ein durch keinerlei Sachkenntnis getrübtes Urteil'. Das gilt noch mehr von manchen ‚Politikern' als von weiten Arbeiterkreisen, die immer mehr das Bewußtsein durchdringt, da nur eine starke auswärtige Politik ihnen die notwendige Arbeitsmöglichkeit verschafft."

Das Recht, die Ethik soll und darf auch aus der Völkerpolitik nicht ausgeschaltet werden. Es fragt sich nur: Was ist da Recht? Hat ein Seeräuber, der sich durch List, Betrug, unmenschliche Greuel zum Herrn der Meere emporgemördert und -geheuchelt hat, ein heiliges Recht darauf, alle anderen Seefahrer, die ihrem friedlichen Berufe zur Wohlfahrt ihrer Völker nachgehen, nach seiner jeweiligen Laune und Willkür von der Benutzung der Seestraßen abzuschneiden, die auf das Meer hinausschauenden Augen dieser Völker mit dem Daumen auszudrücken und in die leeren Augenhöhlen seine beutelüsternen „maritimen" Stützpunkte zu pflanzen? Hat ein unersättlicher Landräuber ein Recht, die von ihm geraubten, gebrandschatzten, verwüsteten, in ihrer natürlichen höheren Entwicklung niedergeknuteten Völker und Länder in alle Ewigkeit unter seiner Faust zu halten?

Wo bleibt da die „sittliche Forderung“ des „Selbstbestimmungsrechtes der Nationen“? Sehen wir einmal ganz von unseren eigenen Stammesbrüdern ab, die ja ür gewisse Auch-Deutsche nicht mitzählen: wer möchte behaupten, daß Finnänder, Esten, Letten, Ukrainer, alle Randvölker Rußlands nicht lieber ihr eigenes Leben leben würden, als es von den moskowitischen Kosakenstiefeln zerstampfen, ür moskowitische Landräuberei verbluten zu lassen? Oder — den Blick nach Westen gerichtet: daß die grundgermanischen Vlamen, diese zwei Dritteile des ogenannten „Belgien“, nicht lieber als freies Flandern sich unter den Schutz des Deutschen Reiches begeben würden, als unter einem „wiederhergestellten Belgien“ todsicher in den ihnen verhaßten französischen Stall gepfercht zu werden? Ja, wenn alle diese Völker nur frei über sich bestimmen, frei wählen könnten, ohne befürchten zu müssen, daß sie wieder der Willkür ihrer früheren oder künftigen Herrschaft ausgeliefert werden! —

Wenn die „demokratisch“ regierten kriegführenden Völker wirkliche Demokratien wären, wirklich über ihr Schicksal selbst verfügten —: der Krieg wäre morgen zu Ende! Aber je „demokratischer“ die Regierung, um so unfreier der demos, das Volk. „Demokratische“ Regierungen sind der Tod der Demokratie. Nirgend ist die Masse des Volkes eine so willenlose, betäubte und gepeitschte Herde, wie in sogenannten Demokratien. Im Kern, in den entscheidenden, den letzten Lebens- und Gewissensfragen, ist das monarchisch regierte deutsche Volk das demokratischste Volk der Welt. Läßt sich ein noch erhabenerer Beweis dafür denken, als dieser Weltkrieg? Keine Macht der Erde hätte das deutsche Volk auch nur n einen solchen verbrecherischen Raub- und Vernichtungskrieg zwingen können, wie er gegen uns verübt wurde. Als eine abscheuliche, empörende Ehrenkränkung aber würden wir alle den Gedanken empfinden, wir könnten einen solchen Krieg volle drei Jahre „durchgehalten“ und nach diesen drei Jahren für solche Ziele noch weiter unser und anderer Blut vergossen haben! Das glaubt wohl keiner unter uns. Und die Völker der „Demokratien“? Wenn auch fauchend, in die Bügel schäumend — sie folgen doch alle sklavisch ihren „demokratischen“ Machthabern. Am unwilligsten vielleicht die Russen — weil ihre „Demokratie“ noch sehr jungen Datums ist? Und wer hat die Friedenshand, die Bruderhand — lebensgefährlich zwar und mit kaum zu verantwortenden Opfern — aber doch immer und immer wieder ausgestreckt: waren es die verbündeten „Demokratien“ oder die verbündeten Monarchien? Die „demokratisch“ regierten Völker folgen nach wie vor der „Freiheit“, unentwegt von ihren Machthabern zur Schlachtbank getrieben zu werden, und diese Machthaber sind zwar keine angestammten ritterbürtigen Herzöge, aber aufgerückte Advokaten, Börsenjobber, Preßmagnaten und dergleichen romantische Schwärmer mehr für „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“. — Gegen diese letzten Entscheidungsmale, durch eine Welttragödie ohnegleichen erhärteten Tatsachen bedeuten die mancherlei Rückstände und Mängel in unserem Gesellschafts-, Verfassungs- und Verwaltungsleben, die weder gerechtfertigt noch in Schutz genommen werden sollen, am Ende doch nur Schönheitsfehler. —

Wenn es bei der einmal errungenen Macht noch sein Bewenden hätte, wir würden über die Mittel, durch welche sie errungen wurde, hinwegsehen, denn

wir können nicht die ganze Weltgeschichte zurückrevidieren. Aber wenn die so er-
rungene Macht dazu dienen soll, diese Macht mit den selben Mitteln zu ver-
ewigen, also auch die selben Mittel zu verewigen, weit über das natürliche be-
rechtigte Bedürfnis hinaus und nur, um auf Kosten anderer Völker herrlich und
in Freuden als unumschränkter Herrscher zu thronen und zu genießen, dann ist das
jener, die Gottheit herausfordernde Frevelmut, den die alten Griechen Hybris
nannten, vor dem sie sich — „alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis“ — „be-
kreuzigten“.

Fühlen wir nun wieder festen Rechtsboden unter den Füßen? Haben wir
noch zu fragen: „Ist es auch Recht?“ wenn wir dem Seeräuber sein Raubschiff
versenken, wo das Meer am tiefsten ist? Dem Landräuber seinen Raub aus dem
immer noch unersättlichen, wenn auch noch so „demokratischen“ Rachen reißen?
Dem wütenden Kampfhahn die Sporen und den Schnabel beschneiden, dem
eiteln Kräher ein paar Federn ausrupfen, die — von Rechts wegen — uns ge-
hören, mit denen er sich komödiantenhaft nur geschmückt hat? — !

Aber recht haben und recht behalten ist zweierlei. Um es deutlich zu sagen:
ich traue unserem herrlichen Heere zu Lande, zu Wasser und in der Luft mit seinen
gottbegnadeten Führern alles zu, nur das nicht, die Scharten, die uns eine rat-
los umhertastende, sonst aber instinktlose, von allen guten Geistern verlassene
Politik geschlagen hat, in aller Schönheit und Schärfe blitzblank wieder auszu-
wetzen. Das ihnen — zu allem anderen — noch zuzumuten, wäre frevelhafte
Vermessenheit; sie schirmen und schützen uns schon mit Opfern, wie unsere elende
Parteistänkerei und schmutzige Kriegswucherei sie gar nicht verdient. Aber es
geht ja nicht um diese schäbigen Krippenraufer, es geht — ganz nüchtern — um
die Selbsterhaltung und um die Weiterentwicklung, was im Grunde ein
und das selbe ist.

Da sollten wir uns vor allem darüber klar werden, was wir erringen können
und was wir erringen müssen. Wir können ein „großes“ Kolonialreich, wir
können eine erweiterte und erhöhte Festlandstellung erringen. Das heißt:
eines oder das andere. Das eine und das andere dürfen wir uns jedenfalls nicht
als unverrückbares Kriegsziel setzen. Entscheidend ist die Frage: Was müssen
wir erringen, auf welches von den beiden Kriegszielen müssen wir mit gesammel-
ter Kraft, unzerbrechlicher Entschlossenheit hinarbeiten? Da meine ich unbedingt:
auf die verstärkte Festlandstellung.

Lassen wir es doch ruhig darauf ankommen, daß England uns erklärt:
ich behalte deine von mir gestohlenen Kolonien. „All right, lieber John. Be-
halte du unsere Kolonien. Wir behalten ganz Belgien, nicht als einverleibte
eroberte Provinz — wie? —: das geht dich gar nichts an, das ist unsere Sache;
darüber werden wir uns mit den Bevölkerungen schon einigen. Ohne uns selbst
vorgreifen zu wollen: vielleicht behalten und bekommen wir noch was zu. Wir
behalten aber auch in dem selben Sinne nicht nur Kurland und Litauen, was ja
nur selbstverständlich ist — Livland und Estland sind auch alte deutsche Reichs-
und Kulturlande; so werden wir gute und getreue Nachbarn eines freien Finn-
lands. Und für eine verbündete freie Ukraine werden wir natürlich unser Bestes

tun. Das ist nur unser bescheidenes Ziel, aber die Ziele unserer Freunde und derer, die uns nach dem Frieden als Freunde zuwachsen werden, sind auch unsere Ziele. Wir werden uns innerhalb dieses recht ausgedehnten und immer noch ausdehnbaren Freundesbundes, was wir an Rohstoffen und sonst noch brauchen, auch ohne deine gütige Erlaubnis beschaffen. Grau, teurer Freund und Vetter, ist alle Theorie, in der Praxis kommt es manchmal anders. Nun, John, rede du. Aber bitte in bar, Völkerrechts-Wechsel auf deine noch so eigenhändig gezeichneten Ehrenwörter werden nicht diskontiert."

Die selbstverständliche Grundlage ist und bleibt natürlich immer die gegebene Kriegskarte. Behält die aber auch nur im ganzen die heutigen Grenzen, dann ist nicht einzusehen, durch welches Mittel uns England zwingen könnte, aus unserer politischen Ruhe herauszutreten. Amerika? Es war schon als „Neutraler" Englands Bundesbruder, Hoflieferant und Geldgeber, es ist — halb verführt durch unsere leidende Boxerpolitik — in den Krieg nur eingetreten, weil seine Großkapitalisten sich ernstliche Sorge um ihre in England angelegten Spargroschen aus dem kleinen, aber sauberen Munitionsgeschäft machen. Nichts törichter, als die Machtmittel der Vereinigten Staaten zu unterschätzen, aber bis sie militärisch wirksam eingreifen könnten, werden Monde um Monde wechseln, werden die Würfel schon in Europa gefallen sein, werden unsere U-Boote den feindlichen und den England dienstbaren neutralen Weltfrachtraum so zusammengedrückt haben, daß auch den V. St. das Hemde näher liegen wird als der Rock. Zar und Prokurist Wilson könnte dann an Japan, nur um es — vorläufig — in Ruhe zu halten, vielleicht Preise zahlen müssen, die mit Geld und Geldeswert nicht mehr aufzuwiegen wären, weil sie einfach einem politischen Kotau, einer Selbstentäußerung der Souveränitätsrechte der V. St. gleichkämen. Was brauchte Japan denn noch viel von einem „Amerika" zu fürchten, das seinen Schiffsraum, seine hastig „ausgebildeten" Land- und Seestreitkräfte in den Dienst der Entente gestellt, nach Europa abgeschoben hätte? Japan, im Einvernehmen mit den Mittelmächten, wäre in der Lage, einen solchen Druck auf Rußland auszuüben, daß Rußland, im Westen und Osten bedroht, gar nicht anders könnte, als diesem doppelten Drucke nachzugeben. England aber hätte dann keine Wahl. Ohne die Hilfe Rußlands und seines amerikanischen Freundes, der dann genug mit Japan zu tun hätte, müßte es mit den Mittelmächten Frieden schließen — womit dann endlich der Weltfriede gegeben wäre. Japan würde dabei mit Unterstützung der Mittelmächte nicht zu kurz und nicht zu spät kommen. Japan hätte am klügsten gerechnet. —

„Konjekturalpolitik" —? Wirklich? — Und wenn: Könnte das heute noch eine Wertminderung bedeuten, nachdem so viele günstige Konjunkturen ungenützt geblieben, ja in das Gegenteil verkehrt worden sind? Auch mit England wurde in der denkbar falschesten Tonart gesprochen, wenn man es nicht geradezu darauf anlegte, den weniger „differenzierten" Vetter unverschämt oder stutzig zu machen. Im Tremolo des zittrigen, aber durchaus ehrbaren Greises wurde man bei ihm vorstellig, was der Herr Vetter nun einmal grundsätzlich mißzuverstehen pflegt, indem er entweder ein geheimnisvolles Zeichen nach der Stirngegend macht und dazu einen dunkeln Spruch murmelt, wie etwa: „Du bist verrückt, mein Kind",

so gefällst du mir, oder aber die Sache für eine ausgekochte Gemeinheit, Lüge Intrige hält, auf die er bestimmt nicht hereinfallen werde. Lord Haldane, der begierige englische Kriegsminister und Unterhändler, wurde bei uns als bege ter, selbstloser Deutschenfreund gefeiert und — eingeweiht. Es gelang seine feierten und (mit Nutzen) eingeweihten Deutschfreundlichkeit, ganz bedeu Abstriche von unserem Flottenprogramm durchzusetzen; auch lag es nicht an von Bethmann, daß nicht noch weitere Abstriche gemacht wurden. Nur die länder waren so ruppig oder „vornehm", auf seine circenhaft verführerischen ferten nicht anbeißen zu wollen. Hätte ein anderer nichts Eigenes angeb aber sonst mit ihnen ein richtiges weltpolitisches Geschäft „gehandelt", wie wohl erwartet hatten, vielleicht wären sie dann zugänglicher gewesen, obwoh Karre schon Jahre vorher verfahren war. Gerechterweise muß Herrn von mann zugebilligt werden, daß auch er schon eine Erbschaft hatte überneh müssen — die hypothekarischen Belastungen setzten ja unmittelbar nach Bism „Abgange" ein, — und es ist gewiß nur zu loben, daß Herr von Bethmann Versuch machte, sich mit England zu verständigen. Aber wenn es unter sol Umständen nun einmal nicht wollte und darüber schließlich auch kaum noch e Zweifel aufkommen ließ, dann mußte man doch endlich sich darüber klar wer was das eigentlich zu bedeuten habe, und danach seine Maßnahmen, politi militärische und wirtschaftliche, treffen. Ist das geschehen? Die Antwort wird mir wohl erlassen.

Aber das Grundübel des verflossenen Systems war ja gerade, daß lieber den Kopf in den Sand steckte, als die Dinge so zu sehen, wie sie w daß man mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekt nur immer herumbastelte, bis endlich die rauhe Wirklichkeit, die ihrer nicht spotten läß zwischenfuhr und das mühselig-pedantisch zusammengeklaubte Kartenhäusch alle Winde zerflattern ließ. Wieder die Wahrheit, daß in der Politik die nichts, die Persönlichkeit alles bedeutet. Aber welches Lehrgeld! — Einer and gearteten Persönlichkeit hätte es, trotz allem, was dagegen an Widerständen an- und festsetzen durfte, doch noch gelingen mögen, auch England in ihren B kreis zu ziehen und es wenigstens so lange in diesem Banne zu halten, bis der ei Ring um uns herum in der einen oder anderen Weise gesprengt war. F konnte das nicht in den alten Gleisen geschehen, denn die waren längst ausgel auch nicht mit einer Politik nie enden wollenden Wägens und Erwägens, die war in ihrer Entschluß- und Tatenlosigkeit bald erkannt und durchschaut. welcher noch so kühne Entschluß, welche noch so wagemutige Tat hätte grö Unheil heraufbeschwören können, als es dieser namenlose Krieg ist, dessen F sich auch heute noch nicht übersehen lassen?

Auch heute noch nicht! Ist sich unser Volk in allen seinen Schichten im vierten Kriegsjahre, über die unerbittlichen Molochsforderungen dieses Kri auch wirklich klar geworden? Zwar mußte selbst der „Vorwärts" des Scheidemann nach dem — andere nicht überraschenden — Zusammenbruche se verstiegenen Hoffnungen auf dem sozialistischen „Friedenskongreß" in Stockh nicht nur durch Paßverweigerung der feindlichen Regierungen, mehr noch d

as enttäuschende, niederschmetternde Gebaren der ohne Gegenliebe heiß umworenen „Genossen“, in das Geständnis ausbrechen: „Für die deutsche Arbeiterschaft ei damit eine Lage von ungeheurer Klarheit geschaffen, einer Klarheit, der gegenüber es kein Versteckspielen und kein Kopf-in-den-Sand-Stecken gebe“. Und, vie es nur immer in einem „alldeutschen“ Blatte hätte stehen können, bekannte er „Vorwärts“ weiter:

„Die Erkenntnis, deren wir uns jetzt [erst jetzt?] mit jeder Faser bewußt sein nüssen, lautet: die westlichen Ententestaaten sind jetzt [!] entschlossen, den Krieg is zur Entscheidung der Waffen durchzuführen. Sie verwerfen jede Verständiung, ehe nicht ein Teil am Boden liegt. Sie wollen den Krieg nicht beenden, he sie ihre Raubziele und Zerschmetterungspläne gegenüber Deutschland durchesetzt haben. In keinem Augenblick des Krieges ist vielleicht so klar gewesen, daß ine Verlängerung nicht zu vermeiden ist. Aber in keinem Augenblick des Krieges var gleichzeitig so klar, daß die Schuld dieser Verlängerung ganz allein und ausschließlich unsere Gegner trifft, daß Deutschlands Wille auf Verständigung und Beendigung dieses Krieges wohl da ist, aber von der Gegenseite nicht erwidert wird. Wenn wir von Verlängerung des Krieges sprechen, so sind wir uns damit bewußt, daß dieses Wort Trauer und Niedergeschlagenheit in unzählige Herzen senken wird. Wir malen uns die unmutvollen Gebärden der Feldgrauen, die auf baldige Heimkehr zu Weib und Kind hoffen, mit innigstem Mitgefühl aus, wenn wir ihnen erklären: Der Krieg wird noch fortdauern. Aber wir ragen sie gleichzeitig: Sagt selber, was soll geschehen, was sollen wir tun gegenüber der einen ehernen Tatsache, daß unsere Gegner nicht mit uns Frieden schließen wollen?! Welches Entgegenkommen kann noch fruchten oder von Aussicht auf Erfolg begleitet sein gegenüber den Regierungen, welche ihren Sozialisten die Pässe nach Stockholm verweigern?! Keine Worte konnten ihre feste Entschlossenheit zur Fortführung des Krieges sinnfälliger ausdrücken als diese eine Tat! Ja, was bleibt? Wir sind zur Verständigung bereit, man weigert uns die Verständigung. Wir sind mit Vernichtung bedroht, wir müssen uns wehren, wenn wir nicht selber unsere Vernichtung wollen. Hart, klar, aber auch einfach steht diese Erkenntnis vor uns. Die Antwort auf die ausgestreckte Friedenshand ist die schmetternde Boxerfaust gewesen! In diesem Augenblick gibt's nur noch eine Möglichkeit: uns unserer Haut wehren.“

Wenn diese Erkenntnis nun auch dauernd, bis zum siegreichen Ende, haften bliebe! Die bitterste, die unbarmherzigste Wahrheit ist immer noch barmherziger als traumselige Selbsttäuschung, die den Nachtwandler rettungslos in den Abgrund stürzt. — Wollen wir uns in dieser „ungeheuren Klarheit“ nicht wieder, wie in den unvergeßlichen Augusttagen von 1914, alle, alle zur lückenlosen ehernen Mauer zusammenschließen, keine Parteien mehr, nur Deutsche, nur Brüder noch kennen?

Brüder! Vertagt doch wenigstens euren unseligen häuslichen Hader, und sei es nur um ein paar Monate, sei es nur ein halbes Jahr! Fügt euch nicht nur einem anbefohlenen „Burgfrieden“, nein, gelobet einander aus innerstem Herzen einen heiligen Gottesfrieden! Kann es um Heiligeres gehen, als um alles, was

euch lieb und teuer ist, um Haus und Herd und Heimat, und was jedem von eu
sonst ein Heiliges ist! Stellt euch nicht nur mit eurer Hände und Köpfe Arbei
stellt euch mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele hinter die Held
draußen, die für euch täglich, stündlich, jeden Augenblick dem bleichen Tode — u
Schlimmerem noch! — ins hohle Antlitz schauen. Ihr ahnt ja gar nicht, welc
unwiderstehliche Kraft von solchem Gebet — das ist es vor dem Herrn d
Heerscharen — auszugehen vermag! Dann wird das Ende dieses Blutwahn
dieser Jahre um Jahre gegen unser friedliebendes Volk verübten schändlich
Mordversuche kommen. Nicht durch liebegirrende Worte, nur durch Widersta
und Widerangriff, der sich nicht beugen und nicht brechen läßt. Erst wenn d
Feinde sich an unseren eisernen Mauern vor und hinter der Front die Köpfe ei
gerannt haben, daß sie bekennen müssen: Es nützt uns alles nichts, wir opfer
uns umsonst — dann werden die von ihren Regierungen geschundenen, aber mi
schuldigen Völker sich dazu aufraffen, ihren von allen Teufeln ruchloser Macht- u
Goldgier besessenen „demokratischen" Autokraten den Gehorsam zu verweiger
und Frieden, nur Frieden zu verlangen.

Es geht um andere Dinge, als um einen ärgerlich-gemütlichen Umzug au
dem ersten Stockwerk in das zweite oder dritte. Brandstifter unterhalten ein Feue
um unser Haus: Löscht den Brand! Schützt das Haus! Wieviel Blut soll noc
verströmen, euch die Augen klar zu waschen, euch Blinde sehend zu machen?



Zwischen zwei Gewittern · Von Helene Brauer

Die Kastanien am Weg
Stehn noch mit nassen Stämmen,
Alle Bäche Blütenstaub schwemmen,
Die Sonne fällt scharf und schräg

Und läßt die Lachen in Zorn
Aufblitzen wie böse Blicke;
Furchtsam schmiegt sich die Wicke
Eng an den Rittersporn.

Kaum atmet die Wiese auf,
Die vom ersten Gewitter befreite,
Da schiebt schon schwer das zweite
Blauschwarze Wolken herauf.



Zwischen Trichtern

Patrouillenskizze aus dem Tagebuch eines Vizefeldwebels

Langsam senkt sich die Nacht auf die Trichterstellung vor Ypern herab. Die Ruhe der Dämmerstunde gibt dem Abend etwas Friedliches. Die Stellung ist sehr „windig", da wir außer unserem Trichter noch 5 andere Sprengtrichter auf 25—80 m Entfernung vor uns haben. Diese Trichter stammen von früheren deutschen und feindlichen Sprengungen und sind jetzt von den Engländern besetzt. Nun wird gemunkelt, daß die Engländer durch schwarze Truppen abgelöst seien. Daraufhin kommt der Befehl, eine äußerst lebhafte Patrouillentätigkeit zu entfalten. Gegen 4 Uhr war ich beim Kompagnieführer gewesen und hatte mich über den genauen Auftrag einer von mir zu führenden Patrouille erkundigt. Alles war eingehend besprochen worden, und jetzt ruhen sich meine Leute, die mit mir wollen, noch etwas aus. Um 11 Uhr sollen wir vorgehen und möglichst Gefangene mitbringen. Befehl war, so weit wie möglich an oder in die feindlichen Trichter vorzudringen. Die Nacht ist stockdunkel, und der Himmel bewölkt. Man kann kaum 2 Meter vor sich sehen. Bei der kurzen Entfernung der Stellungen und den lebhaften Postenplänkeleien muß die Patrouille völlig zur Schleichpatrouille werden. Dementsprechend ist auch unsere Stärke und Ausrüstung. Ich habe mir 4 Mann genommen, von denen zwei als Sicherung zwischen uns und unserm Graben zurückbleiben sollen. Jeder hat eine Handgranate bei sich, die Leute ihre Gewehre und ich meinen Revolver und Patrouillendolch. Pünktlich um 11 Uhr übersteige ich unsere Deckung, hinter mir meine Leute. Kaum sind wir an unserm Drahtverhau angelangt, da kommt auch schon die erste Leuchtkugel. Regungslos verharren wir in unseren augenblicklichen Stellungen, den Blick starr nach vorwärts gerichtet. Nun ist sie erloschen und wir durchklettern unser Drahtverhau. Es dauert lange, bis wir alle drüber weg sind, ein Patrouillendurchlaß ist leider nicht da. Jeder schimpft innerlich über die verdammten Leuchtkugeln, die uns das Vorgehen so erschweren. Platt auf dem Bauche liegend, beginnen wir langsam vorzukriechen. Das ist schon mehr eine Berg- und Talbahn, aber kein Kriechen. Immer von einem Granatloch ins andere. Bald ist der Kopf oben und die Füße tief unten, bald ist es umgekehrt. Wie die Schlangenmenschen winden wir uns vorwärts. Die Granatlöcher sind alle mit einer schmutzigen Lehmbrühe angefüllt, die uns schon völlig durchnäßt hat. Trotz der vielen Leuchtkugeln kommen wir verhältnismäßig rasch weiter, und jetzt lasse ich meine beiden Sicherungsposten zurück, jeden in einem Granatloch liegend. Nun erst beginnt die eigentliche Patrouille. Einen meiner Getreuen links, den andern rechts von mir, arbeite ich mich vorwärts. Wie oft haben wir das schon zusammen gemacht, und doch steigt jedesmal wieder ein Gefühl der Ungewißheit in mir auf. Werden wir etwas erreichen können? Das ist die Frage, die uns alle quält, das eigene Wohl tritt ganz zurück. — Schlangenartig müssen wir uns durch das Gewirr von Stacheldrähten und Granatlöchern winden. Aber es geht, muß gehn! Der Gegner hindert uns sehr durch sein andauerndes Maschinengewehr-Streufeuer. Ich nehme mir vor, heute

abend den Stand des Maschinengewehres und die Möglichkeit eines holens festzustellen. Schon sind wir am feindlichen Trichterrande ange Es ist dies der sogenannte Hexentrichter. Das Maschinengewehr hat Schießen eingestellt. Wir warten einen günstigen Augenblick völliger D heit ab, und mit einem kühnen Schwunge sind wir im feindlichen Trichter. sichtig kriechen wir den Rand herab. Gleich müssen wir ja den feindlichen G bemerken. Doch nichts derartiges. Wir sind jetzt am Rande des Trichtersees noch immer kein Laut und kein Merkzeichen einer feindlichen Besetzung. J Trichter denn verhext? Trotz der völligen Dunkelheit versuchen wir uns g seitig anzusehen, und ich glaube, ein stiller Beobachter hätte sehr enttäuschte Ges wahrgenommen. Ein plötzliches Gefühl des Übermutes packt mich, und ich m mit der Hand eine Bewegung, die andeutet: wir wollen auf jenem großen B am Rande des Wassers quer über den Trichtersee gondeln. Mein rechter N mann macht sofort Anstalten, unser neuestes Kriegsschiff herbeizuholen. Doc nächsten Augenblicke bin ich wieder der klarberechnende Führer. „Allzu straf spannt, zerbricht der Bogen“, so mahnt mich eine innere Stimme, und ich beg sofort, immer am Wasser lang, meinen Weg auf dem Bauche nach der rückwär Hälfte des Trichters. Da plötzlich beginnt es in unserm Rücken zu knallen, tack, tack ... Das ist doch keines von unseren Maschinengewehren! Also ein fe liches. Aber wo steht das Biest eigentlich? Im vorderen Trichterrande ist es gebaut und wir sind also unbemerkt daran vorbeigekrochen. So wären wir glücklich hinter der ersten feindlichen Linie. Ein Gefühl stolzen Selbstbewußt durchzieht bei diesem Gedanken meine Brust. Einen Augenblick verschnaufen da kommt auch schon wieder so eine verfl. ... Leuchtkugel hoch. Ich drücke Gesicht so fest wie möglich in den Boden, damit die Hautfarbe uns nicht ver kann. Ist das Erde? Es ist so sonderbar massiv und ein abscheulicher Geruch mir in die Nase. In meinem Magen regt sich irgend etwas. Es ist die höchste daß es wieder dunkel wird und ich meinen Kopf heben kann. Ich fühle mit d Hand dahin, wo mein Gesicht lag; gerochen habe ich schon, was es ist, meine Ha bestätigt mir's. Ein halbverwester Leichnam! Wir kriechen weiter. Langs beginne ich eine Hackenschwenkung zu machen. Wir müssen umkehren, meine zeigt schon ½1 Uhr vorbei. Ich habe anscheinend nicht genau denselben Weg funden, den wir vorgekommen sind. Rechts bemerke ich die Umrisse eines and Trichters. Vorsichtig überkriechen wir den Trichterrand und atmen erleic auf, den Hexentrichter wieder hinter uns zu haben. Da höre ich rechts zwisc Hexen- und dem anderen Trichter ein Geräusch, das vom Einrammen von Pfäh herrührt. Ganz deutlich können wir das Hin- und Herlaufen der Leute und d Zurufe hören. Es ist echtes Englisch. „Wirklich sehr angenehm, John Bull! Zw Fliegen auf einen Schlag fängt man nicht immer. Erstens sitzen deine Söhne noch immer uns gegenüber, und zweitens willst du deine Trichter untereinand verbinden. Wirklich ein reizendes Futter für unsere Artillerie!“ Vorsichtig kriec wir weiter zurück. Zwischen den Trichtern und Granatlöchern suchen wir uns Weg. Nun müssen wir etwas links halten, um unsere Sicherungsposten wieder z treffen. Wir sind kaum 15 Meter vom englischen Graben weg, da fängt das M

schinengewehr von vorhin wieder an. Wir liegen direkt im Schußfeld. Tack, tack, tack, tack, wie ein Telegraph klingt der Abschuß. Die Kugeln pfeifen uns um die Ohren. Wir müssen liegen bleiben und warten, bis sich die Kerls wieder beruhigt haben. Sind wir bemerkt worden oder ist es Zufall, daß wir so unerwartet beschossen werden? Plötzlich ertönt vor uns ein schriller Pfiff. Das Maschinengewehr verstummt sofort. Das kann ja nett werden: Wir liegen knapp 15 Meter vom feindlichen Graben weg im Streufeuer eines Maschinengewehrs und vor uns eine feindliche Patrouille, die anscheinend in den Graben zurückkehren will. Jeder weiß, daß es jetzt das Äußerste gilt! Werden wir gesehen, so gibt es einen Kampf um Sein oder Nichtsein, Leben oder Tod, gefangen sollen sie keinen bekommen! Ich reiße meinen Revolver aus der Tasche und entsichere. Die Linke hält krampfhaft den blanken Patrouillendolch umfaßt. Zum Handgranatenwerfen sind wir leider zu dicht beisammen. Wir liegen ruhig und gefaßt in unsern Granatlöchern. Wenn man nur wüßte, wie stark die Patrouille ist! Vielleicht können wir einen davon abschnappen, oder soll ich in kühnem Angriff die Kerls über den Haufen rennen? Eine Leuchtkugel kommt uns zu Hilfe und stört mich in meinen Angriffsplänen. Langsam steigt sie hoch und beleuchtet neun gebückte Gestalten in Schottländer-Uniform, die im Gefühle der Sicherheit so dicht vor ihrem eigenen Graben jede Vorsicht außer acht lassen. Neun Mann! Das ist des Guten zuviel! Ich muß mich auf eine etwaige Defensive beschränken. Der Spieß hat sich gewendet, nun sind wir die Dummen. Ich habe das Gefühl, als säßen wir in einer Mausefalle, während langsam die Katze näher kommt. Aber wehrlos sind wir nicht! Das ist der einzige erfreuliche Gedanke bei der Sache. 3 gegen 9! Ein ziemlich ungleiches Verhältnis. Die Leuchtkugel ist erloschen. Bewegungslos, den Atem anhaltend, starren wir ins Dunkle. Wann geht's los? Wie geht es aus? Da! Was ist das? Die Patrouille biegt rechts ab und geht dicht an uns vorbei, ohne uns zu bemerken. Nun heißt es aber möglichst rasch verduften und aus dem Schußfeld des Maschinengewehrs kommen. Jeden Augenblick kann die Knallerei wieder losgehen. Ungefähr 10 Meter sind wir weggekrochen, da höre ich vor mir etwas hinfallen. Unwillkürlich werfe ich mich in ein Granatloch. Eine gelblich-lehmige Flüssigkeit spritzt über mir zusammen, zugleich vor mir ein fürchterlicher Knall. Splitter fallen nieder. Eine Handgranate. Also haben uns die Engländer doch noch bemerkt. Ich befinde mich in einer äußerst beneidenswerten Lage. Trotz des Ernstes der Lage muß ich beinahe auflachen. Man denke sich: Ein Wannenbad nachts um 1 Uhr zwischen zwei Stellungen. Als Badewanne ein Granatloch, als Wasser eine dicke Lehmbrühe! Trotzdem muß ich ruhig verharren, man weiß ja nicht, was die Engländer tun werden. Da zupft mich plötzlich jemand am Rock. Mein linker Nebenmann ist rangekrochen und berichtet flüsternd: „Meine Handgranate hat sich in einer Drahtschlinge verfangen. Der Geruch der brennenden Zündschnur hat mich aufmerksam gemacht, daß die Granate abgezogen ist. Rasch habe ich das Ding weggeworfen, gleich darauf ist's losgegangen.“ Das also war die vermeintliche englische Handgranate! Ich krieche aus meiner Badewanne heraus und nun kommen wir ziemlich unbehindert vorwärts. Meine Uhr zeigt 1.25 Uhr. Schon so spät! Macht nichts, wir sind ja gleich „daheim“. Wo nur unsere Sicherungsposten geblieben sind, hier müssen sie

doch liegen! Nichts zu machen. Kein lebendes Wesen außer uns zu entdecken. W kriechen weiter. Dicht vor unserem Drahtverhau werden wir angerufen. Es s die zwei Posten, die sich vor der englischen Patrouille etwas zurückziehen mußt So rasch wie möglich übersteigen wir unser Drahtverhau, und bald sind wir in unserm Graben gelandet. Es ist gerade 5 Minuten nach ½2 Uhr. Ich entla meine Leute und erstatte meinem Kompagnieführer Meldung. Er ist sehr zufried mit dem Erfolge und gibt die Meldung gleich zurück. Langsam gehe ich nach mein Unterstande, wenig zufrieden mit dem heutigen Abend. Ich hätte zu gerne englische Patrouille gefaßt, aber ich muß froh sein, daß wir dieses Mal so ungeschor davongekommen sind. Während ich mich niederlege, schickt unsere Artillerie a Grund meiner Meldung ihre ersten Grüße nach den Engländern, und das Heul der Granaten singt mir das gewohnte Schlummerlied.



Kirchenfenster des Nachts : Von Ina Seidel

Eins sind Sturm und Nacht.
Himmel, Erde, Bäume
Sausen schwarz entfacht,
Wankend alle Räume.
Straße steigt und fällt,
Meine Augen sind
Mit der ganzen Welt
Ausgelöscht und blind. —

Da mit eins — ein Riß
Klafft, ein Tor des Lichts
Sprengt die Finsternis,
Schwebt, gewölbt im Nichts.
Still und unverrückt
Im Geschwank der Nacht
Auf mich hingezückt
Milder Strahlen Schacht.

Nachtverschmolzen stehn
Turm und Kirchenquadern.
Süße Ströme gehn
Aus der Orgel Adern
Zu mir nieder schräg,
Und der Sturm zerbricht
An dem Engelsweg
Von Musik und Licht.



Wolhynien

Von Walter Wolff, im Felde

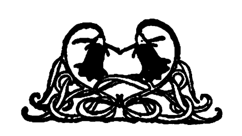
Schwermut, grenzenlose, allumfassende Schwermut lastet auf Wolhynien und den Ländern am Bug.

Unendlich ist ihre Weite. Sie bedrückt den, der hier lebt, läßt keine Lust, keine Freude, keine Hoffnung aufkommen. Hoffnungslos! as ist das Wort. Hoffnungslos ist die grenzenlose Weite, mag sie auch über-uellen vom hellen Grün der Wiesen und dem dunkelen der nassen Niederungen, om stumpfen Gelb des Korns und dem leuchtenden Gold der Lupinen. Grell-rbene Vierecke liegen dazwischen, denn hier, wo alles ins Ungemessene geht, achsen auch die Blumen nicht vereinzelt, sondern stehen zusammen. Da brennt r Mohn, da flimmert die Kornblume, da leuchtet's weiß auf weiten, weiten, eiten Strecken.

Hoffnungslos ist auch dann die grenzenlose Öde, wenn der Blick, durch nichts hindert, über Stoppelfelder geht, die kreuz und quer durchzogen sind von tief nschneidenden Wagenspuren; über braune Sümpfe, in denen Baumstümpfe ehen zwischen Wasserfäden und Tümpeln — — und wenn über alles das der erbstwind pfeift und der Winter dann Feld und Weg und Gräben und Wasser-chen mit einem klingenden, schimmernden Netz aus Frost und Reif und Schnee d Eis überspannt, in das der Pferde Hufe klirrende, splitternde Löcher reißen. ann ducken sich die wenigen Häuser an den Erdboden, schmiegen sich in Geländelten, kriechen in sich zusammen, als wollten und müßten sie sich verstecken vor r grauen, schweren, drückenden Unendlichkeit . . .

Ob's Sommer ist, ob Winter, immer geht der Blick in hoffnungslos aus-dehnte, unbeschränkte Weiten. Nur hier und da stehen Bäume und Büsche, zeln und in kleinen Hainen, Gehöfte, Mühlen, deren lange Arme sich trübselig ehen in nicht endenkönnendem, langsamem Spiel oder ausgestreckt stillestehen, wollten sie Hilfe vom Himmel herabholen. Selten einmal ein Dorf, dann aber ht es sich oft stundenlang an der Landstraße hin, als wagten die weit auseinander-zogenen Häuserreihen nicht, ganz aufzuhören, aus Furcht, die Einsamkeit könne ieder beginnen. Und irgendwo in der Ferne steht ein Wald, den man nie erreicht, äut bald in schwärzlichem Grün, lockt bald in zittrig verschwommenem Blau d leuchtet dann wieder in hunderttausend Farben, die vom hellsten Gelb über ennendes Rot zum sattesten Braun gehen . . .

Schwermut, grenzenlose, allumfassende Schwermut lastet auf Wolhynien d den Ländern am Bug . . .



Die deutschen Flieger im Weltkrieg

Von Oberleutnant v. Bismarck

Noch vor acht Jahren steckte das Militärflugwesen wie die ganze F gerei im primitiven Anfangsstadium. Keine steilen Kurven Kreise, keine schwindelnden Höhenflüge waren es, die vor acht Jah der neugierige Zuschauer auf dem Militärflugplatz Döberitz zu se bekam. Dort stand ein Zelt, davor eine Gruppe junger, unternehmungslusti und wagemutiger Offiziere, lebhaft debattierend vor einem Wesen, das etwa a sah wie die Kreuzung zwischen einer Fledermaus und einer Schwalbe. Di Wesen war manchmal unversehrt, meistens aber ein Trümmerhaufen. D Energie und frischer Mut halfen über Trümmerhaufen und gebrochene Knoc bald hinweg und empor ins klare Himmelsblau.

Von solchem Geist getragen, der sich in vier Prinz-Heinrich-Flügen, Kaisermanövern, mehreren Wettbewerben und einer wagemutigen Industrie körperte, traten wir in den Krieg ein.

In 600—800 m Höhe flog in jenen Augusttagen eine „Taube“ nach Belgie hinein, aber ihre mühe- und gefahrvolle Erkundung über das zurückflutende Belgi heer wurde noch mit starkem Mißtrauen von Führern und Truppen aufgenomme

Heute ist die weitaus wichtigste Aufgabe der Fliegerei die Aufklärungstä keit; ohne Flugzeug wäre unsere Kriegsführung wie ein Topfschlagen mit bundenen Augen. Die früheren Aufgaben der großen Fernpatrouillen der kavallerie und zum größten Teil auch die Nahaufklärung im Bewegungs Stellungskrieg haben heute die Flieger übernommen; damit soll keines gesagt sein, daß die Kavallerie nun kavalleristisch keine Aufgabe mehr im Be wegungskriege habe. Oft genug haben Flieger im Bewegungskriege in Rußland und Rumänien es eingesehen und festgestellt, daß die Kavallerie für eine ergänzende Nahaufklärung unbedingt notwendig sei, namentlich wenn das Wetter ein Flieg nicht erlaubt, oder wenn der Flieger von oben nichts sehen kann, z. B. in dichte Wäldern und Dörfern.

Ebenso wichtig ist das aufklärende erkundende Beobachtungsflugzeug, das im Bewegungskrieg die feindlichen Kolonnen und Trainlager aufsucht und fest oder im Stellungskrieg als Nahpatrouille über den feindlichen Artilleriestellungen und Unterkünften kreist, die Anmarschstraßen beobachtet oder hundert Kilomete hinter der feindlichen Front mit der Kamera Bahnhöfe und Eisenbahn überwacht und feindliche Verschiebungen erkundet.

In der Tat gibt es militärisch kaum etwas Dankbareres und Interessanteres als dem fliehenden Feind im Flugzeug zu folgen, Anfang und Ende seiner Kolonne mit genauer Zeitangabe in einer schönen, großen Karte einzuzeichnen, ihn mit der Kamera festzunageln und durch wohlgezielten Bombenwurf und Maschinen gewehrfeuer Schrecken und Verwirrung in seine Truppen zu bringen.

Die wertvollsten Dienste haben durch Aufklärung und Bombenwurf unsere Flieger im Bewegungskriege in Galizien, Rußland, Serbien, Montenegro, Alb

ien, in der Dobrudscha und in Rumänien der Truppenführung geleistet; aber or allem hat sich im Stellungskrieg, wo sich die Kavallerie als Aufklärungs-)affe nicht betätigen kann, der Flieger als einziges Organ der unmittelbaren Auf-ärung, namentlich der Fernaufklärung, unentbehrlich gemacht.

Die Nahaufklärung an der Westfront geht — front-geographisch gesprochen — twa bis zu der Zone der feindlichen Fernfeuergeschütze; in diesem Raum zwischen er feindlichen Infanterielinie und dieser schwersten Artillerie darf auch nichts dem uge des Fliegers und seiner „Kammer" (wie dienstlich die „Kamera" heißt) ent-ehen. Jede Abteilung hat ihren bestimmten Aufklärungsabschnitt, und es gilt ls Ehrensache, dort nichts zu übersehen, was von Wichtigkeit sein könnte. Jeder eue Graben, jede neue Batterie, jedes neue Lager, jede neue Straße oder Eisen-ahn muß erkannt und photographiert werden. Genaue Vergleiche mit früheren ufnahmen ergeben dann oft wichtige Schlüsse auf Angriffsabsichten des Feindes, B. wenn sich auffallenderweise die Batteriestellungen oder Gräben für Angriffs-eserven vermehren.

Die Fernaufklärung an der englisch-französischen Nordwestfront erstreckt sich is an den Kanal und den Atlantischen Ozean. Hier kommt es darauf an, die Häfen on Calais und Boulogne und die großen Bahnhöfe (Saint-Omer, Amiens, Doul-ns) auf Truppen- und Munitionslager, Eisenbahnverkehr und Truppenverschie-ungen zu überwachen. Die Fernflüge zu diesen Orten sind keineswegs „Lebens-ersicherung", und es gehören gute Nerven und eine gute Natur dazu, stundenlang eit hinter den feindlichen Linien mit Aufmerksamkeit zu beobachten.

Da die feindlichen Spezialgeschütze heute bequem in Höhen von 5000 m naufschießen und feindliche Kampfflieger von früh bis spät auf Beute lauern, fliegt man jetzt Fernaufklärung in 5000—6000 m Höhe! In diese Höhe hinauf ifft die feindliche Artillerie nicht mehr so genau, auch hat man dort etwas mehr uhe vor feindlichen Jagdfliegern; denn es dauert natürlich immerhin eine gewisse eit, bis die feindlichen Flieger auf 6000 m hinaufklettern, wenn sie nicht gerade t oben sind; und so fliegt man dann meistens mit seiner wertvollen Erkundung ach Hause, ehe sich der feindliche Jagdflieger in bedenkliche Höhe hinaufge-)raubt hat.

In dieser großen Höhe ist die Luft nun so dünn, daß selbst jede kleine Be-egung außerordentlich ermüdend und anstrengend ist und die Lungen rasch und uchend arbeiten. Hier herrscht auch im Hochsommer Kälte bis zu 10 und 15 Grad. Jenn man nach einem solchen Höhenflug landet, kommt es häufig genug vor, daß an in wenigen Minuten Temperaturunterschiede von 40—50 Grad durchmacht. m Winter findet man in Höhen von 4000 m, namentlich in Rußland, oft eine älte von 40—50 Grad, dazu kommt noch der Propellerwind, der dem Flieger e Käre erst recht noch ins Gesicht schleudert. Man hüllt den Körper in dicke Pelze nd schützt die freien Gesichtsteile durch Gesichtsmasken und durch Bestreichen mit ett, doch gehört bei Winterflügen das Erfrieren von Nase und Wangen zur Tages-rdnung.

Natürlich ist eine genaue Erkundung von Einzelheiten mit bloßem Auge us diesen großen Höhen nicht mehr möglich. Selbst mit einem guten Glase kann

nur ein sehr erfahrener Beobachter noch Einzelheiten feststellen. Aus diesem Grun wird heutzutage jede Fernaufklärung mit der Lichtbilderkammer, der wertvollſ Gehilfin des Beobachtungsoffiziers, durchgeführt. Die „Kammer“ täuscht sich und läßt sich nicht täuschen. Was sie sieht, hält sie fest. Für diese Erkundungen nutzt man nur noch selten Lichtbildgerät, das man in der Hand aus den Fl zeugen heraushält und dann „abknipst“; heute hat man Kammern, die fest federnd in die Flugzeugkarosserie eingebaut sind, große Brennlängen bis 120 haben und deswegen schon stark vergrößerte Originalaufnahmen liefern.

Nur selten kommt es heutzutage an der Westfront vor, daß man bei groß und schweren Aufträgen, namentlich bei Fernaufklärung, ganz „ungerupft“, d. ohne Artillerietreffer oder ohne Luftkampf, wegkommt. Für den Beobachtung offizier ist der Luftkampf nicht Selbstzweck wie bei den Jagdfliegern, sondern se oft nur ein notwendiges Übel, das er in Kauf nehmen muß. Für ihn kommt darauf an, seinen Auftrag durchzuführen und den Erfolg seiner Beobachtung und seine belichteten Kassetten heil nach Hause zu bringen. Dankbar empfindet daher bei der Lösung solcher Erkundungsaufträge den Schutz seiner über ih kreisenden Jagd- oder Kampfflieger.

Diese Jagdfliegerei ist ein aufregendes Geschäft. Sie erfordert frische, un verbrauchte Leute mit Nerven wie Schiffstaue. Der Jagdflieger muß tadellos Flugzeugführer und guter, kaltblütiger Schütze sein. Die Künste eines Pégo seligen Angedenkens, bei denen man vor dem Kriege in Deutschland Mund Augen aufriß, sind ihr tägliches Handwerk. Wenn die Jagdfliegerei Erfolg h soll, gehört neben den oben erwähnten persönlichen Eigenschaften und einer lichen Ausbildung ein unbedingtes Vertrauen des Fliegers zu seinem Flug zur Haltbarkeit von Tragfläche und Kabel, zur Zuverlässigkeit des Motors dem einwandfreien Arbeiten der Maschinengewehre. Nicht zum wenigsten b ruhen die glänzenden Erfolge unserer Kampfflieger auf diesem Vertrauen zum Flugzeug, Motor und Waffe, die die unermüdliche Heimatsindustrie unseren Flie gern im Felde sendet. Doch wehe, wenn eines Tages unsere Flieger (und das gilt nicht allein für unsere Jagdflieger) Grund hätten, das bisher durchaus b rechtigte Vertrauen zu ihren Flugzeugen zu verlieren — sie müßten es zumeist mit ihrem Leben bezahlen! Und reißt dann der Feind die Herrschaft in der Lu an sich, so beginnt auch eine traurige Leidenszeit und schwerste Beunruhigung der Truppen auf der Erde; das hat der Krieg uns schon gelehrt. Vornehmste Aufgabe unserer Flugzeug- und Motorenindustrie muß es daher sein, unermüdlich neue brauchbare und überlegene Waffen zu liefern, nie stillzustehen, stets neu schaffen; denn Stillstand bedeutet namentlich in der Fliegerei und gar in der augen blicklichen Zeit des Krieges Rückgang, denn Engländer, Franzosen und Amerikaner sind eifrigst bemüht, die Herrschaft in der Luft an sich zu reißen.

Die wichtigste Aufgabe der Kampfflieger ist es, in kampfkräftigen Angriffs patrouillen, bestehend aus 3—6 Kampfeinsitzern, die feindliche Luftaufklärung, den Bombenwurf und das feindliche Flieger-Artillerie-Einschießen zu verhindern oder mindestens zu stören, kurz die Luft über und hinter den eigenen Linien von feind lichen Flugzeugen rein zu fegen.

Haben sie dies Ziel erreicht, ist die Luft über den eigenen Linien rein, so
n sie die feindliche Fliegertätigkeit hinter den feindlichen Linien zu stören und
feindlichen Fesselballons, die großen, stillen Augen der feindlichen Artillerie-
achtung, durch schneidigen Sturzangriff und Brandgeschoß auszulöschen.

Schließlich soll der Kampfflieger auch die eigenen Beobachtungsflugzeuge
ittelbar schützen, sei es, daß er über ihnen kreisend wachsam herzieht und sie
ihren Aufklärungsflügen tief ins Feindesland begleitet, sei es, daß er die
llerieflieger, deren ganze Aufmerksamkeit nach unten gerichtet sein muß, vor
raschenden Angriffen von oben schützt oder das bombenwerfende Geschwader
eitet. Bei diesen mannigfachen Aufgaben, die der Kampfflieger hat, ist natür-
der Luftkampf seine tägliche Arbeit, und es ist kein Wunder, daß der beste
eund" des Kampffliegers der Heldentod ist.

Zu beschreiben, wie sich ein Luftkampf abspielt, ist schwierig. Beim heutigen
kampf bringt ein Bruchteil von Sekunden Entscheidung über Leben und Tod
Kämpfer. Man bedenke, daß die heutigen Kampfmaschinen, unsere und die
Gegner, durchschnittlich eine Stundengeschwindigkeit von 170 km haben, das
etwa 50 m in einer Sekunde! Wenn sich zwei solche Flugzeuge in der Luft
gnen, so sausen sie aneinander vorbei mit 100 m Geschwindigkeit in der Sekunde.
man sich dabei nicht wirksam und mit Erfolg bekämpfen kann, wird auch der
einsehen; ein anderes Bild ergibt sich, wenn die Flugzeuge in derselben Rich-
neben- oder hintereinander fliegen oder wenn ein Flugzeug das andere ver-
. Dann haben die Angreifer wie Verfolger das Gefühl, als ob das gegnerische
zeug stillstehe oder sich nur wenig bewege. Gelingt es einem der Flugzeuge,
Gegner im entscheidenden Augenblick zu überhöhen und ihn dazu mit der
ne im Rücken anzugreifen, so ist der Angegriffene meist verloren, wenn er
durch äußerst geschicktes Fliegen, „Looping", Sturzflug und andere Künste
dem Angreifer entzieht.

Ein anderer besonderer Zweig der Fliegerei ist das Artilleriefliegen. Für
Entfernungen, in denen sich heutzutage der Artilleriekampf abspielt, genügt
icht mehr, wenn der Batteriechef auf einen Baum oder einen Hügel klettert
dort sein Scherenfernrohr aufbaut. Neben den Fesselballons sind daher bei
wichtigen Kampfhandlungen die Artillerieflieger die Träger der Artillerie-
achtung geworden, und zwar geschieht das etwa folgendermaßen:

Nach Besprechung des Artilleriebeobachters mit dem Artilleriekommandeur
den Ziel, Zeit des Schießens und Zeichen festgelegt. Zur abgemachten Zeit
det sich der Artillerieflieger funkentelegraphisch über der Batterie, die mit
r kleinen Funkenstation telephonisch verbunden ist. Darauf gibt die Batterie
Zeichen: „Schußbereit!" Wenn der Flieger die Zeichen empfangen hat und
s in Ordnung ist, kann das Schießen beginnen.

Mit größter Aufmerksamkeit muß der Artillerieflieger sein Augenmerk auf
Abschuß der eigenen Geschütze richten, sodann auf das feindliche Ziel und auf
Einschläge der eigenen Geschosse. Nach einem einfachen, sinnreichen Verfahren
der Artillerieflieger nach jedem Feuern funkentelegraphisch seine Korrekturen
Batterie, bis die Granaten das feindliche Ziel zudecken. Mit Befriedigung

sieht er sich dann einige Minuten das Vernichtungsfeuer an und wendet sich ei neuen Ziele zu. Gut eingespielte Artillerieflieger und Batterien schießen diese Art bequem fünf bis sechs Ziele in 1½ bis 2 Stunden ein!

Infanteriefliegerei, der neueste Zweig, ist kurz folgendes: Wenn bei lichem Trommelfeuer alle Telephondrähte und Kabel zerschossen sind, wenn der eigenen Infanterielinie eine dicke Wolkenwand von Dreck und Pulver hängt, hört oft genug jede Verbindung der Infanterie mit der Artillerie und Stäben auf, und kein Mensch weiß, was die armen Kerle vorn machen, ob si Angriffe abgeschlagen haben, ob sie totgetrommelt oder gefangen sind. In so Fällen muß der Flieger helfen und möglichst während des Trommelfeuers, bedingt aber gleich nach dem feindlichen Infanterieangriff, in niedrigster fliegend, die Verbindung mit der eigenen Infanterie durch Licht- und an Signale aufnehmen, die Gefechtslage feststellen und die Wünsche der Infan funkentelegraphisch der Artillerie und den Stäben melden. Ferner haben di fanterieflieger die Aufgabe, scharf auf jede Angriffsabsicht des Feindes zu ac und, sobald sie in feindlichen Gräben Sturm- und Angriffstruppen erken sofort Vernichtungsfeuer der eigenen Artillerie auf diese Gräben zu lenken.

Abgesehen von den ungemein wichtigen Leistungen der Infanteriefliege den Verlauf der Kämpfe hat ihre Tätigkeit noch eine unerwartete Nebenwi gezeitigt, und zwar eine nicht zu unterschätzende moralische Stärkung der Truppe in vorderster Linie und gleichzeitig Verwirrung des Feindes. Der fliegende eigene Flugzeuge wirken beruhigend auf die Truppe; sie fühlt sie sam unter die Fittiche genommen, da sie weiß, daß die Flieger sofort V nichtungsfeuer der eigenen Artillerie gegen den Feind herbeirufen, sobal Angriffsabsichten zeigt oder sich sonst unnütz bemerkbar macht; kurz der Inf flieger ist der gute Freund der Infanterie, der dazu da ist, ihr in der Not zu h

Erquicklich ist das Fliegen in Höhen von 300 und 400 m über einer Ge die unter Trommelfeuer liegt, nicht: denn abgesehen davon, daß das Flug durch die Lufterschütterungen der auf der Erde einschlagenden Granaten Minen hin und her geschaukelt wird, hat man häufig genug wenig angen Begegnungen in der Luft mit eigenen und feindlichen Artilleriegeschoss am Flugzeug vorbeisauchen und gefährliche Böen verursachen. Man mu nur vorstellen, daß bei Trommel- und Sperrfeuer dauernd Tausende von schossen über das Schlachtfeld sausen, und schon manches Flugzeug hat dabei Volltreffer erhalten.

Eine andere volkstümlich gewordene Tätigkeit unserer Flieger ist der Bom wurf. Allen bekannt sind ja die häufig wiederkehrenden Berichte unserer „O. H. „Französische Fabrikanlagen oder die Bahnhöfe von Amiens, Calais oder Festung London wurde von unserem Bombengeschwader mit Bomben sch Kalibers ausgiebig belegt."

Als Beweis der beobachteten Wirkung bringen unsere Flieger bei Bom würfen, die am Tage erfolgen, fast immer Lichtbilder mit zurück.

Die praktische Wirkung der Bombenwürfe steigt von Tag zu Tag. vor zwei Jahren warf man mit „Bömbchen", die die Flieger „Fliegermän

nannten, und von denen man bequem zwei in jede Hosentasche stecken konnte; heute wirft man Bomben, die einem Torpedo nicht mehr unähnlich sind, etwa ihre Form haben und ihre Größe fast erreichen. Vor zwei Jahren warf man seine Bomben nach dem Gefühl, heute benutzt man fast immer Zielfernrohre, die sehr sinnreich erdacht sind und bei sorgfältiger Anwendung ein genaues Treffen auch aus größten Höhen gewährleisten.

Der vor wenigen Wochen von dem Geschwader des Hauptmanns Brandenburg unternommene Angriff auf London und die bald darauf erfolgten weiteren Flugzeugangriffe auf London haben gezeigt, daß unsere Flieger mit Hilfe ihrer Zielfernrohre sehr wohl die militärischen Anlagen aus dem Häusermeer der Festung London herauszufinden wußten. Das haben die beteiligten Flieger einwandfrei dabei selbst beobachten und im Lichtbild festlegen können.

Noch ein anderer außerordentlicher Erfolg unserer Bombengeschwader, der nun allerdings schon ein Jahr zurückliegt, sei kurz erwähnt. Da wurde von einer Fliegerabteilung in Flandern auf einigen Fernflügen südöstlich von Calais bei Audruicq ein riesiges Materialien- und Munitionslager der Engländer entdeckt und photographiert. Nur kurze Zeit, nachdem es entdeckt war, flog der „ganze Laden" durch einen schneidig durchgeführten Nachtangriff dieser Abteilung in die Luft. Aufnahmen, die nach diesem Angriff gemacht sind, zeigen die riesigen Verwüstungen, die tiefen Krater und Löcher, die durch die in die Luft geflogene Munition entstanden. Nach Nachrichten aus neutralen Zeitungen ist dabei Munition für etwa 400 Millionen zerstört worden. Wenn man bedenkt, wie vielen Tausenden tapferen deutschen Soldaten diese aus englischen Kanonen verschossenen Granaten voraussichtlich Leben, Gesundheit und Glieder vernichtet hätten, so wird man die hohe Bedeutung des Fliegerbombenwurfes wohl rückhaltlos anerkennen.

Die Annahme, daß mit den bisher angeführten wichtigen Betätigungszweigen der Flieger die Verwendungsmöglichkeiten an der Front erschöpft seien, wäre verfehlt. Noch viele andere Betätigungsarten der Flieger gibt es an der Front, und immer neue Aufgaben entstehen für sie aus den erhöhten Anforderungen der heutigen Kriegsführung, Aufgaben, an die noch vor drei Jahren die kühnste Phantasie nicht dachte, als die vielbesungene „Taube" über Lüttich kreiste. So sei nur kurz erwähnt, daß bei den schweren Kämpfen an der Westfront unsere Flugzeuge verschiedentlich der in den vordersten Linien kämpfenden und durch Sperrfeuer abgeschnittenen Infanterie Material und Gerät nach vorn gebracht haben, und daß sie häufig, namentlich an der Ostfront, weit im Rücken des Feindes wohlausgerüstete Sprengpatrouillen absetzten, die dann Eisenbahnschienen und Brücken und im Orient englische Wasserleitungen in der Wüste sprengten und zerstörten.

Ferner ist das rasche Übermitteln und Abwerfen von schriftlichen Meldungen bei den Stäben heute etwas alltägliches. Bei den grundlosen Wegverhältnissen in Serbien war das Flugzeug das sicherste und schnellste Transportmittel. Häufig genug haben Flieger damals tief in Serbien Lebensmittel, Feldpost, Bomben und Betriebsstoffe vom Armeeflugplatz aus Ungarn geholt und dann weiter über die Gebirge zur vorgeschobenen Gefechtsstaffel geschafft. Diese Transportflüge



dauerten nur wenige Stunden, während mit Wagen und Pferden eine solche Reise über die Gebirge und auf den grundlosen Wegen vielleicht vierzehn Tage gedauert hätte.

Wenn die Leistungen unserer Flieger in Heeresberichten und Zeitungen lobend erwähnt werden, wäre es unrecht, wenn nicht ihrer getreuen Gehilfen im Felde einmal gedacht würde, durch deren Zusammenarbeiten die schönen Erfolge nur möglich sind. Gemeint ist damit die stille, aufopfernde, aber wohlanerkannte Tätigkeit der Monteure, Werk- und Waffenmeister und der vorn im feindlichen Artilleriefeuer arbeitenden Funker. Ein Rad greift da ins andere, und nur durch das treue gemeinsame Zusammenarbeiten aller Beteiligten sind die oft so hohen Anforderungen zu erfüllen, die an die Flugzeugbesatzungen gestellt werden — um des großen Zieles willen!



Auszug junger Soldaten · Von Paul Lingens

Nun schlagen die Trommeln in Saus und Braus;
Wir ziehen morgen in die schöne, wilde Welt hinaus!
Die liebe Sonne wärmt unser frisches Blut.
Mädchen, ade, wir waren euch so gut!

Die Hörner klingen, es spielt das Musikkorps.
Noch einmal mustert uns der Herr Major.
Mütter stehn am Wegrand und starren uns nach,
Senken still ihr Leid in des Herzens tief Gemach.

Die Pfeifen schrillen, die Eisenbahn pfaucht und raucht.
Der König seine neuen, jungen Soldaten braucht.
Der Krieg ist lang und der Kampf ist schwer.
Deutschland, wo nimmst du die Soldaten all her? —

In jedem Sang und in jedem Klang
Ist ein hoher, heißer, schrecklich-schöner Überschwang ...
Und ein großes, namenloses stummes Weinen,
Mag die liebe Sonne noch so fröhlich scheinen ...

Doch was ficht den jungen Soldaten an:
Der stirbt und wächst mutig zum ganzen Mann. —
Die Trommeln schlagen in Saus und Braus.
Und wir ziehen in die schöne, wilde Welt hinaus!



Unser schlimmster Feind

Nach der herrschenden Ansicht ist England unser schlimmster Feind. Es gibt aber auch Außenseiter und Eigenbrötler, die keck behaupten, England sei uns gewiß ein sehr, sehr schlimmer Feind, aber immer noch nicht der schlimmste. Unsern schlimmsten Feind brauchten wir nicht erst im Auslande zu suchen, der sitze ja mitten drin im lieben deutschen Vaterlande. Und eigentlich seien **wir selbst** dieser Feind. Um das verständlich zu machen, weisen diese Außenseiter und Eigenbrötler auf die einen und anderen Erscheinungen und Zusammenhänge, und zwar von den verschiedensten Seiten hin. Man lasse die folgenden Feststellungen der „Stimmen aus dem Osten" über sich ergehen, sie bedürfen keiner Erläuterungen. Die Tatsachen sind den Türmerlesern ja bekannt, hier werden sie aber sozusagen mit dem Scheinwerfer eine nach der anderen, secundum ordinem, abgeleuchtet:

„Im Wirrwarr der ersten Revolutionstage fürchtete ganz Rußland — nicht vergeblich, sondern ganz aufrichtig — den Anmarsch der Deutschen gegen Petersburg. Wie konnte es auch anders sein? **Hat doch selbst Scheidemann erklärt, wenn in Deutschland die Revolution ausbräche, so würden 14 Tage später die Franzosen in Frankfurt und die Engländer in Köln stehen.** Warum sollten uns die Russen für unentschlossener halten, als Scheidemann unsre Feinde? In jenen schon halb vergessenen Tagen **sprach Kerenski das Wort,** daß **Kurland ‚logisch' zu Deutschland gehöre, und sagte in Reval den Vertretern der Estenvölker: ‚Wenn ihr euch ganz von Rußland trennen wollt, so werden wir auch dies zulassen,** obwohl mit tränendem Auge.' Er **war bereit, auf die baltischen Provinzen ebenso zu verzichten, wie auf Polen,** um nur das echte, eigentliche Rußland zu retten. Aber die Rettung kam **von ganz anderer Seite.**

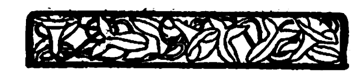
Statt der deutschen Heere gelangte nach Petersburg die Nachricht von der Erklärung des Reichskanzlers, daß das Deutsche Reich mit dem befreiten Rußland in friedlicher Nachbarschaft leben wolle.

Kerenski, dessen Macht gerade damals in schnellem Aufsteigen war, ging sofort auf die Friedensanregung ein. Der unbequeme Schreier Miljukow wurde ausgeschifft, und der Arbeiter- und Soldatenrat zwang die Regierung zur Annahme der Formel: Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen. Das heißt, Kerenski tat, was jeder Staatsmann, der nicht an unheilbarer progressiver Ideologie krankt, tun mußte: er gab **die Höchstforderungen bekannt,** mit **denen Rußland in die Friedensverhandlungen eintreten wollte.** Gleichzeitig setzte er seine ganze Kraft daran, **das zerrüttete Heer wieder kampffähig zu machen,** und ließ eine Offensive in Ostgalizien beginnen, um, wie die russische Regierung offen erklärte, ihren Worten bei Feinden und Verbündeten mehr Gewicht zu verschaffen, und wohl auch, um das russische Faustpfand noch schnell etwas zu vergrößern. Die Offensive wurde bald zum Stehen gebracht, und der deutsche Gegenangriff führte den Zusammenbruch der ganzen russischen Südwestfront herbei. Wieder schien alles verloren. In Petersburg erhob die Partei des

unbedingten und sofortigen Friedensschlusses drohend ihr Haupt, und die letzten kadettischen Minister mußten weichen. Der ‚deutsche Schrecken‘ herrschte wieder in der russischen Hauptstadt. Aber wieder kam die Rettung von außen.

Am selben heißen Julitage, als der alte Held Bothmer die russische Front bei Zloczow durchbrach, erklärte in Berlin der Reichstag sich für einen Frieden ohne erzwungene Gebietserweiterung und ohne wirtschaftliche Vergewaltigung. Da kurz vorher die österreichisch-ungarische Regierung eine Erklärung ungefähr gleichen Inhalts abgegeben hatte, war Rußland damit, ganz unabhängig vom weiteren Verlauf der kriegerischen Unternehmungen, die Unversehrtheit seines Gebietes zugesichert. — Kerenski stellte sich sofort auf den Boden der neuen Tatsachen. Den Aufstand der Friedenspartei schlug er mit rücksichtsloser Gewalt nieder. Den eben erst aus dem Kabinett verdrängten kriegslustigen Kadetten bot er von neuem Ministerposten an. Und in einer demütigen Note entschuldigte sich die provisorische Regierung bei ihren Verbündeten wegen der Niederlage des Heeres und kündigte eine neue Offensive für gelegene Zeit an. Auch diesmal ist Kerenskis Haltung ganz folgerichtig. Denn wirkliche Gefahr für Rußland liegt nicht mehr im Ansturm der auf Eroberungen verzichtenden Feinde, sondern nur in der allzu eng gewordenen Umklammerung durch die Freunde und in deren starkem Appetit auf russisches Land. Gegen diesen aber kann sich der aus tausend Wunden blutende, entkräftete Staat einstweilen nicht anders helfen, als durch unbedingte Nachgiebigkeit. Also beschließt Kerenski die von England geforderte Verlängerung des Krieges...‘

Ein leidiger Trost, daß das ja nur einer von den vielen „Schulfällen“ in der gleichen Richtung ist. Wir können nach alledem nur Gott auf den Knien danken, daß wir überhaupt noch am Leben sind. Viele, viele mußten es darum lassen.



Ernte · Von Alice Weiß-v. Ruckteschell

Ich trage meinen Erntekranz,
Das ist eine Dornenkrone.
Meines Lebens heißer und wilder Tanz
Reichte sie mir zum Lohne.

In die Stirne hab' ich sie tief gedrückt
Und zusammengebissen die Zähne,
Und ich ging nicht müde und nicht gebückt,
Und ich weinte nicht eine Träne.

Wohl stachen die Dornen mich blutig wund,
Aber ich werde nicht klagen,
Denn ich glaube so fest: bald kommt die Stund',
Da werden sie Rosen tragen.



Theobald

Von J. E. Freiherrn von Grotthuß

Er hat seine Meriten. Hätte uns der Herrgott nicht mit ihm heimgesucht, Er würde uns auch die Erzengel Hindenburg und Ludendorff nicht gesandt haben. Dann brauchten wir diese Retter aus tiefster Not nicht, und ihre Namen meldete kein Lied, kein Heldenbuch.

*

Also war Theobald doch unvermeidlich? — Wie vielen Unvermeidlichen
ſen wir im Leben begegnen! Aber unabkömmlich?

*

Er glaubte daran. Es war wohl sein einziger fester Glaube. Er glaubt noch
te daran.

*

Wir haben auch daran glauben müssen!

*

Ein großer Mann, von dem solche Ströme lebendigen Glaubens ausgehen.

*

Vielleicht kommt er wieder. Der Kreis des Unheils ist noch nicht ganz ge-
offen, und wer könnte ihn gänzlicher schließen als der „alte Meister"? Nicht
auberlehrling".

*

Dann wird er uns eine schöne Predigt halten über die „Tüchtigen", denen
freie Bahn geschaffen hat. Ob wir sie kennen? Und über die Untüchtigen, die
h nun selber einsehen müßten, — daß er die Karre verfahren hat. In Blut
Dreck.

*

Eine unglückliche Ehe Ideologie und Politik? Warum? — Seelenharmonie!
r war ein Künstler, und sie hatte — noch nischt."

*

Kommt er aber wieder, dann ist es allerhöchste Zeit, daß wir dem Schorschl
England den Untertaneneid leisten, wenn wir es nicht vorziehen, uns in
ſen oder Danzig als Polen „naturalisieren" zu lassen oder sonst irgendwo als
ſt unterzukriechen.

*

Wenn eine deutsche Reichstagsmehrheit gerade dabei ist, das Deutsche Reich
ız auszuverkaufen, — oh, Theobald, dann kehre wieder! Als Retter des Vater-
ds, denn du schlägst immer noch 2 % mehr aus dem Ramsch heraus, als diese
ichstagsmehrheit.





Französischer Haß

Im soeben erschienenen fünften Auslesebande der „Liller Kriegszeitung" g Feldgrauer ungeschminkten Bescheid über seine Auffassung des Verhä zwischen Deutschen und Franzosen. Die Erfahrungen und Beobachtungen dreißig Monate langen Aufenthaltes im besetzten Gebiete liegen dem Urteil zugrunde. Ergebnis deckt sich vollkommen mit den Erfahrungen, die jeder unvoreingenommen obachter in der Zeit vor dem Kriege machen konnte, wenn sich sein Verkehr mit Fra nicht auf die äußere Geselligkeit, seine Kenntnis Frankreichs nicht auf den oberflächlich such von Paris gründete. Es ist von entscheidender Wichtigkeit, daß bei uns in Deut wo der Traum von einer Versöhnung mit Frankreich zumeist wohl aus Gutmütigk mancher Seite aber auch aus übler Berechnung genährt wird, die Wahrheit kla wird. Wir müssen unser Verhalten nach den Tatsachen, nicht nach erwünschten W gebilden richten.

Niemand ist so töricht, von den Franzosen Liebe zu ihren Feinden zu verlangen, der einen Hoffnung hört man doch bei uns immer wieder Ausdruck geben, daß die wahn Art der Verleumdung und Begeiferung alles Deutschen, in der sich die Franzosen bislan fallen haben, mit der genaueren Bekanntschaft aufhören müsse. Da die Leute das Ge sähen, müßten sie doch von ihrer bisherigen Meinung ablassen, ja ihr Zorn würde sich jene Volksverführer richten, die ihnen die falsche Meinung über Deutschland beigebrac dadurch die Feindschaft gegen uns künstlich gezüchtet hätten. Diesen hoffnungsgrüne sticht der Feldgraue unseren Bierpolitikern, wie sie ja auch auf den kurulischen Sesseln Volksvertretungs- und hohen Amtsgebäuden sitzen. Er verweist auf die vielen persö Opfer und Wohltaten, die die deutschen Feldgrauen für die ärmere Bevölkerung Lil bracht haben, daß also doch wenigstens die Einschätzung des einzelnen Deutschen sich wandeln müssen. „Aber der gottverfluchte, schmutzige Boche ist und bleibt ihr Todfeind. in den Feldgerichten hier öfters zum Richterdienst kommandiert war, der hat tiefe G tun können: die Lüge, die Verleumdung, der Meineid, jeder Betrug, jede Fälschung laubt, wenn es gilt, deutsche Behörden oder Deutsche schlechthin zu schädigen.

Es ist aber nicht nur der durch die Kriegsverhältnisse geschaffene äußere Ge zwischen den Franzosen und den deutschen Zwingherren ihrer Stadt — nein, der innere spruch zwischen beiden Völkern ist zu groß. Wer deutsch fühlt und denkt, kann von einem zosen, selbst wenn er sich die Mühe gäbe, uns kennen zu lernen, nie verstanden werden den an Hysterie grenzenden Nationalstolz und Nationalhaß der Franzosen werden w begreifen.

Was hat unsere Langmut, unsere Gutmütigkeit, was hat unser ernstes Streben, gerecht zu sein, genützt? Den Befehl des französischen Führers des 32. Korps vor dem Aprilangriff haben ja wohl viele unserer Zeitungen abgedruckt; darin ist der Deutsche der ‚unwürdige Gegner, der unsere Frauen schändet, unsere Kinder und Greise verstümmelt hat'! Die Liller werden im nächsten und übernächsten Jahr zwar noch nicht behaupten, daß wir hier allmorgendlich Säuglinge zum Frühstück verzehrt haben. Aber vom Jahre 1920 an wird man es in Lille ebenso in der Kinderfibel lesen wie in Paris. Und wird es glauben. Und Madame Jean-Petit aus der Rue Neuve wird selbst dabei gewesen sein — und mit dramatischer Bewegtheit wird sie die Greuelszene darstellen.

Weiter. Die würdigen Gräber, die wir in dem ganzen von uns besetzten Gebiet den gefallenen Franzosen gegeben haben, wird man vergessen und wird die alberne Mär, die sie heute nur von Mund zu Mund tuscheln, dann laut ausposaunen: daß wir die Leichen der gefallenen Franzosen zur Fettgewinnung ausgebeutet hätten.

Alle deutschen Maßregeln zum Wohle der Bevölkerung, gegen die Seuchengefahr und gegen den schrecklichen Schmutz werden mißdeutet. „Sie wittern immer nur Gefühlsroheit, Grausamkeit, Barbarei." Auf der anderen Seite ist der Hochmut unausrottbar. „Vom Abcschützen bis zum Mummelgreis spuckt in Lille alles, aber auch alles, in weitem Bogen; es gibt nichts Unappetitlicheres. Trotzdem ist in den Augen des Franzosen wie der Französin (die nachmittags geschminkt und gepudert wie eine Haremsschöne durch Lille zieht, vormittags aber im Hause unfrisiert und schlampig herumläuft) der Deutsche der Schmutzfink.

Zwischen uns Deutschen und diesem Franzosenvolk klafft ein unüberbrückbarer Abgrund. Das Urteil der eleganten Herren und Damen aus deutschen Großstädten, die bis zum Kriege in Paris die Saison mitzumachen pflegten und für die dortige ‚Kültür' schwärmten, ist nicht mehr maßgebend. Hunderttausende deutscher Soldaten aus allen Schichten und Berufen und aus jedem Lebensalter haben in diesen dritthalb Lehrjahren im besetzten Gebiet das französische Volk gesehen, wie es wirklich ist. Die ebenso phrasenreiche wie gedankenleere Höflichkeit täuscht uns nicht mehr. Wir wissen: kaum werden wir Frankreich den Rücken gekehrt haben, so werden die Franzosen schon wieder in all die verlogenen Ammenmärchen von den deutschen Hunnen einstimmen. Und sie werden uns hassen. Und das soll den Männern, die den künftigen Frieden mit den Franzosen vorbereiten, um Gottes willen vor Augen stehen!"

Und sie sollen sich nicht erneut von dem Wahne blenden lassen, durch Schonung und Liebenswürdigkeit die Grundlage für eine bessere Zukunft zu legen. Wir müßten allmählich wissen, daß derartige ungeforderte Liebenswürdigkeiten oft verletzender wirken, als die das Eigenrecht scharf betonende Strenge. Die zukünftigen politischen Beziehungen zwischen den Völkern lassen sich nicht durch die Verhandlungen beim Friedensschlusse festlegen. Gerade Frankreich bietet das Beispile dafür, daß nur die eigenen Lebensinteressen eine Wandlung überkommener Gefühle herbeiführen können. Bis in die siebziger Jahre hinein war alles Russische in Frankreich gehaßt und verachtet. Der Haß und die Gegensätzlichkeit gegen England sind durch Jahrhunderte vererbt worden. Wie wütend offenbarte er sich während des Burenkrieges. Und um die Schmach von Faschoda zu rächen, wäre Marianne bereit gewesen, den Boche als Bundesbruder an ihr liebebedürftiges Herz zu schließen. Der hat damals nicht gewollt, und so etwas vergißt ein Frauenzimmer nie — es sei denn, daß sie einen anderen damit ärgern kann. Wir jedenfalls müssen jetzt abwarten. St.



Die wirtschaftliche Bedeutung der Ukraine

Von unberechenbarer Tragweite für die Entwickelung Südosteuropas wäre eine Loslösung des ukrainischen Gebiets vom russischen Reich. Dieses Gebiet bildet den südlichen Teil des osteuropäischen Flachlandes zwischen den Waldsümpfen des Polißje und dem Schwarzen Meer als dessen breites Hinterland und umfaßt im wesentlichen die Gouvernements Wolhynien mit 70 %, Podolien mit 81, Kijew mit 79, Cherson mit 54, Tschernigow mit 86, Poltawa mit 98, Charkow mit 70, Jekatarinoslaw mit 69, Taurien mit 42 und Kuban mit 47 % Ukrainern, einschließlich der von Ukrainern bewohnten angrenzenden Gouvernementsteile mit gegen 33 Millionen Bewohnern.

Auf diesem Gebiet überwiegt der fruchtbare Schwarzerdeboden mit einer Ackerfläche von 45 Millionen Hektar. An Getreide wurden dort vor dem Kriege jährlich 15 Millionen Tonnen geerntet, d. i. ein Drittel der ganzen Erzeugung Rußlands, andere Feldfrüchte in gleichem Verhältnis. Die Zuckerindustrie der Ukraine lieferte jährlich für 220 Millionen Mark = 58 % der ganzen Zuckererzeugung Rußlands. Außer Obst und Wein wird auch Tabak gebaut. Der Viehbestand wurde auf 30 Millionen Stück Großvieh geschätzt = ein Drittel des russischen Viehbestandes.

Reich ist die Ukraine an unterirdischen Naturschätzen. Die Lager an wertvoller anthrazitischer Kohle werden auf 55 Milliarden Tonnen veranschlagt und ergaben eine Jahresförderung von 18 bis 20 Millionen Tonnen = 80 % der ganzen Kohlenförderung Rußlands. In der Nähe finden sich Eisenerzlager von 86 Millionen Tonnen, auf der Halbinsel Kertsch solche von 536 Millionen Tonnen. Die jährliche Erzförderung in der Ukraine stellte sich auf 3,7 Millionen Tonnen. Die Manganerzvorräte bei Nikopol werden auf 7,4 Millionen Tonnen geschätzt und lieferten jährlich 180000 Tonnen, die Quecksilberwerke 320 Tonnen. Erzeugt wurden in der Ukraine 1905 rund 1,7 Millionen Tonnen Roheisen und 1,3 Millionen Tonnen Stahl, zwei Drittel der russischen Gesamterzeugung. Ferner besitzt die Ukraine beträchtliche Reichtümer an Petroleum, Erdwachs, Phosphoraten, Kaolin usw.

Für Rußland war die Ukraine eine Quelle des Reichtums, ein Hauptstützpunkt seiner Machtstellung und durch ihre Lage am Schwarzen Meer eine wichtige Brücke seines Handels. Mehr als zwei Drittel der russischen Ausfuhr gingen über die Häfen der Ukraine und die Hälfte der russischen Handelsflotte verkehrte in den Häfen des Schwarzen Meeres.

Ein selbständiges ukrainisches Staatsgebilde würde für Rußland politisch und wirtschaftlich verhängnisvoll werden, für den Vierbund aber von unberechenbarem Vorteil sein zunächst für die Deckung seines Bedarfs an Lebensmitteln und Rohstoffen.

Paul Dehn



Die deutsche Schule in Philippopel

Ein Kapitel von deutscher Schäbigkeit

Vor einiger Zeit fiel mir das Ergebnis des Aufrufes des „Instituts für den Wirtschaftsverkehr mit Bulgarien E. V.“, der für die deutsche Schule in Philippopel gesammelt hatte, in die Hände. Wenn man sich diese Liste so ansieht, dann muß man doch zu dem Schluß kommen: wir Deutsche haben immer noch nicht gelernt, für deutsche Interessen im Auslande einzutreten. Es haben sehr einflußreiche Großindustrielle und Firmen, Aktiengesellschaften und Reedereien, die 1000, auch 2000 ℳ nicht spüren würden, 50 und 100 ℳ gezeichnet. Mir als Landwirt sind besonders drei Personen aufgefallen, d. h. nicht günstig,

ern durch die Niedrigkeit ihrer Beiträge. Da hat die Zuckerfabrik Klein-Wanzleben, die ihren Zuckerrübensamen über, man kann sagen, fast ganz Europa versendet und gerade dem Balkan in Zukunft ein reiches Feld ihrer Tätigkeit finden kann, 30 M gegeben, und große, ebenfalls europäische Berühmtheit besitzende Getreidezüchter v. Lochow-Petkus M, und der in allen landwirtschaftlichen Einrichtungen Preußens sitzende und sehr einfluß- e Freiherr v. Wangenheim-Klein-Spiegel, dem die pommersche Landwirtschaft so sehr in dieser Kriegszeit verdankt, hat 10 M gegeben für die deutsche Schule in Philippopel.

Wenn man diese Zahlen, 30, 20 und 10 M, von so angesehenen und hochachtbaren sonen liest, dann wundert man sich wirklich, daß es noch gelungen ist, Bulgarien auf unsere te zu ziehen. Oder meint man, das an deutsche Interessen in Bulgarien gewandte Geld sei sowieso verloren durch einen faulen Frieden Scheidemannscher Art? Ich hörte im Februar es Jahres den Vortrag eines Herrn, der die deutsche Schule in Philippopel mit hat gründen en; mit vieler Mühe und Not war das Geld zusammengebracht worden, größtenteils natür- von bulgarischen Deutschen, die ihren Stolz darein setzen, auf ihrer Schule die deutsche gge wehen zu sehen. Natürlich war diese Schule kein Palast, wie es die modernen Schulen nserer Heimat sind, doch immerhin konnte sich das Haus sehen lassen. Aber bald nachdem deutsche Schule bezogen war, begannen auch die Franzosen Bulgariens mit ihrem Konsul Philippopel an der Spitze mit einer Schulgründung, aber mit anderer Aufmachung, denn er denen stand Frankreich, und die Millionen spielten keine Rolle. So entstand ein Ge- de, in dem sich die deutsche Schule verstecken konnte. Die Einweihung verlief pomphaft allem Tamtam der Neuzeit. Die bulgarischen Familien, die bisher ihre Kinder in die deutsche ule geschickt hatten, sagten sich ganz richtig: Wir geben unsre Kinder in die französische, weil dort besser wohnen; und der Tag rückte näher und näher, an dem die Leitung der deutschen ule gezwungen wäre, die deutsche Flagge von ihrem Gebäude herabzuholen. In ihrer größ- Not wandten sich unsere deutschen Volksgenossen in einem Aufruf an das Vaterland, aber welchem Erfolge: ein Magdeburger Großkaufmann, der an Bulgarien schon Millionen dient hatte, sandte 20 M. „Na," sagte mein Gewährsmann, „Almosen brauchten wir ja ade noch nicht zu nehmen, deshalb sandten wir dem guten Herrn seine 20 M zurück." Zu- hatte sich dann ein bulgarischer Arzt der deutschen Schule erbarmt und ein Kapital her- eben. Und dann kam der Krieg. Nach dem Aufruf zu schließen — ich habe ihn leider nicht sen, auch weiß ich nicht, wann er erlassen wurde — geriet die deutsche Schule in Philip- el in noch größere Not. Deshalb wandte sie sich wohl an das Institut für den Wirtschafts- ehr mit Bulgarien mit der Bitte um Hilfe. Das Ergebnis dieses Aufrufes an seine Mit- der ist nun gewesen, daß bis zum 3. Mai 1917 52 Zeichner 7995 M zusammengebracht en, also durchschnittlich jeder 154 M.

Wenn Deutschland eine Weltmacht werden will, wie es England und auch Frankreich wenn wir Weltpolitik treiben wollen, dann müssen wir eben den Völkern der Welt zeigen, wir eine wirkliche Macht sind. Was hilft es dem einfachen, ungebildeten Türken oder Chine- wenn ihm zehnmal gesagt wird, Deutschland ist ein mächtiges Land; er sieht aber doch, Engländer und Franzosen sind es, die für das Volk sorgen, sie bauen Schulen und Uni- itäten, während Deutschland nichts derartiges fertig bringt. Und da will sich mancher sche Bürger noch wundern, wenn er hört, die Türkei sei erst nach langwierigen Unterhand- en zum Anschluß an die Mittelmächte bewogen worden, und wenn ihm gesagt wird, China uns den Krieg erklärt, dann sagt man: „Wir haben doch dem Volke nichts getan!" Ja, stimmt, wir haben den Chinesen nichts getan, wir haben aber auch nichts für sie getan. hat dann England natürlich leichtes Spiel, um so mehr, da es immer noch die Macht den achen Völkern — wie China — gegenüber hat, und: Wer die Macht hat, hat das Recht!

Wilhelm Hitz



Britische Aasgeier und die Beute von Tsingta

Kurz vor der Einnahme Tsingtaus nach siebenwöchiger Belagerung durch die Jap wurden die im Hafen liegenden deutschen kleinen Kanonenboote „Iltis", „Jag „Tiger", Luchs" und „Cormoran", sowie das Torpedoboot „Taku" und der ö österreichisch-ungarische Kreuzer „Kaiserin Elisabeth" von ihren Besatzungen gesprengt versenkt, damit sie nicht in die Hände des Feindes fielen.

An der Seite der Japaner hatten damals 1400 weiße und farbige Engländer „gekäm und keine besonders rühmliche Rolle dabei gespielt. Diese Helden suchen nun, nachdem sie Europa zurückgekehrt sind, nach echt britischer Piratenart möglichst noch etwas aus ihrer maligen Tätigkeit herauszuschinden. Und da in dem für Freiheit und Kultur kämpfen England für jeden Mann der Besatzung eines im Kampfe vernichteten feindlichen Sch „Kopfgeld" (so und nicht anders lautet die amtliche, englische Bezeichnung) an die „siegrei britischen Seeleute bezahlt wird, klagten die beiden Führer des Marine-Expeditions-Korps Tsingtau, Kommodore Swynsen Fitzmaurice und Kapitän George Courtnay Maxwell vor englischen Prisengerichte auf Auszahlung von £ 6000 (Mark 120000) Kopfgelder, dafür, d die Japaner Tsingtau zur Kapitulation gezwungen und die deutschen Seeleute ihre ei Schiffe gesprengt hatten; und die Briten — na, sagen wir, mit dabei waren! Zwar habe keineswegs um die Schiffe gekämpft, sie auch nicht genommen oder versenkt, aber sie w doch dort, als die Stadt fiel und — „die japanische Flotte erhebt keinen Anspruch darau diesem gerichtlichen Schritte teilzunehmen" (so heißt es wörtlich in der Klageschrift). Jap sind eben doch keine Briten!

Das Prisengericht stellte fest, daß ein solcher Anspruch seit mehr als hundert J nicht mehr erhoben worden ist, und es sei zu überlegen, ob nicht das Zusammenarbeit Heer und Flotte die Beuteansprüche der letzteren gegenstandslos mache. Der Vorsitze schloß daher, sich diesen verwickelten Fall erst gründlich zu bedenken, ehe er ein Urteil fä

Ein charakteristischeres Bild der ganzen unverschämten Frechheit des britischen in allen Fällen wo „Geld zu machen ist", wie dieser Klageanspruch es bietet, dürfte wohl leicht wieder zu finden sein.

Und die Leute, die hier als Kläger auftreten, führen in England die zeichnung: „Offiziere". — — Aasgeier, die sich um Beute streiten! F. v.



Zum Problem der seelischen Fernwirkung

Als ich mich entschloß, in dieser Zeitschrift zum erstenmal zu diesem Thema äußern, konnte ich nicht voraussehen, welches tiefe, fast möchte ich sagen le schaftliche, Interesse in weiten Kreisen des gebildeten Publikums für schwierigen Dinge bestand. Die zahlreichen Zuschriften auf meine Veröffentlichun ersten Juni- und zweiten Augustheft 1915 haben mich darüber belehrt, daß bei viel bildeten Menschen ein Bedürfnis vorliegt, die hier in Betracht kommenden Fragen vorurteilslos und mit wissenschaftlich gebotener Zurückhaltung besprechen zu können sich der Gefahr auszusetzen, dadurch lächerlich zu erscheinen oder ins Fahrwasser eines wissenschaftlichen Mystizismus, wie ich denselben am Schluß meines zweiten Aufsatze dieses Thema kurz gekennzeichnet habe, zu geraten. — Um nicht durch Wiederhol den zur Verfügung stehenden knappen Raum unnötig in Anspruch zu nehmen, muß

lgenden Besprechung die Kenntnis meiner beiden vorhergehenden kurzen Abhandlungen
ssetzen. In der ersten Veröffentlichung habe ich an der Hand von zwei meines Erachtens
erbürgten Erlebnissen den Versuch unternommen, das allgemein bekannte Prinzip der
osen Telegraphie als eine, wenn auch nicht restlos befriedigende, vorläufige Erklärung
e merkwürdige Tatsache einer seelischen Fernwirkung heranzuziehen. In meinem zweiten
z über das gleiche Thema brachte ich weitere Beispiele, die selbst von konsequenten Geg-
als „beachtenswert" bezeichnet wurden, und führte an der Hand gegnerischer Einwände
Auffassung von der unbedingten Tatsächlichkeit derartiger Erlebnisse weiter aus.
Die vorliegende kurze Betrachtung soll neben der Mitteilung von drei weiteren Fällen
ließlich die für eine Anerkennung der Tatsächlichkeit seelischer Fernwirkung bedeutsame
erörtern, weshalb bei den unzählbaren Möglichkeiten derartigen Erlebens scheinbar
in so winziger Bruchteil der Menschen Erlebnisse dieser Art zu verzeichnen hat. Der
uch einer Erklärung hierfür liegt schon deshalb besonders nahe, weil ein Einwand in
Richtung erfahrungsgemäß zuerst und am lebhaftesten vorgebracht wird, wenn es sich
n handelt, die Tatsächlichkeit seelischer Fernwirkung zu bestreiten. — Um nun möglichst
Lesern eine klare Vorstellung von dem, was ich unter seelischer Fernwirkung verstanden
n möchte, zu geben, sei es gestattet, die Schilderung von drei derartigen Erlebnissen hier
szuschicken. Zur Vermeidung von „Enttäuschungen" sei gleich bemerkt, daß diese Er-
se von fast langweiliger Nüchternheit und ohne jede Sensation und Gruseligkeit sich
eten. Da mancher bei diesen Dingen die letztgenannten Qualitäten nur ungern ver-
muß einmal ausdrücklich darauf hingewiesen werden, daß im allgemeinen ein derartiges
nis um so vertrauenswürdiger und wertvoller ist, je schlichter, nüchterner, ja lang-
ger es zu sein scheint, und daß Vertrauenswürdigkeit und Wert abnimmt in gleichem
, wie Verwickeltheit und Unheimlichkeit des Erlebnisses zunimmt. Der erste der im
nden kurz wiedergegebenen Fälle ist mir von einem Rechtsanwalt berichtet worden —
äge von Juristen als berufsmäßigen Skeptikern erscheinen mir besonders beachtens-
— und soll wörtlich so wiedergegeben werden, wie er mir vorliegt: „Im Jahre 19 . .",
reibt der betreffende Jurist, „war mein Onkel, der geheime Sanitätsrat M. in A., schwer
. Ich besuchte ihn, so oft ich von S. herüberkam, las ihm vor und nahm an seinem Ge-
herzlichen Anteil. Daß er die Krankheit nicht überleben werde, war klar, wann er
n werde, war gänzlich ungewiß. In einer Nacht hatte ich folgende Empfindung, ich
absichtlich nicht Traum, da ich den ganzen Vorgang halb schlafend, halb wachend erlebt
ben glaube. Ich sah meinen Onkel im Schlafrock und mit langer Pfeife an meinem
sitzen, er winkte mir traurig mit der Hand und verschwand im Grauen. Ich schrieb mir
die Stunde auf einen Zettel und erzählte meiner Hauswirtin — ich war damals Referen-
n S. — den Vorgang der Nacht, bat sie, sich Einzelheiten und Stunde zu merken und
ihr mit, daß ich auf die Post gehen werde, um mich telephonisch nach dem Befinden meines
ls zu erkundigen. Auf der Post sprach ich telephonisch mit meiner Cousine, der jetzt in
eilenden Witwe des Majors E., und erfuhr auf meine Frage, daß mein Onkel zu der
er Wirtin angegebenen Stunde gestorben war."
Die beiden weiteren Erlebnisse, die ich hier jetzt berichten möchte, habe ich selbst
t. Man wird es ohne weiteres verstehen, wenn ich es bisher vorzog, meine Auffassung
die Erlebnisse anderer zu stützen und mit meinem eigenen Erleben zurückhielt.
erhin dürfte es für mich beziehungsweise meine beiden Erlebnisse sprechen, daß es die
igen ihrer Art gewesen und geblieben sind und daß acht, in dieser Beziehung gänzlich
islose Jahre zwischen der ersten und der zweiten und letzten Wahrnehmung gelegen sind.
nn also nicht in den Verdacht geraten, auf derartige „Abenteuer" auszugehen. Mein erstes
nis ereignete sich gegen Ende meiner Studienzeit. Ich verkehrte damals fast ausschließ-
nit einem gleichalterigen Kollegen, mit dem mich außer der Gemeinsamkeit beruflicher

Interessen noch eine seltene Übereinstimmung der Lebensauffassung verband. Über m
Probleme sprachen wir niemals, da derartiges für uns als junge Mediziner nicht e
Wir waren beide gesunde junge Leute Mitte der zwanziger Jahre! Ich wohnte damal
außerhalb der kleinen Universitätsstadt in einem inmitten von großen Gärten und b
nachts idyllisch ruhig belegenen Häuschen und schlief bei jeder Jahreszeit bei weit ge
Fenstern, und zwar stets ganz vortrefflich! Eines Nachts — es war Ende Oktober — k
ohne jeden erkennbaren Grund schon von Mitternacht ab nicht mehr schlafen, gab s
jeden Versuch einzuschlafen auf und lag vollständig wach, irgendwelchen gleichgülti
keinen Fall aber im geringsten erregenden Gedanken nachhängend, im Bette. Kei
unterbrach stundenlang die Stille der Nacht, bis plötzlich laut, klar und deutlic
Name gerufen wurde, und zwar der mir wohlbekannten Stimme nach von nie
anders, als von meinem oben erwähnten Freunde. Sofort war ich am Fenster, sp
die Nacht hinaus und gab mich rufend zu erkennen. Aber niemand antwortete und nic
sich in der Dunkelheit. Ein „Scherz" usw. war für mich bei der mir bekannten Wesen
Freundes von vornherein ausgeschlossen, deshalb leuchtete ich, bevor ich mich wieder
legte, noch das Treppenhaus des kleinen einstöckigen Hauses ab, um festzustellen, ob
vielleicht von dort zu mir gedrungen war. Ich entdeckte nichts. Als ich mein Lager
aufsuchte, warf ich noch einen Blick auf meine Taschenuhr. Die Uhr zeigte wenige
nach ½6 an. Ich empfand nicht die geringste Unruhe, da ich nur an eine allerdings
noch nicht erlebte und etwas merkwürdige Sinnestäuschung dachte. Am Nachmitta
nächsten Tages, eines Sonntages, erzählte ich das Erlebnis einem benachbart wo
Kollegen, der heute als vielbeschäftigter Kinderarzt in einer Großstadt Sachsens sich
vielleicht noch meines damaligen Berichtes erinnert, mit dem scherzhaften Hinzufü
ich jetzt anscheinend „Nerven" bekäme. Im übrigen legte ich meinem nächtlichen
eine so geringe Bedeutung bei, daß mir nicht einen Augenblick der Gedanke kam,
nächtlichen Rufer selbst mich zu erkundigen, zumal seine Behausung von der meinigen
entfernt lag. Aber nach zwei Tagen erfuhr ich durch eine Dame, bei der wir beide zu
speisen pflegten, daß mein Freund krank sei, und begab mich daraufhin natürlich sofort
Ich fand den bis dahin blühend gesunden, kräftigen Mann sehr elend darniederliegen.
schwere Nierensteinkolik hatte ihn böse mitgenommen! Und nun ergab sich die über
Tatsache, daß ihn in der gleichen Nacht, in der ich nicht hatte schlafen können, mitten in
Wohlbefinden, als er noch um Mitternacht arbeitend an seinem Tische gesessen, plötz
ungewöhnlich schwere Nierenkolik überfiel, daß er sich, ohne ins Bett zu gehen, die ganze
in rasenden Schmerzen gequält hatte und schließlich morgens etwa um ½6, wie er
einen Blick auf die Uhr festgestellt hatte, in unerträglichem Krampf auf den
gestürzt war, dabei angestrengt an mich denkend in dem Wunsche, ich
helfend zur Stelle sein! — Am gleichen Tage noch schrieb ich die Einzelheiten
Erlebnisses für mich nieder und habe seitdem nicht mehr gelacht oder überlegen ge
wenn von „so etwas" die Rede war, sondern lieber — geschwiegen! — Acht Jahre b
dann von allen „Geistergeschichten" verschont, hatte auch weder Zeit noch Neigung, mich
gehend mit Problemen dieser Art zu beschäftigen, bis ich eines Tages doch wieder be
zwungen wurde. An irgendeinem beliebigen Sommerabend 19.. mußte ich mit ein
unbegreiflichen Lebendigkeit und Hartnäckigkeit eines alten Mitschülers gedenken,
ich seit mindestens zehn Jahren absolut nichts gehört und gesehen hatte. Da besagter
ling mir niemals besonders nahe gestanden hatte, sich also kaum aus der großen und
den Schar ehemaliger Mitschüler für mich heraushob, so kam mir diese plötzliche Erin
fast komisch vor. Ich erzählte den ganzen Abend einem bei mir weilenden Bekannt
von diesem Knaben und kramte schließlich ein altes Schülergruppenbild hervor,
Bild desselben betrachten und zeigen zu können. Einige Tage später erhielt ich ei

sichtskarte aus R., die mir über zwei frühere Wohnorte nachgesandt war, bis sie mich glücklich erreichte. Auf dieser Karte, die, wie ich sofort mit Sicherheit feststellte, an dem gleichen Abend geschrieben war, an dem mich die oben geschilderten Erinnerungen „plagten", teilte mir der lebende Gegenstand dieser Erinnerungen mit, daß er „gerade heute abend" lebhaft an mich denken müsse und mal den Versuch machen wolle, durch diese Karte mir ein Lebenszeichen von sich zu geben, er sei technischer Leiter eines großen industriellen Unternehmens, es gehe ihm gut usw. — Ich habe mich bis jetzt nicht entschließen können, in diesem Zusammentreffen einen „blinden Zufall" zu erblicken. Allerdings ist auch hier der Zufall im Spiele, aber in ganz anderem Sinne, wie der Skeptiker anzunehmen bereit ist. Ich komme noch kurz darauf zurück. Besteht in dem geschilderten Falle eine Fernwirkung, wie ich als erwiesen ansehe, so ist damit allerdings von neuem die bereits in meinem zweiten Aufsatz ausgesprochene völlige Regel- und Gesetzlosigkeit zugegeben, die für unsere Augen auf diesem Gebiete zurzeit noch besteht, denn die als Vorbedingung für das Zustandekommen einer seelischen Fernwirkung meistens angenommene und unzweifelhaft auch häufig bestehende „Seelenverwandtschaft" zwischen den Beteiligten fällt in dem letztgeschilderten Falle vollständig aus. Wir sind demnach meines Erachtens in erster Linie darauf angewiesen, die Tatsächlichkeit derartiger Ereignisse immer einwandfreier festzustellen und uns durch die zurzeit noch bestehenden großen Schwierigkeiten eines weiteren Eindringens in den Zusammenhang der Dinge nicht beirren zu lassen.

Ich muß auf die als eigentliches Thema dieser kurzen Betrachtung bezeichnete Frage zurückkommen: Wie ist es zu erklären, daß die Wahrnehmung seelischer Fernwirkungen so relativ selten ist, obwohl die äußeren Vorbedingungen für Erlebnisse dieser Art täglich und stündlich gegeben sind? Niemand erwarte auf diese Frage eine erschöpfende, wirklich befriedigende Antwort. Die gibt es auf diesem Gebiete noch nirgends. Aber will man ein Gebäude errichten, ist jeder Baustein von Wert! — Zunächst ist zu bemerken, daß den stets gegebenen äußeren Vorbedingungen anscheinend nicht in annähernd gleichem Umfange die zum Zustandekommen einer Wahrnehmung nicht minder notwendigen inneren Voraussetzungen entsprechen. Es erscheint, daß die Mehrzahl der zurzeit lebenden Menschen für die Erscheinungen seelischer Fernwirkung unzugänglich ist, und daß bei der Minderheit nur eine beschränkte, an unbekannte individuelle Voraussetzungen gebundene Empfänglichkeit besteht! Wie haben wir uns nun diese bedingte persönliche Empfänglichkeit ihrem Wesen und ihrem Ursprunge nach zu denken? Die Lehre von der Vererbung, deren Bedeutung für die Erklärung und Bewertung gewisser abnormer Erscheinungen und Zustände wissenschaftlich feststeht, vermag uns auch hier wenigstens die Richtung anzugeben, in der wir vorzudringen versuchen müssen: Wenn bestimmte Eigentümlichkeiten und Abweichungen erst nach einer langen Reihe von Generationen bei den Deszendenten auftreten, spricht man von Atavismus. Beispiele von Atavismus beim Menschen sind wiederholt beobachtet, es sei nur an das gelegentliche Vorkommen überzähliger Brustdrüsen und Brustwarzen beim Menschen erinnert, in denen man die letzten Andeutungen der bei den Ahnen des Menschen vorhanden gewesenen Saugleisten erkennen muß, wie dieselben bei Tieren allgemein bekannt sind. Welche unermeßlichen Zeiträume müssen wir rückschauend durchmessen, um hier den Übergang zu finden! Es ließen sich dem gegebenen Beispiele noch weitere anreihen, doch möge dieses eine genügen. Längst rechnet die Wissenschaft mit vielen Hunderttausenden von Jahren, wenn sie die Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts durchforscht. Nun hindert uns aber nichts an der Auffassung, daß den aus unermeßlich fernen Zeiten gelegentlich auftauchenden atavistischen Rückschlägen auf körperlichem Gebiete auch solche aus der geistigen, der seelischen Sphäre gegenüberstehen! Es wird bereits angenommen, daß gewisse Formen von sog. „Geistesstörung" nichts anderes als atavistische Rückschläge sind. Wäre es nun nicht denkbar, daß wir auch in diesen unerklärbaren Erscheinungen und Fähigkeiten einzelner auf



seelischem Gebiete eine Vererbung im Sinne eines atavistischen Rückschlages, ein versprengtes Überbleibsel aus weit entlegenen Menschheitstagen vor uns haben? Auch die Entwicklung des Menschengeschlechtes hat das Gesetz der Anpassung entscheidend beeinflußt. Wenn nun in Urtagen der Menschheit Bedingungen bestanden hätten, die es notwendig oder zum mindesten wünschenswert für die Menschen hätten erscheinen lassen, für seelische Fernwirkungen ganz allgemein empfänglich zu sein? Und wenn diese Notwendigkeit nun allmählich aufgehört hätte und damit auch der Zwang zur Anpassung für die Gesamtheit? — Spekulationen! Gewiß, weiter nichts, aber erlaubte, weil auf dem festen Boden naturwissenschaftlichen Denkens aufgebaut! Es gibt noch eine andere gelegentlich angewandte spekulative Überlegung, gegen die allerdings schon mehr einzuwenden wäre, und die auch nur der „Vollständigkeit" wegen hier angeführt sein soll: Man hat angenommen, daß einzelne Individuen mit auffallenden und unerklärbaren körperlichen oder geistigen Eigenschaften der Entwicklung des Menschengeschlechtes um unbestimmbare, unmeßbare Zeiträume vorausgeeilt sind und so durch eine Laune oder besser auf Grund unerklärlicher Entschlüsse der Natur gewissermaßen Vertreter einer noch unendlich fernen Zeit darstellen, in der die Menschheit vielleicht allgemein Fähigkeiten besitzt, die jetzt nur ganz vereinzelt anzutreffen sind. Daß tatsächlich Individuen unter uns leben, deren über alle Zweifel feststehende, unfaßbare Fähigkeiten meines Erachtens nur eine Deutung nach der einen oder anderen angegebenen Richtung zulassen, vermag u. a. auch der von Professor Dr. Max Schottelius im „Kosmos", Heft 12, 1913, eingehend dargestellte Fall eines „Hellsehers" darzutun. Daß der allen „übersinnlichen" Problemen gegenüber ungemein zurückhaltende „Kosmos" diesen Fall aufgenommen hat, spricht sehr für die Bedeutung des Problems. — Mit dem bisher Ausgeführten ist die Frage nach den Gründen einer individuellen Unempfänglichkeit oder einer größeren oder geringeren bedingten Empfänglichkeit für die Erscheinungen seelischer Fernwirkung nicht annähernd erschöpft. Es muß angenommen werden, daß zeitliche, örtliche, klimatische, atmosphärische, chemo-elektrische und andere Verhältnisse mit im Spiele sein können, wo es sich um das Zustandekommen derartiger Wahrnehmungen handelt. Aber auch der immer zitierte Zufall kommt dabei zu seinem Rechte! Ich erwähnte bereits, daß in dem von mir geschilderten zweiten Eigenerlebnis der Zufall eine wichtige, ja entscheidende Rolle gespielt habe. Nicht die Tatsache, daß wir Beteiligten unter den geschilderten Umständen plötzlich ohne jede erkennbare äußere und innere Veranlassung an dem gleichen Abend so lebhaft miteinander uns beschäftigen mußten, fasse ich als Zufall auf, wohl aber den Umstand, daß einer der Beteiligten seine Erinnerungen zu einer Mitteilung an den anderen verdichtet hat! Und da erhebt sich nun zwingend die weitere Frage, ob die Tatsache der seelischen Fernwirkung wirklich ebenso vereinzelt ist wie ihre Bestätigung! Sollten nicht vielleicht eine ganze Reihe tatsächlich stattgehabter seelischer Fernwirkungen als solche nicht erkannt werden und nicht erkannt werden können? Ein Beispiel für viele: Jemand hat plötzlich eine auffallend lebhafte, vielleicht sinnfällige Erinnerung an einen alten Freund, an einen seit Jahren oder Jahrzehnten verschollenen Bruder und erhält niemals direkt oder indirekt irgendeine Bestätigung von dem Betreffenden, so kann dennoch niemand die in anderen, günstigeren Fällen nachgewiesene Übereinstimmung der Wahrnehmung mit irgendeinem besonderen Ereignis, z. B. dem Tode oder mit einer gleichzeitigen analogen Wahrnehmung der betreffenden Person mit Sicherheit ausschließen. Wie viele „Fernwirkungen" mögen so infolge ausbleibender Aufklärung verloren gehen. Und wie viele Fälle wirklich stattgehabter und auch nachgewiesener Fernwirkung mögen aus Gleichgültigkeit, Unkenntnis, Unfähigkeit der Darstellung usw. in den niederen Volksschichten unentdeckt und wie viele aus Furcht vor Verständnislosigkeit und Spott in den Kreisen intellektuell höher Stehender unausgesprochen bleiben! Es bedarf also entschieden erst noch des Beweises, ob die Tatsache der seelischen Fernwirkung so selten ist, wie es allerdings bis jetzt erscheinen mußte. — Welche Gründe es aber bewirken, daß ein für die Einwirkungen

scher Fernwirkung empfänglicher Mensch in einem Falle „reagiert“, in vielen anderen nicht, d. h. welche Einflüsse das Schwanken der individuellen Disposition bedingen, ist ganz dunkel.

Zum Schluß möge es mir gestattet sein, aus dem liebenswürdigen Schreiben eines tsrichters einen Satz wörtlich wiederzugeben, dem man unbedingt zustimmen muß. betreffende Herr schreibt: „Meiner Ansicht nach ist ein derartiger sogenannter Gebildeter, her prinzipiell alles bestreitet, was die offizielle Wissenschaft nicht erklären kann, um s besser als der Ungebildete, welcher kritiklos jeden Schwindel glaubt!“

Dr. Karl Löhmann



Zu Theodor Storms 100. Geburtstag

(14. September 1917)

In Theodor Storms sonst äußerlich so ruhig-beschauliches Leben haben mit rauher Hand die Wirren der Jahre 1848—50 hineingegriffen. Als Dreißigjähriger erlebte er die Erhebung seiner schleswig-holsteinischen Heimat gegen die dänische schaft, ihr Mißglücken und die darauf folgende Zeit der rücksichtslosen Unterdrückung Deutschen. Diese Jahre machten ihn, den bereits Verheirateten, vollends zum Manne.

Storm war kein Politiker, aber ein deutscher Patriot, der auch als Poet seiner deutschen nnung kräftigen Ausdruck gegeben hat. Nicht in seiner Prosa: in seinen fern von allem slärm geschaffenen Novellen finden wir ebenso wenig von den politischen Ereignissen von den sozialen und geistigen Kämpfen seiner Zeit. Anders in seinen Versen, wenn wir auch hier in erster Linie die zu den Kleinodien unserer Lyrik zählen, die — wie stimmungsvollen Novellen — die Tiefe und Zartheit der Empfindung zeigen. Der ter selbst sagt einmal:

„Sobald ich recht bewegt werde, bedarf ich der gebundenen Form; daher ging von , was an Leidenschaft und Herbem, an Charakter und Humor in mir ist, die Spur meist in die Gedichte hinein; in der Prosa ruhte ich mich aus von den Erregungen des Tages; suchte ich grüne, stille Sommereinsamkeit.“

So findet sich unter seinen Gedichten auch eine Anzahl, etwa zehn, in denen Storm raftvoll mit den Zeitereignissen abfindet, und es war dem Dichter später gar nicht recht, in Besprechungen und Würdigungen diese (und verwandte Verse) über seinen Stimgs- und Liebesgedichten übersehen wurden; in der Lyrik wollte er nicht nur der „sinnige “ sein, da wollte er (wie er z. B. einmal an Emil Kuh, den Hebbel-Biographen, schreibt) deren „männliche oder Charakterseite“ beachtet wissen.

„Wir können auch die Trompete blasen
Und schmettern weithin durch das Land“,

er aus.

Wir handeln daher ganz in seinem Sinne, wenn wir an seinem 100. Geburtstag s Teils seiner Lyrik gedenken — heute, wo wir als ganzes deutsches Volk den nzkampf zu bestehen haben, den damals Storms Heimat, Schleswig-Holstein, durchen mußte.

Storms heimatliche Kampfgedichte, die im Gegensatz zu anderer vaterländischer Lyrik on Rhetorik und Pathos sind, geben Selbsterlebtes, innerlich Empfundenes. Das Schickner Heimat schmerzte ihn tief. Er beklagt die Opfer des Freiheitskampfes, die manchem vergebens gebracht scheinen:

In diesem Grabe, wenn das Schwert zerbricht,
Liegt deutsche Ehre fleckenlos gebettet!
Beschützen konntet ihr die Heimat nicht,
Doch habt ihr sterbend sie vor Schmach gerettet.

Aber er verzagt nicht; er hofft, daß Dänemarks Triumph nicht endgültig sei. Zuver
ruft er aus („Ein Epilog", 1850):

Der Klang von Frühlingsungewittern,
Von dem wir schauernd sind erwacht,
Von dem noch alle Wipfel rauschen,
Er kommt noch einmal, über Nacht!

und mit noch größerer Bestimmtheit prophezeit er („Im Herbste 1850"):

Denn kommen wird das frische Werde,
Das auch bei uns die Nacht besiegt,
Der Tag, wo diese deutsche Erde
Im Ring des großen Reiches liegt.

Aus dieser seiner deutschen Gesinnung machte er kein Hehl; die Folge davon war, daß
Heimat verlassen, in die Verbannung gehen mußte. Mit welchen Gefühlen er das tat,
erschütternd das Gedicht

Abschied
(1853)

Kein Wort, auch nicht das kleinste, kann ich sagen,
Wozu das Herz den vollen Schlag verwehrt;
Die Stunde drängt, gerüstet steht der Wagen,
Es ist die Fahrt der Heimat abgekehrt.

— — —

Von meinem Arm in dieser letzten Stunde
Blickt einmal noch ins weite Land hinaus,
Und merkt es wohl, es steht auf diesem Grunde,
Wo wir auch weilen, unser Vaterhaus.

Wir scheiden jetzt, bis dieser Zeit Beschwerde
Ein andrer Tag, ein besserer, gesühnt;
Denn Raum ist auf der heimatlichen Erde
Für Fremde nur, und was den Fremden dient.

Doch ist's das flehendste von den Gebeten:
Ihr mögt dereinst, wenn mir es nicht vergönnt,
Mit festem Fuß auf diese Scholle treten,
Von der sich jetzt mein heißes Auge trennt.

Und du, mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem teuren Boden stand,
Hör' mich — denn alles andere ist Lüge —:
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!

Kannst du den Sinn, den diese Worte führen,
Mit deiner Kinderseele nicht verstehn,
So soll es wie ein Schauer dich berühren,
Und wie ein Pulsschlag in dein Leben gehn!

Storm wandte sich nach Preußen, wo er in Potsdam als Assessor Anstellung fand. ber weder der Reiz der Havellandschaft noch das großstädtische Treiben des nahen Berlins nnte ihm die Heimat ersetzen. Preußen ist ihm die Fremde, die besonders seinem poetischen Schaffen keine Nahrung gibt. Wohler schon fühlte er sich in Heiligenstadt im Eichsfeld, wo- in er — als Amtsrichter — 1856 versetzt ward. Aber die Heimat fehlte ihm; so klagt er 1857:

Nun wird es wieder Frühling um uns her —
Nur eine Heimat haben wir nicht mehr.

Seines Herzens Wunsch bleibt die Heimkehr:

Nun horch' ich oft schlaflos in tiefer Nacht,
Ob nicht der Wind zur Rückfahrt möge wehen.
Wer in der Heimat erst sein Haus gebaut,
Der sollte nicht mehr in die Fremde gehen!
Nach drüben ist sein Auge stets gewandt,
Doch eines blieb —: wir gehen Hand in Hand.
(„Gedenkst du noch?")

In einer andern Stelle („Gartenspuk") klagt der Dichter:

Die Zeit vergeht; längst bin ich in der Fremde,
Und Fremde hausen, wo mein Erbe steht.

Dann kamen die letzten Jahre des kinderlosen dänischen Königs, Friedrichs VII.; 1863 ruft Storm:

Die Schmach ist aus; der eh'rne Würfel fällt!
Jetzt oder nie! Erfüllet sind die Zeiten;
Des Dänenkönigs Totenglocke gellt;
Mir klinget es wie Osterglockenläuten!

Die Erde dröhnt; von Deutschland weht es her;
Mir ist, ich hör' ein Lied im Winde klingen;
Es kommt heran schon wie ein brausend Meer,
Um endlich alle Schande zu verschlingen! („Gräber in Schleswig.")

Schon im März 1864, noch ehe der Deutsch-Dänische Krieg zu Ende war, kehrte Storm n seine Heimat, in seine Vaterstadt Husum zurück, wo er zunächst als Landvogt, dann nach der Vereinigung Schleswig-Holsteins mit Preußen als Amtsrichter und später als Ober- amtsrichter lebte, bis er sich 1880 als Amtsgerichtsrat pensionieren ließ und für die letzten Jahre seines Lebens († 1888) in das freundliche Dorf Hademarschen (Kreis Rendsburg) über- siedelte, von wo er seine Vaterstadt einige Male in jedem Jahre besuchte.

Glücklich, den vertrauten Boden der Heimat wieder unter seinen Füßen zu haben, das Rauschen des Meeres wieder zu hören, das er so lange entbehrt hatte, hat er dem deutschen Volke nach seiner Rückkehr Jahr für Jahr eine seiner tiefinnerlichen und künstlerisch feinen Novellen geschenkt, deretwegen er zu unsern feinsinnigsten Erzählern zählt. Vaterländische Lieder hat er, nun da die Erfüllung da war, nicht mehr geschrieben; auch 1870/71 nicht, als die großen Ereignisse die Vollendung brachten und sein geliebtes Schleswig-Holstein nun tatsächlich „im Ring des großen Reiches" lag — wenn auch nicht (wie auch Storm wohl geträumt und gewünscht hat) als selbständiges Herzogtum, sondern (nach Bismarcks Willen) als nördlichste Provinz des führenden Königreichs Preußen, an dessen „scharfe Art" sich die Schleswig-Holsteiner nur allmählich gewöhnten. So klingt Storms heimatlich-vaterländische Dichtung in den fünf Zeilen aus, von denen die ersten beiden schon eingangs angeführt worden sind:

Wir können auch die Trompete blasen
Und schmettern weithin durch das Land;
Doch streifen wir lieber in Maientagen,
Wenn die Primeln blühn und die Drosseln schlagen,
Still sinnend an des Baches Rand.

Damit machte er, auf die „männliche oder Charakterseite“ seiner Lyrik hinweisend, gewissermaßen einen Schlußstrich unter seine „politische Dichtung“ und wandte sich, auch als Lyriker, wieder ausschließlich der stillen, zeitabgeschiedenen Welt seiner Novellen zu.

Emil Weber

Zur Gesundung der Kunst und des Kunstausstellungswesens

Die Verquickung von Kunst und Gewerbe, von Kunst und Dekoration, das Eintreten bedeutender Künstler in das Spezialgebiet des Kunstgewerbes hat uns, trotz der vielen Vorteile, trotz des Aufstieges, den dieser Kunstzweig genommen hat, für die Kunst an sich, besser ausgedrückt, für die stille Werkstattkunst des einsam mit seiner Seele ringenden Künstlers eine unleugbare Gefahr heraufbeschworen, deren Tragweite man jetzt erst richtig erkennt, und deren Bekämpfung langsam einzusetzen scheint. Und es ist hohe Zeit; denn dadurch, daß „Kunst als Dekoration“ zum Schlagwort modernen Kunsterlebens geprägt wurde, hob man das Stilistische, Dekorative in den Sattel und es begab sich, daß nicht ... ausgesprochen für das Kunsthandwerk begabte Künstler in das Spezialgebiet der Kunst, d... Staffeleibildkunst, eintraten, umgekehrt auch folgten gute Staffeleibildmaler dem Zuge der Zeit, wie sie meinten, und fingen an, dekorativ zu malen.

Auf beiden Seiten erzeugte dieser Wettlauf recht unerfreuliche, zum Teil völlig v... verstandene Arbeit. Wenn man den eigenartig neuen Bestrebungen, die seinerzeit zuerst an der Künstlerkolonie in Darmstadt durch die Protektion des kunstsinnigen hessischen Fürsten zu hervorragender allgemeiner Interessebedeutung kamen, kunstkritisch gegenübertrat, zeigte sich von Anfang an die Gefahr, der wir nicht entronnen sind. Man sah damals Innendekorateure und gewerbliche Künstler wie Behrens, Olbrich, Christiansen mit ganz minderwertigen Versuchen in Öl, Pastell und Aquarell in das Gebiet der eigentlichen Malerei eindringen, Arbeiten, die als Bilder gedacht waren und dennoch nur gewerbliche Entwürfe darstellten für solche, die wissen und fühlen, was man von einem Staffeleibildwerk verlangt. Und wiederum sehen wir ausgezeichnete Maler von heute, wie z. B. Ludwig von Hoffmann, den Genfer Hodler, Egger-Lienz, Erler und viele, viele andere, weniger Produktive (die „Scholle“ kann eingerechnet werden) völlig ins Dekorative einschwenken, teilweise sogar in Schema und Manier verfallen (was beides beim Dekorativen einige Berechtigung hat), ohne daß diese Schwenkung zur Folge hätte, diese Künstler eben als dekorative Maler (Dekorationsmaler im besten Sinne) anzusprechen und mit ihren Arbeiten aus den wirklichen Kunstausstellungen zu verbannen. Das klingt hart, wäre aber logisch.

Denn zu guter Letzt ist die Folge derartiger Verquickung von Kunst und Dekoration doch wohl diese, daß man auch den sehr geschickten Theatermalern und den Dekorationsmalern, die sich bislang trotz hohen Könnens nicht dem Künstler gleichberechtigt hielten, die Ausstellung ihrer Arbeiten in den großen Kunstausstellungen nicht wird versagen dürfen. Wohin sollte das aber führen, wenn beispielsweise innerhalb einer Ausstellung die Ausstattung einer Oper gezeigt resp. vorgeführt würde?! Nehmen wir an etwa die künstlerischen Leistungen eines Ernst Stern?

Besser beleuchtet: Ist es nicht an der Zeit, das völlig in der Kunstbetrachtung irregeleitete Volk endlich wieder auf die Verschiedenheit der Bedeutung aufmerksam zu machen, die einerseits der Kunst, andererseits der Kunst als Dekoration zufällt, zufallen und zugebilligt werden muß! Es kann nicht geleugnet werden, daß diese Neuerziehung die hohe Wertschätzung des Dekorativen eindämmen würde, zugunsten der Kunst. Und daß eine solche Bewegung auf großen Widerstand stoßen wird, liegt auch klar auf der Hand, wenn man bedenkt, daß in manchen Kunstzentren (die Schweiz mit Hodler!) alle Kunstfragen von dekorativen Künstlern erledigt werden, alle Kunstfragen in die Hand eines gewerblich denkenden Mannes gelegt sind. Die Schweiz kann als Beispiel besonders ins Auge gefaßt werden. Innerhalb der „Ära Hodler" hat die Schweizer Kunst sowohl in Rom, wie dieses Jahr in München auf das fühlbarste und erschreckenmachendste bewiesen, wohin es mit der Kunst eines Volkes kommt, wenn die Führerschaft einem dekorativen Künstler zufiel. Wir empfinden in der Schweizer Abteilung eine Leere und Hohlheit, eine schematische Bildbehandlung, die unerträglich langweilig wirkt und mit Kunst nur noch wenig gemein hat. Es sind dekorative Arbeiten, der Linie oder der Farbe wegen, „hergestellt" im wahrsten Sinne des Wortes, aber niemals empfunden. (Ich mache an dieser Stelle auf die beachtenswerte Broschüre aufmerksam aus der Feder Hans Friedrichs: „Hodler, die Schweiz und Deutschland." Janus-Verlag, München 1913.) Kunst will Empfindung, will Seele!

Wir müssen also, ziehe ich das Resultat meiner noch unvollkommenen Ausführungen schon jetzt, die großen Ausstellungen entweder gewissenhaft in Kunstausstellung und Dekorationskunstausstellung zergliedern und trennen; oder aber überhaupt beide Ausstellungen gar nicht miteinander verquicken, sondern getrennt berücksichtigen. Denn so viel ist sicher, die Kunst wird vom Handwerklichen erdrückt! Auch die Juroren der Ausstellungen kennen und beobachten keine Grenzen mehr zwischen dem Kunstwerk (will heißen Bildwerk, das die Seele, das Gefühl entstehen hieß) und dem Dekorationsgemälde, das nach rein technischen, linearen oder farbtechnischen Gesetzen aufgebaut wird.

An der Kunstkritik — die sich in Ängsten krümmt, nicht genügend beachtet zu werden — wird jeweils ersichtlich, mit welchem Aufwand von Phrasen und Wortklügeleien dieses Seelen- und Gefühlsmanko bei derlei rein dekorativen Arbeiten verhüllt oder vergessen werden soll. Man lese nur die gekünstelten (den ernsten Künstler zum Lachen reizenden) unerquicklichen Ausführungen und Kritiken über Hodlers Kunst. Wo man mit Stillschweigen vorübergehen sollte (keine Kritik ist bekanntlich auch eine Kritik), oder wo wenigstens der Kritikmaßstab auf das rein Dekorative eingestellt werden müßte, wird nach einer imaginären Bildseele gesucht, die man an den Haaren herbeizieht und gewaltsam einführt. Was bei solcher Vergewaltigung herauskommt, können wir täglich in der Presse, leider oft auch in besten Kunst-Monatsheften verfolgen. Wo keine Seele mitsprach, kein warmer Herzschlag der Liebe den Bildgedanken auslöste und aufzeichnete, wo jede liebe Versenkung, jedes Verweilen beim Stoff, das ihn beseelen könnte, fehlt, da sollte man doch um des Himmels willen mit phrasenreichen Worten und erkünstelter Sophistik keine Seele vorgaukeln wollen! Man suggeriert Ideen, die nicht da sind; webt geheimnisvolle Kunstentstehungsschauer und täuscht, in der Maske des Erziehers zur Kunstbildung, das liebe, willige Publikum.

Das geht eine Zeitlang. Und die am gebildetsten sein wollen, fallen am ersten darauf hinein; das Volk läßt sich so leicht nichts weismachen! Es verläßt glücklicherweise immer noch fluchtartig und laut lachend die Säle, wo nichts für das Herz und Gemüt zu holen ist, ... und seien es auch Ehrensäle der gefeiertsten Tagesberühmtheiten. —

Das Verquicken von Kunst mit der Kunst als Dekoration innerhalb unserer Kunstausstellungen hat aber eine weitere schlimme Erscheinung gezeitigt: das Aufkommen der unausgemalten Großformate, das Überbietenwollen durch die Riesenleinwand. Damit wurde die ehrliche künstlerische Technik, die liebevolle Ausarbeit verdorben, sie empfahl sich für diesen



Zweck gar nicht mehr, und das, was jedem wahren Kunstwerk wirkliche Größe und die Weihe gibt, ging verloren (ich meine: für die Kunstschau verloren; denn tatsächlich lebt sie verachtet im stillen weiter, und es sind die Besten unserer Zeit, die sich der ehrlichen künstlerischen Ausarbeit bedienen).

Merkwürdigerweise ging das alles gleichzeitig mit einer höchsten Wertschätzung für die intime, feinbeseelte Kunst unserer alten Meister Hand in Hand und mit der Glorienbestrahlung unserer besten Künstler, wie Menzel, Leibl, Böcklin, Spitzweg, Sperl, Welti, Thoma und vieler anderer Seelenmaler, die doch gewiß nicht auf Riesenflächen sich dekorativ austobten. (Freilich beginnt schon eine gewisse Zurücksetzung dieser Meister sich fühlbar zu machen, die aber nur ganz vorübergehender Natur sein kann.)

Bewiesen ist also keineswegs, daß die heutige Überwertung (man darf so ohne weiteres sagen) des rein Dekorativen, Linearen, gesucht Manierierten irgendwie berechtigt ist oder ga[r] dem Zeitgeist entspräche. Sie wurde künstlich ins Werk gesetzt. Durch das Auftauchen des in die Augen springenden Riesenformates mit rein dekorativer Wirkung (eine Steigerung, die auch von sensationslüsternen Künstlern eingeleitet wurde) bestach man das flüchtige Auge des Kritikers; selbst die Juroren wurden bestochen. Diese Nur-Ausstellungsbilder wurden Mode, kamen in die größten Säle, wurden zuerst erwähnt, und die Kunstjugend beeilte sich an solche ersten Stellen zu rücken, und malte, was auffällt ... nicht, was gefällt. So entstand das Künstlerproletariat, das zwischen dekorativer und Theatermalerei und einer wahren Kunstäußerung hin und her schwankt, entstanden die nichtssagenden Ausstellungen der letzten Jahre, in welchen teils das Grausen herrscht, teils die Herzensleere roher Überkultur sich breitmachen konnte. Man erhob die technische Arbeit, das Handwerkliche, auf die höchste Stufe, begeisterte sich für Pinselhiebe, Fernwirkung, Farbenspielereien und sah sich endlich gezwungen, auch rein technische Versuche, wie Skizzen und Studien, den Kunstausstellungen beizufügen, so daß die Ausstellungen mit Einsendungen überflutet werden konnten, wie wir es erleben, die so umfangreich wurden, daß einen Schwindel und Angst befällt und eine Müdigkeit, größer als wenn man Bergesgipfel erklettert. Ja, so weit haben wir es gebracht!

Ich finde, da muß Wandel geschaffen werden, so kann es nicht weitergehen!

Und ich sehe, es muß von den Künstlern selbst ausgehen, die zum großen Teil das Unheil verschuldet haben, obwohl sie, uneinsichtig genug, in den grellen Notschrei über die wirtschaftliche Notlage des Künstlerstandes gedankenlos mit einstimmten.

Vor allem müßte sich die fleißige Zunft der stillen, scheuen Staffeleibildkünstler zusammenschließen und zu eigenen Ausstellungen zusammenfinden. Ohne Beihilfe des Staates geht das natürlich nicht. Zu solchen Ausstellungen wären kleinere, intime Säle, welche die durchschnittliche Größe unserer Herrschaftsräume nicht überschreiten sollten, besonders wertvoll. Und solche Ausstellungen bezeichne man dann mit dem allein richtigen resp. passenden Wort: „Kunstausstellung". Alles aber, was ins Monumentale, Dekorative, ins Handwerkliche oder rein Farbtechnische schlägt, wozu auch Studien und Skizzen beigefügt werden können, bringe man unter in der „Ausstellung für dekorative Kunst und Kunsthandwerk".

Eine Verschmelzung beider Kunstgattungen, wie es heute üblich ist, bedingt nur eine Zerfahrenheit und Unsicherheit in der Bewertung beider Künste, die nun einmal nicht zusammenfinden können. Durch diese reinliche Scheidung würde auch die Kunstjugend von vornherein vor das wichtige „Entweder—Oder" gestellt. Entweder ein stillschaffender, in die Seele der Natur eindringender Bildmaler zu werden, dem die Liebe das wogende Herzblut stillt, ... oder ein im flammenden Pulsschlag des Lebens Stehender, der das luxuriöse Bedürfnis nach Dekoration, Reklame und Ausstattung mitmacht und miterlebt. Vielleicht daß sich zu letzterem die Mehrheit entschließen wird, wird entschließen müssen, da nur hier die Aussicht auf lohnenden, ständigen Verdienst vorhanden ist.

Jedenfalls aber müßte gerade die Kunst, die nicht der Reklame nachläuft, geschützt und
chirmt werden! Nicht, wie heute, in dem Strudel des Tempels reklameheischender Sensa-
nsmalerei untergebracht sein! Das sind wir der Kunst schuldig! Die ernsten, stillen Werkstatt-
stler, die wahrlich nahezu verscheucht und in die Ecke gedrückt sind, müßten sich zu einem
nde zusammenfinden, und ich glaube, daß dies von den staatlichen akademischen Hochschulen
die Künste ausgehen sollte; gerade sie sind doch dazu berufen, Hüter der Kunst zu sein!
e es ist und wie es sich durch das bescheidene Zusehen der so ungerne die Öffentlichkeit in
spruch nehmenden ernstschaffenden Künstlerschaft ergab, so kann und darf es nicht weiter-
hen! Wir dürfen nicht zulassen, daß die Seelenvollen, die Schöpferischen, die Besten keine
ürdige Stätte mehr haben, von wo sie auf das Volk einwirken und die hehre Schönheit
er geheiligten Kunst können ausströmen lassen. Man hat ja auch bei anderen Künsten, z. B.
der Musik und Schauspielkunst, intime Vorführungen und Veranstaltungen (Kammer-
usik, Kammerspiele); bieten wir endlich auch dem intimsten Künstler eine intime Stätte,
er nicht erdrückt und erstickt werden kann von lauten Schreiern, wo auch die Kritik wieder
sch und verjüngt einsetzen muß mit der kritischen Unterlage, die da lautet: Seele und Kunst-
rk. Wird es dazu kommen? Mir scheint, ein heimliches Verlangen weint danach! Alle
ten Geister, alle unzufriedenen guten Geister mögen es verwirklichen helfen! — —

Man wird einwenden, jedes Bildwerk, auch das Werk des Staffeleibildkünstlers, müsse
korativ wirken, dekorativ gedacht sein; es fiele wohl also die reinliche Scheidung, wie ich sie
he und gezogen wissen möchte, weg. Dem ist durchaus nicht so.

Es besteht eine ganz bestimmte Grenze zwischen dekorativem Bildwerk und einem Ge-
älde der Kunst. Diese Grenze ist sogar durch die Technik bestimmt. Man denke sich das er-
eifend seelenvolle Gemälde Eugen Brachts, sein „Gestade der Vergessenheit" in der Technik
malt, die dieser Künstler heute für ähnlich große Bildflächen anwendet, so würde das, was
s seelisch ergreift und zur Weihe zwingt, verloren, würde nicht da sein; es bliebe eine gro-
k beleuchtete, kraftvoll gemalte Gebirgspartie übrig, die sehr dekorativ wirken könnte, aber
emals zum Herzen spräche.

Denn sowie die Mache auffällt, die Oberhand gewinnt, setzt in jeder Kunst ein Rück-
ritt ins Materielle ein, dem die Seele nicht folgen mag. Wir wollen solche Könner nicht
ssen; doch klar sollten wir uns darüber sein, daß eine Höhe der Kunst damit nicht erreicht ist,
daß die Kunst damit eigentlich erst anfängt.

Die intimen Elite-Kunstausstellungen, wie ich sie vorschlug, werden eine Notwendig-
t werden! Und sie werden gerade einer ernsten Künstlerschaft, die niemals für die Mode,
n Tag, und ganz gewiß nicht für den Kunstmarkt arbeitet, zum Segen gereichen. Sie wür-
n zweifellos die Kräfte aller, auch derjenigen, die in den absurdesten Manieren dem Kunst-
ndel zu gefallen suchen, anspornen und den Geist der Kunst neu beseelen; sie würden im
reben, unsterbliche Werke zu zeigen, eine ideale Konkurrenz der besten Kräfte wachrufen,
m Segen der Kunst, würdig der guten Kunst, die uns überliefert ist, und uns wieder die
len Stunden der Weihe bescheren und des glücklich frohen Genießens! — Und weiter will
Kunst nichts!

A. W. de Beauclair



Mehr Mozart

Unter den Theaterereignissen der letzten Zeit sind zu buchen: die Erstaufführ neuer Bearbeitungen von Mozarts vielgerühmtem, aber fast gar nicht bekan „Idomeneus“; eine neue Bearbeitung des im Siebengestirn seiner Meister aufgezählten, aber an unserm Theaterhimmel völlig in Dunkelheit versunkenen „Titus“; die den Text fast ganz neu gestaltende, die köstliche Musik aber möglichst unversehrt erhalt Bearbeitung des Singspiels „Zaide“, neue szenische Einrichtungen der komischen Oper „C fan tutte“ und der „Zauberflöte“. Nur wenig weiter zurück liegt die von Oskar Bie Rudolf Presber als eine „Rettung“ unternommene Einschachtelung der „Gärtnerin Liebe“ in einen recht überflüssigen neuen Lustspielrahmen, und der Versuch des deut Bühnenvereins, durch ein Preisausschreiben zu einer neuen Verdeutschung des „Don Ju zu kommen.

Die Erfolgsaussichten dieser neuen Bearbeitungen treten zurück gegenüber der Tatsa daß sich hier auf verschiedensten Seiten das Bemühen kundgibt, unsern Besitz an Mozart mehren. Wenn wir dagegenhalten, daß wir vor zehn Jahren bei der Feier von Mozarts Todestag eine Schrift „Mozartheuchelei“ abwehren mußten, in der die Zahl der noch wi lebensfähigen Werke Mozarts arg beschnitten und das Verhältnis auch zu diesen meh geschichtlich begründete Pietät dargestellt war, so zeigt dieses Bemühen einen tief liegen Wandel unserer musikalischen Sehnsucht auf. In jener tollen Übertreibung steckte nic als Wahrheitskern die Tatsache, daß weiteste Kreise der nicht fachlich geschulten Musiklieb kein lebendiges Verlangen nach Mozartischer Kunst in sich trugen, die dargebotene alle genossen, ihr Fehlen aber nicht vermißten. Trotzdem ist die vielfach beliebte Bezeichnung Umwandlung „Mozart-Renaissance“ falsch, denn wiedergeboren kann nur werden, wa tot war. Und Mozart ist immer voll sprühenden Lebens gewesen. Das Tote lag bei den fangenden. Hier war vielfach der Sinn für eine Kunst abgestorben, in der ein Übergr „Kunst“ seine vollendetste Gestaltung gefunden hat. Kunst ist nämlich nicht nur Befrei sondern auch Freiheit.

Ich spreche natürlich als Deutscher und darum vom deutschen Verhältnis zur Kun Da hat das bloße Spiel kaum Platz, und wir sehen in der Kunst als „Vergnügen des Verstande und Witzes“, als bloße Zugabe zum Leben eine Erniedrigung der Kunst, während die mei Romanen nicht mehr von ihr verlangen. Es ist der Reichtum, aber auch die Schwere des Deu seins, daß es weder die reine Zwecklosigkeit noch die einseitige Zweckhaftigkeit der Leb erscheinungen begreift, sondern in allem die Notwendigkeit im Sinne einer erstrebten doch ersehnten höheren Einheit erblickt. Aus dem Worte „Notwendigkeit“ hören wir im ich Ringen Befangenen heraus: Not wenden, abwenden — also einen Kampf gegen oder aus Wie nun, wenn die „Not“ aus Reichtum entsteht? Wenn sie durch den Druck der Fülle bew ist? — Dann bringt der Kampf gegen sie nicht ein Erraffen, sondern ein Weggeben. Das die Lage des wahren deutschen Künstlers, und darum empfindet er die Kunst als Befrei Das Wahrzeichen der deutschen Kunst innerhalb der Weltkunst ist darum das „durch Na zum Licht“, „durch Zwang zur Freiheit“, ist „Sehnsucht“ und „Erlösung“.

Das alles führt also eine Entwicklung vor, deren künstlerischer Niederschlag um tiefer auf uns einwirken wird, je stärker wir uns über den endlichen Sieg freuen können, schwerer also der Kampf war. Die unvergleichliche Wirkung Beethovens in diesem Kri findet hier die psychologische Erklärung. Aber auch die Ablehnung unserer deutschesten Kün durch die Fremdvölkischen, besonders die Romanen, erklärt sich so; denn diese empfinden nic die befreiende Schönheit des Kampfes, sondern nur seinen quälenden Zwang. Und doch müssen wenigstens die starken Naturen unter diesen Fremden zugeben, daß die deutsche Kunst

allem in der Musik Werke geschaffen hat, in denen die Kunst zu einer reinen Erfüllung gelangt ist, wie sonst nur noch in einigen Bild- und Bauwerken der alten Griechen. Woran liegt das?

Unsere Kunst wäre groß, aber einseitig, wenn sie nur die Entwicklung aus dem Kampf zum Siege, durch Leid zur Freude darstellen, wenn sie uns nicht auch den Zustand der infolge des Sieges eingetretenen Kampflosigkeit, der aus Freude geborenen Glückhaftigkeit gebe. Wir haben deutsche Kunst, die nicht Erzeugnis ist der Befreiung, sondern der Freiheit.

Da ist Goethe in einer Reihe lyrischer Gedichte. Man nennt ihn den Olympier und denkt an Zeus, der auch erst durch Kampf zur Höhe gelangt ist und durch Beherrschtheit Herrscher ist. Ganz anders Schubert. Auf ihn ist diese Glückhaftigkeit vom Himmel herabgesunken, wie auf andere Menschen die Gabe der Jugend. Und wie diese Jugend, lastet auf Schubert die Schönheit oft als eine süße Schwere, deren Wonnen kaum zu tragen sind und in Tränen des Glückes Ausbruch suchen. Das Wunder aber ist Mozart. Einen Licht- und Liebesgenius nannte ihn Wagner. Ein Sohn der Lichtwelt war er auf Erden Fleisch geworden, und im irdischen Fleische hat er ein schweres, mit Leid geschlagenes Leben geführt. Aber da die seelische Lichtwelt in ihm lebendig blieb, ward sein irdisches Leid gesegnet. Nun empfand er als Menschensohn des Menschen Leid und Freude und lieh diesen die Töne seiner lichten Innenwelt. Ihm gab wahrhaftig ein Gott seine Sprache, das Menschliche zu sagen. Nur bei Mozart ist das Schöpfen von Kunst jenes göttliche Schaffen aus Wonne.

Es mögen immer wieder Zeiten kommen, die kein Bedürfnis nach dieser Art von Kunst haben, genau so wie es unreligiöse oder aller Mystik bare Zeiten gibt. Aber der Menschheit Seelenleben steht auch da unter dem Gesetz von Ebbe und Flut. Daß wir seit einigen Jahren in eine wachsende Flutzeit des Seelischen eingetreten sind, bezeugen viele Anzeichen.

Wenn etwas geeignet ist, das „Göttliche" und „Jenseitige" in Mozarts für den am Äußeren haftenden Blick so erdfroher Kunst aufzuzeigen, ist es die Tatsache, daß das Zeitalter des herrschenden Materialismus das Verhältnis zu Mozarts Kunst verloren hatte. Aber die neue „Mozart-Renaissance" dürfen wir trotzdem nur in beschränktem Maße aus jener geistigen Bewegung herleiten. Den innersten Antrieb dazu wohl sicher, aber in den äußeren Erscheinungsformen wirken noch viele andere Kräfte mit, deren scharfe Erkenntnis für die fruchtbare Ausnutzung von großem Belang ist.

Da ist die Theaterbedarfsfrage. Wir brauchen die Ergänzung zu Wagners Riesenwelt. Wir brauchen eine feine Unterhaltungskunst zur Rettung gegen das Überwuchern der in jedem Betracht seichten Operette. Wenn hier nach Mozart gerufen wird, geschieht es aus formal-musikalischen Gründen. Wie völlig diese Linie fürs Wesentliche in die Irre führt, zeigt die Verkündung Richard Straußens als Nachfolger oder gar Vollender Mozarts auf Grund des „Rosenkavaliers" und der „Ariadne". Strauß mag das erstreben; seine Liebe zu Mozart erhellt sich aus seinen trefflichen Dirigentenleistungen. Aber vom Wesentlichen Mozarts trennt ihn eine Welt. Wie sollte Strauß, der in seinen Sinfonien selbst den Weg zur Befreiung nie im Siege, sondern nur im Tode (Tod und Verklärung, Heldenleben, sogar Till Eulenspiegel) sah, zur Mozartischen „Freiheit" gelangen? Wer wie Strauß seine Kräfte und seine Erfolge ganz aus dem Zeitlichen, ja Journalistischen gewinnt, dem ist jede Erhöhung, jede Verklärung ins Typisch-Ewige versagt. Strauß erlag der erotischen Welle der Zeit im „Rosenkavalier"; was hat die gleiche Strömung in Mozarts „Figaro" noch zu bedeuten, wo alles ins Reich der Liebe gehoben ist? Nein, auf diesem Wege kommen wir nicht zum wahren Mozart.

Noch viel verdächtiger sind uns jene, die Mozart gegen Wagner auf- und ausrufen. Nicht nur aus deutsch-zähem Festhalten an allem, was wir einmal geliebt haben, lehnen wir die in ihren letzten Beweggründen durchsichtigen Herostratengelüste gewisser Kreise ab, sondern vor allem aus der Erkenntnis, daß Wagner und Mozart keine Gegensätze sind, sondern Ergänzungen; daß unsere Bühne beide nebeneinander so dringend braucht, wie das Neben- und Miteinander von Beethoven und Mozart in der absoluten Musik.

*

Trotz dieser Vorbehalte gegen die Antriebe, begrüßen wir jede gesteigerte Pflege Mozar mit großer Freude. Sie hat sich vor allem auf den völligen Gewinn, d. h. die denkbar kün lerischste Ausgestaltung jener Opern Mozarts zu richten, deren Werte so leuchtend erstrahle daß sie für unsere Bühne unverlierbar sind. Für die „Entführung aus dem Serail" das verhältnismäßig leicht. Man könnte allenfalls das Koloraturwerk in den Arien Konstanz beschneiden. Einmal damit der davon überwucherte Gefühlsausdruck dieser trotz allem a dramatischem Geiste aufgebauten Stücke für unser heutiges Empfinden zu besserer Wirku käme, dann auch, weil diese halsbrecherischen Kunststücke fast niemals einwandfrei ausgefüh werden, von Mozart — der ja schließlich auch ein Kind seiner Zeit war — übrigens nur a gebracht waren, um seiner Schwägerin Gelegenheit zu geben, mit ihrer besonderen Fähigk zu glänzen.

Auch die „Zauberflöte" ist auf einen deutschen Text komponiert, und wenn die Di tung auch den durch Zeitereignisse bewirkten Bruch in der Entwicklung der Charaktere nicht ga verhehlen kann, soll man ihre Werte doch nicht unterschätzen. Wenn Goethe bei einer Dichtu Lobsprecher war, so kann es um ihre Güte nicht so schlecht bestellt sein. Aber der jetzt in Man heim gemachte Versuch, das Werk von den halb kindischen, halb un- oder mißverständlich Beziehungen zur Freimaurerei oder sonstiger Geheimbündelei zu befreien und ganz als re und beziehungsloses Märchen aufzuführen, verdient Nachahmung.

Schwieriger steht es um „Figaros Hochzeit" und „Don Juan". Diese durch die Mu ur- und nurdeutschen Werke stehen über italienischen Texten. Für „Figaro" hat Hermann Le Übersetzung Ausgezeichnetes geleistet. Vor allem hat dieser feinsinnige Dirigent die Sorgf Mozarts in der Ausnutzung jeder dichterischen Anregung, sein stetes Bemühen, jedem Wor den sinngemäßen musikalischen Ausdruck zu geben, erkannt. Die auf unserer Bühne vielfa noch üblichen Verdeutschungen zerstören oft willkürlich diesen engen Zusammenhang. D Deutsche Bühnenverein sollte durch einen Ausschuß eine nochmalige Überprüfung der Ar Hermann Levis vornehmen lassen und dann diese Übertragung allen ihm angehörigen Büh zur Pflicht machen. Nur wenn diese Einheitlichkeit (auch in den Klavierauszügen) durchgefü ist, wird es gelingen, die im Gedächtnis der Allgemeinheit durch Gewöhnung eingewurzel schlechten Übersetzungen zu verdrängen und so Mozarts Werk in seiner dramatischen Haltun ganz rein wirken zu lassen.

Noch viel notwendiger ist diese Arbeit für den „Don Juan", dessen Bühnenerscheinung allerlei verwilderte Zustände durchgemacht hat, die heute ja wohl allgemein außer Gebrauc gekommen sind. Dafür hält sich aber jeder unternehmungslustige Theaterdirektor für berechtig das Werk „neu einzurichten", so daß bald dieses, bald jenes Stück verschoben oder ganz gestrich wird. Dieser Willkür muß ein Ende bereitet werden. Noch schwieriger liegt hier die Textfrag Die Meisterschaft der musikalischen Durchseelung des Wortes ist hier womöglich noch größe als in „Figaros Hochzeit". Andererseits hat auch der italienische Dichter in seinem Texte ein noch charakteristischere Prägung der Worte erreicht, was sich auch darin offenbart, daß sog aus den schlechten deutschen Übersetzungen manche Stellen zu „geflügelten Worten" geworde sind. Leider haben diese Übertragungen gar keine Rücksicht auf die von Mozart erreichte völlig Einheit von Wort und Ton genommen, und die zahllosen sinnfälligen Feinheiten einer einzi artigen musikalischen Wortmalerei gehen dem Hörer verloren, da sie jetzt beziehungslos ve schweben. Es war darum ein Verdienst des Deutschen Bühnenvereins, durch ein Preisau schreiben eine neue Übertragung des da Ponte'schen Textes zu gewinnen. Aber in der Krönun der Scheidemantelschen Arbeit ist man doch zu voreilig gewesen. Ich will damit gar nich behaupten, daß die jetzt auch im Druck vorliegende Verdeutschung Max Kalbecks (Wien, Uni versal-Edition) nun in allem besser sei. Ich glaube überhaupt nicht, daß eine solche Arbeit von einem einzelnen zu lösen ist. Selbst solche Meisterleistungen, wie Schlegels Eindeutschung Shakespeares, haben durch die Nachhilfe Gundolfs und anderer in der schlagenden Wiederga

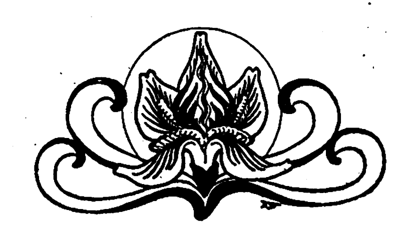
geprägter Eigenheiten des Originals viele Verbesserungen erfahren. Aber bei der Über-
ung eines Wortdramas kommt es darauf noch gar nicht so sehr an. Ganz anders liegt der
l, wenn — wie bei Mozarts „Don Juan" — es notwendig ist, zu ganz bestimmten Noten
er Sprache des Übersetzers die nach Sinn und Farbe dem Original genau entsprechenden
rte zu finden. Ich glaube, eine solche Aufgabe ist nur in gemeinsamer Arbeit mehrerer zu
n, und es wäre nach meinem Gefühl richtiger gewesen, wenn der Bühnenverein versucht
te, die besten der Bewerber zu einer nochmaligen gemeinsamen Arbeit zu vereinigen, ja
der einen und andern weniger wertvollen Leistung eine einzelne gelungene Stelle zu über-
men. Man könnte für einzelne auch dann noch nicht bemeisterte Stellen die öffentliche Mit-
eit erneut anrufen. Es ist keine Mühe so groß, daß sie sich in diesem Falle nicht lohnte. Es
ndelt sich um eines der herrlichsten Kunstwerke der ganzen Welt, es handelt sich um eine ur-
tsche Schöpfung, die durch das geschichtliche Unglück unserer Kunstentwicklung einem fremd-
tischen Material verwachsen ist; es muß daraus erlöst werden, aller persönlicher Bearbeiter-
d Übersetzerehrgeiz, von Gewinnsucht ganz zu schweigen, muß hier zurücktreten hinter der
che der Allgemeinheit.

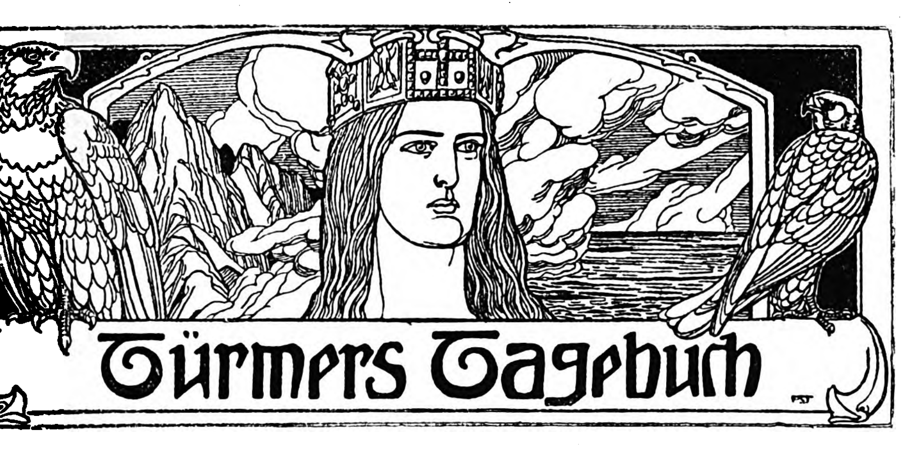
Unser Spielplan ist noch nicht so reich, daß wir nicht seine Vermehrung mit einigen
rken Mozarts als einen großen Glücksfall betrachten müßten. Für die Wiederbelebung des
domeneus" tritt Ernst Lewicki seit Jahren lebhaft ein, und nun hat er seinen theoretischen
rderungen die praktische Arbeit folgen lassen, deren Brauchbarkeit sich bei der Erstaufführung
Karlsruhe erwiesen hat. Der Gewinn dieser herrlichen, von edelstem Geiste erfüllten Musik,
einer von vornehmer Gesinnung und adliger Größe beseelten Handlung verbunden ist,
für unsere Bühne ganz außerordentlich wertvoll, und man kann nur dringend wünschen,
ß möglichst bald an vielen Stellen diese Neubearbeitung erprobt und, was ja bei derartigen
ternehmungen die Hauptsache ist, in der Praxis und durch sie vervollkommnet wird.

Aber vom kunstpolitischen Standpunkte sind die beiden andern Werke „Zaide" und
osi fan tutte" wichtiger, zu allermeist dieses Schmerzenskind der Mozartschen Muse. „Ido-
neus" vermehrt die durch die Welt Glucks vollwertig gegebenen Stilvorbilder; er ist jünger
d steht uns im gleichen Verhältnisse näher wie die Schöpfer. Aber auf unser heutiges Schaffen
nn er nicht eigentlich richtunggebend oder auch nur helfend einwirken, jedenfalls kann er
zu nicht mehr geben, als Glucks Schöpfung. In der Hinsicht könnte die „Zaide" von Ru-
lphi bearbeitet viel bedeutsamer werden. Allein schon dadurch, daß die Zahl der auf der
ühne lebendigen Singspiele vermehrt würde. Wir brauchen eine Neubelebung dieser Gattung
s vielen Gründen. Wir brauchen sie in der Großstadt als Gegengewicht gegen die Operette,
ch als ein Mittel, neue Lieder ins Volk zu tragen. Wir brauchen sie aber auch vor allem für
einere Verhältnisse, damit die kleinen Städte mit guter dramatischer Musik versorgt werden
nnen. Am freudigsten aber wäre es zu begrüßen, wenn „Cosi fan tutte" unserer Bühne zu
winnen wäre, d. h. hier muß man sagen, wenn diesem Werke die Eigenschaften einzuhauchen
ären, die seinen Dauergewinn für die Bühne erwünscht machen würden. „Cosi fan tutte"
nnte das Vorbild für die uns fehlende moderne komische Oper abgeben. Will man durchaus
traußens „Rosenkavalier" zu Mozart einstellen, so muß die Linie zu „Cosi fan tutte", nicht
er zu „Figaro" gezogen werden. Darin liegt bereits eine Verurteilung; „Cosi fan tutte"
nicht zu retten. Gerade weil der götliche Mozart das Buch vertont hat, ist das Werk für
mer verloren. Hätte ein Italiener vom Geschick Rossinis den Text komponiert, würden wir
n ertragen. Aber die Urdeutschheit Mozarts beleuchtet scharf die für deutsches ethisches Emp-
nden unüberwindbare Unmöglichkeit und Unerträglichkeit dieser Welt. Das liegt nicht etwa
n der Unsittlichkeit der Voraussetzungen und Handlungen; es geschieht in „Cosi fan tutte"
ar nichts Schlimmes, und auch mit der Leichtfertigkeit der Schlußmoral können wir uns lachend
bfinden. Nein, mit alledem hat das gar nichts zu tun. Mozart hat in „Figaros Hochzeit" und
Don Juan" viel heiklere Voraussetzungen und Lagen nicht nur überwunden, sondern zu Lebens-

werten gemacht, indem er die in allem wahrhaft Lebendigen eingeschlossene Kraft wahrh
herauslöste. Das ist der springende Punkt. Die deutsche Musik kann nicht nur nicht lü
kann auch nicht „spielen“. Deutsche Kunst muß wahrhaftig, muß ganz überzeugter A
sein können, oder sie ist nicht. Nie hat sich Mozart schmerzlicher verschwenden müssen, al
und wenn er als schaffender Künstler einmal gelitten hat, ist es hier geschehen, als ihn die
äußere Not im Verein mit dem Gebot des Kaisers zu diesem Werke zwangen. So ist alle
jede Neuaufführung von „Cosi fan tutte“ sehr lehrreich. Sie offenbart die aus dem in
Volkstum aufquellenden Gesetze, die auch der größte Genius nicht überschreiten darf.

Für „Cosi fan tutte“ hat Hermann Levi in gleich sinniger Weise wie für „Figaro
Übersetzerarbeit eingesetzt. Der neue Belebungsversuch in Halle hat sich an sie gehalte
seine Aufgabe durch eine kühne Beseitigung des Szenenwechsels zu erreichen gesucht
geht fast ohne Gewaltsamkeit, stört jedenfalls bei weitem nicht so, wie die Bühnenver
lungen und ermöglicht vor allem eine große Beschleunigung, auf die es besonders ank
In rein technischer Hinsicht ist von „Cosi fan tutte“ gerade für die komische Oper unendl
zu lernen. Der Wechsel zwischen Einzel- und Ensemblegesang, das Anspinnen und
Abwickeln der Mehrstimmigkeit, die vielerlei Möglichkeiten der dramatischen Ausnutzu
Ensembles, das dabei nie über die wenigen Träger der Handlung hinauszugreifen b
sind schlechthin meisterhaft. Der verschwenderische Reichtum musikalischer Schönheit über
und beglückte die Zuhörerschaft, die lebhaft dankte. Aber die gleiche Erfahrung, die m
jetzt immer gemacht hat, wird auch diesmal nicht ausbleiben. Der Beifall, der Dank gi
Augenblick. Er bewirkt nicht das Wiederkommen, wodurch allein ein solches Werk sich d
im Spielplan halten kann und das gerade für unser Verhältnis zu Mozarts Opern, di
immer wieder hören möchte, charakteristisch ist. Denn nachträglich wird einem immer bew
daß man aus einer vergiftetem Boden entstiegenen Quelle getrunken hat; der Trank be
uns nicht, ob er auch in goldener Schale geboten wird. Karl S





Der Krieg

Man möchte fast verzweifeln! In Deutschland hetzt und begeifert man die Leute, die politisch einige Jahre vorausdenken und deshalb auf einem starken Frieden bestehen. Dabei ist es doch, wie Frhr. Schilling v. Cannstatt in der „Deutschen Zeitung“ darlegt, hr einfach, sich die politische Lage und vor allem die Absichten unserer Gegner der Zukunft klarzumachen, wenn man sich auf den Standpunkt der Engländer lt. Die Absicht Englands, uns militärisch durch Rußland und Frankreich zu trümmern, durch Abschneiden vom Welthandel und der Lebensmittelzufuhr rch Hunger niederzuzwingen und unseren Handel in der Zukunft aufs äußerste erschweren, ist doch bis auf den letzten Punkt schon in den ersten Monaten des eges gescheitert. Sie mußten sich wohl oder übel entschließen, ihr Hilfsheer rch die allgemeine Wehrpflicht zu verstärken und militärisch in einer Weise eingreifen, wie sie es niemals wohl vorher erwartet hatten. Und dieses militärische ngreifen auf dem Kontinent geschieht jetzt ja nicht, um Frankreich oder Rußland helfen, sondern einzig und allein nur, um Belgien in ihre Gewalt zu bekommen. r Plan, Calais und Le Havre sofort zu besetzen und dann nachher auch nicht hr herauszugeben, ist ja bei dem kalten, nüchternen, rücksichtslosen und deshalb zig richtigen politischen Berechnungsvermögen der Engländer schon lange vor m Kriege von ihnen erwogen worden. Das war kein Zufallsprodukt der iegssituation, daß sie sich dort festgesetzt haben, wie es vielleicht kurzsichtige utsche Politiker sich einbilden, sondern ebenso wie das Besetzen der griechischen seln vor dem Bosporus, von Saloniki, die Annexion von Ägypten, das Ausiten bis Syrien und die militärische Besetzung von Mesopotamien, die Ertung des neuen Kalifats in Mekka, wodurch der Heilige Krieg wirkungslos rde, die Besitzergreifung der Aalands-Inseln, die Besetzung von Ösel, Reval d mehrerer livländischer Küstenpunkte ganz klar vorberechnete Handlungen der glischen politischen Leitung. Der einzige Fehler in ihrer Rechnung ist der Vert von Belgien, das sie vor dem Krieg politisch in der Hand hatten. Überall wo ders haben die Engländer einen großen Vorteil aus dem Kriege gezogen und

alles schon so vorbereitet, daß, wenn es in einigen Jahren zum zweiten punisch
Kriege kommen wird — und er wird kommen, wenn Deutschland in diesem er
Kriege nicht niederbricht —, sie mit noch viel größerer Aussicht auf Sieg in
neuen Kampf eintreten werden. Dazu gehört aber der Besitz Belgiens, so
sie bei Kriegsbeginn sofort unser Hauptindustriegebiet am Rhein
drohen können. Man bilde sich nicht ein, daß die Engländer, wenn wir so
waren, Belgien geräumt zu haben, sofort es durch militärische Maßnahmen
lich in ihre Gewalt bringen werden. Nein, sie werden so klug sein und Bel
durch ihre militärische Organisation in bezug auf Bereitstellung des Heeres,
Eisenbahn, von Waffen, Munition und Festungen so zu stärken und schlagfer
zu machen, daß unserem neuen Durchmarsch in Beligen die allergrößten Hem
mungen in den Weg gelegt werden können. Man bedenke weiter, daß Rußla
ein agrarisches Land ist, das sich nach einigen guten Ernten pekuniär wieder e
holen kann, das durch amerikanische und englische Unterstützung durch Offizie
Ingenieure, Techniker in wenigen Jahren wieder ein mächtiger, drohender Geg
ner Deutschlands sein wird — man denke nur an das wiederholte Sich-wieder
Aufrichten des erschütterten slawischen Reiches während des Krieges, trotzdem
von der Außenwelt stark abgeschnitten war. Man denke an den verstärk
Haß in Frankreich, das ja am Verbluten ist, aber aus seinem großen Reiche
in den Kolonien ein neues riesiges Heer schwarzer Franzosen aufst
kann und damit einen erneuten Angriffsversuch Englands sicher mit unterst
wird. Man denke an das uns feindliche Polen, das unbedingt mit Rußla
den Kampf gegen uns ziehen, sich seine Unabhängigkeit auch von Rußland
stellen lassen und den Versuch machen wird, auf Danzig nach der Ostsee
zubrechen. Man denke gleichzeitig bei Polen an politische Faktoren in anderen
Staaten, um die ganze große Gefahr, die vielleicht in 6—10 Jahren uns wieder
droht, nur einigermaßen ermessen zu können. England hat eingesehen oder sieht
es jetzt ein, daß es Belgien durch Gewalt auch mit den größten Blutopfern nicht
zurückgewinnen kann. So versucht es das jetzt auf diplomatischem Wege, in
dem es die päpstliche Note heimlich unterstützt, eine Note, in der als Vor
bedingung für Friedensverhandlungen die Räumung Belgiens steht, und Eng
land hat dabei diesen unverdienten Dusel, in führenden parlamentarischen
deutschen Kreisen auch noch Unterstützung für diesen Plan zu finden.
Wenn wir auf diese Friedensvorschläge eingehen, dann hat allerdings England
den ganzen Krieg gewonnen, und das eigentlich siegreiche Deutschland steht einem
zweiten Kriege mit viel schlechteren Gewinnaussichten gegenüber als 1914. Wenn
Englands Vorbereitungen zum zweiten Kriege fertig sind, so werden die heimlich
Besetzung Belgiens, die heimlichen Vorbereitungen der Militärtransporte, das
Vorschieben der Organisatoren für den raschen Durchmarsch in aller Ruhe vor sich
gehen können, denn Deutschland wird auch das zweitemal so lange warten, bis
es, zum Äußersten getrieben, losschlägt. Es ist nicht Pessimismus, der aus diesen
Zeilen spricht, sondern das einfache Abwägen der politischen Lage jetzt, wo wir
Belgien noch in der Hand und die Kraft und Möglichkeit haben, den zukünftigen
zweiten großen Entscheidungskampf, den England unbedingt noch herbeiführen wird,

von vornherein so günstig für uns vorzubereiten, daß wir nicht überrannt werden können und der Krieg nicht schon gleich in der Rheinprovinz beginnt..."

Und nun greift die katholische Kirche als internationale Macht für den Frieden ein. „Papst Benedikt XV.", so sieht Professor Otto Hoetzsch in der „Kreuzzeitung" die Zusammenhänge, „hat das schon öfter versucht. Bisher waren seine Kundgebungen immer allgemeine christliche Ermahnungen, und Erfolg hatte er mit ihnen nicht. Auf unserer Seite wurden sie immer mit Achtung und Bereitwilligkeit begrüßt, auf der Ententeseite wurden sie regelmäßig als unneutral und als Sympathieerklärungen für Österreich kritisiert. Am 31. Mai 1916 schrieben wir hier: ‚Papst Benedikt XV. weiß so gut wie wir, daß seine reale Macht nicht den Frieden herbeiführt. Aber wenn die Grundlagen für ihn durch die kämpfenden Staaten selbst geschaffen sind, dann wird die große moralische Macht des Vatikans sehr stark in die Wagschale fallen, und die diplomatischen Fähigkeiten, die der jetzige Papst von Anfang an bewiesen hat, werden das ungemein unterstützen.' Diesen Augenblick hält er jetzt für gekommen!

Auf ihn hat sich trotz der Kritik an den päpstlichen Friedensbemühungen die Entente diplomatisch vortrefflich vorbereitet. Wir haben keine Möglichkeit diplomatischen Verkehrs durch die Gesandten — die deutschen am Vatikan haben ja nach der Schweiz gehen müssen —, sondern nur durch die päpstlichen Nuntien in München und Wien. Dagegen sind Gesandte Belgiens, Großbritanniens, Rußlands am Vatikan beglaubigt und anwesend — sollte es ein Zufall sein, daß die russische Revolutionsregierung, die sonst die alten Einrichtungen des diplomatischen Verkehrs ziemlich verfallen läßt, soeben gerade am Vatikan einen neuen Gesandten (Lyssakowski, bisher Pressedirektor im Auswärtigen Ministerium) bestellt hat?

Ein Zufall ist es sicher nicht, daß der Papst seine Note dem englischen Gesandten, Grafen Salis, nicht einem neutralen, also dem spanischen Gesandten zur Weitergabe an die anderen Ententeregierungen übergab. Ebenso ist es wohl kein Zufall, daß die Papstnote und der Angriff Lloyd Georges gegen Henderson und Stockholm so auffällig zusammenfielen. Daraus schließen wir, daß England, also die Entente, diese Vermittlungsaktion nicht ablehnt, im Gegenteil wahrscheinlich wünscht und auch an ihrer Vorbereitung beteiligt war. Ebenso zweifeln wir nicht daran, daß zwischen der Aktion des Abg. Erzberger — sowohl im Reichstag wie in der Schweiz — und der Haltung des Zentrums zur Friedensresolution einerseits und dieser Aktion des Vatikans ein starker Zusammenhang besteht. Und, mag die Initiative zu diesem Schritt vom Vatikan ausgegangen sein oder nicht, in jedem Falle hat er sich vorher bei allen Regierungen der Zustimmung versichert, daß die Note wenigstens als Grundlage, als Rahmen weiterer Erörterung akzeptiert werden würde. Sonst hätte er sie nicht an die Regierungen, sondern an die Gläubigen seiner Kirche gerichtet. Die ‚Germania' (16. August), die hierin wohlunterrichtet sein dürfte, bestätigt auch eine vorherige Fühlungnahme mit beiden Mächtegruppen. Nehmen wir noch die sehr geschickte journalistische Vorbereitung hinzu, so ist kein Zweifel: wir stehen vor einer breit und in jeder Beziehung virtuos angelegten politischen Friedensaktion des Papstes, die die deutsche Politik vor eine sehr ernst zu nehmende Lage stellt.

Bei aller Achtung, die wir dem reinen und edlen Friedenswillen Papst Bene-
dikts XV. entgegenbringen, verhehlen wir nicht, daß seine Note vom 1. August
Geistliches und Weltliches vermischt. Der Papst spricht als Kirchenfürst (nicht, od
nur nebenbei — betont wird es nirgends — als neutraler Souverän) ein politisch
Programm aus. Und dieses Programm ist nicht ohne Widerspruch in sich. Es i
angelegt wie eine Aufforderung, den Frieden nach der Formel der Sozialisten an
zunehmen, und mündet in Forderungen aus, die die Integrität der Staatsgebiet
nur unseres Bundes — mit Ausnahme des Verlustes Polens für Rußland — ve
letzen. Die praktischen Vorschläge richten sich gegen uns, wie die Wilsons, mi
dessen pazifistischen und völkerrechtlichen Gedankengängen sich die Note auch so
berührt. Aber Wilson war und ist unser Gegner, Papst Benedikt ist es nicht. W
weisen aber seine Friedenshand nicht zurück, besonders da sich unser Bund vo
Eroberungsabsichten frei weiß, an denen England wie Frankreich heute noch am
lich festhalten. Von der Art, wie diese beiden die Note aufnehmen, wird i
Wirkung abhängen, und dafür wird wieder die Haltung der Vereinigten Staa
zur Papstnote von wesentlichem Einfluß sein.

Der politische Gehalt der Note fordert aber noch ein näheres Eingeh
Mißverstanden hat man wohl ihren Vorschlag der Räumung der besetzten G
biete, als sei damit ein sofortiges Abrücken der deutschen Truppen geme
Daß das militärisch einfach unmöglich ist, sondern nur bei und nach dem Fried
schluß erfolgen könnte, weiß natürlich der Papst. Selbstverständlich ist uns fer
daß die Führung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges in keiner W
durch die sich an die Note knüpfenden Erörterungen eine Beeinträchtigung
fahren darf. Und ebenso lehnen wir die Hereinziehung von Fragen, die wi
innerpolitisch betrachten, wie die elsaß-lothringische oder die unserer preuß
polnischen Gebiete, ab. Die anderen Vorschläge des Papstes sind als die des
tralen Friedensvermittlers gemeint. Sollten sie freilich wörtlich gelten, wa
leicht von ihm nicht beabsichtigt ist, so gehen sie einseitig im englischen In
esse: Belgien gegen Elsaß-Lothringen, der Verzicht Frankreichs auf etwas,
es nicht hat, und der Deutschlands auf etwas, was es hat, und ein unabhän
Belgien, das, man drehe es, wie man wolle, ein wirklich unabhängiger Staa
dann im Ernst sein könnte, wenn — Deutschland und Frankreich gemeinsam
Unabhängigkeit garantieren würden. Solange das außer Bereich jeder Mö
keit liegt, bleibt es bei unserer alten Formulierung: entweder wird Englan
Belgien maßgebend sein oder Deutschland. Und sonst würde nach den Vorsch
der Note Deutschland den Frieden schließen gegen Rußland und gegen die
Keine koloniale Entschädigung und keine Schiedsgerichts- und dergleichen
lung aber würde dann darüber täuschen, daß — immer die Vorschläge der
wörtlich genommen — England gesiegt hätte und seine Weltherrschaft aus
könnte, Kontinental-Europa aber in sich zerrissen bliebe, à la merci des engl
Weltimperialismus.

Durch die Note des Papstes ist eine Lage entstanden, die von unserer
lichen Politik, den Parteien und der öffentlichen Meinung hohe Besonne
Wachsamkeit und Entschlossenheit verlangt. Sofort nach ihrem Amtsantritt

a so der neue Kanzler und der neue Staatssekretär vor eine sehr verwickelte d schwierige Aufgabe gestellt ..."

Und was für eine, das haben die in solcher Lage unerhörten Vorgänge im uptausschusse des Reichstages in einer schon zynischen Selbstentblößung vor r Augen enthüllt! Die Hinterlassenschaft des Herrn von Bethmann Hollweg! nt der „Deutsche Kurier"; jene Hinterlassenschaft, die darin besteht, daß eine hren Zielen mit der deutschen Staatsidee und den deutschen Staats-wendigkeiten in unvereinbarem Gegensatz stehende Reichstags-hrheit zu einer anmaßenden Machtgier großgezogen worden ist, die erlei Schranken mehr zu kennen scheint. Diese Mehrheit plant, wenn auch ge der Beteiligten ihr Beginnen als harmlos hinzustellen pflegen, um den schen Michel nicht kopfscheu zu machen, die Eroberung der unumschränkten cht im Staate, gewissermaßen die Übertragung aller mit der Souveränität undenen Rechte auf den Reichstag. Kaiser und Bundesrat, Landes-ten und Einzelstaaten sollen dem Willen der Reichstagsmehrheit erworfen werden. Mit aller Rücksichtslosigkeit wird dieser Kampf geführt, es wird versucht, systematisch die Notlage auszunützen, in der sich Reich durch das Ringen um seine Existenz gegen eine Überzahl von nden befindet. Die Mehrheit, die sich ihren Zielen in der Zeit der Juli-schon sehr nahe glaubte, hat nun einen neuen scharfen Vorstoß unternommen. neue Reichskanzler, den das Vertrauen des Kaisers in verfassungsmäßiger e in sein Amt berufen hatte, gedachte sein Amt auch in verfassungsmäßiger e und unabhängig von der Reichstagsmehrheit zu führen. Es bestand die cht, daß sich die Regierungsgewalt wieder von dem Druck emanzi-en würde, unter den sie in der Ära Bethmann geraten war. Die ganze des Verhaltens des neuen Kanzlers, insbesondere die Besetzung der Ämter, darauf schließen, daß er die Reichstagsmehrheit nicht gerade für dasjenige e Wesen halte, vor dem man sich in Demut zu beugen habe. So ergab sich für die Politiker jener Mehrheit das Bedürfnis, den neuen Kanzler ihre t spüren zu lassen. Man wollte ihn vor allen Dingen wohl scharf vor-en, ehe es ihm gelingen konnte, sich im Volke selbst ein größeres Maß von hlichem Vertrauen und eine starke Stellung zu sichern. Sollte deswegen der tausschuß des Reichstags nicht auf Ende September, sondern in die Glut ugustmitte einberufen worden sein?

Was ist nun geschehen? Der Kanzler hat den Anspruch der Reichstags-heit zurückgewiesen, die jene verderbliche Friedensentschließung als ein nisches Joch über ihm aufrichten wollte und die von ihm ein wortgetreues nntnis zu jener Entschließung wie zu einem religiösen Glaubens-erlangte. Er hat unterstrichen, was für jeden Vernünftigen eigentlich schon einer Rede bei Übernahme des Amtes klar war, daß er seine Kriegsziele — und nnen nur die durch die Staatsnotwendigkeiten vorgeschriebenen Ziele sein — die Methode des ‚Ausgleichs' und der ‚Verständigung' zu erreichen hoffe. eine Ziele selbst nichts mit einem Verzicht zu tun haben können, war bei Manne, der mit der Obersten Heeresleitung in einem betonten Vertrauens-

verhältnis steht, selbstverständlich. Durch seine bekannte Wendung, ‚wie ic
auffasse‘, hat er das für jeden, der nicht mißverstehen will, klar genug betont.
kommen die Mehrheitsparteien mit ihrer vom Abgeordneten Ebert abgegeb
Erklärung, die an gewisse Grenzen heranreicht, die ohne persönlichen Ko
nicht überschritten werden können ... Der Kanzler würde gegen Pflicht und
wissen handeln, wenn er sich zur Befolgung der durch die Erklärung des Abg. E
mit aller Deutlichkeit in ihrer Verzichtbedeutung gekennzeichneten Friedensp
der sogenannten Mehrheit zwingen ließe. Denn es ist nicht die Aufgabe des le
den Staatsmannes des Deutschen Reiches, einer zufälligen Reichstagsm
heit, einer Mehrheit von vorgestern, einer Mehrheit aus wüsten in
politischen Kämpfen zu dienen, sondern die Richtschnur seines Handelns
und können allein die Staatsnotwendigkeiten sein, die sich aus der Staatside
geben. Diese Staatsnotwendigkeiten verlangen, daß unser Vaterland aus die
Kriege mit einer gesicherten Lebensgrundlage hervorgeht, wie sie nur durch e
Erweiterung unserer Macht geschaffen werden kann. Es steht nichts im W
daß diese Erweiterung unserer Macht durch eine Methode erreicht wird, die m
als Ausgleich und Verständigung bezeichnet. Kein vernünftiger Mensch, der
deutschen Sprache mächtig ist, wird behaupten können, daß ein Friede des A
gleichs und der Verständigung, wenn man sich an die Wortbedeutung hält, e
ein Friede des Verzichts sein müßte, wie die sogenannte ‚Mehrheit‘ das will. ‚A
gleich‘ bedeutet doch, daß Ungleichheiten, die vorher da waren, beseitigt wer
Gibt es aber größere Ungleichheiten, als den territorialen Besitz, den Weltein
wie er vor dem Kriege zwischen den großen Mächten verteilt war? Ein Blick
die Weltkarte beweist, daß ein Ausgleich zwischen dem Besitz Englands, Fr
reichs und Rußlands dort und des Deutschen Reiches und seiner Verbündeten h
eine erhebliche Erweiterung unserer Macht und unseres Besitzes bedeuten müß
Sonst wäre es eben kein Ausgleich, sondern ein Fortbestehen der Ungleichhe
Und ‚Verständigung‘! War etwa der Frankfurter Friede, bei dem unser Vo
das eroberte Elsaß-Lothringen nach Hause brachte, kein Friede der ‚Verständi
gung‘? Können wir uns nicht mit unsern Feinden schließlich darüber ‚verständi
gen‘, daß sie uns im Wege des ‚Ausgleichs‘, abgesehen von einer Kriegsentschädi
gung, Kurland und Litauen, die politische, militärische und wirtschaftliche Gew
über Belgien, das Erzgebiet von Briey und andere für uns notwendige R
überlassen? Ein großer Teil der Unklarheit unserer Tage kommt daher, daß
den politischen Auseinandersetzungen viel zu viel allgemeine Redewendunge
gebraucht werden, bei denen sich jeder denken kann, was er will. Stellt man d
Volk vor positive, präzise Fragen im einzelnen, so wird die klare Antwort ni
ausbleiben, und eine überwältigende Mehrheit wird sich zu den Notwendigkeit
bekennen, die unserer Zukunft dienen sollen. Aber die Demokratie hat das gan
Gelände der politischen Kämpfe mit den Nebelbomben und Gasgranate
ihrer allgemeinen hohlen Redewendungen verseucht, die vielen ei
klare Stellungnahme erschweren oder unmöglich machen ...“

Als Ergebnis des Zwischenfalles im Hauptausschuß hat Herr Erzberger fe
gestellt, daß der Reichskanzler an seiner Rede vom 19. Juli mit ihrer Betonun

der Sicherung der Grenzen und ihrer Verwahrung gegen die Verzichtfrieden-Entschließung „so, wie ich sie auffasse“ festhalte. „Das“, bemerkt die „Tägl. Rundschau“, „ist selbstverständlich und hätte ohne jede Schädigung der Landesinteressen von neuem festgestellt werden können, wenn es den Mehrheitsparteien nicht um einen Machtbeweis und um einen Vorstoß gegen den Kanzler und sein nicht vom Parlament genehmigtes Ministerium zu tun gewesen wäre, ja wenn sie sich überhaupt zur pflichtgemäßen Sachlichkeit hätten aufraffen können. Das ‚B. T.‘, das die Zeitläufte für geeignet hält, kräftig in inneren Wunden nachzubohren und dem unbequemen Kanzler das Vertrauen im Volke abzugraben, hat in Fettdruck die Meldung verbreitet, der Abgeordnete v. Payer sei im Auftrage der Mehrheitsparteien zum Reichskanzler gegangen und habe ihm ein regelrechtes Ultimatum gestellt, in dem er verlangte, daß der Kanzler sich unzweideutig auf den Boden der Friedensresolution stellen müsse. Der Reichskanzler habe das versprochen und sich also den Mehrheitsparteien unterworfen. Diese Erzählung, die das Ansehen des Kanzlers bei unseren Feinden und im neutralen Ausland mächtig heben muß, stimmt nicht mit den Tatsachen und auch nicht mit der Erklärung Erzbergers, der doch zuständig ist, überein. Erzberger konnte nur von einem Festhalten des Kanzlers an seiner Julirede berichten, die keine Unterwerfung unter den Willen der Mehrheit bedeutet, sondern nur besagt, daß der Kanzler sie annehme, so, wie er sie auffasse, und bei Festhaltung des Zieles der Sicherung der Grenzen. In welchem Punkt hat also der Kanzler seine Meinung geändert, in welchem sich korrigiert, worin sich unterworfen? Die Meinung des herrschenden Teiles der Mehrheit, daß der Kanzler mit gebundener Marschroute zum Friedenstische pilgern und, gleichgültig, wie lange der Krieg noch dauert, welche Opfer er noch kostet, welche militärische Lage er beim Abschlusse des Friedens vorfindet, sich nur an das von den Mehrheitsparteien des Reichstags am 19. Juli aufgestellte Dogma des Verzichts- und Unterwürfigkeitsfriedens zu halten habe, ist eine Albernheit, die selbst von Mitgliedern dieser Mehrheit als solche erkannt wird. Den Herren schwillt der Kamm jedesmal mächtig, wenn sie im Reichstag beisammensitzen und den verzweifelten Mut haben, sich bei all ihrer Ärmlichkeit als Reichsregenten aufzuspielen. Wenn sie draußen im Lande vor ihren Wählern stehen, werden sie wieder vernünftig und haben die Sache ganz anders gemeint. Dann drehen und deuteln sie an ihrer Entschließung, daß schließlich jedes Mitglied des Unabhängigen Ausschusses ihnen zustimmen könnte. Dann berufen sie sich auch mit Vorliebe — zur Deckung ihrer eigenen Tapferkeit — auf Reichskanzler und Heeresleitung, die ihnen zugestimmt hätten, was der wirklichen Sachlage nicht entspricht. Der Reichsausschuß der Zentrumspartei hat den Sinn der Friedensentschließung viel weiter gefaßt, als es der Reichstag getan hat, und Herr Fehrenbach, der den Verzichtfrieden im Namen des Zentrums im Reichstage begründete, hat in Freiburg gesagt: ‚Die durch die Kundgebung umschriebenen Kriegsziele sind nur entsprechend der heutigen Sachlage. Bei einer uns aufgezwungenen Verlängerung und Fortsetzung des Krieges wären Veränderungen recht gut denkbar. Für den Umfang der Forderungen am Ende

des Krieges werde die militärische Lage maßgebend sein.' Das ist völlig die Meinung des Reichskanzlers und aller Deutschen, die auf einen ehrenvollen Frieden hoffen. Ist es auch die Meinung der Herren Erzberger und Scheidemann? Wenn ja, warum sagen sie es nicht im Hauptausschuß, wenn nein, warum beschließen sie eine Erklärung, die alle sachlichen Differenzen als unzutreffend abstreitet?

Als zweites Ergebnis hat Herr Erzberger festgestellt, daß der Reichskanzler einen Verständigungsfrieden anstrebe. Das ist ebenfalls eine Selbstverständlichkeit oder eine tönende Phrase; denn ein Friede kann nur auf Verständigung beruhen, und bisher hat noch kein Mensch gefordert, daß wir alle unsere 24 Feinde unterwerfen und dann den Fuß des Siegers für einige Jahrhunderte in deren Nacken stemmen sollen. Wenn die Völker zum Frieden bereit sind, wollen sie sich verständigen, ihre Rechnungen bereinigen und dann wieder miteinander leben. Das ist so einleuchtend klar, daß zur Feststellung dieser Wahrheit nicht einmal ein Berliner fortschrittlicher Bezirksverein, geschweige der Hauptausschuß des Deutschen Reichstages bemüht zu werden brauchte. Wozu also der Lärm?

Endlich habe, so stellt Herr Erzberger weiter fest, der Reichskanzler versprochen, die Antwort auf die Papstnote mit einem Unterausschusse des Hauptausschusses festzustellen. Das ist ein sehr weitgehendes Entgegenkommen des Herrn Dr. Michaelis, das seinen guten Willen beweist, die geschlossene Front im Innern aufrechtzuerhalten und der Reichstagsmehrheit so weit entgegenzukommen, als er es nur immer ohne Pflichtverletzung und ohne Schädigung der gemeinsamen Sache tun kann. Ob er für dieses Entgegenkommen auf Verständnis zu rechnen hat, ist eine ganz andere Frage, die man nach dem bisherigen Verhalten der Mehrheit leider verneinen muß.

Der Kampf zwischen der Reichstagsmehrheit und dem Kanzler beruht ja auf der Grundlage, daß der Kanzler, um unsere militärische und politische Lage nicht zu bedrängen, zu Zugeständnissen veranlaßt wird, die Mehrheitsparteien aber, ohne Rücksicht auf die Kriegslage, ihren Machtwillen durchzusetzen versuchten, auch auf die Gefahr hin, daß wir den Krieg verlieren und in das Siechtum eines verderblichen Friedens gestürzt werden. Es ist der Kampf des Gewissens, der Verantwortlichkeit mit den Unverantwortlichen, mit Gewissensbedenken nicht Belasteten, der Kampf des Staatsgedankens mit dem Parteiegoismus. Das war so vom ersten Tage der Michaelisschen Kanzlerschaft an. Sobald man seine Ernennung zum Kanzler befürchtete, hat man gegen allen Brauch und Sitte die Verzichtfriedensentschließung rasch aus den Verhandlungen heraus in die Presse gebracht, um den neuen Kanzler vor eine vollzogene Tatsache zu stellen, ihm von vornherein die Schranke seines Wirkens aufzustellen. Wie dann die Verständigung zustande gekommen ist, wissen die Herren am besten, wenn man heute auch noch nicht offen darüber sprechen kann — auf einem Ruhmesblatt deutscher Geschichte wird der Aufstieg deutscher Demokratie nicht verzeichnet werden. Die rücksichtslose Ausbeutung der Not des Vaterlandes war das Hauptargument. Und so soll es weiter gehen. Schon kündet das ‚B. T.' an, daß es sich bloß um eine Vertagung der gegenwärtigen innerpolitischen Krisis

handle und diese Vertagung aller Wahrscheinlichkeit nach nur von kurzer Dauer sei. Und der ‚Vorwärts' sprach unverhüllt aus, daß der Kanzler entweder der Mehrheit gehorchen oder gehen müsse. Ein Bruch des Kanzlers mit der Reichstagsmehrheit könne doch entweder nur den Bruch der Reichstagsmehrheit oder den Bruch des Kanzlers bedeuten, er bedeute aber den Bruch des Kanzlers, wenn die Reichstagsmehrheit zusammenhalte. Die Reichstagsmehrheit treibt ein gefährliches Spiel, dessen entsetzliche Unkosten das Land bezahlen muß, wenn ihm nicht beizeiten ein Ende gemacht wird. Der neue Reichskanzler hat den besten Willen bewiesen, diesen gewaltigen Krieg nicht noch mit einem inneren Konflikt zu beschweren; er wird aber, wenn man ihn weiter bedrängt, an die Linie kommen, wo er Halt! rufen muß."

Wird er es rufen können, dürfen? Zu solchem „Halt"-Gebieten soll ja doch im monarchischen Staate nun einmal der unerschütterbare Rückhalt gehören. Hat den der neue Reichskanzler? — Ich habe hier gute Stimmen sprechen lassen, aber sie geben nicht den Ton an. Das große Wort führen heute die Erzberger, die Theodore, die Scheidemänner und die anderen international „orientierten" Deutschen. Wohin ich höre, — bestürmt werde ich mit bangen, sorgen-, zweifelvollen Fragen: „Wird denn noch was? Kann man noch was hoffen? — Ja, ja, wir wissen schon — unser Heer, unser Hindenburg — aber ist das nicht alles umsonst? Es soll doch wieder alles verramscht werden, und wenn der Friede kommt, dann kommt das dicke Ende erst nach." Es sind nicht die schlechtesten Deutschen, die von solchen Sorgen und Zweifeln gequält werden. Es ist das deutsche Volksgewissen, es sind unsere Urväter, die so durch die Stimmen ihrer Enkel uns mahnen.

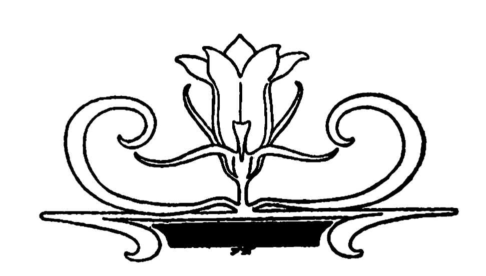
Aber das Gespenstersehen, die ehrliche Angst vor der „Revolution" und die unehrliche Einschüchterung mit der „Revolution"! Nach einer wirklichen, aber schon in imperialistischen Blutorgien ertrinkenden russischen Revolution gab's kein „Halt" mehr in „Mitteleuropa". Mit „leidenschaftlicher Teilnahme" stellte man sich unter den Schutz des bluttriefenden russischen „Freiheits"baumes; die damalige „Norddeutsche Allgemeine" konnte es ohne demütige Abbitte nicht verwinden, daß Hindenburg sich vermessen hatte, die leidenschaftlich geliebten Verwüster und Schänder Ostpreußens etwas unsanft zu berühren; die „Kölnische Zeitung" gab dem Pilgerchor nach Stockholm als den Vertretern des deutschen Volkes den Segen des heiligen Theobald mit auf den Weg. Und alle wurden frei! am freiesten aber die des Landes- und Hochverrats überführten tschechischen Bundesbrüder. Dieser Krieg ist doch ein deutscher Krieg. Viel anderes Blut ist auch in ihm verströmt, aber mit deutschem Blute wird die Geschichte ihn schreiben. Und wenn sie ihn zu Ende geschrieben haben wird, dann wird von dieser roten Tinte nicht mehr viel übriggeblieben sein. „Blut ist ein ganz besonderer Saft." — Das alles kann man heute nur andeuten.

Der neue Reichskanzler hat sein Amt in einem geradezu tragischen Augenblick antreten müssen. Wenn es nicht so profan klänge: in einem — nach innen gesehen — tragikomischen Augenblicke. Aber das „Komische" ist, wie in jeder Tragikomödie, nur der Untergrund, von dem das Tragische sich nur um so wirksamer abhebt. Darum ist Tragikomödie und Tragödie im höchsten Sinne eines. Nur daß wir

den übrigen Erdbewohnern immer weniger tragisch und, trotz aller fürchterliche Tragik, nur immer komischer erscheinen, und am komischsten wohl erscheinen we den, wenn wir an unserer Tragik zugrunde gehen.

Wir müssen uns doch darüber klar werden: nur ein furchtloser, gera ausschreitender Wille mit unverrückbaren Zielen kann das deutsche Volk in sein märchenhaften politischen Einfalt und Instinktlosigkeit, ja geradezu politisch Verwahrlosung, — nur eine Herrennatur kann dieses sonst so prachtvolle Volk den Höhen emporführen. Aber führen, führen und nur führen! Wer diesen B ruf und diese selbstsichere Kraft in sich fühlt, das Herz auf dem rechten Fleck, g sunden Sinn, Verstand und — Humor hat, der darf unserem Volke alles, d Höchste und das Schwerste zutrauen. Das Volk wird, solange es ihn noch ni erkannt hat, zwar mißtrauisch murren; hat es ihn aber erst erkannt, dann folgt e ihm auch, dann holt es für ihn den Teufel an der Kette aus der Hölle heraus

Aber er darf sich nicht immer umdrehen und fragen: Habe ich auch rech Habe ich auch Rückhalt? „Wer gar zuviel bedenkt, wird wenig leisten." A manchmal ist ein Karren so festgefahren, daß ihn nur aus dem allerdicksten Dr reißen, schon eine Herkulesarbeit bedeutet. Also: nicht allzu schnell fertig s mit dem Wort. Halten wir uns in unserer sogenannten deutschen Politik n lieber an das eine: „Im Anfang war die Tat."





Gewogen und zu leicht befunden?

Draußen stehen unsere Brüder gegen unerhörte Übermacht in nicht auszudenkenden Kämpfen und Qualen. Draußen halten sie mit ihren Leibern und Seelen die Wacht für uns. Denn keiner von ihnen kann wissen, ob er sie morgen noch für sich selbst, für sein Heim und seinen Herd gehalten hat. Draußen fahren sie tage-, wochenlang, eng eingepfercht, mit — man darf sagen: künstlichen Lungen, unter See und räumen doch unbezwinglich mit der großbritannischen Seeherrlichkeit auf! Und sind doch guten Muts! — Was tut ihr aber, ihr männlichen Waschweiber drinnen! Ihr, die gegen die draußen immer noch ganz gemütlich und behaglich dahinleben könnt? Ihr achtet kaum noch auf die Taten der da draußen, denen ihr doch euer lumpiges Dasein noch zu verdanken habt! Jeder an der Front ersehnt den Frieden aus heißer Seele, aber er begräbt auch diese Sehnsucht, wenn es heißt: Vorwärts! Sturm! Euch aber fallen die Nerven in die Hosen, und die hartleibigsten eurer Reichstags-Mehrheits-Männerchen haben schon längst auf alle Abführmittel verzichtet. Die Hosenböden, — na, was eine anständige Waschfrau ist, verzichtet drauf.

Ihr habt auch Tauchböte — fast hätte ich gesagt: -böden —: ihr laßt die größten Taten untertauchen, damit ihr selbst als Fettflecke die Oberfläche verschönert. Ihr flennt um Frieden, — man braucht euch bloß einen Kriegsgroschen ins Automatenmaul zu stecken, dann hört man schon „die Stimme des Herrn" aus Washington, Stockholm, „Petrograd" oder Rom. London? Ach nein, ach nein! Beim Engländer nützen auch die schmutzigsten Liebesanerbietungen nichts, er scheint sich ja direkt davor zu ekeln. Und wir täten's doch so gerne, ach, und wie gerne! Aber — versuchen könnte man's doch noch mal? Vielleicht — wer weiß? — es wäre zu süß!

Das geht euch aber gar nichts an, was der Oberste des Admiralstabes der Marine verkünden läßt:

„Im Monat Juli sind an Handelsschiffsraum insgesamt 811000 Brutto-Register-Tonnen durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte versenkt worden. Damit und unter Hinzurechnung der nachträglich bekannt gewordenen Kriegsverluste in der Höhe von 13000 Br.-Reg.-T. sind im ersten Halbjahr des uneingeschränkten U-Boot-Krieges insgesamt 5495000 Br.-Reg.-T. des für unsere Feinde nutzbaren Handelsschiffsraumes vernichtet worden."

Und wenn dazu bewiesen wird:

Das Ergebnis der Versenkungen im Monat Juli übertrifft wieder alle Erwartungen. Geht man davon aus, daß am 1. Februar 1917 den Engländern 8500000 Tonnen zur Verfügung standen, und daß nunmehr in jedem der folgenden sechs Monate 850000 Tonnen als vernichtet anzusehen sind, so ergibt sich zunächst das folgende: Es wurden versenkt im ersten Monat von 8500000 Tonnen: 850000 Tonnen = 10,00 vH., im zweiten Monat von 7650000 Tonnen: 850000 Tonnen = 11,11 vH., im dritten Monat von 6800000 Tonnen: 850000 Tonnen = 12,50 vH., im vierten Monat von 5950000 Tonnen: 850000 Tonnen = 14,28 vH., im fünften Monat von 5100000 Tonnen: 850000 Tonnen = 16,66 vH., im sechsten Monat von 4250000 Tonnen: 850000 Tonnen = 20,00 vH. des noch verfügbaren Bestandes. Aus diesen Ziffern ergibt sich, daß zu Beginn des sechsten Monats nach dem 1. Februar 1917 die den Engländern zur Verfügung stehende Tonnage sich um die Hälfte vermindert haben würde, wenn man mit einem Monatsergebnis von 850000 Tonnen versenkter Tonnage rechnet. Aber nicht auf dieses Ergebnis kommt es in diesem Zusammenhange an; die Tabelle soll vielmehr darlegen, daß bei der gleichbleibenden Versenkungsziffer von 850000 Tonnen die Wirkung der Tätigkeit unserer U-Boote auf den jeweilig innerhalb jeden Monats zur Verfügung stehenden Frachtraum progressiv ist. Der im sechsten Monat zur Verfügung stehende Frachtraum erfährt durch die gleiche Versenkungsziffer wie im ersten Monat eine prozentuale Verringerung von 20 vH. gegenüber 10 vH. Für unsere Feinde ergibt sich die Tatsache, daß selbst bei gleichen Versenkungsziffern die Gefahr, welche in jedem Monat dem noch verfügbaren Frachtraum droht, progressiv wächst. Haben unsere U-Boote im ersten Monat einen Zoll von 10 vH. von dem verfügbaren Frachtraum erhoben, so würden sie im sechsten Monat einen solchen von 20 vH. erheben, während inzwischen die gesamte Verringerung des Frachtraumes für die Engländer 50 vH. ausmachen würde. Dieses Resultat läßt sich auch noch in eine andere Formel kleiden. Würden wir uns damit zufrieden geben, in jedem Monat nur 10 vH. der noch verfügbaren feindlichen Tonnage zu versenken, so brauchten wir, wenn wir in jedem der ersten drei Monate 850000 Tonnen vernichtet hätten, im vierten Monat nur 595000, im fünften Monat nur 545500 und im sechsten Monat nur 490950 Tonnen zu versenken. Auch hieraus ergibt sich die Mehrleistung, die eine dauernde Versenkung von 850000 Tonnen für den Monat bedeutet.

Aber das „interessiert“ unsere Reichstags-Mehrheits-Minderwertigkeiten weniger. Für sie ist der Krieg nur eine Geschäftsstörung oder ein unliebsames „Intermezzo“, das sich dann aber doch, nach Theobalds (d. h. Erzberger-Scheidemanns) Führung, als ein ganz liebsames Geschäft erwiesen hat.

Michel, weißt du was? Lasse dich begraben! „Denn ein Recht zum Leben, Lump, haben nur, die etwas haben.“ Du hast es aber nicht — die Selbstachtung. Du hast, um es dir ganz dick und derb und deutlich unter die Augen zu reiben, du hast vor dir selbst keine Achtung. Wie kannst du da verlangen, daß andere dich achten!

Nur große Einsame, Herrenmenschen, haben das deutsche Volk vor dem Untergange, dicht vor dem Untergange, gerettet, es an die Hand genommen und

n die Sonne geführt. Nur einige Jahre noch ohne solche Großen — wir haben e heute noch, aber sie haben nur das Recht, sich aufzuopfern —, nur einige ahre noch ohne solche Großen, — dann sehe ich eine neue Völkermischung: eutsche mit Angelsachsen, die Deutschen, soweit sie nicht Slawen geworden sind, nter angelsächsischer Herrschaft, und sie werden sich noch gar — siehe Buren — eilfroh fühlen.

Daß Österreich slawisch wird, ist nur eine Zeitfrage, die aber schon heute eumatisch an unsere Glieder rührt. Dagegen wiegt die ganze schöne Konstruk-on „Mitteleuropa" nicht einen Pfifferling. Nur der völkische Eunuche Michel chnet und rechnet die verschiedenen „Interessen" gegeneinander auf und ahnt s nicht, daß andere Völker anders rechnen, nicht mit dem verschluckten „mensch-eitlichen" Rechenbuch, sondern mit den Herzschlägen ihres eigenen Blutes.

Dieser Krieg ist der letzte große und deutsche Krieg; verendet er elend an iner politischen Führung in einem elenden Frieden, dann wird in absehbarer eit keine Kompanie mehr aufzutreiben sein, die sich wiederum in solchen Selbst-ord ohne Ziel und Zweck stürzen würde. Die Monarchie würde ja noch — bis uf weiteres — geduldet werden.

J. E. Frhr. v. Grotthuß

* * *

Werft eure völkische Kraft nicht fort!

Eine Mahnung, die nicht ernst genug genommen werden kann, richtet Pastor ardtland, der Vorsitzende der Evangelisch-utherischen Auswanderermission in Ham-urg, an alle, die für die Stärke und Größe rer Volkes noch etwas übrig haben:

„Gerade weil dieser Krieg unserm Volke eutlicher denn je die heilige Pflicht auferlegt, le Kräfte zusammenzunehmen und zu halten, der Zersplitterung deutscher Volkskraft und ahl zu wehren — darum muß auch der ffnungsfreudigste Vaterlandsfreund ein-hen: wir dürfen nicht wieder wie nach den reiheitskriegen und nach 1870/71 viele Tau-nde unserer Volksgenossen in planloser Aus-anderung verlieren und an andere Länder nd Völker verplempern. Schon hat unser olk Hunderttausende der kräftigsten Söhne rloren, die im Heldentod gefallen oder als riegsverletzte nicht mehr in voriger Arbeits-aft wirken können. Da darf keiner der nseren aufs Geratewohl oder durch fremde ockung verleitet hinausziehen über See, um nn mit Kind und Kindeskind die eihen unserer Feinde, die Kraft der egnerischen Volks- und Weltwirtschaft zu stärken, Arbeit und Leistung der Fremde zu heben. Die bitteren Erfahrungen, die wir jetzt mit den Hemmungen des Deutschtums in den englischen Kolonien, aber zumal auch in Nordamerika, in Rußland und selbst in dem wirtschaftlich durch einen Strom tüchtiger Gewerbetreibende von uns so stark geförderten Italien machen, müssen zu einer eindringlichen, dauernden Warnung und Abschreckung dienen. Darum müssen wir künftig in erster Linie und noch viel wirksamer als bisher dafür sorgen, daß die deutsche Auswanderung nach den fremden Ländern, zumal nach dem englischen Sprachgebiet, so viel wie irgend möglich unterbunden, von da abgelenkt und in andere Bahnen, ja womöglich zurückgeleitet wird. Es gilt schon jetzt, den Landsleuten drüben den Gedanken an die Heimat, die Heimkehr, die Rückwanderung zu erleichtern."

*

Ehre futsch — alles futsch!

Ein im neutralen Auslande lebender Deutscher schreibt der „Deutschen Zeitung":

In verschiedenen deutschen Zeitungen, wie in den „Grenzboten", der „Deutschen Politik" lese ich jetzt Lobeserhebungen auf Herrn von

Bethmann Hollweg, die es so hinstellen, als sei der Kampf gegen ihn ein Unrecht am deutschen Volke gewesen. Das deutsche Volk sei in seiner Mehrheit mit ihm völlig zufrieden gewesen. Da muß ich doch einmal aussprechen, was wir Auslanddeutschen unter dem Regiment des Herrn von Bethmann Hollweg gelitten haben.

Der frühere Reichskanzler war bekanntlich von einer **mimosenhaften Empfindlichkeit gegenüber seinen inländischen Kritikern**. Wie aber stand es mit ihm bei der **Verteidigung der Ehre des Deutschen Reiches**? Ein Beispiel für viele!

Am 10. April dieses Jahres veröffentlichten die ausländischen Zeitungen ein Interview des russischen Außenministers Miljukow, worin es unter anderem hieß:

„Befragt über die letzte Rede des deutschen Reichskanzlers, antwortete Miljukow: ‚Die Erklärungen des deutschen Reichskanzlers frappieren auch diesmal wieder durch ihren lügnerischen Charakter.'"

Hiermit wurde also von dem damals verantwortlichen Minister eines feindlichen Staates **der deutsche Reichskanzler als gewohnheitsmäßiger Lügner hingestellt**. Wer aber glaubt, daß Herrn Miljukow für diese unerhörte Beleidigung die gebührende Zurechtweisung erteilt worden sei, der irrt sich sehr. In den amtlichen deutschen Blättern blieb es mäuschenstill. Und als kurz darauf die russische Regierung ihr so schwindelhaftes Manifest vom Frieden ohne Annexionen und ohne Entschädigungen erließ, beeilte sich die „Norddeutsche Allgem. Zeitung" am 15. April zu erklären:

„Die provisorische Regierung in Petersburg erließ unterm 10. April eine Kundgebung, die in ihren wesentlichsten Punkten mit den mehrfach wiederholten Erklärungen Deutschlands und seiner Verbündeten übereinstimmt."

Ich lebe seit vielen Jahren in einem demokratischen Kleinstaat und kenne seine politischen Verhältnisse gut genug, um mich dafür verbürgen zu können, **daß die Regierung dieses kleinen Staates unter keinen Umständen jemals die Erklärung abgeben wird, sie befinde sich in Übereinstimmung mit einer ausländischen Regierung, deren verantwortlicher Außenminister sie fünf Tage zu vor der Lüge geziehen hat.** Dessen dürfen sich alle deutschen Verehrer des Herrn von Bethmann Hollweg hoch und teuer versichert halten!

Wir Deutsche sind freilich in dieser Hinsicht weniger verwöhnt. Nach drei Jahren deutscher Siege redet Lloyd George in seiner letzten Rede von unserem Heere als von einem Mörder, der bei einem friedlichen Nachbar ins Haus dringt, spricht eine amtliche Mitteilung der französischen Regierung von unserem verbrecherischen Angriff, redet der amerikanische Außenminister Lansing von uns als Menschen, bei denen jeder Apell an Ehre, Recht und Moral zwecklos sei. In erster Linie gelten solche Worte immer dem sogenannten preußischen Militarismus, also vor allem Hindenburg, Stein und Ludendorff. **Glaubt man, daß zur Zeit Bismarcks eine solche Sprache je gewagt worden wäre? Glaubt man, daß die feindlichen Staatslenker eine solche Sprache mit uns führen würden, wenn sie vor unserer Diplomatie und Volksvertretung ein Quentchen des Respektes hätten,** den sie vor unseren Soldaten und Offizieren haben? Wie soll aber Respekt vor Deutschlands Ehre geweckt werden, wenn der **deutsche Reichstag** durch die Hintertür einer parlamentarischen Entschließung den Feinden ein entsagungsbereites Friedensangebot ins Haus trägt, **nachdem Herr von Bethmann Hollweg mit seinen Friedensangeboten dreimal zur Vordertür hinausgeworfen wurde?** Eine solche Methode mag zweckmäßig sein, wenn es sich um den Erwerb **abgelegter Hosen** handelt, ist aber nicht der richtige Weg, um einem großen Reiche Ansehen zu verschaffen. Wenn der deutsche Reichstag einmal erklärte, daß jeder Deutsche ein Elender ist, der vom Frieden spricht, solange die feindlichen Staatsmänner mit uns solche niederträchtige Sprache führen, dann würden sich unsere Gegner eines besseren besinnen. **Das** würde uns den Frieden

sicherlich weit näher bringen als alle entsagungsvollen Friedensresolutionen.

Wann, wann wird sich im deutschen Reichstag oder in der deutschen Diplomatie der Mann finden, der das kostbarste Gut des deutschen Volkes, seine Ehre, gebührend zu schützen weiß? An diesem Tage würde mancher gute Deutsche im Ausland von einem schweren Druck erlöst sein.

*

Unsere Truppen haben es auszubaden!

Wenn man im feindlichen Auslande das deutsche Freudengeschrei über den Papstbrief vernimmt, dann darf man, schreibt die „Deutsche Zeitung", „sich nicht wundern, daß von dort Stimmen der Ablehnung erschallen, die die Vorschläge des Papstes' als von den Mittelmächten inspiriert hinstellen . . . Die ganze französische Presse ergeht sich in Ausfällen gegen den Papst, und man versucht, in heuchlerisch vorgetäuschter Verstimmung über die ‚deutschfreundlichen' Friedensvorschläge dem Papst klar zu machen, diesen Unwillen der Ententeländer habe der Papst nun seinen deutschen und österreichischen Freunden zu verdanken, die ihn, nur um ihn zu dem Friedensschritt zu bewegen, vollkommen falsch über die Lage in den Ententeländern unterrichtet hätten.

Es ist ein sonderbares Bild, das sich uns ergibt: die Verwirklichung der Vorschläge des Papstes würden bedeuten, daß das deutsche Volk alle blutigen und materiellen Opfer dieses Krieges vergeblich gebracht hätte, würde die deutsche Zukunft rettungslos untergraben und sie an die Entente ausliefern, aber bei uns schwenkt man Freudentücher, und unsere Feinde spielen die Entrüsteten. Das nennt man dann Taktik. Und wenn der Krieg trotzdem weitergeht, zetert man über ‚alldeutsche Kriegsfanatiker'. Der Papst selbst aber, der nicht kompromittiert sein möchte, wird in seinen Friedensgedanken noch weiter auf die Seite unserer Feinde gedrängt. Daß das später (heute scheinen wir durch deutsche Schuld wirklich noch nicht so weit zu sein) die Herbeiführung eines den deutschen Interessen gerecht werdenden Friedens erleichtern würde, kann man wirklich nicht sagen, aber unsere Truppen — man kann nur mit wehmütig freudigem Stolz von ihnen sprechen — werden immer wieder zur restlosen Austragung des Kampfes gezwungen."

*

Wie wir — geführt wurden

Das Zusammenarbeiten zwischen Reichskanzler und Auswärtigem Amt in unserem jüngst abgebrochenen heroischen politischen Zeitalter erscheint in einer Schilderung der „Düsseldorfer Zeitung" denn doch in sehr eigentümlichem Lichte:

„Wie wir hören, wird auch der Wirkliche Legationsrat und Vortragende Rat in der Reichskanzlei, Dr. Riezler, aus seinem Amt ausscheiden. Dr. Riezler ist ein noch sehr junger und schnell avancierter Beamter, der seinerzeit auf Empfehlung des früheren Pressedezernenten Dr. Hammann, dem er verwandtschaftlich nahesteht, als Hilfsarbeiter in das Pressedezernat des Auswärtigen Amtes eingetreten ist. Er hat dort unter steter Förderung des damals bekanntlich fast allmächtigen Dr. Hammann eine überraschend schnelle Karriere gemacht. Als der Staatssekretär des Äußern v. Jagow in später sich vertiefende Gegensätze zu Dr. Hammann geriet, wurde Herr Riezler auf Empfehlung des Herrn Hammann in die Reichskanzlei versetzt. Den Staatssekretär v. Jagow störte es nämlich, daß sein Pressedezernent vielfach über seinen Kopf hinweg und durchaus nicht immer im Sinne der politischen Ziele und Mittel des Staatssekretärs mit dem Reichskanzler von Bethmann Hollweg arbeitete, obwohl er Untergebener und Vortragender Rat beim Staatssekretär war, und er tat Schritte, um Hammann innerhalb seiner Schranken zu halten. Dieser fürchtete das Schwinden seines Einflusses auf den damaligen Reichskanzler und sicherte sich durch die Versetzung seines Vertrauten in die Reichskanzlei, wo er eine Filiale seiner Macht einrichtete.

In der Tat gewann der junge Rat Riezler sehr bald das Vertrauen des Herrn von Bethmann Hollweg. Hauptsächlich hat dazu ein politisch philosophierendes Buch beigetragen, das Herr Riezler kurz vor Ausbruch des Weltkrieges unter einem Pseudonym erscheinen ließ. Dieses Buch hat den eigenen Reiz, daß es die Entwicklung der Weltpolitik diametral entgegengesetzt der wirklich eingetretenen voraussagte. Kriege waren nach Herrn Riezler so gut wie ausgeschlossen, das Verhältnis zwischen Deutschland und England für alle Zeit so friedlich und vertrauensvoll wie nur irgendmöglich u. a. m. Dieses Buch fand den ungeteilten Beifall des Herrn von Bethmann Hollweg, dessen bekannten ideologischen Neigungen es entsprach, und festigte sein Vertrauen zu Herrn Riezler derart, daß auch der seine Prophezeiungen Lügen strafende Weltkrieg es nicht zu erschüttern vermochte. Inzwischen hat Staatssekretär v. Jagow das schwere Kunststück fertiggebracht, Exzellenz Hammann auszuschiffen, der aber noch die Kraft besaß, den Staatssekretär in langsam wirkendem Strudel nachzuziehen. Der Einfluß von Exzellenz Hammann blieb jedoch durch die Filiale Riezler in der Reichskanzlei bestehen. Erst mit dem neuen Reichskanzler fand er sein Ende — wahrlich kein Verlust für unsere Sache."

Herr Hammann war schon längst, schon zu Bülows Zeiten, fällig, und es fehlte damals auch nicht allzuviel daran, daß der Apfel vom Baume fiel. Nun soll also auch sein nützlicher Nepos, der junge Mann mit dem untrüglichen Seherblick („Weltpolitik ohne Krieg! Krieg aus-ge-schlos-sen!") dem dankbaren Verwandten folgen. Aber Herrn von Bethmanns, unseres leitenden Staatsmannes, Glauben an den jungen Mann mit dem Propheten-Monokel im Adlerauge konnte natürlich auch durch die erbärmliche Tatsache des Weltkrieges nicht erschüttert werden. Die neugierigsten Frager: warum und wieso alles so kommen mußte, dürfen nach alledem füglich verstummen. Aus berufenen Beamtenkreisen wurde der „Reichsleitung" rechtzeitig nahegelegt, für den immer deutlicher drohenden Kriegsfall sich mit Lebenmitteln und Rohstoffen einzubed Aber der junge Mann mit dem prophetisc Monokel erklärte, eine Kriegsgefahr sp nur in den gestörten Hirnen unheilbarer „A deutschen" herum. Herr von Bethmann Gott, aber der junge, geheimer Wissenschaf volle Mann sein Prophet. So mußten d auch unsere ehrlichen Handelsschiffe da glauben, die jetzt Lebensmittel und Munit für den Feind heranschleppen!

Möchte wohl ein Zurechnungsfähiger behaupten, daß etwa das französische engliche Volk eine derart beschaffene V sehung volle drei blutüberströmte Kriegs- Darbejahre hindurch, wie stumme Hu auf den gekrümmten Buckel genommen h ten? Nun sind die Folgen da. Außen innen. Auch innen konnte es gar anders kommen.

Gr

*

Sogar der Simplizissimus

In Nr. 18 des „Simplizissimus" steht Bild von Th. Th. Heine, das den „Deutschlands Parlamentarisierung" fü Michel ist in seinem verbarrikatierten Ha und schießt aus dem Fenster auf das gegen anstürmende wilde und giftige tier. Da gehen John Bull und Br Jonathan Arm in Arm vorbei und ru dem mit Mühe seiner vielen Feinde sich wehrenden zu: „Jetzt solltest du anfang dein Haus umzubauen, Michel. Der Mome scheint uns günstig!" — Der Simplizissim hat sich zwar unter dem Druck des Krieg geändert, aber daß er ein „rückständig Junkerblatt" oder ein „Organ der A deutschen" geworden ist, werden auch se früheren Freunde nicht behaupten woll Er spricht auch in diesem Falle nur d Stimme der einfachsten Vernunft, wie s angesichts des Bildes, das Deutschlands La überzeugend versinnbildlicht, jedem nicht u heilbar Blinden aufdrängt. Ja, unsere Feinden scheint der Moment günstig, d wir unser staatliches Haus umbauen. Jede Umbau bedeutet eine Schwächung der Festig keit, wenigstens während der Umbauzeit,

ß selbst jene darauf verzichten müßten, die
n der Notwendigkeit dieses Umbaus für
äter überzeugt sind. Es gehören dazu jene
rrschaften, die immer bewundernd nach
rankreich hinüberschielten. Warum halten sie
h nun nicht an Herrn Ribots Kammerrede,
r unter dem Beifall des französischen Par-
nents den Grundsatz verkündete: „während
es Krieges macht man keine Verfassungs-
derungen.“ Daß dieselben Leute, die für
eigenes Land die Gefahr eines solchen
ginnens so scharf betonen, ihrem Gegner
Verfassungsänderung zur Bedingung
chen, bevor sie mit ihm verhandeln kön-
, kennzeichnet die ganze Heimtücke dieser
ndlichen Lockrufe nach einem demokrati-
rten Deutschland, auf die unsere Leute um
heidemann und Theodor Wolff so willig
en. Es mögen sich aber auch jene Reichs-
smitglieder, die so heftig für die Parlamen-
isierung Deutschlands eintreten, in einer
len, nicht vom grellen Licht der Selbstherr-
keit geblendeten Stunde das Simplizissi-
s-Bild eindringlich ansehen. Ob sie Lust
en, mit John Bull und Bruder Jonathan
n in Arm dem deutschen Volke zuzurufen,
s es jetzt, gerade jetzt sein Haus umbauen
sse?! . . . K. St.

*

ie Suggestionskraft des Wortes

Wieder einmal erleben wir mit schwerem Schaden die starke Suggestionskraft
Wortes, die wir Deutsche entweder über-
upt nicht zu schätzen oder jedenfalls nicht
benutzen wissen. Daß guter Wille und
ehrliche Streben nach Gerechtigkeit den
pst bei seiner Friedensanregung beseelt
en, bezweifelt niemand. Um so charakte-
scher wirken die aufgestellten Friedens-
ndsätze. Sie zeigen, wie auch ein un-
ingt kluger und gutwilliger Mann dem
dig wiederholten Worte erliegt. Ohne
, es gesagt wird, hat Deutschland in allem
echt. Es soll selbstverständlich alles heraus-
en, für alle Schäden aufkommen. Was an
ränderungen durch deutsche Waffenerfolge
beigeführt ist, soll aufgeboten werden; da
soll der frühere Zustand wieder eintreten. Die selbstverständliche Folgerung wäre doch zum mindesten die, daß nun auch für alle anderen Verhältnisse dieser Zustand vor dem Kriege maßgebend sein müsse. Aber nein. Frankreichs stete Rufe nach Elsaß-Lothringen haben sich derartig in das Gehirn des Fernstehenden eingegraben, daß hier ein Zustand als nachzuprüfender hingestellt wird, der nicht nur jetzt seit einem halben Jahrhundert in Geltung war, sondern überhaupt nur die Wiederherstellung des ursprünglichen Rechtszustandes gewesen ist. Und selbst der sacro egoismo Italiens findet volles Verständnis, trotzdem er nach Gebieten giert, die seit Jahrhunderten zu Österreich gehören. Selbstverständlich werden auch die nationalen Wünsche der Polen anerkannt, obwohl auch ihre Erfüllung doch nur mit Vergewaltigung vorher bestandener Tatsachen möglich ist. Und will man hier vom Nationalitätsprinzip sprechen, warum findet sich kein Wort für die Deutschen in Kurland und Livland? Warum kein Wort für die vom französischen Belgiertum vergewaltigten Vlamen, wo zur selben Zeit für dieses künstliche Gemächte „Belgien“ Rechte geltend gemacht werden, als ob sie seit Jahrhunderten vererbt und in der Natur begründet wären? Warum? — Ganz einfach; weil die andern dauernd zu reden wissen und der Welt die Berechtigung ihrer Forderungen suggerieren. Wir dagegen schweigen oder beteuern, daß wir nichts fordern. Wer aber derartig verzichtet, der hat in den Augen der andern keine Rechte; denn sonst vermag keiner einen Verzicht zu verstehen. — Und schon beginnt wieder das gleiche Spiel. Wie schlau ist es von unseren Feinden, zu heucheln, als ob sie die Vorschläge des Papstes als zu günstig für Deutschland ansehen. Natürlich sind wir wieder die Dummen, die schon ein Übriges zu tun glauben, wenn sie beteuern, den Papst nicht direkt beeinflußt zu haben.
K. St.

*

Monsignore Erzberger

Fürst Bülow hatte den Reichstag aufgelöst, weil er die geforderten Heereskredite für Südwestafrika verweigert hatte. Die

Neuwahlen brachten den Bülowblock, der gegen die Vereinigung von Zentrum und Sozialdemokratie die Mehrheit hatte und die Heereserfordernisse bewilligte.

Man wußte, daß der Flottenverein nicht untätig gewesen war, die Rüstungswahlen zu fördern.

Eines Tages erschienen ganz unerwartet in einem bayerischen Zentrumsblatte Auszüge aus Briefen, die General Keim, der bekanntlich für die Schaffung einer starken deutschen Flotte mit Erfolg bemüht war, an politisch wichtige Persönlichkeiten geschrieben hatte.

Wie kamen nun diese Briefe in das Blatt? Es konnte sich nur um einen Diebstahl, und zwar nur um die Tat eines Angestellten des Flottenvereins handeln. Der Verdacht lenkte sich auf den Laufburschen Janke, der, als armer evangelischer Junge angenommen, inzwischen zum katholischen Glauben übergetreten und infolge sehr langsamen Eingreifens der Staatsanwaltschaft in ein belgisches Jesuitenkloster entkommen war. Als Zeugen in der Briefdiebstahlssache sollten der Herausgeber des Blattes und der bekannte Zentrumsabgeordnete Kaplan Dasbach vernommen werden. Ersterer entzog sich der Vernehmung durch die Flucht, letzterer brachte ärztliche Bescheinigungen bei, daß er nicht vernehmungsfähig war, und starb. Kurz vorher wies er aber noch darauf hin, daß der Abgeordnete Erzberger in der Diebstahlsangelegenheit ebensogut Auskunft geben könne, wie er.

Die Folge war, daß Herr Erzberger als Zeuge geladen wurde. Aber auch dieser Versuch, den Laufburschen Janke des Diebstahls zu überführen, schlug fehl, weil Herr Erzberger unter Berufung auf den bekannten Paragraphen der Strafprozeßordnung die Aussage verweigerte, da er sich sonst der strafrechtlichen Verfolgung in der Diebstahlsangelegenheit aussetzen würde.

Dies im Auszuge nach der „Deutschen Zeitung“ vom 24. August, Nr. 428.

Heute „stellt“ Monsignore Erzberger den Reichskanzler Dr. Michaelis auf — reservatio mentalis. Von Dr. Michaelis hat aber n[...] niemand zu behaupten gewagt, daß er „u[...] Berufung auf den bekannten Paragrap[...] der Strafprozeßordnung die Auss[...] verweigerte, um sich nicht selbst d[...] strafrechtlichen Verfolgung in ei[...] Diebstahlsangelegenheit auszusetze[...]

Monsignore Erzberger, vielleicht — „[...]dern“ Sie noch Dr. Michaelis auf „reserv[...] mentalis“? Mit dieser Waffe, „wie Sie [...] auffassen“, haben Sie doch nichts zu befi[...]ten? — Reichskanzler Dr. Michaelis s[...] aus: „Wie ich sie auffasse“, ist eure Waffe [...] kriegverlängernden „Friedensentschließung[...] nur so lange und so weit meine Waffe, als ich [...] vor meinem Gewissen, vor Gott, Kaiser u[...] Volk verantworten kann. Ist das sel[...]verständlich oder nicht?

Monsignore Erzberger, erwarten Sie vi[...]leicht, daß alle deutschen Reichskanzler [...] Gemeinschaftsgefühl mit „Mehrheiten“ bis [...] Verweigerung einer offenen Aussage treib[...] nur weil sie sich sonst „einer Verfolgung a[...]setzen“ würden? Es gibt ja noch andere „V[...]folgungen“ als nur „strafrechtliche“ und nu[...] „Diebstahlsangelegenheiten“.

*

Nach drei Jahren Vernich[...]tungskampf!

Ein in türkischen Diensten stehender d[...]scher Offizier erzählt in der „T. [...]“ folgendes Stücklein vom unverwüstlich[...] Michel:

Während von türkischer Seite sehr [...]erkennenswerte Versuche gemacht werde[...] den Einfluß französischer Kultur u[...] Sprache zugunsten der türkisch-deu[...]schen Beziehungen zurückzudräng[...] scheint die „Deutsche Orientbank“ [...] Weltkriege noch nichts gelernt zu ha[...] Zum mindesten muß es mich als deutsch[...] Offizier doch mehr wie merkwürdig [...]rühren, wenn in der mir von der [...] Zweigstelle Aleppo zugesandten „Ouvert[...] de Compte-Courant“ meine „professio[...]“ [...] „artillerie lourde“ bezeichnet wird usw. [...]bei sind in Aleppo mehrere deutschsprech[...] Herren im „sucoursale d'Alep“ der Deutsch[...]

Orientbank tätig. Einer weiteren Bemerkung bedarf es wohl nicht.

*

Wofür Herr Carson hundert Pfund Wochenlohn erhält

Das verrät uns der „New Statsman": nämlich um England — lächerlich zu machen! Unter dem 4. August beschäftigt sich Sardony in dem Blatte mit dem „in Wahrheit bemerkenswerten Geschwätz" des Herrn Carson über das Rheinufer. „Natürlich ist es durchaus denkbar, daß Herr Carson etwas vom Rhein weiß. Ich würde mich gar nicht wundern, aus seinem eigenen Munde zu hören, daß er im Jahre 1914 den Rhein herabgefahren ist, am Steuer einer Jacht sitzend, die mit deutschen Gewehren beladen war, welche in Irland den Hochverrat fördern sollten. Nichts aber wird mich davon überzeugen, daß er, als er den deutschen Heeren den Rat gab, sich hinter den Rhein zurückzuziehen, geglaubt hat, der Rhein bilde die Grenze. Und nichts wird mich davon überzeugen, daß dieser Mann, der hundert Pfund die Woche dafür erhält, daß er England lächerlich macht, nicht eine ernste öffentliche Gefahr bedeutet."

*

Harakiri

Der Herausgeber der Londoner World führt die nach seiner Ansicht unbestreitbare Kriegsmüdigkeit Englands auf den Mangel einer entschlossenen einheitlichen Leitung zurück, die das Ergebnis des von wechselnden Parlamentsmehrheiten allzu abhängigen demokratischen Regimes sei. Der englischen Zerfahrenheit und Mißwirtschaft, die sich bei dem Dardanellenabenteuer und im mesopotamischen Feldzuge so peinlich geoffenbart hätten, stellt er die straffe und glänzende bewährte Kriegsorganisation Deutschlands gegenüber und knüpft hieran folgende Bemerkung:

„Wenn unsere verantwortlichen Minister Deutschland beschwören, seine außerordentlich wirksame Regierungsform durch eine Demokratie zu ersetzen, so enthüllt ein derartiges Verhalten einen beklagenswerten Mangel an Humor wie auch an Logik. Daß man einem so hochgradig praktischen Volke wie dem deutschen, das unmittelbar vor seiner eigenen Tür das russische Chaos beobachten konnte, und das immer neue Beweise der fehlerhaften, unentschlossenen Politik unserer eigenen aufgeklärten Demokratie bekommt, zumutet, mit voller Überlegung bloß der britischen Regierung zu Gefallen Harakiri zu begehen, muß selbst die humorlosen Deutschen erheitern. Tatsache ist, daß die Demokratie, eine so wünschenswerte Regierungsform sie in Friedenszeiten sein mag, kein wirksames Werkzeug zur Kriegführung darstellt. Erfolge im Kriege sind nur zu erreichen durch schnelle Entschlüsse, einheitliche Politik und zentrale Leitung, alles Dinge, die in höchster Vollendung allein bei einer ‚Autokratie' vorhanden sind."

Ob unsere demokratische Presse ihren Lesern wohl diese ehrliche Meinung eines feindlichen Blattes mitteilen wird? — fragt die „Kreuzztg.".

*

„Demokratie!"

Aus Washington wird unter dem 13. August gemeldet:

Ein Gesetzentwurf, der im Senat eingebracht wurde, verbietet die Veröffentlichung von Nachrichten und Artikeln über Fragen, die mit dem Kriege in Zusammenhang stehen, in deutscher oder einer anderen fremden Sprache, wenn sie nicht in der nebenstehenden Spalte auch englisch erscheinen. Ein anderer Gesetzentwurf sieht vor, daß amerikanische Bürger, die in den letzten 20 Jahren naturalisiert worden sind, deportiert oder interniert werden können, wenn sie illoyaler Kundgebungen überführt sind, die zu einem Aufstand aufreizen.

Wer etwas „juristischen Verstand" hat, weiß, was sich alles als „illoyale Kundgebung", die zu einem Aufstand „aufreizt", bei einigermaßen gutem Willen ausdeuten läßt. An gutem Willen wird's im „freien Amerika" sicher nicht fehlen. Schade, daß Metternich das nicht mehr erlebt hat.

Deutsche Franzosenliebe

Ein Schweizer an die „T. R.":

„Die schwedische Baronin Annie Akerhjelm beschreibt in ihrem, von warmer Liebe für Deutschland zeugenden Büchlein ‚Von Stockholm nach Berlin und Brüssel' (Berlin 1917 bei Mittler & Sohn), was sie in Deutschland gesehen und gehört hat. Dabei kommt sie auch auf das Verhalten der Deutschen gegen die feindlichen Völker zu sprechen und berichtet da unter anderem:

‚Was wiederum Frankreich anbelangt... sind solche Empfindungen wohl seit Bestehen der Erde nie von einer kriegführenden Nation für ihren Gegner gehegt worden. Man könnte es fast eine Art Liebe nennen. Man lobt den Mut und die Ausdauer der Franzosen, man entbindet sie aller moralischen Verantwortung an dem Kriege und erklärt sie für lediglich von den Engländern irregeleitet, man beklagt innerlich sie und ihre Leiden. Es ist, als wollte man ihnen viel lieber Herz und Arme öffnen, als gegen sie Krieg führen. Die deutsche Gutmütigkeit muß sich einen Feind aussuchen, den sie schätzen kann und wählt natürlich von all den Feinden, von denen sie rings umgeben ist, denjenigen aus, der sich nur feindlich und nicht auch gemein benommen hat.'

Sicher ist, daß außer deutschen Schweizern auch Reichsdeutsche in der Schweiz oft dergleichen Stimmungen äußern. . Der Zorn über die englische Niedertracht darf nicht zu einer unwahren Rechtfertigung der anderen Völker führen. Es ist nicht wahr, daß die Franzosen von den Engländern irregeleitet worden sind. Sie sind am Kriege ebenso sehr schuld wie Russen und Engländer. Irre leiten ließen sich die Franzosen seit 1871 von jedem, der ihren Haß vor seinen Wagen spannen wollte. Sie haben 43 Jahre lang um jeden gebuhlt, den sie als Bundesgenossen gegen das deutsche Volk glaubten gewinnen zu können. Wie ein würdeloses Frauenzimmer trugen sie ihre Liebe jedem an, der mit Deutschland oder dem Deutschtum einen Spahn hatte. Sie schlossen das natürliche Bündnis mit dem Zaren, vergaßen den alten Hader mit England, umschmeichelten Italien, hielten 1912 schon Vorträge in Rumänien, liebäugelten mündlich, brieflich und drahtlich auf Kongressen mit Polen, Tschechen, Serben und versuchten immer wieder ihr Glück bei den Madjaren. Wenn sie schließlich den Engländern ins Garn gingen, so haben sie es eben gewollt.

Noch wichtiger aber ist folgende Erwägung: In allen gegen die Mittelmächte kriegführenden Ländern sind die für den Krieg verantwortlichen eine Minderheit; die Völker selbst wollten nicht den Krieg. Die kriegslüsterne Minderheit ist nicht überall gleich groß. Nirgends aber ist ein so großer Bruchteil des Gesamtvolkes so mitschuldig wie in Frankreich mit seiner einheitlich und geschlossen deutschfeindlichen Presse, seiner weitverbreiteten Revanchestimmung und seiner gegen Deutschland durchaus ablehnenden Politik und öffentlichen Meinung. Ein Mann wie Delcassé ist nicht von einem unverantwortlichen Selbstherrscher, sondern von der Volksvertretung eines demokratischen Landes immer wieder an verantwortungsvolle Stellen gesetzt worden, und eben diese Volksvertretung hat Herrn Poincaré an die Spitze gesetzt, von dem sie ebensogut wie die belgischen Diplomaten wußte, daß er zu den deutschfeindlichen Scharfmachern gehörte.

Man habe deshalb Mitleid mit allen unschuldigen Opfern des Krieges, aber in keinem Volke gibt es deren weniger als in Frankreich; deshalb hat es keinen Sinn, gerade die Franzosen als die Würdigsten herauszusuchen und mit besonderem Mitleid zu beehren.

Aber sie sollen sich ja ‚nur feindlich und nicht auch gemein benommen' haben! Auch das stimmt leider gar nicht. Der Versuchung, die Feindseligkeit gegen das bekriegte Volk in persönlicher Beschimpfung, Verunglimpfung und tätlicher Kränkung Unschuldiger und Wehrloser zu betätigen, ist kein Volk in so ausgedehntem Maße erlegen, wie das französische. Gerade

...sönlich gemein haben sich die Fran-...n vor allen anderen benommen."

*

...s graue Elend

...u dem oben wiedergegebenen Briefe eines ... Schweizers, der sein Erstaunen über die ...versiegende Liebesquelle ausdrückt, aus der ... Deutsche noch immer die „edlen, armen" ...nzosen berieseln, möchte ich doch noch einige ...ndere Randbemerkungen nachtragen. — ...enkt man der auch von den Engländern ...n doch nicht erklommenen Gipfel der ...neinheit in der systematischen, woll-...igen Schändung, Folterung, Meuchel-...derei deutscher Verwundeter und Ge-...gener, dann schüttelt einen der Ekel aller-...hst vor jenen — Deutschen, die den ...nzosen „viel lieber Herz und Arme öffnen ...chten", als Krieg gegen sie führen; dann ...t sich die Frage: ob jene Deutschen nicht ...ch „würdelosere Frauenzimmer" sind ... die Franzosen (immer mit den die Regel ...stätigenden Ausnahmen), leider nicht ...ne weiteres verneinen.

...Ritterlichkeit, Edelsinn („Schone den, der ...hrlos fleht!"), — welcher Deutsche, der ...ses Namens wert ist, möchte sie bei seinem ...lle missen? Aber das Buhlen um die ...lleicht doch noch zum Handkuß tückisch-...tern sich herablassende Henkersfaust des ...tlosen persönlichen, nur zerschmettert ver-...önlichen Todfeindes — ist das nicht der ...isse Gegensatz jener männlichen Tugenden? ... Nächstenliebe? Lästerung wär's, in diesem ...usammenhange das Wort auch nur in den ...und zu nehmen, Affenschande ist's, die sich ...urch die Jahrhunderte fortgesetzt hat; die, ...ie's scheint, auch durch das rauchende Blut-...leer dieser beispiellosen Weltschlächterei sich ...icht abwaschen läßt. —

„Coiffeur", „Grand Restaurant", „De-...uners", „Diners", „Soupers" usw., so ...eht's, nach wie vor, als wäre kein Wässer-...in getrübt worden, an den Schildern, ...chaufenstern, Anschlägen „vornehmster" Ge-...häfte. Bezeichnender noch die abgestufte ...ntwicklung gewisser „Marken". So z. B. ...ner und der selben Zigarrenmarke: nach Ausbruch des Krieges stolz und kühn — „Schwert heraus!"; dann — nach gemessener Frist — „Handelsherr"; heute — „Reina del Sol".

Und wie war es leicht, das Eisen zu schmieden, als es noch heiß war! Und was für andere Eisen noch! Aber das durfte ja nicht sein. Außerdem — wir hatten Wichtigeres zu tun: „Hier werden Kriegserklärungen angenommen." Das war damals ein ganz prächtiger feldgrauer Humor. Aber eben nur als feldgrauer prächtig. Politisch würden wir ihn als Galgenhumor empfunden haben, wenn da überhaupt von Humor noch hätte die Rede sein können.

Heute? — Es war ja nicht ganz leicht, dieses Gottesgeschenk in höchster Bedrängnis, diese wundervolle Hochstimmung zu zermürben und in den grauen Alltagsstaub zu treten. Aber in jahrelanger, zäher, unverdrossener Arbeit, mit Aufwand aller nur verfügbaren Kräfte und Mittel, ist es mit angelsächsischer Nachhilfe dann doch, zum Teil wenigstens, geglückt —: Hurra! Das graue Elend ist da! Gott sei Dank: nicht das feldgraue!

Aber auch darauf wird fleißig und zielbewußt hingearbeitet. Kaum daß Herr Cohn Hindenburg und Ludendorff unter einen Überwachungsrat (also unter Cohntrolle) stellen wollte, ist auch die Scheidemann-Regierung eifrigst drauf und dran, die von der Obersten Heeresleitung für die Front zugelassenen Schriften unter ihre Oberaufsicht und Zensur zu stellen. Das Amtsblatt besagter Regierung, der „Vorwärts", hat sich sogar einen befehlshaberischen Ausfall gegen eine von der Obersten Heeresleitung selbst amtlich angeordnete Veröffentlichung in einer deutschen Armeezeitung geleistet. Da unsere Oberste Heeresleitung turmhoch über jeden Zweifel erhaben ist, so läßt sich die Frage länger nicht abweisen: wie ist es überhaupt möglich gewesen, daß irgendein im Deutschen Reiche gedrucktes Blatt, und sei's auch schon die amtliche Stimme der Scheidemann-Regierung, sich solcher Ausfälle gegen unsere Oberste Heeresleitung, diese einzige „reale Garantie" für unser

aller Freiheit, Sicherheit und Ehre, hat erdreisten dürfen und können? Oder sollte die russische Revolution auch manche Gemüter in Deutschland schon derart geschwächt oder „revolutioniert" haben, daß man sie nicht mehr ernst zu nehmen — braucht? — Dann aber: „Gleiches Recht für alle, freie Bahn dem Tüchtigen!" Gr.

*

Polizeilicher Zwang zum Wuchern

Der „Westfälische Merkur" (Nr. 404) meldet aus Gelsenkirchen:

„Auf dem Wochenmarkt vom 8. August erschien ein Bauer mit einem Korb voll Einmachgurken, die er das Pfund zu 20 ₰ anbot. Selbstverständlich herrschte darob bei vielen Marktbesucherinnen eitel Freude. Sie hatten jedoch nicht mit der städtischen Marktpolizei gerechnet. Denn alsbald erschien ein Polizeibeamter und forderte den Bauer auf, die Gurken nicht unter 45 ₰, dem geltenden Höchstpreise, zu verkaufen. Als der Bauer sich weigerte, wurde er vom Markte verwiesen."

Daß der Bauer mit dem von ihm geforderten Preise auf seine Rechnung kam, ist wohl als sebstverständlich vorauszusetzen. Wenn er dann von der Marktpolizei angehalten wurde, mehr als das Doppelte dieses Preises zu verlangen, so war das vom Standpunkte des Bauern — kein „Höchstpreis" kann das abwaschen — nichts anderes als der Zwang, sich einen unrechtmäßigen Gewinn zu verschaffen, also Wucher zu treiben.

Die Wucherei würde sich also bei uns schon so weitgehender Anerkennung erfreuen, daß man sie bald als staatliche Einrichtung ansehen dürfte, und daß sich eines strafbaren Verstoßes gegen — „die guten Sitten" schuldig machte, wer nicht mitwuchert. Die allgemeine Wehrpflicht fände dann eine fröhliche Ergänzung durch die allgemeine Wucherpflicht.

Inzwischen möchte man die Hoffnung nicht aufgeben, daß dieser märchenhafte Vorgang eine befriedigende Aufklärung findet. Gr.

*

Nach französischem Muster

Ein Matrose, seit Beginn des K[...] von Hause abwesend, merkt bei [...] Beurlaubungen, daß seine Frau „in [...] Gesellschaft geraten ist". Bei seinem [...] Besuch findet er seine Kinder verschmu[...] vernachlässigt vor. Durch diese Umstän[...] reizt, stößt er seine Frau durch Messe[...] nieder. Die Verhandlung ergibt, daß [...] seine Tat nicht verantwortlich zu mach[...] Er wird freigesprochen.

Soweit der Bericht. Wieso wa[...] Matrose für seine Tat nicht verantw[...] zu machen? War er nicht zurechnungs[...] Ist der Irrenarzt hinzugezogen worden[...] hat nicht den Anschein. In Frankrei[...] Amerika pflegen allerdings in solchen [...] Freisprechungen zu erfolgen; statt der [...] rechnungsfähigkeit genügt die Erregun[...] Augenblicks, sofern ihr nur ein gerecht[...] hinreichender Grund nachgewiesen w[...] kann. Mehrfach bereits sind in letzte[...] ähnliche Urteilssprüche auch bei un[...] schehen, meist sogar unter der Begleite[...] nung, daß das Gericht sich auf seine [...] geschrittenheit" etwas zugute tut. Ma[...] den Eindruck, daß auch bei diesem Urt[...] Gerichtes der 1. Marine-Inspektion zu [...] zig ein ähnlicher Freispruch vorliegt. [...] man wird im tiefsten Grunde seines He[...] mit diesem Manne fühlen, man hätte, [...] bei näherer Kenntnis der Verhältnisse, [...] leicht selber die geringste Strafe ausgespro[...] die nur denkbar ist. Aber straflos? [...] allem scheinen die Vorbedingungen dafür [...] nicht gegeben zu sein, und man gewinnt [...] leise den Eindruck, daß das Kriegsgericht, [...] doch militärische Vergehen, selbst die [...] ringsten, mit sehr erheblicher Strenge [...] ahnden pflegt, hierin nur (!) einen Zi[...] gesehen hat, worin dem Soldaten unter [...] entschuldbaren Umständen etwas nachgese[...] werden müsse. Sicherlich sind die Umstä[...] gerade in der heutigen Zeit doppelt e[...] schuldigend, wenn die Frau den Vaterlan[...] dienst ihres Mannes mißbraucht. Aber st[...] los? Es besteht die Gefahr, daß unser Rech[...] gefühl unter den Greueln dieses Kri[...]

wächer wird; es besteht die Gefahr, daß
i manchem derer, die aus dem Felde zu-
ckkehren, sogar der Mord von seinem ab-
reckenden Inhalt verliert. Die Gewissens-
npfindung gegenüber diesem letzten äußer-
n Frevel muß gerade deshalb auf das pein-
hste gewahrt werden und darf unter keinen
nständen durch solche Urteile geschwächt
erden. Wo kommen wir hin, wenn der
taat überhaupt erst einmal Fälle zulassen
ll, wo der einzelne in des Staates Richter-
nt einbrechen darf? Glaubt man nicht, daß
ch mehr Fälle der Art in der Luft liegen
ögen? Die Frage quält: Ob wohl auch
n Zivilgericht so geurteilt hätte? Das Ge-
ht der 1. Marine-Inspektion sollte den Fall
n Interesse der Allgemeinheit aufklären —
enn er aufzuklären ist. E. K.

*

Hunger und Materialismus

Scheinbare Gegensätze und doch nur innere Zusammenhänge, auf die Prof. Paul Sickel im „Vortrupp" hinlenkt:

„Der Mensch ist einmal so eingerichtet, aß, wo die Sorge um die tägliche Nahrung in Sinnen und Trachten in Anspruch nimmt, neist für geistige Bedürfnisse wenig Raum leibt. Daß die großstädtische Bevölkerung, ie auf die amtlich zugeteilten Rationen an-ewiesen ist, der Gefahr der Unterernährung usgesetzt ist, haben ärztliche Gutachten fest-estellt. Nun ist der Hunger ein heftiger Stachel. Was Wunder, wenn sich das Denken ieler Tausender von Städtern jetzt fast aus-chließlich um die Beschaffung von Nahrungs-nitteln dreht. Auch in Familien und Gesell-chaftskreisen, wo die Unterhaltung sonst auf iner höheren Stufe stand, kehrt das Gespräch unwillkürlich immer wieder auf diesen Punkt urück. Ja, der ganze Scharfsinn wird auf-geboten, um noch irgendwelche andere Hilfs-quellen ausfindig zu machen. Es ist ein offenes Geheimnis, daß die kriegswirtschaft-lichen Vorschriften, wo es nur möglich ist, umgangen werden. Das ist menschlich, allzu-menschlich. Und es wäre töricht, dagegen mit dem Pathos sittlicher Entrüstung auftreten zu wollen. Aber bedenklich ist zunächst doch, daß nun schon seit Monaten das materielle Denken zur ausschließlichen Herrschaft gelangt ist. Die Lehre, daß die körperlichen Bedürfnisse an erster Stelle stehen und ihre Befriedigung unter Umständen auch durch rechtlich unerlaubte Mittel zu erstreben ist, wird heute mit so eindringlicher Kraft gepredigt, daß sie nicht ohne Wirkung auf die Anschauung weiter Kreise bleiben kann. Am schlimmsten aber ist es, daß durch die Gewohnheit, staatlichen Bestimmungen ein Schnippchen zu schlagen, das Rechtsbewußtsein des Volkes und die Autorität des Staates stark erschüttert wird. Auch hier wieder erleben wir den Widerstreit zweier entgegengesetzter Empfindungen: während im ersten Kriegsjahre der Staatsgedanke sich zu einer nie gekannten Macht steigerte, liegt heute die Gefahr nahe, daß das allgemeine Rechtsgefühl in Verwirrung gerät und dadurch die staatliche Autorität untergraben wird."

*

Herr Felix Weingartner

Einer gewissen Sorte von deutschen Staatsbürgern, leider einer sehr zahlreichen, ist offenbar nicht zu helfen. Sie können das Hinterherlaufen, das bedientenhafte sich Anschmusen nicht lassen. Da unsere hochverehrten Feinde von ihnen jetzt nichts wissen wollen, müssen die Neutralen die ganze Fülle dieser ungeforderten Freundlichkeiten über sich ergehen lassen. Wie weit diese in handfesteren Dingen bestehen, entzieht sich unserer Kenntnis; geradezu verschwenderisch aber hausieren wir mit unserer deutschen Kunst. Daß diese deutsche Kunst häufig genug wenig deutsch ist, daß in der Wahl der Theaterstücke, in der Zusammenstellung der Konzertprogramme vielfach der übelsten Ausländerei gefröhnt wird, haben wir hier schon wiederholt, zuletzt anläßlich der Gastspiele Max Reinhardts gebrandmarkt. Daß die Apostel für diese deutsche Kunst im Auslande selbst keine Opfer zu bringen haben, ist hier auch schon betont worden. Je sicherer aber alle diese Unternehmungen in finanzieller und moralischer Hinsicht möglich sind, um so mehr hat das deutsche Volk ein Recht, zu verlangen, daß

seine geistigen und materiellen Kräfte nicht unnütz vergeudet und entwürdigend vertan werden. Daß dies aber mit den Auslandsgastspielen geschieht, ist unverkennbar. In Christiania ist es zu offenkundigen Feindseligkeiten gekommen, und auch in der geduldigen Schweiz ist lauter Widerspruch gegen die die einheimische Künstlerschaft schwer schädigende Überschwemmung mit deutschen Kunstdarbietungen laut geworden. Aber alles das scheint gewisse Leute nicht zu belehren.

Herr Felix Weingartner, der ja nie an Bescheidenheit gelitten hat, traute sich die Orpheus-Gewalt der Bezähmung der wilden Bestie zu und veranstaltete ein Konzert in Lausanne. Ausgerechnet in Lausanne, das nach der würdelosen Beschimpfung der deutschen Flagge während dieses Krieges überhaupt kein Deutscher mehr betreten dürfte. Gewiß, Herr Weingartner ist Österreicher und konzertierte mit den Wiener Philharmonikern. Um so schlimmer, weil dadurch der Zweideutigkeit Vorschub geleistet wurde, unsere Bundesgenossen fühlten sich nicht eins mit uns und brauchten sich um eine uns zugefügte Beleidigung nicht zu kümmern. Herr Weingartner hat erfahren müssen, daß die Lausanner für so feine Unterschiede nicht empfänglich sind. Das Konzert artete zum Skandal aus, und der Dirigent konnte sich nur durch ein nicht gerade heldenhaftes Versteckspiel persönlichen Angriffen entziehen. In diesem Falle wäre statt der nachherigen Flucht die vorherige klüger gewesen, denn die Feindseligkeiten waren angekündigt und damit begründet, daß Weingartner in Brüssel von der deutschen Kommandantur veranstaltete Konzerte dirigiert habe und außerdem durch Unterschreiben des bekannten Manifestes deutscher Gelehrter und Künstler seine Zustimmung zur Zerstörung der Kathedrale von Reims gegeben habe. Die Unsinnigkeit dieser Behauptungen durfte Weingartner nicht abhalten, von seinem Plane zurückzutreten, weil er weniger seine Person als die deutsche Sache einer neuen Beschimpfung aussetzte. In einem solchen Falle muß man aber auch Verzichte leisten können. Aber nicht genug, daß Herr Weingartner dieses elementare nationale Taktgefühl nicht aufbrachte, er glaubte in nationaler Demütigung ein übriges tun zu müssen und richtete unterm 11. Juli von St. Gallen aus an den unter dem Friedensapostolat seine Deutschfeindlichkeit nur schäbig verdeckenden Herrn Alfred H. Fried einen Brief, in dem er u. a. versichert, daß er dem Manifest seine Unterschrift nicht gegeben haben würde, wenn es ihm vollständig vorgelegen hätte. Es geht doch nichts über einen stolzen, aufrecht mannhaften Charakter. R. St.

*

Zugvogelfrei

Man wird sich vielleicht entschließen müssen, noch dieses neue Wort zu bilden, wenigstens für unsere Steuersprache. Der Breslauer Bezirksausschuß hatte sich jüngst mit einer eigentümlichen Form der Steuerhinterziehung zu beschäftigen. Eine Postdirektorswitwe aus Charlottenburg war in Schweidnitz, wo sie sich vom 31. Dezember bis zum 21. März aufgehalten hatte, zur Gemeindesteuer veranlagt worden, erhob aber mit Erfolg Einspruch unter der Begründung, daß vom Gemeindesteuergesetz nur der betroffen werde, der neunzig Tage ununterbrochen an einem Orte sich aufhalte. Wie sich bei der mündlichen Verhandlung herausstellte, war die findige Dame nirgendwo zur Steuer veranlagt. Sie hatte ihre Möbel untergestellt, hatte nirgendwo eine feste Wohnung und verteilte ihren Aufenthalt zwischen Schweidnitz, Charlottenburg und Breslau derart, daß sie nirgendwo neunzig Tage hintereinander weilte.

Zunächst ist dieser Zugvogel auch im mündlichen Verfahren von der Besteuerung freigesprochen worden. Sollte diese Lücke im Gesetz unausgefüllt bleiben, so dürfte sich in der bevorstehenden Zeit ergiebiger Steuerbelastung eine neue Art von Wandervögeln entwickeln. St.

Verantwortlicher und Hauptschriftleiter: J. E. Freiherr von Grotthuß • Bildende Kunst und Musik: Dr. Karl Storck
Alle Zuschriften, Einsendungen usw. nur an die Schriftleitung des Türmers, Zehlendorf-Berlin (Wannseebahn)
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart

n Falle
können.
tner dieses
ht aufbrach
ung ein
term 11.
er dem
eit
H. Fried
ert, daß er
icht gegeben
ändig
ber einen
alter.

lfrei

dich sich
sen, noch
ißens für
resdauer
mit einer
chinterziehung zu
irektorswitwe aus
hweidnitz, wo sie sich
zum 21. März
eindesteuer veranlagt
Erfolg Einspruch
vom Gemeindesteuer
sen werde, der
chen an einem Orte
bei der mündlichen
lte, war die findige
teuer veranlagt.
tergestellt, hatte
ung und verteilte ihren
chweidnitz, Charlotten
erart, daß sie
tereinander weilte.
Zunächst ist dieser
mündlichen Verfahren
reigesprochen worden.
Gesetz unausgefüllt
der bevorstehenden Zeit
belastung eine neue
entwickeln.

n Grotthuß
eitung des Türmers
ner & Pfeiffer, Stuttgart

